

4^o Per. 18th / 9

<36611685920018

<36611685920018

Bayer. Staatsbibliothek



Die

Illustrierte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Neunter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs:
2 Thlr. — 3 fl. 36 fr. rh.

1861.

Preis des Monatsheftes:
5 Sgr. — 18 fr. rh.

756
Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

201
116
317

Die

Illustrierte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Neunter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs:
2 Thlr. — 3 fl. 36 fr. rh.

1861.

Preis des Monatsheftes:
5 Sgr. — 18 fr. rh.

75/6
Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Gallberger.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

F
G 761735

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Seite		Seite		Seite	
	Afrika, das Innere von, und die neuesten Forschungen	239	II. Trifels. Von demselben . . .	84	Pelamerer, im Tagebuch einer Reise-
	Alba, i. Egentl.	308	III. Die Jungfrau von Orleans. Von E. Bauer *	130	laufsfahrt von Dr. Kauc * 183, 203, 209
	Akerhollens, Kloster	295	IV. Gamoati. Von E. v. Barnt- hönig *	361, 371	Präsidenten, die, der verdamerikanischen
	Ambras, Schloß in Estrel	217	Gietzthal, das *	217	Unien: Abraham Lincoln und
	Anicura. Von Edmund Keller * 17, 268, 297	216	Glarus, die Nacht von. Von Augusti Herbernd *	299	Damianl Daminl *
	Anneo-Ede, der	68	Geblimnen, die Geschichte der, von Bras- kien *	69	Brevere, in der *
	Anomolureu, die	133	Gerte der Geric, die, bei Rom *	233	Hc, die Insel *
	Agerichte Ochse, der *	245	Gamlin, Hannibal *	309	Rheinbrücke, die, bei Rehl *
	Baltimore, der *	281	Hartner Krcer, das, und seine Aus- trocknung *	324	Rethenburg an der Lauter. Von Karl Wager *
	Bärengraben, der, in Bern *	231	Hangstetler, die. Eine Abenteuer-Novelle * 131, 132, 150, 154, 162, 170.	178	Salamander, der *
	Bierbleien *	13	Hobensollern, die Burg, bei Gehingen * .	136	Salerno in Unteritalien *
	Boulevard Eschepel, der. Paris *	44	Jad Grstine, der Thierhändiger. Novelle von Karl Kevil *	1, 14, 22	Sanseuici *
	Brautwerbung, eine gelährliche. Eine Erzählung von Björnstjerne Björnson . . .	276	Jesep der Zweite. Von Dr. R. Buchner *	290	Schoß 26, 34, 116, 154, 218, 250, 314, 350.
	Bremen, die Brückstraße zu *	211	Japan	81	Scharnhorst. Von Dr. Wilhelm Zimm-ermann *
	Brienger See, am *	132	Jungfrau von Orleans, die. Von E. Bauer *	130	Schlagflus, die Anlage zum. Von Dr. A. Ewenslein *
	Budingham, und Karl L. *	241, 233	Karawanen, das Leben der *	49	Edenwald *
	Caen *	185	Karl L. und Budingham *	241, 233	Seibmörder, ein moderner. Novellelle 35, 48
	Capua *	177	Kathedralc, die, von Krafau *	113	Siebenbürg. I. Die spanischen Kriege- und Zelle- händler *
	Cateau, Graf *	239	Kathedralc, die, von Mexico und ihr Sagario *	329	II. Eine Hodgeit im nördlichen Schwarzwalde *
	Charleston *	337	Kirchenmuffier, zwei: Orlando di Lasso und Palestrina *	59	III. Die Wasserträger in Kalfutta * .
	Cherbowied, Nikolaus Daniel *	249	Konstitution, harte und schwache. Von Dr. A. Ewenslein *	194	IV. Die Biegel in Reutlitz *
	Chery, Fernando, das Haus des, in Mexico *	80	Krafau und seine Universität *	369	Strepel: oder Trübenfrucht, die Anlage zum. Von Dr. A. Ewenslein *
	Chrenwell, Olivier *	375	Kranich, der *	89	Steiner, Erinnerung an den *
	Danzig, von Ernst Balltraß *	232	Krankeiten und Krankheitsanlagen. Krankheitsanlagen, über. Von demselben Kreuz, das, im Einwohnende *	153	Stall, der kaiserliche, für inmalide Pferde zu Jarkof-Seto bei St. Peters- burg *
	Danzmal Kaiser Franz I. von Oesterreich * .	47	Leichhof, der, in Kalfutta *	372	Säbdehiler. I. Amlierdam. Von Edm. Keller * .
	Derbent, am kaspischen Meere *	145	Leibung, Gethoid Ephem *	74, 77	II. Danzig. Von Ernst Balltraß * . .
	Deutscher Geist und deutsche Männer: I. Gethoid Ephem Lessing *	71, 77	Liben, vom *	1, 257, 11, 265	III. Lüdingen *
	II. Scharnhorst. Von Dr. Wilhelm Zimmermann *	108	Lichtenstein, Schloß. Von Hans Heilmann *	337	Stein, Freiber von *
	III. Karl Maria von Beher *	172	Liebe, die, als Krat. Erzählung von J. A. Schmid * 306, 317, 322, 330	307	Stielochter, die, oder Wer gewinnt? Roman von A. F. Smith * 4, 10, 23, 29, 34, 41, 59, 61, 62, 68, 74, 82, 87, 93, 98, 105, 114, 121, 125, 134, 143, 146, 157, 165, 174, 181, 188, 197, 205, 213, 218, 230, 234, 238, 245, 250, 253, 262, 269, 278, 282, 286, 294, 302, 310, 314, 326, 334, 342
	IV. Friedrich Eiß *	256	Lieber erbliche Krankheiten. Von Dr. Ewenslein *	26	Sturzer, die *
	V. Joseph der Zweite. Von Dr. R. Buchner *	290	Lincoln, Abraham *	309	Synagoge, die neue, in Stuttgart * . . .
	VI. Freiberg von Stein *	340	Linke, die, im Burghof zu Rürnberg. Eine Sagen-Geschichte *	15	Tafak, die Kultur des *
	Deutsche Kauf in ihren Merkern: I. Der Ewensmann von Wolff *	169	List, Friedrich *	266	Telemarken, eine Fahrt durch. Von Graf Baden *
	Diamantstern, der. Erzählung 338, 345, 354	354	Lüben, vom *	1, 257, 11, 265	Teufelstahl, das, in Althorf *
	Egypten. Von E. v. Barntönig * 361, 371	371	Mafra, das Kloster, in Portugal *	293	Thormalsen, Petrel *
	Eggenstein, das Kloster, im Kanton Schwyz *	227	Marmoreberg, die, von Turon *	321	Triefels, des. Von Dr. Wilhelm Zimm-ermann *
	Eklatsche, die Kaiserin von Oesterreich, auf Madaira *	305	Mafana, die *	156	Rezdun des Holts, die. I. Ueber Krankheitsanlagen. Von Dr. Ewenslein *
	Englischen Recoution, Bilder aus der. Von Dr. Wilhelm Zimmermann. I. und II. Karl I. und Budingham, III. Olivier Cromwell *	241, 273, 275, 224	Meditzen von Helts, die. I. Ueber Krankheitsanlagen. Von Dr. Ewenslein *	26	II. Ueber erbliche Krankheiten. Von demselben *
	Ernte, die, in der Campagna di Roma * .	224	III. Etarte und schwache Konstitution. Von demselben *	194	III. Die Anlage zur Strepel- oder Brüchentrucht. Von demselben *
	Erzählung, die, eines alten Edelten. Ein Abenteuer und den Armeninen * . . .	101	IV. Die Anlage zur Strepel- oder Brüchentrucht. Von demselben *	238	V. Die Anlage zur Strepel- oder Brüchentrucht. Von demselben *
	Falancenslag, die, im Rheinthal *	167	Mont Klaufr, der *	57	Wüstlicheit, die, auf der *
	Felsenabirge, die, in Nordamerika * . . .	336	Musmettel, der *	149	Wurmstichler, die *
	Fischspeise, das, bei Padellitz *	118	Neaparth *	360	Wagareit, das Leben in den Straßen * .
	Franken Krieg *	285	Nevertin, Johann Friedrich *	196	Walter, das Leben in den Straßen * . .
	Flechterammer, die, auf der Burg zu Rürnberg *	349	Oberrin, Johann Friedrich *	196	Waltin, Johann Friedrich *
	Fremdenberg, das Haus der. Von Dr. F. Velargus *	99	Paffenstiel, das, im Oberammergau * .	91	
	Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen *	155			
	Fuggerhaus, das, in Augsburg *	225			
	Gada *	225			
	Gedichte, der. Erzählung von Hans Heilmann *	338, 366, 370, 374, 378			
	Gefährlich, das, des Kronenwalde. Eine Criminal-Geschichte *	58, 70, 112			
	Gefährlich, die, auf der Burg zu Rürnberg *	349			
	Gefährlich, die, auf der Burg zu Rürnberg *	349			
	Gefährlich, die, auf der Burg zu Rürnberg *	349			
	Gefährlich, die, auf der Burg zu Rürnberg *	349			
	Gefährlich, die, auf der Burg zu Rürnberg *	349			

Die Illustrierte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Zur Unterhaltung und Belehrung
für die Familie, für Alle und Jeden.

Neunter Jahrgang.

Jack Erohinz, der Thierbändiger.

Novelle von Karl Kroll.



„Bei der ersten Bewegung seid Ihr des Todes, Freund.“

Die Schenke „Zu den United States“, in der nördlichen Vorstadt von Albany im Staate New-York gelegen, war an diesem Abende zu klein, um die Menge der Gäste, welche Tische und Bänke belagerten, zu fassen. Mr. Craigle, der Eigentümer der Wirthschaft, war ganz verklärt und schien sich zu vervollständigen, um mit eigener Hand seine Stammgäste mit Porter und Whisky zu bedienen. Von Zeit zu Zeit zog er kleine rote Fettel aus der Tasche und vertheilte sie an die Masse, welche sich gierig darum riß. Ein schlechter Holschnitt, einen aufreißenden und seine Vorbereitungen auf eines Mannes Schultern legenden Tiger darstellend, befand sich am Kopfe dieser Ankündigungen, welche das genaue Programm der Abendvorstellung des berühmten Thierbändigers Joad Erstline veröffentlichten.

Bald überlieferte der Klang einer Glocke den Lärm der Menge, die Gespräche, die Nachschmungen von Thierstimmen und gellenen Pfiffe endeten in drei wüthenden, dem nationalen „hip“ folgenden Hurrahs, und der Menschengemälde wälzte sich hinaus. Die Vorstellung des Thierbändigers sollte beginnen. Zwei Tritter blieben allein im Saale der Schenke und saßen fort, durch kleine, gekrümmte Glasröhren das gelbliche Getränk einzuschleusen, welches auf dem Grunde ihrer Krüge perlte: den „Sherry-Cobbler“, eine Nachschmung des Aresweines, gemischt aus Rum, Orangensaft, Zucker, Zimmt und Muskat. Der ältere dieser beiden Persönlichkeiten trug einen Matrosenanzug; der Buchstabe P war mit rother Wolle auf dem Stragen seiner Schiffsjacke gestickt. Er nannte sich Thomas Casp und war Steuermann an Bord eines der Schiffe der Hudson-Kompagnie. Der Andere war ein junger Mann von achtzehn bis neunzehn Jahren, mit ernst, träumerischer Physiognomie. Er trug, wie sein Gefährte, die Wollensmütze, die Schiffsjacke und das blaue Veiuleid der amerikanischen Seeleute. „Gabt Ihr Tabak, Jasper?“ fragte der Steuermann, eine Pfeife aus der Tasche ziehend.

„Da,“ erwiderte der junge Mann, indem er seinem Kameraden eine Rolle „Cavendish“ reichte, welche dieser mit seinem Messer zuerschneiden begann. — „Also, Freund, Ihr herabt nicht Euren tollen Streich?“ — „Es ist kein toller Streich, den ich mache,“ sagte Jasper mit entschlossenem Tone. — „Ich bin Matrose, ich werde reisen, das ist Alles, was ich wollte.“ — „Ah so! Euer Alter ist also ganz unabhängig?“ redete von Neuem der Steuermann, den Tabak anzündend. Jasper runzelte die Stirn und warf auf den Steuermann einen strengen Blick. „Wir wollen nicht von diesen Dingen reden, wenn's beliebt, Mr. Casp,“ sagte er mit Nachdruck. — „O, es geschieht nicht aus Neugierde, daß ich davon spreche; ich bin dafür zu sehr im Klaren über Alles, Kamerad; und der Alte ist hinlänglich im Lande bellant.“ — „Was wißt Ihr?“ unterbrach ihn barsch der junge Matrose. — „Ei! wahrhaftig, ich weiß, daß Eures Vaters Gehirn seit lange krank ist, und daß er sein Lebenslang seine Familie unglücklich gemacht hat. Ich weiß, daß, ehe er Euch mit seinen Anfällen von Horn und Starrheit mißhandelte, er Euren armen Bruder Rem, einen wackeren Wirthschafter, zur Verzeihung brachte, ihn wie einen Diebsneger fortjagte, und daß man seitdem von diesem nie wieder etwas hörte. Ich weiß auch, daß Ihr Matrose geworden seid, bloß weil Ihr Eure Auline Eva liebte, welche Euch Euer Onkel Kennedy nicht geben wird, so lange Euer Vater lebt.“ — „Das ist wahr,“ murmelte Jasper, den Blick senkend; — und dieser unerschütterliche Entschluß, den ich mir nicht erklären kann, ist es, der mich zur Verzeihung gebracht hat.“ Ein fürchterliches Krallen, ähnlich dem Geräusch des Meeres, wenn es Steine auf das Ufer rollt, und wahnsinnige Hurrahs machten die Hände der Schenke aufzittern. „Hören Sie, meine Herren?“ rief Mr. Craigle erstickend; — „Erstline geht in den Käfig des Tigers.“ — „Armer Mann,“ sagte Jasper, „er wird über kurz oder lang zerreißen werden.“ — „Ah! wenn Mr. Jasper da wäre, wie vergnügt würde er sein, Euch so sprechen zu hören,“ fuhr der Schenkwirth fort, indem er sich den beiden Matrosen näherte.

— „Wie so?“ entgegnete Jasper lebhaft. — „Euer Vater hat Euch also nichts gesagt?“ — „Nein... ich verstehe Euch nicht.“ — „Nun, Master Jasper hat vierhundert Dollars gemettet, daß Joad Erstline zerreißen sein wird, ehe ein Monat vergeht; und Ihr wißt, daß er darauf hält, die Betten, die er macht, zu gewinnen. Er verkauft seine Vorstellung und setzt sich immer auf den ersten Platz. O! er wird sich an dem Tage, wenn er seine Dollars einsteckt, wohlkommen lassen.“ Ein Kröfeln des Entschens durchdröbelte den jungen Mann und er ließ den Kopf auf seine Hände sinken. „Ihr sucht Euch den Grund der Weigerung Eures Onkels zu erklären,“ sagte der Steuermann mit Güte. „Dieser Mann hat es, ohne zu wissen, eben gethan. Euer Vater,“ fuhr Thomas Casp in dumpfem Tone fort, „Euer Vater ist voll alter Grausamkeit.“ — „Schweig, Casp!“ schrie Jasper in Verzwillingung. — „Schweig, Ihr vergeht, zu wem Ihr sprecht.“ — „Nein,“ erwiderte traurig der Steuermann, „nein... ich bin nur aufrichtiger als die Andern. Ich werde hohle es Euch, Jasper, die Starrheit Eures Vaters ist boshafter Natur, und dieses Fieber, das sein Gehirn vergeht, ist eine Sucht nach Blut und Mord. Euer Onkel verweigert Euch nur deshalb die Hand seiner Tochter, weil er fürchtet, daß Euer Onkel Eueren Vater zu Kopfe steigen und daß der Teufel, der sich eine Kajüte in seinem Hirn eingerichtet hat, ihm irgend welchen bösen Gedanken eingeben möchte. Und jetzt, da ich frei vom Herzen weg gesprochen habe, will ich auch nicht stehen bleiben. Ihr seid aus Liebeshemmnung Einer der Unfern geworden; behauert es nicht. Seht, es ist ein Glück für Euch, daß Ihr den Entschluß gefaßt habt, das Land zu verlassen. Für die Leute im Staate New-York ist Euer Vater ein Narr, nichts als ein Narr, und man bemitleidet ihn!... Ihr Fremde und Neuankommende ist es ein gefährlicher Mann. Man fürchtet und haßt ihn... Denkt nicht, daß diese guten Seelen eine Ausnahme zu Euren Gunsten machen werden... Ihr heißt Jasper, das genügt ihnen. Ihr werdet keinem Kinde über den Kopf streichen, ohne daß man sage, daß Ihr es, gleich einem Huronen, flapsiren wollt. Man wird bald eines Rufes müde, den man nicht verdient; Ihr seid gut, Ihr seid tapfer; man wird Euch bald böse und feige machen. Glaubt der Erbsihrung des alten Casp, mein lieber Junge; er hat zu Euch gesprochen, wie er zu seinem Sohne gesprochen haben würde, wenn der liebe Gott ihm einen wackeren Wirthschafter wie Ihr gegeben hätte.“ — Der junge Matrose schüttelte kräftig die Hand, welche der Steuermann ihm hinreichte, und stürzte aus der Schenke. Jasper löste das Tuch, das seinen Hals umgab, um freier die frische Luft einathmen zu können; und nachdem er einige Schritte gemacht hatte, stützte er seine Stirn gegen die Umfassung der Menagerie und ließ die Thränen, die ihn erstickten, fließen. Die Straße war leer und schweigend. Ein dumpfer Schlag, wie durch die Stange einer gewaltigen Maschine hervorgebracht, machte die Erde unter Jaspers Füßen erbeben. Dieser blieb unbewegt und horchte. Ein zweiter, noch stärkerer Schlag als der erste, ertönte von Neuem; allein dieses Mal war er von einem langen Brüllen begleitet, das aus dem Innern der Menagerie kam. Jasper erzitterte und fuhr entsetzt zurück. Das Haus des Thierbändigers Joad Erstline zitterte sich schwarz auf dem gestirnten Himmel ab. Bald folgten die Ballensschläge und das Brüllen schneller auf einander, und eine neue Erschütterung verließ dieser Scene vollends einen wahrhaft phantastischen Charakter. Ein röstlicher Schein drang durch die Bretter der Menagerie. „Es ist Feuer! Feuer!“ schrie Jasper, „und die Wärrer bemerkten es nicht! Ehe ich in der Stadt Lärm mache, muß ich sie davon benachrichtigen.“ Und über die Umfassung springend, erstletterte er einen gegen die Mauer gestützten Mastbaum, welcher dazu diente, Flaggen und Wimpel zu tragen. Auf diese Weise gelangte Jasper an den Balkon des ersten Stockwerks; dort stieß er ein halbgelbes Fenster auf und blickte begierig in's Innere. Ein Schrei des Entschens ertarb auf seinen Lippen und er mußte

sich mit Kraft am Fenster festhalten, um nicht zu fallen. Der Thierbändiger, mit einer Reitjade und lebernen Beinleibern angehan, stand vor dem Käfig eines ungeheuren Tigers. Alle andern Käfige waren durch eisenschlagene Laden fest geschlossen. Jad Erstine befand sich allein in dem großen Saale der Menagerie, welcher nur durch zwei, zu beiden Seiten der Befahrung des Tigers angebrachte Gasflammen beleuchtet war. In der rechten Hand hielt der Jäger eine biegsame Stahlfangst, und mit der Linken fasste er den Griff eines langen Schlüssel, welcher aus einer unter dem Fußboden des Käfigs angebrachten Oeffnung hervorsteckte. Er war unbeweglich wie eine Bronze statue. „Hier . . . hier, Weib!“ sagte er, den Tiger anredend, mit sanfter, einschmeichelnder Stimme. Die Augen des Ungeheuers funkelten wie zwei Smaragde, sein Rückgrat krümmte sich gleich einem Bogen, sein ungeheurer Kopf stülpte sich auf die Spitzen seiner Vorderfüße, die Muskeln seines Gesichts zogen sich zusammen, und ein graufiges Fisches entfuhr seiner Brust, das Antlitz des Bändigers war Feuerhauch streifend. Jad Erstine sprach mit leiser Stimme die Worte „heng“, und drehte kräftig den Schlüssel, den er in der linken Hand hielt. Ein dumpfer Schlag ertönte unter dem Boden des Käfigs und warf eine Staubwolke empor. Der Tiger sprang gegen die Eisenlade und ein Schredensgeräusch grollte in seiner Kehle, gleich wie das Rollen des Donners über dem Lande. Der Thierbändiger stellte abdann sein Handgelenk durch das Gitter, ließ seine Stahlfangst durch die Luft pfeifen und schlug damit vier- oder fünfmal dem Thiere in die Seiten. Dieses eben beschriebene Verfahren wiederholte Erstine mehrere Male, aber immer umsonst: der Tiger gehorchte nicht. Der Jäger marf abdann seine Stange auf den Boden, zündete an der Gasflamme eine Schmefelkugel an, berührte damit ein eisernes, auf dem Rande des Käfigs stehendes Gefäß und sprang schnell zurück. Ein Prasseln machte sich bald vernehmbar, und eine glänzende rothe Lichtgarbe, dem eisernen Behälter entströmend, erleuchtete den weiten Raum des Saales. Der Tiger stieß ein noch durdbringenderes, verzweckteres Brüllen als das frühere aus; und sich auf den Hinterfüßen aufrichtend, ließ er sich von seiner ganzen Höhe auf den Bauch fallen und verband den Kopf zwischen den Lagern. Inbeeh der Thierbändiger beschäftigte sich nicht mehr mit seinem Tiger: beim Scheine des farbigen Feuers, das er angezündet, hatte er Jasper aufrecht am Fenster bemerkt. Jad Erstine zog sachte ein Pistol aus der Tasche, und auf den jungen Matrosen anlegend, sagte er mit Donnerstimme: „Bei der ersten Bewegung seid Ihr des Todes, Freund.“ Jasper begriff augenblicks den Ernst seiner Lage. Vor ihm die Mündung eines Pistols, hinter ihm ein Fall von dreißig Fuß Tiefe in der Dunksheit. „Ich muß jedoch entweder hinein oder hinausgehen, mein lieber Herr Erstine,“ sagte er mit einer gewissen Eicherheit. — „So kommt nur herein; wir wollen nachher sehen, ob Ihr hinausgehen dürft,“ fuhr der Bändiger fort, indem er eine Leiter gegen das Fenster stellte. Jasper betrat entschlossen die erste Stufe; er war im Grunde weit entfernt beruhigt zu sein, allein er war tapfer und hatte das Bewußtsein einer guten Absicht. „Was machet Ihr da, Herr?“ fragte taub der Thierbändiger, als Jasper auf dem Boden angelangt war. Der junge Matrose erzählte unversehens, wie es zugegangen. „Das kann sein,“ sagte Jad Erstine, auf Jasper einen durdbringenden Blick bewend; „allein Ihr habt darum nicht weniger Dinge gesehen, welche Niemand kennen soll.“ — „Wenn das Wort eines Ehrenmanns Euch eine Bürgschaft sein kann, Herr, so schwöre ich Euch, niemals zu enthüllen, was ich diese Nacht gesehen habe.“ — „Wenn ich mich nicht irtre, wenn Ihr entschlossen tapfer seid, wie ich es hoffe, wird mir Euer Wort genügen. In einigen Minuten, Kamerad, werde ich darüber im Klaren sein,“ fuhr Jad Erstine fort, indem er sich einem der verschlossenen Käfige näherte. Eine Wolke fuhr über Jasper's Augen, und das anmuthige Bild seiner Ausrufe Eva erschien ihm wie im Traum. „Hier, Dolly, hier!“ rief

der Bändiger, indem er die Thüre des Käfigs öffnete. Ein schwarzer indischer Panther sprang vom Boden auf, und nachdem er Erstine umkreist hatte, zog er sich zusammen, nahm einen Anlauf und war mit einem Satz auf dessen Schultern. „Nähert Euch, Herr,“ sagte der Thierbändiger lachend, „und liebtöst den guten Dolly . . . Ihr kennt das Sprichwort: Wer mich liebt, liebt meinen Hund.“ Jasper schritt entschlossen auf Erstine zu; allein bald stand er still und schwanke. Der Panther schoß Blitze auf ihn aus seinen rothblauen Augäpfeln. Seine Dhren legten sich dicht an den geschnittenen Schädel und seine Krallen zerrten am Wammis des Bändigers. Dieser wandte sich um, und dem Panther fest in die Augen blickend, wiederholte er gebieterisch den Gurgellaut: „heng!“ Das Thier ließ schwer den Kopf auf seines Herrn Schulter fallen. „Wir erlangen ziemlich seltsame Erfolge bei unsern Thieren, das müßt Ihr zugeben . . . wenn ich das Wort, das Ihr eben vernommen, nicht ausgesprochen, würde Dolly Euch mit einem Annlabenbiß ermüthigt haben; . . . Ihr bezeugt wahrlich meinen gegenwärtigen Beschäftigungen zu viel Theilnahme, als daß ich Eure Belehrung nicht vollenden möchte, mein junger Seemann,“ setzte Erstine hinzu. „Wir haben Jeder ein eigenes System, unsere Tiger und Panther abzurichten; es ist wie der geheime Stoß der Fechtmeister. Ich meinerseits bändige sie durch Einschüchterung. Eine Stunde bevor ich die Lection, die Ihr gesehen habt, beginne, gebe ich ihnen zu essen, wobei ich Sorge trage, das Fleisch, das ich ihnen zuwerfe, mit einem starken Betäubungsmittel, etwa Belladonna oder Daturnblättern, zu würzen. Diese Substanzen, indem sie auf das Nervensystem einwirken, bringen Angst und Sinnesverwirrung, während der ganzen Zeit, die ihr Halbschul dauert, bei ihnen hervor. Die Vergrößerung der Pupille ist für mich ein sicheres Zeichen ihres vollständig gebändigten Zustandes und erlaubt mir zu handeln. Dieses Wort, welches ich ausspreche, wenn sie mir nicht gehorchen, ist für sie stets von einer Einschüchterung oder Strafe gefolgt; so daß, wenn ich später öffentlich ihre Käfige betrete, ich die Stube nur zu sagen, die Bewegung, die sie genöthlich begleitet, nur zu machen brauche, um sie zittern und gehorchen zu sehen. Nieder! Dolly, wieder,“ fuhr der Thierbändiger fort und warf dabei mit einer Bewegung der Schulter den Panther auf den Boden. Dann, seine Stahlfangst aufhebend, zeigte Erstine dem Thiere den armen Jasper, welcher sich gegen die Wand lehnte. Der Panther rief sich an seinen Beinen, krümmte den Rücken wie eine schmeichelnde Kage und legte, sich plötzlich aufrichtend, beide Lagern auf die Schultern des armen Burfschen. Ein schmerzliches Stöhnen entfuhr den Lippen des Matrosen, eine sahle Blässe bedeckte seine Stirn; seine Augen umschleierten sich und er verlor das Bewußtsein. „Er wird nichts ausplaudern,“ murmelte der Thierbändiger, indem er den Panther in den Käfig sperrte. — „Aber er ist allen Ernstes ohnmächtig,“ fuhr er fort, indem er einige Tropfen Wasser in das entzündete Gesicht des jungen Mannes spritzte. „Der Scherz ist zu weit gegangen.“ Und damit der Thier freier athmen könne, knöpfte Erstine fünf den obern Theil seiner Jade auf. Ein Vapor fiel zu den Füßen des Thierbändigers. „Was ist das?“ sagte er, es entfallend. „Ein Vertrag mit dem Kapitän Blood von den Hudsonschißfen, auf den Namen.“ Erstine vollendete nicht, ein Schmerzeshrei entrang sich seiner Brust, er legte die Hand auf's Herz und taumelte. „Jasper, er . . . mein armer, kleiner Jasper,“ rief er schluchzend; „ah! erbärmlicher Kerm, Du hättest ihn tödten können!“ sagte er voll Verzweiflung. Als Jasper die Augen öffnete, lag er auf einem Buchstette im Zimmer des Thierbändigers. Jad Erstine stand vor ihm, die Arme auf der Brust gekreuzt, und betrachtete ihn mit neugieriger Aufmerksamkeit. Mit dem Leben lehrte bei Jasper das Gedächtniß zurück. Der Zorn flammte in seinem Auge beim Anblick des Thierbändigers. „Wohlan! Herr,“ sagte er in ruhigem, gemessenem Tone, „seid Ihr mit Euren Präfungen fertig und kann ich ungehemmt fortgehen?“ — „Ja,

Herr Jasper," sagte der Wändiger mit Bewegung, „und ich werde mein ganzes Leben lang diese entsetzliche Szene beueuen.“ — „Ihr habt recht, Herr," entgegnete der junge Matrose, „denn sie war lächerlich und feig. Ihr hättet andere Mittel anwenden können, Euch meiner Verschwiegenheit zu versichern, und Jasper würde mit Messer oder Büchse sich nicht schwach gezeigt haben.“ — „Ach! ich segne den Himmel, daß mir dieses Verbrechen erspart blieb," rief Jach mit Kraft. — „Wie dem auch sei," sagte Jasper aufstehend, „ich wiederhole Euch, Herr, daß Ihr mein Ehrenwort habt, Eure Geheimnisse niemals zu enthüllen. Jetzt öffnet mir die Thür des Hauses; ich will fortgehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sittenbilder.

I.

Die spanischen Lieder- und Lottohändler.

Ehe ein aufgeweckter Geist gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die herrlichen Lieder des spanischen Volkes sammelte, waren es alte Bettler, bisweilen Zigeuner, namentlich aber Blinde, welche die Elemente zum „Romancero" besaßen. Die des Augenlichtes beraubten, umherziehenden Rhapfoden haben die Gesänge der Heroenzeiten vergessen, aber sie haben ihr schönstes Privilegium darum nicht eingebüßt: durch die Poesie die Herzen ihrer Zuhörer zu rühren oder durch launige Couplets das „unsterbliche Gelächter" des



Lieder- und Lottohändler in Sevilla.

Volls zu reizen. In allen Städten der Halbinsel wiederholten sie in näselndem Tone die Abenteuer der Prinzessin Magellone, die wüthigen Antworten der Damsisella Theodor, oder die schlaun Streiche Bertholdo's, des schurkischen Dieners.

Auf gelbem oder grauem Papier haben sie die meisten der literarischen Werke, die ihr Gedächtniß bewahrt, zum Verlaufe gedruckt bei sich, und die armen Ciegos von Madrid, Valencia und Barcelona wären sicherlich erschaut, wenn sie hören würden, zu welchen Preisen man in London, Paris und Berlin die prachtvollen Zuckerbände verkauft, zu denen sie das Material mit ihren Liedern geliefert. Diese blinden Liederfänger begnügen sich damit jedoch nicht: sie verkaufen auf den Straßen politische Pamphlete und die Abendzeitungen.

Am meisten aber trägt ihnen der Handel mit Loto-

billets ein, die man gerne vom „blinden" Schicksal kauft, als welche sie das Volk betrachtet.

Leo Steinau.

Die Stiefsochter oder Wer gewinnt?

Roman von J. F. Sultz.

Erstes Kapitel.

„Kann ich hier nicht unterkommen?“ fragte eine leidende Stimme vor der Thüre der Wandersruh, eines etwa sechshundert Schritte von der durch den Armendistrikt Widfal führenden Landstraße entfernten einsamen Wirthshauses. Die Nacht war äußerst stürmisch und die Frage mußte zweimal wiederholt werden, ehe Miles Spring, der

Wirth, sie hörte, der sich sofort von seinem Sipe erhob und ein Licht ergreifend zur Thüre schritt. Wie er öffnete, blies ihm ein Windstoß das Licht aus. — „So tretet doch ein!“ rief er unmutig. — „Und macht die Thüre hinter Euch zu,“ fügte seine Frau bei. — Dem Befehl wurde alsbald Folge gegeben und ein weibliches Wesen, in einem dunklen Kleid, gegen das unfreundliche Wetter durch einen Schamf geschützt, der — lose umgeschlungen — ihre Gestalt fast ganz verhielt, wollte mehr als sie ging in das Zimmer herein. — „Laßt Euch mal anschauen,“ sagte der Mann, „wir beherbergen nicht Jedem, der in der Wankersuß vor spricht, nicht wahr, Frau?“ — „Nein!“ beilte sich diese zu antworten.

Die Küche bot ein Gemälde, würdig des Pinsels eines Rembrandt. Ein großes, luftig im Herde prasselndes Holz-

feuer beleuchtete mit seinem düstern Scheine eine Gruppe von drei um einen Tisch sitzenden Personen und warf ihre langgezogenen Schatten auf den rothen Backsteinboden, wo sie in felsamen, fast geisterhaften Formen sich hin und her bewegten, wie die Flamme in dem ungeheuren weiten Kamine bald aufstoberte, bald zusammenfiel. Das Oelaf war groß, so groß, daß es schwer gemessen wäre, seinen Umfang zu bemessen, wäre nicht das rottschladende Licht von den statlichen Reihn Zinngeschirr zurückgeworfen worden, welche ein eichener, an dem — dem Herde gerade gegenüber liegenden Ende angebrachter Rückentisch zur Schau trug. Der Raum zwischen diesem und dem Kamine lag in träumerischen Schatten gehüllt, welche die eingetretene Frau nur undeutlich erkennen ließen. — „Kann Euch dort nicht sehen!“ meinte der Wirth. — Ihren Hut abnehmend trat die Fremde näher und sah sich



Ihren Hut abnehmend trat die Fremde näher.

den Blicken dreier Augenpaare gegenüber, welche forschend auf ihr ruhten. Das erste war das des Wirthes der Wandersruh, eines feisten Fünzigjägers mit berben grobinnlichen Zügen, das zweite das seiner Frau, eines ruhigen ehrbar aussehenden Weibes, so ziemlich von demselben Alter wie ihr Mann. Das dritte Augenpaar, groß und von glänzendem Schwarz, gehörte einem Mädchen von achtzehn Jahren zu, dessen zarte Züge mit ihrem melancholischen Anflug lebhaftes Interesse einflößten. Ihrem Kopfpuz nach konnte sie indeß für einen Knaben gelten, denn ihre Haare waren kurz gefchoren und nur wenige dunkle Locken umspielten noch das annuthig geformte Köpfchen. — „Nun!“ sagte Miles Goring, nachdem er die Fremde scharf mit den Augen gemustert hatte, „laßt Euch nieder, könnt hier bleiben. In einer Stunde ist das Nachtesten fertig.“ — Der Gast murmelte etwas von Brod und Milch.

— „Ist nicht zu haben,“ erwiderte trocken der Wirth. — „Ich zahle gerne dafür wie für das Nachtesten,“ bemerkte die Fremde. — Tagegen ließ sich nichts einwenden, und das Mädchen, welches emsig fortgeschickt hatte, erhob sich, um der Weisung der Wirthin gemäß, die begehrte einfache Erfrischung zu holen. — „Wollt Ihr Euren Schawl nicht ablegen?“ fragte die Wirthin. — „Ich würde wünschen, so bald als möglich auf mein Zimmer zu kommen,“ war die Antwort. — Die Fremde war gut gekleidet, und ihre Züge, obgleich blaß und gramscerrissen, zeichneten sich durch jene Feinheit aus, welche mehr noch als Schönheit für sich einnimmt. Eben als das Dienstmädchen die Milch auftrug, hörte man draußen einen Wagen vorfahren. — „Mehr Gesellschaft!“ bemerkte der Wirth, indem er seinen Galt anschaute, der bei diesen Worten erröthete. — „Seh dort!“ rief seine Frau

aus. — Ein blaßes weißes Gesicht brühte sich draußen an die Scheiben und betrachtete die Gruppe in der Küche. — „Kommt herein!“ rief Miles Goring, „und bleibt nicht wie ein Dieb oder Geist vor dem Fenster draußen stehen: hier gibt es nichts zu sehen.“ — Die Thüre ging auf und ein Gentleman, wenigstens so weit die Kleidung einen Anspruch auf diesen Titel gibt, trat in das Zimmer. Die Fremde fuhr zusammen, wie sie ihn erkannte. Und doch lag nichts Abfchredendes in seiner Erscheinung, abgesehen von der allerdings ganz unnatürlichen Blässe seines Gesichts, die nur eine Folge von langen Leiden, von Furcht oder sonst von einer mächtigen Gemüthsbewegung sein konnte. — „Du hier, Gilbert!“ rief die Fremde aus. — „Ich bin Dir wie Dein Schatten gefolgt,“ erwiderte der Mann; „der Blutthund kann seiner Fährte nicht treuer nachgehen, als ich that.“ — „Und mit denselben milden Trieben,“ bemerkte die Andere bitter. — „Was meint Ihr da mit Blutthund und Fährte?“ fiel Miles ein; „spricht, daß ein Christenmüch Euch verstehen kann. Was hat das junge Frauenzimmer gethan, daß Ihr ihr gefolgt seid?“ — „Entlohen ist sie von Hause.“ — „Was sein,“ meinte die Wirthin, „wird's wohl nicht gar zu gut gehobt haben.“ — „Ihr guten Leute,“ sagte der Gentleman, „ich muß allein mit eurem Gaste reden. Ich bin gerne bereit, euch für die Mühe, die ich verursache, zu entschädigen,“ und legte mit diesen Worten zwei Guineen auf den Tisch. Der Anblick des Goldes bewirkte eine merkwürdige Umwandlung in dem Benehmen des Hausherrn. Schon lange hatte er seinen solchen Fund mehr gethan, und seine Miene ward gleichmüthig, ja freudig. Indem er seine Frau und das Dienstmädchen vorangehen ließ, folgte er ihnen in ein inneres Zimmer und überließ seinen Gästen, ihre Angelegenheiten unter vier Augen in Ordnung zu bringen. — „Es ist umsonst, Gilbert!“ sagte das Weib in ruhigem, aber entscheidendem Tone. „Nachdem ich so viel erduldet, kann ich auch das Uebrige ertragen.“ — „Armuth!“ flüchelte der Fremde. — „Wenige Schillinge sind Alles, was ich auf der Welt mein eigen nenne,“ versetzte die Frau, „und doch schreit mich die Drohung nicht.“ — „Edelmuth!“ — „Die sollt nur dem Verdreuen. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Du warst es, der meinen Gatten bei mir eingeführt, der mir zu dieser Heirath gerathen, der als Zeuge dabei gedient hat. Du sagtest mir, er sei Dein Freund, lobtest ihn um seiner Ehrenhaftigkeit und jeder männlichen Tugend willen. Ich glanbte Dir, denn Du bist der nächste Verwandte, den ich auf Erden besitze, und warst stets gut gegen mich gewesen. Ich hatte kein Recht, Zweifel in Dich zu setzen.“ — „Das hast Du auch heute noch nicht.“ — Seine Waise — denn diese Verwandtschaft bestand zwischen den Weibern — schaute ihn einige Augenblicke mit unvorholener Verachtung an. — „Gilbert Harding!“ rief sie dann aus, „Du bist ein Gelehrter. Ich kann nicht mit Dir rechten, aber ich kann Dir widersprechen — bis zum Tode, wenn es sein muß,“ fügte sie hinzu. — „Du sagst mir, daß der Ruin meines Mannes unvermeidlich sei, wenn unsere Heirath bekannt wird. Nun gut! Ich will sie ja geheim halten, will weiter, aber nie werde ich einwilligen, mein Vaterland zu verlassen.“ — „Ueberlege, Bella!...“ — „Er hat kein Recht, dieß Opfer zu verlangen,“ fiel diese ein, in einen leidenschaftlichen Thränenstrom ausbrechend. „Was habe ich gethan, weissen klagt er mich an, daß er mich gerade jetzt verläßt. Hinter dieser unnatürlichen Grausamkeit ist irgend ein entsetzliches Geheimniß verborgen.“ — „Allegheit!“ machte der andere geltend. — „Allegheit!“ wiederholte Bella bitter. „Daß ich sein Herz zu Rath ziehen statt Deines fast berechnenden Verstandes.“ — Ein seltsames Lächeln überflog die blasse Gesichtsbildung. „Weim Himmel, Bella, ich habe Dir zu Deinem Besten gerathen!“ rief er aus. „Unglücklicherweise ist mir die Zunge gebunden, sonst könnte ich Dir beweisen, daß eine vorübergehende Abwesenheit von England nicht nur der lästige, sondern auch der sicherste Schritt für Dich ist. Erinnerte Dich,“ fügte er hinzu, „daß wir Bruderskinder, daß

wir zusammen aufgewachsen sind. Du trauest mir einst.“ — „Ginit!“ wiederholte seine Waise mit bitterem Raddruck; „einst, als Du gut und wahr warst, Deine Worte und Handlungen offen und frei, nicht in Geheimnisse gehüllt.“ — „Ich will nicht weiter in Dich bringen,“ sprach leuzend ihr Vetter. „Möchtest Du nie in Deinem Leben den Entschluß breuen, den Du gefaßt hast. Doch — laß uns als Freunde scheiden.“ Er hielt ihr die Hand entgegen. Bella streckte die ihrige aus, da erstah sie plötzlich ein unbefugbarer Widerwillen. „Ich kann nicht heucheln!“ rief sie aus. „Ich mißtraue Dir, mißtraue jedem Wort, das Du gesprochen hast, und es ist mir, als hätte ich die Hand meines Nörbers drücken wollen.“ — Bei diesen seltsamen Gesändnissen wurde das Gesicht des Gentleman so möglich noch blässer als zuvor, und er verließ die Wanderstube ohne eine Silbe der Erwidrerung.

Als Miles Goring mit seiner Frau und dem Mädchen wieder in das Zimmer trat, fanden sie ihren weiblichen Gast neben dem Feuer sitzen, die Augen Starr auf das Fenster gehalten. — „Er ist fort,“ sagte der Wirth in bölichem Tone, denn die zwei Guineen hatten einen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht. „Ich habe ihn fortzählen hören.“ — „Die Milch ist kalt geworden!“ rief die Wirthin aus, „geh, Nelly! mach' andere warm.“ — „Danke!“ murmelte Bella. „Ich kann nicht essen, mein Herz ist zu voll. Wenn Ihr mir erlauben wollt, mich auf mein Zimmer zurückzuziehen...“ — „Wie Sie beschlen. Nelly! leuchte dem Fräulein.“ — Die Magd zündete an der inzwischen fast ganz verglimmten Kiste ein Licht an und führte den Gast nach einem kleinen, in demselben Stodwerk am Ende des Ganges gelegenen Schlafzimmer. — „Kann ich Ihnen helfen?“ fragte das Mädchen, wie sie das Licht auf den Tisch stellte. Es waren dieß die ersten Worte, die sie sprach, und in dem Ton ihrer Stimme lag so viel Theilnahme, daß es das arme getränkte Herz der freudlosen Reisenden gar wohlthuend berührte. — „Wie heißt Du?“ fragte diese. — „Ellen Price; aber der Herr und die Frau nennen mich Nelly.“ — „Bist Du schon lange hier?“ — „Zeit ich in dem Arbeitshaus zu Weidial davonzugelaufen bin, wo Mrs. Penguin, die Meisterin, mir das Haar hat abschneiden lassen. Die Wirthsleute hier haben mich in Dienst genommen.“ — „Du bist glücklich,“ bemerkte Bella leuzend, „daß Du ein Asyl gefunden hast. Armerlich wie es ist, gewährt es doch wenigstens ein Obdach, einen Schutz. Ich möchte Dich jaht beneiden.“ — Das Mädchen schaute sie erlaut an, sie konnte nicht begreifen, wie eine so feingekleidete Dame sie beneiden könne. In diesem Augenblicke hörte man die Wirthin nach Nelly rufen. — „Ich muß fort,“ sagte das Mädchen, „Missus ist zwar kein böses Weib, aber wenn sie aufgebracht ist, läßt sie gewaltig auf.“ — „Und Dein Herr,“ fragte Bella, auf welche der rohe Ausdruck von des Wirths Gesicht einen äußerst ungunstigen Eindruck gemacht hatte, „wie ist denn der?“ — „O! sprechen Sie mir nicht von dem. Der würde seine Seele um Geld verkaufen,“ fügte sie flüsternd hinzu, „wenn Jemand genug wärd, darauf zu bieten.“ Mit diesen Worten verschwand sie und überließ die ermüdete Reisende der Gesellschaft ihrer eigenen Gedanken — der bittern Erinnerung an die Vergangenheit.

Bella Harding ließ sich an der Seite des bedienten aber reinlichen Kollbettes nieder und schaute sich in dem Zimmer um mit jenem Ausdruck von Hoffnungslosigkeit, der bereitet als Thränen und Klagen des Herzens Wehe kund gibt. Das Gemach war kalt und düster. Es sollte an einer eigentlichen Decke, denn durch die plumpen Sparren hindurch ließ sich deutlich die Schieferbedeckung des Daches erkennen, und schrill pfliff der Wind in dem weiten unverkloffenen Kamin. Was Wunder, wenn ein Gefühl der Trostlosigkeit sich des von Armuth heimgesuchten, verlassenem Herzens des jungen Weibes bemächtigte. „Wenn er mich jetzt sehen könnte,“ murmelte sie, „getroben an Leib und Seele; die Schönheit, die er einst pries, verwehlt wie die Blüte einer vorzeitig gepflückten Blume, gewiß, er würde sich eines Bessern besinnen. Das

habe ich gethan? Mein Fehler bestand darin, daß ich seine Beteuerungen im Glauben anhörete, daß ich in eine heimliche Heirat willigte. Der Mann, der die Frau, die er liebt, wirklich achtet, wird um sie und sucht ihre Neigung zu gewinnen offen und vor aller Welt. Furcht vor Armuth ist nur eine armselige Entschuldigung für Feigheit. Ich war jung," fügte sie hinzu, "hatte keine Mutter, die mich leiten, keinen Vater, keinen Bruder, der mich beschützen konnte; keinen Freund, außer Gilbert, und er — hinterging mich. Ich will nicht mehr nachdenken!" rief sie endlich aus. "Mein Kopf ist ganz verwirrt. Ich will meine müden Glieder zur Ruhe legen und versuchen zu schlafen." Ehe sie sich niederlegte, sank Bella neben dem Bette auf die Kniee und betete lange und andächtig. Angefleht wie sie war, legte sie sich zu Bette, aber kein erquickender Schlaf kam über ihre müden Lider. Es mochte etwa neun Uhr sein, also noch nicht spät; aber unsere Leser mögen sich erinnern, daß die Wanderer in einer unwirthlichen Gegend, in dem wüsten Theile von Cornwallis liegt, und daß die Szenen, welche wir ihnen vorträhen, im Jahre 1814 spielten. In einer der kurzen Pausen, welche der orkanartige Sturm machte, hörte Bella deutlich das Geräusch von Nädern auf dem hartgegrüneten Boden. Schreden ergriff sie, und ihr Herz pochte heftig. Auf einmal ward es stille draußen. — "Er ist zurüd," murmelte sie. Sie erinnerte sich der Beschreibung, die das Mädchen von dem Wirthe gemacht hatte. "Er würde seine Seele um Geld verkaufen," diese Worte wiederholte das arme Geschöpf mechanisch und die Furcht gab ihr ein, das Miles Goring endlich einen Käufer gefunden. Mit der Energie der Verzweiflung sprang sie aus dem Bette und stürzte auf die Thüre zu. Diese konnte von innen weder geöffnet noch verschlossen werden, und den Schreden der armen Frau zu vermehren, erfolgte in diesem Augenblicke auch das Licht, nachdem es zuvor noch hell ausgeladet hatte, und sie besaß sich vertheidigungslos in dem dunkeln Zimmer. Sie stemmte sich mit beiden Händen gegen die Thüre, wie wenn ihre schwache Kraft das Eindringen ihres Feindes hätte verhindern können. So mochte sie eine halbe Stunde gestanden haben, als von außen plötzlich schaute auf die Klinke gedrückt wurde. Ein schwacher Schrei entfuhr ihr. — "Stille," sprach eine Stimme, "ich bin's, Ellen Price." — "Er ist zurüd?" murmelte das geängstete Weib, indem sie das Mädchen einließ. — "Er ist bei meinem Herrn," antwortete dieses; "ich sah Gold — wenigstens zwanzig Stücke — auf dem Tische liegen." — Bella schauderte zusammen. — "Um Mitternacht will er Sie mit Gewalt entführen, wenn Sie sich weigern, mit ihm zu gehen." — "Rette mich!" rief die Fremde in mächtiger Bewegung, "rette mich! verschaffe mir die Mittel, von hier zu entfliehen; besser im Schneesturm draußen, oder im Grab, als in den Händen von Gilbert Harbing." — "Gott sei Ihnen gnädig!" entgegnete das Mädchen. "Wo können Sie hin, zumal bei solchem Wetter?" — "Wie weit ist es nach Widsal?" — "Gute fünf Meilen!" — "Nicht weiter! Wist Du sicher, daß es nicht weiter ist?" fragte Bella hastig. — "Es werden sie lang genug finden," versetzte die Magd, "doch Sie haben recht — eine Stimme sagt mir, daß Sie recht haben, und ich will Ihnen beistehen." Mit diesen Worten öffnete sie den schwerfälligen Fensterriegel so geräuschlos als möglich. Die Fremde stieg, nicht ohne Anstrengung, auf einen Stuhl, von da auf das Geheiß. "Gott segne Dich für diesen Liebesdienst!" rief sie abschiednehmend und sprang auf die Straße. — "Gott steh' ihr bei!" betete Ellen Price ihr nachschauend. Dann zog sie sich, damit ihre Weisheit an der Flucht nicht entdeckt würde, leise nach ihrer — neben der Küche gelegenen Kammer zurüd, indem sie Laden und Fenster von Bella's Zimmer weit offen ließ.

Groß war die Enttäuschung Gilbert Harbing's, als er, in Begleitung des Wirthes, die Person seines Opfers in Sicherheit zu bringen gedachte. — "Fort!" rief er in zornigem Tone aus. — "Nicht mein Fehler!" entgegnete Miles Goring; "das Weib ist bezaubt." — Der Andere schaute ihn

ernsthaft an. "Es ist noch mehr zu verdienen, zwei, dreimal so viel, wenn Ihr den Muth habt..." — "Muth!" fiel der Mann ein; "sorgt Ihr für das Weib, für den Muth laßt mich sorgen. Das Weib ist angepannt. Ich denke, wir verfolgen sie." — Der Vorschlag ward angenommen, und in wenigen Minuten fuhren die Weiden über die Heide hin. Zum Glück für den Flüchtling hatte er einen andern Weg eingeschlagen.

Zweites Kapitel.

In derselben Nacht schritten zwei andere Reisende auf einer der vielen Straßen dahin, welche den Bezirk Widsal durchschnitten, eine flache traurige Einöde, nur hie und da von Erdhäusern oder ungeheuren Granitblöden unterbrochen, deren laible Scheitel gar selten im Mondlichte erglänzten. Der vordere der beiden Wanderer, ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, erschien, obgleich er um ein ziemliches über sechs Fuß maß, nicht ungewöhnlich groß, so wohl proportionirt war sein Körperbau. Seine leberne Kleidung, über die er noch eine weite Tuchjacke trug, verrieth, daß er dem Arbeiterlande angehörte. Trotz des etwas sinnlichen Ausdrucks in seinem Gesicht würde ein Maler es für hübsch erklärt haben; er hatte ein klares, glänzend blaues Auge, kurzes, leicht gelocktes flächförmiges Haar, eine schön geschnittene Nase und einen großen gutmüthigen Mund. Eis oder Cäcilie Geroaise — denn es war sein Weib, die hinter ihm einherschritt — hätte man für eine Tochter Anals halten können. Denn wenn sie nicht ganz neben ihm ging, erschien sie so groß wie ihr Mann. Doch hier hörte die Aufmerksamkeit auf, denn ihre Augen und Haare waren schwarz wie die einer Indianerin. — "Nun, wie geht Dir's, Alte?" sagte der Wirth, seinen Freund; "der Wind ist stark genug, Dir die Zähne den Schlaf hinabzujaugen." — "Wenn er's thut," versetzte das Weib bitter, "so sind sie wenigstens Alles, was ich seit heute Vorgen über den Mund gebracht habe." Aus der Art, wie sie sich ausdrückte, konnte man ersehen, daß das Weib eine etwas bessere Erziehung erhalten hatte als ihr Mann. Diese Ueberlegenheit dehnte sich auch auf ihren Anzug aus, welcher aus trefflichen Stoffen bestand und von gewöhnlicher Keuschheit zeugte. — Gill Geroaise stampfte bei den Worten seiner Gehälfte mit dem Fuße; sie klangen wie ein Vordruff, und doch wußte er, daß sie es nicht sein sollten. — "Wir hätten früher dahier fort sollen," brummte er. — "Bald genug, um das Arbeitshaus zu erreichen," meinte sein Weib in eben so trockenem Tone. — "Es ist nicht meine Schuld!" rief ihr Mann aus. "Hab' ich nicht immer gearbeitet, wenn nur Arbeit zu bekommen war. Kann ich für Krankheit?" — Das Weib judete ungeduldig die Achseln. — "Ober für Tod?" fügte er hinzu. — "Sprich mir nicht von Tod," fiel ihm Eis hastig in's Wort, "sprich mir nicht davon. Mein Herz ist ohnedies schon kalt genug." Und als ob sie sich ihrer Schwäche schämte, wandte sie sich ab, ihre Thränen zu verbergen. Die Natur machte ihre Rechte geltend, vor drei Tagen erst hatte das arme Geschöpf ihr einziges Kind zu Grabe geleitet; daher das armselige schwarze Tuch, das so widerlich gegen die bunten Farben des Kleides und Mantels abfiel. — "Vielleicht seht uns Sir Barnard wieder in unser Rechte ein," sagte ihr Mann, um sie auf andere Gedanken zu bringen, "und gibt uns die Hütte zurüd." — "Der nicht!" versetzte sein Weib verächtlich. — "Das wäre schlecht von ihm!" rief Gill Geroaise aus. "War nicht Deine Mutter die Kamme von Miß Mary, habe ich nicht immer als ein ehrlicher Mann gehandelt?" — "Die Ehrlichkeit ist es, die uns nicht eine Stunde Zeit ließ, an jenem Grabe zu weinen. Hättest es besser daran gethan, wenn Du des Repen Wunsch erfüllt hättest." — Repen ist der Name, mit dem die Bergleute ihren obersten Beamten bezeichnen. — "Ja, ja!" sagte der Mann, "und meinem alten Schulkameraden Sam Partow das Leben weggeschmoren. Du hast nicht immer so gedacht,

Eis." — „War auch noch nie am Hungersterben," entgegnete das Weib. „Skillet beehrte mich einst zum Weibe. Wie wird er mich verhöhnern?" — Das waren gefährliche Worte von den Lippen einer Frau an den Mann, der sie leidenschaftlich liebte; und Gill Gerovaise zitterte, wie er sie vernahm. — „Ich bin ein Narr gewesen, Eis," murmelte er, „aber ich bin zu mir gekommen. Du sollst nicht im Armenhause schlafen und Skillet Dich nicht spotten, hol' ihn der Hölle! Du sollst leben." — Die Reisenden hatten sich der Stadt bis auf eine Meile genähert, als sie etwa hundert Schritte vor sich ein Frauenzimmer bemerkten, das sehr langsam einherging wie Eines, dem das Gehen Schmerzen verursacht. Er zeigte es seiner Frau. Eis stieß ihr herausforderndes

spöttisches Lachen aus. Gill Gerovaise beschleunigte seine Schritte und holte bald die einsame wehlose Reisende ein, welche einen Schredensruf ausstieß, als eine raube Hand plötzlich auf ihre Schulter niederfiel. — „Was wollt Ihr?" stammelte sie. — „Geld! Mein Weib und ich sterben Hungers." — „Geld!" wiederholte Bella Harbing, denn es war Niemand anders, als die aus der Wandersruh Entflohene, „ja — da — nehmt es; es ist Alles, was ich mein eigen nenne. Aber thut mir kein Leids an, wenn Ihr menschlich seid, fügt mir kein Leid zu!" — Sie legte drei oder vier Schillinge in seine Hand und schaute ihm bittend in's Gesicht. — „Es ist nicht genug," murkte der Räuber. — „Ich habe nicht mehr!" rief sie aus; „glaubt mir, ich habe nicht mehr!" — „Glaubt's



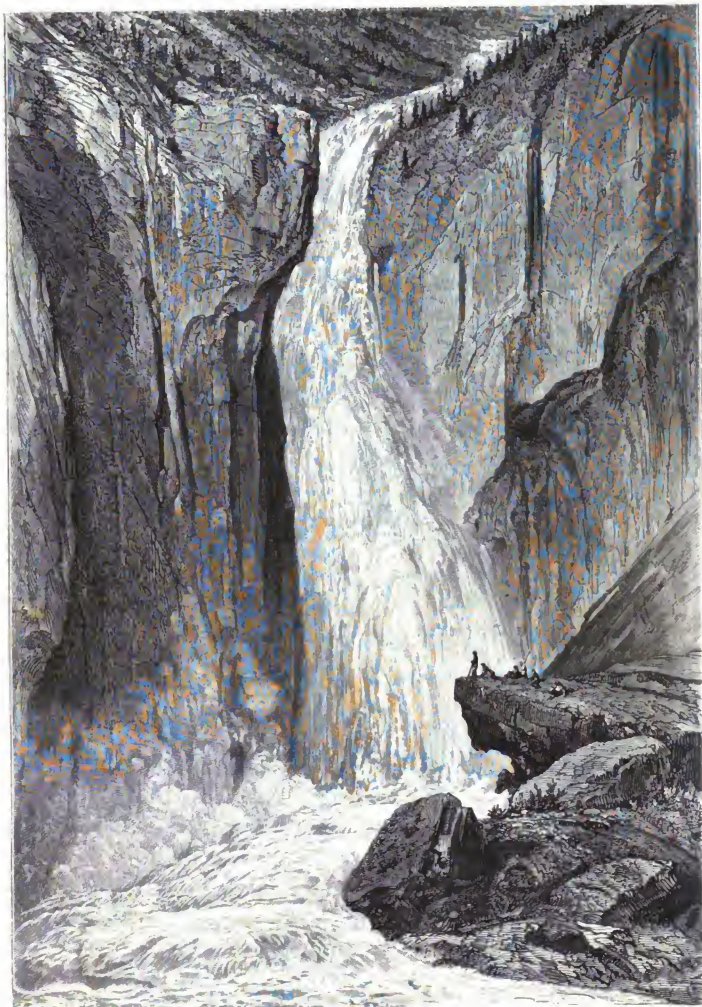
„Gott seg' ihr bei!" betete Ellen Price, ihr nachschauend.

Euch nicht!" fuhr der Mann störrig fort; „Ihr seid zu schön gelleidet, um nur ein paar Schillinge in der Tasche zu haben... Ich will es haben! Ich muß Euch ausfuchen," fügte er hinzu. — „Nührt mich nicht an!" kreischte die arme Wehlose, zürndschredend. „Wenn Ihr ein Mann seid, so achtet meinen Kummer, meine Verzweiflung." — Die Ausrede hilft Euch nichts. Auch das Wehren ist umsonst." — Raum hatte Gill Gerovaise Hand an das hilflose Weib gelegt, dessen Verunsicherung er nicht gar zu deutlich verstand, — denn er war noch ein Anfänger in der Schule des Verbrechenens und beinahe eben so befürtzt wie sein Opfer, als Eis, die bisher sich verstedt gehalten hatte, hervorjürgte und ohne ein Wort zu sprechen ihren Mann von der Fremden trennte. Sie hatte ihn durch ihre Sticheleien und Bortwürfe

dazu gebracht, das Verbrechen zu versuchen, aber nun war das Mitgefühl des Weibes erregt. „Besser Hungers sterben, Gill," sagte sie, „als ihr die Mittel zu unserem Unterhalt abnehmen." — Als die zum Tod erdredete Bella die Stimme einer Person von ihrem eigenen Geschlechte hörte, klammerte sie sich an sie fest und beschwor sie in flehendem Tone, sie doch nicht zu verlassen. — „Euch verlassen!" wiederholte Eis; „für was haltet Ihr mich? Habt keine Angst: Gill fügt Euch kein Leid mehr zu. Ich war es, die ihn anstaltete und aufbete. Ich hatte immer eine scharfe Zunge. Er dagegen — er würde lieber Hungers sterben, als einen Wurm beleidigen. Es war ganz meine Schuld, nicht wahr, Gill?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt durch Telemarken. Von Graf Bache.



In der Nähe von Kongsberg, das nur einige Stunden von Christiania entfernt ist, erheben sich die rauhen und kstrossen Telemarberge, welche die Seen von Tinn, Rjäs, Totat und Bandal umkränzen und sich nach Osten als Hardanger Fjeld fortsetzen; sie bilden eine weite, unübersteigbare Schneewüste, in welche sich auch die Eingeborenen nur selten wagen. Macht man von Christiania aus dorthin eine Tour, so lann man sich auf den Straßen noch einige Meilen weit eines zweierleiartigen Karrens bedienen, später jedoch werden die Pferde so theil und abkäftig, das es nur möglich ist auf Saumthieren zu reiten. Eine der lombendigen Partieren im Telemargebirge ist der berühmte Wahrsfall Rjandalen, der imposanteste Europas; ich sage der imposanteste, nicht etwa der stärkste, denn der Rheinfall bei Schaffhausen und die Glomacner Stromschnellen bei Kongsvinger führen eine breitere Wassermasse; aber der Rjandalen mäht ebenfalls eine gewaltige Wogenmenge und stürzt dabei über tausend Fuß hoch hinab, indem er gleichsam zwei Seen verbindet, von denen der eine in den andern abfließt.

Um von Kongsberg nach Njulan zu gelangen, muß man sich aus dem Vaagenthal in das des Tinnick begeben und eine ziemlich steile Gebirgskette übersteigen. Wir trachen um vier Uhr Morgens von Kongsberg auf, und nachdem wir eine geraume Zeit in dem herrlichen Vaagenthal, dessen Schluchten mit hochstämmigen Eichen, Birken und bunten Föhren bewachsen sind, marschirt waren, betreten wir die Gebirgsregion, deren Charakter am besten mit den beiden Worten „Fels und Kiefer“ bezeichnet wird. Etwa nach einer Stunde Weges fingen die Abhänge an weniger steil zu sein, und wir gelangten in einen weiten Wiesengrund, der von einem muremdenen Bach durchströmt und von ziemlich hohen Hügeln eingefast wurde. Tiefe Gegend heißt der „Saeter von Rjén“. Es gibt nichts Traulicheres, Schöneres, Ruhigeres und Angenehmeres für eine poetische Einsamkeit, als einen solchen Saeter, die nordische Sennhütte, in diese, im Winter von den Inhabern verlassen Farm. In diesen Wohnungen lebt im Sommer gewöhnlich eine Familie, oft auch nur ein junges Mädchen, welches die auf den Wiesen weidenden Kühe und Schafe hütet. Ringsum erblidet man nur reines Wiesenland ohne jegliche andere Kultur.

(Schluß folgt.)

Die Stiefsochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Der Bergmann legte seine Hand auf die Augen — war es der kalte Ostwind, der sie suchte? — und setzte sich auf einen Stein am Wege. — „Das ist eine Nacht!“ murte er. — „Wo wohnt Ihr?“ fragte die Frau. — „Ich habe keine Heimat,“ antwortete die Fremde, in Thränen ausbrechend. — „Da geht es uns wie Euch,“ bemerkte Eis. „Auf mit Dir, Gull,“ fügte sie entschlossen hinzu, „es muß denn das Arbeitshaus von Widsal sein.“ — „Widsal,“ wiederholte die Fremde. „Ja, dahin bin ich im Begriff zu gehen.“ — „Wir wollen Euch helfen,“ sagte ihre Aufzuegerin. „Hörst Du mich, Gull? Es ist Zeit wieder aufzubrechen. Kimmere Dich nicht um das grimme Lachen und die spöttischen Worte des alten Skillet. Ich hab' es bis jetzt nicht bereut, ihn um Deinetwillen ausgeslagen zu haben, wenn wir auch hier stehen, ohne einen Bissen zu essen, ohne einen Freund zu haben, der uns beistünde.“ — Es lag ein feiner Lalt in diesen wenigen Worten. Nur aus eines Weibes Herzen konnten sie in einem solchen Augenblicke kommen, nur eines Weibes Lippen sie ausprechen. Sie hatten auch den beabsichtigten Erfolg. Der Bergmann erhob sich von seinem Sitze wie Giner, der sich wieder als Mann fühlte.

In derselben Nacht saßen in dem Eizungszimmer des

Arbeitshauses zu Widsal der Meister und die Meisterin bei einem behaglichen Feuer. Eis hatte kein gar unrichtiges Bild von ihrem früheren Freier Humphrey Skillet entworfen, wenn sie ihn einen Hochbeinigen, ausgegremelten Kerk nannte; denn wirklich hätte der Meister des Armenhauses nicht treffender geschildert werden können. Doch war die Magerkeit, obgleich der auffallendste, nicht gerade der unangenehmste Zug in seinem Gesicht. Es lag noch weiter darin Härte, die Härte eines Steins, als wäre jeder Zug aus Granit gemischt gewesen. Sein Alter mochte vierzig sein, aber eine Gewohnheit, gedübt zu gehen, ließ ihn etwas älter erscheinen. Mrs. Penguin war der gerade Gegenjak ihres Kollegen. Die Meisterin war fett, ungeheuer fett — und sehr klein. Sie hatte ein fettes, nichts sagendes Gesicht mit kleinen, tiefliegenden, hungrigen schwarzen Augen, die kurz vor dem Mittagessen auf's Lebhafteste zu glänzen begannen. Collin Cram, der halboverhungerte, langrippige Junge, welcher die Küche besorgen half, pflegte zu sagen, das er, wenn er auf Mrs. Penguin's Augen schaue, die Zeit bis auf wenige Minuten hin angeben wisse. Sehen wir ab von der gräßlichen Selbsthüt, welche ihre Vorliebe für das Essen in ihr erzeugt hatte, so war die Meisterin kein bössartiges Weib. Vorausgesetzt, das die weiblichen Armen alles thaten, was sie wollte, plagte sie dieselben niemals. — „St Ihnen ein Glas Sherry gefällig, meine liebe Mrs. Penguin?“ fragte Humphrey in seinem süßesten Tone. — „Danke Ihnen,“ kispelte sie, „aber ich ziehe Portwein vor.“ — Das Verschwinden des rubinfarbigen Nasses war von einem gurgelnden Tone begleitet, der peinlich genug an Schlaganfälle mahnte.

Das vertrauliche tête-à-tête wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen, das so schüchtern und bescheiden war, das es zweimal hatte wiederholt werden müssen, ehe die im Zimmer es vernahmten. — „Herein!“ rief der Meister. — Ein magerer, hungrig aussehender Junge von etwa vierzehn Jahren, vielleicht auch etwas darüber, trat ein. Er war erbärmlich mager, ein lebendes Geripp, gekleidet in die zusammengefallenen Lappen der Nothhätigkeit. Seine Züge, obgleich an sich durchaus nicht abstoßend, hatten jenen schmerz, verstimmt, schadenfrohen Ausdruck, welcher den Kindern der Armut eigen ist. Es war das Gesicht Bajazzo ohne seine Boffen, Bajazzo, des halb verhungerten, düstern, rachsüchtigen. — Collin Cram war als kleines Kind vor der Thüre des Arbeitshauses ausgefetzt worden. Da er selbst zu jung war, Austunft über sich zu geben, und die fünf Pfund Belohnung, welche für das Habhaftwerden der unnatürlichen Eltern zugesichert worden waren, von Niemand abgeholt wurden, so sahen sich die Kuffeher genöthigt, ihn zu behalten. Der Bursche war eine Art Handlanger in dem Hause geworden, der bald das Thor zu verlocken hatte, wenn der Portier ein Schläfchen machte, oder drüben über der Strafe in der Kister bei einem Glas Bier sein Pfeiffchen schmauchte; bald für den Meister und die Meisterin Ausgänge besorgte, den Aufwärter bei ihnen machte und in der Küche dieß und das half. Es war ein sauer verbittenes Brod, und doch nannten es die, welche es ihm zuwarfen, — ein Almosen! — „Nun?“ sagte Humphrey in ärgerlichem Tone, denn er errieth die Ursache der Störung, „was gibt es?“ — „Verzeihen Sie, Sir! Es sind drei Vaganten draußen, ein Mann und zwei Frauenszimmer.“ — Mr. Skillet saß auf seine Uhr, es war eben Elf vorüber. — „Eine Stunde zu spät — abgewiesen!“ — Eine Stunde zu spät, und die Nacht so bitter kalt. — „Nun! Auf was wartet der Narr noch?“ fuhr der Meister ungeduldig fort. — „Verzeihen Sie, Sir! Mr. Volt, der Portier, hieß mich sagen, das zwei der Vaganten Gull Gerdasse und sein Weib Eis seien; das andere Frauenszimmer scheint sehr schlecht daran zu sein.“ — Mrs. Penguin legte ihren Mund in ehrende Falten. Der Meister des Arbeitshauses aber sprang mit einer Wehenigkeit von seinem Stuhle auf, vor der seine Frau Amtschwefel grüßte, ein Päckeln befriedigter Bosheit verzerrte sein Leidenbittergefiht, und ohne ein Wort zu sprechen verließ er das Zim-

mer. — „Und wer ist denn Eis Gerovaise, Collin?“ fragte die Meisterin, die gerne etwas mehr von der Sache gewußt hätte. — „Der Junge schaute sie an und grinste. — „Gait Du mich verstanden?“ — „Ja, Mißus!“ — „Och, gib mir Antwort, und Du darfst einen Zwieback nehmen; da, das zerbrochene — so, das genügt.“ — „Wer sie ist?“ das Mädchen, das Mr. Skillet hat heirathen wollen,“ gab der Knabe zurüd. — „Jemand ein iselphäisches Ding,“ murmelte sie, „dann mir's wohl denken; hätte Mr. Skillet einen besseren Geschmack zugekrat.“ Mit dieser Reflexion entließ sie den Boten und ging allmählig in jenen angenehmen träumerischen Zustand über, der verräth, daß jetzt eine Seele und ein Appetit zur Ruhe gegangen.

Als der Arbeitshausmeister in des Portiers Loge trat, fand er Eis auf einer Bank sitzend und ein Frauenzimmer unterstützend, das ihr fast bewußtlos in den Armen lag. Will Gerovaise stand neben dem Feuer und schaute furchtbar gedemüthigt und getränkt drein bei dem Gedanten, daß er vor dem Manne, der einst sein Nebenbuhler gewesen, nun als ein um Aufnahme bittender Armer stehe. — „Die Zeit, Baganten aufzunehmen, ist vorüber,“ rief Humphrey Skillet aus. — „Tort hängen die Vorschriften, von den Vorstehern unterzeichnet. Fort mit euch! Euch soll kein Obdach hier werden. Und auch Ihr, Eis!“ fügte er hinzu. „Wie man sich bettet, so liegt man.“ — Das Weib schaute ihn mit dem Ausdrude solch tiefer Verachtung an, daß es ihm das Blut in die Wangen trieb. „Ja wohl liegt man so. Baganten! Als ob wir nicht einen armen Geschöpf, das wir halbtodt aus der Straße fanden, helfen könnten, das Armenhaus zu errichten, ohne selbst der Aufnahme zu bedürfen.“ — „Gelt mir, die Bagabunden auf die Straße werfen.“ — „Mit diesen Worten trat der Meister zu der Pant, auf der Bella Harding lag; aber ehe er Hand an sie legen konnte, um seinen unmenslichen Vorfall in Ausführung zu bringen, fühlte er den starken Griff des Bergmanns an seinem Kragen und lag am andern Ende der Loge auf dem Boden. — „Nicht sie nur an!“ rief Will Gerovaise, außer sich vor Entrüstung, „und ich reiß Dir ein Glied nach dem andern aus. Du — ein Mann! Arm, wie ich bin, würde ich doch nicht mit Dir tauschen.“ — „Wärst nicht mein Mann, wenn Du es thätest,“ bemerkte trocken sein Weib. — In Skillet's Innerem waren die schlimmsten Leidenschaften erregt. Er war entschlossen, um jeden Preis seine Autorität zu behaupten, und rief laut die männlichen Armen zur Hülfe herbei. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wäre jetzt ein Akt roher Gewalt gefolgt, ohne das Dazwischentreten eines Herrn, der in diesem Augenblicke auf der Straße vorbeiging. Es war Squire Beadam, die Rathgästratperson, deren Interpellation wegen der Hölten für den Umhüll der Nüsscher Mrs. Penguin so entrüstet hatte. Es war ein großer, ehrbar aussehender Mann, mit einem Gemüth von Schlaubrit und Wohlwollen in dem noch hübschen Gesicht. — „Was soll dieser Austritt?“ forschte er. — „Gäcille ließ dem Meister nicht Zeit, zu antworten, sondern erzählte ihre Version des Hergangs. Der Herr konnte kaum seine Entrüstung bemeistern, als er in das bleiche Gesicht der armen Leidenden sah, die Humphrey Skillet auf die Straße geworfen haben würde. „Rast sie augenblicklich zu Bett bringen,“ sagte er, „und schick nach Doktor Tranion.“ — „Die Stunde, Baganten aufzunehmen, ist vorüber. Hier hängen die Hausregeln, Sir, von den Vorstehern unterzeichnet,“ sagte der Meister, auf das oben vom Kamin angebrachte Plakat deutend. — „Das ist ein Ausnahmefall.“ — „Muß den Befehlen gehorchen,“ murkte Skillet stierig. — „Wenn Eure Weigerung irgend nachtheilige Folgen hat, so seid versichert, daß ich einen Verkaufsbeschl gegen Euch ergehen und Euch mit der Anklage des Todtschlages in's Gefängniß legen lasse.“ — Gäcille stieß ein halb unterdrücktes Lachen aus, denn sie bemerkte, wie die letzte Drohung ihre Wirkung auf den rohen Kerl nicht verfehlte. — Skillet verweigerte nicht länger den Gehorsam, sondern that wie ihm geheißen worden, und in

wenigen Minuten erschien Beg Manders, die Krankenwärterin, mit einigen Gefäßinnen in der Loge. Sie hoben die Leidende, die inzwischen die Bewußung ganz verloren hatte, auf und brachten sie in das Krankenzimmer. — „Ich glaube, es ist vorbei mit ihr,“ bemerkte Will im Tone des Mitleides; „sie gibt kein Lebenszeichen mehr von sich.“ — „Wie wir sie brachten, lebte sie noch,“ fügte sein Weib hinzu. „Tragt nur den Portier, Squire, wenn er zurückkommt, er wird Euch sagen, daß ich die Wahrheit spreche. Der Meister hat sie umgebracht.“ — Humphrey sah nachgedrude sehr abgelenkt aus; er erbot sich sogar, selbst nach dem Doktor zu sehen. — „Es ist überflüssig,“ sagte Mr. Beadam kalt. „Bott ist schon fort. Mein guter Mann,“ fügte er hinzu, indem er sich zu dem Bergmann wandte und ihm eine halbe Gaiene in die Hand drückte, „Cure Menschlichkeit, das arme Geschöpf so weit getragen zu haben, verdient eine Belohnung. Es ist eine kalte Nacht,“ fügte er, Eis anschaugend, hinzu, „um so dünn gekleidet unterwegs zu sein.“ — „Die Eheleute schieden mit von Danl überfließendem Herzen von dem Manne, dessen Wohlwollen sie davon befreit hatte, die Nacht auf der Straße zuzubringen; denn nach dem Vorgefallenen würden sie lieber gestorben sein, als den Hausmeister von Widjal ein ein Unterkommen angegangen haben.

Bald nachdem sie fort waren, trat Doktor Tranion ein. Es bedurfte nicht im Geringsten Squire Beadam's Empfehlung, um ihn zu bestimmen, seine äußerste Geschicklichkeit — und er war sehr geschickt — anzuwenden, das Leben des Patienten zu retten; denn er war einer jener seltenen Männer, die ihren Beruf als ein Amt betrachten, wo der größte Leidende den größten Anspruch hat. Es war gegen drei Uhr des Morgens, als der Doktor wieder in der Loge erschien, wo Mr. Beadam den Ausgang der Sache erwartete. Der gefällige Mann nahm lebhaften Antheil an der Fremden. „Nun, wie sieht es mit Ihrer Kranken?“ rief er dem eintretenden Arzte entgegen. — „Für jetzt ist sie außer Gefahr,“ erwiderte Tranion, „und die Mutter eines schönen geunden Knaben. Ich habe sie unter der Aufsicht der Meisterin gelassen. Ich besitze großen Einfluß auf Mrs. Penguin,“ fügte er mit heiterem Augenzwinkern bei. „Sie schwört nicht höher, als bei meinen Magenpillen. Sir Barnard,“ fuhr er fort, „würde viel darum geben, wenn er auf Gaijon Hall dieselbe Nachricht erhielte. Ich sehe, Sie haben nach Ihrem Wagen gefandt,“ fügte er hinzu. „Bitte, nehmen Sie mich mit.“ — „Gerne,“ versetzte sein Freund. — Während der Fahrt war Doktor Tranion, ganz gegen seine Gewohnheit, stille und nachdenklich, und beantwortete die Fragen des Squires nur einsiglig. Einmal hörte ihn der Letztere vor sich hin sagen: „Nein! Nein! Es ist nicht möglich! Er ist zu erhdant, um so herzlich zu handeln.“ — „Bon wem sprechen Sie da?“ fragte Mr. Beadam. — Tranion fuhr auf, wie wenn er vom Schlafe erwachte. „Meine einjältige Gewohnheit, im Schlafe zu reden,“ rief er aus. „Gute Nacht, Squire, oder vielmehr: guten Morgen! Ich sehe, daß ich zu Hause bin.“ — Der „gute Morgen“ wurde herzlich erwidert, und die Freunde schieden. Der würdige Beamte aber setzte seinen Weg nach Broof House fort, das seit dreihundert Jahren der Familiensitz der Beadam's war.

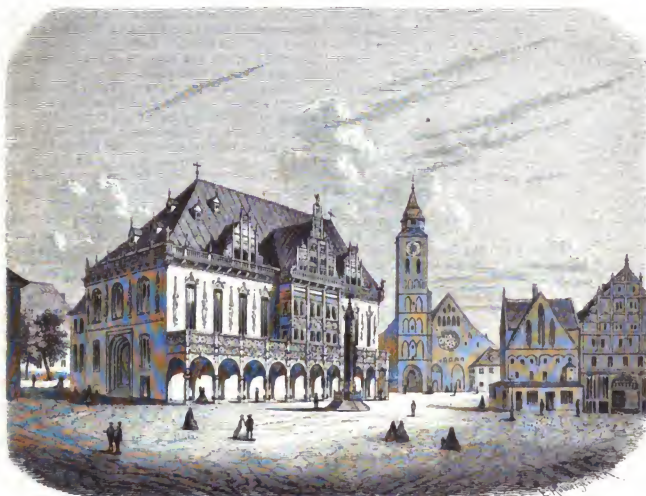
(Fortsetzung folgt.)

Bremens Marktplay zu Bremen.

Bremen ist nicht nur nach Hamburg der erste Handelsplatz Deutschlands, sondern es gehört auch zu den schönsten und vor allen Dingen zu den reichsten Städten unseres Vaterlandes. Schon zählt es 70,000 Einwohner und noch ist es in stetem Wachsthum begriffen. Den Mittelpunkt der Stadt bildet sein Marktplay. Hier stehen die Hauptbauten: links das altheidwürdige Rathshaus, an dessen Fronte sich

eine Reihe Kolonaden hinzieht. Das Gebäude hat im Laufe der Zeit manche Umwandlungen erlitten und zeigt in seiner Bauart den Styl verschiedener Jahrhunderte. Im Aeußern reich verziert mit Werken der Steinmetzkunst, bietet es auch in seinen inneren Räumen manches Schenswerthe. Am interessantesten aber ist der darunter befindliche „Rathskeller“, der durch Wilhelm Hauff's Phantasien in allen deutschen Gauen bekannt geworden. Hier liegen die vorzüglichsten Rhein- und Moselweine, unter welchen der „Moselwein“ die größte Berühmtheit erlangt hat. Er ist seit 1624 in zwölf Fässern, den zwölf Aposteln, in einem Raume gelagert, an dessen Decke eine Rose figurirt, woher der Name „Roselwein“, vielleicht auch das sub rosa des Sprichworts. Während der Freimarktstage vom 21. Oktober bis 1. November herrscht in diesem Keller ein unbeschreiblich frühliches Treiben. Dann tummeln sich Tausende in seinen Räumen,

und das Jochen dauert die ganze Nacht hindurch. — Im Hintergrunde des Bildes sieht man den Dom. Früher war er durch zwei Thürme geschmückt; der eine derselben ist aber am 27. Januar 1638 eingestürzt und nicht wieder aufgebaut. Auch der noch stehende Thurm ist durch einen Blitzstrahl um seine Spitze gekommen und hat mit der jetzigen Kuppel sich genügen lassen müssen. Der Dom ist ein 300 Fuß langer, 124 Fuß breiter und 100 Fuß hoher Bau. Merkwürdig ist der darunter befindliche Meisteller, in dessen Räumen eine Anzahl Leichname — der älteste 400, der jüngste 50 Jahre — liegen, die der Verwesung Troß geboten haben. — Vor dem Rathshause steht die 18½ Fuß hohe „Rolandsäule“, ein Sinnbild der Marktfreiheit und des Königsbanns, das Palladium der Freiheit der Stadt. Die Figur ist roh gearbeitet. Im Schilde Rolands steht geschrieben:



Der Marktplatz zu Bremen.

Brueit do ik juw openbar.
De Caret unn manning Verß verwarh
Peter Estat gegaren hat.
Des danket Gede, is min Rath.

G. Eckler.

Sittenbilder.

II.

Eine Hochzeit im nördlichen Schwarzwald.

Eine Hochzeit im kirchzarter Thal hat uns im vorigen Jahre (1860, S. 277) Anlaß zu Bild und Schilderung gegeben: mögen uns heute die Leser nach dem nördlichen Schwarzwald begleiten, wo die alte Sitte noch immer in

treuer Volkthümlichkeit erhalten ist. Da gibt es keine Verflachung und Nivelirung, keine Altklugheit und Enthüllung. Die Hochzeit ist noch das Höchste im Leben und darum auch mit Feierlichkeit und Form unbehüllt, wie in einem abgemäßen Himmelsdunst und in Blumengewinden versangen, drauß die lieben Englein schauteln und herunterlachen. Doch wir müssen uns ein wenig kurz fassen. Wenn die Heirath festgesetzt ist, schiden die Leute beiderseits ihre Einlader herum. Zwei „Chrengejellen oder Angestellte“ hier, zwei „Gespielinnen“ dort machen sich auf, oft drei Wochen vor dem Hochzeitstage, und wandern in alle Thäler der Umgegend von Haus zu Hause — einzuladen. Wer nicht geladen wird, ist belidigt. Jene heßlichen Leutchen haben ihren Lohn dafür, denn im Bauernhause erhalten sie mehrere Bapen und Schillinge, in Wirtshäusern Wein, hier Schnaps, dort Sped, Eier, Schinken, in Kaufstädten Schürzen, Tüchlein, Tabak und allerlei:

bergleichen. Im Haus der Braut und im Haus des Bräutigams, die oft in verschiedenen Thälern gelegen, ist Volterabend, Tischelbirschen. Die größte Ausgelassenheit wird nur durch Sauertraut und Sped gedämpft, denn will man diesen braven Sachen Aufmerksamkeit schenken, muß man auch ein wenig manierlich sein können. Wein fließt seltener als Wasser, d. h. gebranntes, Edelkirschwasser; Käse, Eier spielen auch eine Rolle und ist es kein Salon, so ist es doch die große Scheune, wo getanzt wird. Man tanzt aber auch vor dem Haus. Die Brautleute tanzen wohl in Gebanden miteinander. In der Frühe ziehen zu beiden Häusern Musikbänden, voraus eine Geige, oder eine Klarinette; sie holen dort die Braut mit den Gespielinnen, hier den Bräutigam mit den Ehrengesellen ab. Bei beiden Partien befindet sich ein Ehrenvater (Zeuge). Gehören die Brautleute verschiedenen Thä-

lern an, so warten die Jüge unterwegs auf einander, indem sie gegenseitig nach der Musik horchen. Den Jügen folgen Verwandte und Bekannte in Menge. Vor der Kirche kommt man zusammen, die Musik tritt zur Seite, Braut und Bräutigam geben sich die Hand, die Andern machen's ihnen nach und das biedere Händeschütteln ist zwar eine ausgemachte Sache, aber doch keine bloße Komödie. Gespielen und Ehrengesellen wandeln hierauf voraus in die Kirche, wo sie sich auf den Bänken niederlassen, der Hochzeiter und die Braut treten an die Stufen vor den Chor, die heilige Handlung erfolgt. Die Jüge gehen aus der Kirche so heraus, wie sie hineingezogen sind und wandern in das bestimmte Wirthshaus. Alles hat Rodmarinstraße; Manche tragen solche im Knopfloch, am Hut und auch noch in der Hand, je größer desto besser. Die Braut trägt einen eigen-



Die „Ehrengesellen“ im nördlichen Schwarzwalde.

thümlichen Kopfschmuck von Gold- oder Silberfitter, ebenso alle Gespielinnen. Die Kleidung ist schwarz mit rothem Futter; stets Schuhe, weiße Strümpfe oder auch rotte. Um halb zwölf Uhr betritt man das Wirthshaus, zunächst aber den Tanzboden. Es werden sofort drei Ehrentänze getanzt; die Neuwermählte, die zwei Ehrengesellen und zwei Gespielinnen je miteinander. Dreimal wird nämlich gewechselt, der Hochzeiter tanzt mit jeder Gespielin und so geht es herum. Dann tanzen die Verwandten. Ist Großvater und Großmutter da, müssen sie allein mit einander tanzen. Es ist der bekannte Schwarzwäldertanz — Arme entgegengestreckt, Hände auf des Andern Schultern. Sofort geht es zum Hochzeitstisch. Bis jetzt haben aber nur die Eingeladenen Theil genommen. Am sogenannten Hochzeitstisch sitzen auserwählte Personen, mitunter der Pfarrer, Lehrer, Metzger. Dort ist herrliche Tafel, besetzt je nach Ver-

mögen der leidenden Menschheit, und es geht so homerisch zu als in der Döhrle, denn man ißt und trinkt den ganzen Tag und hinein in die Nacht. Doch nicht unaufhörlich! Nein, nach gesunden Pausen, aber „viel und gut“, zwischenhinein „geht der Tanz los“. Und zwar tanzen jetzt nicht bloß die Eingeladenen, sondern Jedermann, der für sein Geld herbei gekommen ist. Uebrigens die Geladenen geben auch aus ihrem Beutel und das ist in vieler Rücksicht gut und weise. Das ganze Haus hat sich im Laufe des Tages mit Gästen gefüllt, alle Räume werden benützt. Soll getanzt werden, so geht der Hauptgeiger mit dem Instrument in den Zimmern herum und klopft drauf mit dem Fogen. Die Musik wird nach jedem Tanz oder vor demselben daar bezahlt für jeden „Tanz“. Extratänze werden ganz besonders bezaht. Zuschauer kennt man kaum, denn mer da ist, tanzt auch. Den ankommenden Gästen wird „es zuge-

braucht, da kommt es wohl vor, daß ein ehrenfester Zubringer seine 30 Schöpplein Landwein versorgt, und es thut ihm nichts. Feine Weine werden bei Hochzeiten nicht wohl gelitten. Eine besondere Sitte ist das Suchen der Hochzeits-schube — der Hochzeitlein. Kurzer Prozeß! Der Schuh wird ihr plötzlich geraubt, ein Glas Wein wird hineingestellt und der Schuh macht die Runde. Nicht minder ergebe ich bei dem Gebrauch, daß die Gespielfinnen während des Festes in den Zimmern umherwandern und die Gäste auszeichnen. Sie haben ein Körbchen voll Sträuße bei sich und heften solche — für ein Trintgeiß! — dem an, der ihnen in die Augen fällt. Bezahlt muß werden, aber die Schönen haben eine bessere Ernte als die bloß Gemüthreichen, eine Uebung, die von den Gerechten verdammt, von den Naiven und — den Meisten gepflegt wird. Vor Mitternacht ziehen sich die Hochzeitseisten sammt den Eltern zurück; sie gehen heim, wenn sie nicht fahren. Und welches Fahren ist da ost! Fuhrwerke aus allen Hältern haben sich eingefunden, die Ordnung ist immer zu handhaben, sie ist von selbst da, wenn sie da ist. Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

Jack Erskine, der Thierbändiger.

(Fortsetzung.)

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper,“ sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, sie ist von selbst da, wenn sie da ist.“ Gesehen muß man dabei, daß Viele bloß dem Wirth zu Lieb gekommen waren, doch was verschlägt dich? Wann alle Gäste nach Hause gekommen sind, ist nicht zu bestimmen und zu sagen. Aber der Wirth hat noch kein Geld gesehen, so viel des Tages über geklappert hat. Daher kommt am Montag drauf — die Hochzeit ist fast immer an einem Montag — das „Zechemachen“. Dieß ist ein Nachfest, kein troden Geschäft, damit aber ist die Hochzeit vorbei.

Dieser Mann, seither so sanft und gut, wurde grauam und böse. An einem Tage, einem verfluchten Tage, schlug der Unglückliche, in einem Biereranstalt, mir mit einer Peitsche, die er in der Hand hielt, und vor Fremden, auf offener Straße, in's Gesicht. . . . Born und Entrüstung verbunckten meinen Blut; ich stieß denn, der mir hätte heilig sein sollen, mit Gemalt jurid. . . . ich sah ihn taumeln und zu meinen Füßen niederfallen?“ — „Ah! Unglücklicher!“ rief Jasper, sein Gesicht in den Händen bergend. — „Am nämlichen Abende verließ ich den Staat Delaware. Ich war ohne Freunde, ohne Geld; ein englischer Kapitän nahm mich in seinen Dienst, um der Menagerie zu warten, welche er in den Vereinigten Staaten zu zeigen gedachte. Ich hatte mich schon verurtheilt, indem ich mich freiwillig verbannte; allein ich hatte mein Vergehen noch nicht hart genug gespürt. Eine unverföhnliche Stimme rief mir unaufrichtig zu: Du bist ein schlechter Sohn!“ Darauf kam mir ein seltsamer Entschluß in den Sinn. Ich hatte in einem Augenblicke des Jornes gewagt, die Hand gegen ein schwaches, der Vernunft beraubtes Wesen zu erheben; ich wollte, als Söhne, das Blut meiner Atern, das Gleich meines Leibes den Krallen und Zähnen der Tiger und Löwen preisgeben. Gott hat mir vergeben, ich sehe es wohl. Drei Jahre nachher nannte ich mich nicht mehr Ken Jasper; ich war Jack Erskine, der Thierbändiger.“ — „Ach! mein Bruder, mein armer Bruder,“ rief Jasper mit herzerweichender Stimme, indem er sich in Jack's Arme stürzte.

Erskine nahm den Kopf seines jungen Bruders zwischen seine großen Hände und bedeckte ihn mit Küssen. Aber bald öffnete ein schmerzliches Stöhnen seine Lippen und er legte schnell seine linke Hand auf's Herz. — „Was hast Du?“ fragte Jasper, ihn in seinen Armen haltend. — „Ich. . . . nichts. . . nichts.“ — „Sagte er, sich zum Löcheln zwingend; „eine alte Wunde, welche mich schmerzt, wenn ich eine zu heftige Gemüthsbewegung empfinde. . . . Ah! es ist jetzt vorbei, beruhige Dich.“ Und Jack zog von Neuem seinen Bruder an's Herz und drückte seine Lippen abwärts auf seine Stirn. „Es thut mir so wohl, Dich zu sehen! Und nun. . . wollen wir von Dir sprechen. Was machst Du in Albany?“ — „Mein Vater und ich bemohnen den Staat New-York.“ — „Unser Vater lebt noch? . . . ah! um so besser. Sprich niemals zu ihm vor mir, Bruder, ich bin tod't für diese Welt, sieht Du wohl. Wenn er hierher kommen wollte, halte ihn davon ab, sein Anbild würde mir zu wehe thun.“ — „Mein Gott! mein Gott!“ murmelte Jasper, „und die schredliche Wette, die er gemacht hat!“ — „Aber zuvor sage mir, was für ein Papier ist das, welches ich bei Dir gefunden habe, diese Matrosenanmerkung?“ Und als Jasper den Kopf senkte und nicht antwortete, fuhr Erskine fort: „Nicht wahr, es ist nicht die Armut, die Dich zu diesem Entschlus gebracht hat?“ — „Nein“, erwiderte Jasper schnell, „ich bin allerdings arm, allein dieß ist nicht die Ursache, welche mich dazu bewogte.“ — „Arm, Du? . . . Du wirst reich sein, Bruder, denn ich bin reich, ich. . . . Reichthum würde mir nicht das Glück geben, mein armer Ken.“ — „Ah! so, ich verstehe“, sagte traurig der Thierbändiger. „Nichts hat sich seit meiner Abreise verändert; es ist ein Kind weniger im Hause, das ist Alles.“ Jasper ergriß freudlich die Hand seines Bruders. „Nein, nichts hat sich verändert. . . . und wenn Du, Bruder, Deinen Schmerztheil trügst, so habe auch ich den meinen.“ — „Du lann also nichts für Dich thun?“ — „Nein, Du wirst es begreifen. Ich liebe meine Ausrufe Eva, und ihr Vater will sie mir nicht geben, so lange. . . .“ Jasper kostete einen Augenblick und fuhr dann mit dumpferer Stimme fort: „solange unser Vater lebt.“ — „Eva!“ wiederholte Jack, wie mit sich selbst redend; „sie war noch ein Kind als ich abreiste; ich erwärmte ihr kleinen Füße, wie die eines fröstelnden Vogele, in meinen Händen, und sie lächelte mich an, indem sie mit ihren hüßigen, rothen Fingern meine Haare streichelte.“ Die Kunst einer neuen Person unterbrach plötzlich diese Unterhaltung. Es war eine

Art Kiese, welcher drei oder vier an Haken aufgehängte Fleischstücke trug. Dieser Mensch war der Diener der Menagerie, der „Fleischer“, dessen Amt es war, die Thiere zu füttern. Was wollt Ihr von mir, Pisch?“ fragte der Thierbändiger. — „Gerr Grötine“, sagte der Mann mit linkem Grub, „unten ist ein Herr mit seiner Tochter; sie wollen die Menagerie sehen.“ — „Das können sie diesen Abend während der Vorstellung.“ — „Aber die junge Miß will Euch gerade nicht in die Käfige gehen sehen, und ihr Vater scheint ebenso empfindsam wie sie zu sein.“ — „Es ist recht, ich werde hinunterkommen. Mittel sie, mich einen Augenblick zu erlauben.“ Der Fleischer verneigte sich vor seinem Herrn und stieg mit schwerem Schritt die Treppe hinab. — „Wer sind diese Leute?“ fragte der Thierbändiger, indem er eine kleine, im Fußboden angebrachte Klappe öffnete. „Sieh doch, Jasper, ob Du sie nicht kennst.“ Der junge Matrose neigte sich über das Loch um zu sehen. — „Sie ist es, mein guter Klem, sie selbst, Eva, mit ihrem Vater, meinem Onkel Kennedy“, küsterte Jasper. — „Ach so, also die ganze Familie hat sich heute hier Kennedys gegeben?“ sagte Grötine lächelnd. „Hilf mir schnell den Anzug wechseln; ich möchte die arme Kleine nicht erschrecken.“ In fünf Minuten war der Thierbändiger unerkennbar geworden. Ein Hemd von feinem, rothem Battist hatte den schweren Lederpanzers ersetzt, und Weinstock und Jade von schwarzem Sammt ließen seine Taille und gefällige Gestalt blicken. Strümpfe von schwarzer Seide und leichte, lastete Schuhe mit goldenen Schnallen vervollständigten dieses, vielleicht ein wenig theatralische, jedoch elegante und originelle Kostüm. „Du siehst es, Bruder“, sagte Grötine lächelnd, „es liegt stets ein wenig Possenreißerei in unserer Art; willst Du diese gute Gelegenheit benutzen, um Dich derjenigen, die Du liebst, zu nähern?“ — „Ja“, sagte Jasper, „ich werde meine Anwesenheit an diesem Orte mit dem Wunsch erklären, die Menagerie vor meiner Abreise zu sehen.“ — „Kein Wort von dem, was Du weißt, Bruder!“ — „Fürchte nichts.“ Allein der Thierbändiger hatte ohne das Gedächtniß die Augen und das Herz des Onkel Kennedy geredet, und der arme Burche begriff bald, daß der Ueberzeugung des wadern Mannes gegenüber alles Säugnen vergeblich war. Jed Grötine unterrichtete mit zwei Worten seinen Onkel von dem Lauf der Begebenheiten, wie sie sich seit dem Tage, seitdem er aus dem väterlichen Hause entflohen, zugetragen hatten. — „Ja gerade so ist es“, sagte der gute Mann, indem er traurig das Haupt schüttelte; „nachdem er seinen ältesten Sohn unglücklich gemacht, ist er auch ein Hinderniß am Glücke des armen Jasper.“ — „Aber, mein guter Onkel, denk doch wohl über das nach, was Ihr thun wollt. Diese beiden Kinder lieben sich, und wenn mein Bruder abreist, wie er es sich vorgenommen, so wird meine Rusine Eva sich niemals darüber trösten. Wenn Ihr eine Mitgift verlangt, so beunruhigt Euch deshalb nicht; ich bin da, ich; und es wäre eine schöne Gelegenheit für Jed Grötine, seine Dollars tanzen zu lassen.“ — „Ich kümmere mich nicht um Geld! Ich habe für Zwei, ich habe für Vier.“ erwiederte Kennedy kurzweg, indem er aus seiner Schildpattdose eine große Prünze Matsba nahm. — „Betrachtet sie doch, wie hübsch sie sind, und welch' allerliebtestes kleines Paar es gäbe!“ küsterte der Thierbändiger, indem er seinem Onkel Jasper und Eva zeigte, welche sich auf eine der Bänke des Saales gesetzt hatten und mit Lebendigkeit plauderten.

(Schluß folgt.)

Die Finde im Burghof zu Nürnberg.

Eine Sagen Geschichte.

Der Sturm der Zeiten hat gar manches schöne Denkmal alter deutscher Kunst und Kraft in den Staub geworfen und

zertrümmert. Nur wenige Punkte im großen Vaterlande zeigen noch zahlreichere Reste der Vorseit. Unter allen ist es vorzugsweise eine Stadt, die alte Forst, die ihr mittelalterliches Gemah nicht völlig abgestreift hat und bis zur Gegenwart heraus noch daselbst im Schmucke ihrer einstigen Größe, ein treues Bild der poesie-, kunst- und sagenreichen Vergangenheit.

Wer süßte sich nicht von diesem anmuthigen Stadtbilde freundlich angezogen? Wer durchwanderte die geträumten, tausend liebliche Prospekte zeigenden Straßen, wer die herrlichen, von den herrlichsten Künstlern des Mittelalters reichgeschmückten Kirchen ohne tiefe Nahrung und Freude? Aber diese Gefühle steigern sich, wenn wir aus den belebten Straßen hinausgehen zur ehrwürdigen Burg, in deren altergeschwägerten Räumen heilige Stille herrscht. Unwillkürlich erschauert der Wanderer, betritt er diese Hallen, blickt er hinaus zu den hohen Epitaphengestirnen, zu den Säulen und Zinnen, an denen eine erhabene große Vergangenheit fast spurlos dahintauscht, wo einst die edlen Grafen von Zollern gewohnt, die Ahnen edler Könige, wo die alten Kaiser getagt, geberrscht. Im innersten Schloßhofe, fast zu sehr dem Himmelslichte entzogen, grünt aber jene ehrwürdige Linde, welche einst die Kaiserin Kunigunde gepflanzt und die, nach ihr gestaft, schon 1450 die große Linde genannt wurde. Ihr staftwurzelter Stamm ist am Grunde mit Mauerteufel eingefaßt, an dessen vier Ecken die Figuren gemalpener Männer Wache halten, die Sinnbilder der vier Stämme, welche unter dem Scepter der Mittelalterkathar vereinigt sind: der Franken, Wälfen, Schwaben und Bayern. Eine liebliche Sage ist an diesen ehrwürdigen Baum geknüpft. Kaiser Heinrich residierte mit seiner Gemahlin Kunigunde im Jahre 1002 in Nürnberg und ritt damals oft auf die Jagd in die nahen Forste. Während seiner Abwesenheit ergriff es einst die in der Burg weilende Kaiserin mit so seltsamer Ahnung, daß sie die Zinne des Thurmes besichtig und ängstlich in die Ferne blickte, um den Zug der heimkehrenden Jäger zu erspähen. Doch Stunde auf Stunde entruant und der Kaiser lehrte nicht wieder. Die Ahnung seiner treuen Gattin steigerte sich endlich bis zur peinigendsten Besorgniß, es möchte dem Kaiser ein Unfall widerfahren sein, und deshalb ging sie in die Kapelle, um von der Vorlesung seine glückliche Rückkehr zu erriethen. Das Geräusch der frühlich heimkehrenden Jäger verschweichte aber ihre Angst und sie umarmte ihren Gatten mit Thränen der Freude, indem sie ihn von ihrer Besorgniß in Kenntniß setzte. Der Kaiser küßte gerührt seine theure Gattin und sagte: „Deine Ahnung trug Dich nicht! Nie war ich dem furchtbarsten Lode näher als dieser Morgen! Meine Hunde verfolgten einen starken Hirsch und ich eilte der Meute auf flüchtigem Kofse nach. Bald verlor ich mich weit von meinen Jägern in eine bergige, mir völlig unbelannte Gegend des Waldes. Keuchend trug mich das Hof eine jähe, mit mildem Gestrüpp bewachsene Höhe hinauf, auf deren Kamm zuerst der Hirsch, dann auch mit gelendem Aufschreie die Hunde plötzlich verschwanden. Ich vermochte durch die mich in's Anliß peitschenden Zweige des Gestrüchses nur zu sehen, daß auf dem nahen Gipfel eine vom Waldbrand geschwärtzte halberstorbene Linde stand. Da schaute mein Hengst plötzlich vor dem seltsam geformten Stamme dieses Baumes; hoch stieg das wilde Hof und — schauernd blickte ich, es mächtig herumwerfend, in den Abgrund eines gährenden Schlundes, in dessen furchtbaren Tiefe der Hirsch und die Hunde ebenfalls zerfchmettert ein jähes Ende gefunden hatten. Ich stieg vom sitzenden Kofse um mich zu überzeugen, ob mein rascher Blick mich nicht getäuscht? Doch nein, es war Alles wie ich gesehen; verloren der Verfolg mit den Verfolgern; vernichtet durch den furchtbaren, wohl fünfzig Ellen tiefen Sturz, lagen Alle zudend am Fuße der Felswand. Ich verbande meine Rettung allein meinem vor der Linde stehenden Pferde. Nur noch einen Schritt weiter, und es war auch um mich geschehen! Hier dieses armselige Zweiglein riß ich von der Linde ab. Nimm es und bewahre es als Andenken an den

Lebensretter Deines Gatten.“ — Die Kaiserin hörte erbleibend diese Erzählung. Dann sprach sie: „Bewahren und verderren sollte ich diesen Zweig lassen? Nein, noch grünet er und, wie ich hoffe, daß Gott Dein theures Leben noch viele Jahre erhalten und den edlen Stamm der Sachsen bis in die fernsten Zeiten blühen lassen werde, so will ich dieses

Zweiglein hier im Hofe der Kaiserburg pflanzen und es mit Sorgfalt pflegen, bis es wurzelt und frische Keime treibt. Dich geschehe sofort zum Wahrzeichen, ob der Himmel gnädig mein brünstiges Gebet für Dein Wohl erhören will?“ Und inbrünstig zur Himmelstönigin flehend, grub die treue Gattin mit zarter Hand die Stätte, wo das Zweiglein wurzeln sollte,



Die Linde im Burghof zu Nürnberg.

und begoß und schirmte und pflegte es mit inniger ängstlicher Sorgfalt. Da wurzelte und sproßte und wuchs der Pflögel der Kaiserin frisch empor und wurde binnen wenigen Jahren zum kräftigen glückverheißenden Bäumchen, das lustig emporstob und bald die grüne Krone über die Zinnen des hohen Schlosses hinaus zum lieblichen Lichte des Tages erhob. Und noch steht die Linde, ein mächtiger Baum, im

Hofe der Kaiserburg. Lieblich flüstert der Abendwind in ihren Blättern, wenn tiefe Schatten schon im weiten Hofe ruhen. Das zarte Laub flüstert von alten grauen Zeiten, von fast vergessener alter Herrlichkeit und zu Orate gegangener Kaisergröße. „Nur die Liebe stirbt nicht!“ flüstern die Blätter zulezt, wenn sie der Mond mit magischem Schwimmer versüßert.

Philipp Körber.

Städtebilder.

I.

Amsterdam. Von Edmund Joller.



Ein sommerlicher Tag neigte sich seinem Ende zu, als wir auf dem haaretem Spoorweg uns dem nördlichen Venedig näherten. Schon von ferne sahen wir die Tausende von Windmühlen, welche die Stadt wie ein Bollwerk umgeben und mit den mächtigen Flügeln ihr Köhling zuzujächeln scheinen. Man sieht den Wald hier wüthlich vor lauter Bäumen nicht, das heißt Amsterdams verschwindet trotz seiner hohen Häuser und spitzen Giebel hinter diesen Windmühlen ganz und gar. Auf dem Bahnhof war ein buntes, wirres Treiben, aber man fühlte gleich, daß man sich in einer großen Handelsstadt befindet, denn das Gepäd ist nach wenigen Minuten schon in den Händen der Passagiere und die Vigilanten flüchten nach allen Richtungen mit ihrer Beute davon. Wir fahren nach der Doelenstraat in das Hotel des Pays-Bas. Je mehr wir uns dem Centrum der Stadt, dem Dam nähern, um so belebter wird das Straßenbild. Vom Dam biegen wir in die Kalverstraat, die Herzog der großen Handelsstadt, auf der ein solches Gewühl von Menschen und Wagen ist, daß wir nur im Schritt fahren können. Die Gasflammen werden in den Läden, die sich hier so dicht an einander drängen, als wollten sie sich gegenseitig verdrängen, bereits angezündet und die schaulustige Menge ergötzt sich an den reichen Auslagen, während die geschäftigen Kaufmannsdienner mit ungestümer Hast sich durch die Masse hindurch drängen. Eine roth und schwarz geflebelte Schaar Kinder verschwindet in einem großen Hause in der Mitte der Straße: es sind die Waisenkinder, in die Farben der Stadt geflebelt, welche Tracht König Louis abgeschafft, der am Alten lebende Holländer aber wieder eingeführt. Im Hotel des Pays-Bas empfing uns Herr Guimond mit deutscher Herzlichkeit, die doppelt wohl thut in Holland, wo sich der Wirth so viel wie gar nicht um seine Gäste kümmert und selten ein Wort mit ihnen wechselt. Rasch hatte ich mich einquartiert und schlenderte noch durch die Straßen, in denen es immer lebendiger wird, je später am Abend. Diese Lebendigkeit, die wohl in Amsterdams, das durch seine einformige Bauart, durch den Mangel an Palästen und großen Plätzen immerhin etwas Monotonies hat. Das Palais und die Börse schauen sich verwundert an und wissen nicht recht, wie sie mit ihrem Steinwerke mitten in diese Fingelstadt sich verirren konnten. Sonst hat alles ein bürgerlich behäbiges, aber bescheidenes Ansehen: der Millionär zeichnet sich kaum vor dem einfachen Maller aus. Wie er in die gleiche Farbe sich kleidet und nur vielleicht etwas seineres Tuch trägt, so ist sein Haus aus denselben Ziegeln, mit demselben Mörtel gebaut und nur die Spiegelheben der hohen Fenster sind etwas größer, die Thürköpfer etwas majestätischer und glänzender. Erst im Innern der Häuser, in das uns kaum ein flüchtiger Blick vorgelassen wird, beginnt der Reichthum, aber wiederum nicht in werthvollen Brunnstücken, sondern in solidem Material, in werthvollen Stoffen, aus denen alles Haus- und Zimmergeräthe, alles Geschirr besteht. Rasch Außen hin will der Holländer nicht glänzen. Nachdem ich die Kalverstraat noch ein paar Mal aus und abstrinirt und mich müde gesehen, kehrte ich in den Galtshof zurück, wo bereits das Wasser in dem hohen Kupferstiel brodelte und mich zu einem köstlichen Thee lud.

Am andern Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg. Ich wollte die Hauptkirchen besuchen, ehe der Gottesdienst begänne, und meine ersten Schritte lenkte ich bei der Dube Kerk, der alten Kirche, zu, die in der Warmoesstraat liegt. Im vierzehnten Jahrhundert erbaut, wurde sie mehrmals erweitert. Früher reich dotirt, bot sie mit ihren dreizehn Altären, Koltbarkeiten aller Art und praectvollen Glasgemälden einen herrlichen Anblick. Jetzt sind die Wände nackt, die Altäre verschwunden, nur durch die bunten Scherben mit ihren geistlichen und weltlichen Schibereien leuchtet die Morgenfonne im wunderbaren Farbenpiel wie ehedem, und die Zöne der Orgel, die der frühzeitig erscheinende Organist spielte, gemahnen mich an die vollen Harmonien des haaremer Meistervorks. Während dieser Präludien betrachte ich mit

die Wände, in welche einige Grabsteine eingelassen sind: denn die Dube Kerk bildet eine Art von Westminster oder Pantheon. Hier ruht Abraham van der Hulst mit dem goldenen Säbel in der Hand, dort Admiral van Gemert, hier de Haan, dort van der Aaen und der Schout-bij-Nacht Jial Sweers, die alle für das Vaterland gefallen. Auch einige Frauen haben hier Denkmäler gefunden. Die Kirche ist zugleich das Archiv der Stadt, denn sie bewahrt die Privilegien derselben. Im Chor sah ich hinter dem Letzter noch Sandhaufen liegen: auf meine Frage erfuhr ich, daß man noch immer hier begräbt. Während ich mit der Frau des Meiners plauderte und in das „Innere“ eines echten Gerard Dom blüde, so sauber und blank ist da drinnen alles in ihrem Stübchen, fällt sich die Kirche mit Andächtigen — lauter Reformirten — denn die Dube Kerk ist die größte der dreizehn reformirten Kirchen Amsterdams, und ich trete wieder hinaus in die Sonntagsmorgenskirche.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Geschichte.

I.

Andreas Hofer's Tod, Begräbniß und Denkmal.

Von Dr. Wilh. Zimmermann.

Das Jahr 1859 hat ganz besonderen Anlaß gegeben, daß man in Oesterreich sich lebhafter als sonst an Tyrol erinnerte, an jene Männer und Thaten.

Aus dem Heldentumpe des tapfern und frommen Volks der Tyroler im Jahre 1809, für Weichung ihres heimatlichen Bodens von Franzosen und ihren Verbündeten, trat in besonderer Schönheit hervor die Gestalt Andreas Hofer's, welcher mit Recht sprichwörtlich „das treueste Herz Tyrols“ heißt. Wenn man in dem passagier Thale von dem großen Pfarrdorf St. Martin über die Passer geht, ein Strom, der zwischen steilen Erdwänden reichend dahinströmt, während oben im Blau die Hühnergeier und Adler sich wiegen, gelangt man in einer halben Stunde zu dem Wirthshaus am Sand. Hier stand die Wiege Andreas Hofer's. Der fromme Held, dessen Name seiner Zeit in ganz Europa genannt wurde, und der niemals sterben wird, war Wirth „zur Krone am Sand“.

Das Wirthshaus zur Krone am Sand, am Thalwege nach St. Leonhard ciunjam gelegen, war, wie das zu Moos, seit alten Zeiten im Besitze der „wappennmäßigen“ Hofer. Im Jahre 1671 schon hatte Christian Hofer zu Moos in Hinterpassier „wegen seiner Verdienste um das Erzhaus Oesterreich“ die Wappennmäßigkeit erlangt. Der berühmte Heerführer seiner Landesleute und Oberkommandant in Tyrol, Andreas Hofer, heißt von seinem Wirthshaus her auch „der Sandwirth“. Der große „General Sandwirth“ hieß es seiner Zeit in italienischen und französischen Zeitungen.

Zunächst besprechen wir nicht seinen Charakter, nicht seine Thaten, sondern nur seinen Tod, sein Begräbniß und sein Denkmal. Dreimal hatte er mit Tyrolern das Land frei geschlagen, in einer Zeit, in welcher Alles in Deutschland vor des ersten Napoleon's Kopf und Machi sich beugte. Aus den Alpen Tyrols leuchtete das Morgenroth dessen herüber, was vier Jahre später Deutschland frei machte von den jenen Unterdrückern. Gesungen genommen durch Verrath eigener Landesleute, wurde er hinweg geschleppt in die Festung Mantua und dort in den Kerker gelegt. Da lag er, der fromme Vaterlandsvortheider, bis der Urtheilspruch aus dem Munde des fremden Unterdrückers sein Schicksal entschied.

Der Gouverneur der Festung zu Mantua war der französische General Biffon. Der war im Besetze von Mantua bei Innsbruck von den Tyrolern gefangen, und von Andreas Hofer auf das Mißliche behandelt worden. Dieser General Biffon, welcher im Auge jedes Tyrolers den Tod verdient hatte, war von Hofer geschont worden. Man liest, dieser

selbe General Biffon sei der Vorsitzende des Kriegsgerichts gewesen, welches den General „Barbone“ (den Mann mit dem großen Bart, wie ihn Franzosen und Italiener nennen) zum Tode verurtheilt habe. Nur Gouverneur der Festung war Biffon; den Vorsitz beim Kriegsgericht führte er nicht. Nur auf seine Anordnung, worin er Napoleon's unmittelbarem Befehl folgte, wurde das Kriegsgericht am 19. Februar 1810 zusammen gerufen, welches über Andreas Hoyer das Urtheil sprechen sollte. Aber so viel Fluch auch auf dem Namen Biffon's in Hessen wie in Tyrol ruht, so ist doch gewiß: nicht Biffon's Nachgegüfte, sondern des ersten Napoleon's ausdrücklicher Befehl hat den Führer der tyroler Bauern zum Tode verurtheilt. Die Mehrheit des Kriegsgerichts war für Freisprechung. Der Telegraph von Mailand befehlt den Tod und dessen Vollstreckung binnen vierundzwanzig Stunden.

Es wurde mit der Vollstreckung geeilt, um jeder Vermittlung zuvorzukommen, welche vom Wiener Hof aus zu erwarten war. Nur Eines versuchte noch Napoleon. General Biffon trat, noch nachdem vor dem Kriegsgericht dem Sandwirth das Todesurtheil schon verlesen war, in das Gesängniß Hoyer's. Er sprach ihm zu, in die Dienste Frankreich's, in die Dienste „des großen Kaisers“ Napoleon zu treten; dadurch könne er sein Leben retten. „Ich werde dem Haus Österreich und dem guten Kaiser Franz stets getreu bleiben,“ sprach Hoyer ablehnend.

Ein Herr von Püßler in Neumarkt schrieb er am Tage vor seinem Tode einen Brief voll Fassung und Seelenruhe. Jede Zeile zeigt sein Gottvertrauen, und wie er die Welt überwinden hatte, wie er alles Irdische anfaß. „Ade, du schöne Welt,“ hieß es darin. „So leicht wird mir das Sterben, daß mir nicht die Augen nach weiden. Um neun Uhr reiß ich mit der Hül' aller Heiligen zu Gott.“ Bis in's Kleinste ordnete er Alles an, was seine Hausfrau bei den Seelenämtern in der Heimat, die sie in den Pfarrern St. Martin und St. Leonhard abhalten lassen solle, den dazu Geladenen an Essen und Trinken verabreichen möge. Darin, und wie er seine Hausfrau tröstete, sich ja nicht zu sehr dem Kummer zu überlassen, bewies Andreas Hoyer, daß er in der Todesstunde so groß, wo nicht größer war, als in den Stunden und Tagen des Kampfes, in welchen er einst als Hauptmann der Kaiserjäger, als Kommandant der Südtiroler und zuletzt als Oberkommandant von ganz Tyrol befehligt hatte. So ist, spricht, schreibt und handelt nur der Mensch, welcher reines Herzengut ist.

Oegen eif' Uhr Vormittags erst — so lange hatte man ihn hingehalten — am 20. Februar 1810 würdelt der Generalmarsch. Offiziere führten den „General Sandwirth“ heraus. Ein Held auf dem Todesweg, schritt Hoyer voran, ein Krugführer in der Hand, und von dem Erzprieister Mautschitz begleitet, hinaus auf die breite Bastion unfern der Porta Ceresa. Die Grenadiere schloßen sich an, ein ganzes Bataillon, obgleich hier keine Gefahr war. So viel auch Tyroler in Mantua waren, sie lagen alle in Ketten in den Kasematten der Festung, und als der Zug an der Porta Molina vorbei ging, da lagen die gefangenen und geschellen Tyroler auf den Anien, beteten und weinten laut. Hoyer's letzte Bitte, seine Landsleute, die mit ihm für Kaiser und Vaterland gefochten, alle in Mantua gefangenen Tyroler, zum Abschiede noch um sich verlaummeln zu dürfen, war ihm abgeschlagen worden.

Auf dem Nichtplatz angekommen, im Viereck der französischen Grenadiere, betete Hoyer mit dem Erzprieister. Diesem hatte er all' sein Geld, fünfshundert Gulden Banjosettel, für seine gefangenen Landsleute zuvor schon übergeben. Ihm schenkte er auch zum Andenken das silberne Kreuz, das er um den Hals getragen, dem Pfarrer der Festung seinen Kostofrenkrauz, dem Korporal seinen lezten Zwanziger, einen sogenannten Sandwirth's-Zwanziger, welcher während seiner Oberkommandantenschaft in der Mungu zu Hall geprägt worden. „Es ist mein leztes Geld,“ sagte er zu dem französischen Korporal, „und dieser Zwanziger gemaßt mich an mein armes Vaterland.“

Er ermahnte den Korporal, gut zu schießen. Zwölf Grenadiere traten, Gembch im Arm, bis auf zwanzig Schritte gegen ihn vor. Der Tambour reichte ihm ein weißes Tuch, sich die Augen damit zu verbinden. Er wies es zurück, ebenso die Aufforderung, sich auf die Kniee niedergelassen. „Ich stehe,“ sprach er, „vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich mein Geiße zurückgeben.“ Darauf rief er, unter einem Hoch auf seinen Kaiser Franz, mit träftiger Stimme: „Obt Feuer!“

Die Grenadiere schossen schlecht. Sie hatten in vielen Schladten gefochten und getroffen: auf diefen von ihnen in seinen Siegen bewunderten Helden, auf diefen in seinen lezten Stunden so christlichen Mann, mit dem frommen Angesicht und mit so edeln Worten, zu schießen, verlagte Aug und Hand der Garde Napoleon's. Auf die ersten sechs Schüsse sank der Held nur in die Kniee und auf eine Hand. „O wie schießt ihr schlecht!“ soll er gerufen haben. Die lezts folgenden Schüsse stredten ihn zwar zu Boden, aber nur so, daß der tyroler Held nochmals eine Bewegung machte sich aufzurichten. Jetzt erst trat der Korporal heran, sezte ihm die Mündung seines Gewehrs noch an den Kopf, und erst dieser dreizehnte Schuß machte, daß der Edelste aller Tyroler nicht mehr irdisch war. Oben war ein Uhr vorüber.

Nach unter dem Todtenamt zeigte sich in ihm Leben. Auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre trugen Frankreich's Grenadiere den großen „General Sandwirth“ in die Pfarrkirche zu St. Michael. Noch unter der Messe gerieth das über ihm liegende weiße Tuch in eine sichtbar zitternde Bewegung: es waren die lezten Lebenszeichen des ermordeten tyroler Helden.

Langs war Tyrol und Mantua wieder österreichisch geworden. Aber noch ruhten die Gebeine des „treuesten Hertenzen Tyrol's“ in ungemehrter Erde, ferne vom Vaterland. Ein österreichischer Dichter ließ Hoyer's Geiße sprechen: „Nichts als das Eine hab' ich noch zu fordern: Franz! eine Schaufel Erde von Tyrol.“

Im Gärten des Pfarrers auf der Citadelle lag Hoyer begraben. Wie der Ort seines Todes auf der Bastion, so war auch sein Grab im Gärten seinen Landsleuten heilig, und von Tyrolern ohne Zahl, von einer Menge Fremder, wurde es jahrelang besucht, selbst von Kaiser Franz. Aber erst im Jahre 1823, am 8. Januar, graben tyroler Jägeroffiziere seine Gebeine in Mantua aus. Sie kamen aus dem neapolitanischen Feldzuge zurück. Diese deutschen Männer waren der Jägerhauptmann Freißner von Sternbach und der Oberlieutenant Schön, beide aus Tyrol, die Ritter von Hoqueville und von Kumpelmaur, und der Lieutenant Hauger. Der Letztere, ein früherer freiburger Student, gab die erste Anregung; er hatte im tyroler Krieg unter Hoyer gefochten. Mit Begeisterung gingen die vier Andern auf den Gedanten Hauger's ein. Um zehn Uhr Nachts brachen sie aus dem Galthaus zum Ziel auf, hinaus in die Citadelle, in's Gärten des Pfarrers. Jäger mit Rifen und Schaufeln der Diener im Hinterwegs mitgenommen. Noch lebte der Diener im Pfarrhause, welcher vor bald dreizehn Jahren den Leichnam des Sandwirth's hier beerdigt hatte und die Stelle genau kannte. Der gefrorene Boden wurde mühsam durcharbeitet; doch bald kam man auf die Gebeine. Sie wurden sorgfältig herausgenommen und von Hauger, welcher Anatomie studirt hatte, zusammen gefügt. Die Echtheit der Gebeine wurde von Pfarrer Mautschitz durch eine Urkunde betätigt. Sie sprachen aber für sich selbst. Der Kopf des Helden, der noch alle Zähne hatte, zeigte in Kreuzform über den Augenbrauen und zwischen Lippe und Kinn die Augenschüsse der zweiten Salve, und namentlich das große Loch des ganz nah am Hinterhaupt angebrachten dreizehnten Schusses.

Die fünf Offiziere nahmen Hoyer's Gebeine mit, als am andern Morgen ihr Bataillon abmarschirte. Sie meldeten dem Kommando das Geschehene. Das wurde im Dienstwege weiter gemeldet an den Hofkriegsrath, und selbst an den Kaiser. Der war darüber sehr ungeschalten. Ein Handschreiben von ihm befehlt unterm 31. Januar 1823, „gegen die bei

treffenden Offiziere nach den Befehlen sogleich vorzugehen, und ihm seiner Zeit anzuzeigen, was in der Sache geschehen sei". Die Offiziere wurden kriegsgerichtlich verurtheilt. Sie appellirten. Das zweite Erkenntniß fiel nur auf einen Verweis aus.

Inzwischen hatten sie die Gebeine des treuen Kämpfers für Tyrol und sein Kaiserthum bis nach Bogen gebracht, in die Stadt, welche der Sandwirth geliebt hatte, und in welcher die Liebe zu ihm nie gestorben war. Das war eine freudige Aufregung; alles Volk bewegte sich nach den theuren Ueberresten mit ganz besonderen Gefühlen. Durch das ganze Land zudte die wie ein Lauffeuer sich verbreitende Kunde von der Rückkehr der Gebeine Andreas Hofer's auf den Boden des Heimatlandes. Daran knüpften sich Gedanken, Betrachtungen und Reben im Volke ganz eigener Art. Es gab Leute, welche sich hören ließen, es sei für die bestehende Ordnung und das Kaiserthum zu fürchten von der Rückkehr der Todten-

beine dessen, welcher sein Leben zum Opfer gebracht hatte für die alte Ordnung und für das Kaiserthum. — Hofer's Gebeine wurden den Offizieren abgenommen, in Bogen zurückgehalten und der Zivilbehörde übergeben. In tiefem Geheimniß, unter strengstem Verbote des Schweigens für die Führenden, wurden die so lang aus der Heimat verbannten irdischen Ueberreste des Vaterlandsverteidigers weiter gebracht, hinüber über die Stätten, wo von ihm oder unter ihm gekämpft worden war, über den Runtersweg, über die Ober- und Unterau, über das Sterzinger Moos, über den Brenner, den Berg Ziel hinunter, nach Innsbruck.

Es war der 20. Februar, der Hinrichtungstag Hofer's, an welchem des Todten Gebeine in der Hauptstadt Tyrols eintrafen, in welcher er lebend so schön und treu einst gewaltet hatte. Stille, ohne daß ein Mensch in Innsbruck etwas davon bemerkte, wurden sie im Erweitloster in der Neu-



Das Wirthshaus „am Sand“.

stadt abgesetzt. Aber am 21. Nachmittags ging das, wenn auch nicht auf diese Stunden zuvor im Lande öffentlich angesagt, doch weithin bekannt gewordene Leidenbegängniß des Märtyrers für sein Vaterland und für seinen Kaiser vor sich. Graf Karl von Chotel, der Landeshauptmann in Tyrol, hatte so nach Wien berichtet, daß man dort nach längerer Erwägung beschlossen hatte: nicht in der Kirche seines Dorfes zu St. Leonhard oder St. Martin, sondern zu Innsbruck in der Franziskanerkirche zum heiligen Kreuze sollen die Gebeine Andreas Hofer's beigesezt werden, in der Hauptstadt Tyrols, wo der Sandwirth nach den Schlachten am Jelsberge als Befreier des Vaterlandes mit Begeisterung einst begrüßt worden war.

Die Franziskanerkirche aber war die Hofkirche. Hier ruhten Kaiser Max I., der liebenswürdige Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin, die eben so tugendreiche als be-

glaubend schöne Philippine Welfer. Kaiser Franz beschloß, neben dem Mausoleum Kaiser Maximilian's sollen des Sandwirths Gebeine ruhen, und ein seiner würdiges Feintmal darüber sich erheben, „zum Andenken Hofer's und der Treue der Tyroler“.

Von den Bergen und aus den Thälern strömten die tyroler Herzen am Beisetzungstage nach Innsbruck herein, noch zahlreicher als damals, da Hofer seinen Siegeszugeug in die befreite Stadt hielt. Im Auge gingen alle Zivil- und Militärbehörden der Stadt, die ganze Geistlichkeit, alle Lehrer und Schüler der Unterrichtsanstalten, alle Landesverteidiger, darunter viele alte Kampfgesellen des Sandwirths. Zwölf Birthe, Waffensbrüder des Geseierten, trugen den Sarg. Neben dem Sarge ging der neben Hofer 1809 so hochverdiente Kommandant des Unterinntales, Joseph Straub von Hall. Auf dem Sarge lagen des Sandwirths Hut und

Säbel, die große goldene Medaille mit der goldenen Kette, | pensbild. — Am 8. April dankten die versammelten Stände
die er vom Kaiser hatte, und der ihm verliehene adeliche Wap- | Tyrols dem Kaiser für „die dem Oberkommandanten Tyrols



Das Denkmal Kaiser's in der Franziskanerkirche zu Innsbruck.

gewichte Todtenfeier; die ganze Nation habe sich dadurch | wahren Werth seines Strebens auf die feierlichste und aus-
hochgeehrt und erhoben gefühlt; und diese Feier habe den | gezeichnetste Weise anerkannt".

Einf Jahr darauf, am 5. Mai 1834, wurde das auf kaiserliche Kosten errichtete Denkmal Joher's eingeweiht. Bon tyroler Künstlern aus tyroler Marmor war es gefertigt. Ein riesiges Stück geläuter Marmor hatte man zu Wagen nach Hall geschafft, von da zu Wasser nach Wien. Nach jahrelanger Arbeit vollendete Professor Schaller daraus das Denkmal. Der Sandwirth steht auf demselben an einer Felswand, die von Giebelgestüpp und Erpue umrannt wird. Er ist in der Landestracht mit breitem Gurt. Die Kugelbüchse hängt an der Schulter, seine Linde hält den Lauf, seine Rechte schwingt eine Siegesfahne mit der Inschrift: „Für Gott, Kaiser und Vaterland!“ Rechts auf dem Felsen sieht man Joher's Hut, den mit den Federn des Birchhahns geschmückten passpater Hut. Das alles hat Schaller aus's Glücklichste aus dem tyroler Marmorblock herausgearbeitet.

Das Piedestal dieses großartigen Denkmals, das Kaiser Franz dem „Wirth zur Krone am Saub“ setzte, ist aus larrarischem Marmor, weil der tyroler Marmor, als zu grobkörnig, die seine Arbeit der Basreliefs nicht zugelassen hatte. Das Basrelief des Piedestals zeigt sechs Tyroler, welche, als Vertreter der sechs Landeskreise, auf die geschnittene Landesfahne den Eid schwören, für das Vaterland in Kampf und Tod zu gehen. Rechts von diesen Schwörenden ruht ein Greis am Felsen voll Anbacht. Fröhliche Knaben klettern die Felswand empor. Links richtet eine Menschengruppe ihre Augen auf den Sandwirth, welcher den Eid der Schwörenden empfängt. Hinter der Felswand sammeln sich Tyroler Schützen; neben ihnen schaaren Volkes mit Senen und Spieken, Gemenschnigen am Fuße des Gebirges; im tiefsten Hintergrunde ragen die Gipfel der tyroler Alpen empor. Diese herrlichen Arbeiten am Basrelief des Hofdenkmals wurden erfunden und geschnitten von Maler Schermer. Direktor Klieber aus Innsbruck arbeitete mit dem Meißel die sinnvolle Zeichnung aus dem larrarischen Marmor wahrhaft schön heraus.

Kätzgen Juch hoch ist das Denkmal, ein Denkmal für die Nachwelt, wie Kaiser und Volk in Noth und Tod einig waren, und der Kaiser das Volk und dessen Führer nicht vergaß.

Jack Erskine, der Thierbändiger.

(Schluß.)

„Ich sage nicht nein,“ äußerte der Onkel Kennedy mit einem Seufzer des Bedauerns; „ich liebe diesen braven Kurfürsten wie mein eigenes Kind, und gerade deshalb will ich warten. Das wäre mit eine schöne Geschichte, wenn sein Vater, der vom Teufel Besessene, ihren jungen Haushalt in irgend einem neuen Anfall umstürzen möchte.“

— „Ihr beurtheilt unsern Vater zu streng, Onkel; er kann nicht böshaft sein.“

— „Nein, er ist mit laitem Blute grausam, nur um des Vergnügens willen Leibes zu thun.“

— „Das ist unmöglich,“ rief Erskine mit Nachdruck.

— „Unmöglich! Jetzt spricht Du gerade wie Dein Bruder. Unmöglich! ah, Teufel, dießmal werde ich mich nicht Lügen strafen lassen. Weißt Du, wie Dein Vater seine Abende zubringt?“

— „Nein, mein Onkel.“

— „Nun, er kommt hierher, und jeden Abend verläßt er diesen Saal mit wüthendem Herzen und verstörtem Gesicht. Er hat gemerkt, daß Jack Erskine in einem Monat gerissen sein wird, und jeder Tag des Aufschubs nimmt ihm eine Aussicht auf Gewinn.“

— „O! es ist fürchterlich! es ist fürchterlich!“ rief Jack schauernd.

— „Jetzt urtheile selbst, ob ich Recht oder Unrecht habe.“

— „Aber kann denn die Wissenschaft nichts für ihn thun?“ fragte Erskine mit schmerzlichem Tone.

— „Was der Teufel willst Du denn, daß man mache? das ist nicht mehr Verdrücktheit, es ist Ezentrität, Monomanie; er kennt die Welt zusammenstürzen sehen, und er würde auf ihren Ruinen sitzen. Kein Gefußi vermag die Saiten seiner Seele zu rühren oder die Gesinnung seines Gedächtnis zu bewegen.“

— „Und Ihr sagt, daß er alle Abende hierher

kommt!“ sprach langsam Jack, wie von einem geheimnißvollen Gedanken erfüllt.

— „Ja.“

— „Wohlan!“ fuhr er ruhig fort, „tommt diesen Abend, allein, versteht mich wohl. Und wenn Ihr mich in den Käfig des Tigers werdet eintreten sehen, setzt Euch hinter meinen Vater: im Augenblick, wenn ich das Thier mit dieser Eisenfange schlagen werde, erschreckt nicht, beherrscht Euch, und sagt ihm wer ich bin... Gott wird das Uebrige thun.“

— „Was willst Du machen?“

— „Ihr werdet es sehen. Nun, mein Onkel, verpfecht Ihr es mir?“

— „Ja,“ sagte entschlossen Kennedy, „ich werde kommen, denn ich glaube Deinen Gedanken errathen zu haben.“

Erskine brütete die Hand seines Onkels und wendete sich gegen die beiden jungen Leute.

„Nicht, gebt dem Tiger nichts zu fressen,“ sagte er zum Fleischher, welcher vor dem Käfig des Thieres einen Fleischschlag auf die Finken einer großen Gabel hielt.

„Adieu, Bruder, ich muß jetzt allein sein. Wir werden uns diesen Abend in der Edenke, zu den United States' wiederfinden. Und was Euch betrifft, meine liebliche Kusine, hofft... Umarme mich nochmals, Jasper, und gehe; ich werde Dir heute Abend gute Nachrichten bringen, Adieu!“

— „Zeit,“ sagte der Thierbändiger, als er allein war, „jetzt haben wir ein Wörtchen miteinander zu reden, Weiter Wecht.“

Der Onkel Kennedy hielt Wort und befand sich an diesem Abende dicht beim alten Jasper. Eine neugierige und lärmende Menge drängte sich vor den Behältern und Bänken des Saales. Die Thiere gingen unruhig in ihren Käfigen auf und ab; zuweilen hielten sie in ihrem Schwärzigen, unförmigen Schritt inne, um die Menschenmenge zu betrachten und ein Brüllen der Ungeduld auszusprechen. Ein leichtes Geräusch und Schwanken in der Zuschauermasse veränderte bald, daß Jack Erskine in den ersten Käfig, den des Löwen, eintrat. Der Thierbändiger trug das nämliche Kostüm, welches er gewohnt hatte, um seinen Onkel zu empfangen; nur hatte er sich seiner Jacke entledigt und die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgeschlagen. Sein Antlitz war totenblaß. Kein besonderer Vorfall bezeichnede den ersten Theil der Vorstellung, als aber Jack in dem Käfig des Tigers erschien, durchließ ein Schauer des Entsetzens die Menge.

„Kommt, kommt, Kennedy!“ schrie der alte Jasper, indem er die Masse theilte, um sich in die vorbereitete Reize zu setzen. Jack hielt mit der rechten Hand seine Stange und in der Linken ein Stück blutiges Fleisch. Es war das erste Mal, daß er so verfuhr. Als die Giebelöffnung der Thier sich hinter ihm schloß, richteten sich Jack's Augenogleich auf das Publikum und ein nervöses Beben verzog seine Züge.

— „O!“ murmelte der alte Jasper schadenfroh, „wie bleich er ist! er hat Jurcht! Heute wird es geschehen.“

Als der Tiger seinen Bändiger bemerkte, richtete er sich gegen das Gitter empor und ließ ein wüthendes Brüllen aus.

„Hier Wecht... hier!“ sagte Erskine, indem er das Stück Fleisch in die Höhe hob, das er in der Hand hielt. Der Tiger ließ sich mit dumpfem Grollen auf seine Zehen niederfallen; aber bald öffnete, beim Geruch des Blutes, eine Art Spalte seinen weiten Nachen und er stellte sich vor Keinem auf, indem er seine beiden großen Pfoten auf die Schultern seines Herrn legte. Erskine näherte das Fleisch den Lippen des Ungeheuers. Die Augen des Tigers sprühten sahle Wüße und seine zungeige Zunge begann mit wilder Freude das Blut und die sich lösenden Fleischtheile zu lecken. Alsdann riß Erskine mit Kraft das Stück Fleisch aus den Kinnladen des Thieres, versteckte ihm einen Schlag damit und ließ ihn zuletzt an das Ende des Käfigs. Der Saal erdrönte von wahnsinnigen Hurrahs. Ein wüthendes Brüllen erscholl wie ein Donnerhagel in den Käfig, und sich zusammenraffend, versuchte der Tiger sich auf den Mann zu stürzen. Allein ein Lichtblitz zuckte durch den Raum und die Stange des Thierbändigers schlug gütlich das geringelte Kleid des Ungeheuers.

— „Schwundert Dollars, wenn Ihr wollt, Herr Mann, sechsundert Dollars, wenn Ihr wollt!“ rief der alte Jasper athemlos.

— „Lop! Zugeschlagen, Herr Jasper,“ sagte

Wam, über die Bänke steigend. „Erstine ist seiner Sache gewiß.“ — „Und ich, ich sage Euch, daß der Tiger Blut geschmeckt hat... Hurrah, Tiger, Hurrah!“ schrie der Besessene und schwenkte seinen Hut, um den Tiger zu reizen. — „Unglücklicher! es ist Dein Sohn Ken,“ rief der Onkel Kennedy, indem er ihm den Arm drückte, als ob er ihn zerbrechen wollte. — „Mein Sohn! mein Sohn!“ wiederholte Jasper mit erstarrter Stimme; und ehe Kennedy Zeit fand ihn aufzufalten, stürzte er sich über die Barriere, welche ihn von dem Käfig trennte. — „Heda, halt, alter Schelm!“ schrie der Sturermann Gash, ihm am Kragen packend. Ein durchdringender Schrei entfuhr der Brust des alten Jasper, und er fiel mit dem Gesichte zur Erde. Jach Erstine verließ den Tigerkäfig, drängte sich durch die Menge und trug seinen Vater auf den Armen bis zur Schwelke „Zu den United States“. Onkel Kennedy folgte ihm dorthin mit einem Arzte, welcher der Vorstellung beigenommt hatte. — „Die Erstgrütterung war stark,“ sagte der Doktor, „allein das Leben ist gerettet... ich setze dafür... Und wer weiß?“ setzte er mit Kopfschütteln hinzu, „vielleicht führt dieser Stoß eine heilsame Reaktion in seinem geistigen Zustande herbei.“ — „Was ist denn vorgefallen, mein Gott?“ rief Jasper, als er das Zimmer betrat, in welches man den Kranken gebracht hatte. — „Ich will es Dir sagen,“ entgegnete der gute Kennedy, indem er Jach's Hand ergrieff. „Dieser wadere Wurf hat sich der Gefahr ausgesetzt, bei lebendigem Leibe zersissen zu werden, um seinem Vater den Verstand wiederzugeben und seinen Bruder glücklich zu machen. Wohlhan! so wahr ich Kennedy, er soll es nicht umsonst gethan haben. Was auch geschehe, Du wirst mein Sohn, Jasper.“

Drei Monate nach diesem Verlieh der alte Jasper die Kirche und stügte sich dabei auf den Arm seiner Schwiegertochter Eva Kennedy. Der Onkel und die beiden Brüder folgten hinter dem Alten und der hübschen Braut. Als sie vor Jach's Menagerie vorbeikamen, ertönte im Innern ein anbauernbes Brüllen. — „Hört Ihr, Onkel?“ sagte der Thierbändiger, sich zum Ohre Kennedy's neigend; „mein guter Weibst sitzt einen Seufzer des Bedauerns aus: er hätte mich so gern zersissen.“ — „Bruder, ich hoffe, Du hast für immer diesem entseßlichen Handwerk entsagt!“ sprach Jasper, Jach's Arm drückend. — „Ja,“ entgegnete Erstine, „wenn ich den Tiger gebändigt haben werde, den ich als freigelegter Onkel Deinem Erstgeborenen darbieten will.“ — „Einen Tiger!“ wiederholte Onkel Kennedy entsetzt. — „Ja, Onkel, einen Tiger... von Vappendedel.“

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Sir Barnard Gaston war ein Baron von sehr altem Adel, in der That so alt, daß es ihm ging wie dem Wein, der — zu lange auf Lager gehalten — am Ende den Wohlgeschmack verliert. In frühem Alter verwaist, war Sir Barnard von seinem Großvater Sir Edward Gaston erzogen worden, mit dem er weder von Verjon, noch der Befinnung noch Kleinlichkeit hatte. Allgemein glaubte man, es müsse zwischen den Weiden zu Collisionen kommen, doch täuschte man sich. Im Gegentheil behielt der alte Mann bis zu seinem Ende einen unumschränkten Einfluß auf seinen jugendlichen Erben, der auf sein Geheiß mit Lady Alicia Raymond, mit der er enge liiert war, brach, um — wenige Monate vor erlangter Volljährigkeit — die einzige Tochter und Erbin von Sir Robert Benjamin zu heirathen. Er hatte für seine Untreue wenigstens eine Entschädigung: die Dame war die reichste Partie der Grafschaft. Zwei Jahre nachher erbte er die Baronie, und erfreute sich kaum mehr als ein Jahr seines Titels, als der Tod seiner Frau ihn in den Stand setzte, dem Gegenstande

seiner frühesten Neigung seine Hand anzubieten. Kaum war das Trauerjahr verflissen, so wurde auch wirklich aus Lady Alicia Raymond — Lady Alicia Gaston. Anfangs ging nicht über die Zärtlichkeit, welche sie gegen die mütterlichen Kinder ihrer Vorgängerin, Albert und Mary, an den Tag legte. Alice Bowers, die alte Amme, war ihre begünstigte Zuhörnerin. Miaby galt als das Mutter einer Stiefmutter. Selbst die Verwandten der ersten Frau, belamlich nicht leicht zu befriedigende Personen, gaben zu, daß Sir Barnard durch seine zweite Wahl große Weisheit verrathen habe.

Es ist anzunehmen, daß Lady Alicia das ihr so reichlich gespendete Lob auch in der Folge verdient hätte, wäre ihre eigene Ehe kinderlos geblieben. Aber dieß war nicht der Fall. In drei Jahren sah sie sich Mutter eines Sohnes und einer Tochter, und ihr Herz wandelte sich allmählig um. Zuerst ward es gleichgültig, dann kalt, schließlich hart gegen ihre Stiefkinder. Nicht, daß sie sie herabgelassen hätte, sie zu mißhandeln: dazu war sie zu klug und zu wohl erzogen. Aber wie ein Schatten glitt sie zwischen sie und die Liebe ihres Vaters hinein. Liebstote Sir Barnard in ihrer Gegenwart seinen Erstgeborenen, Albert, so schloß sie ihren Sohn meidend in ihre Arme. Was Wunder, wenn der kleine Gahert frühe genug seinen Bruder hasen lernte. Mit Mary wurde ein anderes System befolgt. Ueber sie hatte die Gouvernante stets etwas zu sagen, bald über Ungehegrigkeit, bald über Unfolgsamkeit, während Laura, ihre jüngere Schwester, als ein Wunder von Verstand und Gehorsam bezeichnet wurde. Der Baron hörte diese Dinge so oft wiederholen, daß er sie am Ende glaubte. —

Im Alter von zehn Jahren begann die Ausdehnung, diese unselbige Krankheit, die ihm die Mutter geraubt, sich in dem jungen Erben zu entwickeln. Lady Alicia bestand darauf, frische Luft und Bewegung reichen vollkommen hin, ihn wieder kräftig und gesund zu machen wie ihren eigenen lieben Gahert, und trotz der Gegenverstellungen der Amme wurde der arme Knabe angehalten, Morgens und Abends lange, ermüdende Spaziergänge in dem Park zu machen. Kam er dann erschöpft und leidend nach Hause, so deutete das hinterlistige Weib wohl auf das heilsiche Noth der durchsichtigen Wangen — und pries es gegen ihren Mann als ein Zeichen zurückbrechender Gesundheit. Einest Abends wurde das Haus durch die Amme in Alarm gesetzt, welche den besinnungslosen Knaben auf ihren Armen herbeitrug. Er war aus Schwäche ohnmächtig geworden. — „Milady hat ihn endlich umgebracht!“ bemerkte das treue Geschöpf bitter. — Diese Worte wurden nimmer vergessen. Jung, wie sie war, drangen sie tief in das Herz der weinenden Mary, die von dem Augenblicke an ihre Stiefmutter mit einem Gemisch von Widerwillen und Furcht betrachtete. — Doktor Cranion wurde gerufen. Der Fall entschuldigte nach des Barons Meinung eine solche Herablassung. Als er das Kind sah, erklärte er, es sei keine Rettung mehr möglich. Von Stund an war Lady Alicia Gaston die Aufopferung selbst, sie machte die Nacht über bei dem Kranken und sog sich nur zurück, als die Wärterin ihr sagte, der junge Herr schlafe. — So bald sie sich entfernt hatte, schlug der Knabe die Augen auf und schaute seine Amme an mit der Frage, ob er recht böse gewesen sei. — „Böse, Du Goldkind!“ wiederholte Alice Bowers, „das bist Du nie gewesen.“ — „Jach stellte mich nur schlafend,“ sagte das Kind. — „Und warum denn das, Liebchen?“ — „Weil ich Lady Alicia gerne fortgebracht hätte,“ antwortete ihr Flügelbefolener. — „Du bitte! rufe mir Mary, mir ist so seltsam zu Muthe. Ich bin ganz karr. Und sieh! meinen linken Fuß kann ich gar nicht mehr bewegen.“ — Die Amme fuhr mit der Hand unter die Decke: der Fuß war kalt. — „Rufe Niemand, o bitte, rufe Niemand!“ rief der Knabe und blinzte ihr mit gefalteten Händen stehend in des Gesicht, „Niemand als Mary!“ — „Papa nicht?“ — Der Knabe schüttelte den Kopf. — „Papa nicht?“ wiederholte Alice. — „Papa liebt mich nicht,“ versetzte Albert traurig. — Das treue Geschöpf ging leise in das anstoßende Zimmer, wo das Schme-

sterben schlief, nahm sie auf den Arm und trug sie halb erschreckt und nur halb wach in das Zimmer des Bruders, wo sie dieselbe zu ihm in's Bett legte. — „Fürchte Dich nicht, Mary,“ sagte das sterbende Kind und legte seinen Arm um ihren Hals. „Ich sterbe, aber ich fühle keine Schmerzen. Ich mag nur Dich um mich haben und Alice. Küsse mich, Mary.“ Das Kind bedeckte seine blaffen, eingefallenen Wangen mit Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Sittenbilder.

III.

Die Wasserträger in Kalkutta.

Diejenigen Leute, welche in Indien die sehr nützliche Profession des Wassertragens ausüben, werden mit dem persischen Namen «bihechty» bezeichnet. Wie alle Völker, welche fast nur von Vegetabilien leben und die höchst selten spiri-



Ein Wasserträger in Kalkutta.

tuöse Getränke genießen, halten auch die Indier ungemeyn viel auf die Klarheit und Frische ihres Trinkwassers. Die Eimer, in welchen die Hindus das Wasser tragen, heißen „Kawer“; der Wasserträger unserer Illustration bedient sich jedoch eines ledernen Schlauches und dies beweist, daß er zur muselmännischen Rasse gehört. Viele tragen diese Schläuche auf dem Rücken und bieten ihren Vorrath für eine sehr geringe Spende zum Verkauf aus; Andere dagegen, welche mit Recht zu den Wohlhabenderen ihres Metiers gerechnet wer-

den können, bedienen sich eines Ochsen, der den Schlauch trägt. Selbstverständlich sind diese Letzteren im Stande, eine größere Quantität Wasser zu speidiren, und auf diese Art wird es in die entferntesten Quartiere der indischen Städte transportirt. — Nur wer sich indeß durch längeres Genießen dieses in Schläuchen konservirten Wassers daran gewöhnt hat, wird dasselbe nicht mit Widerwillen trinken, denn es erhält stets einen unangenehmen und stinkenden Weisgeschmack.

N. Nimpf.

Das Wasser im Orient.



Der gängliche Mangel an Wasser in Syrien und Palästina ist Schuld, daß diese Länder trotz ihrer südlichen Lage bei weitem nicht so fruchtbar sind, als man anzunehmen berechtigt ist. Heute ist Palästina ein steinigtes, steriles Land, eine große Wüste, und nur einige Oasen, namentlich die Jordanoase, die Ebene Esdrelon, die Umgegend von Nablus (das alte biblische Sichem) und einige Ströme von Bethlehem, welche nicht ganz von Quellen entblößt sind, bringen Wein, Feigen, Oranabäume, Orangen, Baumwolle, Gerste, Weizen, Tintel und andere Produkte hervor. Wo daher im Orient sich Wasser vorfindet, ist man stets der Natur zu Hülfe gekommen und hat sich jede Mühe gegeben, es durch die Kunst zu erhalten. Und orientalische Lobpreisungen ergeben sich im Preise des Wassers, welches „der Quell alles Lebendigen“, der „belebende Geist des Allmächtigen“ und dergleichen genannt wird. Besonders schmachtaste, reine und klare Quellen werden im Morgenlande stets mit schönen Bauten überhöht und geschmückt, und an kleinen eisernen Ketten sind Schalen zum Trinken angebracht, damit der durstige Wanderer an dem köstlichen Naß sich erquide. In einer der engen und winkligen Straßen von Jerusalem steht eine solche Fontäne, die im arabischen Styl errichtet ist und in ihrer Anordnung fast einem Triumphbogen gleicht. Der aus starken Quabern aufgeführte Bau besteht aus einem hufeisenförmigen Bogen, dessen Fortsetzung relichtartig hervorspringende Leisten, die in schneckenartigen Verzierungen auslaufen, bilden. Krabellen und Kofetten, am Fuße der ganzen Konstruktion stierlich durchbrochene Arbeiten, und unter denselben Löwenköpfe, verleißen dem Bau eine recht anmutige Physiognomie. Eine arabische Inschrift und über derselben eine Mosette, welche aus zierlichen, durch Rundbogen verbundenen Säulchen besteht, vollenden den äußeren Schmuck. Da dieser Brunnen von allen in und um Jerusalem das reinste und beste Wasser liefert, so sieht man zu jeder Tageszeit dort vornehmlich Frauen, welche ihre Krüge füllen und sie auf dem Haupt nach Hause tragen.

Eugen Rejcm.

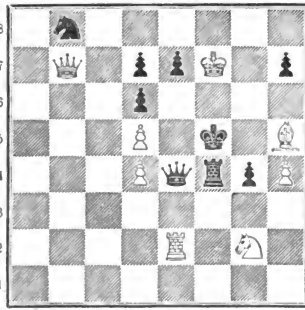
Schach.

Weiß zieht von D5 nach B6.

Aufgabe Nr. 17.

Von Herrn Schaafs.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und legt mit dem vierten Zuge Matt.

Die Medizin des Volks.

I.

Heber Krankheitsanlagen.

Von Dr. Schwannstein in Berlin.

Wie es die schönste und edelste Aufgabe der ärztlichen Kunst ist, das Gesundheitswohl der Menschen zu überwachen, Krankheiten zu verhüten, so ist es auch Sache jedes Einzelnen, auf sich zu achten, seinen Körper naturgemäß zu pflegen und sich vor Krankheiten zu schützen. Ein Hauptmittel, dieses Ziel zu erreichen, ist die Kenntniß der Krankheitsanlagen.

So wie es gesunde Anlagen gibt, die sich schon in früher Jugend bemerkbar machen, so gibt es ganz unbefruchtete auch Krankheitsanlagen. Freilich wird nicht jedes mit Geistesanlagen begabte Kind ein bedeutender Mensch. Es gehören dazu Einflüsse von Außen; Unterricht, Erziehung, Beispiel und andere günstige Verhältnisse müssen hinzutreten, wie Sonnenchein und Thau und Regen, um die Keime des Großen und Schönen zu entwickeln und zur Blüte zu bringen. Ebenso macht auch die Krankheitsanlage noch nicht krank, und Krankheit entsteht erst, wenn zu dieser Anlage die entsprechenden äußeren Schädlichkeiten sich hinzugesellen, die Wärme (Lebe), in der der Krankheitsstoff aufgeht und zu einer bestimmten Form sich gestaltet. Anlage und Gelegenheitsursache, Disposition und äußere Schädlichkeit sind die beiden Erzeuger der Krankheit. Die Krankheitsanlage ist gewissermaßen die offene Thüre, durch welche der Dieb, die Krankheit, in den Körper hineinschleicht. Nun bringen Diebe bekanntlich auch in verschlossene Häuser, aber es wird ihnen dann nicht so leicht; sie müssen verlärrte Mittel, sie müssen Gewalt anwenden, ehe sie hinein können. Ganz so geht es mit der Krankheit. Wo die Anlage zur Krankheit nicht vorhanden, da gehört schon eine größere Portion schädlicher Einflüsse oder eine größere Dosis einer Schädlichkeit dazu, um die Krankheit hervorzurufen. Zwei Männer sitzen beispielsweise beim Glase Wein. Der Wein ist gut, der Wein ist stark und geht in's Blut. Beide lassen ihrem Durst freien Lauf. Der Eine gibt dem Andern nichts nach. Nachdem sie diverse Gläser verlißt, rührt den Einen der Schlag, der Andere kommt mit einem gelinden Kopfschmerz davon. Warum? Jener war von der Natur mit einem sogenannten schlagflüssigen Körperbau begabt, er war zur Apoplexie geneigt, während bei diesem von einer solchen Anlage keine Spur zu bemerken hätte jener nur zwei Glas, dieser aber zwei Gläser getrunken, so wäre vielleicht die Folge eine umgekehrte gewesen, jener wäre gesund geblieben und dieser hätte daran glauben müssen. Anlage und Schädlichkeit müssen sich also gegenseitig ergänzen, um Krankheit zu erzeugen; schwache Anlage, starke Schädlichkeit; starke Anlage, geringe Schädlichkeit. Stärmt bei unerkennbarer Anlage eine volle Ladung von Schädlichkeiten auf den Körper ein, so wird natürlich die Entwidlung und Ausbildung des Krankheitskeims nicht lange auf sich warten lassen.

Es ist von großer Wichtigkeit, zu wissen, daß die Anlage zur Krankheit noch nicht Krankheit sei, daß erst die Gelegenheitsursache als Ferment hinzutreten müsse, um das schlummernde Uebel zu wecken, um den Krankheitsstoff flüßig zu machen und in Bewegung zu setzen. Unzählige Menschen gehen mit der Anlage zur Schwindsucht auf der Erde herum, erfüllen ihre Verpfllichten, genießen mäßig und sind, wenn auch vielleicht nicht stark, doch gesund. Sie werden 60, 70 Jahre alt, und sterben an Krankheiten, die mit ihrer Anlage zur Schwindsucht in keiner unmittelbaren Verbindung stehen. Und wenn die Leichendöffnung gemacht wird, so findet der Arzt die Lungen, eine oder beide, mit kleinen hirsekerneln großen Knötchen durchsetzt, die unter dem Namen von Tuberkeln bekannt und oft in großer Menge vorhanden sind. Solche Fälle kommen hunderte- und tausendfach vor und dienen zum Beweise, daß, wie jeder Pflanzenkeim, er möge in noch so

fruchtbarem Boden ruhen, verwittert und verkümmert, wenn er von Luft und Licht abgeschlossen ist, ebenso jeder Krankheitsstein unter günstigen Verhältnissen unentwickelt lebenslang im Körper schlummern kann, ohne die Gesundheit zu vergiften und das Leben zu gefährden.

Die Anlage zu einer Krankheit spricht sich durch manche fache Erscheinungen, bald mehr oder minder deutlich, aus. Es liegt etwas Charakteristisches in der äußeren Gestalt, gemisser Körperteile, gemisser Organe, in dem Verhältnis einzelner Theile zu einander, was uns berechtigt, eine Anlage anzunehmen. Durch dieses bestimmte, ausdrucksvolle Gepräge unterscheidet sich die Krankheitsanlage von der Neigung zu Krankheiten. Es gibt Menschen, die bei dem leichtesten Anlaß, bei dem leisesten Witterungswechsel ihren Rheumatismus fortraben, Menschen, denen ein durchwäther oder auch nur feucht gewordenen Fuß sofort einen Katarrh an den Hals wirft. Solche Menschen sind zu Katarrhen, zu Halsentzündungen, zu Bräune u. s. w. geneigt, man kann aber nicht von ihnen sagen, daß sie eine Anlage zu Katarrhen u. s. haben. Die Anlage verlangt vor Allem einen markirten Körperbau, im Ganzen oder in einzelnen Theilen merkwürdig hervortretend. Freilich verbißt sich die Krankheitsanlage oft lange Zeit, und da sie in ihrer stillen Zurückgezogenheit dem Körper in keiner Weise Schaden zufügt, findet weder die Umgebung noch der Arzt eine Veranlassung, sie in ihrem Versteck aufzusuchen. So unscheinbar diese Bemerkung sein mag, so ist sie doch von der größten Bedeutung. In der mangelhaften Beobachtung der Urfänge eines in die gesammte Konstitution eingreifenden Leidens liegt ein hauptsächlich Grund der Erfolglosigkeit des ärztlichen Wirkens.

Die Wichtigkeit des Erkennens und namentlich des frühen Erkennens einer Krankheitsanlage liegt auf der Hand. Nicht nur der Arzt, sondern mehr noch die Eltern, zumal die Mütter, haben die Verpflichtung, nach den Krankheitsanlagen zu forschen. Darnach richtet und ändert sich die Bestimmung in Bezug auf Lebensweise, auf Unterricht, Erziehung und Wahl des Berufs. Wer wird wohl seinen Sohn, wenn er eine Anlage zum Schiefwerden, zur sogenannten Rückgratverkrümmung, hat, Malchinenbauer werden lassen, wer zugeben, daß seine Tochter, die mit einem schwindsüchtigen Körperbau begabt ist, sich zur Sängerin ausbilde? Hinc illae lacrimae, sagt der Lateiner, d. h. daher rühren jene Thränen derer, die einen Beruf gewählt, dem ihr Körper nicht gewachsen ist: jeder Tag erinnert sie an ihre körperliche Schwäche und Unfähigkeit, jede Pflichterfüllung ist mit einem Opfer an Kraft und Gesundheit verbunden, es gesellt sich ein moralischer Schmerz hinzu, der immer einen verkümmerten Lebenslauf begleitet, und ein frühes Ende ist meist ihr Loos und die traurige Folge des Verkommens oder der Nichtberücksichtigung einer wichtigen Krankheitsanlage.

Wenn nun eine solche Krankheitsanlage erkannt ist, und frühzeitig erkannt ist, was hat man zu thun, um der betreffenden Krankheit zu entgehen? — Die Antwort kann nicht zweifelsfrei sein. Man muß (um das obige Bild wieder aufzunehmen) entweder die Thüre verschließen, um dem lauernden Tiede die Gelegenheit zu entziehen, oder man muß, wenn der rechte Schlüssel nicht zu finden, einen Portier, einen treuen Wächter an die Thüre stellen, der jeden Versuch des Eindringens oder Einschleichens zurückweist, und dieser Wächter ist kein anderer als — die Diät. In den meisten Fällen wird der ärztliche Rath erst dann eingeholt, wenn die Krankheit schon vorhanden ist. Krankheitsanlagen find leider selten Gegenstand der ärztlichen Behandlung. Da beruhigt man sich mit den landläufigen, alltäglichen Lebensarten: das gibt sich mit der Zeit, das verwascht sich, das wird durch die Entwidlung beseitigt oder abgeglichen u. dgl. m. Das sind Furcher, die mit aller Entschiedenheit bekämpft werden müssen. Auch die Anlage hat ihre Medizin. Geschicht nichts, um die leichte, geringe Anlage zu beseitigen, dann bildet sie sich aus, geht in die höheren Stadien über, zeigt immer mehr Organe und Körperteile in die Beneigt-

heit des Erkrankens hinein und macht den Uebergang in die wirkliche Krankheit zu so wahrscheinlicher.

Diese Erörterung zeigt wohl deutlich genug, daß das Kapitel der Krankheitsanlagen bei Weitem nicht so gewürdigt wird, als dasselbe es verdient. Mit der Beachtung der Anlagen ist dem ärztlichen Wirken ein neuer Kreis eröffnet, und Tausende von Krankheiten werden verhärtet worden, die, wenn sie einmal ausgebildet, die Gesundheit und die Freude des Lebens zerstören und oft genug das Leben selbst vernichten. Wenn wir daher diesem Gegenstande in mehreren Artikeln eine eingehendere Betrachtung schenken, so glauben wir ein Recht zu haben, das Interesse des größeren Publikums für dieselben in Anspruch zu nehmen.

Eine Fahrt durch Telemarken.

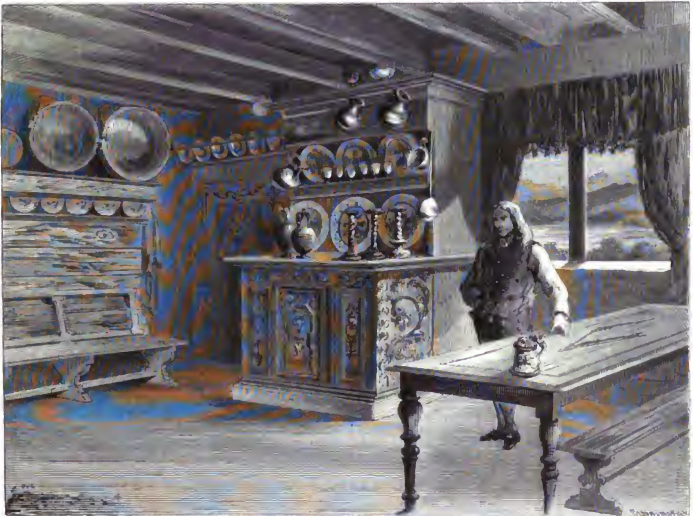
(Schluß)

Die Bewohner von Møen haben nicht das Aussehen sehr glücklicher Leute; sie sind sanft von Charakter, und nähren sich von Holz- und Bronzearbeiten, die sie an den langen Winterabenden fabriciren. Hinter Møen beginnt eine steile Straße nach einem eben Plateau hinaufzusteigen; hier erhebt eigentlich gar keine Vegetation, wenn man einige alte verkrüppelte Lannen und Nichten, über deren Kronen flügel-schlagende Adler und Falken sich wiegen, ausnimmt. Nach anderthalbhändigem Steigen gelangen wir nach Wallestej, das eine Art Bergdorf bildet und aus etwa zehn bis zwölf Farmen besteht, die erst ein Jahrhundert alt sind. Von der Höhe des Berges, an dessen Abhang das Dorf liegt, genießt man eine wunderbare Aussicht in den prächtigen Kessel, in welchem der Spiegel des Jøllers glänzt, auf das schon bewaldete Plateau von Gøvin und den schneeigen Gipfel des Gausfa. In Wallestej hat sich noch ganz der ursprüngliche norwegische Charakter in Sitten und Gewohnheiten erhalten. Auch im Innern des Wirthshauses fanden wir den alten nordischen Charakter ausgeprägt. Der Wirth, der uns empfing, stand wie der Herrscher dieses kleinen Reichs an dem geschmückten Tischchen in stolzer Haltung. Fußboden, Wände und Balkendecken waren von Holz und mit Arabesken in rother und schwarzer Farbe bemalt. Die sehr breiten Fenster theilte ein Balken in zwei Theile, die oben und an den Seiten von schweren Vorhängen umrahmt waren. Längs der Wände standen Holzbänke, darüber waren Gerüste für Teller, Schüsseln, Kessel und sonstige Küchengeräthe angebracht. Ein großer Schrank, mit Holschneiderei geziert und von kolossaler Größe, enthielt hiesige Kupfergeschäfte, dänische Krüge mit silbernen Dedeln, riesige Leuchter und Kannen von verschiedener Form. Ein schwerer Tisch und einige bewegliche Bänke bildeten die übrigen Möbel. Der Wirth, ein schon älterer aber sehr starker Mann von musthaltem Bau, bot uns einige Eier, etwas Milch, frische Butter, Brod und föttlichen Honig zur Erquickung. So einfach nun auch die Nahrung der norwegischen Bauern ist, so luxuriös ist ihr Geschick, und ich konnte nicht genug erstaunen über die kunstvoll gearbeiteten Schüsseln, Teller, Töpfe, Messer, Gabeln und Vöfel, die ebenfalls sehr selten, von den unferen ganz abweichende Formen hatten. Wir legten nach kurzem Umhau unsere Wanderung wieder fort. Der Halkessel des Jøllers erziehen zu unserer Rechten, ganz tief unter uns. Jeden Augenblick glaubte man den Abhang hinunter in die schwindelnde Tiefe zu stürzen, und öfters begannen wir zu rutschen, weil das lose Steingerölle nachgab, bis uns ein größerer Felsblock wieder aufhielt. Wir gelangten bald in einen Wald, durch dessen lichte Stellen die Wasseroberfläche anderer kleiner Seen schimmerte. Kein Haus steht am Rande dieser Seen, kein Schiff gleitet über den Spiegel, Alles ist einsam, still und unbewohnt. Nur einige in Freiheit weidende Pferde bemerken wir am Ufer. In der Nähe der Häuser von Wilt begannen das Land wieder bebauter zu werden. Weite Wie-

fengründe mit Geranien und einer Fülle bunter Blumen bekleidet und mannigfach besetzte Felder breiteten sich zu beiden Seiten der Straße; längs derselben bemerzte man überall hölzerne Zäune, welche die verschiedenen Besitzthümer von einander abgrenzen. Sehr oft erstreckten sie sich auch über die Straße und wir waren öfters genöthigt, die Gartenthore zu öffnen, um unsern Weg fortzusetzen.

In Roggland angekommen, sahen wir vor uns den schäumenden Maan Flo, welcher hier sehr breit und reißend ist und eine Menge losgerissener Fichten und Erlen mit sich führt. Wir nahmen hier einen Wagen und nach etwa zweistündiger Fahrt auf gutem Wege gelangten wir an den Linnsee, wo jede Kommunikation aufhört und wir daher in einem Kahn unsere Reise fortsetzen mußten. Die Ufer des Sees sind auf allen Seiten mit zehntausend Fuß hohen Granit-

wänden eingeschlossen, einige kleine, mit Nadelholz bewachsene Inselchen schwimmen wie schwarze Flecken auf seinem Spiegel, während am Ufer selten eine einsame Fischerhütte zwischen Erlen und weissen Birkenstämmen sichtbar wird. Um elf Uhr Abends kamen wir in Gaatenæs an, ein Cap, welches den Linn von Vestfjord, seinem westlichen Arm, trennt. Um Mitternacht stiegen wir am Fuße der kleinen Kirche von Niel aus; zwei unserer Ruderer nahmen unsere Reisefäde auf den Rücken und wir betraten das Thal von Vestfjord, welches von den Bergwassern der Maan durchströmt wird. Man kann sich schwer etwas Feenhafteres denken, als diese nordischen Sommernächte in den Bergen; in hellem Lichte stand der Schneegipfel des Gausfa, während die Thalsohle in Schatten gehüllt war, der dennoch die Gegenstände deutlich erkennen ließ und sie nur in einen poetischen Hauch hüllte.



Ein Wirthshaus in Telemarken.

Dabei grollte zu unserer Rechten der Strom, dessen silbernen blinkende Wellen durch dichtes Laub schwimmerten. Nach einer herrlichen Wanderung in dem schönen Thale kamen wir um ein Uhr des Morgens nach der Farm Dal. Um sechs Uhr brachen wir nach einigen Stunden Schummer von dort zu Fuß nach dem Nulandsfjos auf. Das Thal verengte sich immer mehr; in einer Tiefe von vier- bis fünfhundert Fuß schäumte uns zu Füßen die Maan wie ein silbernes Band. Nach einem Marsch von drei Viertelstunden sahen wir den Nulandsfjos durch die Bäume blinken, nachdem wir sein Klauschen schon lange unterwegs vernommen hatten. Wir stiegen eine schmale Felsrinne hinunter und gelangten auf eine breite Felsplatte, von der wir den prächtigen Fall vollkommen übersehen konnten. Der herrliche Anblick, der sich uns bot, ist schwer zu beschreiben. Die Wassermasse schiebt, unge-

heuer brausend, polternd und grollend, zwischen niederen Fannen und Kiefern hin und stürzt dann die schäumenden Wogen über die nackten Granitfelsen in einen tiefen Kessel, aus welchem die gleichsam in furchtbarem Schmerz stöhnenden und heulenden Wasser voll Oischt und Schaum wieder emporbrodeln und über Staffeln abfliehen.

Um die ganze Größe des Schauspiel zu genießen, muß man an der glatten Felswand hingehen, bis man zur Maristi gelangt. An diesen Ort knüpft sich eine Legende: der Fußpad soll von der schönen Marie von Vestfjordal entdeckt worden sein; dort traf sie, ohne Wissen der Ihrigen, jeden Tag ihren Geliebten, Eistein Stalfoordsen; endlich wurde aber doch die Sache bekannt und Eistein mußte vor der Rache des Vaters fliehen. Jahre vergingen und der Alte starb; Marie, welche nun frei war, rief den Verbann-

ten zurück, der, um den Weg abzukürzen, auf dem Fußpfad zu seiner Geliebten in das Thal hinab wollte. Marie erwartete ihn auf der andern Seite des Kjulan: beim Anblick des Geliebten stößt sie einen Freudenschrei aus, er will sich in ihre Arme stürzen, der Fuß gleitet aus und die schäumenden Wasser des Kjulan verschlingen ihn. Marie wurde wahnsinnig und nun sah man sie jeden Tag auf dem Pfade hin- und herirren, oft in süßem Geplauder mit Eisein, oft wild sich die Haare raufend, bis der Tod sie erlöste.

Wir trafen um Mittag wieder in Dal ein und hatten die Freude, dort einer norwegischen Hochzeit beizuwohnen. Die Tergensen, ein reicher Bauer, der manches Tausend Speisekammer besaß, wie die in der Vorhalle seines Hauses aufgehängten Kessel, wodurch man dort zu Lande seinen Reichthum beweist,

andeuteten, verheiratete seine Tochter Asta, und da auch der Bräutigam ein reicher Bauernsohn war, wurde viel Luxus getrieben. Der Bräutigam trug ein samtnes Wamms, vorn offen, so daß das schneeweiße Hemd sichtbar war, und mit silbernen Knöpfen besetzt. Um den Hut hatte er eine Art Schärpe gewunden, deren eines Ende fast bis auf die Schulter fiel. Die Braut hatte eine Krone auf dem Haupt und war mit Blumen geschmückt. Ihnen folgten die Eltern und eine Schaar Neugieriger, während zwei Musikanten, der Eine sich mit einer Geige, der Andere mit einer Klarinette abmühten, und ein Späsmacher, einen vollen Biertrug schwenkend, voraus ging und alle Begegnenden zum Feiern der Hochzeit und zu einem Geschenk für das Brautpaar einlud. Ein heiteres Mahl wurde nach der Trauung aufgetragen, doch nahmen wir trotz



Eine Hochzeit in Telemarken.

der gottfreundlichen Einladung nicht an demselben Theil, sondern machten uns wieder auf den Rückweg.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Der arme Knabe schmiegte sich dicht an die Schwester, küßte sie, dann schloß er die Augen und athmete schwer. Als sie sich wieder öffneten, war es dem Lichte des Himmels. So sanft entfloß der Geist von Sir Barnard's jungem Erben, daß die Amme, die an seinem Bette wachte, dessen Hinscheiden nicht sogleich bemerkte, sondern die vorgegangene Veränderung erst aus dem konvulsischen

Schluchzen Mary's und dem wiederholten Ausruf des Wortes „Ialt“ wahrnahm. Das Leidenbegänniß des Erben wurde mit all' dem Pompe gefeiert, welcher nur zu häufig die Herzlosigkeit der Trauernden verbirgt. — Einen Monat später wurde Alice Bowers ihres Dienstes entlassen: Lady Alicia konnte ihren Anblick nicht ertragen.

Jahre gingen hin. Egbert trat im geeigneten Alter in die Armee. Er war der Abgott der Mutter. Ihre Schwäche ließ sie vor Sir Barnard Extravaganzen und Thorheiten geheim halten, denen der Baron aller Wahrscheinlichkeit nach entgegen getreten wäre. Mit einundzwanzig Jahren verheiratete er sich, wie sein Vater gethan, um des Geldes willen.

Durch den Tod Albert's wurde Mary die Erbin von ihrer Mutter Vermögen, welches nicht allein in einer beträcht-

lichen Summe in Staatspapieren, sondern auch in ausgebehten Bänderen und Bergwerken in der benachbarten Grafschaft Cornwall bestand. Der Baron, welcher hier ohne Zweifel unter dem Einflusse seiner Gattin handelte, ließ sie die Jahre der Mündigkeit erreichen, ohne ihr von dieser wichtigen Thatfache Kenntniß zu geben; und das arme verlassene Mädchen, das so allein stand in ihrer glänzenden Heimat, betrachtete sich als völlig von ihrem Vater abhängig. Nur weni gen Besuchern der Halle entging der große Unterschied zwischen den zwei Schwestern. Laura war heiter, glänzend, glücklich, reizend wie ein Nabrigal, Mary — schön wie ein Gesicht. Aber es bestand wenig Zuneigung zwischen ihnen. Laura hatte das gewaltthätige, selbstsüchtige Wesen der Mutter geerbt und fand, auf die Unterstützung der Eltern sich verlassend, ein Vergnügen daran, ihre ältere Schwester zu tyrannisiren. Sie ja wie grauam genug, die Eifersüchtige zu spielen und erklärte oft, Mary sei Sir Barnard's Liebling. — Das arme Mädchen hatte nur einen Freund in dem Hause, ihren Vetter Edward Gaston, den der Baron, wie er sagte, aus Mißlieb ausgenommen und erzogen hatte, und als dieser die Hochschule bezog, sah sie sich völlig freudlos und verlassen. Das ihres Halbbruder Egbert's Frau betraf, so war dies ein armes, schwaches, furchtsames Geschöpf, voll ungeheuren Respekts vor der gemessenen Würde ihres Schwiegervaters, und völlig willens gegenüber der herrschsüchtigen Lady Alicia. Ihre bevorstehende Entbindung war es, auf die Doktor Tranium in der Nacht anspielte, wo er nach der Geburt des Knaben im wüthaler Arbeitshause mit Squire Beacham nach Hause fuhr.

Der Baron und Doktor Plurimum, der Rektor, saßen beisammen in dem Bibliothekszimmer und harrten des Ereignisses, das, wie der Erstere bestimmt erwartete, seinem Namen einen weiteren Erben geben sollte. Es war schon sehr spät, und Sir Barnard schaute zu wiederholten Malen ungeduldig auf die Uhr. Endlich trat Lady Alicia, die ärgerlich und verlegen aus sah, ein. — „Nun?“ fragte ihr Gatte ungeduldig. — „Ein Mädchen — nur ein Mädchen,“ erwiderte sie. — Der Baron warf dem Rektor einen ärgerlichen Blick zu, als ob er ihn gewissermaßen für verantwortlich halte wegen dieses unseinen Benchmens der Vorsehung, und schritt aus dem Zimmer. — „Ich wußt' es wohl, wie während er sein würde,“ bemerkte Milady. „Ich muß Egbert sogleich schreiben.“

Der Rektor, dessen Wagen seit einer Stunde wartete, verstand den Wink und empfahl sich. Er schien indeß nicht sehr erbaut zu sein von dem unbilligen Benchmen seines Wirkens, denn ein ruhiges spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen, wie er nach Hause fuhr. So wurden, wie wir gesehen, in derselben Nacht und fast zur selben Stunde zwei Kinder geboren, aber unter sehr verschiedenen Auspizien.

Als des andern Tages Sir Barnard in das Gemach seiner Schwiegertochter trat, that er sich sehr viel Gewalt an, seine wahren Gefühle zu verbergen. Er hatte sogar Befehl gegeben, daß die herkömmlichen Freudenfeuer und sonstigen Lustbarkeiten abgehalten werden sollten. — „Mary, welche dich in dem Zimmer ihrer Schwägerin eingerichtet hatte, nahm das unschuldige Kind von der Seite der Mutter und hielt es ihm entgegen. Ihr Vater schaute es grimmig an, denn beim Anblick des Kindes begann sein Zorn wieder wach zu werden. Er berührt leicht die Keinen Wangen mit einem seiner Finger und verließ das Zimmer. — „Er hätte es wohl süßen dürfen,“ meinte die Schwiegertochter im Tone der Enttäuschung. — „Papa liebt die Kinder nicht,“ versetzte Mary. — „Hat er Dich nie geküßt?“ — „Wenn er es that, so ist es schon so lange her, daß ich mich's nicht entsinne,“ war die Antwort, „aber ich will sie statt seiner süßen,“ fügte sie hinzu und drückte ihre Lippen auf die Stirne der Keinen. Von dem Augenblick an erwachte in dem Herzen von Egbert's Gattin eine innige Zuneigung zu ihrer Schwägerin.

Viertes Kapitel.

Der Tag graute kaum, als ein Gig die Hauptstraße von Widfal hinauffuhr und vor dem „Gastonwappen“ hielt, wo Gilbert Harding und der Wirth der Wandererhütte ausstiegen. Da er bis jetzt keine Spur von Bella entdeckt hatte, so beschloß der hinterlistige Vetter, einige Tage in der Stadt zu verweilen, um sich wo möglich Gewißheit über das Schicksal des Flüchtlings zu verschaffen. Als bald nach dem Frühstück verließ Miles Goring den Gasthof, um Erkundigungen einzuschicken; er war fast eine Stunde abwesend und ließ dem Verräther hinlängliche Muße zu bitteren Reflexionen. Nach einer Stunde klopfte es an der Thüre. Miles Goring lehrte jurid.

„Nun?“ fuhr Harding ungeduldig heraus, sobald er ihn erblickte. — „Sie ist hier!“ — „In Widfal?“ — „Ja, im Arbeitshaus,“ sagte der Wirth. „Vergangene Nacht wurde sie von einem Bergmann und seiner Frau, welche sie unterwegs trafen, hergebracht. Das ist noch nicht Alles, sie ist die Mutter eines gesunden Knaben.“ — Gilbert Harding entsuhr ein Schrei der Leberrastung. Er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. „Ich muß überlegen,“ dachte er. „Wenn Bella der Verurtheilte Gehör schenkt, so ändert das Ereigniß meinen Vorsatz. Für jetzt,“ fuhr er laut fort, „kann nichts in der Sache geschehen. Es ist das Beste, sie kehren nach Hause jurid; wenn ich Ihrer Unterstützung bedarf, so werde ich schreiben.“ — Miles Goring sah ihn mit der Miene der Enttäuschung an. — „Sie sollen bezahlt werden,“ sagte der Andere hinzu, „wie wenn ich Sie gebraucht hätte. Sagen Sie mir, sind Sie mit dem Meister des Armenhauses betanzt?“ — „Mit Humphrey Skillet? Das will ich meinen,“ rief Miles. „Haben ja in einem und demselben Bergwerz Erz gewaschen.“ — „Was ist's für ein Vurdsel?“ fragte Gilbert. — „Rechte Sorte!“ gab der Wirth jurid. — „Darf man ihm trauen?“ — „Kommt drauf an.“ — „Wie, auf was denn?“ — „Ob er seine Rechnung dabei findet,“ erwiderte der Wirth der Wandererhütte. „Seinen Preis hat er natürlich — alle Menschen haben den ibrigen, aber er ist, denke ich, ein wenig hoch.“ — „Er soll bezahlt werden,“ sagte Harding, „er soll bezahlt werden.“ — „Dann können Sie auf Humphrey Skillet zählen,“ bemerkte Goring trocken. — „Es ward nun verabredet, daß der Letztere vor seiner Rückkehr nach Hause seinen früheren Bekannten aufsuchen und ihn veranlassen sollte, Gilbert Harding im Laufe des Tages allein zu empfangen. — „Warten Sie sich,“ sagte Gilbert, als der Andere ging, „es sind noch mehr Gwinnen zu verdienen. Seien Sie treu!“

Mit wiederholter Ungeduld harrte Skillet der Ankunft des Mannes, dessen Freigebigkeit sein alter Genosse im glänzenden Lichte dargestellt hatte. Humphrey hielt Collin Crawl streng eingeschärft, auf den erwarteten Besuch Acht zu haben und ihn, sobald er komme, in sein Privatzimmer zu führen. Unglücklicher Weise für den armen halbhungerhangerten Jungen rief ihn Mrs. Penguin in die Küche, eine Lokalität, für die er von Natur eine sehr verzeihliche Vorliebe hatte, denn hier erwachte er hie und da Erwas, und dann war es so warm dort. Die Folge davon war, daß Gilbert Harding, da Volt seinen Posten nicht verlassen konnte um ihn anzumelden, eine halbe Stunde in des Portiers Loge warten mußte. — „Ich dachte, Sie erwarteten mich,“ sagte der Gentleman in hochmüthigem Tone, als ihn der erkredete Junge in des Meisters Zimmer führte. — „Gewiß, Sir!“ gab dieser zur Antwort, indem er Collin einen wüthenden Blick zuwarf. — „Nun! Warum hat man mich dann so lange warten lassen?“ — Humphrey's Antwort galt Crawl und war eine Tracht Schläge mit Püffen und Tritzen vermischt, nach deren Beendigung er ihn zum Zimmer hinauswarf. Der arme Vurdsel oder um ein Schläge und Tritte genoss, und klagte selten oder niemals, mochte er noch so hart bestraft werden. Lange, sehr lange schon hatte Niemand mehr eine Thräne in des Knaben Auge ge-

sehen. Wahrscheinlich war deren Quelle schon in seiner Kindheit verdorret. Dieser war eben im Begriff in die Küche zurückzulehren, als er in des Meisters Zimmer vorsichtig den Schlüssel umdrehen hörte. Dieß erregte seine Neugier und sehr wahrscheinlich noch schlimmere Affekte, denn er schlich behutsam zurück um zu horehen, und blieb während der ganzen nun folgenden Unterredung, das Ohr an das Schlüsselloch gelegt, vor der Thüre stehen. — „Goring!“ begann der Fremde, „hat Ihnen den Zweck meines Besuchs mitgeteilt?“ — „Theilweise, Sir! nur theilweise.“ — „Das Frauentzimmer, das letzte Plack in Unterkommen in dem Armenhause sand, ist eine sehr noble Verwandte von mir.“ — „So hieß ich,“ versetzte Humphrey Skillet. — „Wie die meisten ihres Geschlechts,“ fuhr Silbert fort, „ist sie eigensinnig; hätte sie meinem Rath gefolgt, so wäre ihr Loos wohl ein anderes gewesen; aber es ist zu spät. Der Dienst, den ich von Ihnen wünsche, ist ganz einfach.“ — Sein Zuhörer erlaubte. „Ein einfacher Dienst,“ dachte er, „da wird nicht viel rauspringen.“ — „Fürchten Sie nichts,“ fügte der Knabe bei, der in der Seele Skillet's laß, „er soll reichlich bezahlt werden.“ — Die Ermahnungen des Meisters begannen wieder auszuweichen bei dem — wenn auch etwas unbestimmten Worte „reichlich.“ — „Hatte das Frauentzimmer ein Päckchen oder etwas dergleichen bei sich, wie sie hier ankam?“ — „Nein?“ — „So muß sie es auf dem Leibe tragen,“ sprach Harding bei sich; „sie würde sich mit davon trennen.“ Dann fuhr er laut fort: „Sie hat, ohne Zweifel in den Falten ihres Kleides, ein zusammengelegtes Papier verborgen.“ — Und dieses Papier wünschte sie zu erhalten?“ — „Ja!“ — „Insgesamit?“ — „So geheim als möglich und ohne Gemalt.“ — Der Meister des wackelst Arbeitshauses sann einen Augenblick nach. „Die Sache ist so leicht nicht, als Sie denken, Sir,“ bemerkte er; „die Dame, denn das ist sie, wie ich vermuthet, ist keine der gewöhnlichen Armen; sie hat Freunde.“ — „Nennen Sie Ihre Verbindungen!“ — „Sie sehen, ich wage.“ — „Die Verbindungen!“ wiederholte der Besuch. — „Zwanzigzwanzig Guineen,“ meinte der Meister endlich, „und nicht eine zu viel, wenn Sie die Schwierigkeit der Ausführung in Betracht ziehen.“ — „Bringen Sie die Sache in's Reine, und dreißig sind Ihnen!“ sagte Silbert. — Die Augen Humphrey Skillet's glänzten vor Begier. — „Aber es muß rasch geschehen,“ fügte Harding hinzu. — „Das soll es auch.“ — „Diese Nacht!“ — „Ganz wohl! Wo soll ich die Papiere hinbringen?“ — „In das Gastonwaagen.“

Nachdem er so viel von der Unterhaltung gehört hatte, zog sich Collin Crow zurück, und der Hausmeister durfte sich, als sein Galt fort war, das Aussen nicht verdrießen lassen, wenn er ihn zur Stelle haben wollte. — „Inner auf der Fahrt!“ grollte Skillet, „rufe mir Peg Manders!“ — Collin entfernte sich rasch, den Befehl zu vollziehen. Für jetzt hatte er noch keinen bestimmten Plan, er brauchte Zeit zu einem Entschluß zu kommen; aber, einmal gefaßt, war es schwierig, ihn davon abzubringen. Anfangs hatte er aus bloßer Neugierde gelauscht, aber die Unterredung hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. — Er hatte ja den Meister. — Ueber den Gegenstand zur Rede gestellt, theilte Peg Manders dem Meister mit, daß Vella an einer Schnur um ihren Hals ein kleines schwarzseidenes Täschchen trage, welches sie mit der größten Sorgfalt zu bewahren schiene. — „Da muß es drin sein,“ dachte Humphrey. Auf seine Veranlassung nahm es die Wärterin über sich, die Tasche, während die Kranke schlief, zu entfernen.

Es war Nacht und die Bewohner des Armenhauses hatten sich Alle schon zur Ruhe begeben, mit Ausnahme von Peg Manders und Collin Crow, welche Beide, indessen aus ganz verschiedenen Gründen, Wache hielten: das Eine um seinen verdreherischen Auftrag zur Ausführung zu bringen, das Andere um ihn wo möglich zu vereiteln. — Das Licht des Mondes, das durch die Fensterscheiben drang, fiel auf das ärmliche Rollbett nieder und beleuchtete ein Gemälde,

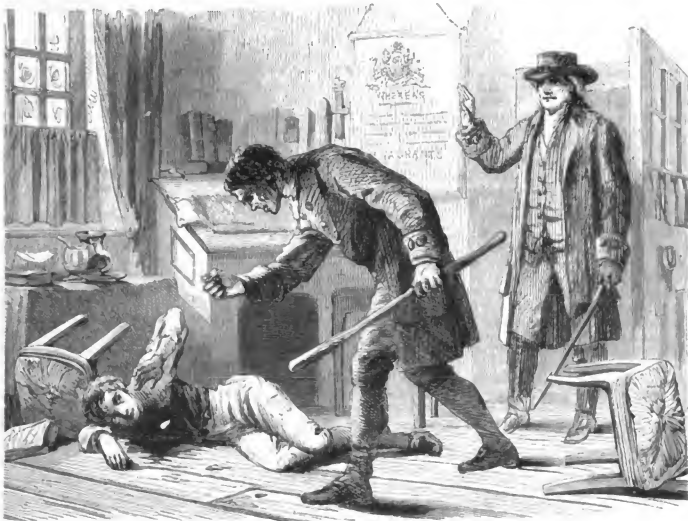
welches das verhärtetste Herz gerührt haben würde. Die junge Mutter mit dem neugeborenen Kind am Herzen schlief, die tief geholten Athemzüge hörten kaum das Lächeln auf ihren Lippen. Auch die Wärterin war bewegt. „Armes Ding!“ murmelte sie vor sich hin; „es ist eine Sünde und eine Schande, sie zu berauben, aber der Meister kennt kein Mitleid. Er thut es ja, nicht ich, er muß es auch verantworten!“

Mit diesen Worten zog sie eine Schere aus der Tasche, durchschnitt damit vorsichtig die Schnur, nahm das Säckchen weg und entfernte sich so leise als sie gekommen, ohne die Schläfer aufzuwecken. Wenige Minuten später ließ sich in dem Gemach, durch den Dieb zu gehen hatte, ein Geräusch vernehmen, wie wenn zwei handgemein wären, und heftige Worte wurden gewechselt. Es war nicht an der weiblichen Abtheilung, und mehrere der Insassen eilten herbei, sich von der Ursache des Lärmes zu überzeugen. Eine von ihnen brachte ein Licht, aber es war nichts zu sehen. — Des andern Morgens in aller Frühe stellte sich Peg Manders in dem Privatzimmer Mr. Skillet's ein. — „Hast Du es bekommen?“ fragte er heilig. — „Gehab' hab' ich's, aber.“ — „Aber was?“ — „Es wurde mir wieder abgenommen.“ — Unter bittern Vorwürfen wegen ihrer Dummheit bestand Humphrey darauf, Alles zu erfahren. Die Amme hatte nur Vermuthungen. Sie erzählte, wie sie aufgetrieben, bis Vella geschlafen habe, wie sie das Band durchschnitten und eben im Begriff gewesen sei, von dem Krankenzimmer in ihre eigene Abtheilung zurückzukehren, und wie nun hier, in dem dunkeln Gang, der die beiden Gefasse verbindet, Jemand sie gepackt und ihr das Täschchen aus der Hand gerissen habe. — „Und wen hast Du im Verdacht?“ rief Skillet blaß vor Wuth. — „Collin Crow. Ich fühlte seine Knochen,“ gab das Mädchen zurück. — „Er ist ja ein Lebeniges Geripp.“ Diese Antwort übergeugte Mr. Skillet, und er entließ die Wärterin mit der Weisung, ihm den Schuldigen herzuführen. Weber Ueberredung, noch Trohungen konnten aus dem armen Jungen ein Geständniß herausbringen. Umsonst schlug ihn der Lameuse, umsonst trat er ihn mit Füßen. Wenn Collin's Entschluß einmal gefaßt war, so wäre er lieber gestorben, als daß er nachgegeben hätte. Sein G'schrei zog — zum Glück für ihn — die Aufmerksamkeits Doctor Franion's auf sich, der sich eben zu seiner Kranken begeben wollte. Ohne im Geringsten zu zögern, öffnete der würdige Mann die Thüre des Privatzimmers und trat ein. Eine empörende Scene stellte sich ihm dar. Collin Crow lag halb ohnmächtig und mit Blut bedeckt auf dem Boden, der Armenhausmeister stand vor ihm mit einem dicken Stod in der Hand. — „Nun! willst Du's gestehen?“ brüllte der Letztere. — „Nein!“ rief der Junge. — Wieder holte jener zum Schläge aus, aber der Doctor trat dazwischen. Humphrey's Wangen wurden bleichblau, wie er ihn erkannte. — „Was bedeutet diese Nothzeit?“ fragte der Erlicre. — „Der Junge schlingel hat mich bestohlen. Auf mit Dir!“ fügte er hinzu, „und dankt dem würdigen Herrn, daß Du so davon kommst.“ — Der Knabe versuchte aufzustehen, es gelang ihm nur mit Mühe. — „Halt!“ sagte der Arzt, „das muß untersucht werden. Armer Vurche,“ fügte er hinzu, „wie bist Du dazu gekommen, Mr. Skillet zu bestehlen?“ — „Ich hab' ihn nicht bestohlen.“ — „Er lügt, Sir. Vad Dich.“ — „Halt!“ wiederholte der Doctor gebieterisch; „beantworte meine Frage.“ — „Er und Peg Manders,“ sagte Collin Crow, „wollten der Fremden das kleine schwarzseidene Päckchen stehlen, das sie um den Hals trug. Ich habe getrunnen gehört, wie ein Herr dem Meister dreißig Guineen anbot, wenn er ihm die Papiere stehle. Peg hat sie getohlen, während das arme Ding schlief, und ich hab' sie ihr abgenommen. Das ist Alles, Sir.“ — „Und wo sind die Papiere, von denen Du sprichst?“ — „In Sicherheit,“ rief der Junge stolz aus. — „Wenn er mich todgeschlagen hätte, ihm hätte ich es nicht gelagt; aber Ihnen will ich's zeigen, wo ich sie verreckt habe.“ Collin Crow führte nun seinen Retter nach der Kna-

benachteiligung, nahm zu Häupten seines Bettes ein Stüd des Fußbodens weg und zog das Säckchen heraus. Sie nehmen's der Fremden nicht, Sir!" rief er aus, indem er es ihm in die Hand gab; „Sie sind gut gegen die Armen.“ — Doktor Tranion konnte nur mit Mühe seine Entrüstung über das unehrliche und grausame Benehmen des Meisters zurückhalten und beschloß, ihm nicht zum zweiten Male Gelegenheit zu geben, seinen Zorn an dem Knaben auszulassen. „Nimm Deine Müze," sagte er. — Collin sah ihm halb freudig, halb weisfahnd in's Gesicht. — „Du sollst dieses Haus verlassen und mit mir gehen. Sie aber, Stillet," fügte er hinzu, „werden Ihre Aufführung vor der Behörde zu verantworten haben.“ — So hatte auf einmal die Vorsehung dem armen

geplagten Vurfschen einen Freund erweckt, und er sah sich ganz unerwartet aus seinem traurigen Gefängniß befreit.

Die schlimmen Folgen fürchtend, welche die Entdeckung ihres Verlustes auf seinen Patienten haben konnte, eilte Doktor Tranion in das Krankenzimmer. Aus dem matten Lächeln, mit dem sie ihn begrüßte, bemerkte er zu seiner Befriedigung, daß die Laische nicht vermißt worden war, und die einzige Schwierigkeit war nur noch, wie sie ihr zurückgeben, ohne Verdacht zu erregen. Dieß gelang ihm, indem er vorgab, er habe sie selbst genommen, damit sie nicht in die Hände der Wärterin fälle. Bella unterfuchte das Säckchen mit Hast und athmete erit wieder frei auf, als sie sich überzeugt hatte, daß es nicht geöffnet worden war. — „Sie sind sehr gutig,"



„Was bedeutet diese Rohheit?“ fragte der Doktor.

murmelte sie, „aber Sie haben mich furchtbar erschreckt.“ — „Ist es denn so werthvoll?“ fragte der Arzt lächelnd. — „Für mich von höchstem Werth," erwiderte sie. — „In diesem Fall thäten Sie wohl daran, es mir zur Aufbewahrung zu geben," bemerkte Tranion. Da er sah, daß sie sauberte, fügte er hinzu: „nach den Hausregeln ist der Meister berechtigt, es Ihnen abzunehmen.“ — „Zu welchem Zweck?“ — „Um nachzusehen, ob es kein Geld oder sonst Dinge von Werth enthält; bei mir ist es sicher aufgehoben, bis Sie im Stande sind, dieses Haus zu verlassen.“ — „Gibt es kein Mittel, das Durchsuchen zu verhindern?“ — „Keines.“ — Bella Harding sah dem Doktor ernst in's Gesicht, dann gab sie ihm das Säckchen. „Es ist mehr als das Leben," flüsterte sie, „was ich Ihnen anvertraue — die Zukunft meines Kindes — die Ehre seiner Mutter.“ — „Gott sei mir

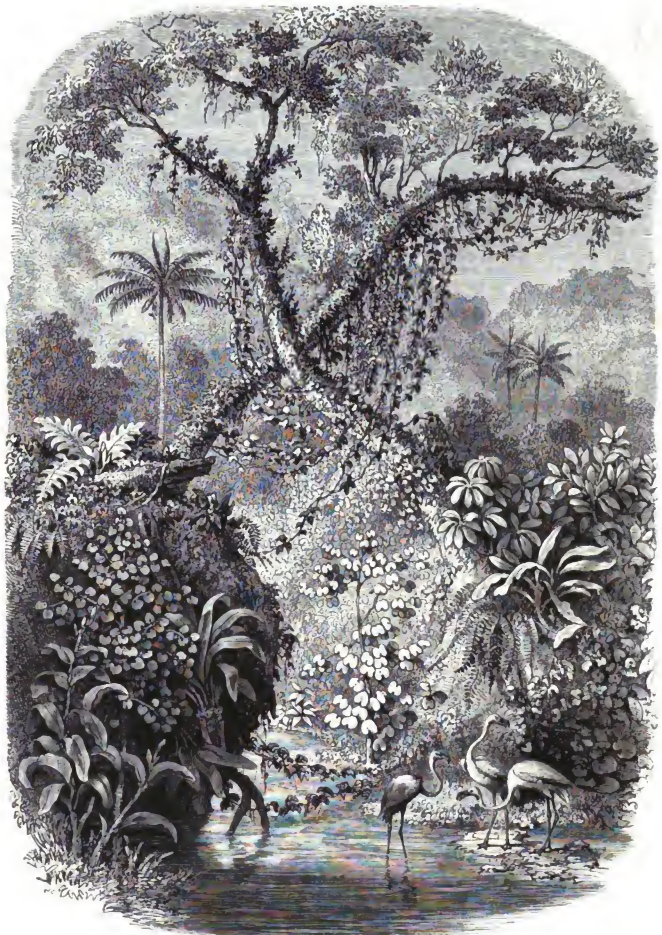
gnädig," rief der edle Mann aus, „wie ich es treu bewahren werde.“

Gilbert sah sich bitter in seinen Erwartungen getäuscht, als Gumpfrey Stillet bei ihm erschien und über das Fehlschlagen ihres Planes Bericht erstattete. Gleichwohl belohnte er seinen Agenten, da er sich sagte, er könne seiner vielleicht später bedürfen, und nachdem er dieß gethan und mit dem Meister noch eine Korrespondenz verabredet hatte, machte er sich auf nach London. So verließ er Widfal, ohne die wichtige Thatfache erfahren zu haben, daß Kapitän Galtou, der Mann, in dessen Gewalt er sich befand, der Gatte zweier Frauen war. Hätte er dieß erfahren, so wäre er wohl mit ganz anderen Gefühlen vor seinen Judtmeister getreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Urwälder

an den Ufern des Amazonenstromes.



Urwald zwischen Matuca und Juclicaura (Brasilien).

„Es como el paraiso — Es ist wie das Paradies!“ sagte ein Indianer, welcher Alexander von Humboldt als Führer diente, zu diesem, da er ihn bewundernd einen südamerikanischen Urwald betrachtete sah. Der große Naturforscher gesteht selbst, daß er seine Augen nicht wegwenden konnte von dem sich ihm bietenden reizenden Schauspiel, und daß er alle Details der wunderbaren Pflanzenwelt studierte, ohne sich von dem Enthusiasmus, der ihn ergriß, eine genaue Nachschaffung geben zu können. Was war es anders als die großartige, majestätische Ruhe der seit der Schöpfung unberührten und noch jungfräulichen Vegetation, welche ihn so mächtig ergriß! Vor dieser feinsten Größe trat Alles, was der vielgerühmte und vieljahrhundert Mann betrachtet, zurück, hier wachte noch der Odem Gottes unberührt von allen störenden Einflüssen wie am ersten Tage, da die Welt durch sein Wort aus dem Dunkel ins Licht trat! — Ein großer Theil dieser an den Ufern des Amazonasstromes gelegenen Urwälder wird jetzt unter den Artstreifen der Anisiedler gefallen sein, denn die Industrie unseres Jahrhunderts betreibt Alles mit rastloser Schnelligkeit, und heute fährt man mit dem Dampfsschiff in weniger als vierzehn Tagen nach Nauta, welches den großen Waldungen von Natura, von denen wir hier speziell sprechen, benachbart ist. Auch in diesen Urwäldern ist mancher der tausendjährigen Waldriesen umgehauen worden, hauptsächlich damals, als die Missionstolonie Sankt Christoph von Natura dort angelegt wurde. Dieser Flecken besteht aus nicht mehr denn etwa zwanzig Feuerstellen und war der Hauptmissionspunkt für die Bekämpfung der Omaguas oder Cambebas, die in diesen unbedränglichen Wäldern hausten und nicht eigentlich eine ganz wilde Nation genannt werden konnten. Sie verstanden Stoffe zu weben, aus denen sie eine Art Lebermurs fabricirten, besaßen verschiedene Waffen und bauten ihre Hütten mit einer gewissen primitiven Eleganz. Neben den Omaguas bewohnten diese weiten, mit Urwald bedeckten Flächen die Nagnas, Paravianas, Manaos, Mamburucus, Nuros und andere Völkern, welche theilweise andere Sprachen sprachen. Und so viel Seelen zählte jeder dieser einzelnen Stämme, daß ein Indianer einen Heidenen, von welchem er um die Bevölkerungsanzahl gefragt wurde, eine Sandvovell Sand aufhob, sie in die Luft warf und antwortete: So viel Körner hier herniederfallen, so viel meiner Brüder leben in den Wäldern.

8. Aukt.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt? *)

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Sir Barnard Gaston's älteste Tochter, Mary, hatte das Alter der Volljährigkeit erreicht ohne den geringsten Verdacht, daß sie nach ihres Vaters Ehevertrage die Erbin der Herrschaft Penswid sei, eines Ritterguts, das in einem der reichsten Minenbezirke von Cornwall gelegen. Der Baron verwaltete das Gut wie wenn es sein Eigenthum gewesen wäre, und aus langer Gewohnheit hing er zuletzt an, es wirklich als solches zu betrachten. — Richard Westford, das Hauptwerkzeug zu diesem Veräußerungssystem, war in jeder Beziehung seines Herrn würdig. Da sein Einkommen in einem Theile des Ertrags bestand, so schraubte er die Renten weit über die, wenn gleich schöne Ertragsfähigkeit der Ländereien hinauf, während er auf der andern Seite den Lohn der Arbeiter ganz ermäßigt herabdrückte. Durch bereitwillig gemachte Vorstöße auf Arbeit aber hielt er sie wie Leibeigene im Mann. Auch Gilt Gervaise war in's Netz gegangen. Als

er heirathete, hatte ihm der schlaue Agent zu Ausstattung der Hütte eine Summe Geldes aufgebracht, und mehrere Jahre hindurch arbeitete der junge Mann mit unerschütterlichem Muthe in der Hoffnung, wieder auf seine eigenen Füße zu kommen. Eines Abends wurde auf seinem Heimweg nach Penzance auf ihren Unterbrüder gefeuert und derselbe leicht am Arme verwundet. Gilt Gervaise stand im Verdacht von der Sache zu wissen, er läugnete, wiegte sich den Mörder zu nennen, und wurde von seiner Hütte vertrieben.

Diese kleine Abshweigung will unsern Lesern erklären, warum der Bergmann und seine Frau in der Nacht, wo wir sie ihnen zuerst vorkührten, auf der furchtgelegten Landstraße einherschritten. Arbeits- und obdachlos waren sie auf dem Wege nach Moultry Hall, um die Gnade seines Eigenthümers anzusehen. Jeden Tag seit ihrer Ankunft in Widfal hatte sich das unglückliche Paar in dem Herrschaftshause eingekunden, um eine Audienz bei dem Baron zu erbitten. Sie war auf's Bestimmteste verweigert worden, und der letzte Schilling von Squire Beadams's Güte erschöpft. — „Hab' Dir's ja gleich gesagt,“ grollte Eis, wie sie an ihres Mannes Seite durch den Park schritt, „hab' Dir's ja gleich gesagt, daß es umsonst ist, es mit ihm zu versuchen. Er hat kein Herz für die Armen.“ — „Weib! Weib!“ fuhr er fort, „ich glaube fast, daß Du Recht gehabt hast. Was nützt uns unsere Ehrlichkeit? Ich bin ehrlich, möchte gerne arbeiten, und ... habe doch Nichts.“ — „Es ist ein hartes Loos, ein hartes Loos.“ — „Woßt ich es harti!“ rief ein schlantes, elegant aussehendes Mädchen aus, welches seit zehn Minuten rasch hinter den Weiden drein kam, um sie einzuholen. Gilt und seine Frau schauten sich um, doch keines von ihnen kannte die Spederin. — „Wer seid Ihr?“ fragte diese. — „Arme aber ehrliche Leute,“ versetzte Eis, das heißt ja jetzt noch ehrlich, aber Gott weiß, wie lange wir's aushalten. Wir haben Recht gesucht im Herrenhause.“ — „Und woßt auch gefunden, dente ich.“ — „Gerechtigkeit wohnt nicht unter Sir Barnard's Dache,“ erwiderte der Mann trocken. — „Hol' ihn der Henker!“ fuhr sein Weib heilig drein. „Ja!“ fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß die Fremde sie mit einem Geßel getränkter Würde anschaute: „Startt mich nur an! Ich weiß, was ich sage!“ — „Wie könnt ihr meinem Vater stutzen?“ fragte die Dame. — Gilt Gervaise verlor alle Selbstherrlichkeit bei dieser Frage, welche den hohen Rang der Sprechenden verrieth. Nicht so Eis: sie freute sich der Entdeckung. Weiden und ein tickes Geßel des erlittenen Unrechts hatten ihr Herz mit Bitterkeit erfüllt, und eifrig ergriß sie die dargebotene Gelegenheit, es auszuflüthen. — „Weil er uns vom heimathlichen Herde weggetrieben, den zu erhalten mein Mann sich Tag und Nacht fort plagte.“ — „Und einer solchen Gemeinheit wagt ihr meinen Vater, Sir Barnard Gaston, zu beschuldigen?“ rief das junge Mädchen, vor Entrüstung erröthend über die, wie sie glaubte, völlig grundlose Anklage. — „Er oder der Knecht, gleichviel!“ erwiderte kühler das Weib. „Tag für Tag werden wir wie Hunde von seinen herausgeflütherten Bedienten fortgejagt, und doch hat meine Mutter seine eigenen Kinder genährt, und seine erste Frau ist in ihren Armen gestorben.“ — „Wäre es möglich?“ fragte die Zubröckerin, mächtig erregt, „daß Ihr das Kind meiner alten Arme, der lieben guten Alice Powers, seid?“ — „So wahr,“ sprach Eis, die nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, „so wahr, als ich und mein Mann an diesem bittersten Tage hier in Moultry Park stehen.“ — Mary, denn es war die älteste Tochter des Barons, deren Herz von Mitleid gerührt worden war, als sie die verzweifelten Blicke der von den Bedienten Abgewiesenen bemerkte, und die sich fast außer Athem gelaufen hatte, um sie einzuholen, zog ihre Börse heraus (sie enthielt nur wenig) und legte sie in die Hand der Frau. „Ich will mit meinem Vater reden und Alles versuchen, was in meinen Kräften steht.“ — „Und was die Hütte wie der verschaffen?“ — „Das hängt nicht von mir ab.“ — „Freilich hängt es von Euch ab,“ erwiderte Gilt Gervaise.

*) Die Verlagsabhandlung hat sich in Gemeinschaft mit D. Jant in Berlin das ausschließliche Recht der Uebersetzung für ganz Deutschland von dem amer. und englischen Verleger erworben. D. Re.

„Denn wer anders ist die Herrin von Penswid Manor und all' der Farmen und Bergwerke, wenn Ihr's nicht seid?“ — „Ihr irrt euch,“ entgegnete das Fräulein, „sie sind das Eigenthum Sir Barnard's.“ — „Nicht eines davon,“ rief Cis in ihrem bestimmten Tone aus. „Hundertmal hört ich's meine Mutter sagen, daß sie alle Euch gehören.“

Die arme Mary, obgleich betroffen von der Behauptung und von dem zuversichtlichen Tone, in dem sie aufgestellt wurde, war weit davon entfernt, von deren Wahrheit überzeugt zu sein. Mit ihrem reinen unschuldigen Herzen hielt sie es nicht für möglich, daß ein Vater sein Kind könne seiner Erbschaft berauben wollen. — „Gut jetzt,“ sagte sie zu den Beiden. „Ich muß mich näher nach der Sache erkundigen. Geht und kommt in drei Tagen wieder, so lange wird ja das Geld reichen, das ich euch gegeben.“ — „Aber wo sollen wir hinkommen?“ — „Hierher, in den Park,“ entgegnete Mary, „doch nein! kommt lieber in Mr. Peacock's Haus. Er speist heute hier, und da will ich mit ihm reden. Jetzt aber verlaßt mich, ich bitte euch.“ — „Gott segne Euch, Fräulein!“ rief Will mit einem Gefäß, dessen Wenige ihn für fähig gehalten haben würden. „Ich sänge an zu glauben, daß die Sorgen nicht für uns Arme allein auf der Welt sind, sondern daß sie überall eintreten. Laßt Euch Euer Recht nicht wegschmeißen, Ihr seid die Herrin von Penswid.“ — Mit diesen Worten setzten die Beiden ihren Weg fort, fest überzeugt, daß ihre Aussichten nunmehr die besten seien, und bald waren sie jenseits der Mauern des Parks verschwunden.

Mary Gaston hatte von Natur ein warmes, liebevolles Gemüth; aber die fortwährende Kälte ihres Vaters, der offene Vorzug, welchen derselbe für seine Kinder aus zweiter Ehe an den Tag legte, hatten es erlitten. Sogar die Dienerschaft, so voll Eifers, wenn es galt die geringste Laune der begünstigten Laura zu erfüllen, schenkte ihren Begehren nur halbes Gehör, so daß sie zuletzt gar nichts mehr verlangte. Sir Barnard und Missy gratulirten sich, wie sie es nannten, ihren Geist gebrochen zu haben. Sie irten sich, er schief nur. — Edward Gaston war, wie unsere Leser sich erinnern werden, ihr Vetter, und von seinem Onkel für die Kirche bestimmt. Bei den wenigen Besuchen, welche der junge Mann seinen reichen Verwandten machen durfte, waren sie häufig zusammen gewesen. Gegenseitiges Allickeinen hatte zuerst Sympathie, dann ein stärkeres Gefühl in den Beiden erwacht — sie liebten sich, und vielleicht um so zärtlicher, da die Klugheit ihnen gebot, ihre Leidenschaft geheim zu halten. Nur eine Person errieth ihr Geheimniß, Doktor Tramon; er war der Freund von Edward's Vater gewesen, und fuhr fort, mit hohem Interesse über dem Wohlergehen des Sohnes zu wachen. Die Liebenden hatten mit einander verabredet, erst nach der Ordination und Einweihung seines Neffen in eine der Familienfründen die Einwilligung des Barons einzuholen.

Es war schon etwas spät, als Mary in die Halle zurückkam. Das Frühstück war aufgetragen, und ihre Stiefmutter wies sie etwas scharf zurecht, als sie in das Speisezimmer trat. — „Ich hörte die Glocke nicht,“ erwiderte die Erbin. „Ich ging im Park spazieren.“ — „Im Park!“ wiederholte Lady Alicia spöttlich, „immer im Park.“ — „Ich dachte doch, Lady Alicia billige Bewegung im Freien.“ Es lag nichts Besonderes in den Worten, aber desto mehr im Tone der Sprechenden, und Milady erröthete bis unter die Schläfe. „Mary ist so romantisch, Mama,“ bemerkte Laura mit bösestem Lächeln. — „Du vergißt,“ versetzte die Erbin kalt, „daß ich nicht, wie Du, das Glück hatte, eine Saison in London mitzumachen und mich in seinen großen Wirbeln unzuversuchen.“ — „Eaß mich nichts mehr der Art hören,“ unterbrach sie Sir Barnard; der nicht umhin konnte, die Wichtigkeit dieses verfluchten Vorwurfs einzusehen; „ich habe die Blänketeien satt.“ — „Küsse Deinen Papa, Laura,“ sagte die Mutter, der die Wendung, welche die Unterhaltung eingenommen hatte, nicht eben gefiel; „er weiß, daß Du ihn nicht

wissentlich beleidigen würdest.“ — Die junge Dame erhob sich und umschlang den Hals des Barons, der sie zärtlich küßte. — „Auch ich thue dich nicht, Lady Alicia,“ bemerkte Mary, „obgleich lieblose Herzen es sich angelegen sein lassen, ihn vom Gegenfteil zu überzeugen.“ — Es lag etwas so Sanftes, so Kummervolles in ihrer Stimme, daß selbst Sir Barnard's Herz davon gerührt wurde. Er rief sie zu sich und küßte sie sanft auf ihre bleichen Wangen. — „Ich wäre nicht so spät gekommen,“ fuhr die Tochter fort, „hätte ich nicht auf meinem Wege zwei arme Weisköpfe getroffen, welche von dem Verwalter Ihres Guts in Cornwall aus ihrer Stätte vertrieben worden sind. Sie haben mich, bei Ihnen ein gutes Wort für sie einzulegen.“ Ihr Vater zog die Brauen zusammen. Der augenblickliche Sonnenstrahl war verloschen, und der Granit wieder so hart und kalt wie zuvor. — „Und Du hast es ohne Zweifel versprochen?“ meinte die Stiefmutter in farsalstlichem Tone. — „Ich gelte,“ erwiderte Mary, „daß ich dieß unabänderlich Weis that. Ich hätte aber bedenken sollen, wie wenig Einfluß ich beuge und wie sehr man bemüht gewesen ist, diesen geringen Einfluß noch mehr zu vermindern. Freuen Sie sich nur Ihres Triumphes. Ich werde Niemand mehr mit einer ähnlichen Bitte behelligen.“ — „Du wirst Du wohl daran thun,“ bemerkte ihr Vater kalt, „und nur unter dieser Bedingung verzeihe ich Dir.“ — Das Frühstück endigte so unbehaglich als es begonnen hatte, und der Repräsentant der Gaultons zog sich in das Bibliothekzimmer zurück, um vor dem Mittagessen seine Briefe zu schreiben.

Lady Alicia und ihr Gemahl spielten ein gewagtes Spiel. Durch die Heirathsbrede des Barons mit seiner ersten Frau war das Vermögen der Letzteren so bestimmt auf ihre eigenen Kinder vermachet, daß es, im Falle sie kinderlos oder ohne Testament abstarben, auf der Mutter Verwandte zurückfiel. Ihr Vater konnte es nur durch einen letzten Willen erben, oder die Verwallung desselben in Folge einer von den Beidermuth ausgesprochenen Entmündigung erlangen, in ihrem einundzwanzigsten Jahre aber war er verheiratet, seine Tochter in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen. Dieß war bis jetzt unterblieben und die Erbin von Penswid Manor nicht allein über ihre Rechte im Unwissen gelassen, sondern unter der Hand ganz stille ein Gerücht von ihrer geistigen Unfähigkeit verbreitet worden.

Mr. Peacock kam selten nach Moultry Hall. Obgleich bei Weitem nicht so reich als der Baron, war er doch an Stolz ihm ebenbürtig. Jahre hindurch hatte es sich Sir Barnard zur Aufgabe gemacht, ihn von dem Friedensrichteramt zu entfernen; aber außer Stande, ihn zu besichtigen, verbludete der Baron seinen Verdruss, und die Beiden standen, dem Anscheine nach, im besten Einvernehmen.

Die Gesellschaft zu Moultry Hall war zahlreich genug, um Mary Gelegenheit zu geben, allein mit dem Equire zu reden. Der alte Herr entsprach ihrem Wunsch, indem er, als er sie zur Tafel führte, hinter den andern Besuchenden zurückblieb. „Sie wünschen mit mir zu reden,“ begann er, „bitte, machen Sie's kurz.“ — „Sagen Sie mir, bin ich wirklich und von Rechtswegen die Erbin von Penswid Manor?“ — „Wäre es möglich,“ rief der Equire mit ungeduldetem Erstaunen aus, „daß Ihnen diese Thatfache unbekannt ist? Es war Ihrer Mutter Eigenthum und ist so fest und unumstößlich auf ihre Kinder vermachet worden, als es nach den gesetzlichen Formen nur immer möglich war.“ — „Und davon haben Sie sich selbst und bestimmt überzeugt?“ — „Selbst und bestimmt.“ — „Einen Augenblick färbten sich Mary's Wangen röthlich und ein Wispel des Triumphes leuchtete aus ihren dunklen Augen. — „Eien Sie ruhig!“ sagte ihr Begleiter, „ich bitte Sie.“ — „Ich bin ruhig,“ war die Antwort. — Lady Alicia betrachtete ihren Galt und ihre Stieftochter, als ob sie die Stiefmutter traten, mit prüfenden Blicken. Aber Beide sahen so völlig unbefangen aus, daß selbst ihre misstrauische Seele keinen Verdacht schöpfte. — Der Equire trug während des Essens

und wachet im Salon Sorge, daß seine Unterhaltung mit Mary stets in so lauten Töne geführt wurde, daß Jedermann sie verstand. Beim Abschiednehmen wagte er ihr zuzulüften: „morgen“. Ein Plid sagte ihm, daß er verstanden sei.

Des andern Morgens fand sich Mary zu Broothoufe, dem alten Familienfize der Beachams, ein. Es war nur eine Meile von Koultry Part entfernt, und sie hatte den Weg zu Fuß zurückgelegt. Gill Gerovaise und Cis erwarteten sie auf dem Rasenplatz vor dem Hause. — „Missus hat Euch die Wahrheit gesagt?“ rief ihr der Bergmann entgegen. — „Gottes Wahrheit,“ sagte Cis hinzu, „Mutter log niemals.“ — „Ich werde gleich mit euch reden, ihr guten Leute,“ erwiderte die Erbin und ergriff den Arm des Squire, mit dem sie in dem Hause verschwand. — Der

Bergmann schaute ihr in sprachlosem Erstaunen nach, so betroffen war er von dem festen, bestimmten Tone der Dame: ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt. — „Sie hat ihres Vaters Blut in den Adern,“ warf seine Frau hin. — „Aber ich denke, das Herz sitzt ihr auf dem rechten Fied,“ fügte er bei. — „Dann erhalten wir die Hütte zurück,“ sagte Cis. Wirklich wurde sie auch in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Als sie vor die Erbin gerufen wurden, übergab diese Gill ein Papier und fragte ihn, ob er lesen könne. — „Missus lann's,“ antwortete der Mann und reichte es seinem Weibe. Cis las es laut vor. Es war eine Ermächtigung für Gill Gerovaise und seine Frau, das Anwesen, das sie bis vor Kurzem in dem Dorfe Penswid inne gehabt, wieder in Besitz zu nehmen und darin bis zu ihrem beiderseitigen Ende jins- und abgabenfrei zu wohnen. Die Urkunde war unter-



Als sie vor die Erbin gerufen wurden, übergab diese Gill ein Papier.

zeichnet: Mary Gaston. — „Gott segne Euch!“ rief das Weib aus. „Ihr möget Sir Barnard's Hut haben, aber Ihr habt Eurer Mutter Herz. Ihr seid gut und...“ — „Ihr müßt mir nicht danken,“ unterbrach sie ihre Wohlthäterin gerührt, „ich bin das Loben nicht gewöhnt.“ — „Ihr werdet sofort nach Penzance aufbrechen?“ fragte Mr. Beacham. — „Ja, Squire!“ — „Dort sucht ihr Robert Benny auf.“ — „Den Advokaten?“ — „Ja! Ihr kennt ihn?“ — „O! Robert Benny kennt bei uns herum jedes Kind; das ist ein Scharjer.“ — „Ja, ja! scharf genug,“ versetzte der alte Herr lächelnd, „aber so wader als er scharf ist. Ihm gebt ihr diesen Brief und er wird euch mit den Mitteln versehen, eure Hütte wieder einzurichten und euch, wenn es Noth thut, gegen jeden Versuch des Agenten, euch wieder daraus zu vertreiben, schützen.“ — „Cis,“ flüsterte

Gill, wie sie, nachdem sie wiederholt der Erbin gedankt und des Himmels Segen auf sie herabgerufen hatten, aus dem Zimmer traten, „mir kommt's nachgerade vor, die Ehrlichkeit sei doch zu etwas gut.“ — Ein Weib gab keine Antwort: ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, daß sie ihn in Versuchung geführt hatte.

„Dieser entscheidende Schritt,“ bemerkte Mr. Beacham gegen seinen Besuch, sobald sie allein waren, „muß notwendig eine Erklärung zwischen Ihnen und Sir Barnard herbeiführen. Sie kennen seine heftige Gemüthsart, den Einfluß, den Lady Gaston auf ihn hat, und wie er sich bisher geäußert.“ — „Ich kenne das Alles.“ — „Wenn Sie an Ihrer Festigkeit in der Stunde der Prüfung zweifeln, warum nicht lieber den Schutz der Familie Ihrer Mutter anrufen?“ — „Fürchten Sie nichts für mich,“ entgegnete

Marq. „Jahre voll Lieblosigkeit, voll Beleidigungen, voll Unrecht haben mich gewappnet, das Andenken an die Todten hält mich aufrecht: ich bin auf Alles gefaßt.“ — Als sie Broothouse verließ, schaute ihr der wohlwollende Mann mit besorgtem Blicke nach, bis sie hinter den Bäumen des Parks verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Sittenbilder.

IV.

Die Vögel in Indien.

Nährend ist die Sorgfalt und Liebe, welche die Hindus den Vögeln zuwenden. Ein alter portugiesischer Geschichtsschreiber, Diego de Couto, behandelt dieses Thema sehr ausführlich und erzählt, er habe in Indien an verschiedenen Orten förmliche Vogelospitäler getroffen, so namentlich eines



Hindus mit abgerichteten Vögeln.

zu Cambaya, welches wegen seiner bequemen und zweckmäßigen Einrichtung höchst sehenswerth war. Die Unterhaltung derselben wird aus vielen Vermächtnissen, welche diesen Anstalten zustießen, sowie aus reichlich gespendeten Almosen bestritten. Der eben angeführte Historiker kannte einen reichen und wuter den Portugiesen erzogenen Banian in der Stadt Chaul, der in seinem Testament den Kirchen seiner Vaterstadt dreißig Paradies, dem Vogelhospital zu Cambaya aber deren viertausend vermachte. Man bezahlt von diesem Gelde stets einige Individuen, denen die Verpflichtung obliegt, in Wald, Feld und den Straßen der Städte

alle kranken, verwundeten oder blinden Vögel aufzufangen und sie in das Hospital abzuliefern. Anderen Personen wiederum liegt als einziges Geschäft ob, auf den Kläpen, wo die Mores, Jäger von Fach, Vögel verkaufen, diese zu erhandeln und ihnen alsogleich die Freiheit zu geben. Auch aus dem reizenden Drama Satuntala kann man ersehen, in welcher innigen und oft rührenden Beziehungen die Vögel zu den Menschen treten. Dort klagt mit seiner melodischen Stimme der Vogel Hofila, und die liebliche Satuntala versteht seinen Schmerz. — Viele Vogelarten richten die Hindus mit unglaublicher Geduld zu allerhand kleinen Kunststücken

ab. So zeichnet sich besonders eine Gattung, *Loxia indica* genannt, durch große Gelehrigkeit aus, wie denn auch die reizende Sorgfalt und Kunst, mit welcher dieser Vogel sein Nest baut, das gerechteste Erstaunen abnötigt. Man lehrt ihnen mit größter Leichtigkeit kleine versteckte Gegenstände finden und bringen; ja, wenn Morgens die jungen Hindumädchen an die Brunnen gehen Wasser zu schöpfen, kann man oft sehen, wie kleine Vagus, eine andere Spezies, auf ein Zeichen ihrer Herren eine kleine Goldmünze, welche die Frauen als Zierrath an der Stirn tragen, rauben und es diesen bringen. Zu diesen gelehriken Vögeln gehört ferner der *Megan* (*Coracias indica*), der so zahm wird, daß man ihn frei im Zimmer umherflattern läßt, und welcher einzelne Worte, ja selbst ganze Phrasen auswendig lernt; dann der *Petroquet*, der sogar kleine Bronzegefäße löslöscht. Uebrigens beschäftigen sich nicht nur die Hindus der niederen Klasse mit dem Abrichten von Vögeln, sondern auch die Großen, und einer der größten Monarchen Asiens, Schah Mubbin, ließ in seinem auf's Glänzendste ausgestatteten Palast zu Lahore zwei prächtige Taubenhäuser einrichten und widmete ihnen die zärtlichste Sorgfalt. Eine Anzahl seiner Tauben hatte er wie Soldaten abgerichtet, und auf bestimmte Zeichen, die er entweder mit der Hand oder mit einer kleinen Fahne gab, führten sie in der Lust die aller schwierigsten militärischen Evolutionen aus. Die armen Hindus zeigen ihre abgerichteten Vögel dem Publikum und erwerben sich durch deren Kunststücke ihr tägliches Brod.

e. Weber.

Ein moderner Selbstmörder.

Novellette.

„Sie haben mich doch wohl verstanden, Jim,“ sagte Mr. Velsaft zu seinem Kammerdiener; „ich werde heut Abend Niemand als Sir Richard Vinn, den Baronet Rithedale und Mr. Clifton empfangen.“ — „Ja, Euer Ehren.“ — „Ich jage Sie fort,“ sprach Mr. Velsaft weiter, „wenn Sie andere Personen einlassen. Um acht Uhr werden Sie selbst uns in diesem Salon den Thee serviren.“ — „Ja, Euer Ehren.“ — „Und, Jim, gehen Sie in mein Arbeitszimmer hinauf, und nehmen Sie aus dem Schrank rechter Hand mein vergoldetes Necesseoire; holen Sie dann meine Jagdflinte No. 3 und das kleine Gemälde, welches über meinem Schreibtisch hängt; legen Sie alle diese Sachen auf diesen Tisch, und wenn die Herren sich eingesunden, so klopfen Sie an meine Thür, um mich zu benachrichtigen. Jetzt können Sie gehen.“ Jim verneigte sich bis zur Erde vor dem ehrenwerthen Unterhausmitgliede und verließ den Salon. Mr. Velsaft warf einen düstern Blick auf die Standuhr und ging mit streifem, schwerem Schritt in sein Schlafzimmer. Nachdem er dessen Thüre wohl verschlossen, wandte sich der Ehrenwerthe gegen das Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus, um die Thematik zu betrachten, welche den Fuß des Hauses bespülte. Die Flut war gefallen und die Mauer tauchte sich in eine gelbliche Schlammfluth. „Nein... nein, das wäre unsauber,“ murmelte Mr. Velsaft, zu sich selbst sprechend; „ein Gentleman kann nicht auf diese Art enden.“ Und vom Fenster wegtretend, setzte sich Mr. Velsaft vor einen Tisch aus Rosenholz und entfernte sachte den Teppich, welcher die denselben bedeckenden Gegenstände verbarg. „Ordnen wir dieß Alles ein wenig,“ sagte er, indem er ein halbes Duzend Flaschen mit den Beschriftungen: Digitalis, Epedham Laudanum, salzsaures Morphinum, Muralagist, Blausäure u. s. w. in eine Reihe aufstellte. „Teufel! ich habe nur noch sechs Tropfen davon.“ „Suh Mr. Velsaft mit einem Seufzer des Bedauerns fort, „es wird sich verflüchtigen haben.“ Und das letzte Glaschen wieder auf den Tisch stellend, nahm er ein Pistol, präste mehrere Male den Hahn, schüttete sorgfältig Pulver auf und pflanzte es gegenüber der Giftsammung wie einen Vorpostensoldaten auf. Als dieß geschah,

zog er aus einem Etui ein Paar Rasirmesser, wusch sie, und nachdem er deren Schneide auf der stachen Hand geprüßt hatte, legte er sie kreuzweis vor das Pistol. „Alles geht gut,“ sagte er aufstehend und mit Zufriedenheit diese unheimlichen Vorbereitungen betrachtend. Drei kleine Schläge an der Thür seines Zimmers zogen ihn aus seinem Nachdenken. „U!“ sagte er niedergeschlagen, „sie sind so pünktlich und ich konnte nicht einmal den Trost haben, vor meinem Hingange eine Aderwürgigkeit zu erleben.“ — „Sie befinden sich wohl, Sir Velsaft?“ sagten zu gleicher Zeit die drei Gentlemen, als der Ehrenwerthe in der Thür des Salons erschien. — „Ich befinde mich wohl, zu wohl,“ entgegnete er, indem er die Hände seiner Freunde kräftig schüttelte. — „Sie besitzen gewiß das Rezept des Verjüngungselixirs, mein lieber Charles,“ sagte der Baronet Rithedale und legte einen Finger auf Mr. Velsaft's breite Brust; „Sie bleiben ewig ein junger, schöner Mann.“ Dieses, wie man getsehn muß, wohlverdiente Kompliment brachte bei dem Ehrenwerthen eine unangenehme Empfindung hervor, wenn man das Jucken über Laune, das seine Lippen verzog, so deuten konnte. „Sie sind äußerst gütig, mein lieber Sir Rithedale,“ erwiderte er, dem Baronet den Rücken wendend. — „Wissen Sie,“ fiel Mr. Clifton ein, „daß Sie da eine fürstliche Wohnung haben, mein lieber Freund, und daß man selbst auf der Insel Wight nichts Komfortableres finden könnte?“ — „Ja, gewiß,“ sprach seinerseits Sir Richard Vinn, sich in einen Fauteuil zurückwerfend, „und das Schauspiel, das Ihnen die Thematik bietet, ist nicht zu bezahlen. Von Ihren Fenstern sehen Sie die Negatten, ohne sich im Mindesten zu derangiren.“ — „Ah! Sie können sagen, daß Sie in Wahrheit glücklich sind,“ riefen die drei Gentlemen im Chor. Mr. Velsaft's Wangen färbten sich scharlachroth und seine Hände ballten sich vor Wuth in der Tiefe seiner Taschen. „Ich würde Ihnen unendlich verbunden sein, nicht länger bei diesen Gegenstände zu verweilen,“ sagte er trocken. — „Lassen Sie hören, Sie haben von ernstlichen Dingen mit uns zu reden,“ äußerte der Baronet; „um was handelt es sich?“ — „Sie werden es erfahren, meine Herren; allein zuvor soll uns Jim den Thee serviren und die Salonlampen anzünden. Die Unterredung, die ich mit Ihnen haben werde, dürfte sich in die Länge ziehen; die Cigarre und der Porto werden Sie aufmerksam machen.“ — Mr. Velsaft zog die Klingel und Jim brachte ein großes Kredenzbrett mit Flaschen und Gläsern beladen. „Sie haben die Gegenstände, die ich Ihnen nannte, herantgebracht, Jim?“ — „Sie sind auf dem Amin, Euer Ehren,“ sagte der Diener, indem er die lechte Kerze des Kronleuchters anzündete. — „Gut. Nehmen Sie diese Börse, Jim; ich war sehr zufrieden mit Ihrer Bedienung, in acht Tagen werden Sie bei Mr. Wenus, meinem Vetter, als erster Kammerdiener eintreten. Gehen Sie jetzt, und vergessen Sie nicht meine Befehle: ich bin für Niemand zu Hause. Jetzt, meine Herren,“ fuhr Velsaft fort, indem er seinen Freunden ein Palet Cigarren bot, „wählen Sie die trockensten Cigarren und die weichsten Sesself. Mr. Clifton, wollen Sie den Örog bereiten... Sie waren auf der Arotobiljagd, wie ich glaube, Sir Rithedale?“ — „Und liebte sie mit Leidenschaft. Aber warum diese Frage?“ — „Weil ich mich zu erinnern meine, von Ihnen gehört zu haben, daß Sie vier- oder fünfmal nahe daran waren, zerissen zu werden.“ — „Wier- oder fünfmal, zwischen Spout und Kensch, das ist richtig.“ — „Und Sie, Sir Richard Vinn, wurde Ihnen nicht der Bordenarm durch einen vergifteten Pfeil durchbohrt?“ — „Zwei Meilen von Chanderanogor; Ihr Gedächtniß ist ausgezeichnet. Ich wurde anfangs blatt wie Ihr Hod, und mein Kopf schwell wie ein Ballon; nachher ging ich in's Citronengebüß über und schwand zu einer durchdringlichen Magerkeit. Das Gift war nur zweite Oport.“ — „Was Sie betrifft, Mr. Clifton, Sie waren Schiffarzt und werden genügend garstige Dinge auf den Pontons von Plamouth gesehen haben. Kurz, mit solchen Erlebnissen müssen Sie, wie ich geneigt bin zu glauben, alle Drei eine

unerschütterliche Kaltblütigkeit und große moralische Kraft besitzen.“ Die drei Herren verneigten sich bescheiden. „Ich hege auch aufrichtigen Glauben an Ihre Freundschaft.“ — „Und Sie thun Recht damit, mein lieber Velsaft,“ entgegnete warm der Baronet. — „Weßhalb ist darauf zu rechnen, daß, wenn Sie die Frage, die ich an Sie richten will, freimüthig beantworteten, Sie meinen Entschluß billigen werden.“ — „Sprechen Sie!“ riefen die Herren Nithsdale, Linn und Clifton. — „Bin ich in Wahrheit glücklich?“ fragte Mr. Velsaft ernst, indem er auf seine Freunde einen forschenden Blick warf. — „Ja!“ erwiderten einstimmig die drei Grogtrinker. — „Also Sie glauben, daß Lady Velsaft eine tiefe Neigung für mich hegt?“ — „Ja!“ — „Und Sie sind überzeugt, daß meine Gesundheit, mein Vermögen und Ansehen im blühendsten Zustande sind?“ — „Wir können es dreist behaupten!“ riefen die drei Gentleman aus, indem sie, gleich den drei Horazern, die Hände ausstreckten. — „Können Sie es ebenfalls behaupten, daß dieses Glück, welches von allen Seiten in meine Glieder hineincüßelt, immer dauern wird?“ — „Aber...“ brach ängstlich Sir Richard hervor. — „Es ist zu hoffen...“ murmelte Mr. Clifton. — „Kein Aber,“ sagte nachdrücklich der Ehrenwerte. — „Können Sie, ja oder Nein, mich bei Ihrer Ehre versichern, daß ich immer glücklich sein werde?“ — „Das wäre Thorheit,“ rief der Baronet, sein Glas auf den Tisch stellend. — „Das ist wahr,“ betätigte Sir Richard; „denn Sie können ihr Vermögen durch einen Bankrott verlieren, oder beim Spiel, oder überhaupt durch eines von jenen Ereignissen, welche die menschliche Vernunft nicht vorherzusehen vermag.“ — „Sie sind nicht von Eisen, der Teufel!“ bemerkte seinerseits Mr. Clifton, „und eine Brustkrankheit kann Sie beim Ausgange eines Ballsaals oder bei der Rückkehr von einer Jagdpartie erwarten.“ — „Sie vergessen auch, daß ich meine Haare verlieren könnte,“ setzte Mr. Velsaft mit Grabesstimme hinzu. „Lady Velsaft gestand mir eines Tages, daß dieser üppige, mit bläulichen Nistern schimmernde Haarschmuck einer der Beweagründe für sie gewesen sei, mir ihre Hand zu gewähren. Ich dürfte lahl werden wie Sie, Clifton, und ich sänte um fünfzehn Grad in der hohen Meinung, die Lady Velsaft von meinem Aeußern hat. Demnach, wenn ich mein Vermögen verliere, oder krank werde, oder eine Perrücke trage, höre ich auf vollkommen glücklich zu sein.“ — „Das ist durchaus logisch,“ sagte der Baronet. — „Nun wohl, ich sage es Ihnen auf meine Ehre, meine theuren Freunde, meine vortrefflichen Nachbarn, ich kann nicht mit dem Gedanken leben, daß mein Stern sich eines Tages von seiner Höhe lösen und mit den Spitzen in eine Tintenflasche tauchen möchte. Ich fühle, daß ich nicht den Muth haben würde, eine einfache Widerwärtigkeit zu ertragen; das nichtige Mißgeschick würde meinen Geist erschüttern, ein wirkliches Unglück mir den Verstand rauben. Mein Tacten war bis zu dieser Stunde eine Kette von Freuden, Glück und Erfolge; es ist unmöglich, daß dieses immer so bleibt, die Gesetze der Natur widerstreiten dem ausdrücklich. Der Tag, an dem der Umschwung stattfände, wäre fürchterlich, ich sage es Ihnen. Das Unglück muß kommen, es wird kommen; es wird aus unbekanntem Regionen im Tragisfel anlangen; aber ich werde ihm mit der Eisenbahn aus dem Wege gehen, und wenn es an meine Thüre klopfet, werde ich am Abende vorher ausgegangen sein.“ — „Sie wollen sich tödten, Velsaft?“ rief der Baronet, vom Stuhl aufspringend. — „Ich will in meiner Glückseligkeit entschlummern,“ sagte der Gentleman mit düsterem Echerbild. — „Gedach es, um uns um Rath zu fragen, daß Sie uns einladen, den Thee bei Ihnen einzunehmen?“ sagte Mr. Clifton. — „Nein,“ entgegnete Mr. Velsaft, „denn mein Entschluß ist unerschütterlich; ich wollte nur, daß Sie bezugen könnten, daß ich nicht verrückt bin, und daß der Spelen durchaus nicht die Ursache meines Hinganges war.“ — „Ich meinerseits werde Alles bezugen, was Sie wollen,“ sagte der Erzbischof zum Gumor. „Was meine Meinung über das, was Sie thun

wollen, betrifft, so erlauben Sie mir, sie für mich zu bejahen.“ — „Nein, sprechen Sie zuerst, Mr. Clifton.“ — „Sprechen Sie, Mr. Clifton,“ drängten die beiden Andern, indem sie aufstanden. — „Wahrhaftig, ich kann es nicht.“ — „Wir besetzen darauf, Mr. Clifton.“ — „Wohlan, wenn ich es bekennen muß, so begreife und billige ich den Entschluß unsern ehrenwerthen Freunden. Es ist Egoismus, es ist Monomanie, es ist Alles, was Sie wollen, aber vor Allem ist es anitler Egoismus.“ — „Nun gut, mein lieber Mr. Clifton, das ist auch meine Meinung,“ sagte der Baronet mit pedantischer Würde. — „Ich fühle mich glücklich, mich Ihren Ideen anzuschließen, welche auch die meinigen sind,“ äußerte Sir Richard Linn, sich vor seinen beiden stolzen Verneigern. Velsaft blühte seine drei Freunde mit bewunderndem Erlaunen an. Das Richtertrio wehrte allen Einwendungen mit römischem Heroismus und verurtheilte ihn mit der Ruhe einer wunderbaren Ueberzeugung. „Es bleibt mir demnach nichts mehr übrig, meine lieben Freunde, als Sie zu bitten, diese Gegenstände als Erinnerung an mich anzunehmen,“ sagte der Gentleman, sich gegen das Amin wendend. „Hier, Baronet Nithsdale, sind sie eine Hinte, welche hundertfünfzig Schritte weit trägt; wenn die Leidenschaft für Arolobijagden Sie je wieder befällt, so werden Sie mit dieser Waffe Wunder vollbringen. Wenn Sie, Sir Richard, nach Indien zurückkehren, so empfehle ich Ihnen dieses Reisesecessaire, es ist ein wahrer Weltbazar. Und Sie, Mr. Clifton, behalten Sie diesen „Kauter“ von Van Othabe, als eines der besten Werke dieses Meisters. Jezt, meine lieben Freunde, wollen wir uns noch einmal die Hände drücken und uns verlassen. Das Packetboot ist im Abhänge, ich würde untröstlich sein, es zu verjehen.“ — „Glückliche Reize mein armer Freund,“ murmelte der Baronet Nithsdale und trodnete eine Thräne. — „Denken Sie zuweilen an uns, mein guter Velsaft,“ seufzte Sir Richard Linn. (Schluß folgt.)

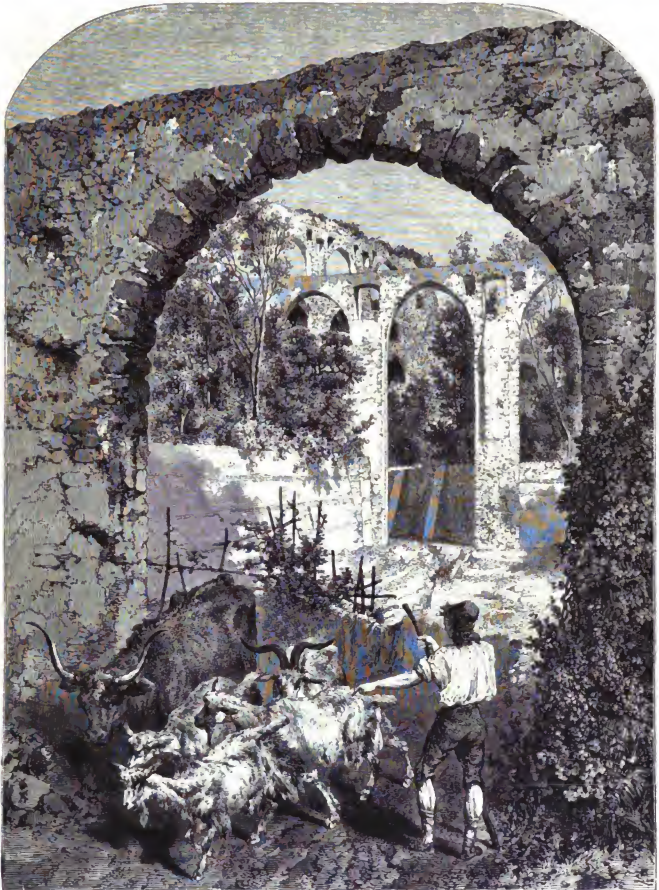
SALERNO

in Unteritalien.

Salerno, von wo aus Garibaldi seinen Einzug in Neapel hielt, liegt nicht fern von der seitherigen Hauptstadt des Königreichs beider Sizilien, und seine Entstehung reicht bis 300 Jahre vor Christi Geburt. Damals war es, wie fast alle Küstenorte Italiens, eine kleine Fischertowne. Die Römer befestigten es gegen das Jahr 225, um die Pilardie, welche für den siegreichen karthagischen Feldherrn Hannibal Partei ergreifen, im Schach zu halten. In der Mitte des ersten Jahrhunderts that Robert Guiscard, was vor ihm schon Hannibal vollbracht, er eroberte im Zuge Kalabrien und Sizilien. Nach der Einnahme von Reggio im Jahr 1060 nahm der Sohn Tancred's von Hauteville den Titel „Herzog“ an, der ihm schließlich von den beiden Päpsten Nikolaus II. und Gregor VII. bestätigt wurde. Der Letztere wurde, als der Kaiser Heinrich der Vierte sich zum Herrn von Rom gemacht, in der Engelsburg von diesem belagert, und Robert Guiscard zog ihm zu Hilfe und befreite den heiligen Vater. Salerno liegt in zauberlich schöner Gegend an dem hier einen herrlichen Golf bildenden Mittelmeer, in welches sich die kleineren Flüsse Sale und Lurino ergießen, und besitzt außer seinem pittoresk situirten Kastell eine von Robert Guiscard erbaute Kathedrale, welche durch mit Bronzearbeiten reich verzierte Thüren und antike Mosaiken kerämbt ist. In ihr ruhen mehrere Longobardenkönige und die Gebeine des Papstes Gregor VII. Das jetzige Lyzeum war früher eine Universität, die 1150 gestiftet und 1827 aufgehoben wurde. Von sonstigen öffentlichen Bauten verdienen siebenzehn Kirchen, neunzehn Klöster und die medicinische Schule hervorgehoben zu werden. Die von Herzog Tancred aufgeführten Wasserleitungen liegen seit Jahrhunderten in

Ruinen, sind aber in ihren Trümmern noch heute so großartig, daß man sich von ihrer ehemaligen imposanten Pracht

einen recht guten Begriff machen kann. Jetzt wuchert aus dem grauen zerbröckelnden Gestein, aus welchem diese Aquä-



Ruinen einer normannischen Wassermühle bei Salerno.

Dulce ausgeführt sind, Feigensträucher, Farrentraut und wilde Heben, die sie gleich Ouirlanden schmücken. Sie erheben sich auf einer den Hafen und die Stadt beherrschenden Höhe.

Salerno besitzt ungefähr 11,000 Einwohner, bedeutende Tuchwebereien und einen blühenden Handel.

Von Steinan.

Die Stiefhölzer oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)



Bella schaute lange auf eines der Bilder.

Sechstes Kapitel.

„Und wie ist Ihr Name?“ fragte Doktor Tranon, als er vierzehn Tage nach der Geburt des Kindes an dem Krankenbett in wilder Arbeitshaus sah. — „Bella,“ erwiderte die Fremde zögernd. — „Ein sehr hübscher Name,“ bemerkte der Arzt lächelnd, „aber wohl nicht Ihr einziger?“ — „Meine Eltern nannten mich nie bei einem andern.“ — „Das kann ich mir denken,“ versetzte der Doktor, „und er genügt auch vollkommen für die, denen die Bande des Muts oder der Liebe ein Recht geben, ihn zu gebrauchen, nicht aber für die Welt, die Sie für ihre Schuldnern hält.“ — „Und warum dieß, Sir?“ — „Weil Sie von ihr empfangen haben, was sie ihre Almosen zu nennen beliebt,“ entgegnete der Doktor. „Ich habe die Frage nicht aus müßiger Neugierde an Sie gestellt, ich bin nicht neugierig, sondern um Ihnen das Peinliche zu ersparen, von Leuten zur Rede gestellt zu werden, die Ihr Bögnern nicht verstehen könnten.“ — „Davon bin ich überzeugt, Sir! ganz überzeugt. Sie sind zu gütig, um irgend einem menschlichen Wesen wehe zu thun. Muß ich Ihre Frage beantworten?“ fuhr sie erröthend fort. — „Ich fürchte, ja.“ — „Bella Harding, Sir.“ — „Verheirathet oder ledig?“ — „Verheirathet.“ — „Und wo ist Ihr Gatte?“ — „Ich weiß es nicht,“ schluchzte das unglückliche Wesen. „Glauben Sie mir, ich weiß es nicht. O! daß Edward hier wäre, daß er mich in meinem Glende sehen könnte!“ — „Wieder dieser Name!“ sprach Doktor Tranon bei sich, „wieder dieser Name!“ — „Weldem Stande gehört er an?“ setzte er laut hinzu. — „Sir?“ — „Ich frage nach seinem

Veruz oder Gewerbe, Sie verstehen mich, nach seinem Erwerbszweig.“ — „Ich glaube nicht, daß er ein Gewerbe hat.“ — „Ein Gentleman also?“ — „Für das hielt ich ihn.“ — „Ich verstehe,“ sagte der wohlwollende Mann. — „Aber er ist kein Betrüger, ich nicht sein Opfer. Ich bin eine Frau,“ fügte sie mit Nachdruck hinzu, „eine wirkliche, gefehmähige Frau, getraut im Angesicht des Himmels und der Menschen.“ — „Ich glaube Ihnen,“ sagte der Arzt, „ich glaube Ihnen.“ — Seine weiteren Fragen beantwortete Bella nur durch Thränen. Sie wollte weder angeben wo ihre Ehe geschlossen worden war, noch wo sie mit ihrem Manne gewohnt hatte. Glücklicherweise fanden sich ganz unerwartet die Mittel, ihr jede weitere Demüthigung zu ersparen. Die Gattin des Kapitän Egbert Gaston wurde von ihrem londoner Arzte für zu zart erklärt, die heiligste Pflicht einer Mutter gegen ihr Kind zu erfüllen: eine Amme war unumgänglich nöthig. Doktor Tranon wurde gerufen und ermächtigt, Bella Harding zu engagiren. Nach einigen wiederholten Unterhandlungen wurde die Bedingung zugestanden und Bella Harding in die längst verwaiste Ammenstube zu Moultry Park inhallirt. „Die Person hat etwas Distinguirtes in ihrem Wesen,“ sagte Lady Alicia, „hast Du sie nicht gesehen?“ — Sir Barnard ließ sich nie herab, die weibliche Dienerschaft anzusehen. — „Ja! Das Geschöpf hat keine üblen Augen,“ fügte Laura bei, „und etwas Romantisches, Sentimentales in ihrem Wesen: sie gibt eine passende Gesellschafterin für Mary ab.“ — Die Erbin erhob bei diesen Worten den Kopf von dem Tische, in dem sie lag, und schaute die Schwester gerade an; dann lächelte sie verächtlich.

Es ist nun Zeit, daß wir Eis und ihrem Manne nach Penswid folgen, einem weitläufig gebauten Dorfe, fast einzig von den auf dem Gute beschäftigten Bergleuten bewohnt. Bald hatte sich ein Haufen Müßiggänger um den Karren geschaart, in dem Gill und sein Weib die zu Benzance gestauten Möbel mit sich führten, und viele ihrer früheren Nachbarn boten ihnen ein raubes aber herzliches Willkommen. — Nachdem ihnen Gill den Wechsel der Dinge berichtet, wurde der Vorschlag gemacht, die Thüre einzuschlagen, aber dem widerlegte sich Eis kluger Weise: sie wollten, wie sie sagte, lieber die Ankunft des Advokaten abwarten. — Sie hatten nicht lange zu warten, so kam ein rauches Oig die lang gedehnte Straße daher gefahren, welche das Dorf anemachte. Ein beweglicher kleiner Mann mit schwarzen Haaren und durchdringenden schwarzen Augen stieg aus und wurde von der Menge mit dem Zuruf: „Lang lebe Robert Penny!“ empfangen. — „Dank euch, Freunde! Habt Ihr meine Weisungen befolgt?“ fügte er zu dem Vergnügen gemeldet hinzu. — Gill deutete auf den Karren, bei dem Eis sitzen geblieben war. — „Gut! Vortrefflich! Nun, welches ist das Haus?“ — Sein Klient wies es ihm. — „Ist kein Schmid hier?“ frag er; „ah! da treffe ich ja einen alten Bekannten, Chiners,“ setzte er bei, indem er einem handsfesten Burshen die Hand entgegenstreckte, der aus dem Gedränge hervortam sie zu schütteln. „Thut mir den Gefallen und zieht die Krampe aus dem Schloß der Thüre da!“ — „Auf Ihren Befehl, Doktor?“ — „Auf meinen Befehl!“ — „Und auf Ihre Verantwortung?“ — „Nein, in Kraft eines mir von Miß Mary Gaston, der rechtmäßigen Eigentümerin von Penswid Manor, gewordenen schriftlichen Auftrags.“ — Diesen Worten folgte ein allgemeines Freudengeschrei. Der schämige Schmid zögerte nicht länger, sondern schlug mit einem einzigen Schlag seines Hammers die Kette sammt der Krampe in Stücke. Ein Tugend Hände waren geschäftig, den Karren abzuladen, und der Hausrath war beinahe untergebracht, als in der Person des Bewalters ein neuer Schauspieler auf der Scene erschien.

„Was soll das heißen?“ rief er unterschauend. — „Das soll heißen,“ versetzte Gill Gerwaife, mit seiner Stirne bemannet, unter der Thüre erschein; „daß ich wieder da bin und daß ich mein Recht wieder an mich gezogen habe.“ — „Und Euch für die Nissen reis gemacht!“ — „Nichts der Art, Benjamin Bestford,“ sagte der Advokat, aus dem Hause tretend. „Wir sind Beide Geschäftleute und verstehen die Saden. Gill Gerwaife hat dieses Ansehen wieder in Besitz genommen kraft eines Befehls von Miß Gaston. Hier ist eine Abschrift,“ sagte Penny, ihm das Dokument unter der Nase haltend. — „Werst sie aus der Hütte!“ rief der Kepen. — Diese Aufforderung galt den Bergleuten, aber keiner rührte sich, dem Befehl Folge zu geben, einer dagegen, ein schöner junger Bursh, eben jener Sam Barlow, der vor wenigen Wochen auf Bestford geschossen haben sollte, trat aus dem Hause hervor und stellte sich neben seinen alten Freund und Schwulfameraden. — „Hilt zu mir gestanden wie ein Mann!“ rief er aus. — „Wär' ein Lump, wenn ich nicht auch zu Dir hielte.“ — Gill drückte ihm schwiegend die Hand. — „Ist's gesetzlich, Doktor?“ — „Vollkommen gesetzlich,“ erwiderte der kleine Mann, „wenn Gill Gerwaife sein Zeimweisen gegen Alle vertbeigt, die es versuchen, ihn daraus zu verreiben. Und wenn seine Freunde ihm beistehen,“ fügte er hinzu. Bei diesen Worten entfiel eine Bewegung unter dem Hause und mehrere der Bergleute stellten sich vor der Hütte auf. — „Ihr werdet's breuen,“ rief der Agent wüthend. „Wenn noch Geiz und Gerechtigkeit in Cornwall zu finden ist, so hört die Sache hier nicht auf.“ — Ein höhnisches Gelächter folgte ihm, wie er langsam davon ritt.

Siebenstes Kapitel.

Die arme Mary hatte nie eine Freundin gehabt und dieser Austausch der Gefühle war ihr völlig fremd geblieben.

Seit dem Tode des Bruders waren Gedanken — ihr einziger Besizer, Einsamkeit — ihre Amme gewesen. Trotz des Unterchiedes in ihrer Stellung süßte sich die Erbin wie mit magischer Gewalt zu Bella Harding hingezogen. Die junge betümmerte Mutter erregte ihr höchstes Interesse. Sie hatte eine Anmuth in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Wesen, eine Weisheit in ihrer Zurückhaltung, die von einer — einst glücklichen Feimat, von treuer Mutter liebender Sorgfalt zeugte. Obgleich nicht von regelmäßiger Schönheit, war Etwas in dem Gesicht der jungen Frau, das mehr als nur vorübergehend herrschte, jener tiefergeigte Ausdruck, welcher trotz ihrer Kummer's gleich dem Sonnenstrahl, der durch den Wollensschleier drückt, zuweilen ihre Züge erhellte. Es lag etwas Nührendes in dem warmen Blicke ihres tiefblauen Auges, mit dem sie schüchtern dem hochgebornen Mädchen für das freundliche Lächeln dankte, das sie begrüßte, so oft sie in dem Zimmer der Kranken zusammentraf. Bisher war ihr Verkehr auf diesen stillen Austausch gegenseitiger Sympathie beschränkt gewesen, nur wenige Worte waren zwischen ihnen gewechselt worden, als ein Zufall sie näher zusammenbrachte.

Mary war gewohnt früh aufzustehen, und verließ häufig das Haus um ihren einsamen Morgen-spaziergang zu machen, während die übrigen Glieder der Familie noch lange der Ruhe pflegten. Seit der Entdeckung ihrer so lange unbedrückten Rechte war das Gemüth des armen Mädchens noch aufgeregter als gewöhnlich; Bewegung im Freien, die kalte Morgenluft, selbst körperliche Ermüdung waren nöthig, es zu beruhigen. Sie verließ ihr Zimmer bald nach Tagesanbruch. Um ihre Schwägerin nicht zu stören, vermic sie den Gang, in dem deren Schlafzimmer lag, und war im Begriffe die Piedentreppe hinabzugehen, als die Thone von Müth ihre Aufmerksamkeit erregten. Sie hielt an um zu lauschen. Eine klare Altstimme von ungewöhnlicher Kraft und Umfang sang die Morgenhymne. „Wer kann das sein?“ fragte sie sich. Mary wußte, daß es nicht Laura war. Statt hinabzugehen und ihren Spaziergang im Park zu machen, folgte sie den Thonen in dem nördlichen Flügel des Gebäudes und soß, als sie die Thüre des so lange nicht mehr besuchten Gemaches öffnete, Bella Harding — mit einem ihrer eigenen alten Notenbuche vor sich — am Klavier sitzen. Die Amme erhob sich ganz verwirrt: „Verzeihen Sie mir, Miß Gaston,“ rief sie aus. „Ich fürchte, ich habe mich einer Indiskretion schuldig gemacht. Die Weiszeugverwalterin sagte mir, dieser Theil des Schlosses werde selten von der Familie besucht, und ich habe es gemagt.“ — „Mrs. Cruxton hat recht. Ich glaube, daß die einzige Bin, die zuweilen hierher kommt,“ unterbrach sie die junge Dame. „Aber selbst wenn dem nicht so wäre,“ fügte sie in gütigen Tone bei, „bedürfte es doch keiner Entschuldigung, daß Sie mir so viel Vergnügen bereitet haben.“ — Bella erhob sich und machte das Notenbuche zu. — „Bitte! fahren Sie fort,“ sagte Mary; „Ihr Lehrer darf stolz sein auf einen solchen Zögling.“ — „Meine gute Mutter war meine Lehrmeisterin,“ antwortete die Erhiere. — „Und eine sehr gewandte, darf ich aus dem Gesicht der Schülerin schließen,“ bemerkte Mary. „Vielleicht hat sie Stunden gegeben?“ — „Nein!“ gab Bella kaum hörbar zurück, während ihre Augen sich mit Thränen füllten; „sie ertheilte nur ihren Kindern Unterricht.“ — Miß Gaston machte sich Vorwürfe, daß sie der armen Frau, für die sie sich so lebhaft interessirte, durch ihre Neugierde weße gethan hatte. „Verzeihen Sie mir,“ sagte sie, „wenn ich — wie ich fürchten muß — ganz wider meinen Willen traurige Erinnerungen in Ihnen erweckt habe. Aber — Ihre Stellung ist so gar nicht im Einklang mit Ihnen selbst. Ich verstehe es nicht; Sie sind vortrefflich erzogen, haben schöne Talente, und doch.“ — „Sie zögerte, da sie fürchten mußte, auf's Neue zu verletzen. — „Bin ich nur eine Dienerin?“ setzte die Fremde tieferdöhnend hinzu. — „Nein, nein; nicht gerade eine Dienerin,“ versetzte die Erbin, „aber doch offenbar in einer Stellung, die weit unter Ihren Ansprüchen steht. Ihre

Sprache, Ihr ganzes Wesen beweist, daß Sie der guten Gesellschaft angehören.“ — „Dante! O danke für diese gütigen Worte,“ rief die Fremde in mächtiger Bewegung; „diese Worte verstehen mich fast mit meiner Stellung. Die Einfachheit meines gegenwärtigen Lebens, mit seinem andern Geschäften, als trübe Gedanken und Erinnerungen an die Vergangenheit, könnte ich geduldig ertragen, aber der Zweifel, den ich in jedem Auge lese, ist es, der mich schmerzt, — ein Zweifel, den ich nicht zerstreuen kann,“ fügte sie mit schwacher Stimme hinzu, „denn das Geheimniß meines Lebens bleibt in meinem Herzen verschlossen wie ein Leichnam in seinem Grabe.“ — „Lassen Sie es ruhen, bis dereinst der Engel der Zukunft den Stein davor wegwälzt,“ entgegnete Miß Gaston in eindringlicher Weise. — Ein Wld, weit bedeutender als Worte, dankte ihr für das Versprechen. „Wenn doch Andere auch so rücksichtslos wären!“ versetzte Bella; „aber Lady Alicia und ihre Tochter betrübten mich täglich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann, nicht beantworten darf.“ — „Und ich,“ bemerkte Mary feugend, „bin für jetzt machtlos, Sie zu schützen. Wie Sie bemerkt haben müssen, besitze ich keinen Einfluß in meines Vaters Hause. Ich habe nichts als Mitleid, bloßes Mitleid zu vergeben.“ — „Und das ist unschätzbar,“ rief die Fremde dankbar aus. — „Mein Vetter Edward Gaston,“ nahm die Dame wieder das Wort, „kommt in wenigen Wochen hierher. Seine Laufbahn auf der Universität verspricht eine glänzende zu werden. Er kennt die Welt, ist gewandt und hat das beste Herz. Wenn er Sie auch nicht unterstützen kann, so kann er Sie doch wenigstens berathen.“ — Bella schlug hocherhörend die Augen nieder. — „Es versteht sich,“ fügte Mary bei, „daß ich nichts ohne Ihre Einwilligung thue.“ — „Ich kann nichts dagegen haben,“ erwiderte Bella, „den Rath und die Dienste Edward's annehmen.“ — „Edward's!“ wiederholte Mary im Tone der Ueberraschung. — „Ich bitte um Verzeihung! Ich weiß nicht, was ich sage,“ stammelte die Erstere, noch höher als zuvor erethend. „Wenn das Herz voll ist, so wägen die Lippen die Worte nicht ab. Bitte, vergeben Sie mir! Ich hätte sagen sollen: Mr. Edward Gaston.“ — In strengster Zurückgezogenheit aufgewachsen, unbelastet mit der Welt und ihrer Weise — genigte der Erbin diese Erklärung vollkommen, und ihr Erstaunen verschwand, ohne den geringsten Verdacht zurückzulassen. — Von diesem Morgen an kamen die Beiden häufig im Vornzimmer zusammen. Diese Zusammenkünfte hatten für Mary — abgesehen von allem Andern — den Reiz der Neuheit, denn zum ersten Mal in ihrem Leben ward ihr das Vergnügen der Unterhaltung mit einem Gemüthe so rein und zart wie das ibrige. Für Bella waren sie eine Quelle des Trostes.

Wie auf den meisten Landstößen, so wurde auch in Moultry Park die Briefkapsel jeden Morgen aus den Frühstückstisch gelegt. Niemand als der Baron besaß einen Schlüssel, er schloß auf und theilte den Inhalt aus. — „Endlich!“ sagte er eines Morgens, indem er Lady Alicia einen Brief einhändigte. „Mir wollte es nachdrager vorkommen, als ob Egbert vergessen hätte, daß er Heirath und Kind zu Moultry Hall hat, von seinen Eltern gar nicht zu reden.“ — Der Baron nahm einen andern Brief aus der Kapsel mit der Bezeichnung „zu eigenen Häuben“, den er mehr als einmal durchlas. Die Nachricht mußte Alles, nur nicht angenehm sein, denn das Gesicht des Barons verfinsterte sich immer mehr. — „Die Kräh'n ist da!“ dachte die Erbin. Sie irrte sich. Der Baron machte keine Anspielung auf den Inhalt des Briefs und sie dante dem Himmel, der ihr weiteren Aufschub gewährte. — „Papa!“ sagte Laura, „lassen Sie doch die langweiligen Briefe. Vergessen Sie einmal die Politik und sagen Sie mir, wann Sie mich nach Widals mitnehmen wollen.“ — „Ich werde heute nicht hinüberfahren können,“ versetzte Sir Barnard. — „Aber Sie haben's doch versprochen!“ drängte das verdorbene launische Mädchen. — „Du mußt deinen Besuch ausshieben, oder vielleicht geht

Mama mit. Ich muß nach dem Meierhof hinüber.“ — Es war dieß der Sitz des Gutsverwalters von Moultry Park. — „Du wirst den Wagen selbst brauchen?“ bemerkte Lady Alicia. — „Nein, ich reite hin.“ — Mit dieser Erwidderung verließ ihr Gatte das Zimmer. Mißdy schaute ihm mit einem unbestimmten Gefühl des Mißbehagens nach; es war etwas sehr Ungewöhnliches, wenn Sir Barnard seine Korrespondenz vor ihr geheim hielt. „Och und trage Deines Bruders Brief seiner Frau hinüber,“ sagte sie zu Laura. — Diese empfing ihn schmolend: „Ach, sie ist langweilig, ich kann ihr emiges Klagen über Egbert nicht hören. Sie hat wohl recht, aber wozu denn Euch immer den Kopf volljammern! Lassen Sie ihn Clinic hinübertragen.“ — „Die brauche ich zum Aufsehen.“ — „Out!“ erwiderte das verzogene Mädchen, „dann schicken Sie ihn durch Mary hin.“ — „Du vergißt,“ antwortete ihre Mutter in spöttischem Tone, „daß ich mir nie anmaße, Miß Gaston um Etwas zu bitten.“ — Laura zudte die Achseln, um damit anzudeuten, daß sie es in dem Punkte so genau nicht nehme. — „Ich bin eben im Begriff, Lydia meinen Morgenbesuch zu machen,“ bemerkte die Erbin in ihrem gewöhnlichen ruhigen Tone, „und will gerne die Ueberbringerin freudiger Nachrichten für sie sein.“ — Lady Alicia nierte herablassend und Laura schob ihr den Brief über den Tisch hinüber.

Bei der Wahl einer Gattin für seinen Sohn hatte Sir Barnard Gaston seine Hauptleidenschaft zu Rathe gezogen: Stolz und Habguth. Wenn wir sagen Habguth, so verstehen wir darunter nicht jenes schmutzige Lust, welches die Menschen dazu verleitet, sich anzuhängern um des unbegreiflichen Vergnügens willen, Gold aus Gold zu häufen; im Gegentheil war der Baron verschwendisch in seinem Aufwand. Es gab kein besser im Stande erhaltendes Ansehen in der Grafschaft, als das seinige. Er liebte das Geld nur als Mittel zum Zweck, er liebte es, weil es eine Macht ist. — Lydia Mandeville, das auserwählte Opfer, war nicht allein die Erbin ausgedehnter Ländereien und großer — durch lange Niderjährigkeit ausgehäufte Ersparnisse, sondern auch eines Namens, der so alt war wie der ihres Vaters. Zudem war ihre Abstammung das reinste Normännisch. — Als der Kapitän von seinem Vater die Weisung erhielt, Hand und Herz — wels' bitterer Spott liegt doch oft in einem einzigen Worte — der reichen Erbin anzubieten, weiterte er sich anfangs auf's Heftigste; aber Sir Barnard zeigte sich, wie bei allen wichtigen Vorcommnissen in seinem Leben, unerschütterlich, nicht einmal Lady Alicia's Einfluß konnte seinen Entschluß zum Wanken bringen. Sein Sohn stal bis über die Ohren in Schulden und war ganz in seiner Gewalt. Umsonst machte er geltend, daß es ihm nie möglich sein werde, die Dame zu lieben; in diesem Punkt zeigte sich der Baron vernünftig und verdrückte ihn gnädig, daß es ihm durchaus freistehe, sie zu lieben, oder nicht zu lieben, aber heirathen müsse er sie, oder — die Arme verlassen und sich mit seinen Gläubigern so gut es gehen wolle vergleichen. — Egbert gab nach, heirathete, bezahlte seine Schulden und war — elend, vielleicht so elend wie seine unglückliche Gemahlin, die nur zu bald bemerzte, auf welchem Altar sie geopfert worden war. Das Opfer dieser unseligen Heirath lag in Bethe, als Mary mit dem Brief ihres Vaters eintrat. — „Für mich?“ rief die Krante in mürrischem aufgeregten Tone. „Hat er endlich geschrieben? Gib ihn her.“ — Ihre Schwägerin gab ihr den Brief in die Hand. Mrs. Gaston erbrach das Siegel und durchlas den Inhalt mit feierhafter Ungebuld. Es waren nur wenige Zeilen, der Schreiber gehörte nicht zu den mittelstimmigen Naturen. „Ralt, lalt und gefühllos,“ murmelte sie, wie sie den Brief auf die Bettdecke niederfallen ließ. „Er dankt mir nicht einmal für sein Kind.“ — Mary drückte ihr schweigend die Hand, sie verstand die Kränkung. — „Ich bin sehr unglücklich,“ sagte Lydia bei. — Bella Harding stand auf und legte das Kind an ihre Seite. — „Sie können die Kleine da lassen, Amme,“ fügte Lydia bei, „ich denke, es will

schlafen; wenn ich Ihrer bedarf, werde ich schellen. — Bella mußte an dem Fuß des Bettes vorbei, um das Zimmer zu verlassen. Der Brief des Kapitäns war von der Bettdecke auf den Boden gefallen, und sie bückte sich ihn aufzuheben. Ein schwacher Schrei entfuhr ihr, und mehrere Augenblicke vergingen ehe sie sich wieder erhob. Als sie dies that, erschien ihr Gesicht so furchtbar blaß, daß Mrs. Gaston und ihre Schwägerin es beide bemerkten. — „Sie sind unwohl, Amme?“ bemerkte die Erstere. — „Ein leichter Krampfanfall, Madame, weiter nichts,“ höhnte die Leidende. — „Doch nicht so gar leicht,“ sagte Mary. — „In Ihren Schmerzen haben Sie den Brief zerschnitten. Wenn Doktor Tranion kommt, ist es das Beste, Sie ziehen ihn zu Rathe.“ — „Nein, nein,“ murmelte Bella hastig, „es ist überflüssig. Sie sind sehr gütig. Aber glauben Sie mir, es ist gleich vorüber.“ Mit diesen Worten schwannte sie zu dem Toiletteisch, legte den Brief darauf und begann ihn mit zitternder Hand zu glätten. Sie lehrte den beiden Damen den Rücken, aber in dem vor ihr befindlichen Spiegel konnten sie deutlich die noch vor Schmerz verzerrten Züge erkennen. — „Lassen Sie sich den Brief nicht ansehen, Amme,“ rief die Kranke gutmütig. „Gehen Sie auf Ihr Zimmer. Ein wenig Ruhe wird Sie wieder herstellen.“ — Bella Harding murmelte etwas von Dant und verließ die Hand auf dem Herzen das Zimmer. — „Sie ist wirklich keine gewöhnliche Person,“ bemerkte Miss Gaston. „Ich fühle großes Interesse für sie. Es ist etwas in ihrer Sprache, in ihren Manieren, was mir sagt, daß sie einst bessere Tage gesehen hat. Ich fürchte, sie ist sehr unglücklich.“ — „Danon bin ich überzeugt,“ antwortete Kapitän Gaston's Gattin. „Ich habe sie oft, wenn sie glaubte ich schlafe, beobachtet und gesehen, wie sich Thränen aus ihren Augen stahlen. Es ist auch nicht zu verwundern,“ setzte die Dame hinzu, „wenn es wahr ist, was Lady Alicia und Laura von ihr sagen.“ — „Und was können sie denn von ihr sagen?“ — „Daß sie verlassen worden ist,“ antwortete die Schwägerin in einem gleichgültigen Tone, der Mary durch die Seele schmit. — Das hochberzige Mädchen blieb nur noch kurze Zeit bei ihrer Verwandten und verließ sie in der Absicht, ihre bescheidene Freundin aufzusuchen und zu trösten.

Bella Harding hatte oft von der Gemäldegallerie zu Moultry Hall reden hören, war aber noch nie hinein gekommen, da man ihr zu versehen gegeben, der Baron sehe es nicht gerne, wenn die Dienerschaft sie besuche. Vor einer Stunde noch hätte sie gegittert bei dem Gedanken, einem Wunsche des hohen Götters zu widerstehen zu handeln, jetzt aber trieb es sie mit unwillkürlicher Gewalt zu dem Saale. Mit einem Ausbruch wilder Verzweiflung riß sie die Portiere am Eingange auf und stürzte in das Zimmer hinein, den Blick starr auf die Porträts gerichtet, welche mit finsternen Brauen den Eindringling zu betrachten schienen. Sir Bernard hielt außerordentlich viel darauf, die Traditionen seiner Familie aufrecht zu erhalten. Nicht allein er und seine beiden Frauen waren pflichtschuldigst abtonterreit, sondern auch seine Kinder und sogar sein armer Neffe. Es war ein Gaston, und die Familiengallerie wie die Familiengruft stand Allen offen, die diesen Namen trugen. — Dieser Gruppe gegenüber blieb Bella stehen, schaute lange auf eines der Bilder und wandte dann hinaus wie Jemand, der einen heftigen Schlag vor die Stirne erhalten hat. Erst in dem Schutz ihres eigenen Zimmers löste sich ihre Betäubung in Worte auf. „Wade ich?“ murmelte sie, „oder ist es ein Traum des Wahnsinnes? Bin ich wirklich das entartete Wesen, das meine Zunge sich weigert auszusprechen? Ich will es nicht glauben. Er kann kein solcher Schurke sein! kein solch herzloser Verräther! so ganz bar aller Wahrheit und Ehre! Es muß ein Irrthum obwalten! meine Einbildung hat mich getäuscht, Leiden mein Urtheil getrübt! Der Himmel kann ein so furchtbares Verbrechen nicht zugeben! und doch sein Stillschweigen, seine Entfernung! Vielleicht ist er krank,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „oder meine Briefe sind verloren gegangen; und doch

trug ich sie selbst auf die Post, vertraute sie keiner andern Hand an. Ich will noch einmal schreiben, um eine Auskunft zu erlangen; an seine Liebe, wenn das nicht hilft, an seine Furcht appelliren.“ Mit febrilischer Ungebuld setzte sie sich an den Tisch und begann hastig zu schreiben.

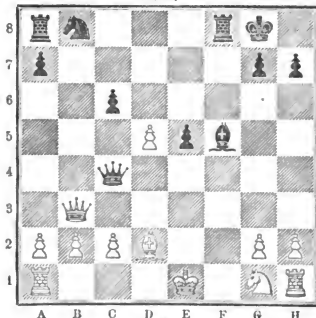
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

Reizigt von Dufresne.

Aufgabe No. 18.

Schwarz.



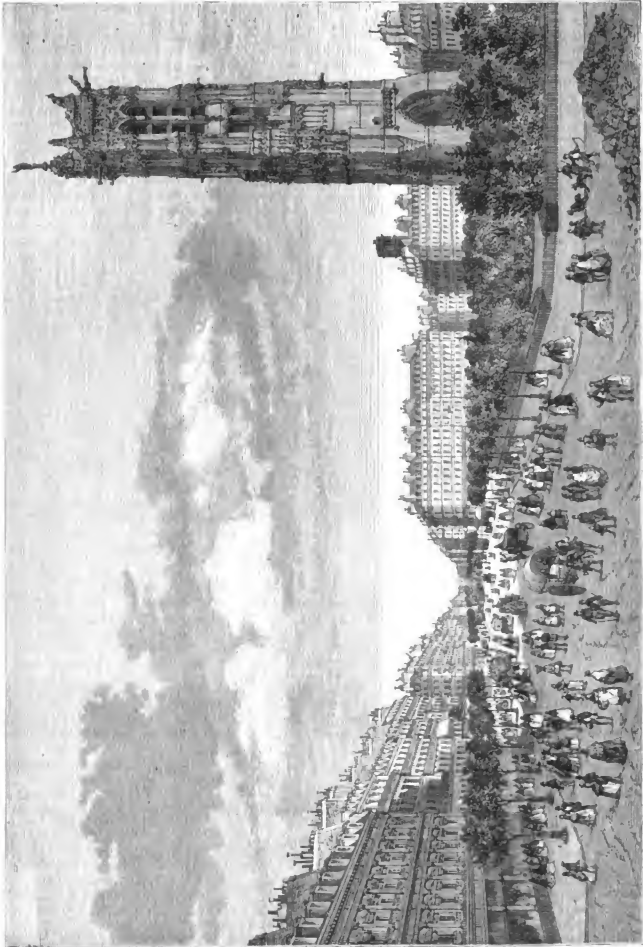
Schwarz zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Mat.

Der Boulevard Sebastopol.

Paris.

Die Quartiere des alten Paris verschwinden mehr und mehr und an ihre Stelle treten neue, die unter der Regierung des jetzigen Kaisers mit wahrhaft erstaunenswerther Schnelligkeit empormachen. Indef alle modernen Städte, selbst wenn ihre Häuser nur aus einer langen Reihe von Palästen bestehen, entbehren des Reizes, welchen eine durch die Geschichte geweihte Stadt natürlicher Weise einflößt. In den letzteren zaubert uns jeder Schritt eine wichtige oder interessante Erinnerung an vergangene Tage und Begebenheiten vor; der Name einer Straße, ein durch die Zeit geschwärtztes Oiebel, ein Skulpturenrest, eine halb verfallene Inschrift versehen in vergangene Jahrhunderte und erwecken in uns das Andenken an Freude und Leid, Glück und Unglück, Pracht und Elend derer, die vor uns auf Erden gewandelt. Was wäre Paris ohne seine Kathedrale, seine Kirchen, seine Paläste, Statuen und Denkmäler aller Art? Ein Bild auf dieselben erzählt uns zugleich in verständlichen Lettern seine Geschichte. Der Boulevard Sebastopol mit seiner prächtigen Häuserfassade, seinem stolzen Namen erinnert uns an weiter nichts, als die militärische Gloire unserer Tage und den übermäßigen Luxus des jetzigen Menschengeschlechts. Der Turm von Saint Jacques, bei welchem er beginnt, die Straßen, welche er durchschneidet, die imposanten Gebäude lassen uns trotzdem nicht die Vergangenheit vergessen. Die Rue des Lombards, in der wir uns gleich zu Anfang des Boulevard befinden, erinnert uns an jene reichen italienischen Bankiers, welche sich im Mittelalter in diesen niederen und traurigen Wohnungen niederließen. Un-

ferer Vorfahren fanden sich sogar behaglich in diesen dunklen und feuchten Passagen, in denen wir heut vor Melancholie und Langeweile sterben zu müssen glauben. Und dennoch war in diesen engen Quartieren, die das Tageslicht nur



Der Boulevard Esquairol in Paris.

nothdürftig erhellt, ebensoviel Glück und vielleicht mehr Tugend zu finden, als in unsern modernen Palais. Weiterhin treffen wir die Rue aux Ours. Hier stand an der Ecke der Rue Sallé-au-Comte, die nun ganz abgetragen ist, vor der

Revolution eine Statue der heiligen Jungfrau, Notre-Dame de la Carole genannt, vor welcher alljährlich im Juli eine als Schweizerbolat kostümte riesige Puppe verbrannt wurde. Man beging diese Zeremonie zum Andenken an eine Schandthat, die einst ein Schweizer Solbat an der Statue verübt hatte, indem er ihr seinen Säbel in die Brust stieß, worauf aus der Wunde Blut floß. — Eine Straße weiter gelangten wir auf das Terrain, welches die Rue Bourg l'Abbe, einst eine in Paris geschätzte Promenade, einnahm. Man verkehrte dort in einer Kapelle den heiligen Georg und ruhte im Schatten der herrlichen Räume, die dort standen und nun verschwunden sind. Nachdem wir die Rue Grenetat passirt, betreten wir die Stelle, woselbst sich im Mittelalter das Hospital der Dreieinigkeit erhob, in welchem die Bewohner der Rue Saint Denis eine Art Passionsspiele aufführten, wozu ihnen Karl VI. Privilegien verliehen hatte. Später verwandelte man das Hospital in ein Waisenhaus und dann in eine Gewerbeschule, aus welcher mancher tüchtige Handwerker hervorgegangen. Das Konfektorium der Künste und Gewerke schmimmert nun durch die grünen Bosclets und Baumzweige eines jüngst angelegten Gartens. Ehemals bestand sich hier die Priorie von Saint Martin des Champs, die mit ihren starken Thürmen und Knechtlichen Mauern mehr einer Festung glich. Das dazu gehörige Terrain war vierzehn Morgen groß und bestand nördlich aus einem Eichenwald, jetzt die Rue du Vert-Bois, und einigen mit Mäulen getrönten Hügel, nun Rue Meslay genannt. In den inneren Höfen der Priorie standen drei Kapellen, Mühlen, Scheuern, ein Hospital und ein Gefängniß. Heute stehen im Schiff der Kirche Modelle von Maschinen; im Refektorium und den andern klostertlichen Gebäuden werden Vorlesungen über mathematische, physikalische und chemische Thematia gehalten. So finden wir überall, wo wir auch in den neuen pariser Stadttheilen wandern, Erinnerungen der verschiedensten Art aufzufriehen, die indes immer mehr der Vergessenheit anheimfallen werden, je mehr die Physiognomie der immensen Stadt durch moderne Bauten verwischt wird.

Fr. Herber.

Ein moderner Selbstmörder.

(Schluß.)

„Und wenn Sie etwa eine besondere Vorliebe für Feuerwaffen haben,“ sagte Mr. Clifton leise, „so geben Sie Acht, sich nicht zu verstimmen: legen Sie die Mündung an die rechte Schläfe, jedoch nicht zu nahe; das ist die beste Art.“ Ein bitteres Lächeln fuhr über das Antlitz des Ehrenwerthen. „Ich danke Ihnen,“ sagte er, sich der Thüre seines Zimmers nähernd; „ich brauche Ihnen nicht anzupfeifeln, nicht so gleich einzutreten: es gibt Dinge, welche sich hinter den Rücken zutragen sollen, und welche das Publikum nicht sehen darf.“ — „Adieu, Velsaft, adieu!“ stöhnten die drei Gentlemen, als sie ihn die Portiere seines Zimmers aufgehen sahen. — „Adieu!“ wiederholte Velsaft mit hoher Grabesstimme und ging hinein. Das Zimmer des Ehrenwerthen war in Dunkelheit begraben. Beim bleichen Licht der Sterne wandte sich Velsaft gegen den Tisch. Ein durchdringendes, unangenehmes Geräusch, ähnlich dem, welches das Reiben einer Feile auf Eisen hervorbringen würde, hemmte seinen Schritt. Velsaft horchte, hielt den Athem an, und indem seine Augen sich nach und nach an die Dunkelheit gewöhnten, sah er einen Mann, der seinen Schreibtisch aufzubreden suchte. Ein Ausruf der Ueberraschung erklang zwischen den Lippen des Gentlemen; mit Rehusamkeit schlich er bis an den Tisch, nahm das Pistol, lud es geräuschlos und sagte halblaut: „Wer da?“ — „Wer da, Sie selbst?“ entgegnete der nächtliche Besucher, sich umwendend. — „Antwort, oder ich schicke!“ — „Schicken Sie!“ sagte der Dieb, indem er im Dunkel den Hahn einer Pistole knaden ließ; „nur, wenn Sie Lovel schicken, so wird Lovel Sie nicht fehlen.“ — „Lovel!“ wie-

derholte Mr. Velsaft entsetzt; denn der Name, den der Bandit ausgesprochen, war in England berühmt geworden. „Nun, was wollen Sie?“ fuhr er mit irremem Tone fort. — „Ich will einen Vorstoß auf Ihre Hinterlassenschaft entnehmen,“ antwortete der Dieb, ohne aus der Fassung zu kommen. — „Sie haben unsere Unterredung belauscht?“ — „Dem ersten Wort.“ — „Das ist ein Mißbrauch des Vertrauens!“ — „Nichts Anderes.“ — „Und wenn Sie mich berait haben, was werden Sie thun?“ — „Ich werde wieder durch's Fenster in das Boot steigen, das mich hergebracht hat. Sie haben Unrecht, Ihre Fenster im Sommer offen zu lassen, Mr. Velsaft, die Fiebermäuse können hereinfliegen.“ — „Und Sie ebenfals,“ murmelte der Ehrenwerthe. — „Was sagten Sie?“ — „Nun, so vollenden Sie Ihre Arbeit und entfernen Sie sich.“ — „Ich wußte wohl, daß Sie ein echter Gentleman sind,“ sagte Lovel, indem er mit einer leichten Handumwendung das Schloß des Schreibtisches strengte. — „Das Geld ist in der Schieblade links. Fünfhundert Guineen in einem ledernenbeutel.“ — „Wenn Sie mir dieselben in Banknoten umwechseln könnten, so würden Sie mich verbinden.“ äußerte der Bandit mit grobartiger Frechheit. — „Untröstlich, nicht dienen zu können, mein Herr,“ entgegnete Velsaft mit Ruhe; „wenn ich hätte denken können, daß Ihnen dieß angenehm sein würde, so hätte ich mich im Voraus damit versehen.“ — „Ich bin Ihnen nichtsdestoweniger dankbar,“ erwiderte der Bandit, sich Mr. Velsaft nähernd, „und zum Beweise will ich Ihnen einen Freundschaftsbrief erzeigen. Sie glauben glänzlich zu sein und vertrauen der Ansicht und Offenherzigkeit Ihrer Freunde. Durch meinen Stand bin ich ziemlich gut von Allem, was in England vorgeht, unterrichtet, und ich glaube Menschen und Dinge zu kennen. Nun wohl! ich sage es Ihnen, Mr. Velsaft, Sie sind nicht glänzlich, Ihre Freunde verbergen Ihnen die Wahrheit; ich werde es Ihnen augenblicklich beweisen, wenn es Ihnen angenehm sein sollte.“ — „Ei, ei,“ rief der Gentleman, athemlos vor Bewegung. — „Legen Sie Ihr Ohr an diese Thür, und ich will eine Pistole vom Fenster abfeuern.“ — „Aber warum?“ — „Sie werden es sogleich begreifen.“ Der Knall machte die Scheiben erzittern, und der Rauch, durch den Wind zurückgebrängt, ballte sich im Zimmer zu weißlichem Gewölk. — „Ei! jetzt,“ murmelte Lovel, auf den Fußspitzen zurückgehend. Velsaft drückte das Ohr an das Schloßschloß. „Sie haben es gehört, meine Herren,“ rief zuerst der Baronet, „es ist geschehen!“ — „Geschehen!“ wiederholten die beiden Andern. — „Armer Velsaft! er ist für immer geliehen, in der vollen Ueberzeugung seines Glückes.“ — „Ofen gestanden, konnten wir ihn enttäuschen?“ — „Wie!“ rief Velsaft erleidend. — „Nein, gewiß nicht,“ fuhr Sir Richard Linn fort. „Es bleibt nun wahr, daß Lady Velsaft Wittve ist, und daß sie sich in einigen Monaten wieder verheirathen kann mit ihrem Vetter Henry.“ — „Ist er nicht aus Liebesverzweiflung abgereist?“ — „Ja; allein seit einem Monat wiedergekehrt. Ah! das Warten hat ihm nicht geschadet: Velsaft hinterläßt seiner Wittve ein ungeheures Vermögen.“ — „In welches die Flucht des Bankier Simon Maidel einige Tuden machen wird,“ sagte der Baronet, sich ein Glas Porto einnehmend. — „Das Haus Maidel hat fallirt?“ rief Sir Richard; „vor kaum einem Jahre hatte ich Kapitalien dort stehen; welch glückliche Umgebung, daß ich sie zurückgib!“ — „Und glauben Sie mir, meine Herren, Velsaft hat wohl getan, sich zu tödten,“ sagte leinereits Mr. Clifton; „der Hals stecke ihm in den Schultern, das Gesicht war purpurroth, er hatte alle Anzeichen einer schlagflüßigen Konstitution.“ — „Es ist wahr, er wurde sehr dick,“ warf der Baronet in leichtem Tone hin. — „Entschuld! entschuld! entschuld!“ schrie der Ehrenwerthe, sich an Lovel's Arm klammernd. — „Nun, was sagen Sie dazu, Mr. Velsaft?“ — „Ich sage,“ entgegnete während der Gentleman, „ich sage, daß ich den Vetter Henry umbringen, daß ich alsdann diesen Schurken Maidel bis zur Hölle verfolgen und zuletzt diesen Cuadfaber Clifton er-

würgen werde.“ — „Also geben Sie Ihre Selbstmordgedanken auf?“ — „Aufgeben!“ rief Velsaft. „Und morgen, mein lieber Mr. Lovel, verriechere ich mein Leben für vierundsechzig Jahre!“ — „Morgen muß man Sie todt glauben, wenn Sie das eben angelegentlich Programm ausführen wollen.“ — „Das ist logisch; aber wie soll man das anfangen?“ — „Das macht Sie in der That verlegen. Um gewiß zu sein, sich nicht zu fehlen, wird man annehmen, hätten Sie sich auf dem Fensterhims sitzend erschossen, und die Fluten der Themse hätten Ihnen als Grab gebietet.“ — „Das ist vorzüglich!“ sagte Velsaft. — „Gute Nacht, Mylord!“ — „Lovel, ich gebe Ihnen baare zweitausend Pfund, wenn Sie mich in Ihre Bande aufnehmen wollen.“ — „Abgeschlossener Handel, Mylord.“ — „Und wo ist Ihre Höhle?“ — „In London, Mylord, Hotel Albany, Regentstreet. Wenn Sie einen Platz in meinem Boote wünschen, so biete ich Ihnen denselben mit Vergnügen an.“ Und Lovel, über die Brüstung steigend, begann die an den Vorprüngen des Ballons befestigte Stredleiter hinabzu steigen. Velsaft folgte tapfer seinem Beispiel; aber auf halbem Wege hielt er an und zögerte eine Sekunde, ehe er weiter ging. „Teufel!“ sagte er zwischen den Zähnen; „wenn die Leiter nicht sicher wäre, wenn ich um's Leben läme!“

Ehe er das Hotel Albany betrat, hielt Velsaft einige Minuten bei einer Barbierstube an, um sich den Badenbart abrasiren zu lassen und sich dadurch so unkenntlich als möglich zu machen. Lovel führte ihn darauf in ein prächtiges Gemach. „Jetzt schnell unsere Verabredungen“, sagte der Ehrenwerthe, nachdem er sich versichert hatte, daß Niemand ihre Unterredung belauschen konnte. „Lovel, können Sie mir die Mittel verschaffen, den Schelm Mabel zu erwischen, meinem schönen Vetter Henry zu Liebe zu gehen, und überhaupt meinen vortheilhaften Freunden irgend einen Streich zu spielen?“ — „Ja“, entgegnete Lovel, „unter der Bedingung, daß Sie unsern Gesellschaftsvertrag unterschreiben.“ Dabei zog der Bandit ein fettes Pergamentblatt aus der Tasche und reichte es dem Gentleman. „Sie es“, sagte Velsaft erregt; „durch Eisen oder Strid enden, gleichviel; ich unterzeichne, ohne zu lesen.“ — „Und Sie thun wohl daran, denn Sie könnten doch nicht die geheimnißvollen Schriftzüge entziffern, zu denen ich allein den Schlüssel habe. Diese Nacht noch werde ich an meine Genossen nach Hamburg schreiben, und in acht Tagen werden Sie die Summe empfangen, die Sie bei Mabel deponirt hatten; das Uebrige kommt nachher.“ — „Und wann gedenken Sie mich Ihren „Herren“ Kollegen vorzustellen?“ fragte Velsaft mit Wichtigkeit. — „Sobald Sie vor mir Ihre Proben abgelegt haben werden“, sagte Lovel. — „Dies ist Ihr Zimmer, Sie werden der Ruhe bedürfen; suchen Sie gut zu schlafen, Mr. Velsaft, und einen Korbhuf auf die nächste Nacht zu nehmen; denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir morgen nicht zu Pette gehen werden.“ Der Ehrenwerthe warf sich ganz angelehnt auf sein Lager, und seine schweren Augenlider schlossen sich bald. Velsaft träumte von Polizeidienern, Wundmattern u. s. w., und ermahnte vor Schreck, gerade als das unheilvolle Brett von Fremate unter seinen Füßen wich. Beim Tageslicht verschwanden die Phantasien, allein die Wirklichkeit schien ihm noch düsterer und bedrohlicher. Er hatte den Teufelspakt des Banditen Lovel unterschrieben. Der Hauptmann hatte recht gehabt, Mr. Velsaft anzufühnen, daß die nächste Nacht eine erhabende sein würde; der Ehrenwerthe verbrachte sie in einem Graben, auf dem Wege nach Gravend, in Gesellschaft Lovel's, welcher, nachdem er etwa zehn unheimlich aussehende Männer auf der Landstraße angestellt hatte, sich neben ihm niederklegte. Mäßig benachrichtigte ein Alarmspiff den Banditen, daß die Polizei von dem Streitzug Wind erhalten habe; Lovel sprang auf, zog den Ehrenwerthen mit sich über Felder, Hecken und Gräben, und hielt erst an, nachdem der phantastische Lauf eine Stunde gedauert hatte. Am nächsten Abende wiederholte sich dieselbe Scene auf dem Wege nach Richmond; und während

sechs auf einander folgender Nächte machte der Alarmspiff der Begehrter das Blut des ehrenwerthen Mr. Velsaft erstarrten. Der Unglückliche war zu Tode erschöpft. „Ich habe acht Tage verlangt, um Ihnen die Kapitalien zu verschaffen, nicht wahr?“ sagte Lovel, in sein Zimmer tretend. „Da, sehen Sie nach, ob Alles richtig ist.“ Velsaft stürzte sich auf das Porzellan, welches der Bandit ihm reichte, und zählte die darin befindlichen Banknoten. „Zwanzigtausend Pfund!“ rief er, „ganz richtig. Das ist wunderbar!“ — „Ich werde heut Abend Ihrer bedürfen, Mr. Velsaft“, fuhr Lovel fort, eine Cigarre anzündend. — „Um wohin zu gehen?“ fragte neugierig der Ehrenwerthe. — „In Ihrer Majestät Theater.“ — „Die Musik greift mir die Nerven an.“ — „Das bedauere ich, allein unsere Erwartungen sind schon gemethet, und ich wiederhole“, betonte Lovel scharf, „ich bedarf Ihrer.“ Buntt acht Uhr betraten Velsaft und Lovel, in Seidenstrümpfen und weißen Strapatzen, Ihrer Majestät Theater. Es war um Zwölfennacht. Der Ehrenwerthe und sein Hauptmann nahmen ihre Plätze ein. „Da“, sagte Lovel nachlässig, „ich habe mein Taschentuch im Hotel vergessen.“ — „Ich habe zwei bei mir“, entgegnete gefällig der Ehrenwerthe. — „Ich schmäuze mich nur in Seide, mein Vetter“, sagte der Bandit. „Aber, da ist etwas, das mir vorzüglich dient. Velsaft, reichen Sie mir doch jenes Foulard, welches aus der Tasche des biden Mannes, Ihres Nachbarn, hängt.“ — „O!“ rief der Ehrenwerthe und wurde purpurroth. — „Sie wollen nicht?“ — „Aber, Unglücklicher, es ist Lord Arndal, einer meiner Unterhauskollegen.“ — „Nun, unter Kollegen geht das schon.“ — „Niemals, niemals“, sagte Velsaft außer sich. Lovel warf auf den Ehrenwerthen einen Blick des Mitleids und zog das fatale Pergament aus der Tasche, welches er wie einen Theaterzettel auseinanderfaltete. „Nun, so hören Sie dieß, Gentleman ohne Ehre“, sagte er leise: „Zwischen mir, Lovel, und dem Unterzeichneten...“ — „Genug... genug“, stotterte Velsaft, ihm während das Handgelenk drückend. Und der Ehrenwerthe ließ jene Lorgette fallen, brühte sich, wie um sie aufzuheben, und zog das Foulard heraus, das er dann auf Lovel's Schooß warf. „Ich danke Ihnen, Velsaft“, sagte der Bandit, indem er das Foulard wie das Fodregel eines Dreimasters entfaltete und sich geräuschvoll schmäuzte. Der Ehrenwerthe sprang über die Bänke, und stürzte ohne Hut und Mantel zum Theater hinaus. „Lovel!“ Sie sind ein Vetter! und ich bin der Unglücklichste der Menschen!“ rief der Gentleman, als der Bandit bei ihm eintrat. „Sie sind unglücklich, Mr. Velsaft?“ sagte Lovel lächelnd; „geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf.“ — „Ja“, wiederholte der Ehrenwerthe in Verzweiflung, „ja, ich bin furchtbar unglücklich, denn ich habe meine Selbstachtung verloren, ich bin ein Dieb wie Du, Räuber.“ — „Nun fürwahr, ich bin glücklich, sehr glücklich, Sie so sprechen zu hören, Mr. Velsaft, ah! Sie wollten sich tödten, weil das Glück Sie ermüdete, weil Sie von Allen geliebt und geachtet, weil Sie reich wie ein Nabob waren.“ — „Ich war verrückt“, sagte Velsaft, das Gesicht in die Hände bergend. — „Sicherlich, ja; und Sie würden sich ohne Weiteres eine Kugel durch diesen Hals schießen von Gehirn, das Sie, zu besitzen glauben, gejagt haben, wenn Ihre Freunde nicht Ordnung dahineingebracht hätten.“ — „Wie? was sagten Sie?“ stammelte der Ehrenwerthe. — „Ich sage“, fuhr Lovel lächelnd fort, „daß Velsaft stets und Sie geliebt hat; daß Ihr Bankier ein reichlicher Mann ist; und daß die Herren Ritzdale, Finn und Clifton gute und vortheilhafte Freunde sind, welche ihre Rollen mit gutem Gewissen gespielt haben.“ — „Aber der Vetter Henry?“ — „Der Vetter Henry existirt. Nur war er schon seit drei Jahren verheirathet, als seine Aukine Harriet Lady Velsaft wurde.“ — „Herrlicher Vetter!“ rief Velsaft strahlend. Eine dritte Person trat in den Salon und sprach leise mit Lovel einige Worte. „Es ist einer der Banditen der vergangenen Nacht“, murmelte der Ehrenwerthe zwischen den Zähnen; „der, welcher pfl.“ — „Es ist mein Schiffsaufseher, welcher

mir antündigt, daß wir abgefegelt werden.“ — „Sie reisen fort!“ rief Belsaft. — „Ja, wir reisen fort. Nur wird mein Boot Sie bei Graevend wieder an's Land führen.“ — „Ah! aber . . . sind Sie denn nicht Kapitän von . . .“ — „Dieben? nein, sondern von der Handelsmarine.“ — „Und Sie heißen?“ — „Henry Ferguson, Vetter,“ sagte der junge Mann, dem Ehrenwerthen die Hand reichend; „ah! wenn Sie nicht den Entwurf Ihres Testaments in Lady Belsaft's Zimmer vergessen hätten . . .“ — „So wäre Lady Belsaft jetzt Wittwe.“ — „A propos — und Lord Rendal's Foulard, das ich vergah!“ rief lustig Henry, das inbilde Gemebe aus der Tasche ziehend; „Sie werden wohl so gütig sein, es ihm wieder zu geben.“ — „Ja werde es in Gold einfaßen lassen,“ rief Belsaft enthusiastisch; „es wird mich daran erinnern, daß ich das Glück hatte, einmal un-

glücklich zu sein.“ — „Indessen . . .“ bemerkte Henry. „O! unter Kollegen!“

Sanssouci.

Wäre es dem alten Fritz vergönnt, hoch oben vom Himmelbogen auf Potsdam und seine Umgebung zu schauen, er würde vor Verwunderung über die sich ihm bietende Pracht eine Priße nach der andern nehmen. Erstaunlich ist es in der That, was die Kunstliebe einer Reihe von preussischen Fürsten in verhältnismäßig kurzer Zeit und in einer von der Natur ziemlich stiefmütterlich ausgehattenen Gegend Großes und Schönes hervorgegaubert hat. In den Fluten der drei-



Die Neptunogrotte im Parke zu Sanssouci

ten, langsam dahinfließenden Havel spiegeln sich Hügel, Schlösser, prächtige Parks, schöne Marmordentmäler, und rauschende Fontänen schleudern ihre Wassergarben hoch hinaus über die Wipfel der Eiben- und Lindenkrone. Da erhebt sich auf sanfter Anhöhe mit großartigen, vom Fürsten Büdler-Mustau entworfenen Garten- und Parkanlagen das in englisch-gothischen Stiel erbaute, an Thürmen und Etern reiche Vabelsberg; dort zeigt sich das Schloß Glienicke; mitten aus der Flut ragt ein grüner, mächtiger Eichenwald, die Faueninsel, dann überrascht uns das in holländischem Geschmack errichtete Marmorpalais im neuen Garten, das Belvedere auf dem Pfingstberg, von dessen Plattform man das ganze umliegende Land überblickt. Unter all' diesen fürstlichen Ansehens beansprucht jedoch Sanssouci das meiste Interesse, denn hier weilte, umgeben von den größten Geistern seines Jahrhunderts, Friedrich II., welcher das Schloß im Jahre 1744 nach dem ersten schlesischen Kriege errichten ließ. Den im alt-

französischen Geschmack angelegten Garten mit zahlreichen allegorischen Statuen verschönerte Friedrich Wilhelm III.; viele neue Prachtbauten und großartige Wasserlünfte fügte sein Nachfolger hinzu, der das Schloß, welches sich auf neun mit Orangerie besetzten Terrassen erhebt, zu seiner Sommerresidenz wählte. Unter den Wasserlünften heben wir die Neptun- oder Neptunogrotte hervor, die sich in der Nähe der Bildergalerie befindet. Die Grotte ist innen vollständig mit Stalaktiten und Muscheln ausgelegt und der säulengeschmückte Bau wird von einer neun Fuß hohen Statue des Neptun getront. Zu beiden Seiten des Meerergottes entleeren ruhende Nymphen marmorne Vasen, deren Wasser, Kastaden bildend, in Bassins abfließt. Im Jahr 1842 wurde die Anlage in ihre heutige Gestalt umgewandelt.

H. Fehlan.

Das Leben der Karawanen.



Perische Karawane in der Ruhe.

Die Karawanen pflegen gewöhnlich mit Sonnenaufgang aufzubrechen, und ohne Aufenthalt suchen sie die nächste Station zu erreichen. Eine Ausnahme von dieser Regel wird dann gemacht, wenn man unterwegs einen Brunnen trifft, wofür man die Gelegenheit wahrnimmt, die Kamele zu tränken, die, solchermaßen erquidat, Tage lang ohne Wasser marchiren können. Ebenfalls gönnt man sich eine kurze Rast vor dem Einbilde der Keise. Die Führer der Kamele sowohl wie die in der Karawane befindlichen Hovastri oder Kaufleute setzen nämlich eine gewisse Ehre darin, vor dem Einzug in eine Stadt die Spuren der mühsamen, beschwerlichen Route möglichst zu verwischen. Nun bietet eine ruhende Karawane stets ein anmuthiges und gefälliges Bild. Unjere Illustration veranschaulicht einen solchen Kastort in der weiten Ebene von Teheran, die sich von Ost nach West erstreckt und von hohen Bergen umfäumt wird. Da alle Orientalen nicht lange erhitzen können ohne das Heißbad oder Kargisch, eine Wasserpfeife, durch deren Röhre der Rauch zieht, wodurch er gekühlt wird, so überlassen sich die Hastenden sofort diesem ihrem Lieblingsvergügen, während sie ihre Thiere nach Belieben ruhen oder sich lärgliches Futter suchen lassen.

v. Reag.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Bella hatte wenige leidenschaftliche Feilen hingeworfen, als ein Ausruf der Ueberraschung sie aufstreckte und sie — sich umschauend — Mary erblickte, die unvermerkt in's Zimmer getreten war und — fast so blaß wie sie selbst — auf den unvollendeten Brief deutete. Die Augen der Erbin waren zufällig auf das Blatt gefallen, und auf's Höchste betroffen von den zwei ersten Worten, hatte sie bis zu Ende gelesen. Der Brief lautete: „Zweurter Edward (dem trotz Dein Verlobtstift muß ich Dich noch so nennen). Es ist Dein unehelichstes Weib, die Mutter Deines Knaben, die an Dich schreibt. Ach! Wie viel habe ich erduldet! Von dem Ehemann aus dem Hause vertrieben, in dem Du mich untergebracht hast, bin ich nunmehr eine Dienerin unter dem Tadel des Mannes, den Du Deinen Eheim nennst. Doch fürchtbar wie meine Leiden gewesen sind, sind sie noch nicht das Schlimmste.“ — Hier brach das Schreiben ab. Einige Minuten lang schauten sich die zwei Frauen, so jung noch an Jahren und so alt schon an Kummer und Sorgen — sprachlos an. Bella sagte sich, daß ein weiterer Versuch, ihr Geheimniß zu bewahren, umsonst wäre. Der Mangel war gefallen, die Maske abgeworfen, und sie verfuhrte sich zu sammeln, um der Kräfte in's Auge zu sehen. — „Was soll ich aus diesem Briefe entnehmen?“ fragte Miß Goston, die kaum zu athmen wagte, ehe sie die Antwort vernommen hatte. — „Ich sagte Ihnen ja, daß ich eine Frau bin,“ antwortete Bella, „verathen Sie mich nicht, um der Varnherzigkeit willen!“ — „Eine Frau!“ wiederholte Mary in wildem Tone. „Aber nicht seine Frau, nicht die Frau Edward Goston's!“ — „Es ist nur zu wahr!“ — „Verheiratet mit ihm!“ — „Verheiratet!“ wiederholte Bella. „Wie hätte mein Herz mit sonst Vorwürfe machen können, daß ich Ihr gütevolles Mißthatig annahm.“ — „Sprechen Sie nicht davon,“ rief das hochgeborene Mädchen, kaum weniger aufgeregter als sie selbst, „sondern von — von ihm.“ Sie konnte den Namen Edward nicht aussprechen. „Sie müssen mich beweisen, daß Sie mich nicht hintergehen — daß man Ihnen die Lektion nicht eingelernt hat, um meine Leichtgläubigkeit zu täuschen. Bedenkerungen sind überflüssig. Ich will Beweise haben — Beweise!“ wiederholte sie leidenschaftlich. — Bella zögerte. — „Dann muß ich noch Jemand sehen, der sie sich zu verschaffen wissen wird,“ fügte das Fräulein, sich der Thüre nähernd, bei. — Ueberwältigt von

der Trohng, dem Baron gegenüber gestellt zu werden, erfaßte Bella lebend ihre Hand. „Er tödtet mich,“ schloß sie, „Sir Barnard tödtet mich.“ — Mary entzog der Untenden ihre Hand und schaute sie strenge und erbarmlungslos an. Ihr Herz war in seinem zartesten Punkte verletzt und, wie Eis bemerkt, sie hatte ihres Vaters Blut in den Adern. — „Hören Sie mich!“ hauchte Bella hervor. „Wenn ich Ihnen den Beweis liefere, den Sie verlangen, wenn ich Sie überzeuge, daß ich keine Verträgerin bin, sondern das angetraute Weib Ihres Veters, wollen Sie mir dann die Schmach ersparen, aus dem Hause gejagt zu werden? Ich habe keine andere Zuflucht.“ — „Das will ich!“ versetzte die Erbin nach kurzen Bedenken. — „Und verprechen Sie mir, nie meine unglückliche Heirath ohne meine Erlaubniß bekannt zu machen?“ — „Heilig und thener!“ erwiderte Mary; „Alles lieber, als diese furchtbaren Zweifel.“ — „Bella Harding sag nun das schwarzseidene Tüschchen aus ihrem Kasten, das sie von Doktor Franion zurückgelassen hatte, und nahm einen Trauring und eine in der gewöhnlichen Form aufgestellte Urkunde über ihre Verlobung mit Edward Goston, Esquire, Mitglied des Royal College zu Oxford, heraus, die zu Hoorfield, einem kleinen Dorfe der benachbarten Grafschaft, stattgefunden hatte. Ein Nebel trat vor Mary's Augen wie sie die Schrift durchlas, enthielt sie doch die Verichtung eines länglichgehenden schönen Traums. Das Erwachen war zu schmerzlich. Aber mit einer fast übermenschlichen Anstrengung ward sie Herr ihrer selbst: „Ich will mein Wort halten,“ murmelte sie, „bis zum Grabe. Keine Macht der Erde soll mir Ihr Geheimniß entreißen. Sie haben mich wirklich überzeugt.“ Und als wollte sie ihrem Versprechen das Siegel ausdrücken, berührte sie Bella's Stirne leicht mit ihren Lippen. — „Mein Mann hat mir gesagt,“ bemerkte diese, „daß er völlig von der Güte seines Cheims abhängt, der ihm eine Fräulein in der Kirche zugesagt habe: daher die Nothwendigkeit des Geheimhaltens.“ — „Ich weiß — ich weiß —“ nahm die Erbin mit bitterer Betonung wieder das Wort. „Ich kann seinen Beweggrund verstehen, aber nicht das herzoje Verlassen seines Weibes; das wenigstens sah ihm nicht ähnlich. Leben Sie wohl,“ fügte sie bei, „unser Zusammenkunft ist vorüber. Von nun an sind wir Fremde; aber mein Versprechen vergesse ich nicht.“

Mit diesen Worten verließ Mary das Zimmer und ließ Bella Harding, von Kummer überwältigt und von Selbstvorwürfen gepeinigt, zurück. Sie hatte ihre Wohlthäterin hintergangen. Nicht in Beziehung auf ihre Verheißung oder die Urkunde darüber — Jedes war durchaus echt und wahr — aber dadurch, daß sie ihr die Entbindung verweigerte, welche sie gemacht, nämlich daß es der Kapitän Egbert Goston war, welcher sie unter dem angenommenen Namen seines Veters geheiratet und, nachdem er seine Schändlichkeit über die Entbindung glaubte, verlassen hatte. Im Verlauf weniger Stunden gelang es ihr, sich so weit zu sammeln, daß sie wie gewöhnlich in dem Zimmer der Weißzeugwälderin bei Tisch erscheinen und, indem sie von ihrer kleinen Fliegeprobenin sprach, auf die Heirath von dessen Mutter anspielen konnte. — „Ah!“ meinte der Kellermutter, das war eine fröhliche Zeit! Da hätten Sie hier sein sollen! Die Untharkeit! Ein ganzer Obie in dem Bart gebreten, Feuerwerk, Illuminationen und Projektionen der Gutsleute!“ — „Es war, glaube ich, im März?“ jagte Bella in gleichgültigen Tone. — „Nichts der Art; im Mai! Die Goston's heiratheten sich im Mai. Sir Barnard machte es so, und der Kapitän hat als pflichtgetreuer Sohn sein Beispiel nachgeahmt.“ — „Vergangenes Jahr?“ — „Vergangenes Jahr,“ wiederholte der alte Diener. „Sie scheinen sehr neugierig.“ — Bella schenkte seiner Bemerkung keine Acht. Ihre eigene Heirath hatte zwei Monate früher stattgefunden, wenn also die Zeremonie in der gefälligen Form vor sich gegangen war, so war sie — und sie allein — die rechtmäßige Gattin Egbert's und ihr Sohn der Erbe von seines Großvaters Titel und Moultry Gail.

Als der Baron das Haus verließ, schlug er den Weg nach einem schmucken alten Gebäude ein, das — jenseits Widial gelegen — den Namen „der Meierhof“ führte. Es diente ursprünglich als Wittwenstift für die Familie Gaston, wurde aber seit dem Tode der letzten von Eshaman, dem Rentamtmanne Sir Barnard's, bemohnt. Als er zu dem Meierhof kam, empfingen ihn sein Rentmeister und der Verwalter des in Cornwall gelegenen Guts. Der Erstere hielt ehrerbietig das Kopf an Jügel, während der Gebieter abstieg. „Was zum Heuler führt Sie von Hause weg?“ fragte Sir Barnard ungeduldig. — „Bedford sah nach Eshaman. — „Führen Sie das Pferd in den Stall,“ warf der Baron hin, — und sorgen Sie dafür, daß wir nicht geärrt werden.“ — Der Eigentümer von Moultry Hall begab sich in ein altmodisches, mit Eichenholz angelegiertes Gemach, gefolgt von dem Manne, der so weit her kam, ihn zu sprechen. Bedford war etwa fünfzig Jahre alt und suchte in seinem Aeußern eine Gentilität zur Schau zu tragen, die der Ausbruch seines Gesichtes übrigens entschieden Lügen strafte. „Nun,“ rief Sir Barnard aus. „Was gibt es? Sprechen Sie! Ich hasse das Jögern.“ — „Meine Heise,“ versetzte der Agent, „wird sich am besten erklären, wenn ich erzähle, was kürzlich in Penswid vor sich gegangen ist.“ — Der Baron fing an mit den Fingern auf dem Tische zu trommeln. Obne im mindelsten von seiner Ungeduld Stolz zu nehmen, erzählte Bedford nun ausführlich den Hergang der Sache. Der Baron fuhr auf. Ein Ausbruch von ärgerlichem Erstaunen verfinsterte seine Züge. „Das hätte ich vorher wissen sollen,“ bemerkte er. „Wo haben sie sich hingebeten?“ — „Nach Moultry.“ — „Zum Heuler.“ — „Hier sahen sie Miß Gaston.“ — „Das müssen Sie mir beweisen.“ — „Der Verkauf der Sache beweist es, Sir Barnard,“ antwortete der Beamte; „vor zehn Tagen sind sie nach Penswid zurückgekehrt und haben die Hütte wieder in Besitz genommen.“ — „Unverschämte Schmei!“ rief der Gebieter. „Sie haben sie natürlich wieder ausgetrieben?“ — „Ja, sagte es nicht,“ erwiderte Mr. Bedford langsam. „Der Mann war bewaffnet und zu Allem fähig.“ — „Ich hatte Sie bis jetzt nie im Verdacht der Freigebit,“ rief der Baron mit beißendem Spott. „Beim Himmel! Wäre ich da gewesen.“ — „Sie hätten es gemacht wie ich, Sir Barnard,“ bemerkte ruhig der Verwalter; „denn Gill Cervoais war nicht allein mit seiner Hünne bewaffnet, die er gut handzuhaben weiß, sondern auch mit einer Autorität, der sogar Sie nicht hätten widerstehen können. Ein schriftlicher Befehl nämlich von Seiten Ihrer Tochter, wornach Gill Cervoais und seine Frau Eis wieder in Besitz des bis vor Kurzem von ihnen inne gehaltenen Anwesens kommen sollten. Robert Penno, der Advokat, der sich in Alles mischt, und dessen geschäftige Thätigkeit mir schon lange ein Dorn im Auge ist, war da, als ich antam, und hat mir mit einer Abschrift der Urkunde gebietet, auf deren Grund seine Klienten handelten.“ — Der Baron sah einige Minuten lang in Nachdenken versunken da. „Bedford,“ hob er dann an. „Sie haben mit Ihrer gewöhnlichen Klugheit und Discretion gehandelt. Versetzen Sie mir meine beistehenden Worte.“ — „Seien Sie vorsichtig. Miß Gaston handelt augenscheinlich unter dem Beistand Sachverständiger. Sie klunbe über die Wiederübergabe der Hütte war vollkommen gefähig abgefaßt.“ — „Sa!“ — „Wenn auch nur ein Buchstabe daran auszusetzen gewesen wäre, so hätte ich nicht so leicht nachgegeben.“ — „In drei Tagen, Bedford, sch' ich Sie wieder. Das Jahr hat schlecht gendet. Die Gattin meines Sohnes hat ihm statt eines Kindes — ein kränkliches Mädchen geboren!“ — „Aber Ihr Neffe hat sich auf der Universität ausgezeichnet,“ versetzte der Beamte, „ich las seinen Namen in den Zeitungen.“ — „Der junge Mann thut wohl daran,“ entgegnete der Baron, „und ich bin mit ihm zufrieden. Ich habe weder Ihre Dienste, noch mein Verpöndern vergessen. Ihre Tochter soll seine Frau werden; unter keiner andern Bedingung erhält er die wüchsaler Pfünde.“ — „O, Sir Barnard,“ rief der Agent aus, „die

Ehre ist zu groß. Ein ganzes Leben Ihrem Dienste gewidmet, würde nicht so viel Ruhm verdienen.“ — „Ich habe gesprochen,“ erwiderte sein Gebieter gnädig. „In drei Tagen erwarten Sie mich wieder hier.“

Reuntes Kapitel.

Kapitän Gaston sah in seinen Gemächern zu Albang und befand sich, der bestigen Bewegung seiner Züge nach zu urtheilen, in keinem sehr beneidenswerten Gemüthszustande. Auf dem Tische vor ihm lag ein offener Brief, den er eben gelesen und dessen Inhalt selbst seine starken Nerven erschütterte hatte. Er kam von Bella, seinem mißhandelten Weibe, und benachrichtigte ihn von der niedrigen Stellung, die seine Grausamkeit sie genöthigt hatte in der Familie Sir Barnard's anzunehmen, und warf ihm sein schändliches Spiel vor. „Wäre ich auch schwach genug,“ schloß dieser Brief, „meine eigenen Ansprüche zu meiner Ehre auszugeben, so könnte mich doch Nichts in der Welt dazu bewegen, die Trübsal meines Sohnes und Erben zu opfern. Ich gebe Dir zehn Tage Bedenkzeit; wenn ich nach Umlauf dieser Frist Nichts von Dir erfahren habe, so mache ich unsere Heirath bekannt. — Wäre nicht auf meine Liebe. Mein Herz schlägt einzig für mein Kind.“ — „Also zu Grunde gerichtet!“ murmelte der Wüthling, als er den Brief zum dritten Mal durcheinander hatte; „völlig zu Grunde gerichtet! Ihor, der ich war, mich von ihrer unseligen Schwelgerei, Unkeuschheit und Saunfucht blendend zu lassen! Jehn Tage! Ich muß nachdenken! Nur zehn Tage und Gilbert auch nicht da!“ Mit diesen Worten versank er wieder in träumerisches Sinnen. — Obgleich erst in seinem zweiundzwanzigsten Jahre lebend, hatte Egbert Gaston eine lange Laufbahn des Kalters und der Verschwendung hinter sich. Ehre war ihm eine bloße Nebensart, Religion — ein Scherz. Daher der falsche hinterlistige Plan, sich bei Bella Harding einzuführen und sie zu heirathen unter dem Namen seines Vaters Edward, der unterdessen mit allem Fleiß zu Orford seiner Studien oblag. Von Person gleich der Kapitän seiner Schwester Laura. Er hatte dieselben glänzenden, tiefblauen Augen und — abgesehen von der Gesichtsfarbe, die dieselben starken Züge. Wenn wir hinzufügen, daß er mit diesen Vorzügen eine schöne Figur und die gewandtesten Umgangsformen verband, so werden unsere Leser sich kaum wundern, daß Bella Harding, die unerfahrene Tochter eines armen Landgeißlichen, gegen seine gutgeheuchelte Liebe nicht unempfindlich blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Die Murmelthiere.

Am Fuße ewiger Schneepipfel, in fast unerreichtbaren Orten, wo das vegetabilische Leben so ziemlich aufhört, findet der Mensch, welcher sich hinanzumagt in diese eihigen Regionen, noch ein Thier, das in kalter Einsamkeit wohnt. Hört Tu nicht von neuer starren nur mit Moos und Flechten übertrichteten Felsstuppe plötzlich ein durchdringendes Riesen? Es ist ein Murmelthier, welches Dein kommen gewahrt und hierdurch einer ganzen in der Sonne lagenden und spielenden Familie das Signal zur Flucht gibt. Im Ru sind die mutteren Thierchen verschwunden und es wird Dir schwer werden, sie in ihren unterirdischen Heilsbauten zu finden, deren Zugangsöcher sorgfältig verdeckt sind unter Gerölle und Wurzeln der Stummholstiere. Plinius, welcher von den Alten zuerst vom Murmelthiere spricht, denn den Griechen scheint es nicht bekannt gewesen zu sein, nennt es „Mus alpinus“ — „Alpenmaus“ — und gibt uns schon ausführliche Schilderungen von seinem eigenthümlichen Leben. Das Murmelthier oder Arctomys, sagt Buffon, gehört zum Geschlecht der Nagethiere, besitzt die Nase, die Lippen und Kopfform des Fajen, die Nägel des Dachses, die Zähne des Wibers, die

Echtnurthaare der Kabe, die Augen des Eichhörnchens und eine mehr oder minder mit Grau gemischte rothbraune Farbe. Seine Schnauze ist kurz, der Schwanz ebenfalls und nicht stark behaart, und die Backenzähne, von denen dasselbe im oberen Kiefer je fünf, im unteren je vier besitzt, scharf und spitzig. Es nährt sich von Vegetabilien, aber auch von Insekten und Fleisch, und verschluckt, vollkommen zusammengerollt, in vier Fuß unter der Erde liegenden Kammern, welche mit

Heu und Stroh wohl ausgefüllt sind, den Winter. Jung gefangen wird das Murmeltierchen leicht abgerichtet, und die in Frankreich, Deutschland, Italien und England herumziehenden Saooarden lehren ihm die verschiedensten Kunststücke, wie Tanzen, Kaminslegen, Trommeln, Pistolen los-schießen u. s. w. Buffon sieht in allen Murmeltieren eine und dieselbe Rasse und behauptet, der Unterschied in der Größe, Farbe und Gestalt werde nur durch das verschiedene



Murmeltier von Quebec (*Arctomys empetra*). Polnisches Murmeltier (*A. bobai*). Schwarzes Murmeltier (*A. nigra*).

Klima hervorgerufen. Die drei Arten unserer heutigen Ab-bildung gehören drei verschiedenen Ländern an. Das unterste der drei Thierchen ist das Murmeltier von Quebec (*Arctomys empetra*), welches in Canada auch auf Bäumen lebt und dessen Fell braunschwarz ist, mit rostgelber Färbung an Bauch und Füßen. Das polnische Murmeltier (*Arctomys bobai*), auf unserer Illustration über dem eben erwähnten, ist etwas kleiner als das Alpenmurmeltier, hat sehr kleine Augen und

Ohren, lebt hauptsächlich im europäischen und asiatischen Rußland, gräbt seinen Bau in die Flußgebirge, und entdeckt dadurch oft Erzlager. Das dritte Thierchen endlich gehört zur Gattung *Arctomys nigra* (schwarzes Murmeltier) und unterscheidet sich fast nur durch seine ganz dunkle Farbe von den eben erwähnten.

H. radmann.

Der kaiserliche Stall für invalide Pferde

zu Tsarskoe-Selo bei St. Petersburg.

Die Reisenden, welche im Sommer den Park von Tsarskoe-Selo besuchen, ahnen natürlich nicht, daß in einem Winkel dieses schönen kaiserlichen Besitzthums ein Etablissement

gebaut dasteht, welches wahrscheinlich einzig in Europa, ja in der Welt ist, nämlich ein Stall für unbrauchbare Pferde, welche jemals von einem Jaren betriegen worden sind. In England existirt zwar eine ähnliche derartige Stiftung, aber die Prüderie der Engländer hat es mit Ausnahme Lord Byron's, der bekanntlich seinen Hunden Denkmäler setzen ließ, nicht überwunden, den gefallenen Thieren einen besonderen Ruhe-



Die kaiserlichen Ställe für invalide Pferde in Tsarskoe-Selo.

platz anzuweisen. Dieß nun ist in Tsarskoe-Selo geschehen, und man hat eine förmliche Nekropole dafselbst angelegt mit Monumenten und Inschriften. Die Grabsteine liegen regelmäßig neben einander; jeder trägt den Namen des Pferdes, den Datum der Geburt und des Todes, so wie den Namen des erlauchten Monarchen, welchem das Thier zugehörte. Besondere historische Thatta, bei welchen das tragliche Pferd

eine Rolle spielte, sind ebenfalls gebührend der Nachwelt überliefert; so erinnert ein russisches Epitaph an das Streit- und Lieblingsroß des Kaisers Alexander I., auf welchem er an der Spitze der verbündeten Armeen seinen Einzug in Paris hielt. Den noch lebenden Pferden wird reichliches Gnadenfutter gespendet; jedes steht in einem eigenen Bore und von Zeit zu Zeit wird es in einen von Palli-

saben umgebenen Hof, der nahe beim Kadaverer liegt, gelassen, um sich dort Bewegung zu machen. Bei der ausgezeichneten Pflege in diesem Invalidenhilf werden die Pferde sehr alt, und eine herrliche englische Vollblutstute, Vittoria, welche Nikolaus I. sehr gern ritt, wird jetzt dort noch gefüttert. Der jetzige Direktor ist der Großhändler Baron von Meyendorff.

von Steinmann.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Nie hat sich ein Vogelsteller so in seinen eigenen Schlingen gefangen,“ murmelte Egbert. „Alles ist schön gegangen bei der verdamnten Geschichte. Als ich sie zum ersten Mal sah, mußte Gilbert wie ein Dummkopf gleich mit meinem Namen heraufspielen. Zudem ich Edward's Namen annahm, gedachte ich die Zeremonie nötig zu machen, heiratete Lydia Benguilly in der Ueberzeugung, daß die erste Ehe keine geschliche Galtigkeit habe, und als es zu spät war, fand ich, daß ich mich getäuscht. Sonderbar,“ fuhr er, „dem Zug seiner umherstreichenden Gedanken folgend, fort, „daß die Kinder so nahe bei einander, und dazu noch in derselben Nacht geboren sind — das Mädchen zu Moultry, der Knabe im Armenhause — das war nicht meine Schuld. Das werde ich verhindern haben. Ist es Gilbert gelungen, die Beweise dieser unseligen Heirat von ihr heraus zu bekommen? Wenn nicht, so ist es für mich am Gerathesten, England sofort zu verlassen. Die Benguillys werden wüthend sein, wenn sie erfahren, daß Lydia nicht meine Frau ist, die ganze Grafschaft wird Zeter über mich schreien. Mein Vater — an den darf ich gar nicht denken. Und die Welt — die hohe, gleichmüthige Welt, die mir jetzt schmeichelt, wie wird sie lächeln, wenn sie die Geschichte meiner Schwand hört! Kann denn gar nichts geschehen,“ fügte er bei, „indem er vom Stuhle aufsprang und das Zimmer mit heftigen Schritten durchmaß, „den Streich abzuwenden? — nichts? — gar nichts? — In diesem Augenblicke ließ sich — gleichsam als Antwort auf seinen verweckelten Ausruf — ein Klopfen an der Thüre des Vorzimmers vernehmen. Egbert Gaston sann es und zwang sich mit einer gemäßigten Anstrengung, ruhig zu erscheinen. „Es ist Harding!“ sagte er sich. „Auf ihn kann ich mich noch verlassen; er ist ein Spielzeug in meinen Händen. Ich kann ihn benützen, und wenn ich seiner Dienste nicht mehr bedarf, an den Galgen bringen.“ An den Galgen bringen: darum also verfolgte Gilbert seine Aufgabe so unbarbarisch.

Der unglückliche Mann erschien vor seinem erbarmungslosen Frohnvoigt mit demüthiger, zerknirscheter Miene. „Ist es Ihnen gelungen?“ fragte Egbert gebieterisch. — „Ich habe jedes Mittel versucht — sie wie ihr Schatten verfolgt.“ — „Genug!“ rief der Kapitän ungeduldig aus. „Meine Frage ist beantwortet.“ — „Glauben Sie mir, es ist nicht meine Schuld.“ — „Ich dachte doch, ich habe gesagt: genug!“ unterbrach ihn sein Zuhörer gebieterisch. „Erzählen Sie, was vorgegangen ist, und kurz. Ich kenne den Werth der Entschuldigungen.“ — „Hörnerdiebe lächelte für einen Augenblick Gilbert's blaße Wangen, doch fand er alsbald seine Selbstberichtigung wieder und ergab sich nun so kurz als möglich das Vorgefallene. — „Ich hoffe, daß Sie nicht wie sonst gelogen und gefälscht: Ihr Vorthell ist im Spiele.“ — „Ist es edel, ist es männlich, Kapitän Gaston,“ rief sein Cyber in bitterem Schmerz aus, „mich so zu beschimpfen? Bis ich Sie kennen lernte, war ich ein ehrenhafter Mann. Ansehen Sie sich alle die Ausrufe, die Epitheten, die Ueberredungsstücke in's Gedächtniß zurück, deren Sie bedürften, um mich zum Spielstück zu loden! Wer gewann mir das wenige Geld ab, über das ich zu gebieten hatte? Wer rücht mir, unter dem Vorwand, meinen Verlust wieder gut zu machen, mein Glück wieder und immer wieder zu versuchen?“

— „Aber ich habe Ihnen nie gerathen, den Accept Ihres Vormundes nachzumachen!“ versetzte sein verrätherischer Freund. „Im Gegentheil, als ich die Fälschung bemerkte, löste ich den Wechsel ein und rettete Sie.“ — „Ihr eigener Name stand auf dem Wechsel,“ entgegnete Harding, „darum haben Sie ihn eingelöst. Und hätte ich nicht in meiner Gewissensangst jenen unseligen Brief geschrieben, der Sie entlastet, so könnte ich Ihnen tropfen.“ — „Sie sind mein Sklave!“ sagte der Kapitän ironisch. — „Das bin ich!“ erwiderte der Besich ruhig, „und doch beneide ich Sie nicht. Wäre unsere Stellung die umgekehrte, so würde ich anders gehandelt haben — einem Manne gegenüber, der mir das Leben gerettet.“ — „Nah! Die alte Geschichte von Brighton! Ein guter Wasserhund hätte mir denselben Dienst geleistet!“ — „Wahr!“ antwortete Gilbert, „und denselben Lohn gefunden.“ — „Willeicht bin ich zu hart gegen Sie gewesen,“ rief Gaston aus; „aber diese verteuerte Heirat richtet mich zu Grunde.“ — „Ich habe Sie gewarnt.“ — „Das ist nur zu wahr; aber ich muß jetzt die Sache selbst in die Hand nehmen. Ich reise noch heute Nacht nach Moultry ab.“ — „Soll ich Sie begleiten?“ — „Nein!“ Die Antwort wurde in bestimmtem, aber nicht gerade grobem Tone gegeben; willeicht regte sich bei Egbert doch noch ein Rest von Ehdum über die sorglose Behandlung des Mannes, der ihm nicht allein das Leben gerettet, sondern auch sonst nur zu eifrig gedient hatte. „Apropos, Neb!“ setzte er in gleichgültigem Tone hinzu, „haben Sie in der Raubbarthat von Widal meinen Namen nicht erwähnen hören?“ — „Nicht Einmal.“ — Ein Lächeln der Verächtung glitt über die Züge des Wästlings, wie er fand, daß sein Helfershelfer nichts von seiner zweiten Heirat wußte. „Sollte ich Ihres Weisheits bedürfen,“ sagte Egbert Gaston, „so schreibe ich. Lassen Sie uns als Freunde scheiden,“ fügte er bei, als sein Besuch, den Wint' verlassend, sich erhob. — Gilbert Harding wiederholte das Wort. — „Nichtsinns ohne feindselige Bemerkungen,“ fuhr der Erster fort. „Sie müssen auch meine Lage in Betracht ziehen, die gerechte Stimmung, in der ich mich befinde. Wenn mein Vater meine unkluge Heirat erfahre, er würde rasend werden.“ — „Der Titel muß Ihnen unter allen Umständen werden.“ — „Der Titel! O ja!“ — „Das Gut selbst aber ist ein Fideicommiss.“ — „Ja.“ — „Nun! Was haben Sie denn zu fürchten?“ — „Sie kennen Sie! Barnard nicht,“ versetzte der Kapitän. „Unter einer ruhigen Luheseite verdirgt er einen eisernen Willen, vor dem sich Alles beugen muß... Doch genug davon. Ich werde Pella sehen, willeicht ident sie der Verkauft Schöb.“ — „Ihr Vetter schüttelte ungläubig den Kopf.“ — „Tann muß ich seinem Zorne tropfen,“ murmelte Egbert in dumpfem Tone. „Ist doch England, dem Himmel sei Dank, nicht das einzige Land, in dem ein Aert wie ich lustig leben kann, und ich habe wenig Borarttheile.“ — „Der Grundstätze,“ verbesserte Harding, als er Albany verließ, um nach seiner eigenen Wohnung zurückzukehren.

In ihrer einsamen Wohnung angekommen, warf sich Gilbert Harding in einen Sessel mit der Miene eines Menschen, der mehr geistig als körperlich angegriffen ist. „Wie einen Wurm würde ich ihn zerretzen,“ rief er aus, „wenn wir wenigstens mit gleichen Waffen kämpfen. Er sprach davon, Pella zu sehen. Er muß also noch aus einer andern Quelle Nachricht geschöpft haben. Sie zu sehen, wiederholte er, „da muß ich dabei sein. Die Ehe folgte dem Entschlusse auf dem Fuße nach, und nachdem er nur wenige Stunden ausgeruh, brach er auf's Neue nach Widal auf. Kapitän Gaston war in dem Maße weder Herr seiner selbst, noch seiner Zeit: ehe er London verließ, mußte er seinen Oberst zuvor um Urlaub bitten, und so bekam Pella's Vetter vor ihm einen Vorprung von zwölf Stunden.

Obne den schwankenden Gesundheitszustand seiner Schwiegertochter hätte Sir Barnard schon längst einen Plan zur Ausführung gebracht, den er gefaßt hatte, um Mary von Moultry Part zu entzernen. Die Lebende einig der Pflege

der Dienerschaft zu überlassen, war eine Herzlosigkeit, deren sogar er sich nicht fähig fühlte. Es hätte die zu viel Aufsicht gemacht, der Kadbarkeit zu viel zu reden gegeben — und der Baron war nicht uncunpfindlich gegen die öffentliche Meinung. Der Aufschuß verursachte indeß keine Gewissensstraf, und weder sein Horn, noch sein Vorjahr ertaltete. Tajir sorgte schon Lady Alicia. Der Ort, wohin Mary gebracht werden sollte, war ein atmösbiliches, aber schmuckes Landhaus, der Wohnitz von Miss Menbal, einer unerbittlichen — mit dem Baron entfernt verwandten Dame, die — wenn auch wenig von dem Blute der Gaitons, desto mehr von ihrem Stolge geerbt hatte. Ihr reicher Verwandter nahm mit vollem Rechte an, daß er in ihr ein nicht gar zu gewissenhaftes Werkzeu für seine Pläne finden könnte, während auf der andern Seite ihre ansehnliche Adelsartigkeit jeden Verdacht zu entwaffnen schien. Sir Barnard eröffnete die Korrespondenz, indem er seiner Verwandten freundschaftliche Vorwürfe wegen ihres langen Stillschwiegens machte und das seinige mit häuslichen Sorgen entschuldigte, indem er entschied auf den Gemüthszustand seiner älteren Tochter und die Nothwendigkeit einer vorübergehenden Entfernung von Moultra Park anspielte. „Aber wo sie hinschickst, wenn sie anvertrauen?“ sagte der Heuchler hinzu. „Ich weiß es nicht.“ — „Miss Menbal zeigte sich in ihrer Antwort eben so vorsichtig. In dieser Weise wurden die Unterhandlungen zwischen ihnen weiter geführt und endlich damit abgeschlossen, daß Sir Barnard sich verpflichtete, für den Unterhalt seiner Tochter jährlich achthundert Pfund zu bezahlen. Ueber Zwang war nichts geschrieben. So lange das Opfer sich passiv verhielt, waren strenge Maßregeln wahrscheinlich nicht beabsichtigt. Aber auch für diesen Fall war Vorkehrung getroffen und ein Mann mit seiner Frau aus einem londoner Frennhaufe engagirt, die dem Bedienten nach als Diener des Pachthofes galten. Alles war abgemacht und Sir Barnard Gaiton erwartete nur noch die Ankunft seines Sohnes, dem er zu kommen geschrieben hatte, um seinen grausamen Plan auszuführen.

„Gebt mir morgen hier sein,“ rief Lady Alicia aus, nachdem sie den Brief gelesen, den ihr Gatte ihr über den Frühlingsstüdt hinüber gerichtet hatte. — „Es ist Zeit, daß er kommt,“ versetzte der Baron trocken. „Sobald hat ein Recht, sich über seine Kälte zu beklagen.“ — „Wie alle jungen Frauen,“ entgegnete Lady Alicia, „ist sie etwas zu anspruchsvoll. Vielleicht hat der arme Jung nicht früher Urlaub bekommen.“ — „Natürlich, Gebt ihn nie im Ueberdruß,“ sagte Sir Barnard, ärgerlich über den Vorzug, den sein Sohn stets für die Mutter an den Tag legte. „Es wird nicht nur ein einziger Versuch sein,“ setzte er bei. „Auch Edward kommt im Laufe des Tages von Oxford. Er hat sich auf der Hochschule angesprochen und des Namens, den er trägt, würdig gewigt.“ — „Bei dem Namen ihres Vaters überloß eine leichte Röthe Marys Gesicht, verdammt aber sorglich wieder, doch nicht ohne daß Laura und ihre Mutter sie bemerkt hätten. — „Wie entzündend für gewisse Leute!“ rief die Erzherrin mit beschämtem Lachen aus. — „Es ist ein bedeutendes Zeichen,“ fügte die Lady bei, „wenn eine junge Dame erst recht bei einem Namen, der ihr gleichgültig sein sollte.“ — „Erst recht? Zeichen?“ wiederholte ihr Gatte, denn die Worte saßen: „von wem und mit wem spricht Du da?“ — „Von Edward und mit Miss Gaiton.“ — Der Baron stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und schaute Mary argwöhnlich an. Aus Gründen, welche selbst seiner Gemahlin unbekannt waren, hätte er seine ältere Tochter lieber mit dem ärmsten Bauern seines Gutes, als mit Edward Gaiton verheiratet gesehen. — „Sie haben sich wieder mit Ihrer gewohnten Güte gegen mich benommen, Lady Alicia,“ bemerkte die Erbin; „es ist nicht das erste Mal, daß Sie versucht haben, Zwietracht zwischen mir und meinem Vater anzufachen!“ — „Mary!“ sagte Sir Barnard zornig. — „Ich muß reden,“ rief das junge Mädchen in Thränen aus: „denn; warum soll denn jedes Wort, jeder Blick von mir

mißdeutet werden? Was ist mir Edward mehr als Ihrer eigenen Tochter?“ — „Wer sich entschuldigt, klagt sich an,“ warz Laura ein. — „Nicht immer, jedenfalls nicht in dem gegenwärtigen Falle,“ entgegnete ihre Schwester mit seltener Stimme, „da Nichts auf der Welt mich veranlassen könnte, der Liebe meines Vaters Gehör zu schenken.“ — „Nicht einmal Sir Barnard's Befehl!“ machte Lady Alicia geltend. — „Darauf wird es Zeit sein zu antworten, wenn der Befehl gegeben ist,“ erwiderte Maria, die ihre Selbstüberhebung wieder gefunden hatte. — „Laßt es gut sein,“ fiel der Baron ungeduldig ein, „ich habe eure Unterhaltung satt. Ich für meinen Theil glaube Mary's Versicherung. Was auch sonst ihre Fehler sein mögen, sie ist wenigstens wahr. Ueberdies würde es Edward nimmer wagen, ohne mein Gutheißung um sie zu werben. Er ist zu bescheiden, zu dankbar. Es wäre sein Untergang.“

Sobald das verfolgte Mädchen von dem Frühlingsstüdt entlassen konnte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, um in der Einsamkeit darüber nachzudenken, wie sie sich gegen ihren Vetter benehmen sollte. In Erörterungen konnte sie sich nicht einlassen, das verbot ihr das Bella Harding gegebene Versprechen. „Er soll die Pein nicht benehmen,“ sprach sie bei sich selbst, „die kein Vergnügen verursacht. Ich will keinem falschen Herzen diesen Triumph nicht gönnen. Ich will ihn kalt und fest entgegnetreten, meine Züchtligkeit soll seiner Heuchelei gleichkommen.“

Wie unsere Leser bemerken werden, stand für den folgenden Tag zu Moultra Park ein seltsames Spiel sich durchkreuzender Absichten im Anseht.

Sechstes Kapitel.

„Zurück, Ihr verrätherischen Thränen!“ murmelte die unglückliche Mary, als sie in der Frühe des andern Morgens das Herrenhaus verließ, um ihren gewohnten Spaziergang im Park zu machen, während dessen sie gewiß war, mit ihrem Vetter zusammenzutreffen; „wie würden Laura und Lady Alicia lächeln, wenn sie Zeuge meiner Schwärmerei sein könnten! Edward! Edward!“ setzte sie hinzu, „es war bitter unrecht von Dir, das Herz zu durchgehen, das keinen andern Halt hatte.“ Einige Minuten lang verfolgte das mächtig erregte Mädchen stille den Weg zur Ulme. Als sie sich dem gewöhnlichen Platz ihrer Zusammenkunft näherte, trat Edward auf der andern Seite unter den Bäumen hervor und kam ihr mit ausgebreiteter Hand entgegen, während sein geistvolles Gesicht vor Entzücken strahlte. Seine Brust richtete sich hoch auf, der Stolz des Weibes stand ihr zur Seite; noch blutete die Wunde, aber sie war nicht sichtbar.

„Mary, theure Mary!“ rief er aus. „Wie habe ich mich auf diese Begegnung gefreut! Vergiß mir, theures Mädchen, wenn mir Dein Empfangn alterer Abend kalt und erzwungen vorkam. War doch Dein Vater amwiegend.“ — „Wie anders sollte Dich denn die Tochter Sir Barnard Gaitons empfangen?“ fragte die junge Dame, empört über seine vernünftliche Doppelsinnigkeit. — „Mary!“ — Die Weiden schauten sich eine Weile schweigend an. — „Mary!“ wiederholte ihr Vetter in idemselber Bewegung, „kennst du wenigstens kurze Monate Dich so völlig umgewandelt haben?“ — „Nein.“ — „So ist Dein Herz noch.“ — „Es bedurte nicht der Monate,“ unterbrach ihn Mary, „um diese Umwandlung hervorzubringen; ein Augenblick reichte hin.“ — „Der Augenblick,“ vermutete ich, wo Du eructest bald, daß Du die Herrin von Benevid bist,“ versetzte Edward Gaiton traurig. — „Du hast es also gewußt?“ — „Gewissen erinnd ich's von meinem alten Freund Francis, bei dem ich Mr. Peabham traf.“ — „Und vorher nicht?“ fragte die Erbin spöttlich. „Gut Dir's vorher Niemand zugesichert?“ — „Niemand.“ — „So warst Du also einst ungewinnig?“ bemerkte die Ältere seufzend. — „Mary!“ rief der junge Mann mächtig angetrieben, „leidenschaftlich, wahnhaftig, wie ich Dich geküßt, will ich nicht um meine eigene Verachtung buhlen, indem ich

so tief herabsinke, mich von einem so unwürdigen Verdachte reinigen zu wollen. Lebe wohl! Von diesen Augenblicke an ist Alles zwischen uns aus.“ — Ihr Geliebter wandte sich schnell ab und entfernte sich, zu entrüstet über ihren vermeintlichen Selbststolz, um weitere Ausklärung zu verlangen. Er wandte seine Schritte nach der Halle, um eine Erklärung mit Sir Barnard herbeizuführen und dann Moultry zu verlassen. Mary war schon vor ihm in das Herrenhaus zurückgekehrt. Der Stolz, der sie während ihrer Begegnung mit Edward aufrecht erhalten, war gemildert und — ein echtes Weib — fand sie in der Einsamkeit ihres Zimmers nur — Thränen.

„Nun, Edward,“ sagte der Baron an die Witte seines Kessens, ihm eine kurze Mutterrede unter vier Augen zu gönnen; „da Ihre Angelegenheiten so dringend sind, darf die meinigen ihnen nachstehen müssen, so mögen Sie mir in das Biblio-

thekzimmer folgen.“ — Die so ungnädig gewährte Erlaubniß benützend, begleitete ihn sein Kesse in das alte düstere Gemach, welches dem Eigenthümer von Moultry auch als Gerichtszimmer diente. — Zuerst erlauben Sie mir, Sir Barnard,“ hob der junge Mann an, „Ihnen für die Güte zu danken, mit der Sie mich erzogen und mir die Mittel verschafft haben, meine Studien auf der Universität fortzusetzen. Ich darf hoffen, daß der Erfolg Sie nicht getäuscht hat.“ — „Gewiß nicht,“ war die Antwort. „Bis zu dieser Stunde habe ich alle Ursache, mit Ihrer Aufzucht zufrieden zu sein. Aber was soll's?“ — „Sie waren so gütig,“ versetzte Edward Gaston, „mir die widrigeren Freunde in Aussicht zu stellen.“ — „Ich habe bis jetzt, so viel ich mich crinnere, keine bestimmte Zusage gemacht,“ bemerkte sein Verwandter. — „Wenn Sie es gethan hätten,“ sagte der junge Mann,



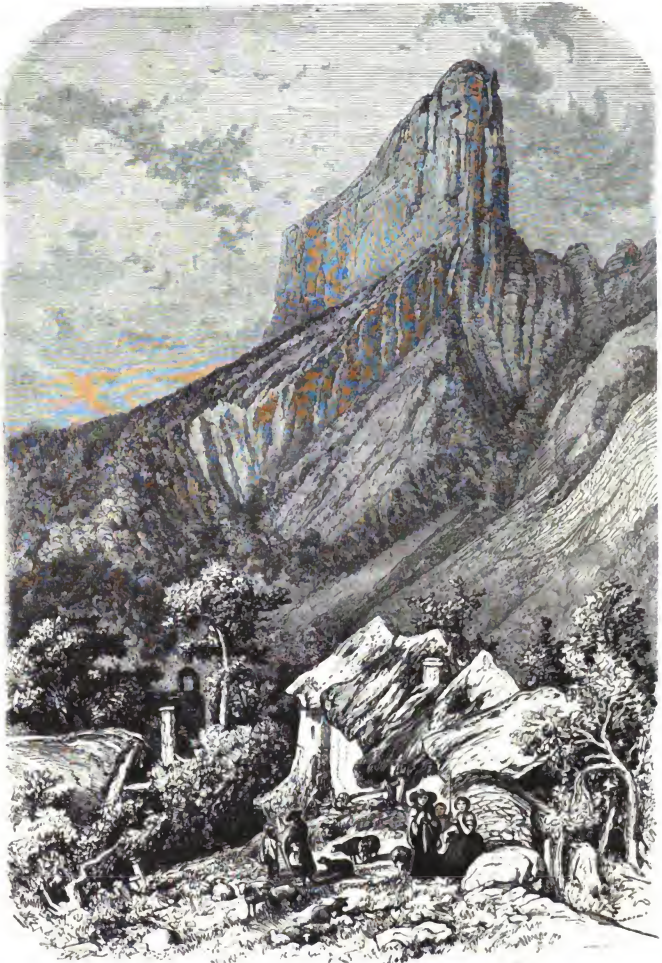
Als sie sich dem gewöhnlichen Platz ihrer Zusammenkünfte näherte, trat Edward auf der andern Seite unter den Büumen hervor.

„so würde ich Sie davon entbinden. Es ist nicht meine Absicht in die Kirche zu treten.“ — Hätte sein Kesse ihm ein gelabenes Pistol vorgehalten, so hätte er den Baron nicht mehr überraschen können. „Nicht in die Kirche treten,“ rief er aus, „nun wie? Widjal ist seine siebenhundert Pfund jährlich werth! Bitte, mein Herr, von was wollen Sie dann leben?“ — „Ich kann mich selbst ernähren, Daniel, durch die Talente, die mir Gott gegeben, durch mühsam erworbenes Wissen, durch energisches Streben in dem Berufe, den ich mir erwählt habe!“ — „Veraj!“ wiederholte der Baron. „Und bitte, mein Herr, darf ich fragen, welchen Beruf Sie gewählt haben? Doch die Frage ist überflüssig, ohne Zweifel den Ihres Freundes Franion.“ — „Nein, die Rechtswissenschaft!“ — Der Eigenthümer von Moultry Bart erlaßte; es lag für ihn augenscheinlich etwas ganz besonderes Unangenehmes darin, daß sein Kesse Jurisprudenz studiren wollte.

„Es ist Thorheit, Edward,“ bemerkte er mit einer gewaltigen Anstrengung, seine Aufregung zu bemeitern, „so Dein Glück mit Fäßen zu treten. Was können Dir die Rechte im Vergleich mit der Kirche bieten? Bedenke, daß Dir, von meinem Einfluß unterstützt, eine Delancei, vielleicht ein Bischofsstul in Aussicht steht.“ — „Sie sind sehr gütig, Sir Barnard, aber meine Wahl ist getroffen.“ — „Ist das Dein letztes Wort?“ — „Rein letztes.“ — „Dann geh,“ rief der Baron wüthend aus. „Sie werden die Halle sofort verlassen,“ setzte er hinzu, „und, so lange ich lebe, uns nicht mehr mit Ihrem Besuche behelligen.“ — Mit diesen Worten wollte das Haupt der Gastons das Bibliothekzimmer verlassen, aber sein Kesse hielt ihn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont Aiguille.



Der Mont Aiguille in der Dauphiné.

Der Mont Aiguille war lange Zeit nicht bloß ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung, sondern man berichtete über ihn auch manche Fabel, welche man schwer widerlegen konnte, da ihn Jahrhunderte hindurch nie ein menschliches Wesen erstiegen hatte. Zu den Märchen, welche über diesen, wie eine abgestumpfte Pyramide geformten Gipfel im Munde des Landesvolkes waren, gehörte auch das, daß man auf der höchsten Spitze desselben ein prächtiges großes Schaf gesehen haben wollte, dessen Blick weißer wie Schnee war, und daß ferner jeden Morgen an den feilen Hängen weißes Finnen, welches bannerartig im Winde wehte, bemerkt werden könne. In Folge des großen und gewissenhaften mysteriösen Interesses, welches sich an den Berg knüpfte, wünschte Karl VIII., als er sich auf seinem Zuge nach Italien in Grenoble aufhielt, es möge sich einer der ihn begleitenden Offiziere zu der Besteigung entschließen. Diefi thaten denn auch Tom Julien de Monté, Cimart, Raymond Tub und mehrere andere mutige Männer, und ihre am 25. Juni 1492 unternommene Expedition wurde mit dem besten Erfolg gekrönt. Tom Julien blieb nebst seinen Begleitern drei Tage auf dem Gipfel, und richtete an den Parlamentspräsidenten von Grenoble einen Brief, in welchem er die großen überausenden Gefahren schilderte. Er ließ oben durch einen Feldprediger, der unerfahren genug gewesen sei anzujubeln, eine Messe lesen und drei Kreuze errichten, auch taufte er den Berg „Aiguille fort“. Das kleine Plateau besteht aus einer Art Wies, deren Kräuter und Gräser jedoch wesentlich von allen bisher gesehnen verschieden war, was seine natürliche Ursache und Erklärung in der beträchtlichen Höhe, in welcher ganz andere Pflanzenformationen auftreten, findet. Seit 1492 bis zum 16. Juni 1834 versuchte es Niemand mehr, den wunderbaren Kegel zu erklimmen. Am letztem Datum aber verabredeten eine Anzahl Einwohner der nächsten Dörfer eine Besteigung, doch nur ein Einziger unter ihnen, ein Bauer aus dem Weiler Trefane, Namens Jean Viotard, erreichte den Gipfel. Die Journale der Dauphiné und selbst die pariser machten viel Lärm von dieser Besteigung, und seitdem haben viele Andere das so lange als unerreikbaar versäricene Kunststück nachgemacht. Die Gestalt des Mont Aiguille zeigt höchst naturwahr unsere Illustration und es wird freilich anerkannt werden, daß dieser 2066 Metres hohe Kiefl, dessen Fuß mit fröhlichen Wäldern bewachsen ist, und der als feiler, abschüssiger Fels in den blauen Himmelsdom hineinragt, einen erregenden und feierlichen Eindruck hervorbringt. Seine Felsmassen bestehen, wie die nördlich sich von ihm erstreckende Kette des großen Piemont, aus feinem Kalkstein von gelblich weißer Farbe. Wenn in früheren Jahrhunderten dem Mont Aiguille besondere Eigenthümlichkeiten zugeschrieben wurden, so lagen dieselben fast allein in der Phantasie der Betreffenden, denn heute ist er dieses Nimbus entkleidet und nur seine majestätische und eigenthümliche Form ruht ihn auch jetzt noch jedem Beschauer als ein seltsames Spiel der Natur erscheinen lassen.

Das Geheimniß des Aronanwalts.

Eine Kriminalgeschichte.

Zwei Herren saßen bei einem Glase Wein nach Tische beisammen und unterhielten sich gemüthlich über allerlei Dinge, wobei ihre beiderseitige Haltung zeigte, daß sie sowohl geistliche als körperliche Ruhe nach des Tages Geschäften suchten. Beide waren Repräsentanten gelehrter Stände, jeder davon ein Mann von Auszeichnung in seinem Beruf, der eine hochgewachsen, breitshulterig, mit einem massiven Kopfe und gedankenvollem, wohlwollenden Ausdrücke; der andere viel kleiner, magrere, beweglich, mit schwarz, markirten Gesichtszügen — ein Mann von offener eben so tiefem Wissen als Scharfsinn, der, obgleich er nicht weniger als Schön war, doch die Aufmerksamkeit: eines Aden auf sich zog, der mit

ihm in Berührung kam. Der Erstere war ein berühmter Arzt, der Zweite ein ebenso ausgezeichneter Rechtsgelahrter. Die Unterredung und das Zeugniß des Arztes als Experte war in einem so eben beendigten Falle, in welchem sein Freund, der Jurist, als Staatsanwalt fungirt hatte, in Anspruch genommen worden. Beide hatten durch Arbeit sich sehr angestrengt und deshalb liefen sie auch die Ruhe sich behaglich, welche die Beendigung der Gerichtshöpfung ihnen vergönnte. Seit lange waren sie innige Freunde, und jetzt hatten sie zusammen in der Wohnung des Advokaten zu Mittag gegessen, hatten eine jener harmlosen Unterhaltungen geführt, die, manchmal durch lauges Stillhocken unterbrochen, ein Beweis ihres freundschaftlichen Verhältnisses war. Der Fall war gegen die Staatsanwaltschaft entschieden worden, indem die Geschwornen nach einer mehr als halbtägigen Abwesenheit einen Wahrspruch auf Nichtschuldig thaten, der mit Uebers und andern Beizallszeichen von dem überzählreichen Auditorium aufgenommen wurde, welches der Verhandlung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war und unter welchem sich viele Personen befanden, die alle Tage während des ganzen Verlaufs des Processes anwesend gewesen waren. — „Ich erwarte kaum, Sie so wenig über den Ausgang des Processes verdrückt zu finden“, sagte der Arzt zu seinem Freunde. „Sie schienen zwar erbt und ermutet, aber es lag ein entscheidener Ausdruck von Wohlgefalligkeit auf Ihrem Antlitze, wenn man überhaupt nach den wenigen Zeilen auf einen so streng bewachten Gesichte urtheilen darf, als der Spruch verkündigt wurde.“ — „Sie haben ganz richtig geurtheilt, Doktor“, lautete die Antwort, „Ihnen als Freund darf ich wohl sagen, daß ich mich erleichtert fühle. Umstände, die im Laufe der Unterredung zu meiner Kenntniß gelangten, führten mich zu dem Glauben, daß der Angeklagte unschuldig sei. Ich war moralisch überzeugt, obgleich der Sachverhalt vollkommen gegen ihn war, und ich ätterte vor dem Gedanken, daß die Geschwornen ein Schuldig aussprechen würden, was ohne Zweifel der Fall gewesen wäre, wenn sie nur die beschworenen Thatfachen in's Auge faßt und des Mannes früheren guten Rumm und die leichte Anreizung außer Acht gelassen hätten, die zwar schon vor langer Zeit erfolgt und schenbar vergessen schien, welche aber allein nur als Grund seines Handelns betrachtet werden konnte. Sie werden sicher sich nicht darüber äusern. Der Mann ist freigeiproden und wahrscheinlich wird die ganze Geschichte, außer von den darin handelnden Personen, bald allgemein vergessen sein.“ — „Gewiß werde ich nichts darüber äusern, da Sie es wünschen“, versetzte der Doktor, „aber Ihre Mittheilung gibt mir Aufschluß über das, was ich für einen Mangel an Ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, mit der Sie sonst die Anklage antreut zu erhalten pflegen, hielt. Ich zweifelte bis zum letzten Augenblick nicht an der Schuld des Mannes, aber ich konnte auch die Umstände nicht wissen, welche Ihre Ansicht änderten.“ — Dasselbe war auch bei Andern der Fall,“ erwiderte der Advokat, „die mich mit so vieler Bitterkeit beschuldigten, daß ich nicht mit genügendem Eifer den Schluß der Justiz herbeizuführen gesucht habe. Es ist in meinem Stande zuweilen schwer, das Beweisen und den Wunsch nach allgemeinem Beifall in Einklang zu bringen.“ — Dasselbe wird man wohl in jedem Stande erfahren“, versetzte der Doktor. „Um recht zu handeln, muß jeder Mann zuweilen seinen Ehrgeiz zum Opfer bringen. Aber jetzt, nachdem Sie auf diesen Punkt zu sprechen kamen, drängt sich mir unwillkürlich der Gedanke auf, daß Sie als Staatsanwalt mehr oder weniger oft in eine ähnliche Lage sich versetzt haben. Habe ich Recht, oder handelt es sich hier nur um einen vereinzelten Fall?“ — „Sie haben ganz Recht, Doktor, und es ist dieh eine der Schwierigkeiten, die mit meiner Stellung verbunden sind. Das Publikum macht seine Ansprüche an uns; auf der andern Seite verlangt der Angeklagte Recht und Billigkeit. Es ist dieh eine große Schwierigkeit, ein verwickelter Knoten zu lösen, wenn man sich nicht entschließt, streng nach Recht zu handeln, selbst

wenn es dem Interesse zumüberläuft. Mander mag zwar vielleicht wohl sagen, daß nach Charakter oder Leben der arme Cleme, wenn er auch des Verbrechens nicht schuldig ist, dessen man ihn anlagt, deshalb doch ein so großer Sänder ist, daß er die höchste Bestrafung wohl verdiene, und daß somit eine Verurteilung nicht so viel auf sich habe. Ich gelte, daß mich dieß schon zuweilen er gefürcht hat, aber ich lasse mich doch nicht abhalten, stets streng an das Recht mich zu halten. Ein Fall, der mir in meiner Praxis vorlam, bestimmt mich hauptsächlich, niemals von dieß Linie abzuweichen, und wenn Sie geneigt sind, etwas Näheres darüber zu hören, so will ich Ihnen denselben mittheilen. — „Recht gern!“ rief der Doktor. — Reichen Sie mir die Flasche — so — es ist ein ausgezeichnetes Tereb. Nennn Sie mir auch davon verschaffen. Geben Sie mir eine Cigarre, dann bin ich ganz in der Stimmung, Ihnen zuzuhören.“ — „Sie haben wahrscheinlich,“ hub der Avvocat an, „den Fall Newton's nicht vergessen, der im Jahre 1850 auf dringenden Verdacht hin wegen Mord prozessirt, aber gegen alles Erwarten freigesprochen wurde. Nicht? Ihr Doktors Interesse end nicht viel um Dinge dieser Art, wie ich wohl weiß, wenn ihr nicht die Hand dabei im Spiel habt und große Honorare für medizinische Untersuchung und Zeugenschaft im Spiele sind. Nun, die Sache war folgende: Ein Mann Namens Murphuy, Kostgänger in einem Hause in der Georgestreet, wurde eines Morgens todt in seinem Zimmer gefunden. An seinem Körper hatte er mehrere Wunden, von denen er allerdings einige sich selbst beigebracht haben konnte. Zwei andere waren aber der Art, daß sie nach ihrer Richtung und Lage unmöglich durch eine Waffe in seiner Hand veranlaßt worden sein konnten. Anfangs hatte man vermuthet, daß er einen Selbstmord begangen habe, da er ein Mensch von ausschweifender Lebensart, dem Spiele und Trunke ergeben war, und in Folge des Verlustes seiner gesellschaftlichen Stellung und durch eine Menge Unglücksfälle in sehr gedrückter Lage sich befand. Er war ein grämlicher, finstlicher Mensch und besaß keine Freunde unter seinen Mitsohngängern, die alle in moralischer, wenn auch nicht in gesellschaftlicher Beziehung höher als er standen. Uebrigens hatte er bis zur Nacht seines Todes noch niemals mit Jemand vom Hause Streit gehabt, noch schien es im ersten Augenblicke, soweit es sich um die Bewohner des Hauses handelte, als wenn er irgend Veranlassung zu diesem Verbrechen gegeben hätte. Nichtsdestoweniger ergab sich aus dem Verlaufe der Untersuchung des Todtenschauers, daß Murphuy bei ein paar Veranlassungen, als er sehr betrunken war, aufreizende und beleidigende Bemerkungen gegen einen Mitsohngänger Namens Newton, der das neben ihm befindliche Zimmer bewohnte, gemacht hatte. Von Newton hörte man dagegen klagen, daß Murphuy ihn durch den Lärm, den er beim Nachhausekommen in später Nacht machte, unerträglich belästige, daß er sogar gedroht hatte, er werde das Haus verlassen, wenn Murphuy noch länger darin geduldet würde; und als er gefunden, daß seine Klagen bei dem Eigenthümer, der ein Verwandter des Tobingebändners war, keinen Eindruck machten, hatte man ihn laut aussprechen hören, daß er schon Mittel ausfindig machen werde, um seinen unangenehmen Nachbar zur Ruhe zu bringen. Alles dieß ging aber nicht über die ungeduligen Aeußerungen eines nervösen und reizbaren Menschen hinaus, der lange Zeit hindurch von dem Gebahren eines dem Trunke ergebenen Mitbewohners zu leiden hatte. Aber es diente doch dazu, auf ein Individuum aufmerksam zu machen, dessen Beziehungen zu den Verstorbenen unfreundlicher waren, als das der übrigen Personen, die in demselben Hause wohnten. Und als weiter bekannt wurde, daß Murphuy bei seiner Zurückkunft zu später Stunde in der Nacht des Mordes an Newton's Thüre geklopft und Fündhölzchen verlangt hatte, um sich damit Licht machen zu können, wodurch dieß von Schicksal erweckt wurde, und daß heilige Worte über Newton's Willen, dem Verlangen Genüge zu leisten, gewechselt worden seien, hatte sich

der Verdacht fest auf diesen Mann gerichtet. Dieser Verdacht steigerte sich zur Gewißheit, als ein anderer Kostgänger bezeugte, daß während des Streites Newton gedroht habe, Murphuy an's Leben zu gehen; daß derselbe aus dem Bette aufgestanden sei und mit Ornalt seinen Quälgeist in dessen Zimmer gedrängt habe, wo man ihn schwerfällig habe zu Boden fallen hören. Ein weiterer Kostgänger, der ein Zimmer unterhalb Murphuy bewohnte, hatte zu späterer Stunde mit den Füßen trampeln hören; aber alles dieses, obgleich es jetzt dazu diene, den Verdacht auf Newton zu lenken, war anfangs für nichts weiter als bloße Zufälligkeiten gehalten worden. Newton gab an, daß Murphuy stark betrunken gewesen sei, als er nach Hause kam. Derselbe sei, nachdem er in sein Zimmer gekommen worden, heftig zu Boden gefallen, dort habe er ihn liegen gelassen, um in sein Zimmer zurückzutreten, wo er augenblicklich wieder eingeschlafen sei. Nach Verlaufe von einer Stunde etwas, vielleicht auch nicht einmal so lange, sei er durch das Geräusch, von einer Valgerei in Murphuy's Zimmer und einigen unterdrückten Ausrufungen herabgehend, erweckt worden; weil er aber gemeint habe, daß der Mann aus seiner Betäubung erwaucht sei und zu Bett zu gehen sich ansetze, habe er das Geräusch nicht weiter beachtet, das ohnehin bald wieder aufgehört habe, worauf er auf's Neue wieder fest eingeschlafen sei. Gegenüber von all' diesem stand die Thatfache fest, daß der Mann todt war, nachdem augenscheinlich ein erster Kampf stattgefunden hatte. Man argumentirte nun, daß Jemand, der sich so nahe wie Newton befunden und diese Töne gehört habe, nothwendig mehr darin thätig erkennen müssen, als ein zweifelhafte Trampeln eines Truntenbodes, der sein Lager aufsuche. Uebrigens hatte der Mörder, wer er auch immer gewesen sein mochte, kein Zeugniß von seiner Anwesenheit in dem Zimmer zurückgelassen; ebenso war auch kein Anzeichen vorhanden, auf welche Weise er dasselbe wieder verlassen habe. Schwere Verdacht fiel somit auf Newton. Er wurde arreirt und in seinem Zimmer sowie unter seinen Effecten Nachsuchung angestellt. Man fand aber nichts, was ihn intrinquiriren konnte, mit Ausnahme einiger dreier Plutistrien auf seinem Schlafroß, den er, seiner Angabe nach, eilig ungenommen hatte, als er aufgestanden war, um Murphuy von seiner Thüre wegzurufen. Aber zwischen seiner und Murphuy's Thüre wurden auf den Matten des Ganges ebenfalls Plutistrien gefunden und ebenso ein deutlicher Fleden auf der Schwelle seines eigenen Zimmers. Newton behauptete, diese trügen daher, daß er sich während des Mordes mit dem Betrunkenen an einem Nagel einen Finger leicht verletzt und daß er, ehe er sich niedergelag, ein altes Saetuch darum gewickelt, das er am Morgen, als er es voll Blut gefunden, in den Ofen gemorren habe. Die Wunde an seinem Finger war war sichtbar, aber so geringfügig, daß seine Angabe um so weniger Glauben fand, als bereits die öffentliche Meinung in hohem Grade sich gegen ihn gewendet hatte. Und als vollends im Laufe des Nachmittags nach seiner Verhaftung im Pulse seines Bureau's ein Dolch gefunden worden war, der genau in die Murphuy beigebrachten Wunden paßte, gab es kaum noch Jemand, der sich genug gewosen wäre, den Glauben an seine Unschuld auszusprechen.

(Schluß folgt.)

Zwei Kirchenmusiker.

Orlando di Lasso und Parthenia.

So vernachlässigt und verachtet in unseren Tagen die Kirchenmusik ist und wie gering auch die Zahl derer ist, welche dieselbe in ihrer ästhetischen und sittlichen Bedeutung zu würdigen versteht, Eins bleibt dennoch gewiß, daß nämlich selbst das rotheite Herz sich ihnen erregenden und bezeugenden Zauber nicht leicht entziehen kann. Denn die Musik ist die Sprache des Gefühls, und die Kirchenmusik in ihrer einfachen

und erhebenden Größe wirkt mächtiger und eindringlicher, als die Melodien unserer neueren Tonbichter, trotz der größten Effekte, welche dieselbe durch die vervollkommnete Instrumentation hervorzubringen im Stande sind. Zwei geniale Männer, Könige im Reiche der Töne, waren es, durch welche die Kirchenmusik auf ihren Höhepunkt gebracht wurde — Orlando di Lasso und Palestrina. Der Erste, ein Niederländer von Geburt, wurde im Jahr 1520 zu Mons im Hennegau geboren. Durch die Niederländer wurde die edle Kunst der Musik in allen größeren Städten Europas verbreitet und fand namentlich durch Lasso in Italien eine bleibende Stätte. Er schrieb eine große Anzahl von Psalmen, Messen, Motetten, ja sogar Lieder, die nach ihm den Namen Orlandoaden erhielten und war einer der bedeutendsten Kontrapunktisten. Alle seine Kompositionen zeichnete die größte Einfachheit aus, er vereinsamte die Taktarten und Taktzeichen, welche er zuerst auf die beiden Hauptgattungen des

geraden und ungeraden Taktes zurückführte, ohne daß jedoch seinen Melodien ein eigentliches Leben und ein tieferer Geist inne wohnte; mit einem Wort, er war in seiner Kunst bei aller Größe doch kalt.

Palestrina dagegen, mit seinem vollständigen Namen Giovanni Pierluigi da Palestrina oder Brenestino, 1524 zu Palestrina geboren, erlante in der Musik allein die Sprache des Herzens, und sein Hauptstreben war daher auf den Ausdruck des Gefühls gerichtet. Palestrina benutzte in seinen Werken das Gute und Schöne seiner Vorgänger, aber wo sich noch eine Fessel der Kontrapunktischen Wissenschaft und der Mensuraltheorie vorfand, sprengte er dieselbe, und seine gewaltige Phantasie, seine große Seele wurde zu einem neuen Urheber der musikalischen Kunst. Palestrina's Genie erzwang bei Papi Marcellus II., welcher die Kirchenmusik abschaffen wollte, deren Weibehalt durch seine unsterbliche Komposition Missa Papae Marcelli. Er wurde 1562 Kapellmeister an



Orlando di Lasso.

Palestrina.

der Kirche Santa Maria maggiore, und später zu St. Peter, während welcher Wirksamkeit er sein noch heute an großen Festtagen aufgeführtes «Stabat mater!» schrieb. Er starb 1594 und das Archiv der Peterskirche bewahrt fast alle seine Handschriften.

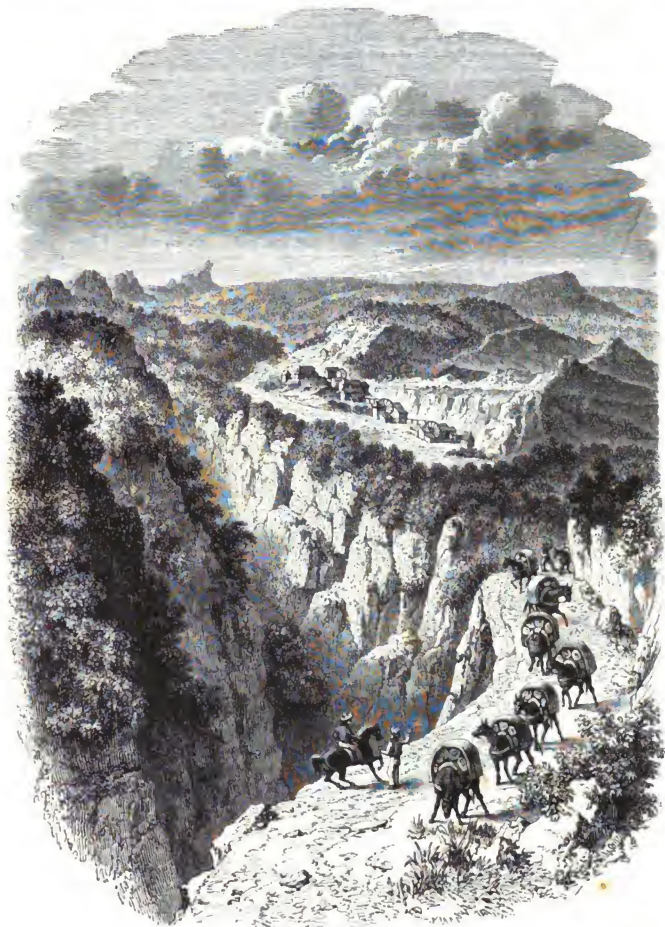
Die Geschichte der Goldminen

von Brasilien.

Die Goldminen von Cata-Branca liegen in der Provinz Minas-Geraes, der reichsten und bevölkerlichsten Brasiliens, welche außer Gold noch Diamanten, Eisen, Kupfer, Platin und Quecksilber erzeugt. Der Boden ist dort zerklüftet und sehr höhlenreich, und diesem letzteren Umstande verdankt die Kolonie Cata-Branca, d. h. weiße Höhle, ihren Namen. Die wichtigsten Städte dieses Landes entstanden mit der zunehmenden Anzahl der entbedeten Minen.

Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts brachten nämlich portugiesische Abenteurer, welche aus dem Innern Brasiliens zurückkehrten, einigen ihrer an der Küste zurückgebliebenen Kameraden, sowie den dort angesiedelten Europäern die Nachricht von dem Vorhandensein kostbarer Steine, hauptsächlich von Smaragden, in den eben von ihnen durchsuchten Landstrichen. Das Beispiel der Spanier, welche an der Westküste Brasiliens große Schätze aufgefunden hatten, verführte die Portugiesen, ihnen nachzueifern. Ein gewisser Loucinho fand, wie man sagt, den ersten Smaragd und verschiedene andere Edelsteine in der Sierra do Frio, als er sich an den Ufern des Rio Doce und des Rio dos Cavalhos aufhielt. Ein königlicher Erlass vom 27. September 1664 gab die Autorisation, fernere Nachgrabungen zu halten. Der Tod eines der Gefährten Loucinho's setzte jedoch dem Unternehmen wiederum Einhalt. Ein anderer kühner Mann von eiserner Gesundheit und Willenskraft, Fernando Dias Paes, unternahm, schon ein Greis, im folgenden Jahre eine Entur-

sion in die dem Stromgebiet des San Francisco benachbarten Districte und auch er fand sein kühnes Unternehmen durch mehrere kostbare Emaragde gekrönt. Sieben Jahre später vereinigte sich mit ihm sein Schwigerjohn Manoel, welcher



Die Goldminen von Gata-Branca in Brasilien.

zuerst in Brasilien Gold entdeckte. Das Gerücht davon verbreitete sich bald und drang auch zu dem Gouverneur von Saint Paul, der den glücklichen Entdecker nöthigen wollte, seine Instrumente auszuliefern, damit weitere Grabungen im

Namen des Königs veranlaßt wurden. Hierauf entspann sich ein Streit; der Gouverneur wurde erwordet und Manoel floh mit seinen Gefährten in die Wästen des Rio Doce. Die Paulisten, oder Einwohner der Provinz Saint Paul, machten vielfache aber unnütze Anstrengungen, die Minen, denen sie am nächsten wohnten, zu entdecken. Nach dreißig Jahren vergeblichen Suchens begnabigte man Manoel unter der Bedingung, daß er seine Fundgrube zur öffentlichen Kenntniß bringe; ja man ernannte ihn späterhin sogar zum Gouverneur eines Forts in Rio Janeiro, und dieß bewog ihn seine wichtige Entdeckung nicht mehr zu verheimlichen. Von da ab begann ein wahres Jagen nach Gold. Rodriguez Arzno de Taubate, im oberen Parahiba ansäßig, ward als der Erste erwähnt, welcher im Jahre 1693 nach dieser Stadt in den Minen aufgefundenes Gold brachte. Von demselben Orte aus reiste im Jahr 1695 eine Bande ab, um Gold zu suchen, was sie auch in hinreichender Menge fand. Antonio Dias entdeckte die reichen Minen von Ouro-Vereto im Jahre 1699. Dieser Ort wurde später ein so bedeutender Centralpunkt, daß er 1711 zu einer Stadt erhoben ward. Der Zug der Suchenden dirigirte sich namentlich gegen Norden, wenn gleich nicht zu verwechseln, daß auch der Mittag vielfach aufgesucht und von Kolonisten besiedelt wurde. Einer der Paulisten von Taubate gründete San Joao do Rey, welches 1718 eine Stadt wurde und dem benachbart sich bald San Jose erhob. Auch gute Verkehrsstraßen für den Transport der den Emigranten nötigen Werkzeuge und Geräthe legte man an; die vortrefflichste verband Marianna und Villa do Principe, und die Arbeiter, welche daran thätig gewesen, siedelten sich in jener Gegend an, und so wurden die Dörfer Catas-Altas und Cocoes gegründet. Eine zweite berührte Lucasj und Barbacena, eine dritte endlich Cangachas und Camagacha. Auf solche Art entstand die ganz neue Provinz Minas-Geraes, deren Auebeute der portugiesischen Krone beträchtliche Summen abwarf, die von 1700—1820 auf 130,000,000 Mil Reis veranschlagt werden. Heute sind die Minen nicht mehr so ergiebig; doch hat die Provinz Minas, welche zwei Millionen Einwohner zählt, andere Ertragsquellen, zu denen namentlich Kaffee, Baumwolle, Zucker und Tabak gerechnet werden müssen.

22. Kapitel.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Holt, Sir Barnard,“ rief der Keffe in achtungsvollem aber bestimmtem Tone aus, „da dieß unsere letzte Vergebung ist, so find Sie mit wenigstens noch eine Aufristung schuldig.“ — „Aufristung!“ — „Ja, über den Tod meines Vaters.“ — „Er starb, wie Sie leben werden, als Bettler, Sir,“ versetzte sein Onkel mit bitterem Nachdruck. — „Seine Armuth ist mir bekannt,“ antwortete Edward, „aber er lieh, wenn ich recht unterrichtet bin, einen Bad Papiere in Ihren Händen zurück, die mir übergeben werden sollten, sobald ich volljährig sein würde. Dieser Zeitpunkt ist längst verflohen, und nun verlange ich sie.“ — Der Baron murmelte etwas von Aufsehwörung bei seinem Abdolaten oder Verlegtelein. — „Da ich im Begriff stehe, nach London aufzubrechen,“ versetzte der junge Mann, „so kann ich bei Ihrem Anwalt vorsprechen und die Papiere in Empfang nehmen. Ein Brief von Ihnen ist Alles, was ich brauche.“ — „Den sollen Sie erhalten,“ erwiderte Sir Barnard in barockem Tone und verließ das Zimmer. — „Gewinn und erbärmlich!“ murmelte Edward. Eine Stunde nach dieser Unterredung verließ er die Halle, ohne seinem alten Freunde, Doktor Franion, einen Besuch zu machen; seit der vermeintlichen Herzlosigkeit Mary's war ihm selbst die Umgebung des Schlosses verhasst geworden.

Edward Gaston kaufte sich nicht über die Schwereigkeiten seiner Aufgabe, aber er wappnete sich mit Energie und bot ihnen müthig die Stirne. Seine Absicht, als er Moutrey

Hall verließ, war, nach Oxford zurückzukehren und sich um ein Stipendium zu bewerben, das ihm die Mittel gewähren sollte, sich für den von ihm gewählten Beruf auszubilden.

Erstes Kapitel.

Auf dem Rückwege nach Penswid hatten Gill Gerwaise und seine Frau in der Wandersruh, wo sie einkehrten, Ellen Price getroffen, die — aus demselben Dorfe wie sie gebürtig — von Hause entlaufen war, um den Bewegungen eines jungen Bergmanns mit Namen Sam Parlow zu entgegen, dessen sich unsere Leser noch aus den früheren Kapiteln her erinnern werden. Der junge Mann, der eine herzliche Zuneigung für das Mädchen hegte, würde sie ohne Zweifel geheiratet haben, hätte er nicht die Spöttereien seiner Verwandten und Freunde befürchten müssen; denn Ellen war nicht allein arm, sondern ihr Vater und ihre Brüder waren auch wegen Schwabdiebstahl deportirt worden, und die Parlows galten in ihrer niederen Sphäre für Leute, die den Kopf hoch tragen. Da sich unterwegs keine Arbeit fand, so mußte sie in dem Armenhause zu Widfal eine Zuflucht suchen, entloß aber auch dort, wie wir gesehen, als ihr zur Strafe für ein unbedeutendes Vergehen die Haare vom Kopf geschnitten wurden. Eis und Gill drangen in Ellen, mit ihnen nach Hause zurückzukehren, aber diese weigerte sich deß, so lange ihr Parlow nicht eine bestimmte Heirathszusage gemacht habe. In Penswid angekommen, erzählten nun die Weiden dem verlassenem Liebhaber ihre Begegnung mit der Entflohenen, und in dem Herzen des armen Burdins machte die alte Liebe für das hübsche Mädchen wieder auf, das er sich, sobald er abkommen konnte, aufzusuchen und trotz der Einwendungen seiner Angehörigen heimzuführen gelobte.

Die Wirthin der „Wandersruh“ war in die benachbarte Stadt gegangen, um einige Einkäufe zu besorgen, und Ellen war allein mit ihrem Gebieter zurückgeblieben. Miles Goring vertrieb sich die Langeweile damit, ein Glas Brantwein um das andere zu leeren, und fand, nachdem er eine gehörige Quantität hinabgeschluckt hatte, auf einmal, daß Ellen Price trotz ihrer abgeschmittenen Haare so übel nicht sei. Er näherte sich ihr mit unsicheren Schritten und suchte sie zu umfassen, aber das junge Mädchen wich entsetzt zurück, und wollte denn durch die Thüre der Küche in's Freie entfliehen, um lieber hier die Heimkehr ihrer Herrin abzuwarten, denn in Gesellschaft des Betrunknen — als die Thüre sich öffnete und sie mit freudigem Schreck in dem Eintretenden Sam Parlow erkannte. Oben schwante aber auch der Wirth zur Thüre und streckte die Arme aus, um den Gegenstand seiner Wünsche zu erfassen, als dieser — einen Seiten sprung machend — entwich und er dafür Sam Parlow umarmte, der — da er den Zusammenhang der Sache erfassen mochte — ihn ruhig zu Boden schlug. — „Du hast ihn getödtet, Du hast Dein Leben verwirkt um meinetwillen,“ jammelte Ellen und sank halb ohnmächtig in seine Arme. — „Das hat keine Gefahr,“ sagte er, sie aufrichtend, „der hat einen groben Schüssel, auf dem noch viel Platz hat. Aber Nell, Du bist tollbald, und Tein Haar, das lange, schöne schwarze Haar, das ich so gerne sah, auch fort. Hof's der Teufel! Ich kann's nicht ertragen. Du mußt weg von hier,“ jubte er fort, „ich komme, Dich nach Penswid zurückzuführen.“ — Ellen sah ihn zweifelnd an. — „Wir werden ausseren, sobald wir heimkommen,“ flüsterte er, „und heirathen, wie's Vater und Mutter gemacht haben. Laß sie mich auslachen, ich kümmer mich den Teufel drum! Verheirathet, Nell, bist Du's zufrieden?“ — Das junge Mädchen schaute ihren Liebhaber lange und ernsthaft an, als zweifelte sie, ob so viel Glück ihrer wirklich noch warten könne. Der Bergmann begegnete ihren Augen mit einem Blick christlichen Stolzes und inniger Jungung, der sie von seiner Aufrichtigkeit überzeugte. — „Nimm Deine lieben Sachen zusammen,“ sagte er, „und laß uns aufbrechen. Ich kann Dich nicht hier sehen.“ — Nell bedurfte keiner zweiten Aufforderung, son-

bern verließ eilends die Küche, um ihre wenigen Habseligkeiten zusammen zu packen. Sie war kaum eine Minute abwesend, als ihre Herrin zurückkehrte. Ein Schrei entfuhr ihr, als sie ihren Mann besinnungslos auf dem Boden ausgebreitet sah. — „Vast's Cuch nicht ansehen, Missus!“ sagte Sam Parlow; „er ist nicht todt.“ — „Wer hat das gethan?“ fragte die Frau. — „Ich,“ versetzte der Bergmann ruhig. — „Warum?“ — „Fragt Eure Magd; der Strich, den ich ihm gab, hat ihn vom Galgen errettet.“ — „Du wirst dasir hängen,“ rief die Wirtin händeringend aus; „ich sage Dir, Du halt ihn ungebracht.“ — „Dann muß ich Schidel weicher sein als sein Herz,“ versetzte der junge Mann, ging zu der Stelle, wo Miles Goring lag und lehrte ihn vorsichtig mit dem Fuße um. „Habt Ihr's gehört, Missus?“ sagte er, als der vermeintliche Leichnam ein leises Stöhnen ausstieß, „das klingt etwas zu lebendig für einen Todten, den! ich.“ — Ellen lehrte jetzt mit ihrem kleinen Bündel in die Küche zurück. Sie brauchte der Wirtin nicht zu sagen, was vorgefallen, sie errieth es nur zu gut. — „Du gehst fort, Nelly,“ sagte sie, „ich kann Dich nicht bleiben lassen, wiewohl es gar einsam ohne Dich sein wird.“ Mit diesen Worten kniete sie auf den Küchenboden nieder, nahm dem Betrunkenen die Halsbinde ab, und begann ihm Gesicht und Hände zu reiben. — „Wir müssen fort, Nelly,“ sagte Sam Parlow, indem er ihr das Bündel abnahm, „hier ist kein Ort für Dich.“ — In diesem Augenblick gab Miles Goring so unverständbare Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins für sich, daß Ellen, Händel besührend, den Arm ihres Geliebten ergriß und mit ihm das Haus verließ. — „Dich dort ist die Strafe nach Penswid, Sam,“ bemerkte sie, indem sie auf die entgegengekehrte Richtung deutete, „die da geht nach Widsal.“ — „Ich weiß es,“ erwiderte der junge Mann, „da gehen wir eben hin.“ — „Nach Widsal?“ — „Ja.“ — „Nach Widsal?“ wiederholte sie erstaunt, „wozu denn?“ — „Um die langen, schwarzen Hölzer zurückzuführen, die Dir die Armenhausmeister gestohlen hat,“ erwiderte Sam fest. — „Ich kann sie zwar nicht wieder auf deinen Kopf besetzen, Nelly, aber sie soll Deine Haare nicht behalten — sie gehören mir,“ sagte er bei.

Einige Stunden später hielt Gilbert Harding's Wagen vor der Türe der Wandersruh. Die Augen des Wirthes funkelten vor Dabgier, als er seinen alten Gast erkannte. Er süßte, daß Geld zu verdienen sei und erklärte sich, trotzdem daß er sich noch nicht ganz von der rauhen Behandlung erholt hatte, die ihm widerfahren war, so gleich bereit, mit ihm aufzutreten. — „Ich muß den Armenhausmeister sprechen,“ sagte der Gast, „aber im Geheimen; können Sie ihn nicht hieherbringen? Fürchten Sie nichts,“ sagte er hinzu, als er die enttäuschte Miene des Wirths bemerkte; „Sie sollen gut bezahlt werden, aber den Dienst, den ich begehre, kann allein er verrichten. Ich muß ihm diesen Abend noch sprechen. Sagen Sie ihm, er müsse spätestens zwischen Tag und Dunkel hier sein. Inzwischen mag mir Ihre Frau einige Erfrischung bereiten. Ich bin müde von der Reite.“ — Miles Goring rief seiner Frau und wies sie an, das Beste, was süße und Keller vermögen, während seiner Abwesenheit für den Herrn zum Essen zu richten, worauf er ohne Verzug das Haus verließ und seine Schritte nach Widsal wandte. — „Armer Herr!“ dachte die gutberzige Wirtin, als ihr Gast, nachdem sein Bote schon lange fort war, immer noch in der Küche auf und abging, „er scheint sehr unglücklich zu sein!“ Sie irrte sich nicht in ihrer Vermuthung. Gilbert Harding war namentlich unglücklich — er konnte sich selbst nicht mehr adten, die größte Demüthigung für eine solche stolze und empfindsame Natur. Dazu die empörende Herrschaft, die Egbert Gaston über ihn ausübte und die er sich bisher vergebens bemüht hatte abzuschütteln. Es lag etwas Geheimnißvolles in dem Leben seines jollchen Freundes, das — wenn entsetzt — ihn vielleicht aus dessen Gewalt befreite; für jetzt hatte er nur Vermuthungen, aber Kella's Vetter war kein gewöhnlicher Mensch, die Natur hatte ihn mit zwei Elementen der Größe bedacht: Verstand und

Beharrlichkeit. Durch ein ungeheures Opfer war es ihm gelungen, eine bedeutende Summe auf sein Vermögen aufzunehmen, und er war entschlossen, jeden Penny davon der Erreichung seines Zweckes aufzuopfern.

Doch wir müssen ihn eine Weile verlassen und unsere Leser bitten, der armen Nelly und ihrem Liebhaber in das widwale Arbeitshaus zu folgen. Es war eben Sigung, als sie antamen und es wurde ihnen nicht schwer, Zutritt bei den Vorstehern zu erhalten und ihre Beschwerden vorzubringen. Squire Beacham, welcher zugewogen war, gleich folglich mit seiner gewöhnlichen Menschenfreundlichkeit auf den Fall ein und bestand darauf, daß die Meisterin gerufen werden müsse, um sich von der vorliegenden Anschuldigung zu befreien. Mrs. Penguin trat lächelnd und thürend ein und ließ sich wohl nichts träumen von der Demüthigung, die ihrer wartete. Als sie Ellen's ansichtig wurde, die mit ihrem Geliebten an dem unteren Ende des Lichthes stand, särbten sich ihre Wangen noch röther als gewöhnlich, denn die langen, glänzend schwarzen Locken, die ihr über den kurzen, fetten Hals herabfielen, mochten sie etwas unangenehm daran erinnern, von wessen Kopfe sie herstammten. — „Sie sind gerufen worden,“ sagte der Beamte, „um auf eine kluge Rede zu stehen: ist es wahr, daß Sie das Haar dieser jungen Person abschneiden lassen, ohne einen Befehl von Seiten des Hausvaters?“ — „Nein!“ antwortete die Frau led. — „Sie hat es selbst abgeschritten,“ rief Sam Parlow aus. „Die anderen Frauen im Zimmer mußten Nelly halten. Sie brandete die Locken, um eine Perrücke für ihren eigenen taublen Schidel draus zu machen.“ — Bei dieser Anklage erblähte die Meisterin, und ihre kleinen, tiefliegenden Augen glänzten vor Rachgier. — „Ist dieß wahr?“ fragte Mr. Beacham. — „Ich eine Perrücke!“ rief sie entrückt. — „So tragen Sie also Ihr eigenes Haar?“ — „Das versteht sich.“ — „So! das versteht sich!“ schrie der junge Bergmann, indem er ihr mit einem Griff Haar und Haube, Alles zusammen vom Kopfe riß. „Dein eigenes Haar? Ja, nicht einmal gekauft hast Du's. Da Nelly,“ sagte er bei, indem er ihr die Perrücke gab, „nimm Deine Locken, und da, altes Weib, Deine Haube. Wir wollen bloß was praftir ist.“ — Ein unaussprechliches Gelächter folgte auf diese unersichtliche Erledigung des Streitpunktes, selbst die ergebensten Freunde von Mrs. Penguin konnten sich nicht enthalten mit einzulimmen, und wirklich lag auch etwas unwiderstehlich Komisches in dem Ausbruch ihres Gesichts, wie sie einige Augenblicke sprachlos vor Erstaunen und Wuth daistand und nach Luft schnappte. „Ich denke,“ sagte Mr. Beacham, „die Meisterin ist durch diese Hohnstellung inlänglich bestraft, hier aber, arme Kellne,“ sagte er bei, indem er Nelly eine Quinee in die Hand drückte, „ist eine kleine Entschädigung für die üble Behandlung, die Du in diesem Hause erfahren hast.“ — Ellen Brice empfing die Gabe dankbar; sie wollte das Goldstück Sam geben, aber dieser weigerte sich es anzunehmen. „Bin kein solcher Lump,“ rief er aus, „Dir Dein Geld abzunehmen.“ — „Seid Ihr der Bruder dieses Mädchens?“ fragte der Squire, dem das ungerihte Wesen des Burcheu zu gefallen schien. — „Nein, Sir?“ — „Ihr Mann also?“ — „Werb's bald sein,“ versetzte der Bergmann, „Sobald wir nach Penswid kommen, werden wir ausgerufen. Wir haben bekommen, was wir gewünscht, und wollen nun fort. Guten Tag Euer Onaden!“ — „Da einige Zeit vergeht, ehe wir Gelegenheit haben, uns wieder nach Ellen Brice und ihrem Bräutigam umzusehen, so wollen wir hier noch bemerken, daß sie fünf Tage zu reisen hatten, bis sie in ihren Geburtsort gelangten; die Entfernung mußte, da der Bergmann nicht reich war, zu Fuß zurückgelegt werden. Als sie Penswid erreichten, waren seine kleinen Triparrisse darauf gegangen, die Einflüsse der Heimath umgaben ihn wieder, und er setzte Ellen's Bitten, sein Heirathsversprechen zu erfüllen, ein taubes Ohr entgegen.

Die Dämmerung war schon eingebrochen, als Miles Goring mit dem Meister des widwale Arbeitshauses in die

„Wandersruh“ zurückkehrte, wo Gilbert Harding ihrer ungeduldig barrte. Im Laufe der Unterhaltung mit der Wirthin hatte er Kapitän Gaston's zweite Weirath erfahren, und diese Entdeckung hatte ihm auf's Neue Hoffnung gemacht, aus seinem Netze zu entkommen. Um nun aber seinen Tyrannen völlig in seine Gewalt zu bekommen, war es doppelt nöthig, sich den Beglaubigungsschein über Egbert's Heirath mit Bella zu verschaffen, da der junge **Gestaltlose**, der die Ceremonie vollzogen hatte, als Missionär nach Indien gegangen war, und Gilbert als Rechtsgelehrter wohl mußte, daß sein eigenes — ununterstütztes Zeugniß nicht angenommen würde. — „Ich danke, Sie haben mich nicht vergessen,“ sagte er, sobald er seines Helfersbelfers ansichtig wurde. — Mr. Skillet schlug mit prüfender Miene auf seine Tasche. — „Auch nicht den

Gegenstand unserer ersten Unterredung?“ — „Die Papiere?“ — „Ja.“ — Humphrey schüttelte den Kopf. „Es wäre leicht genug gewesen,“ meinte er, „wenn sie in dem Armenhaufe geblieben, zu Moultra Hall aber habe er seinen Zutritt.“ — „Keinen?“ fragte Gilbert rasch. — „Keinen,“ wiederholte der Besuch zögernd. — „Das ist ungeschickt,“ sagte Harding, „ich war entschlossen bis auf zweihundert Pfund zu gehen, um diese Papiere in meinen Besitz zu bekommen.“ — Die Beiden sahen sich an. „Vielleicht ist es nicht Ihr Ernst?“ meinte Mr. Skillet. — „Doch, vollkommen!“ — „Dann sind Sie wohl so gut, uns das Geld zu zeigen?“ sagte Miles Goring. — „Gerne,“ erwiderte sein Gast und schritt zu dem Tische, so daß dieser zwischen ihn und die beiden Männer zu stehen kam. Hier zog er zunächst



„Du hast ihn getödtet,“ flammte Ellen und sank halb ohnmächtig in seine Arme.

ein Paar trefflich montirter Pistolen aus der Tasche, sah nach, ob sie mit Kugeln versehen waren, und spannte die Nöhren; dann brachte er ein Säckchen voll Opium zum Vorschein, öffnete es und sehte den schimmernden Inhalt ihren gierig verlangenden Blicden aus. „Ihr seht,“ bemerkte er dabei, „daß ich im Stande bin, mein Versprechen zu halten.“ — Es sann wohl Einbildung gewesen sein, aber Gilbert Harding kam es vor, als sehe er die Beiden einen Blick der Enttäuschung wechseln, als sie keine Waffen erblickten. — „Und Sie zahlen die Belohnung in dem Augenblick aus, wo Sie die Papiere erhalten?“ sagte Humphrey Skillet. — „In dem Augenblicke.“ — „Oleiboiel, wie wir sie uns verschaffen?“ — „Das ist nicht meine Sache.“ — „Und rüden auch keine Fragen an uns?“ — „Keine!“ — „Sie sollen sie haben,“ riefen die Bursche wie aus einem Munde. „Es ist eine Freude, solch einem prompten billigen Herrn zu

dienen.“ — „Vielleicht,“ bemerkte ihr Auftraggeber, „führt euch euer Weg an Moultra Part vorbei.“ — Die Männer räumten ein, daß dem wahrscheinlich so sein werde. — „In diesem Falle,“ sagte Gilbert, erkundigt euch, ob Kapitän Gaston zurück ist. Es ist nicht von großem Werth,“ fügte er bei, „doch wenn ihr's nebenher erfahren könnt, ist es mir recht.“ — Seine Agenten versicherten ihr Möglichstes zu thun und verließen die Wandersruh, nachdem sie sich zuvor noch durch ein paar Gläser Brantwein gegen die kalte Nachtlust geschützt hatten. Ihre Absicht war, sich wo möglich Zutritt in der Halle zu verschaffen, deren einer Hügel — wie sie wußten — unbesetzt war, und während Bella schlief ihr die Papiere zu entweiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Felsengebirge in Nordamerika.



Die nordamerikanischen Felsengebirge, welche sich zieml. parallel mit der Westküste dieses Erdtheils hinziehen, auch den Namen „Rocky-Mountains“ oder Chippewangebirge führen, sind als eine Fortsetzung der mittelamerikanischen Cordilleren zu betrachten und bestehen zum Theil aus vulkanischem Boden. Ihr weitlicher Zug erstreckt sich in einzelnen Ausläufern bis in das russische Amerika und seine höchsten Erhebungen sind: der Glasberg, der Jefferson, Hood und Helens. Ein anderer Theil derselben heißt „Black-Hills“ oder die schwarzen Berge und liegt im Zuggebiet des Missouri, dem er eine beträchtliche Anzahl anderer kleinerer Ströme zuführt. — Die Erhebung dieses Gebirgsstammes wechselt zwischen 10 und 5000 Fuß. Sie ist im Süden am bedeutendsten und verringert sich gegen Norden. — Im Allgemeinen ist die Gebirge noch wenig erforscht. Von den Reisenden, welche in den letzten Jahren Expeditionen dahin machten, mag die eines Engländers, des Kapitän's Hallifer, erwähnt werden, durch den jedoch die Wissenschaft nicht um viel bereichert worden ist, weil er jene unentannten Gegenden eigentl. nur in seiner Eigenschaft als passionirter Jäger besuchte, und als solcher manches gefährliche Wagniß im Kampf mit Bären und Bisons zu bestehen hatte, mit denen wir unsere Leser später bekannt machen wollen. 2. Steiman.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Kapitän Gaston hatte es so eingerichtet, daß er im Geheimen in Moultry ankam. Statt sich sogleich in die Halle zu begeben, richtete er die Schritte durch die Waldungen nach dem Hause eines der Wildbüter und gab ihm einen Brief zur Verjorgung an Vella. Bis er sie gehen, sich überzeugt hatte, ob das Geheimniß seiner Niederträchtigkeit noch unentdeckt war, wagt er nicht vor Sir Barnard zu erscheinen. Es wurde Vergebens, bis sein Votum in einer Antwort zurückkam. „Du bist spät daran,“ rief Cabert, ihm den Brief aus der Hand reichend. Sein junger Herr schenkte den Entschuldigungen des Wildbüters wenig Acht, sondern erbrach hastig das Siegel. Der Brief lautete: „Ich kann, ohne Verdacht zu erregen, das Haus nicht vor acht Uhr verlassen, um diese Stunde will ich Dich bei den vier Weiden treffen. — Nieher habe ich unser Geheimniß keinem Menschen mitgetheilt. Hoffe indeß nichts von meinem Stillschweigen: ich habe Pflichten gegen mein Kind, die keine irdische Rücksicht mich bestimmen soll zu verletzen. Vella.“ — „Ich hätte es voraussehen können,“ sprach der Kapitän bei sich selbst. „Sollte sie halbsittig bleiben, dann werden wir sehen, was zu thun ist.“ — Diese Worte sollten ohne Zweifel keine Trostung sein, denn er hatte wirklich noch keinen bestimmten Plan, all' seine Hoffnung beruhte auf dem Einfluß, den er einst über das Herz seines Opfers besaß. In seiner Selbstsucht und Eitelkeit vergaß er aber, daß Vella nun Mutter war, daß Verachtung ihre Liebe — wenn nicht ganz vernichtet, doch wenigstens bedeutend geschwächt hatte. — In der furchtbaren Aufregung, in der er war, sein Schicksal zu erfahren, schien dem Kapitän die verabschiedete Stunde gar nicht kommen zu wollen; endlich schlug sie inbeselben, und er machte sich auf den Weg. — „Soll ich Sie begleiten?“ fragte der Wildbüter, dessen Neugierde erregt war. — „Nein!“ antwortete Cabert streng, „Du warstest hier meine Antunft ab, Du mußt nachher mein Gepäc in die Halle tragen. Und laß das Wandern sein, hörst Du?“ fügte der Sprecher bei. — „Das brauchen Sie Harry Lee nicht zu sagen,“ verkehrte sich Velle, „der weiß wohl, wenn es gilt, sauberen Mund zu halten. Zudem ist's ja nicht das erste Mal, daß Sie ihm getraut haben, da war. . .“ „Halt Dein Maul!“ unterbrach ihn der Kapitän ärgerlich und verließ das Häuschen

schnellen Schrittes, dem Ort des Stellbühens zufliehend. — Der Wildbüter sah ihm mit neugieriger, erstaunter Miene nach; der Mond schien hell, und er bemerkte, wie der Kapitän heftig mit den Armen suchte, als er die breite Allee hinabzöge. — „Der junge Herr spielt da ein eigenes Spiel,“ murmelte der Bursche, „und ich möchte wohl gerne den Ausgang davon sehen, aber es thut sich nicht,“ fügte er nachsinnend bei, „er ist so schlau wie ein Fuchs und, wenn er böse ist, ärger als Sir Barnard selbst. So, denke ich, bleib ich lieber hier und warte bis er zurückkommt.“ — Eine Zeit lang fuhr er fort seinen Herrn schweigend nachzuschauen, bis er ihn in den Hühlsah eineng sah, der sich zu dem Herrenhause hinschlangelte. — „Aber auch zu den vier Weiden gehen mag!“ rief er aus, „das ist mir ein eigener Ort für ein verliebtes Stellbühnchen, aber das geht mich nichts an. Diener müssen schweigen lernen.“ — Mit dieser Betrachtung verließ Harry Lee, der Wildbüter, das Fenster und setzte sich an's Kamin, blieb aber nicht lange sitzen. Ein unerklärliches Gefühl der Unruhe beschlich ihn, und auf die Füße springend nahm er seine Rüge vom Nagel und verließ das Häuschen.

Die vier Weiden lagen in einem der entferntesten Winkel von Moultry Park. Den Namen hatte die Stelle von einer Gruppe uralter Bäume erhalten, deren Weite weit über die Ufer eines tiefen Sees hineinragten, welcher in den Wintermonaten der Sammelplatz zahlreicher Flüge wilder Enten war. In Folge einer Eigenthümlichkeit — höchst wahrscheinlich von Mineralquellen — war das Wasser selbst in den kältesten Monaten selten oder nie gefroren. — Kapitän Gaston kam zuerst an. Für ein Gemüth wie das seinige lag etwas Peinliches in der Einsamkeit. Kein Windhauch regte sich in den nackten Zweigen der umstehenden Bäume, und das Schweigen der Nacht wurde nur durch den Wiederhall seiner Schritte auf dem trachenen Schnee, hie und da durch den Schrei der wilden Ente unterbrochen. — „Will sie denn gar nicht kommen?“ murmelte er vor sich hin. „Diese höllische Einsamkeit wäre hinführend, einem Schreden einzujagen. Hätte ich doch Lee mitgenommen! — Doch nein,“ fügte er nach kurzem Nachdenken bei, „es ist so besser. Der Bursche ist zwar treu, aber er schwagt gerne und könnte mehr erfahren als mir lieb wäre. — Was würde Sir Barnard und Lady Alicia denken,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „wenn sie mich hier sehen könnten, wie ich mich gleich einem Diebe vor den Augen meiner eigenen Dienerschaft verbergen muß. — Das ist unerträglich. Ich muß der Sache ein Ende machen, so oder so. — Es ist kalt, bitter kalt!“ — Von Selbstsucht durchdrungen kam ihm kein Gedanke an die Frau, die eben jetzt durch den Wald eilte, um mit ihm zusammenzutreffen. — „Endlich!“ rief er im Tone der Befriedigung, als er ihrer ansichtig wurde. — „Komme mir nicht nahe!“ rief sie aus, als ihr nichts würdiger Gatte ihr die Hand entgegenstreckte. „Du hast mir das Herz gebrochen, mir allen Glauben an Dich geraubt. O! daß ich vor dieser furchtbaren Entdeckung gestorben wäre, meine letzten Worte wären Segenswünsche für Dich gewesen.“ — „Du beurtheilst mich gar zu hart,“ entgegnete der Wüsthin, eher gereizt als verletzt durch die Vorwürfe seiner Frau. „Du bist nicht Die, der ich das größte Leid zugefügt habe.“ — „Ich weiß dich,“ versetzte Vella, „aber es genädigt mir wenig Trost, wenn nicht um meines armen Kindes willen. Und mein! Du,“ setzte sie hinzu, „ich fühle nicht aus weibliches Mitleid für die betrogene, hintergangene Dame, die sich für Deine Frau hält?“ — „Höre — nicht meine Vertheidigung, denn ich bekenne, meine Aufführung läßt sich mit nichts entschuldigen,“ sagte Kapitän Gaston, „aber die unersättliche Nothwendigkeit, die mich dazu getrieben hat, den Schurken zu machen. Lange ehe ich Dich sah, hatte ich wild und toll in den Tag hinein gelebt, ich stat bis über die Ehren in Schulden. Meine Ehre stand auf dem Spiel, wenn sie nicht besaßt wurden. Ich hatte keinen Freund, der mir beistehen, ja der mir nur raten konnte. Da wandte ich mich an meinen Vater und bat ihn um seine Unter-

stüßung. — Du hast ihn geliebt? — „Ja,“ stammelte Bella schauernd, denn sie hatte eine unerklärliche Angst vor Sir Barnard. — „Er verweigerte sie,“ fuhr der Heuchler fort, „ausgenommen unter einer Bedingung — wenn ich heirathe. Mein Herz war frei, ich hatte Dich noch nicht geliebt. Ich willigte ein, und auf das Versprechen hin, Lydia zu heirathen, wurden meine Schulden bezahlt.“ — „Armut, Ehbart, ist keine Schande. O! wie gerne hätte ich sie mit Dir getheilt, wie gerne für Dich gearbeitet, Dich aufgehheitert!“ — „Ich hatte nicht den Muth, ihr in's Auge zu blicken,“ antwortete ihr Gatte mit gut gebildeten Gewissenbissen. „Der Augenbild, den jurchbaren Vertrag zu erfüllen, nahte heran, inzwischen warst Du meine Frau geworden, Deine Rechte waren über allen Zweifel erhaben, die unferes Knaben ebenjalls. Von allen Seiten gedrängt, bedroht, mit Vorwürfen überhäuft, halb wahnsinnig ob meiner schwierigen Stellung — vergab ich in einer unglücklichen Stunde die Hand, die ich nicht mehr vergeben konnte, und lud einen Meind auf mein Gewissen. — Von der Stunde an habe ich ein Leben des Glends geführt, Niemand kennt meine Qual, meine Pein. Wäre mein Verbrechen noch einen oder zwei Monate unentdeckt geblieben, so hätte Alles noch gut gehen können, denn Lydia's Arzt verichert mich, daß sie nicht mehr lang leben kann. — Es wird ihr das Herz brechen,“ fuhr er fort, „aber ich will das nicht erleben. Verzeihe mir, Bella! und verprie dich, wenn es möglich ist, vor meinem Kinde das Verbrechen seines unglücklichen Vaters geheim zu halten.“ — Mit trefflich gebildeter Herzweilung warf er sich auf die Kniee und suchte die Hand der betrogenen Frau zu erfassen. Diese sah ihn lang mit durchbohrendem Blick an, als wollte sie in seiner Seele lesen. — „Ich muß nachdenken,“ murmelte sie. „O Gott! steh' mir bei! Ich kann kein solches Unglück auf Deine Familie bringen, will unseren Sohn nicht der Schande preisgeben. Das Unrecht, das Du mir selbst zugefügt, Ehbart, das vergehe ich Dir, vergehe ich Dir von Herzen.“ — „Gott segne Dich,“ rief der Heuchler, indem er ein Bistul aus der Tasche zog und es vor die Stirne hielt, dieß soll die Sühne für meine Verirrungen sein.“ — Getreu dem großmüthigen Impuls ihres Frauenherzens rang Bella mit ihm, um ihm die Waffe zu entreißen. — „Deine Seele!“ — „Ihr sie in Todesangst,“ dent' an Deine unsterbliche Seele! Lebe und thue Buße. — Ich will ja Alles thun, was Du willst, will schwören, so lange Dein strenger Vater lebt. Ich schwöre dich,“ fügte sie fast wahnsinnig vor Angst bei, „bei eines Weibes Treue, bei der Liebe, die Du gemannt und die noch immer für Dich spricht.“ — Wie ihr Versprechen feierlicher wurde, nahm der Widerstand ihres Gatten allmähig ab: sein Jurod war erreicht; mit einer leichten Anstrengung entwand sie das Bistul seinen Händen, schluderte es von sich und sank dann halbohnmächtig in seine Arme. Selbst in dem Herzen Kapitän Galtons regte sich etwas wie Gewissenbisse, als er seine Lippen auf die ihrigen drückte und bemerkte, wie der bittere Krost die Thränen auf ihren blassen Wangen erstarren gemacht hatte. — „Du hast mich dem Leben wiedergegeben!“ — „Stützte er ihr in's Ohr;“ — „habe Dank, Du süßes, treues Weib. Aber Du darfst nicht hier bleiben. Ich kann nicht zugeben, daß Du eine so niedrige Stellung in dem Hause meines Vaters einnimmst, in dem Hause, das eines Tages Dich seine Herrin nennen soll: es verliert das meine Liebe, meinen Stolz!“ — „Deinen Stolz, aber nicht Deine Liebe,“ antwortete Bella traurig. — „Weibes,“ versetzte ihr Mann. „Doch wir müssen luchen ein anderes Mal wieder zusammenzukommen. Die Stunde, zu der ich eintruffen verprie, ist schon vorüber. Sir Barnard erwartet mich. Wenn er Verdacht schöpft, so zittere ich für Dich, für unser Kind.“ — „Verlaß mich! Geh!“ rief die Frau, erschrocken über die Gefahr, die er so gewandt ihrer Einbildungskraft vorführte, „ich kann allein zurückkehren, ich fürchte mich nicht.“ — „Allein! da ich das süße Vorrecht habe, Dich zu beschützen . . . Doch ich gehorchte, es ist die

traurige Buße für mein Verbrechen, meine Falschheit.“ — Der herzlose Mann schloß seine Frau einem Augenblick in die Arme und verschwand dann rasch auf dem engen Fußpade, auf dem er gekommen war. — Bella stand eine Zeitlang schweigend da und dachte über das Versprechen nach, das sie gegeben, erwog vielleicht die Mittel, durch die man es ihr abgenötigt hatte. Höflich schien eine schmerzlicher Gedanke in ihr aufzulegen, sie schaute unruhig umher, bis ihr Blick auf das Bistul fiel. Es aufheben und untersuchen — war Sache eines Augenblicks: es war nicht geladen, — ein Ausdruck tiefer Betrachtung spielte um ihre blassen Lippen bei diesem unwiderprüchlichen Beweis von ihres Gatten Erbarmlichkeit. — „O!“ murmelte sie, „wie habe ich diesen Mann geliebt! Eben jetzt noch war ich schwach genug ihm zu versprechen, daß ich, um ihn zu retten, seine Schande geheimhalten — meinen eigenen guten Namen, die Ehrlichkeit seines Sohnes auf's Spiel setzen wollte! und — o Schmach über ihn! Schmach!“ . . . Uebermüthig von ihren Gefühlen sank die Frau auf den Sance hin, vergab das Gesicht in den Händen und weinte lang und bitterlich. Als sie sich erheben wollte, entfuhr ihr ein Schrei des Entsetzens, aber er wurde halb erstickt durch einen widerlichen Griff an ihre Kehle — ein Kampf folgte — Stöße wurden geführt — hoch auf sprühte das Wasser des Sees und schloß sich über dem Opfer — dann war es stille — und Alles war vorüber. Das treueste Herz, das je in eines Weibes Brust gepocht, hatte für immer zu schlagen aufgehört. — „Wie blaus und ausgeziffen Du aussehst!“ rief Lady Alicia Galton, als ihr Sohn, nachdem er in der Cile Todt gemacht, sich in dem Speisezimmer zu Moultry Hall einfand. „Wie bist Du angetommen?“ — „Ich ging durch den Park,“ antwortete der Kapitän, „er, der Wüldhüter, trug mir das Gepäd.“ — „hast Du Deine Frau schon gesehen?“ fragte Sir Barnard. — Obgleich sein Vater nur Lydia meinen konnte, war Ehbart doch betroffen von der Frage. — „Noch nicht,“ stammelte er, „ich hoffe, sie ist wohl.“ — Der Baron suchte die Nachen; eine solche Kälte nach viermonatlicher Abwesenheit schien sogar ihm unbezweifelnd. — „Ich hielt es für besser,“ setzte der Kapitän hinzu, „sie auf meine Ankunft vorzubereiten. — Wenn nur das Kind kein Mädchen wäre! Es sind so nichtsnutzige Geschöpfe.“ — „Dante!“ rief seine Schwester, an die er bis jetzt noch kein Wort gerichtet hatte. — „Laura soll Lydia benachrichtigen,“ sagte die Mutter. — Die junge Dame entfernte sich mit der gleichgültigen Miene von der Welt, ohne im Geringsten ein Vergnügen daraus zu empfinden, daß sie ihrer tranken Schwägerin eine Nachricht bringen durfte, die diese — wie ihr nicht unbekannt sein konnte — wohlthuend berühren mußte. — Ein peinigender Zwang herrschte unter den Mitgliedern der Familie, es fehlte in ihrem Berich an der Wärme wahrer Zuneigung, er war kalt, sich, förmlich. Sir Barnard zog sich sehr bald in das Bibliothekzimmer zurück und ließ Mutter und Sohn allein beisammen. — „Dein Vater ist wüthend,“ sagte Milady; „es bedurfte all' meines Einflusses, um ihn zu vermögen, Dich wenigstens mit Mäßigung zu empfangen. Er hat gelobt, deine Entfaltung mehr für Dich zu bejahen.“ — „Dann muß ich mein Patent verlaufen und außer Lands gehen.“ — „Wäre es ein Knabe gewesen,“ fuhr Lady Alicia fort, „so wäre es wohl anders gegangen, aber Alles hat sich wider uns verschworen. Dein Vetter Erward. . .“ — „Was ist's mit ihm?“ fragte rasch der Wüldhüter, der einen so unerantwortlichen Gebrauch von dem Namen seines Verwandten gemacht hatte. — „Er weigert sich, in die Kirche zu treten.“ — „Ich kann ihn darum nicht tadeln,“ sagte ihr Sohn wieder aufstehend. „Es muß eine gräßlich langweilige Geschichte sein. Doch, was will er anfangen?“ — „Die Rechte studiren.“ — Kapitän Galton warf sich in den Sopha zurück und brach in ein herzliches Gelächter aus. Er mußte, wie sehr ein solcher Entschluß den Stolz seines Vaters verletzen mußte, der auf jeden Beruf — mit Ausnahme der Kirche und der Arme

— mit souveräner Betrachtung herabfab. — „Das vergißt ihm Sir Barnard nimmer,“ bemerkte er, „außer er wird Lord-Kanzler. Ich fange an wieder aufzuleben,“ fuhr er nach einer Pause fort und schenkte sich ein frisches Glas Burgunder ein. „Der wadere alte Wein hat mir das Blut wieder erwärmt, das während meines Ganges durch den Bart halb erstarrt ist. Ich denke,“ fügte er bei, „ich gehe heute Abend noch zu Lydia hinüber.“ — „Versteht sich, mußt Du das. Was würde sie denken, wenn . . .“ Ein lautes Klopfen an der Thüre des Speisezimmers schnitt die Bemerkung ab, welche die Dame machen wollte, und schreckte den Kapitän auf, der das eben erhobene Glas wieder unberührt auf den Tisch stellte. — „O, Milady!“ rief der Portier, in das Zimmer tretend, „bitte, erschrecken Sie nicht. Ich hielt es für's Beste, Ihnen selbst die schreckliche Nachricht zu bringen. Die Amme . . .“ — „Was ist's mit ihr?“ fragte Egbert aufspringend, blaß vor schlecht verhaltenem Schrecken, „mit — mit dem Kinde, meine ich?“ — „Das

Kind ist ganz wohl,“ versetzte der Bediente, „das unglückliche Frauenzimmer hat es nicht mitgenommen.“ — „Was ist vorgefallen?“ fragte Lady Alicia mit ihrem ruhigsten Tone. — „Die Amme hat sich bei den vier Weiden ertränkt. Die Wirthschafter wollten sie nach der Halle bringen, aber Sir Barnard ließ es nicht zu und hieß sie die Leiche nach Widjal in's Armenhaus tragen.“ — Egbert taumelte wie ein Betrunkener zum Zimmer hinaus. Seine Mutter sah ihm mit besorgtem Blicke nach.

(Fortsetzung folgt.)

Der Annecy-See.

Der Annecy-See ist um Vieles kleiner als der Genfer-See, aber er überrascht vielleicht noch mehr als dieser durch seinen lieblichen und reizenden Charakter; er gleicht einem



Der Annecy-See mit dem Dorf Tallevires.

riesigen Saphir, der sich in diese einsame, erhabene Alpennatur verloren und nun eine ihrer Hauptzierden bildet. Das frische Grün seiner Ufer, seine einsamen abgelegenen Seitenthäler und die grandiose Nacktheit der in seiner Flut sich spiegelnden Bergspitzen bilden ein Landschaftsbild, wie es nur von wenigen übertroffen werden möchte. Und auch die Kunst ermangelte nicht, die Natur noch zu verschönern: da dehnen sich an den fruchtbarsten Ufern Gärten, in denen Obstbäume und Gemüse in üppiger Fülle stehen, Schlösser mit herrlich angelegten Parks, deren Fierde hohe italienische Pappeln, Eichen, Platanen, Kuf- und Maulbeerbäume bilden, Klöster, einsame Villen, Ruinen, Fabriken aller Art, in denen namentlich Seide verarbeitet wird, und weld' letztere von dem Fleiß der hier wohnenden Menschen ein rühmendes Zeugniß ablegt. Vesteigen wir eine auf steiler Höhe gelegene Ruine, ein zerbröckelndes Haus ohne Fensterheben und

Rahmen, das den Namen Rousseau's führt, um eine freie Umfassung über den See und die Alpengipfel zu halten. Nieseln, niederes Buschholz und Strauchwerk wuchern um die grauen Steine, in welche die zum Besuch kommenden Touristen zum Angedenken ihren Namen eingegraben, jenes philanthropischen und sonderbaren Mannes sich erinnernd, der, ein Freund einsamer Abgeschlossenheit, hier Gewaltiges und Großes dachte. Das Haus war einst Eigenthum der Frau von Warenz, und es erhebt sich auf einem Abhang zwischen Chavoire und Venzier. Von seiner Terrasse nun überblickt man das alte Schloß der Grafen von Genz mit seinen vieredigen Donjons, und zu dessen Füßen die Stadt Annecy, ferner die malerische Zitate, nahebei das Saunt Katharinenthal, reich an Mais, Gerste, Hanf, Flach, Weizen, Neben, riesigen Kufsbäumen und durchtraucht von schimmernden Nasskaden, weiterhin den hohen Semnoz, der in seiner niederen Region

von Jahrhunderte alten Fichtenwäldungen umgürtet ist, und auf dessen mit duftendem Thymian bewachsenen Weideplätzen im Sommer zahlreiche Heerden weiden. Auf der alten Straße nach Evriev hin spenden hohe Kastanienwipfel wohlthuenden Schatten; die Bäume haben hier Stämme von riesenhaften Dimensionen, und ihre Wurzeln und Keste zeigen manchmal wahre Naturspiele und fesseln den Wanderer durch ihre Auswüchse und phantastischen Bildungen, welche oft Tier- und Menschenfragen ähnlich sind. Besonders staunenerregend ist der Blick auf das Thal des Bauges, am gegenüberliegenden Ufer des Sees! Welch' immenses Amphitheater! Staffelförmig steigen die Alpen in die Höhe, der geringste der Gipfel immer noch einige tausend Fuß hoch. Die wildeste, rauheste und romantischste Szenerie vereinigt sich hier

mit dem lieblichen Jbpl der zu Füßen liegenden Wäldungen, Gärten und Wäiden zu einem harmonischen und erquickenden Bilde. Das Trauliche dieser Landschaft noch zu vermehren, erblickt man überall Hirten mit ihren Heerden. Auch das Thal von Thones, umstarrt von gigantischen Tannenwäldungen, sei erwähnt. Wenn im Frühling der Schnee schmilzt und die Lawinen verberend in die Schluchten herniederrollen, dann durchbrausen schäumende Bergwasser die Thalschluchten und stürzen von allen Felsentanten schäumende Wassergeräusche, unter denen der Fall von Murette über 300 Fuß hoch ist, ein silberner Schleier, den der Wind um die Felsabhänge klattern läßt. Das Monthenthal liegt am Ende des Sees, und schließen denselben an dieser Stelle die Dent de l'Enfant, spitze Felsnadeln, welche im Abend- und Mor-



Die Dent de l'Enfant und das Schloß Monthon, Geburtsort des heiligen Bernhard.

genlicht roienroth glühen, oder in stiller zauberischer Mondschneinacht aus massivem Silber geformt scheinen. Ein altes Feudalschloß mit starken Thürmen liegt zu Füßen dieses Bergtitanen; in ihm wurde der heilige Bernhard geboren, der spätere Gründer der Abtei von Clairvaux, welcher durch seine Predigten zu den Kreuzzügen entflammte und der Gründer der Hospize auf dem großen und kleinen Bernhard wurde, auf deren Plateau früher ein dem Jupiter geweihter Tempel und ihm zu Ehren errichtete Säulen standen. Die beiden Hospize erheben sich ungefähr 8000 Fuß über die Meeresfläche, und der Winter herrscht dort mit Ausnahme von drei Monaten mit eisiger Gewalt. Die zum Orben gehörigen Mönche bedienen sich zum Suchen der verunglückten Reisenden abgerichteter Hunde, welche die Berge durchstreifen und am Halse einen Korb voll Speise und Heilungsmittel tragen.

Der heilige Bernhard, welcher den 28. Mai 1108 starb, ist daher bei der Bevölkerung jener Gegenden in großer Verehrung, und am 5. Juni jedes Jahres feiert man durch ein kirchliches Fest sein Andenken.

Am Thale von Monthon finden sich noch Spuren alt-römischer Bauten, unter andern die Pfeiler einer Brücke. Von Monthon aus führt am Fuße der hohen Allgebirge eine gut angelegte Straße nach Talloires, in dessen Nähe am Ufer ein großes eisernes Kreuz errichtet ist. Dieser Standpunkt ist recht geeignet, eine neue eigenthümliche Strandszenerie zu bewundern. Zur Linken ist der See ganz von schroffen, düstern Felsen eingeschlossen, in der Front springt das Berggebirge Roc de Chère schroff und tahn in die Flut, durch seine mächtigen Klippen die rauhen Nordwinde aufhaltend. Auf der schmalen, weit in den See hineintretenden

den Landzunge von Timgart erhebt sich ein malträgliches Schloß, umschattet von Traubtannen und Ulmen. In Talloires, dessen weiße Häuser sich an die Hieracraffen lehnen, wurde Bartholot, welcher mit Kavoilier und Genöin in der Chemie Ausgezeichnetes leistete, geboren. Eigentlich stammte dieser Gelehrte, wie so viele Savonarben, ursprünglich von einer französischen Familie ab, und man geht jetzt mit der Idee nun, ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. Nicht fern von Talloires liegt ein altes Mönchs-Kloster in Ruinen: ein wenig weiter krönt die Kapelle von Saint Germain einen isolirten Hügel, dann folgt Montmin, von wo ein Fels auf die Spitze der Tournette, einen der erhabensten Alpen-gipfel, führt. Au den ganzen See zu überblicken, muß man sich nach Verrier begeben, und dort rathen die in Savonen Meisenden gewöhnlich einige Tage lang, um die eben geschilderten pittoresken Thäler und Höhen zu besuchen.

q. Weiter.

Das Geheimniß des Kronenwafels.

(Schluß.)

Mit Uebergehung der einleitenden Schritte zur Unter-judung, damit meine Geschichte nicht zu lang wird, gehe ich auf den Zeitpunkt über, in welchem Newton in Anklagehaft verrieth und wegen eines an seinem Mitthölgänger verübten Mordes vor die Riffen verwiesen wurde. Die Verweigerungen waren allerdings zufälliger Art, aber ich war überzeugt, daß Newton der Schuldige war und traf deshalb, ohne das mindeste Zögern oder ohne irgend einen Zweifel, die notwendigen Vorbereitungen zu der Rolle, die mir bei diesem Prozesse zufiel. Es war verurtheilt worden, die Sache als bloßen Todtschlag darzustellen, aber die Anreizung war so geringfügig im Vergleich zu dem Verbrechen, und es wäre dem Angeklagten leicht gefallen, auf irgend eine Weise sich Murphys Belästigungen zu entziehen, daß davon nicht wohl die Rede sein konnte; namentlich wenn man in Betracht zog, daß man annehmen durfte, er sei eine Stunde oder noch später, nachdem er Zeit zum Bedenken gehabt, vom Bett aufgestanden und mit voller Ueberzeugung in das Zimmer seines Nachbarn gegangen, um hier die That an einem unbewachten, arglosen Manne zu begehen, den wahrscheinlich sein Zustand der Trunkenheit völlig verheißungslos gemacht habe. Tief bestimmte die große Jury die Anklage auf Mord zu stellen, was auch die vollkommene Billigung des Publikums für sich hatte. Ich gestehe, daß die ganze Geschichte mir so klar vor Augen stand, daß ich das Gerichtsverfahren für nichts weiter mehr als eine bloße Formalität betrachtete, die nur zur Rechtfertigung der Strenge des Gesetzes nothwendig war. Am Vorabende der Gerichtsöffnung ereignete sich aber ein Umstand, der, soweit er mich betraf, die ganze Sachlage änderte. Ich saß allein in meinem Zimmer, mit den letzten Vorbereitungen zu der morgigen Sitzung beschäftigt, als mir ein Mann gemeldet wurde, der mich in dringenden Geschäftsangelegenheiten zu sprechen wünsche. Obgleich mir die Störung sehr unangenehm war, gab ich doch Befehl ihn vorzulassen, und als ich einen Augenblick hernach aufblühte, sah ich in dem Lichtkreise, den meine Lampe verbreitete, einen hochgewachsenen, bleichen Mann vor mir stehen, dessen Augen voll Feuer unterdrückter Leidenschaft auf mein Gesicht gerichtet waren. Ich erstarrt ein wenig — er war so leise eingetreten, doch sagte ich mich schnell wieder und erwiderte ihm, sich zu setzen. Während er sich niederließ, sagte ich hinzu, daß ich sehr beschäftigt sei, weshalb ich ihn ersuchen müßte, in seiner Anwesenheit sich so kurz als möglich zu fassen. — Wahrscheinlich beschäftigte Sie sich mit Newton's Angelegenheit, sagte mein Besucher nach einigen einleitenden Worten. Als ich dies bejahte, fuhr er fort: Eben in dieser Angelegenheit bin ich hier. Und wenn Sie mich vorher versichern können, daß Sie meine Mittheilung nicht als Richter, sondern als Rath ertheilender Advokat aufnehmen wollen, so bin ich viel-

leicht im Stande, einiges Licht über die Sache zu verbreiten. In der Meinung, er habe mich in meiner Eigenschaft als kaiserlicher Advokat aufgesucht, um mir irgend eine Mittheilung zu machen, welche Newton's Schuld noch mehr darthun würde, willigte ich ein. Aber stellten Sie sich mein Entsetzen, ja meine Verthürzung vor, als er mich zu versichern anfuhr, daß er nicht nur von der völligen Unschuld Newton's überzeugt, sondern daß er auch während des Streits zwischen Newton und Murphy, welcher kaum eine Stunde vor dem Tode des Letztern stattgefunden hatte, anwesend gewesen sei. Er sei nämlich in Murphy's Zimmer in der Abicht verbor-gen gewesen, von diesem eine große Summe wieder zu erlangen, welche er an jenem Abend im Spiel an ihn verloren habe. — Da meine Geschichte schon länger gedauert hat, als ich beabsichtigte, so will ich mit wenigen Worten berichten, was der Mann mir mittheilte. Er hatte den Abend in einem Spielhause mit Murphy zugebracht, den er wohl kannte und welcher ihm eine große Summe, — Alles, was er auf der Welt besaß und womit er am folgenden Tage nach Australien zu segeln beabsichtigte, abgenommen hatte. Beide hatten das Zimmer zusammen vertheilt, auf der Strafe aber sich getrennt. Mein Besucher war aber aus irgend einem Grunde, den er nicht anzugeben für gut fand, bald wieder umgekehrt und Murphy nachgefolgt. Er dachte nicht daran, ihn zu ermorden oder zu berauben, sondern ging, halb wahninnig über seinen Verlust, ohne recht zu wissen wohin. Murphy trat in eine Schenke und trank dort thätig, während sein Opfer außen wartete, an dem bitteren Gedanken launend, daß ihm nichts übrig geblieben sei, sich einen Trank oder auch nur ein Nachtquartier zu verschaffen. Während der Mann hier stand, beklüßte er in Gedanken, Murphy anzureden und ihn durch Bitten oder im Nothfall mit Gewalt zu veranlassen, ihm etwas von dem Gelde zurückzugeben. Als er ihn aber ganz betrunnen herauskommen sah, dachte er, wenn er ihm seine Dienste anbiete, ihn nach Hause zu begleiten, könne er seine Absicht besser ausführen. Murphy war sehr erfreut, ihn zu sehen, und ohne daran zu denken, was zwischen ihnen vorgefallen war, lud er ihn ein, mit ihm nach Hause zu kommen und die Nacht bei ihm zuzubringen. Die erwünschte Gelegenheit machte sich auf diese Weise von selbst. Er konnte sicher sich des Geldes bemächtigen, während Murphy schlief, und ihm dann den Glauben beibringen, er habe es aus dem Heimwege verloren. Jedemfalls aber konnte er jeden Verdacht bis zum Abgange des Dampfbootes von sich abwenden. Es war ein unheimlicher Plan, aber der Teufel ist nur allzubereit, wie es scheint, jeden Gelegenheit zu verschaffen, welche ein Verbrechen im Schilde führen. Er ging also mit Murphy nach Hause und war bei seinem Streite mit Newton anwesend. Als Murphy zu Boden gefallen war, legte er sich ruhig auf's Bett, und nachdem er gemartet hatte, bis nach seiner Meinung sein Opfer tief eingeschlafen sei, und auch die übrigen Personen, welche der Wärrin, den er gemacht, gemeldet hatte, nichts mehr hören würden, stand er auf, tappte durch das Zimmer, bis er in die Nähe des Trankenschiebers kam, und fing an dessen Leiden zu durchsuchen. Eben hatte er die Hand an dessen Brusttasche gelegt, welche das Geld enthielt, als Murphy erwachte. Jetzt entspann sich der Kampf, den Newton gehört hatte. Der Gedanke an Mord kam ihm erst in Sinn, als er das mit ihm ringende Opfer am Halse gepackt hatte. Murphy war ein harter Mann. Die Gefahr war dringend. Sein Schwert konnte jeden Augenblick das ganze Haus aufweden. Vielleicht hatte das Ohr des Argwohn's bereits die unterdrückten Gähnerne vernommen. In seinem Gürtel steckte ein scharfer Dolch. Er ergreift denselben und in einem Augenblicke stößt er ihn seinem Opfer tief in die Seite: es erfolgte abtrmal's ein Rumpf, noch einer, und noch einer, jeder immer schwächer, da Stoß auf Stoß folgte, bis zuletzt der Ermordete lautlos tot zu Boden fiel. Die ganze Zeit über hatte des Mörders Hand seinen Hals gepackt gehabt und kein deutlicher Schrei war seinem Munde entküpft. Eine Stunde später, nachdem der Mörder ge-

räuslos sich hinweggeschlichen hatte, befand derselbe sich wieder in seinem Wohnhaus. Hier wechselte er seine Kleidung, verbrannte, was er von Weißzeug auf dem Leibe getragen, wusch sorgfältig die Händchen aus seinem Aede, legte sich dann zu Bett und schlief ununterbrochen bis gegen Mittag. Wie er mir sagte, blieb ihm kaum noch Zeit übrig, seine Anordnungen zu treffen, um zeitig genug auf das Dampfboot vor der zu seiner Abfahrt bestimmten Stunde zu gelangen. Dieß war aber sein letzter friedlicher Schlaf gewesen. Das Gewissen quälte ihn bestiger, als er zu ertragen vermochte. Er hat Kalifornien nicht erreicht; die schmerzliche Strafe warf ihn in den Jähmuth lange Zeit darnieder, wo er in einer Zeitlang die Nachridt von der Verhaftung Newton's las, welcher des Verbrechens beschuldigt wurde, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen. Dieß bestimmte ihn juristisch zu lehren, um wo möglich ihn zu retten. Wir hatten eine lange Unterredung mit einander. Ich ließ meinen neuen Klienten nicht mehr weggehen, und nachdem ich ihn für die Nacht sicher untergebracht hatte, blieb ich lange sitzen, um über die Sache nachzudenken, denn ich sah mich durch seine Angabe in eine ganz eigenthümliche Lage versetzt. Am folgenden Tage erwiderte ich dem Gerichtssaale und ersuchte, daß die Jähwörter und der ganze Gerichtshof über den Mangel des innern Zusammenhangs meiner Eröffnungsrede in Erwägen gerathen sind. Niemand vermag zu begreifen, mit welcher zitternder Aengstlichkeit ich dem Gang der Verhandlung folgte. Ich hatte mein Möglichstes gethan, der Sache eine günstige Wendung zu geben, und es hatte mir zur wahren Erleichterung gereicht, als ich bemerkte, daß von Seite der Verteidigung ein Theil der Beweise zurück angefordert wurde, wodurch offenbar die Anklage theilweise umgestoßen war. Nach viertägigen Verhandlungen — Tagen der höchsten Angst für mich und für den Mörder, dessen bleiches Gesicht und brennende Augen fortwährend im Saale auf mich gerichtet waren, wie für den Angeklagten und dessen Freunde — hatten die Geschworenen sich auszusprechen. Es dauerte vierundzwanzig Stunden, ehe sie ihren Wahrspruch thaten, und ich darf wohl sagen, daß die Worte „nicht schuldig“ dem armen Newton nicht willkommener waren als mir. Er wurde freigesprochen und entlassen. Im Publikum wurde die Sache vergessen, aber selbst heute noch hört man Leute vom Gerichtsstand von der Art und Weise sprechen, mit welcher ich die Anklage behandelte, indem diese die Ansicht sich nicht nehmen lassen, daß meine Nachsicht allein Newton gerettet und den Schlaf der Gerechtigkeit verhindert habe. Das Erstere ist allerdings richtig. Aber der Schlaf der Gerechtigkeit wurde nur durch das mir aufgedrungene Geheimniß verhindert. Seit dieser Zeit trage ich das Bewußtsein in mir, den wahren Mörder zu kennen.“ — „Und was ist denn aus diesem geworden?“ fragte der Doktor, indem er zum ersten Mal seit dem Beginn dieser Mittheilung das Stillschweigen brach. — „O! dieser ging, nachdem Alles vorüber war, nach Kalifornien und ist seitdem in seinem neuen Vaterlande zu großem Ansehen gelangt. Er ist um seiner Moralität und seines Gemeingutes willen allgemein geachtet und Jedermann hält ihn für einen ausgezeichneten Mann. Er war im Jahre 1856 eines der berühmtesten Mitglieder des Vigilanz-Komitees und ist ein entschiedener Feind aller Spieler, Trinker und Störer der Ruhe und Eiderheit Anderer. Ich möchte aber das Bewußtsein seiner Schuld um alle Schätze Kaliforniens nicht mit ihm theilen.“

Deutscher Geist und deutsche Männer.

I.

Gotthold Ephraim Lessing.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte sich in deutscher Dichtung und Wissenschaft eine ungemöhnliche Reg-

samkeit. Aus dem Geistesdämmer und der Unselbstständigkeit, wie sie sich nach dem dreißigjährigen Kriege eingestellt hatten, erwachte das deutsche Volk nach und nach, und besonders von dem Norden Deutschlands ging diese Neubildung deutschen Geistes aus. Der mächtigste der norddeutschen Fürsten, Friedrich der Große, stellte sich an die Spitze seiner Zeit; und während er das französische Wesen begünstigte und der Einheit des deutschen Reiches tödtliche Wunden schlug, erweckte er doch wieder durch sein Vorbild und die der Wissenschaft gewährte Freiheit die schlummernden Kräfte des deutschen Volkes. Nun wäre es zwar Thorheit, zu glauben, große Dichter und Denker erwüchsen aus dem Samen, den ein König austreut; es ist aber doch sehr wichtig, ob ein solches Samenorn aus Gottes Hand auf Erden Regen und Sonnenschein zu freier Entwicklung findet. Durch ein solches frischeres Gesammleben wird auch der Einzelne gehoben, wie er zu demselben für sein Theil beiträgt. Jedemfalls ist die große Anzahl bedeutsamer Männer der Wissenschaft und Dichtung sehr auffällig, welche in der zweiten Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts hervortreten und die goldene Zeit des deutschen Schriftlebens heraufzuführen. Der Ghorführer und Fadelträger dieser stolzen Genossenschaft großer Männer war Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren in der Stadt Camenz in der Lausitz am 22. Januar 1729. Er entstammte einem Geschlechte, dessen Glieder seit langen Jahren würdige Geistliche oder Rechtsgelehrte gewesen waren, und ein solches tüchtiges Familienbewußtsein übte auf Gemüth und Lebensrichtung gar segensreich ein. Lessing's Vater war erler Prediger der Stadt und hoffte, der Sohn werde einst als Geistlicher ihm folgen; diesem Wunsche erobte er die größten Opfer mit Freuden. Aber neun Brüder folgten dem ältesten, und nicht selten fehlte Mangel und Noth in dem bescheidenen und doch immer wohlthätigen Pfarrhause ein. Ernste Christliche Frömmigkeit herrschte darin; dabei war Lessing's Vater ein Mann, welcher für die Wissenschaften ein offenes Gemüth hatte und die Geschichte der Reformationszeit mit besonderer Vorliebe betrieb. Dieser Geist des Fleißes und der Zorndung ging zeitig auf den hochbegabten Knaben über, welcher in den Büchern die liebste Unterhaltung fand. Als er in seinem fünften Lebensjahre gemalt werden sollte, dachte der Maler ein Vogelbauer auf dem Bilde anzubringen; der kleine Gotthold aber rief aus: „Nicht doch! mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich will lieber gar nicht gemalt sein!“

Lessing besuchte zuerst die lateinische Schule zu Camenz, und ward dann im Frühling 1741 nach Meissen in die Fürstenschule geschickt. Wie manche berühmte ältere Schule von Norddeutschland, wurde dieselbe aus einem aufgehobenen Kloster entstanden und mit den Klostergütern ausgestattet; sie hatte aber zugleich die klösterliche Einrichtung des eingezogenen Lebens, strengen Fleißes und der genau geübten Unterordnung beizubehalten. Es war eine gute Schule des Arbeitens und Denkens für den jungen Jüngling; er war damals schon ein trefflicher Grieche und Lateiner, auch die Mathematik zog seinen scharfdenkenden Kopf sehr an; in leichter Wiederichtung veränderte er sich; die Lehrer erfreuten sich an seinen prächtigen Anlagen, tabellen aber auch ein vorlautes Wesen, wie es überlegene Menschen leicht haben, ehe sie das Leben schult. Auf eine Anfrage des Vaters antwortete der Vektor: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Aktionen, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen!“ So erklärt sich, daß Lessing ungeduldet seines noch nicht ausreichenden Alters sich sehnte, die finsternen Räume der Klosterschule zu verlassen, wo er nichts mehr lernen konnte; um so mehr, als nach der Schlacht von Hesselborsdorf im Dezember 1745 die Schulsäle zur Herberge der Verwundeten dienen mußten und gefährliche Krankheiten in Meissen ausbrachen. Lessing erreichte mit Niße seinen heißen Wunsch und verließ als siebenzehnjähriger Jüngling die

Hürstenschule; er sagte später: „Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe!“

Im September 1746 bezog Lessing die leipziger Hochschule, die angesehenste jener Zeit, um nach des Vaters Wunsch Theologie zu studiren. Doch fühlte er in sich keinen Verus zum geistlichen Amt; und nach dem Zwange der Klosterschule trieb es ihn, sich der ungewohnten Freiheit um so mehr zu erfreuen. Er selbst meint später, er habe zwar studirt, man sehe ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage was? Er trieb Heilkunde und Alterthumswissenschaft, philosophische Disputationen, Meten und Rechnen, übersepte und schrieb Theaterstücke für die damals sehr gezeierte Gesellschaft der Frau Neuber; all' das erbaute den Vater sehr wenig, welcher mit Recht eine solch' halt- und ziellose Lebensweise eines zukünftigen Geistlichen nicht würdig crachtete. Er beschloß den Sohn zurückzurufen und durch

den erneuten Aufenthalt im väterlichen Hause zu bessern. Aber wird er gehorchen? Der Vater glaubte zu einer Unwahrheit seine Zuflucht nehmen zu müssen; er schrieb nach Leipzig, die Mutter sei schwer erkrankt und wünsche sehr den Sohn zu sprechen. Gotthold machte sich sofort auf, in talter Winterzeit; und die Reisen gingen damals langsam im unbehaglichen Postwagen; als er vor Frost schauernd nach einigen Tagen ankam, fand er die Mutter wohl auf, und ward statt mit Vorwürfen mit mütterlichem Bedauern empfangen. Nach mehreren Monaten lehrte er Ostern 1748 nach Leipzig zurück. Aber er hatte sich leichtsinnig in Schulden gestürzt, und verließ die Hochschule um den Gläubigern zu entgehen. Er begab sich nach Berlin. Mit den zürnenden Eltern zerfallen, ohne Geld, ohne Stütze als seine Kraft und seinen Geist, stand Lessing schon in seinem zwanzigsten Jahre selbstständig da. Das Studiren gab er völlig auf, setz' entschlossen, fortan als Schriftsteller nur von dem Er-



Gotthard Ephraim Lessing, geb. 1729, gest. 1781.

trage seiner Arbeiten zu leben. Es beginnt die irre Lebenswanderung des großen Mannes, welcher durch bitteren Mangel und unendliche Arbeit sich hindurch rang, eigentlich niemals Friede, niemals Ruhagen und Glück fand, sich in jeder Wissenschaft versuchte, die tiefste Gelehrsamkeit bewies und die herrlichsten Werte für die Bühne schuf, der wie ein gewaltiger Waldbrecher mit der Art in das wuchernde Gestrüpp des deutschen Schriftlebens einhieb, und überall an seiner Statt reiche Saaten aufspießen ließ. Es war ein großer, herrlicher Mann! aber wir bedauern ihn, daß er den Segen stiller häuslicher Behaglichkeit und Lebenszufriedenheit so selten geseht hat.

Lessing ward also Schriftsteller, und die nächsten zwölf Jahre, Jahre des Mangels und der Arbeit, zwangen ihn, alle seine Kraft zusammen zu nehmen, um nicht in planlosem Literaturlieben unterzugehen. Mit allerlei kleinen Arbeiten für Zeitblätter beschäftigt, verweilte er drei Jahre lang zu

Berlin. 1752 begab er sich nach Wittenberg, um endlich auch äußerlich seine Studienzeit abzuschließen; er ward daselbst Magister. Abermals wohnte er einige Jahre zu Berlin, wo er nach und nach immer größeren Ruf und zwei treffliche Freunde in dem Buchhändler Jn. Nicolai und dem Philosophen Moses Mendelssohn gewann; durch sein Theaterstück „Niß Sara Sampson“, welches er anfangs 1755 in tieffter Einsamkeit zu Potsdam schrieb, breitete er zuerst den Ruhm seines Namens auch als Theaterdichter weit hin aus. Um durch die stete Berührung mit einer guten Schauspielergesellschaft sich zu ernueter Thätigkeit für die Bühne anregen zu lassen, wohl auch getrieben durch die ihm eigene Unruhe, siedelte er im Jahr 1755 wieder nach Leipzig über. Hier öffnete sich ihm eine erwünschte Reisegelegenheit.

(Echil: folgt.)

Gethsehem.



Obgleich Bethlechem eine der kleinsten Städte in Juda, so ist sie doch mit nichten die geringste: ist doch aus ihr der Herr gekommen, welcher seine göttliche Lehre verkündete, zu der sich nun Millionen von Menschen bekennen. Der Anblick des Städtchens, das heute etwa noch 3000 Einwohner zählt, ist ein heiterer und freundlicher zu nennen, und auch seine Umgebung trägt den Charakter sorgloser Kultur. Schattige Obstbäume, Mandel- und Apfelfenbäume stehen in der Nähe seiner Mauern, verwitterten Mauern, und allenthalben erblüht das Auge fruchtbarere Esjamb- und Maisfelder. Das sogenannte Klosterquartier wird durch eine hohe Mauer von der übrigen profanen Stadt getrennt, und diese umschließt das griechische, armenische und lateinische Kloster. Die Geburtskirche, welche von der heiligen Helena auf derselben Stelle erbaut wurde, wo einst das neugeborene Christkind in der Krippe lag, ist eine Basilika, deren aus Cedern vom Libanon gefertigte Fassade von ionischen Säulen getragen wird, und deren hoher Chor durch eine Mauerwand von dem übrigen Kirchenraum abgetrennt ist. Vor dem Altar des Chors befindet sich im Aufhoben ein Stern, über welchem derjenige leuchtet, der den heiligen drei Königen aus dem Morgenlande als Leiter zu dem göttlichen Kinde diente. Die Kapelle, der Ort, wo der Heiland zur Welt kam, liegt etwas tiefer und zu ihr führen Stufen hinauf. Sie wird durch eine Anzahl ewiger Lampen erhellt und macht einen feierlichen Eindruck, den die mit weißem Marmor ausgelegten Wände noch erhöhen. Jetzt steht ein Altar auf der Stelle, wo einst der Heiland geboren wurde, und eine lateinische Inschrift, von silberner Glorie umflossen, verkündet dem frommen Pilger die Stätte, wo dieses die Welt bekläuende Ereigniß geschah. Die Bethlehemitin sind fleißige und betriebsame Leute, und auch eine Schule, in welcher die Kinder freilich fast nur im Lesen des Talmud unterrichtet werden, befindet sich daselbst. Ihre Kleidung besteht meist aus einem blauen oder grauen Hemd, über welches sie bei rauhem Wetter einen baumwollenen Mantel ziehen, Flußschößen und dem im ganzen Lande üblichen Fetz, um den sie einen Turban oder auch nur ein einfaches Tuch winden.

Ernst Reichard.

Die Stiefsochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Gilbert Harding brachte eine unruhige Nacht in der „Wanderstruß“ zu. Während des kurzen Schlummers, den seine Aufregung ihm gönnte, plagten ihn furchtbare Träume, und mehr als einmal fuhr er von seinem ärmlichen Lager auf, während, er höre nach Hülsen rufen. In den langen, traurigen, wachen Zwischenräumen lauflachte er ängstlich, ob nicht der Wirth und sein Genosse zurückkämen. Das Gelingen ihres Vorhabens war für ihn von der höchsten Wichtigkeit, es war mehr als nur Sicherheit für den Augenblick, es gab ihm seine Freiheit wieder, verschaffte ihm die Mittel, seinem Feindes mit gleichen Waffen zu begegnen. „Bigamie und Fälschung!“ marmelte er vor sich hin; „Ehre gegen Leben, Deportation gegen den Galgen: dem wagt der Freigling nicht zu tropen. Arme Vella, bin ich nur erst frei, so sollst auch Tu in Deine Rechte eingeseht werden. Dann aber an's Werk: ein Leben der Arbeit soll das Vergangene wieder gut machen und der Zukunft die unsichtbare Perle abringen, die ich verloren — die Achtung vor mir selbst.“

„Dies waren die wachen Gedanken des Unglücklichen, der — wenn auch nicht schlimm von Natur, durch Schwachheit und Nachsichtigkeit in eine Kasse des Verbrechens hineingerathen war. Als der Tag anbrach, machte die Angst jener fieberhaften Ungebuld Platz, welche ein langes Warten auf wichtige Ereignisse erzeugt, es ward ihm zu enge in seinem

Zimmer und er begab sich in die Küche, wo er die Wirthin mit den Zubereitungen zum Frühstück beschäftigt fand. Die Frau betrachtete ihn mit einem Gemisch von Furcht und Mitleiden. Ihr Mann war die ganze Nacht in seinem Auftrag abwesend gewesen und sie sagte sich, daß dieser Auftrag ein schlimmer sein müsse. Ihre üble Laune verbitterte sie indes nicht, den Haushaltungsgeschäften nachzukommen, und bald stand Thee mit Brod, Schinken und Eier, nebst einer kalten Geflügelpatte auf dem Tische. Nachdem sie so gethan hatte, was sie für ihre Pflicht hielt, ging sie zum Fenster und schaute unruhig in die Gegend hinaus. — Es war beinahe Mittag, es stüllet und Goring in einem Wia, das sie in dem Gastenwappen gemiethet hatten, in die Wanderstruß zurückkehrten. Es lag nichts in ihrer Erscheinung, das Jemand hätte auf den Gedanken bringen können, sie hätten die Nacht anderswo als im Bette zugebracht. — „Ist es euch gelungen?“ fragte Harding, unruhig, seine Umgebung länger zurückzuhalten. — Der Meister des Armenhauses nickte bejahend. — „Wir haben sie,“ flüsterte der Wirth. — Ein Vadeln inniger Verriedigung erhellte einen Augenblick die bleichen Züge seines Gesichts. — „Wie habt ihr sie bekommen?“ fragte er. — „Das,“ erwiderte Humphrey stillet, „ist der sonderbarste Theil der Geschichte. Miles und ich sind ziemlich wohl zu Moultry Hall bekannt. Ein Theil davon, der nördliche Flügel, ist seit Jahren unbewohnt. Da nichts zu machen war, ehe die Familie sich zur Ruhe begeben hatte, so lud ich Miles ein, mit mir in meinem Zimmer zu Nacht zu speisen, wo wir die Sache noch weiter besprechen könnten.“ — „Ja, und ein Kapitalisten war's!“ fiel der Wirth ein. — „Es war fast Mitternacht, ehe wir an's Aufbrechen dachten,“ fuhr der Erzähler fort, „und eben schritten wir uns an zu gehen, als Bert, der Thürhüter, mir anzeigte, daß so eben zwei von Sir Barnard's Leuten die Leiche von der Arme in's Armenhaus gebracht haben. Man habe sie aus einem Reich oder Ser herausgeschickt, wo sich das arme Ding erträunt habe.“ — Wenn statt warmen Mutes plötzlich gekühltes Bier zu dem Herrn Gilbert Harding's zurückgeführt wäre, so hätte er keine durchdringenderen Schrei ausstoßen können, als der war, den Liebe, Mitleid, Grauen und Gewissensbisse ihm auspreßten. So jung und schon zur Verwöhnung, zum Selbstmord getrieben durch Rationationen, bei denen er selbst, wenn auch wider seinen Willen, das Werkzeug war! Der pleidische Tod des armen Mädchens brachte ihn mit einem Male zur Selbstkenntniß, und er erröthete vor seiner eigenen Nichtswürdigkeit. — „Todt!“ marmelte er, indem beide Thränen aus den brennenden Augen stürzten; „todt! Ermordet! Ermordet!“ — Humphrey und der Wirth wechselten rasche Worte bei dem Wort und wurden blaß wie die Wand. „Ermordet!“ wiederholte der Ertere. „Das sagt kein Mensch — sie hat sich selbst in's Wasser gestürzt. Harry Lee, der Wirthshüter, den Sir Barnard mit der Leiche in's Armenhaus geschickt, hat es mir erzählt.“ — „Ja, ja, so ist's,“ rief sein Genosse. „Ich hab' es selbst mit angehört.“ — Gilbert hatte keinen Verdacht, daß seine Kusine im eigentlichen Sinne des Wortes ermordet worden sei. Er sah in ihr eines der zahllosen Opfer der Liebe, die wohl moralisch, wenn auch nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach, ermordet werden, und bitterer Abscheu vor ihrem Verführer, vor sich selbst, erfüllte sein Herz. Nachdem er mit gewaltiger Anstrengung wieder Herr über seine Aufregung geworden, nahm Gilbert seinen Sitz, von dem er im Schreden aufgesprungen war, wieder ein und erkundigte sich bei seinen Gefährten nach dem Erfolg ihrer Bemühungen. — „Wir haben sie alle,“ antwortete Miles Goring, „Humphrey fand sie bei der Leiche.“ — Vella's Welter konnte sich eines Säuwere nicht erwehren bei dem Gedanken, daß ihre entsetzte Hülle noch durch die Verwöhnung zweier solcher Schurken entmilt worden war. — Humphrey stillet zog nun das schwarzgefärbte Säckchen aus der Tasche, das die Verstorbenen um den Hals getragen hatte, und legte es auf den Tisch. Die veriprodene Belohnung

war an die Verbindung geknüpft, daß es uneröffnet in die Hände des Auftraggebers gelangen müsse. Die Sängler hatte über die Kuglerde den Sieg davon getragen, und der Inhalt der Tafel war den Weiben unbetanmt geblieben. Gilbert's Hände zitterten vor Aufregung, als er die Schnur ablöste und den Traufstein nebst mehreren Briefen herausnahm, in denen Egbert Gaston Bella als seine Frau anredete. Sie waren allerdings „Edward“ unterzeichnet, allein dieß war eine List, die nicht viel zu bedeuten hatte, da die Handschrift leicht als die Egbert's bewiesen werden konnte. — „Ist Alles in Ordnung?“ fragte der Wirth gierig. — „Ja!“ — „Und das Geld?“ — Der Gast zählte es bedächtig auf den Tisch — einem jeden hundert Pfund. — „Das ist noch nicht Alles,“ rief Corina, nachdem er seinen Antheil an der Beute eingestekt hatte; „Humpfey hat noch was Anderes gefunden, und um zehn Pfund per Mann können Sie's auch haben.“ — Mr. Stillet brachte einen Brief zum Vorschein, den er in der Tasche von Bella's Kleid gefunden hatte und der bewies, daß sie bei den vier Weibern mit Jemand zusammen gekommen war. Gilbert erkannte auf den ersten Blick die Handschrift des Kapitän's, der um eine Unterredung bat und den Ort des Nebengewölbes bezeichnete. Mit seiner gewöhnlichen Schlauchheit hatte der Heuckler nicht unterzeichnet. Wäre der Name Egbert Gaston's unter den wenigen rasch hingeworfenen Zeilen gestanden, würden sich die, in deren Hände er gefallen, nicht um das Hundertfache der begehrten Summe davon getrennt haben. — „Ungeheuer!“ murmelte Harding, von Entsetzen übermäßig. — „Er dort — er! O Gott! Gib mir Geduld mit diesem Menschen!“ — „Der Brief mag mehr werth sein,“ machte idyllisch der Wirth geltend. — „Er ist mehr als genügend bezahlt,“ versetzte der Gast, indem er ihnen die verlangten zwanzig Pfund ausfolgte. „Für jeden Andern als mich werthlos, völlig werthlos. Laßt, was zwischen uns vorgefallen ist, ein Geheimniß in Eurer Brust bleiben, es ist unter Umständen gefährlich zu plaudern. Vielleicht kommt auch noch die Zeit, wo Ihr aus Eurer Verschwiegenheit Nutzen ziehen könnt. — Ich begleite Sie nach Widdal,“ fügte er an Stillet gemeldet hinzu, „lassen Sie einpacken.“ — Wenige Minuten nachher fuhr der Unglückliche mit schwerem Herzen und leichter Verthe an der Seite des Armenhausmeisters über die Haide dahin.

Der vermuthliche Selbstmord der Amme erregte, wie unsere Leser sich denken können, große Sensation zu Moultry Hall. Mit Ausnahme Sir Barnard's und seiner jüngeren Tochter war kein Mensch in dem Hause, dem der Fall nicht mehr oder weniger nahe ging. — Mary äußerte gar keine Meinung. Sie verließ ihre Geheule, die ohne Zweifel schmerzlich genug waren, tief in ihrer eigenen Brust. Es schwebte über Bella's Tod ein Geheimniß, das sie sich scheute zu durchdringen. Es kette das Benehmen ihres Veters Edward in ein peinliches Licht; ein fürchterlicher Verdacht begann wider ihren Willen in ihr aufzubämmern. — Kapitän Gaston war am nächsten ergiffen. Er verrieth es durch die verstörten Mienen, das nervöse Aufsehen, so oft der Gegenstand berührt wurde. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte der Wüsthing, daß das Gewissen nicht ewig stumm bleibt, daß es eine Stimme bekommt, die, stärker und immer stärker werdend, zuletzt mit dem Tone des Donners spricht. Niemand in der Familie fiel die außerordentliche Umwandlung in Egbert's ganzem Wesen aus, als Lady Alicia. Aber weit entfernt, einem Gedanken an die wirkliche Lage der Sache Raum zu geben, vermuthete sie nur, daß eine Verbindung zwischen ihrem Sohne und Bella bestanden habe, und es lag ihr Alles daran, daß dieß im gegenwärtigen Augenblick verschwiegen bleibe. — Was den Baron betrifft, so hatte ihn die Sache nicht sehr beunruhigt. Als der Wildbüter die Nachricht von der Aufindung des Leichnams brachte, ließ er denselben in's Armenhaus tragen, und am andern Morgen sandte er das Kind hinterdrein. Sir Barnard war einer von denen, die jeden Anspruch an ihre Menschlichkeit für

beseitigt halten, wenn sie ihren Betrag in das Armenhaus bezahlt hatten.

Der Kapitän saß in seinem Schlafzimmer und versuchte sein Gesicht in etwas ruhigere Falten zu legen, als ein Diener mit einer Karte eintrat. „Für Niemand zu Hause,“ rief der junge Herr, ohne die Karte von dem Teller zu nehmen. — „Ich hab' es dem Herrn gesagt, aber er bestand darauf.“ — „Weitand darauf?“ — „Ja!“ — Egbert griff hastig nach der Karte und las den Namen: „Gilbert Harding.“ Sein erstes Gefühl war das der Enttäuschung, daß Harding es gewagt hatte, ihm ohne seinen Befehl zu folgen, aber es wich alsbald dem der Befriedigung. Er bedurfte Jemand, dem er sich eröffnen, der ihm rathe, für ihn handeln konnte. — „Ich will den Herrn sprechen,“ sagte er, „lassen Sie ihn eintreten.“ — Der Diener entfernte sich, und bald darauf trat Gilbert in das Zimmer, aber nicht mehr der Gilbert, der sonst dem Kapitän gegenüber gestanden, er war ein anderer geworden. Zorn und Verachtung sprach sich in jedem Zuge seines schönen bleichen Gesichts aus, und die Augen, die einst sich so demüthig vor den empörenden Verleumdungen seines Meisters gesenkt hatten, begegneten jetzt seinem Blicke mit herausforderndem Stolz. — „Darf ich fragen, Sir, was Sie ohne meinen Befehl nach Moultry Park führt,“ fragte Egbert hochmüthig. — „Ihre Verbrechen.“ — „Unverschämte! Sie vergessen sich!“ — „Ja wohl vergesse ich mich, daß ich mich herablasse, mit einem Wörder zu unterhandeln. Würde ich thun, wozu Mühe und Gewissen mich gleich mächtig auffordern, so müßte ich Sie stehenden Fußes vor den Richter schleppen, um vor den Schranken der menschlichen Gerechtigkeit die jeige Ermordung Ihres Opfers zu verantworten.“ — „Eind Sie verrieth!“ rief Egbert. — „Ich — ich der Mörder Bella's? Käsdertlich! Das arme Mädchen hat sich selbst umgebracht.“ — „Vügger! elender, erbärmlicher Vügger!“ — „Das ist zu viel!“ sagte Egbert erbleidend. — „Ich habe Sie zu lange schon mit dem Strick verlobt, den Sie so sehr verdienen, aber die Stunde der Rache ist vorbei.“ — Die Hand des Sprechers griff nach dem Glockenzug, doch zog er ihn nicht an. Gilbert Harding sah sein Zaudern und lächelte verächtlich, er schritt zu der auf der andern Seite angebrachten Schnur und rief hastig daran. — „Großer Gott!“ rief Egbert, „was soll das heißen?“ — „Ich gedachte Ihrer Mühsit voruzulommen, Zeugen zu unserer Unterredung zu berufen, oder Woten, um die Polizei aus der benachbarten Stadt herbeizuholen. Geben Sie Ihre Aufträge genau, denn sie werden zwei Gefangene bekommen.“ — „Zwei?“ — „Ja, den Mörder und den Fährler,“ antwortete der Besuch ruhig. — „Für Niemand zu Hause,“ sagte Kapitän Gaston zu dem Bedienten, der dem Ruf der Glocke gehorchte. „Wenn Sir Barnard oder Lady Alicia nach mir fragen, so sagt ihnen, daß ich dringend beschäftigt bin.“ — Nachdem der Mann diese Weisung erhalten hatte, verließ er das Zimmer. — „Nun,“ nahm der Sprecher wieder das Wort, „erklären Sie mir, wie Sie zu dieser fürchterlichen Ansehung kommen.“ — „Das Verbrechen wird loylich in seinen Schlussfolgerungen,“ bemerkte Bella's Bettler mit bitterem Spott. „Nach einem Motive, dächte ich, brauchte man nicht länger zu suchen. Wenn ein Mann zwei Frauen hat, so ist es ihm gewiß mehr als anständig, eine davon los zu werden.“ — „Aber nicht durch einen Mord,“ versetzte der Kapitän mit feister Stimme. „Ihrer Ihrer Behauptung liegt kein Zeugniß meiner ersten Heirat vor. Sie erfolgte im Geheimen, und der Geißliche, der den Akt vollzog, ist in Indien.“ — Gilbert Harding zog das selbste Säckchen mit dem Traufstein aus der Tasche und hielt es dem Sprecher entgegen. „Hat Ihre Hand geiztet,“ fragte er, „nachdem Sie ihr mörderisches Vorhaben ausgeführt hatten, daß Sie es unterlassen haben, dieje Gemeindeste von dem Hals Ihres Opfers wegzunehmen?“ — „Ich — ich habe Bella seit meiner Ankunft in Moultry nicht gesehen,“ stammelte Egbert. — „Auch nicht an sie geschrieben?“ — „Auch nicht an sie geschrieben,“ wiederholte er in höchster Bestürzung. — „Sie;

ner!" rief Gilbert, zum zweiten Mal das entehrende Wort wiederholend, „Schlange! von der ich nicht weiß, ob ich sie mehr hasse oder verachten soll. Der Beweis ist in meinen Händen, der niederträchtige lebende Brief, mit dem Sie Ihr Opfer zu den vier Weiden gelockt haben. Sie erleiden! Nicht wahr, das schmerzt Sie zu Boden?" — „Wie kommen Sie zu diesem Brief?" rief Gaston aus, „Sie selbst müssen das Verbrechen begangen haben, dessen Sie mich beschuldigen." — Harding lächelte verächtlich, „Das müssen Sie einer Oathswornenband glauben machen," versetzte er. „Zu der Zeit, als es vollbracht wurde, war ich Meilen weit von der Stelle entfernt. Doch wozu das Ihnen sagen? Sie wissen es so gut als die Zeugen, die mir die beschwören werden. Die Urkunde über Ihre Verheißung, und der Brief, der Ihren nichtswürdigen Hals in den Bereich des

Stricks bringt, wurde von dem Meister des widrigen Arbeitshauses von der Leiche Ihrer Frau entfernt." — Obgleich immer noch seine Unschuld behauptend, sah Egbert doch ein, daß die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe beinahe unwiderleglich waren. Gilbert Harding war nicht länger sein Sklave, ein Wurm, den er zittern konnte, er stand jetzt mit ihm auf gleicher Stufe. „Was schlagen Sie vor?" fragte er. — „Leben um Leben," erwiderte Gilbert, „den Wechsel, den ich auf meinen Vormund fälligte, den Brief, in dem ich Ihnen mein Verbrechen gestand — gegen die Bemeise Ihrer Schuld." — „Und den Trauschein?" — „Nein!" antwortete Gilbert Harding streng; „aber ich schwöre Ihnen, keinen Gebrauch davon zu machen, so lange Sir Barnard lebt, Weiter gebe ich nicht." — „Ich muß mir die Sache überlegen," murmelte der unglückliche Mann. — „Thun Sie



Dumhpriest Elliot zog das schwarzseidene Säckchen aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

das," sagte sein Besuch, und warf sich in einen Sessel, „ich kann warten." — „Die Sache ist die, daß ich den gefälschten Wechsel und den Brief, den Sie fordern, nicht hier habe, aber bei Allem, was..." — „Unglücklich für uns Beide," fiel ihm Gilbert mit ungläubigem Acheln in die Rede. — „Wie so? Die Sache ist doch so dringend nicht." — Bella's Vetter sprang auf. „Wenn, ehe jene Uhr dort die Stunde schlägt," rief er, auf die Pendule des Kamins deutend, „die Papiere nicht vernichtet sind, so schlepe ich Sie mit meinen eigenen Händen vor den nächsten Friedensrichter und lasse Sie der Doppeltöde, des Gattenmords an, gleichviel ob ich selbst darob zu Grunde gehe." — Kapitän Gaston trat zu dem Tische, schloß eine Chatouille auf und nahm den Wechsel nebst dem Brief heraus, der nach seiner Behauptung in London sein sollte. Jeder streckte die Hand aus, und der Austausch erfolgte in demselben Augenblicke. Eine Minute später

waren die Papiere zu Asche verbrannt. Gilbert Harding war es wie Einem, der mit einem Male seine Fesseln von sich wirft; zum ersten Mal seit zwei langen Jahren schlug sein Puls wieder frei. Er konnte der Welt wieder unter die Augen treten. „Von nun an, Kapitän Gaston," bemerkte er, „gehen unsere Lebenswege auseinander: so lange Sir Barnard lebt, sehen wir uns nicht mehr; aber wenn Ihr Vater zu seinen Ahnen versammelt ist, dann mögen Sie mich erwarten. Inzwischen leben Sie wohl." — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und ließ seinen vormaligen Feind mit schäumendem vor ohnmächtiger Wuth zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Es ist nicht anzunehmen, daß ein solch unbedeutender Umstand, wie der Tod von seines Entfels Amme, eine Men-

berung in den Absichten eines so entschiedenen Charakters, wie Sir Barnard war, herbeiführen konnte. Sein Sohn war in Moultra angekommen, die Familie mithin repräsentirt, und so beschloß er, seine Tochter sofort zu entfernen und sie in das Haus, oder besser gesagt Gefängniß zu bringen, das ihre Verwandte auf dem Pachthof für sie hergerichtet hatte. — Obgleich überrascht und einermachen erschreckt bei der Eröffnung, daß sie in drei Tagen ihren Vater auf einem Besuch bei Miss Mendal, deren Charakter ihr nicht unbekannt war, begleiten müsse, setzte Mary weder Bitten noch Widerstand entgegen, da sie wußte, daß dieß doch umsonst sei. Die Ereignisse der letzten Zeit hatten sie furchtbar darnieder gedrückt, und wäre nicht Squire Beadam zufällig gekommen, um den Baron zu der Edduktion in das wüthliche Armenhaus abzuholen, so hätte sie nicht einmal die Vorsicht gebraucht, ihn von der Sache in Kenntniß zu setzen. — „Sonderbar,“ bemerkte der würdige Mann finnend; „sind Sie

zu vor schon in dem Hause Ihrer Verwandten gewesen?“ — „Niemals!“ — „Miss Mendal ist arm, glaube ich?“ — „So habe ich gehört,“ erwiderte Mary. — „Und der Pachthof ein einfaches, durchaus verfallenes Gebäude,“ fügte der Squire bei. „Ich erinnere mich, es gesehen zu haben, wie ich in der Nähe auf der Jagd war, und dann fand mir sonderbare Dinge über die Eigenthümerin zu Ohren gekommen. Sie müßten den Besuch ablehnen.“ — „Man wird mich zwingen.“ — „Sie sind volljährig,“ bemerkte Mr. Beadam ernst. — „Vor wenigen, vor sechs wenigen Tagen noch,“ versetzte die Erbin, „hätte ich den Muth gehabt, mich zu widersetzen, aber es ist eine traurige Veränderung mit mir vorgegangen. Es ist mir fast gleichgültig, was man mit mir anfängt.“ — „Ich habe etwas von der Sache gehört,“ sagte ihr Rathgeber zaudernd, denn er fühlte, daß er eine zarte Saite berühre. „Mein alter Freund ist vergangene Nacht von Orford zurückgekehrt, wo er...“ — „Edward be-



„Wenn die Papiere nicht, ehe jene Ihre die Stunde schlägt, vernichtet sind, so schleppe ich Sie vor den Friedensrichter.“

sucht hat?“ rief Mary hastig. — „Ja.“ — Miss Gaston sandte ein stummes Dankgebet zum Himmel. Eine furchtbare Last wälzte sich von ihrem Herzen. Wie herzlos und schuldig ihr früherer Geliebter in anderer Hinsicht auch sein mochte, eines wirklichen Verbrechens war er wenigstens nicht schuldig, und sie kam zu dem Schlusse, daß Bella selbst den Tod in den Wellen gesucht habe. — „Ich bin auf eigene Weise zwischen den Vater und sein Kind gestellt,“ fuhr Squire Beadam fort, „aber ich werde nicht abgehen von dem, was ich für meine Pflicht halte. Bis irgend ein Akt der Gewalt oder des Zwangs erfolgt, kann ich mich nicht offen einmengen. Sie sollen indeß nicht völlig vertheidigungslos dem Erbarmen Sir Barnard's und seiner dürftigen Verwandten preisgegeben sein. Ich will Jemand in Ihre Nähe bringen, auf den ich mich verlassen kann, um Sie zu beschützen, über Sie zu wachen.“ — Mary dankte ihm, mehr aus einem Gefühl allgemeiner Dankbarkeit, als weil er ihr Schutz ver-

sprach. Obgleich noch so jung, fing sie doch schon an alle Freude am Leben zu verlieren. „Ja, ja!“ murmelte sie, wie sie sich auf ihr Zimmer begab, um Zurückungen für ihre bevorstehende Abreise zu treffen, „es war kein Mord. Es muß ein Selbstmord gewesen sein. Arme Frau!“

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Geist und deutsche Männer.

I.

Gotthold Ephraim Lessing.

(Schluß.)

Ein reicher junger Leipziger, Namens Winkler, suchte zu einer mehrjährigen Reise nach England und Frankreich einen

gebildeten Reizegesellschaft; Lessing ward dazu aufgefördert und nahm das Anerbieten an, welches ihm die Möglichkeit bot, in frischer Jugend die Welt zu sehen und der anstrengenden geistigen Tagelöhnerlei seines bisberigen Schriftstellerlebens auf vier Jahre Lebenslohn zu sagen. Sie erließen im Mai 1756 ab: langsam, wie damals üblich war, nicht allein wegen der schlechten Reizegelegenheiten, sondern weil man das mit so großen Opfern an Geld und Bequämlichkeit erreichte Reiseziel auch immer recht gewissenhaft auszunutzen trachtete, während wir, durch den Reiz bequemer Weiterbeförderung verführt, uns häufig mit oberflächlicher Betrachtung des Wichtigsten und Schönsten begnügen, und das ist im Grunde nicht so übel. Lessing und sein Jahrmesser Winkler — denn wer würde ohne Lessing noch von dem reichen Leipziger reden? — fuhrten also über Braunschweig, Hamburg, Bremen langsam nach Amsterdam, und bereiteten sich vor zu Ueberfahrt nach England; da zerrann plötzlich der schöne Reizeplan: Friedrich der Große ließ in Sachsen ein und besetzte Leipzig. Herr Winkler lehrte reich nach der Vaterstadt zurück. Lessing wohnte bei ihm und speiste mit ihm im Gasthof; als er aber, unbekannt um die Kriegswirren, für Friedrich II. zu sprechen und endlich gar preussische Offiziere an den Tisch einzuführen wagte, sagte Winkler sich von ihm los, und Lessing war wieder der arme Schriftsteller zu einer Zeit, wo das Schwert weit mehr sprach und galt als die Feder.

Im Mai 1758 kehrte Lessing wieder nach Berlin zurück, immer forschend und schreibend, bis es ihm gründlich verleidet war. Der Krieg brauste fort, und Lessing schmeißte sich aus der stillen Arbeitstube auf das Feld des Lebens; ein Jahr nach dem andern kam und ging, und ein dauerndes Amt stellte sich nicht ein. Als ihn daher 1760 die Stelle eines Sekretärs bei dem General Tauentzien, dem tapferen Kommandanten von Breslau, angeboten ward, nahm Lessing dieselbe an, so wenig er als Schriftsteller und Theaterdichter Verzug hierfür zu haben schien. Lessing aber hoffte einestheils ein dauerndes Amt mit lohnendem Einkommen, andererseits bedurfte er frischer Anregung zu neuer Lebensfreude. Zwar reich war der Dichter nicht; sein Einkommen zerrann ihm rasch wieder unter den Händen in schrankenloser Wohlthätigkeit und ebenso unbefonnener Lust am Glücksspiel; um zu sparen und noch etwas zu erübrigen, kaupte er eine reiche Sammlung von Büchern zusammen. Seine Lebensweise war höchst sonderbar. Morgens arbeitete er als Sekretär, schrieb Briefe nach dem Kriegshauptplatz; nach Tisch arbeitete er wieder oder durchstöberte Bibliotheken; am Abend saß er im Schauspiel, oder, was häufig geschah, im Spielhaus; er dürrte sich nach Aufregung der Seele. In dem Rausch einer so mannigfaltig erregenden Thätigkeit dichtete Lessing an heiteren Frühlingmorgen in einem Garten von Breslau sein reizendes Lustspiel Minna von Barnheim oder das Soldatenglied, und machte die Vorarbeiten zu seinem gelehrten und geistvollen Raafoon. Als aber der Frieden verkündet worden war, schien auch dies Leben für den unthätigen Mann allen Reiz verloren zu haben. Er vergichtete auf die ihm von Tauentzien gebotene Anstellung, um wieder als freier Gelehrter den Wissenschaften zu leben. „Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nichts, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Welt desselben noch zum Sklaven zu machen.“ So sprach er stolz und kehrte nach Berlin zurück. Aber das Leben eines vom Reize seiner Feder abhängigen Schriftstellers und Zeitungsredigers wollte ihm nach dem Sturmleben in Breslau nicht gefallen: seine geringen Ersparnisse waren dahin, und so war es ihm sehr erwünscht, als ein Ruf aus Hamburg an ihn erging, bei dem dort neugegründeten Nationaltheater mitzuwirken durch Herausgabe eines beurtheilenden Wochenblattes. Die Aufgabe stimmte mit Lessing's inuermem Verwille so sehr zusammen, daß er den Ruf annahm und im April 1767 nach Hamburg überfiedelte.

Run brach zwar das neue Unternehmen nach zwei Jah-

ren wieder zusammen, und Lessing sah sich abermals ohne sichere Aussichten in die Zukunft; aber während dieser Zeit erwuchs sein berühmtes Werk, die Hamburgische Dramaturgie, in welcher er über das Wesen der Bühnendichtung die klarsten Grundbegriffe aufstellte, und die bis dahin als müßerig und unbedeutend betrachteten Stücke der französischen goldenen Zeit einer scharfen Prüfung und dem herrlichsten Lode unterwirft.

Um eine schöne Hoffnung ärmer, weilte Lessing in Hamburg, und dachte an eine Reise nach Italien, als ein Brief seines Freundes Ebert in Braunschweig ihm eine neue Lebensaussicht eröffnete; derselbe lud ihn im Austrage des Erbprinzen von Dürand ein, die Stelle eines Bibliotheklers an der großen Bucherammlung zu Wolfenbüttel zu übernehmen. Lessing hatte bis dahin jedes Amt zurückgewiesen, welches ihm die Aussicht auf dauernde Dienstbarkeit bot; jenes Anerbieten indes erdlich so wohlgekommen und zuvörderst, daß er, des Spärlingslebens auf dem Tische, wie er es nennt, herzlich müde, den Ruf annahm und im April 1770 zu Braunschweig eintraf; einige Wochen später trat er sein neues Amt an.

Der unthätige Mann konnte hoffen, nun einen Anstort für sein Alter gefunden zu haben; denn in die Vierzig war er bereits eingetreten. Der reiche Bücherhauf schien wie zu seiner eigenen Benutzung angepöckelt; das stille Wolfenbüttel erlaubte angestrenkten Fleiß, die Nähe von Braunschweig bot leicht Gelegenheit zur Erholung und zu anregendem Umgang mit den Freunden. Sein spannenbes Hobbies legte ihm Zwang auf, und auch die Noth des täglichen Lebens, welche ihn bis dahin so mannigfach gequält hatte, schien nicht mehr zu drohen; und es zeigte sich die Aussicht, an der Schwelle des Alters durch glücklichen Ehebund ein behagliches Hauswesen zu gründen. Im Herbst 1771 machte Lessing eine Reise nach Hamburg und Berlin, auf welcher er sich in ersterer Stadt mit Eva König, der trefflichen Wittve eines Freundes, verlobte. Im Vollgusse dieses Glückes begann er sein zweites Werk, Emilia Galotti, und vollendete während des nachfolgenden Winters jenes berühmte Stück, in welchem er die Geschichte der Römern Virginia an einem der kleinen Fürstenthümer Oberitaliens vor sich gehen läßt; ein Werk, in welchem männlicher Ernst mit jugendlichem Feuer sich auf's Herrlichste vereinigt. Aber es war ein kurzer Traum des Wohlbehagens; die Aussichten auf sichere Stellung und häusliches Glück schwanden immer weiter in die Ferne; die Schulden, heranannahende Kränklichkeit und geistige Mißstimmung, die alle Unzuverlässigkeit mit dem Gegebenen, das alte rabelose Hiniausstreben aus der gelehrten Einsamkeit seines Bücherlebens quälte den großen und doch so leidenschaftlichen Mann auch hier; bis er endlich, an Leib und Seele gründlich verstimmt, mitten im Winter, im Februar 1775, aufbrach, um durch eine Reise sich zu erheben.

In Leipzig und Berlin war ihm wohl; in Wien fand er die glänzende und ehrenvollste Aufnahme, fand er vor allen Dingen seine Braut Eva König, welche hier eine ausgedehnte Seidenfabrik besaß, mit ihr gedachte er heimzuziehen. So war es ihm keineswegs willkommen, als er durch den Prinzen Leopold von Braunschweig zu einer Reise nach Italien aufgefordert ward, auf welche er sonst so lehnig gehofft. Muthig ging er mit; unvorbereitet und verstimmt betrat er Venedig, Rom, Neapel, diese Orte so reich an Testamenten herrlicherer Kunst, an geminnender Naturschönheit; muthig und mit dem Jörn der Verzweiflung kehrte er nach einem Jahre zurück in sein Wolfenbüttel; im Oktober desselben Jahres 1776 verheiratete er sich endlich.

Wie ein Balsam wirkte auf den ermüdeten Mann der Segen eines behaglichen ruhigen Hauswekens: seine Eva gewann nicht durch den Reiz der Jugend; aber sie war flug und fröhlich, dabei von weiblicher Milde, und so ging ihm das Jahr 1777 gar stillglücklich dahin. Aber es schien, Lessing sollte nie dauerndes Glück finden. Am Weihnachts-

abend bekam er einen Sohn; aber ach! er starb nach wenigen Stunden, und nach einigen bangen Sorgenwochen trug man auch die Gattin zu Grabe. So war sein Haus wieder verödet, nur die Stiefkinder blieben ihm und er sorgte für sie mit wärmster Liebe: er arbeitete fortan stets in dem Sterbezimmer seiner Gwa.

Lessing fand nicht Zeit, seinem Schmerz nachzuhängen. Er hatte die sogenannten Wolfenbüttler Fragmente herausgegeben, ein Werk des verstorbenen Hamburgers H. S. Neimarus. Dasselbe zweifelte den Werth christlicher Offenbarung an und gab dadurch den Gottesgelehrten zu heftigen Streit-Christen Veranlassung. Der häufigste dieser Widersacher war ein ehemaliger Bekannter, der Oberpfarrer Göthe in Hamburg, welchem der schlagfertige Kämpfer mit seinem Antipode derb antwortete. In der Hitze des Streites aber entsündete sich seine lange für erlöschten gehaltenen dichterische Kraft. Lessing schuf sein letztes Werk, Nathan der Weise, in welchem er im Gewande anmutigster Fichtung die Lehre entwickelte, daß alle Glaubensbekenntnisse von Eiferstüd und Ueberhebung sich begegnen sollen in der thätigen Menschenliebe. Wie einen leuchtenden Stern hielt er dieß Gedicht seinen Gegnern hin; gleichsam als sein poetisches Vermächtniß bot er es seinen Zeitgenossen und Nachkommen dar. Denn er alterte sichtlich; vorher kräftig und sprühenden Geistes, litt er häufig; sein Gang ward matt, seine Stimme gedämpft, sein Auge sehr schwach. Zu seiner Erholung reiste er im Januar 1781 zu den Freunden nach Braunschweig, wo er einige Zimmer als Abtheilungsquartier inne hatte. Hier erkrankte er. Als er am zweiten Tage der Krankheit, den 15. Februar 1781, sich niederlegte, überfiel ihn plötzlich eine so heftige Engbrüstigkeit, daß er nach wenigen Minuten starb. Er war nur zweiundfünfzig Jahre alt geworden, wie der große Britische Schaffner. Er ward beerdigt auf dem Magnitichhofe zu Braunschweig, und erhielt 1853 ein ehernes Denkmal aufgerichtet, würdig des herrlichen Mannes.

Lessing's Prosaerle sind im Vorübergehen erwähnt; fast mit jedem derselben hat er nicht allein einen andern Maß eingeschlagen, sondern zumest diesen Maß eröffnet. Im *Laokoön* stellte er die Geleite der bildenden Künste, in der *Dramaturgie* die Geleite der dramatischen Dichtung fest. Noch bedeutungsvoller sind seine Theaterstücke. Schon als Student verfasste er eine Anzahl von Lustspielen, welche vielen Beifall fanden; meist sind sie vergessen. Mit der *Miß Sara Sampson* führte er in die deutsche Dichtung das sogenannte bürgerliche Trauerspiel ein, eine Darstellung des verhängnisvollen Schicksals, welches auch in dem Schooße der stillen Familie Unheil bringt. Ein reizendes Kind des siebenjährigen Krieges ist Minna von Barnhelm, dieses Stück, in welchem Lessing's ganzes Lebenslagen, sein sittlicher Ernst, sein schallhafter Witz, seine edelste Wärme wie ein heller Springquell hervorprubelt. In der *Emilia Galotti* schuf er wieder ein bürgerliches Trauerspiel von erstem Gehalt, von knapper, prächtig gegliederter Form. Endlich Nathan, dieses tiefinnige Stück, dessen Inhalt sich zusammenfassen läßt in dem Worte des sterbenden Johannes: Kinder, liebet euch unter einander!

Lessing war kein auffallender oder schöner Mann; aber sein Wuchs war kräftig und gedungen, seine Haltung natürlich, frei und würdevoll, sein Haupt stattlich und stolz gehoben; über dem geistvollen regelmäßigen Angesicht von früherer Farbe waltete das klare dunkelblaue Auge, aus welchem solcher Gedankenflug, anmutige Schalkheit und ein herzagewinnendes Wohlwollen sprühten. Seine Kleidung war einfach aber sorgsam gehalten, und so veränderte sein Aeußeres, auch ohne auffallend zu sein, den hochbegabten überlegenen Mann.

Wie diejenigen Menschen überhaup, bei welchen der Verstand am meisten thätig ist, war Lessing am fleißigsten am Morgen; da saß er eifrig hinter seinen Büchern und Papieren; zu Wolfenbüttel ließ er sein Lieblingsstübchen auf dem Schreibtisch haufen. Nach Tisch ruhte er, ging spazieren,

unterhielt sich mit den Freunden. Im Umgang war er sehr liebenswürdig und sprühte von Geist; er sprach rasch, mit sprudelndem Witz, mit herzlicher klangreicher Stimme. In seiner Lebensweise war er ungemein einfach; glänzende Feste und Zerstreuungen miß er; dagegen erfreute er sich ungemein am Schauspiel. Eine tiefe Zerstreuung war ihm das Schachspiel nicht allein, sondern sogar das Kartenspiel; *Pharo*; und *Potterspiel* trieb er mit wahrer Leidenschaft, nicht um des Gewinnes willen, sondern weil er seinem Geiste eine solche Aufregung für zuträglich hielt. Andererseits wußte Lessing mit dem Erworbenen nicht wohl zu hantieren. So lange er es vermochte, war seine Wohlthätigkeit ungemessen, besonders während der fetten breslauer Jahre. Er pflegte damals Gold- und Silberstücke ungesondert in der Tasche zu tragen und unbesorgen an Dürftige zu vertheilen. Braute ihm ein erhlinder Bettler ein Goldstück wieder, so ließ es die Güte Gottes aufmerken, daß es ihm geschenkt. Als man ihm einst vorstellte, daß ein Bettender die Unterfindung nicht verdiente, entgegnete er: Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben? Eben so wenig wie mit seinem Geiste wußte er sich seiner Zeit hanzuhalten; bisweilen arbeitete er wochenlang vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, dann ermüdete er wieder wochenlang in Braunschweig, gleichsam unthätig, und nur Stoff sammelnd, die Welt beobachtend und sich Ruhe gönnend. Der Mann, welcher mit der tiefsten Gelerbtheit die Griechen und Römer durchforschte, auf allen Gebieten der Alterthumswissenschaften, in Philosophie und Theologie zu Hause war, und auf dessen Urtheil die berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands mit ängstlicher Spannung harrten, er konnte mit inniger Freude theilnehmen an den Spielen seiner Kinder, die er dann großmüthig gewinnen ließ. Er war ihnen ein ungemein gültiger Vater; sein Frij bekam nur zwei Ohrsreigen von ihm: die eine, weil er gelogen, die andere, weil er sich nicht gegen einen unartigen Jungen vertheidigt hatte; denn Unwahrheit und Freigebit galten dem mannbhaften Lessing als die schlimmsten Vergehen. Auch den Eltern blieb er stets mit warmer Liebe zugethan. Zwar hatte er früh sich selbst seinen Lebensweg erwählt, und keineswegs nach dem Wunsche des wohlmeinenden Vaters und der besorgten Mutter; aber bald glich sich die Bestimmung wieder aus, und Lessing, obgleich selbst durch Schulden und Unwirksamkeit in fester Verlegenheit, bemühte sich nach Kräften, die Eltern und die jüngeren Brüder zu unterstützen. Aber so arm fand er sich am Schlusse seines Lebens, daß aus seinem Nachlasse nicht die Kosten des vom Herzog veranstalteten Leichenbegängnisses gedeckt werden konnten.

Lessing war ein durchaus edler, kräftiger Geist. Den mitstrehenden Zeitgenossen weit überlegen, war er doch weit entfernt von Uebermuth und Stolz; und nur gegenüber der ausgeblähten Hohlheit mancher Widersacher brauste er in gewaltigem Zorn auf, und zog das schwarze glänzende Schwert seiner bald freundlich überzeugenden, bald grimmig verachtenden Beredsamkeit, und jeder Nieb traf. In ihrer Klarheit, Reichthümlichkeit ist Lessing's Sprache einzig; was er schreibt, liest sich so leicht und überzeugend, daß man glaubt, es nachdru zu können: aber —. Und in seinen Theaterstücken ist derselbe Zauber gemüthlichen Wortes, alles frisch, leicht, glatt, anmuthig, und unter durchsichtiger Tede tiefe ernste Gedanken einer starken Mannesseele. Und das thut besonders wohl an Lessing, daß wir ihm allezeit hochachten müssen; sein stetes Fortschreiten nach Wahrheit, seine Strenge gegen Andere wie gegen sich selbst, seine mit dem klaren Verstand verüllte Herzenswärme, seine tiefe Sittlichkeit, so daß sein Gedanke stets zugleich aus dem Kopf und dem Herzen hervorströmte. Und darum hat ihm sein großer Nachfolger Goethe mit Recht durch den Ausruß gelehrt, als er Lessing's Tod vernahm: Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben!

Das Haus des Fernando Cortez

in Merito.

Ebgleich der Name des Hernando Cortez jedem Menschen, welcher auf Bildung Anspruch macht, bekannt ist, so wissen doch gar Viele nichts von den näheren Verhältnissen und dem Charakter dieses großen Mannes. Einer seiner Biographen, der mit ihm auf persönlich vertrautem Fuße stand und der zugleich die Erziehung seiner Kinder leitete, Gomara, hebt an ihm vornehmlich zwei Eigenschaften hervor, die sich scheinbar als Kontraste gegenüberstehen, nämlich auf der einen Seite eine ungemeine Prachtliebe, die sich in seiner Neigung, prächtige Bauten aufzuführen, ja selbst in seiner kostbaren

Kleidung offenbarte, und andererseits die größte Einfachheit und Bescheidenheit im inneren Kern seines Wesens. Ganz verschieden von Pizarro, hatte Cortez klassische Studien gemacht und die Dikrete, welche er im Namen seines Königs erließ, schrieb er im elegantesten und schönsten castilianischen Stpl.

Hernando Cortez machte aus seiner Liebe für Reichthümer und Macht niemals ein Geheimniß, ebenso wenig wie er die großen für sich in Merito erworbenen Schätze verheimlichte. Er nahm den Palast der frühgen Herrscher für sich in Besitz und wohnte darin. Da derselbe aber in sehr besolatem Zustande war, ließ er 1531 eine neue Wohnung erbauen, die so großartig und theuer war, daß er dadurch die Unzufriedenheit der Audiencia erregte. „Der Marquis,“



Das Haus des Hernando Cortez in Merito.

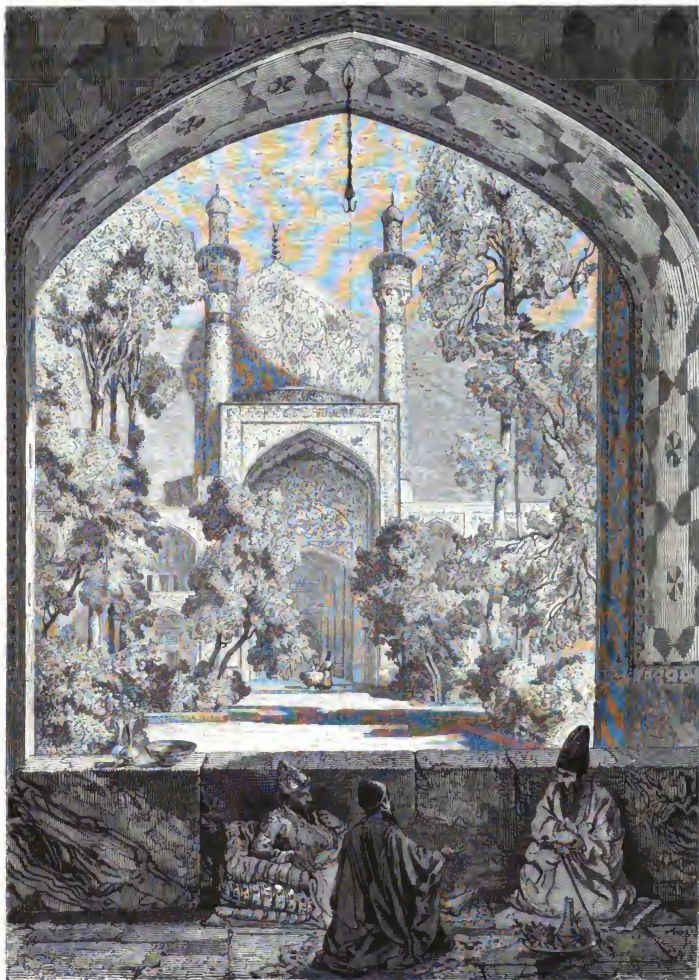
schrieb man an Karl den Fünften, „läßt hier einen Palast erbauen, viel kostbarer, als in Spanien einer zu finden ist.“ Die Materialien dazu fehlten Cortez nicht. Außer den richtigen Trümmern, die überall den Boden bedeckten, lieferten die benachbarten Steinbrüche einen porösen Kalkstein, der in Merito tezoutle genannt wird. Auch Porphyrt, Basalt und Obsidian sind dort nicht selten und wurden zum Bau genommen.

Ungeachtet der Thätigkeit, welche beim Ansführen dieses Palastes entwickelt wurde, gelangte der Baumeister doch nicht damit zu Ende; dafür sorgten die zahlreichen Feinde Cortez'. Man reizte die frohnbaren Indianer auf, fürder keine Tagelöhnerarbeit zu verrichten, und erst nach langer Unterbrechung nahm Cortez den Bau wieder auf. Er umgab

denselben mit einer großen Anzahl von Boutique und Magazinen, welche er vermietete, und zog daraus einen sehr beträchtlichen Gewinn. Von den vielen andern Häusern, welche er noch in Merito errichten ließ, wird das, welches wir unsern Lesern im beifolgenden Bilde vorführen, als dasjenige bezeichnet, welches er am liebsten bewohnte, ohne daß die Wahrheit dieser Behauptung unumstößlich fest stünde. Gewiß reicht jedoch die Erbauung desselben in Cortez' Zeit hinauf, und seine reiche und elegante Fassade erinnert an manches schöne maurische Palais, wie deren in Andalusien noch heute zu sehen sind und für die Cortez eine besondere Vorliebe hatte.

H. Ehrenfest.

Isfahan.



Der erste Anblick von Japahan ist wirklich reizend und bezaubernd. Die Gegend, in welcher es liegt, hat sehr viel Ähnlichkeit mit einem alten Amphitheater, welches an der Nord- und Ostseite frei und offen, auf der Süd- und Westseite dagegen von hohen Bergen geschlossen ist. In dieser von Gipfeln und Spitzen überragten Ebene nun tauchen vor dem Sehenden, welcher ermutigt ist durch die Monotonie der Wälder, die er mit der Saromane zu durchwandern hatte, die Kuppeln und Paläste Japahans aus Gärten und hohen immergrünen Bäumen auf. Alle orientalischen Städte aber, in welche Du auch gelangst, und wie schimmernd und prächtios sie sich Dir auch antündigen, halten nur wenig von dem, was sie versprechen. So Japahan. Durch welches Thor immer man die Stadt betritt, überall tritt einem das Bild des Verfalls und der Ruinen entgegen. Von jedw. bis siebenhunderttausend Einwohnern, welche Japahan früher besaß, sind etwa noch fünfzig oder sechzigtausend Seelen übrig geblieben; neben Quartieren, die einzig aus dem Einsturz drohenden Häusern und Bazars bestehen, in deren Trümmern und Eekern wilde Hühner ihr Lager aufgeschlagen haben, findet man wiederum Plätze, in denen Palast an Palast sich erhebt, wie dies in dem Tschar-Bagh genannten Theile der Fall ist. Letzterer Ort nun steht vielleicht einzig in der Welt da, nur in China möchte man Residenzpaläste finden, die an großartiger Konstraktion und wirklich fernhalten Gartenanlagen dem des Tschar-Bagh gleichkommen. Dieser Vergleich ist übrigens kein aus der Luft gegriffen; denn der Styl der ältesten Monumente Japahans, ihre Ornamente, Malereien tragen unverkennbar den Stempel des chinesischen Geschmacks, und finden ihre Erklärung sowohl durch die Handelsverbindungen, welche Persien von jeher mit dem Reiche der Mitte unterhielt, als auch durch das Ueberschwemmen des Landes mit Völkern der mongolischen Rasse. Unter den in der Nähe des Tschar-Bagh sich erhebenden Gebäuden, welche noch ganz vortreflich erhalten sind, verdient eines hervorgehoben zu werden, das den Namen eines persischen Sankofou verdient. Es wurde von der Prinzessin Eserow gegründet als Asyl für Gelehrte und Dichter, welche dalebst in Ruhe und Abgeschiedenheit der Wissenschaft leben könnten. Der Erbauer, der seinen Namen in einem Winkel des Gebäudes einmeißelte, heißt Tebriz, und er hat sich durch den herrlichen Bau ein Denkmal für alle Zeiten gesetzt. Der Fremde wird leicht in Verführung kommen, denselben für eine Moschee zu halten, und die von zwei Minarets umgebene Kuppel rechtfertig beim ersten Anblick gewissermaßen diesen Irrthum. Die in das Heiligthum des Innern führende prächtige Thore ist mit zislierten Silberplatten und persischen Inschriften, welche die Bestimmung des Palastes verkünden, bedekt. Obst man durch dieselbe hindurch, so gelangt man in einen kleinen gepflasterten Vorhof, woselbst Früchtthändler und Verkäufer von Süßigkeiten den unter dem Schatt der Platänen und Pistazienbäume von ihren Studien Ruhenden Labung reichen. Aus diesem führt ein anderes Thor in einen vierreihigen Garten, dessen Rosen- und Jasminsträucher die Luft mit dem süßesten Wohlgeruch füllen. Die eigentlichen Hörs- und Studirsäle befinden sich in dem von der Kuppel überwölbten Hauptbau, der von blauen Emailjochen erdriekt ist und verschiedene Inschriften in gelben, weissen und schwarzen kufischen Lettern enthält. Um die Minarets und die Kuppel schlingen sich Arabesken in seltenen und phantastischen Bindungen. Aus allen Theilen der muslimänischen Welt kamen hierher Jünger, vom Vorn der Weisheit und Gehrjamkeit zu trinken, und die Grünsiden selbst, eine ausgezeichnet gelehrte Frau, besuchte jede Woche, begleitet von ihren Frauen, die Hörsäle, um sich über die Bedürfnisse ihrer Schöpfung berichten zu lassen, damit diese, fern von jeder Sorge und jedem Mangel, einzig ihren Studien leben könnten.

W. 221111.

Die Stiefsohner oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Dies war auch der Wahrspruch der Geschwornen. Und — in Gemäßheit des damals bestehenden eiserne Gesetzes — ordnete der Koroner an, daß Bella in derselben Nacht an einem nahen Kreuzwege begraben werden solle. An dem Grabe der Unglücklichen blieb ein Leidtragender zurück — Gilbert Harding. Er kniete auf den ungeweihten Boden nieder und betete lange und inbrünstig. Zwei Tage später verließ Gilbert Widjal, um nach London zurückzukehren. Er nahm das Kind mit sich; da die Vorkehrer des Armenhauses froh waren, der Last los zu werden, so nahmen sie es nicht gar zu genau mit der Frage, ob er ein Recht der Vormundschaft an dasselbe habe. — Gilbert Galton aber schien ganz vergessen zu haben, daß so etwas wie sein Sohn überhaupt auf der Welt sei.

Miss Mendal's Wohnsitz, der Pachthof, war eines jener schmuden alten Gebäude, wie man sie — halb Herren- halb Bauernhaus — noch heut zu Tage in Devonshire und Cornwall trifft. Obwohl ästhetisch baufällig, gewährt es von der Ferne doch einen stattlichen Anblick. Dasselbe war der Fall bei seiner Herrin, die — groß, schlank und statlich — von Ansehen wohl einer vornehmen Dame gleich, aber dabei so kalt war, daß kein Marmorbild weniger Sympathie einflößen konnte. — Dies war die Dame, welche Sir Barnard und seine Tochter bei ihrer Ankunft auf dem Pachthof bewillkommnete. Mary führte sich gleich bei der ersten Begegnung abgelehrt; das kalte, graue Auge und der höfliche, feise Gruß berührte sie gleich unangenehm. — „Ich finde den Pacht nicht sehr verändert“, bemerkte der Baron, sich im Saal umsehend, „ganz wie ich mich seiner aus meinen Knabenjahre erinnere.“ — Seine Rufine erklärte, sie habe Veränderungen. — „Möbel, Gemälde, Alles noch dasselbe,“ fügte der Sprecher bei. — Mehrere Male, wenn die Thüre des Speisemimmers aufging, bemerkte Mary zwei Personen, einen Mann und eine Frau, die sie mit neugierigen Blicken betrachteten. Es wurde zuletzt so auffallend, daß sie in aufgeregtem Tone fragte, was das sei. — „Zwei meiner Leute,“ antwortete die Wirthin mit verätherischem Lächeln. „Sie werden sie äußerst aufmerksam und zuvorkommend finden, wenn auch für den Anstand etwas sonderbar.“ — Das arme Mädchen sah den Blick des Einverständnisses, der bei diesen Worten zwischen der Dame und ihrem Vater gemischt wurde, und das Weinen stand ihr nahe. Aber auch nur einen Augenblick ließ sie sich von ihrem Gefühl übermächtigen, ihr Muth kehrte zurück und sie antwortete mit fester Stimme, sie hoffe während ihres kurzen Besuchs auf dem Pacht ihre Dienste nur wenig zu bedürfen. — „Er wird länger dauern, als Du Dir einbildest,“ bemerkte der Baron in strengem Tone, „ich kann Dein mürrisches Temperament und Dein respektwidriges Benehmen gegen Lady Alicia und mich nicht länger in meinem Hause dulden. Es ist Zeit, der Sache Einhalt zu thun, und meine Rufine war so gütig die Aufsicht über Dich zu übernehmen, bis Du in der passenden Gemüthsstimmung bist, um wieder nach Moultry zurückzukehren.“ — „So muß ich mich dennach als eine Gefangene betrachten?“ fragte Mary, „und dieses Frauenzimmer als meine Gefangenewärterin?“ — Die Klarheit der Frage brachte Sir Barnard ein wenig aus der Fassung, und er murmelte etwas von seinem unnötigen Zwang. — „Gewiß nicht!“ sagte Miss Mendal. — „Der Pacht und das Werkzeug sind gleich passend gewählt, mein Vater,“ fuhr die Erbin fort. „Ich erkenne in der Auswahl Weisheit: den Einfluß und das Motiv — aber es wird Ihnen nicht gelingen, da weder mein Tod noch mein Wahn Sinn zu dem rechtmäßigen Eigenthümer von Penswood machen kann.“ — „Du wirst wohl daran thun, Dich auf Dein Zimmer zu begeben,“ sagte er; „ich möchte nicht gerne vergessen, daß Du mein Kind bist.“ — Seine Tochter erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

An der Thüre blieb sie stehen und schaute ihn lange und ernsthaft an. Hätte er ihr auch nur einen Blick der Güte geschickt, auch nur ein freundliches Lächeln, so wäre sie umgekehrt, hätte sich ihm zu Füßen geworfen, die Vergangenheit vergessen und ihn um seine Liebe angefleht.

Wie Gis bemerkt, Mary hatte ihres Vaters Blut in den Adern; obwohl sie den größeren Theil der Nacht hindurch ihr Kissen mit Thränen benetzt hatte, erliefen sie des andern Morgens beim Frühstück, wenn auch etwas blaß, doch geläutert und entschlossen. — „Sir Barnard ist schon fort“, bemerkte Miß Mendal nach der ersten Begrüßung, „Ihr sonderbares Betragen gestern Abend hat ihn vertrieben.“ — Miß Gaston gab keine Antwort auf diesen Vorwurf. — „Wärrisch“, dachte die Dame, „ich muß andere Saiten aufziehen. Wie konnten Sie, meine Liebe,“ fuhr sie fort, „in Begehung auf Penéwid eine so lächerliche Behauptung aufstellen? Es war Ihrer Mutter Eigenthum und ging auf deren Gatten über.“

— „Mary lächelte. „Das glauben Sie?“ — „Gewiß. Unzweifelhaft.“ — „Dann lassen Sie uns von etwas Anderem reden,“ bemerkte die Erbin ruhig, „unsere Bekanntschaft ist noch zu jung zu vertraulichen Mittheilungen. Welches sind die Regeln meiner Gefangenschaft?“ — „Gefangenschaft!“ wiederholte die Dame äußerst bestürzt. „Sie irren sich, Sie sind meine Verwandte und mein Gast.“ — „Bringen Sie,“ versetzte Mary in demselben ruhigen Tone, „in der Regel vor den Thüren und Fenstern Ihrer Gasse eiserne Stangen an? Bitte, seien Sie offen gegen mich. Es ist besser, wir verstehen einander.“ — Die Herrin des Pachtthofs sah dieß nachgedacht selbst ein. — „Darf ich ausgehen?“ — „Gewiß; mit mir, oder...“ — „Ten Personen, die ich vergangenen Abend sah?“ — „Wenn Sie nichts dagegen haben, so wird eines von ihnen Sie begleiten, so oft es Ihnen beliebt das Haus zu verlassen,“ antwortete Miß Mendal. „Sir Barnard kennt Ihr reizbares Temperament und hält es für besser, wenn Sie nicht zu sehr sich selbst überlassen sind.“ — „Ich verstehe,“ sagte die Erbin nach einer Pause; „zum Erchein bin ich frei und Ihr Gast; in Wirklichkeit aber stehe ich unter Ihrer Aufsicht. Für jetzt bin ich's zufrieden, aber ich denke, wir nennen es wenigstens beim rechten Namen.“ — „Wie es Ihnen gefällt, meine Liebe,“ versetzte ihre Verwandte trocken; „wenn Sie Lust haben ausgehen, so stehe ich...“ — „Ich ziehe die Begleitung meiner Wärter vor,“ unterbrach sie Mary. — „Die Erbin von Penéwid,“ murmelte Miß Mendal, ihr nachschauend. „Wenigstens zwölftausend Pfund jährlich. Aethundert Pfund ist ein erbärmlicher Antheil von einer so großen Summe; aber das hat Lady Alicia so eingefädelt. Aethundert Pfund jährlich!“ wiederholte sie; „lächerlich! Was kann man mit aethundert Pfund jährlich anfangen?“ Vor einigen Monaten noch hätte sie es für ein Vermögen gehalten.

Als Mary aus dem Hause trat, fand sie die Wärterin, die Whelan hieß, auf sie wartend. „Gehen Sie nicht unnöthig neben mir,“ sagte sie, „ich habe für jetzt im Geringsten nicht die Absicht zu entfliehen.“ — Das Frauengemurmel, betroffen von ihrem vornehmen Wesen, verbeugte sich achtungsvoll. — Das häßliche Mädchen wandelte eine Zeit lang ohne bestimmten Plan durch die Feldwege und über die angränzende Markung hin, die einst der Park des Pachtthofs gewesen, nun aber in unbedeutendes Feld verwandelt war. Obgleich verdet und in das Gewand des Winters gehüllt, war die Szenerie nicht ohne Schönheiten. Doch dafür hatte Mary an diesem Morgen feiner Sinn; ihre Gedanken waren von ganz andern Dingen in Anspruch genommen. Das unnatürliche Benehmen ihres Vaters erfüllte ihr Herz mit Bitterkeit; das bisher so sanfte, so unterwürfige Mädchen war entschlossen, von nun an zu handeln, wie wenn sie etwas im Bande des Muths oder der Zuneigung zwischen ihnen bestanden hätte. Der erste Schritt war, ihre Freiheit wieder zu erlangen; aber um dieß auszuführen, mußte sie allen Argwohn vernichten. — „Sie ist ein armes, unbedeutendes Ding,“ dachte ihre Vormünderin, nachdem Miß Gaston

ein paar Tage den Pachtthof bewohnte, „mein pläneschiedener Vetter hätte nicht nöthig gehabt, mir so viele Vorzüge anzurechnen. Whelan und seine Frau sind eine unmögliche Ausgabe.“ Und Willens, aus ihrer Pflegebefohlenen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, begann die Dame ernstlich an die Entlassung der Wärter zu denken.

Bei verschiedenen Gelegenheiten nahm Mary sie als Begleiterin auf ihren Spaziergängen an, und sie verließen das Haus allem Ansehen nach unbegleitet. Dieses schwindende Vertrauen täuschte indes die Gesangenen nicht; sie sagte sich, daß entweder der Wärter oder die Wärterin in der Nähe sein müßte, und sie hatte recht in ihrer Vermuthung — mehrere Wochen lang war es so. — Als sie eines Morgens den Pachtthof verließ, kam ein geschickt aussehender Burde, arm aber reich gekleidet, eben aus das Haus zu. Er nahm seine Kappe ab und wollte sich an Miß Mendal wenden. — „Och fort!“ unterbrach ihn die Dame in strengem Tone. „Ich ermutige die Bettler nicht.“ — „Ich bin kein Bettler.“ — „Was bist Du denn?“ — „Eine Arbeit, Mißus — das ist Alles. Stehen will ich nicht, und zum Hungersüßeren habe ich auch keine Lust. Wenn Sie mir also was zu schaffen geben wollen, so soll es mich freuen. Ich bin zu Allem zu gebrauchen, und frage nicht viel nach dem Lohn.“ — Das Letztere war kein geringfügiger Umstand in den Augen der Herrin des Pachtthofs. „Fragt nicht viel nach Lohn?“ wiederholte sie, „nun, Du sichtig mir auch nicht sonderlich stark aus.“ — „Sie sollten mich adret sehen.“ — Miß Mendal hatte ein paar Stüde Feld, da konnte man ihn brauchen. „Seit wann bist Du ohne Arbeit?“ fragte sie. — „Seit Weihnachten.“ — „Gut,“ sagte Miß Mendal, „ich will sehen, ob ich Dich brauchen kann, Du kannst heute Abend in dem Hause wieder vorpacken.“ — „Danke, Mißus.“ — „Wie heißt Du?“ — „Collin Crow,“ antwortete der Junge. „Pächter Gordinge kennt mich wohl und wird mir ein Zeugniß geben.“ — Die Herrin des Pachtthofs sagte, sie wolle sich im Laufe des Tages nach ihm erkundigen.

Ihre Begleiterin ließ sich wohl nicht träumen, daß in dem einfachen Bauernjungen ihr ein Beschüder zur Seite stand, der es an Schlauchit mit Miß Mendal selbst aufnehmen konnte. Doch wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen. Es genüge an der Bemerkung: Equire Beacham hatte sein Wort gehalten.

Funfzehntes Kapitel.

Egbert Gaston's erster Gedanke bei dem Tode seiner Frau war, seiner Heirath mit Lydia durch Wiederholung der Zeremonie gesetzliche Gültigkeit zu verschaffen. Jeder Tag sah ihn einen Entschluß fassen und wieder ausgeben. Wie den meisten sittenlosen Menschen schloß ihm der Muth, und so schob er das demüthigende Verdicten von Tag zu Tag hinaus, bis sein Voratz schwächer und immer schwächer wurde, und zuletzt beschloß er der Tade ihren Lauf zu lassen. — Bald drängte sich ihm auch eine viel näher liegende Gefahr auf. So oft er in dem Park sich erging oder auf die Jagd kam, wußte es Harry Lee, der Wildbüter, so einjurichten, daß er ihm begegnete. Anfangs war das Benehmen des jungen Burden noch ziemlich höflich, er erwartete wahrscheinlich eine vertrauliche Mittheilung, einen Auftrag. Da er aber fand, daß sich junger Herr keine derartige Absicht hatte, so ließ er zuerst Winke fallen, und von Winken kam's zu Trohungen. — „Was soll das heißen?“ fragte der Kapitän zornig; „ich mag hingegen wo ich will, nicht Ihr mir beständig im Wege. Man könnte meinen, Ihr seid mein Schall.“ — Der Wildbüter murmelte etwas von nicht schön behandelt werden, von nicht zulaugender Stellung. — „Nun, so verlaßt Sie,“ war die süßle Antwort. — „Und wo soll ich hingehen, Sir?“ — „Wo Ihr eine andere bekommen könnt. Sir Barnard gibt Euch ohne Zweifel ein Zeugniß.“ — „Kapitän Gaston,“ sagte der Wildbüter, indem er diesem gerade in das Gesicht schaute. „Ich lasse

mich nicht mit leeren Worten abspeien. Vielleicht ist es Ihnen nicht bekannt, daß ich Sie an den Galgen bringen kann.“ — Egbert schob einen Augenblick das Blut in's Gesicht, dann ward er blaß, todtblaß, wenn nicht vor Schuld, doch vor Schreden. — „Unerschämter Lügner!“ rief er aus. — Sein Ankläger brach in ein herausforderndes Gelächter aus. „Mit hohen Worten rüsten Sie bei mir nichts aus.“ erwiderte er. „Die Sache ist zu einem Austrag gekommen, und das freut mich. Sie brauchen Ihre Zünte nicht so zu betrachten, Sir; Sie wissen, meine Hand und mein Auge sind rascher als die Ihrigen. Sie heißen mich einen Lügner, wir wollen sehen, wer gelogen hat, habe ich nicht einen Brief von Ihnen an das Mädchen im Schlosse getragen?“ — „Was weiter, Herr?“ — „Sind Sie nicht bei den vier Weibern mit ihr zusammengetroffen?“ — „Nein.“ — „Nun sind Sie der Lügner, Sir. Ich bin Ihnen nachgegangen und habe Sie beisammen stehen sehen.“

— Obgleich es sehr kalt war und sie schon eine Weile standen, rannen doch die Schweistropfen über Egbert Gaston's blaßes Gesicht herab. — „Dann müßt Ihr auch gesehen haben, daß ich sie verließ, ohne ihr ein Lid anzuhaben.“ stammelte er. — „Ja, ja! Das ist wahr. Aber Sie kamen zurück.“ — „Nein, beim Himmel!“ — „Nah!“ rief der Mann in unerschämter Tone. — „Was die Augen sehen, glaubt das Herz.“ Wo wollte eben in meine Wohnung zureüden, um vor Ihnen dort zu sein, da hörte ich einen Schrei — ich werde ihn nicht so leicht vergessen — und einen Klump in's Wasser. Ich kehrte um, und eben als ich an Ort und Stelle kam, verschwanden Sie in den Schlag.“

— „Wart Ihr nahe genug, das Gesicht des Mörders zu erkennen?“ fragte sein junger Herr heftig. — „Sprachen Sie mir nicht von Gesichtern.“ erwiderte Harry Lee, „Sie müssen es gewesen sein. Hätte ich einen Augenblick gezweifelt, so hätte ich Feuer gegeben.“ — „Wollte der Himmel, Ihr häter's gethan!“ — „Sie haben vielleicht recht.“ höhnte der Wildhüter. „Ich würde auch lieber erschossen als gehängt werden.“ — „Höre mich, lieber Junge.“ sagte der Kapitän in furchtbarer Aufregung. „Es ist wahr, doch ich mit dem Mädchen zusammen gewesen bin, wie Du es beschreibst. Es hatte früher ein Liebeshandel zwischen uns bestanden, und — doch das thut nichts zur Sache. Frage Dich doch selbst, was mich hätte dazu bewegen können, ein so völlig nutzloses Verbrechen zu begehen.“ — „Mag sein, die Polizei und die Rechtsgelehrten bringen doch was raus, wenn sie die Sache in die Hand nehmen. Die ganze Dienerschaft sagt, daß sie eine echte Lady gewesen sei.“ — „Ich hätte kein Haar ihres Hauptes krümmen können.“ rief Egbert. „Es schwebt ein Geheimniß über ihrem Tod, das ich nicht zu ergründen vermag. Wäre es möglich.“ — „Sügte er bei, als plötzlich ein Gebanke in ihm aufstieg, „daß Gilbert..? Ja, ja! So muß es sein. Ich habe mich durch meine eigene Angst betheeren lassen.“ — „Nicht betheeren Sie nicht durch Ihre Lügen.“ murmelte sein Zuhörer. — Augenblicklich lag ihm daran, durch etwas Greifbares von der Unschuld seines Herrn überzeugt zu werden. Dieser schien ihn zu verleben. — „Wenn auch der Gebanke.“ sagte er, „daß aus dem von Dir erwähnten Umstande, wenn er öffentlich bekannt wird, irgend eine wirkliche Gefahr für mich entstehen könnte, zu albern ist, als daß ich ihm Raum geben möchte, so will ich doch, um unnötiges Gerübe und dertel Widerwärtigkeiten zu vermeiden, lieber Dein Stillschweigen erkaufen.“ — „Ah! nun reden Sie vernünftig, Kapitän Gaston, und Sie sollen mich bereit finden, Ihnen Gehör zu schenken.“ — „Was verlangt Du?“ — „Nun, ich darf nicht zu viel fordern, so lange der Baron am Leben ist,“ verlegte der Wildhüter. „Ich bin meiner Stelle überdrüssig. Ich mag nimmer Nachts an den vier Weibern vorbei, wenn ich nach Widerern streife. Die Farm von Moultry wird nächstens vergeben. Wenn Sie mir den Pacht verschaffen und dazu drei bis vierhundert Pfund zur Einrichtung besorgen wollten, so wäre ich's für jetzt zufrieden.“

— „Ich will mit meinem Vater über die Sache reden.“ antwortete Egbert. „Es muß bald in's Reine kommen, oder..“ — „Du sollst das Geld erhalten.“ — „Und bald.“ — „Gib mir fünf Tage Zeit.“ — In diesem Augenblicke knallte ein Schuß, und bald nachher hörte man Sir Barnard den Hunden pfeifen. Egbert legte den Finger auf die Lippen, um dem Diener Stillschweigen zu empfehlen, und beide gingen zu dem Baron hin, der eben sichtbar wurde, wie er seine Hüfte wieder lud. — „Gute Jagd, Sir?“ fragte sein Sohn in respektvollem Tone. — „Es ist nichts mit den Hühnern diese Jahr.“ war die Antwort. „A propos.“ fügte er zu Lee gewendet bei, „sagt dem Oberjäger, er solle heute Abend sich bei mir einfinden. Sir William Murgrave und Lord Lanerret kommen zu einem Treibjagen. Mein Rothwild muß gelichtet werden.“ — „Wann kommen die Herren?“ fragte der Kapitän. — „In vier Tagen.“ warf sein Vater leicht hin, „in vier Tagen.“ — „Und Tags darauf.“ dachte Egbert, „muß ich Lee zufriedustellen oder seiner furchtbaren Anklage entgegenreten; und wo ich das Geld hernehmen soll, das weiß der Himmel.“

Es gibt Menschen, die — obgleich keiner heftigen Liebe fähig — sich bereitwillig der wüthendsten Eifersucht hingeben und, so lange sie dauert, zu jedem — selbst dem wahnwitzigsten Opfer bereit sind. Lydia war eines dieser unglücklich organisirten Wesen. Kein gewöhnlicher Grad von Liebe und Zärtlichkeit würde sie von Seiten ihres Gatten beschränkt haben; unsere Leser mögen daher selbst urtheilen, welche Wirkung Kälte, Vernachlässigung und nur schlecht verhältliche Gleichgültigkeit hervorbrachten. Sie und der Kapitän kamen nie zusammen, ohne daß dieser einen Strom von Thränen und Vorwürfen auszusparen hatte. Es war ihm unangenehm genug, doch hoffte er, diese schwache Seite seiner Frau benutzen zu können, um für eine Zeit lang der ihn von allen Seiten bedrückenden Verlegenheiten los zu werden. — Durch ihren Heirathsvertrag war ein gewisser Theil von Lydia's Vermögen in ihrer eigenen Verwaltung geblieben. Sie summerte sich nicht viel um das Geld; im Ueberflus geboren, im Luxus aufgewachsen, hatte sie nie seinen Werth kennen gelernt. — „Lydia.“ sagte ihr Gatte, als er am Tag nach der Unterredung mit dem Wildhüter in ihr Bouvoir trat, „ich kann es nicht länger ertragen, Dich unglücklich zu wissen, und komme zu beklagen.“ — „Ich weiß es — Du kannst mich nicht täuschen.“ unterbrach ihn die Dame in heftiger Aufregung, „Du liebst eine Andere — mein Herz hat es errathen.“ — „Eine Andere! Bist Du toll? Wie Du nur auf den närrischen Einfall kommen magst! Nein — meine Kälte, wie Du es zu nennen beliebt, hat einen ganz andern Grund.“ — „Ich kann es nicht glauben, Egbert, ich will es nicht glauben.“ — „Ihn“ was Du willst, aber hören mußt Du ihn; ich habe Schulden.“ — „Ein verächtliches Lächeln war die einzige Antwort seiner Frau auf diese ihr geradezu abgeschmackt vortommende Behauptung. War doch kaum mehr als ein Jahr seit ihrer Heirath verstrichen, so wie sie ihm zwanzigtausend Pfund in baarem Gelde beigebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Geschichte.

II.

T r i f f e t.

Von Dr. Wih. Zimmermann.

Am Stätten, welche geweihter Boden sind, und welche an die großen Tage aller deutscher Herrlichkeit mahnen, ist besonders die Rheinpfalz reich. Hier hat der Fuß der Hohenstaufenkaiser sich gewandelt, wie der ihrer Verwandten, der Kaiser. Wenn durch die Trümmer der Häuser, in welchen sie einst welt herrschend gewelt, die Winde rauschen, wie un-



Die ehemalige Stadt Erieth.

sichtbarer Geistes Gehalt und Rede, so soll das nicht ein Grabmal sein auf die dahingewesene Größe Deutschlands, sondern ein Mahnmal, wieder zu werden was es einst war, und es in höherem und schönerem Sinne zu werden.

Im Annuweiler Thale liegt das alte Städtchen, das dem Thale den Namen gegeben hat, zwischen Gärten und Aebenhöhen, hart neben einer rauhen und wilden Natur kahler, zerfallener Berge voll mächtiger Granitmassen und seltsam gefalteter Gneissfelsen. Eine halbe Stunde über Annuweiler, auf dem Sonnenberge, sieht man die Ruinen der Reichsburg Trifels gelagert. — Wie oft hat vom Hauptthurme dieses Schlosses, von dem noch ein achtzig Fuß hoher Rest steht, das Auge großer deutscher Kaiser hinausgeschweift über die weite Ebene voll Städten und Dörfern, nach dem Rheinstrom hin, dessen silberne Pracht ferne heraufschimmert!

Vor siebenthalb hundert Jahren hielt der Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. längere Zeit seinen Hof hier. Hier waren um ihn die Fürsten und Großen des Reiches zu längerer Verabreichung; denn von hier aus trat er den Feldzug nach Sizilien an. Daß so viele Fürsten und ihr Gefolge in der Reichsburg Trifels, von welcher so wenige Reste zeugen, ihr edles Unterkommen fanden, erklärt sich daraus, daß der Name Trifels eine Burg bedeutet, und neben Trifels die Burgen Muesos und Scharfenberg, welche, auf verschiedenen Bergspitzen ganz nahe bei einander liegend, eng mit einander verbunden waren, zusammen die große kaiserliche Herberge bildeten, wie sie längere Zeit nur eine Feste ausmachten, und die drei Burgen nur drei starke Punkte dieser Feste bildeten waren. Der Hauptthurm des dritten Forts, Scharfenberg, steht noch heute ganz, an hundertfünfzig Fuß hoch.

In der deutschen Nation war die Gedenkfeier mit diesen drei Forts nur unter dem Namen der „Reichsburg Trifels“ bekannt, und ein für die Bereicherung aller Deutschen gewählter Platz; denn lange Zeit waren hier die heiligen Einbilder deutscher Einheit verwahrt, die Weisensinigen: die Krone und das Schwert Karl's des Großen, der Reichsapfel und der Kaiserkränzenmantel. Dies wurden verwahrt in dem vierseitigen, aus großen Cudenersteinen erbauten Hauptthurme des Forts Trifels, im zweiten Stockwerke desselben, in der prachtvollen Burgkapelle.

Diese Festung mit ihren drei Forts war es, wo der deutsche Kaiser Heinrich IV. oft und gerne weilte, in glücklichen wie in unglücklichen Tagen. Hier hatte er Zuflucht und Schutz gefunden, wenn der Unmuth mit ihm unzufriedener Reichsfürsten gegen ihn aufbrausete: ihr Horn brach sich an den unbegreiflichen Werken der Natur und Kunst, womit diese Feste ihn umschirmte. Hinter diesen Felsen und Mauern barg er sich mit seinen Getreuen, als der päpstliche Bannfluch das deutsche Reich verwirrte, die weiten Fürsten Deutschlands und sein eigener Sohn, von Rom aus zum Aufstande gegen ihn aufgerufen und verleitet, sich wider ihren Kaiser empörten, und er sich lödete, durch Eintritt in eine der ihm so treuen Reichsstädte den Fluch des Bannes auch über die getreuen Bürger nach sich zu ziehen, welcher mit so schwerer Wucht auf seinem Haupte lag.

In dieser unbegreiflichen Festschloß wurde später auch von Kaiser Heinrich V. und seinen Erben, den Hohenstaufenkaisern, noch Anderes verwahrt: erstens die Schätze des Hauses und des Reiches an Silber und Gold, zweitens die vornehmsten Staatsgefängnisse des Reiches. Die Reichsburg Trifels war Schatzkammer und Staatsgefängniß zugleich. Hundertschzig Kasthiere trugen eines Tages die in Italien, namentlich in Neapel und Sizilien, gewonnenen Schätze des Hohenstaufenkaisers, Heinrich's VI., nach dem Trifels. Als Staatsgefängnisse aber saßen auch dort unter dem sanften Heinrich: der untrübe Kurfürst Walbert von Mainz, der tapfere Markgraf der Kaufh Wiprecht, und andere Edle; unter Heinrich VI. die gefangene normannische Königsfamilie, die er aus Sizilien weggeführt hatte, und viele Fürsten und Herren Italiens. Der berühmteste Gefangene aber, der hier saß, war Richard Löwenherz, der König von England.

Richard hatte im heiligen Lande sich viele Feinde gemacht durch seinen unabhängigen Troß und Uebermuth, der jeden Neides spottete. Eine seltsame Mischung aus schönster Ritterlichkeit und aus Hohheit wie aus Listern, hatte Richard zwar das Morgen- und Abendland durch den Glanz seiner Verdienste mit seinem Ruhm erfüllt, aber auch durch seine Veleibigungen den Haß der Tempel- und aller Fürsten, die den Kreuzzug mitgemacht, sich zugezogen. Bei der Wiedereroberung von Acon hatte Herzog Leopold von Oesterreich mit seinen Deutschen ganz allein einen Thurm erstürmt, und seine Fahne darauf gepflanzt. Als der königliche Uebermuth Richard's das herzogliche Banner sah, ließ er es herabstürzen, und trat es unter Schwärmungen mit Füßen in den Roth. Eben so tödtlich hatte er den König und die Großen Frankreichs beleidigt. Auf die Kunde, daß er auf der Rückkehr begriffen sei, und zwischen Mailleja und Benedic Schiffbruch gelitten habe, streiften und hielten an der deutschen, an der italienischen und an der französischen Gränze die beleidigten Fürsten auf ihn. Zweimal entkam er nur mit Roth dem Ueberfall, in Kärnten und im Salzburgischen. Graf Meinhard von Görz ergriff acht seiner Ritter auf der kärnthnerischen Gränze. Im Salzburgischen überfiel ihn Friedrich von Welfen bei der Burg Friaach, und ließ sechs seiner Ritter. Nur zu Dreien entkam der König; die Anderen zerstreuten sich.

Mehrere Tage und Nächte irrte Richard im Gebirge umher, mit Wölfen von Stagno und einem Gelfenaben, welcher der deutschen Sprache kundig war. Zuletzt kam er in das Dorf Erdburg nahe bei Wien. Hier wurde er, durch die Unvorsichtigkeit seines Oeffnen und seine eigene, am 20. Dezember 1192 entkommen, von Herzog Leopold selbst verhaftet und an Adamar von Guntzing gegeben, der ihn auf den Türkenstein, ein Felsenloß über der Donau, heimlich brachte. Fünfzehn Monate blühte er hier in enger Haft für das, was er an dem Herzog und an der deutschen Nation verschuldet hatte. Aber der deutsche Kaiser Heinrich VI. erklärte, und die Reichsfürsten pflichteten ihm bei, es schade sich nicht, daß ein Herzog des Reiches einen König gefangen halte; das stehet nur dem Kaiser zu. Leopold ließ sich insgeheim den Gefangenen vom Kaiser abtaufen, und in tiefer Stille führte er ihn auf die Reichsburg Trifels.

Der Herzog von Oesterreich traute auf die Länge nicht; denn der Papst, die geistlichen Fürsten, die Geistlichkeit Oesterreichs, und durch sie das Volk in Masse — waren allsamt entrüftet, daß der erste Streiter der Christenheit, der unter dem besondern Schirm der Kirche stehende „heilige Kämpfer“, der Kreuzfahrer Richard Löwenherz, in Oesterreich gefangen gehalten werde: er, „der verdienstliche Krieger Christi“. Durch die aus dem heiligen Lande zurückgekehrten Pilger und Kreuzfahrer und durch die Säger der Zeit waren die wunderbaren Helmbathen Richard's im Morgenlande in Ohr und Mund aller Christen gekommen, nur sein Gutes, und nicht sein Böses. Richard Löwenherz war der allgefeierte Held des Tages. Zudem war der geheime Ort seiner Gefangenschaft entdeckt worden.

Nach der Volkslage war unter den unzertrennlichen Gefährten Richard's sein getreuer Wibel, ein Säger, mit dem er, wenn das Schwert ruhte, in die Wette musizierte und sang, und der seine Abenteuer und Thaten in Volkslieder brachte, bei dem Ueberfall im Salzburgischen von ihm versprengt worden. Als er die Gefangennahme seines Herrn und Freundes erfuhr, irrte er von Burg zu Burg durch die österrheischen Lande, um eine Spur von ihm zu finden.

So kam er auch an das Felsenloß Türkenstein. Nach dem Sägerrecht der Zeit wurde er frei eingelassen, und sang sein Lied zum Saitenspiel, ein Lied, das er und sein König miteinander gebichtet und oft gesungen hatten. Kaum war die erste Strophe verhallt, als aus einem Thurme Saitenspiel antwortete und die Stimme seines Herrn, der lange entbehrte Freundeslaut, die Gegenpartie brach. Wibel verborg sich Entzünden, nahm Dienste beim Burgvogt, und konnte so, oft und unbelauscht, mit Richard verkehren. Der

sandte ihn nach England, um seine Mutter und das englische Volk zu bewegen.

Unterrwegs brach die Leiden des Königs in Eider, sang sie und sie klangen weiter durch Städte, Schlösser und Dörfer. — Die Volkstage läßt Fogar durch Mondel auch den zweiten Gefangenensort Richard's, Trifels, auserspähen, durch ihn und zwölf englische Ritter die Mauern des Trifels Nachts erstigen, und den König befreien. Ist das Letztere völlig unmöglich, so ist doch kein Grund, an der Wahrheit des Daseins und Thuns Mondel's darum zu zweifeln, weil die englischen Geschichtschreiber nichts davon erwähnen. Die frühere diplomatisch vornehme Art der englischen Geschichtschreibung hat tausend Dinge und Personen nicht erwähnt aus uns viel näher liegenden Zeiten, deren wirkliches Dasein Macaulay jetzt in das unzweifelhafte Licht des Tages gestellt hat.

In Wahrheit befreit wurde Richard durch seine Mutter, durch die englische Nation und durch die Frohungen der Kirche; aber erst, nachdem ungeheure Summen an den geldgierigen und geldbedürftigen Kaiser gezahlt waren. Der deutsche Kaiser benahm sich hier so unedel, als nur irgend ein Handelsmann; so lang aber Richard in Trifels war, genoß er königliche Behandlung. Die ganze Burg war ihm frei, und er sang, er dichtete, er liebte, er tanzte, er zechte im fröhlichen Gelage, wie er wollte. Richard, gewohnt, mit einer Ruhe, die an Andolenz streifte, sich in alle Schicksalsslagen zu schicken, und sich über sie zu erheben, trug die erste Zeit seiner Gefangenschaft in Trifels wie ein lustiges Abenteuer. Erst die Zeit erweckte in ihm das Bewußtsein der Gefahr für sein Reich und ernste Gedanken. Er bot Alles für seine Freiheit. Am 4. Februar 1194 zog er frei hinweg.

Der Trifels war im Bewußtsein des deutschen Volkes so heilig, daß selbst im Bauernkrieg die Bauern ihn zwar einnehmen, aber nicht zerstörten. Erst im dreißigjährigen Kriege verfiel er: er, einst der Mittelpunkt der Einheit des Reichs, verfiel mit der verfallenen Einheit desselben.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Nache wie Du willst,“ fuhr der Kapitän fort, „es ist darum doch wahr, und hier sind satzame Beweise. Mein Bankier verweigert mir jeden weiteren Vorstoß ohne Sir Barnard's Unterschrift, und Du kannst Dir denken, welche Rücksicht ich habe, diesen zu erlangen. Bei meinem Regiment habe ich schon zu viel eingenommen, und meine Gläubiger werden nachdrücke unverständig. Das Geld, das ich bei unserer Heirath empfing, mußte ich zu Bezahlung alter Schulden verwenden, und im Augenblick stehen mir keine hundert Pfund zur Verfügung. Meine Mutter kennt schon lange meine fatale Lage und hat all' ihren Einfluß bei Sir Barnard aufgewendet, um mich daraus zu befreien, aber umsonst. Er ist zu herzlos.“ — „Galt Du deinen Freund, — den Du Dich wenden kannst?“ fragte Mrs. Galtion. — „Ihr Gatte schüttelte tröstlos den Kopf. — „Du vergißt Deine Frau,“ fügte die Dame in vorwurfsvollem Tone bei. — „Nein, nein! Das darf nicht sein,“ rief der Schwärer, den Gefühlsloolen spielend; „ich kenne Deine großmüthige Natur, Deine Ährlichkeit für den Gatten, ich wollte deshalb meine Lage vor Dir geheim halten, aber ich habe Deinen Ehränen nicht widerstehen können.“ — „Wohin war entschlossen, ihren Gatten aus seinen Fatalitäten zu retten. Eine Zeit lang weigerte er sich, den Betrag zu nennen. Wie er erwartet hatte — denn die Frauen sind nicht leicht an Großmuth zu übertreffen — je mehr er widerstand, desto bringender wurde Mrs. Galtion, bis er zuletzt mit Widerstreben die Summe nannte — fünftausend Pfund. Es war mehr, als seine Frau bei ihrem Bankier stehen hatte; aber ihr Gatte war

freundlich genug, ihr aus der Noth zu helfen, indem er ihr erklärte, wie diese, ja sogar noch eine bedeutendere Summe auf ihren Namen zu bekommen sei, und verlieh schließlich das Zimmer mit fünf Mantloquitungen, die er nach Belieben ausfüllen konnte. Mrs. Galtion hielt sich für eine leichte, angenehme Art, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Wie wir schon gesehen, verstand sie eben nicht viel von Geschäften. — „Die Noth wird bald plagen,“ sagte sich der Eide, als er das Zimmer der betrogenen Frau verlieh. „Ich werde nicht ein zweites Mal auf ihr Gesicht speculieren können. Ich that wohl daran, den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen.“ — An demselben Tage verließ er Mouttry und nahm Postpferde nach London. Hier erhob er bei der Bank auf die Bescheinigungen seiner Gattin bin zehn-tausend Pfund, den größten Betrag, der auf Mantloquitungen verabreicht wird. Keine noch so ausführliche Beschreibung könnte den Charakter Kapitän Galtion's treffender schildern, als dieser einzige Zug. — Nachdem er so seinen Zweck erfüllt hatte, reiste er gemächlich zurück, richtete es jedoch so ein, daß er noch rechtzeitig zu dem Treibjagen eintraf, zu dem sich Sir Barnard so plötzlich entschlossen hatte. Sir William Musgrave und Lord Lanerfest waren schon vor ihm angekommen. Der Crriere, ein alter Junggeselle, war ein großer Jagdliebhaber und hatte einen grandiosen Abschluß von Frankreich und allem französischen Wesen. Er hatte erst mit seinem Neffen und Erben einen ernstlichen Streit gehabt, weil dieser sich begeben lassen wollte, Paris zu besuchen, und kam nach Mouttry, den Kopf voll Heirathsgedanken. Bei seinen früheren Besuchen hatte ihm Mary ganz besonders wohl gefallen. Er hielt sie für ein gemüthliches, ruhiges Mädchen und fragte sich, wie sie sich wohl in seinem alterthümlichen Salon auf dem Kulle — dieß war der Name seines Familiensitzes — ausnehmen würde. Er vernahm daher ihre Abwesenheit beinahe mit einem Gefühl der Enttäuschung. — Lord Lanerfest war ein äußerst ruhiger, den Wissenschaften ergebenen junger Mann, der eben erst Oxford mit den besten Zeugnissen verlassen hatte, um sein väterliches Erbe anzutreten, und auf den seine Freunde die größten Hoffnungen setzten. — „Ich wünsche, daß Du besonders höflich gegen Lord Lanerfest bist, Laura,“ sagte ihr Vater am Abend vor der Abreise des edlen Gastes. — „Wenn es wahr ist, was Egbert von ihm sagt, Papa,“ erwiderte das verzogene Mädchen, „so wird er Ihrer Bibliothek größere Aufmerksamkeit schenken, als Ihrer Tochter.“ — „Egbert ist ein Narr,“ unterbrach sie der Baron zornig. „Seine Vorhschaft hat ein reines Eintommen von jährlich dreißigtausend Pfund.“ — „Und die Familiendiamanten,“ fügte die Mutter bei, „sind, wie ich höre, die prächtigsten von ganz Devonshire.“ — Natürlich konnte eine junge Dame, die so wie ihre Tochter erjagen war, nichts mehr einzuwenden haben. Dreißigtausend Pfund des Jahrs und die schönsten Diamanten in der Grafschaft, das war wohl der Beachtung werth. Nach dem Verlust, nach dem Gemüth des erwarnten Besuchs zu fragen, kam weder den Eltern, noch der Tochter in den Sinn. — „Ueberlass sie mir, Barnard,“ flüsternte Miaby. — Der Erfolg der Unternehmung ihrer gewandten Mutter war bald aus Laura's veränderten Manieren zu ersehen, deren beschreibende Zurückkunft sagt zur Schätternheit wurde. — Das Heirathprojekt gelang, aber nicht ganz so, wie es entworfen war. Der junge Pair fand das junge Mädchen nicht übel und war ausnehmend höflich und zuvorkommend; der alte Baron dagegen war ganz deubaubert und wunderte sich, wo nur sein Urtheil habe sein können, als er an Mary gedacht. Zudem war die ältere Schwester abwesend, und ein Gentleman, der im fünfundsiebzighen Jahr auf's Freien ausgeht, hat eben nicht viel Zeit zu verlieren. So dachte ohne Zweifel auch Sir William; denn am Abend vor dem Treibjagen berief er seinen Wirth in das Bibliothekzimmer und stellte einen förmlichen Antrag. Obgleich im höchsten Grade überrascht, fühlte sich Sir Barnard fast eben so sehr geschmeichelt. Der alte Jung-

gefelle war die reichere Partie von Beiden, dabei ein Mann von ausgezeichneten Grundfäßen und nicht ohne Einfluß bei der Regierung. Gegenüber von solchen Empfehlungen war der Altersunterschied ein leicht zu übersehendes Hinderniß. Der Vater Laura's nahm daher seinen alten Freund mit Freuden als Schwiegersohn an. — „Ich denke, wir halten die Sache lieber noch ein paar Tage geheim,“ meinte der jährte Freier; „nachdem ich so lange den einacfließtchten Jagestolz gespielt habe, künnten die jungen Burische auf meine Kosten Wiße reifen.“ — „Ganz wie Sie wünschen,“ erwiderte Sir Barnard, der wohl fühlte, daß es — selbst bei seinem Einfluß — Zeit brauchte, um seine Tochter zu der ungleichen Heirath zu bestimmen. — Die Jagdpartie endigte mit einem Unfall. Die Wildhüter und Treiber waren schon frühe des Morgens mit den Hunden beschäftigt

gewesen, die Böde von den Kühen zu trennen und die Letzteren in das für sie zugedachte Gehäge zu treiben. Harry Lee hatte sich besonders durch seinen Eifer und seine Thätigkeit hervorgethan — der Burische war mit Leib und Seele ein Jäger und ein ausgezeichneteter Schütze. Der Tag konnte nicht günstiger sein, die Lust war trocken, klar und kalt. Der Eigentümer von Moultry und seine Gäste stellten sich auf und erwarteten die Rebhölde, die ihnen zugetrieben wurden. Sir Barnard erschien etwas augeregt, als das erste Bellen der Hunde sich vernahmen ließ. Sein Sohn wagte dieß zu bemerken. Mit vergaß Egbert den Wid, den ihm sein Vater zuwarf. „Geh' hinüber zu Lord Kanerjet,“ sagte der Baron, „er ist augenscheinlich ein Neuling in der Jagd und könnte sich einer Kugel aussetzen.“ — Der Kapitän gehorchte und Sir Barnard blieb allein am Fuß einer



„Getödtet,“ erwiderte der Oberjäger, „mitten durch's Herz geschossen!“

riefigen Ulme, wo er seinen Standpunkt genommen hatte. Als das Wild an den Bäumen vorübersehte, hinter denen die Jäger sich aufgestellt hatten, ließ sich Schuß auf Schuß vernehmen. Zuletzt folgten sie so rasch auf einander, daß es unmöglich war, zu sagen, wessen Kugel traf. Ein durchdringender Schrei durchschneit die Luft, ein Mann sprang hoch auf und fiel dann zu Boden. Man rief nun allgemein, mit dem Schiemen einzuhalten, und die Jäger eilten der Stelle zu. — „Wer? Was gibt es?“ fragte hastig der Baron. — „Einer der Treiber ist getroffen.“ — „Verwundet?“ — „Getödtet,“ erwiderte der Oberjäger; „mitten durch's Herz geschossen! Harry Lee! der wackeren Burische auf dem Oute!“ — Als der Mann den Namen des Opfers aussprach, wechselten Vater und Sohn unwillkürlich einen Wid mit einander. Es war unmöglich zu bestimmen, aus wessen Hinte der unselige Schuß kam, aber Alle beklagten den Un-

fall. Der Kapitän schien überwältigt vor Schreden oder Kummer. — „Er war meines Sohnes Liebling,“ bemerkte der Baron in kühlem Tone, und sein Verlust geht ihm nahe. Geh' lieber nach Hause, Egbert,“ fügte er bei, „und erhole Dich. Unsere Freunde entschuldigen Dich, ich bin es überzeugt.“ — „Gewiß! gewiß!“ hieß es von allen Seiten. — So endete das Treibjagen zu Moultry Park. — Sir Barnard Gaston ließ die Leiche des Wildhüters in das nächste Häuschen bringen, wo die Obduktion vorgenommen wurde und das Verdult lautete, wie sich denken läßt: „zufälliger Tod.“ — Harry Lee ward, wie sich's gebührt, auf seines Herrn Kosten auf dem Kirchhof zu Widal beerdigt und ein Stein über seinem Grabe errichtet, der seine treuen Dienste der Nachwelt verklärtete.

(Aortsetzung folgt.)

Der Kranich.



Kraniche aus der Mantshurei.

Der Kranich gehört nach Cuvier zu der Gattung der Reiher und ist ein Zugvogel, der in allen fünf Welttheilen vorkommt. Er hat eine sehr elegante Gestalt, sein Schnabel ist lang mit gewölbter Spitze, die Zunge fleischig, die Flügel sind lang, der Schwanz kurz aber voll schöner Federn, die Beine zur Hälfte nackt, die Füße mit drei Zehen versehen, denen ein kleiner spornähnlicher Ansatze beigegeben ist. Man kennt mehrere Arten von Kranichen, von denen wir den gemeinen Kranich (*Grus communis*), die Gattungen *Agami*, *Cerypyga* und die *Anthropoden*, die in Afrika, Südrussland

und Ostindien leben, hervorheben. Der Kranich der Mantshurei oder der weiße Kranich (*Grus leucogeranus*) bewohnt das nördliche Asien und hauptsächlich Japan und China; er ist ungefähr vier Fuß hoch und sein Gefieder ist vom blendendsten Weiß, bis auf den meist dunklen Schwanz. Sein Gang hat etwas Anmuthiges und Edles; beim Vorschreiten gibt der Vogel seinem ganzen Körper eine stolze Haltung, aus der er in verschiedene Pas übergeht, als wolle er tanzen. Diese natürliche Anlage des Vogels zu postlichen Sprüngen hat die Japanesen und Chinesen auf die Idee

gebracht, dem gelehriken Thier verschiedene Länze beizubringen, und dasselbe dann öffentlich tanzen zu lassen. Die Stimme der manichäischen Kraniche ist stark und schrill; die des Männchens unterscheidet sich durch größere Tiefe von dem des Weibchens, wels' letzteres immer nur einen hohen Ton ausstößt. Sie freßen Saat, Erbsen, Buzeln, aber auch gern Würmer, Insekten, Frösche und Fleisch, ja man versichert, daß sie in China sogar zur Vollstreckung von Hinrichtungen verwendet werden, indem zwölf bis fünfzehn dieser Vögel den Verurtheilten mit ihren Schnäbeln das Fleisch vom Leibe reißen. Die Kraniche leben in Monogamie und das Weibchen legt selten mehr als zwei Eier auf Schül' oder in einen Bindenbusch. Jung wird das Fleisch dieses Vogels genossen, das alter Thiere aber ist zähe und thranig.

E. Vogt.

Die Medizin des Volks.

II.

Ueber erbliche Krankheiten und Krankheitsanlagen.

Von Dr. W. Köwenstein.

Es ist ein allgemeiner Glaube und eine oft gehörte Aeußerung, daß jeder Mensch gesund geboren wird. Das ist aber nicht richtig. Es gibt Fälle genug, wo Kinder, mit verschiedenen Bildungsfehlern behaftet, das Licht der Welt erblicken, Tausende von Kindern bringen innere Krankheiten mit in die sichtbare Welt, Tausende werden, wenn auch nicht krank, doch so schwächlich geboren, daß sie das ganze Leben hindurch schwächlich und gebrechlich bleiben, und unendlich ist die Zahl davor, denen eine bestimmte Krankheitsanlage angeboren ist, die früher oder später sich aus dem schwachen Keim zur Blüte entwidelt und das Leben zerstört.

Die Erblichkeit der Krankheiten ist von der Erfahrung als unzweifelhaft nachgewiesen. Eben so wie der Afterscharakter von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, eben so wie Physiognomie, Konstitution, Körpergröße und Gestalt in einer Familie heimisch, wie bestimmte Eigenschaften des Geistes und Hergens, Charakter- und Temperamenteigenschaften von Vater und Mutter auf Kinder und Enkel übergehen, und gewissermaßen ein Gepräge der Natur bilden, das die Angehörigen eines Familienkreises kennzeichnet, eben so pflanzen sich auch Krankheiten und Krankheitsanlagen unbestritten auf Kinder und Kindeskinder fort.

Ich kenne eine Familie, in der unter sechs Geschwistern drei mit sechs Fingern an einer Hand geboren wurden. Sie hatten dieh Gesicht von ihrem Vater erhalten, der ebenfalls einft mit diesem Fingerring zu Welt gekommen, und der diese seltsame Begabung wieder seiner sechsfingerigen Mutter zu danken hatte. Ähnliche Kuriositäten sind von den Ärzten in zahlreicher Menge beobachtet worden.

Häufiger als diese angeborenen Bildungsfehler sind ererbte Krankheitsanlagen, die bald früher, bald später, bald mehr oder minder deutlich hervortreten. Strabopeln, Krebs, Gicht, Schwindel, manchen von Geschlecht zu Geschlecht, In vielen Familien ist der graue Staar zu Hause, in andern die Taubheit. Hier sind die Hämorrhoiden, dort der schlafstüßige Körperbau Familieneigentum. Es ist mir eine verwachsene Dame bekannt, deren drei Töchter wegen einer Nüßgratverkrümmung in meinem Institut Hüfte litten. Daß sich Krämpfe, Epilepsie, ja Geisteskrankheiten erblich übertragen, ist keine seltene Erscheinung.

Nicht immer gehen elterliche Krankheiten als gleichnamige Krankheitsanlagen auf die Kinder über, sondern sie begründen eine andereartige Disposition. Trunksucht der Eltern bedingt die Anlage zur Morphinarsucht oder zu Weidlin der Aftersmännlinge. Häufig kombinieren sich die Krankheiten des Vaters und der Mutter, um ein Trittus zu gestalten. So haben oft geistliche Väter und strophulöse Mütter rhabditiide Kinder. In andern Fällen bildet das Kind nur ein Abdi-

tionserempel für die Uebel der Eltern, es vereinigt z. B. in sich die Gicht und die Hämorrhoiden des Vaters, die Krämpfe und Melancholie der Mutter.

Daß sich die Krankheitsanlagen nicht auf alle Kinder eines Hauses verbreiten, das ist eine Gunst der Natur oder glücklicher Umstände, für die wir nicht dankbar genug sein können. Ist sind nur die Kinder weiblichen, oder nur die männlichen Geschlechts betroffen, oft sind es nur einzelne Kinder, die heimgefallen werden. Welche Regeln hiebei gelten mögen, darüber ist, wie über Vieles, das in dieses Gebiet gehört, noch ein dunstler Schleier gebreitet. Je mehr ein Kind dem Vater oder der Mutter ähnelt, desto sicherer erbt es auch von diesem oder jenem die krankhaften Anlagen. Nicht selten überspringt die Krankheit eine Generation und geht von den Großeltern auf die Enkelkinder über. Dieß ist nicht anders zu erklären, als daß der Keim zwar von den Großeltern auf den Vater oder die Mutter sich überträgt, hier aber keinen Boden findet sich weiter zu entwideln, und in seiner Keimgestalt wiederum den Kindern sich mittheilt, wo für seine Entwicklung günstigere Umstände vorhanden sind.

Das ganze Verhältnis der erblichen Krankheitsanlagen ist noch lange nicht so gewürdigt, als diese es verdienen. Schon die einfache Erwägung der Thatfache macht es uns klar, daß wir mit der Sorge für die Erhaltung unserer Gesundheit nicht nur einer Pflicht gegen uns, sondern auch gegen unsere Kinder und Kindeskinder genügen. Es ist ein trauriger Gedanke, aber wahr, daß das unschuldige Kind gar oft die Schuld und die Sünden der Eltern büßen muß, denn

Das ist der Fluch des bösen Uebels,
Daß es verticgennd Vieles muß gebären.

Von diesem Standpunkt betrachtet, ist es nicht nur Sache der ärztlichen Kunst, sondern auch der Moral, der Humanität, den Gegenstand skärter in's Auge zu fassen, als es bisher gewesen, ja das große Publikum selbst hat ein Interesse daran, hat die Pflicht, über einen Gegenstand ernstlich nachzudenken, der das Leid und Wehe ganzer Familien in sich schließt.

Kann nun aber in der That etwas geschehen, um dem Uebel entgegen zu treten? Diese Frage, die vielleicht Manchem ein zweifelndes Kopfschütteln erregt, muß ich entschieden bejahen. Ja, ich gebe weiter: Ich sage nicht nur, es könne etwas geschehen, ich behaupte, es müsse etwas geschehen. Daß das Menschengeschlecht immer schwächer und schwächer werde, das ist keine unbegründete Klage. Es läßt sich dieß zwar nicht aus der Statistik der Todesfälle nachweisen. Diese lehrt vielmehr, daß sich das Leben der Menschen im Durchschnitt verlängert hat. Aber wenn der Saß wahr ist: Non est vivens sed valere vita (Leben ist nicht Leben, gesund sein ist Leben), dann ist den meisten Menschen nur eine knappe Lebenszeit zugemessen. So sehr hat ein allgemeines Siechtum um sich gegriffen, und aus tausend Quellen fließet das Leben über alle Stadien der Gesellschaft.

Die strenge Rücksicht auf die erblichen Krankheitsanlagen würde nicht nur auf einzelne Individuen oder Familien einen heilsamen Einfluß ausüben, sie würde entschieden verbessernd auf die menschliche Gattung einwirken. Würde Jeder, der eine leicht erbliche Krankheit oder Krankheitsanlage an sich wahrnimmt, erbe er eine Weilsaft schließt, mit sich oder mit seinem Arzte zu Rathe gehen, frühzeitig, es würde manche Ehe und manche Krankheit weniger eintreten. Doch diese Gewissenhaftigkeit gegen eine unschuldige Nachkommenschaft ist gar selten anzutreffen, und es wird daher vorerst der Feind von anderen Seiten anzugreifen sein. Achte man zunächst darauf, daß Mütter, die lungenkrank sind, die an Krebs, Epilepsie, oder anderen schweren Uebeln leiden, oder auch nur die Anlage dazu in sich tragen, ihre Kinder niemals selbst nähren. Tann aber sehr man in jedem Säugling schon die Anlage zu dem Uebel voraus, das den Eltern oder einem Theile derselben eigen ist, und bestimme darnach

die ganze Lebensordnung. Die Erfahrung lehrt, daß, wie schon oben bemerkt, unter mehreren Geschwistern immer einzelne der Krankheit erliegen, die die anderen als Opfer fallen. Können wir die günstigen Verhältnisse, denen die zu danken, auf alle Mitglieder einer gefährdeten Familie einwirken lassen, so würde es weithin gelingen die drohende Gefahr abzuwenden. Die vorweg schon eine gesunde, kräftige Nahrung nützlich die Krankeitsanlage zu tilgen und den Grund zu einer normalen Entwicklung zu legen. Jänner aber wird bei Kindern, die zu Befürchtungen gegründeten Anlaß geben, auf die physische Erziehung die größte Sorgfalt zu wenden sein. Luft, Nahrung, Bewegung, Wasser sind Hauptelemente, die hier alle Beachtung verdienen. Wickelbänder, Schürmieder, anhaltendes Sitzen, vorzeitige Anstrengung des Geistes, das sind Dinge, die jedem Kinde Schaden bringen, dreifachen Schaden aber denen, die einen Krankheitskeim, von aufsteigender Linie gerät, in sich tragen. Kann man den speziellen Krankheitsanlagen auch durch einzelne spezifische Heilmethoden begegnen und ihrem Fortschritt Halt gebieten, so bleibt doch überall die Gymnastik als Hauptmittel, den Körper zu einer kräftigen Entwicklung zu führen und ihn vor dem Feinde zu retten, der im Hinterhalte lauert. Nicht ein Jahr, nicht zwei Jahre, acht, zehn Jahre und früher ist die Gymnastik in ausgebreiteter Weise in Anwendung zu ziehen. So erziehen die Spartaner ein kräftiges, tüchtiges Geschlecht, und wenn wir wenig Neigung haben werden, von ihrer Seite, schwächliche Kinder folglich nach der Geburt dem Tode zu weihen, Gebrauch zu machen, so können wir ihnen doch in der Vermeidung der Gymnastik folgen, durch welche sie das Gebiet der Krankheiten wesentlich beschränken und dem frühzeitigen Tode manchen Opfer entziehen.

Wiellicht werden diese meine Andeutungen hier und dort sich Eingang verschaffen und dazu beitragen, manches gefährdete Menschenleben zu erhalten. Um im Großen zu wirken, müssen anerkannte Menschenfreunde sich dem Gegenstande widmen, müssen großartige Vereine sich bilden, muß die Presse die nötige Aufklärung und Belehrung geben, ja es muß der Staat selbst werththätig einschreiten. Aber freilich hat die Welt zu viel mit dem Geiste zu thun und glaubt ein Recht zu haben, den Körper stiefmütterlich zu behandeln.

Das Passionspiel im Oberammergau.

Das Passionspiel, das alle zehn Jahre im Oberammergau begangen wird, erfreut sich einer Bekanntheit, die nicht unwerthig ist, und wir glauben unsern Lesern eine Schilderung desselben nicht vorenthalten zu dürfen. Gewiß ist es merkwürdig, in einem Winkel der Berge diese Form des Dramas, aus welcher das Drama überhaupt hervorgegangen, einerseits ursprünglich erhalten, andererseits in seiner Art weitergebildet anzutreffen. Alle Welt weiß, daß die Kirche das erste Theater war, daß aus den Moralitäten und Mystereien, die dort von Geistlichen und Seminaristen aufgeführt wurden, das spätere Drama sich entwickelte; allerdings ist diese Form untergegangen, nur hier noch lebt sie. Das kleine bairische Dorf Oberammergau liegt freundlich da. Die schindelgedeckten Häuser haben die tyroler Bauart, doch soll jedes der befehen ist an der Vorderwand mit anspruchsvollen Fresken geziert, die Szenen aus der Bibel oder aus der Welt der Könige darstellen oder darstellen wollen. Ein gewisser Wohlstand ist allenthalben sichtbar. Die Ammergauer sind beinahe sämtlich Holzschneider, sie sind oft aus ihrem Thale herausgenommen, und der künstlerische Sinn, den sie bei sich nähren, trägt, wie sich von selbst versteht, zum Gelingen ihrer theatraleischen Darstellungen bei. Man kann sie keineswegs für Bauern gewöhnlichen Schlags ansehen, richtiger für eine Kolonie ländlicher Künstler und Handwerker. Das Theater steht auf einer großen Wiese und hat von Außen den Aufseiner einer

sehr großen, nur theilweise gedeckten Reiterbude; hölzerne Treppen führen zu den verschiedenen Plätzen heran. Ein errier Logenstich ist theurer als der in jedem Hoftheater; er kostet zwei Gulden zwölf Kreuzer. Die nächste Arena ist auf siebentausend Zuschauer berechnet — nicht selten haben sich an zehntausend eingestellt und die Vorstellung ist dann am folgenden Tage wiederholt worden — trotz des andauernden Regens füllte sie sich bei unsemr Besuch rasch. Die verschiedenen Kostüme machten sich, besonders unter dem weiblichen Theil des Publikums, geltend. Die Bühne selbst hat eine eigenthümliche, von der Gewohnheit abweichende Anordnung. In der Mitte derselben steht, wie ein Haus, ein gedecktes, noch von der Cardine geschlossenes Theater, welches Kuffen besitzt und einen Wechsel der Scenerie zuläßt. Zu beiden Seiten, sowie vorn, hat die Theater noch einen supplementären Bühnenraum mit Dekorationen, welche sich während des ganzen Stücks nicht verändern. Nichts sieht der Palast des Pilatus mit dem Balcon, auf welchem dieser später erscheinen und Christus in's Verhör nehmen wird, rechts ist das Haus des Hohenpriesters, beide sind Ecksäuler. Hinter ihnen lauten zwei Gassen in die Tiefe, in welchen, gleichwie im Vorderraum, sich die Volksszenen ausrollen werden. Nach einer Duoreure, welche die leider nur allzu spärlichen Dorfmusikanten leidlich ausführen, erscheint der Chorus. Es sind die „Schwengler“ der Menschheit, siebenzehn an der Zahl, Männer und Mädchen, in einem Kostüm, welches an jenes der Minijuranten erinnert. Ihr Sprecher erzählt uns bei melodramatischer Begleitung, was wir zu sehen bekommen werden, das Leben und Leben Christi; diese Schwengler werden uns auch weiterhin immer als Interpreten der Handlung begleiten und die sogenannten „Vorbilder“ vorführen, welche dieß Leben und Leiden nach kirchlich latsoflicher Anschauung bereits im alten Bunde gehabt. Nach einigen Bildern, welche sich im Mitteltheater ausrollen und das Paradies, die Schuld der ersten Menschen u. s. w. darstellen, beginnt nun das wirkliche Drama mit dem Einzug Christi in Jerusalem. Dieser Zug hat wirklich etwas Anposantes. Gewiß die Hälfte des Dorfs, an dreihundert Personen beiden Geschlechtes, jeden Alters, bis auf drei- und vierjährige Kinder herab, betheiligen sich an ihm. Bei dem Glanz und Reichthum der Kostüme, der Menge der Statisten, welche auf's Natürliche und Ungezungene mitwirken, gibt dieser Triumphzug ein bewegtes, reiches, hoch überauslebendes, wahrhaft künstlerisches Bild, das durch die Chorgesänge und die begleitende Musik auf's Wirksamste gehoben wird. Der Darsteller des Christus war ein Mann in den Dreißigen, von schönem und interessantem Gesichtsbau, kräftigem und doch nicht berdem Wuchs, sonorem Organ. Er hat sich, der Rolle gewiß, die ihm einst zufallen würde, das Haar bis auf die Schulter hinab wachsen lassen und sieht mit seinem natürlichen getheilten Bart, in seinem blauviolettten Gewand und larmoimrothen Mantel wie aus einem raphael'schen Gemälde geschnitten aus. Die Grundauffassung seiner Rolle ist die der passiven Sanftmuth, aus dem Bewußtsein hervorgegangen, daß alle Schmach und alles Leiden von Gott über ihn verhängt ist. Jedes Wort hält eine lächerliche Mühe fest, so daß oft bei den energischen Ausdrücken, die die Bibel bringt, mehr Nachdruck und bei dem Ausruf des Ammergauer ein tieferes Pathos zu wünschen wäre. Der Einbruch seines Spiels war ein edler und sympathischer. Christus ist auf seinem Zuge vor dem Tempel vorbeigekommen, er hat seine Fackel über die Redner und Bucherer geschwungen und ihre Goldblenden ungestürt; der lauge schon geheim lodende Grimm der Pharisäer wird zum Verleumdungen gebracht und sie sinnen auf seinen Untergang. Die nächste größere Scene war die Verlesung der Priester und Rabbiner. Der weitere Verlauf des Dramas hält sich streng an die Bibel. Christus ist wieder in Bethanien, spricht mit seinen Aposteln und wird von Magdalena gesalbt. Das letzte Abendmahl ist nach Leonardo da Vinci's Bild angeordnet; Judas, der durch die Ueberreichung des Brodes bezeichnet wird, stürzt

hinaus. Die Szenen, wie Christus von einem Richter zum andern geführt wird, hatten ein gutes Ensemble, aber am gelungensten und interessantesten schien mir das Verhör vor Pilatus. Der Darsteller dieser Rolle kam mir fogleich als der vielleicht bedeutendste und intelligenteste Darsteller der Gesellschaft vor. Von da ab begann der originellste Theil des Passionsspiels. Die Spannung wächst, wenn man Christus auf Golgatha antommen und das schwere, zwölf bis fünfzehn Fuß hohe Kreuz schleppen sieht. Sie erreicht den Gipfel, als der Akt der Kreuzigung ausgeführt wird; hier bringt es die Kunst der Täuschung zu wirklichem Grauen und Entsetzen, und überrascht die doch schon genugsam vorbereitete Phantasie vollkommen. Man sieht Christus, nackt, wie er auf das Kreuz genagelt wird, die Hammerschläge fallen schwer und treffen gut, rechts und links an ihrem Kreuze

hängen bereits die beiden Schächer. Nun rücken die Hengersteine den dritten Stamm empor — man fragt sich vergeblich, wie lebendige Menschen es in dieser qualvollsten aller Stellungen auf dem glatten Holze aushalten! Den Schluß macht die Szene der Frauen am Grabe und Christi Wiedererscheinen im Garten. — Der bäuerliche und mittelalterliche Charakter, den das Stück ursprünglich gehabt haben mag, so zu sagen die Codelfarbe, ist leider in den vielfachen Umarbeitungen, die es erfahren, und von Jahrzehent zu Jahrzehent wieder erfährt, fast ganz verloren gegangen. Das ländliche Publikum bleibt aufmerksam vom ersten Worte des Prologs bis zum letzten Vers des Epilogs. Bei Judas' Bergweilung lacht es regelmäßig und sein Tod erregt große Heiterkeit. Wie groß der Zufluss des Volks, zeigt die Summe der jährlichen Einnahme. Im Jahre 1850 gingen über vier-



Das Dorf Oberammergau mit der Volkshöhle.

undzwanzigtausend Gulden ein. Zehntausend Gulden davon gingen an die Mitspielenden ab. Die Hauptdarsteller erhielten — was eigentlich sehr wenig ist — achtzig, die Darsteller zweiter Klasse fünfzig, dritter Klasse vierzig, Statisten und Kinder fünfzehn Gulden. Sechstausend fünfshundert Gulden wurden zu gemeinnützigen Zwecken verwandt, dem Schul- und Armenfond zugewiesen. Die Kosten betragen damals siebentausend fünfshundert Gulden. In diesem Jahre überschritt die Einnahme die der früheren Jahre noch um Vieles. — Ich kehrte nach Partenkirchen zurück, und da machte es auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, als ich an einem der folgenden Tage auf der Ghauffeehöde einem Mann begegnete, der aus seinem Wägelchen ausgekliegen war, um es nicht mit seiner Last zu überbürden, und ich

tern niederhängenden Haar, und an dem in der Mitte getheilten Bart als den Christus von „ehgeheern“ erkannte. Er hatte die Peitsche in der Hand, die ich neulich mit Grauen von Nägeln durchstochen, mit Blutgerinnsel angefüllt gesehen, den geltern dorngetränkten Kopf bedeckte ein breit-rändriger Tyrolerhut, er rauchte eine Cigarre. Er besand sich nicht auf dem Wege nach Bethanien, er fuhr mit seinem Wägelchen nach Mittenwald und grüßte höflich, denn er war wieder der Bildschnitzer von ebendem. Zwei kleine Flegelhüten aber, die an der Ghauffee standen, betrachteten ihn mit großer Ecken, und als er vorüber war, hörte ich den Einen dem Andern halblaut zustüstern: „Du, das ist unser Herr gewest!“

H. Kellner.

Die Diebstochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Am andern Tag hatten die Gäste alle Moultry Hall verlassen. Als Laura von dem Heirathsantrage des bejahrten Freiers hörte, brach sie in ein fröhliches Lachen aus — so abgeschmackt, so lächerlich erschien seine Annahmung in ihren Augen. Zu ihrem Erstaunen stimmte Lady Alicia nicht mit ein. — „Nun, Mama,“ rief sie, während die Freude über den närrischen Einfall des guten Alten noch aus ihren schönen blauen Augen glänzte, „Sie sehen ja furchtbar ernst drein.“ — „Das Heirathen ist auch eine ernste Sache.“ — „Nun ja, ich geb' es zu, wenn es sich um's Heirathen handelt. Armer Sir William! Wer hätte sich träumen lassen, daß die sitzsame Niene,

welche an Lord Lannerket verschwendet wurde, ihn fangen könnte. Dazu noch in seinem Alter!“ — Und die erwähnte Schönheit lachte von Neuem herzlich. — „Sir William ist sehr reich,“ sagte Milady. — „Ich glaub' es.“ — „Von alter Familie, und seine Familiendiamanten sind beinahe eben so schön wie die des Lords.“ — „Laura wurde ernst; der Ton, in dem ihre Mutter die Vorzüge des Barons aufzählte, wollte ihr nur halb gefallen.“ — „Er schlägt die liberalsten Bedingungen vor.“ — „Zum Henter mit seinen Bedingungen!“ rief die junge Dame ärgerlich. „Was habe ich denn damit zu schaffen?“ — „Ich verstehe Deinen Leichtsin nicht,“ bemerkte ihre Mutter mit strengem Blick. „Ich hätte Dir mehr Erziehung zugetraut. Was kannst Du denn mehr von einem Gatten erwarten, als Stand, Reichthum und eine Stellung in der Gesellschaft? Dein Vater hat sich für die



Mary suchte zusammen und suchte Papier und Bleistift unter ihrem Schuhl zu verbergen.

Partie entschieden und ich billige seine Wahl vollkommen.“ — So willigte Laura, wenn auch mit widerstrebendem Herzen und flammenden Lippen — endlich ein, Lady Rusgrave zu werden. — „Ich werde ihn hassen, Mama,“ schluchzte sie. „Ich weiß gewiß, ich werde ihn hassen.“ — Lady Alicia hielt dieß für sehr wahrscheinlich und gab zu verstehen, daß ihr Gatte wohl auch nicht eine heftige Neigung von ihr verlangen werde. — „Sir William erwartet in Dir eine liebe, sanfte Lebensgefährtin zu finden. Er wird Dir ein nachsichtiger Gatte sein. Ich bin überzeugt, Laura, daß es nur Dein eigener Fehler ist, wenn Du nicht recht glücklich bist während der paar Jahre, die eure Verbindung wahrscheinlich dauern wird.“ — „Während der paar Jahre,“ wiederholte ihre Tochter mit sich selbst, und dieser Gedanke war der einzige Tropfen Honig in ihren bitteren Leidensstachel. — Wenige Tage später schrieb Sir Barnard seinem alten

Freund, daß er und Lady Alicia entzückt sein werden, ihn zu Moultry Hall zu sehen.

Sechzigstes Kapitel.

Mary war aus ihren Gängen durch die Felder schon öfters an Collin Craw vorbeigekommen, dem es gelungen war, unter „vernünftigen“ Bedingungen Arbeit bei der Eigenthümerin des Pachtthofs zu bekommen, und der, da er weit über seinen Lohn zu leisten versprach, in großen Gunsten bei seiner neuen Herrin stand. Obwohl er sehr eifrig wünschte mit der Gefangenen zu reden, hielt doch der schlaue Agent Squire Beakam's seine Ungebuld zurück. Er mußte sie nothwendig allein sprechen. — Endlich bot sich Gelegenheit dar. Miß Mendal und ihre Pflegbesohlene wollten eben ihren gewohnten Spaziergang machen, als ein

Besuch ankam — Lady Herbert, die Gattin eines der reichsten Gutsbesitzer der Grafschaft, dem das angrenzende Besitzthum gehörte, mit ihren zwei Töchtern. Das „nicht zu Hause“ war nicht möglich und die Ehre zu sehen, zu schmeicheln, um abgehelt zu werden. — „Dummes Volk, meine Liebe,“ sagte Miss Mendal zu ihrer Begleiterin gewendet, „es wäre grausam, Sie mit ihnen zu langweilen, und doch weiß ich kaum, wie das zu vermeiden ist, außer Sie versprechen mir, bei dem langen Sitze oben auf mich zu warten.“ — „Ich verspreche es,“ versetzte die Erbin. — „Ich bin überzeugt, daß ich mich auf Sie verlassen darf,“ bemerkte ihre Vormünderin. — „Das dürfen Sie,“ erwiderte Mary, die zum ersten Male seit ihrer Anwesenheit auf dem Pachthof allein spazieren ging. Collin's Augen strahlten vor Vergnügen, wie er sie daberkommen sah. Als er sich überzeugt hatte, daß Niemand nachfolgte, nahm er hastig seine Mütze ab, riß das Futter auf und zog einen Streifen Papier daraus hervor. — „Lesen Sie, Miß,“ rief er, sich vorsichtig umschauend, „lesen Sie;“ und gab ihr das Papier in die Hand. — „Sie dürfen dem Ueberbringer trauen,“ waren die einzigen Worte, die es enthielt; aber die Buchstaben S. V. sagten ihr, von wem sie kamen. — „Wer bist Du?“ fragte die Erbin in höchstem Grade erlautet, „und woher bringst Du dieses Papier?“ — „Ich komme von Missal,“ antwortete der Junge, „und Squire Beacham hat mir's gegeben. Wenn Sie schreiben wollen — ich hab' Papier und Bleistift in der Tasche.“ — Die arme Gesangene ergriff mit Freuden die Gelegenheit, mit ihrem einzigen Freunde zu verkehren. Während sie so beschäftigt war, kam ein großer, elegant aussehender Herr von etwa fünfundvierzig Jahren über das Feld daher gerade auf sie zu. Mary fuhr zusammen und suchte Papier und Bleistift unter ihrem Schawl zu verbergen. — „Bitte, lassen Sie sich nicht füren,“ sagte der Fremde, den Gut lüftend; „während Lady Herbert auf dem Pachthofe Besuch macht, unterhalte ich mich damit, im Feld umherzuwischen.“ Die Gegen ist wirklich sehr schön.“ — „Ja — das heißt — ich glaube so.“ — „Also gleich mir nicht mit der Nachbarschaft befaßt, vermuthlich ist?“ bemerkte der Herr. — „Ich wohne erit seit kurzem hier.“ — „Auf dem Pachthofe?“ — „Der Pachthof ist gegenwärtig mein Aufenthalt,“ erwiderte Miß Galtton. — „Und nicht Ihre Heimat?“ — „Reizt Sie mir,“ fuhr er fort, wie er bei dem Wort Heimat das leichte Zucken ihrer Lippen bemerkte, „ich fürchte, Ihnen durch meine Indistretion wehe gethan zu haben. Glauben Sie mir, daß es entfernt nicht meine Absicht war, aber auf dem Lande ist man verführt, die kalten Förmlichkeiten der Gesellschaft zu vergessen und sich mit einfacher Offenheit zu begegnen. Ich bin überzeugt,“ fügte er bei, „daß es Ihnen nicht unwillig ist, wenn ich frei heraus rede.“ — Mary nidte mit dem Kopfe. Ihre mädchenhafte Schüchternheit ließ sie nicht ausprechen, wie sehr sie damit einverstanden sei. — „Mein Schwager, Sir Clifford Herbert,“ sagte der Fremde, „erhielt einen Brief von Mr. Beacham, seinem Universitätsrechen, in welchem des Namens von Miß Galtton mit zu schmeicheltenden Ausdrücken Erwähnung geschieht, als daß ein Fremder sie wiederholten dürfte. Ich begleitete seine Frau bis hieher auf ihrem Weg nach dem Pachthofe, wo sie in der Hoffnung, Ihre Bekanntschaft zu machen, einen Besuch abstattete.“ — „Lady Herbert ist sehr gütig,“ antwortete die Erbin schüchtern; „aber ich denke, es wird mir nicht erlaubt werden, sie zu sehen.“ — Der Fremde wiederholte das Wort „erlaubt“ mit besonderem Nachdruck. — „Sie sagen, ich sei wahnfinnig,“ rief das arme Mädchen ihren Brüdern nachgehend, „und haben mich unter die Aufsicht von Miß Mendal gestellt.“ — „Gegen Ihren Willen?“ — „Wie jezt hat noch nie Jemand nach meinem Willen gefragt.“ — „Wahnfinnig,“ wiederholte ihre neue Bekanntschaft, „lächerlich! aber diese grausame Verfolgung ist eben geeignet, Sie um den Verstand zu bringen. Verzeihen Sie mir, Miß Galtton,“ fuhr er fort, „aber ich bin mit Ihrer traurigen Geschichte befaßt und nehme großen Antheil an Ihnen. Meine Schwes-

ter soll es nicht zu bedauern haben, vergeblich auf dem Pachthof gewesen zu sein. Ihr Besuch, denke ich, wird nicht lange währen. Darf ich, ohne Ihnen förmlich vorgestellt zu sein, Ihnen meinen Arm anbieten und Sie bitten, ein wenig zu eilen, daß wir sie noch treffen.“ — „Der Carl von Choverly, vermuthlich?“ sagte Mary, der ihre Verwandte schon häufig von dem Reichthum der Herberts, ihren herrlichen Besitzthum und den hohen Ansehnern der Lady vorgelacht hatte, deren Bruder ein Mitglied des gegenwärtigen Ministeriums sei. — Seine Vorstadt v. rugte sich als Antwort und bot ihr den Arm, den sie auch ruhig annahm. — „Florence versprach sich das Vergnügen, mich Ihnen vorzustellen, und nun ist es gerade umgekehrt,“ bemerkte der Graf. — Mary gab keine Antwort. Sie war in einer peinlichen Lage und fing es an zu bereuen, daß sie den dargebotenen Arm angenommen hatte. Ihre Verlegenheit wurde noch größer, als sie den Namen hieken. — „Dach' ich mir's hoch, daß ich Dich finden werde, Florence,“ sagte der Pair zu seiner Schwester gewendet; „mit meinem gewöhnlichen Glück wußte ich diese junge Dame zu bewegen, meine Führerin zu werden. Erlaube mir, Dir Miß Galtton vorzustellen.“ — Nichts konnte gütiger sein als die Art, mit welcher Lady Herbert und ihre Töchter, zwei schöne Mädchen, etwas jünger als Mary, dieht entgegenkamen. — „Miß Mendal,“ sagte Missal, die Herrin vom Hause vorstellend. — „Ich und meine Kinder, Miß Galtton, sind hoch erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Bitte, gebrauchen Sie doch all' Ihren Einfluß bei Ihrer Verwandten, daß sie in den nächsten Tagen bei uns zu Tische kommt.“ — Sie sind sehr gütig, Lady Herbert,“ versetzte Mary, „aber wenn Ihre Bredensamkeit keinen Erfolg gehabt hat, so ist es völlig nutzlos, es mit der meinigen zu veruchen.“ — Sätte ihre Fleißbeohlene nur entfernt den Wunsch geäußert, die Nachbarn zu besuchen, hätte sie nur im mindesten Enttäuschung gezeitigt, als sie von ihrer Weigerung hörte, so würde Miß Mendal — ihrem eigenen sehnlichen Verlangen zum Troß — die Einladung abgelehnt haben; die Gleichgültigkeit der Verwandten aber ließ keinen Verdad' auskommen, und so sagte sie auf die nächste Woche zu.

Vord Choverly war aus seinem Besuch zu Herbert Manor von seinem Privatsekretär und alten Studienfreund Hector D'Moore begleitet worden, einem Irländer, dessen Stammname weit länger war als sein Geldbeutel. Er war der heisterste Gesellschaftler und stand mit dem Pair aus dem vertraulichsten Fuße. — „Hector,“ sagte seine Lordchaft am Tag vor dem Essen, „Du mußt Deine Reize nach London ausziehen.“ — „Ja, und warum das?“ — „Meine Schwester erwartet Besuch morgen, und den solltest Du abwarten.“ — „Männlichen oder weiblichen?“ unterdrach ihn der Irländer mit piffigem Lächeln. — „Damen,“ versetzte der Pair gut gelaunt, „die eine alt und flach, die andere jung und interessant. Nun möchte ich haben, daß Du gegen die Erstere ganz besonders aufmerksam bist. Es wird Dir ein Leichtes sein, sie mit Deinen seltenen Talenten zu blenden.“ — „Ist die Alte reich?“ — „Arm wie Du selbst.“ — „Dann, Choverly, würde ich, wenn's auf eines heraukommt, die Junge vorziehen.“ — „Dne Zweifsel,“ sagte der Lord trocken; „aber sie soll auch arm sein, wenigstens abhängig von ihrem Vater, Sir Bernard Galtton.“ — „Endlich einmal glücklich,“ sagte der Sekretär. „Bei meiner Seele, das freut mich. Mit einem Vermögen und, was noch mehr sagen will, mit einem Herzen wie Du, wär's eine Sünde, als Hagestolz abzulernen.“ — „Du bist im Irrthum,“ versetzte der Pair, „ich habe die Dame nur einmal gesehen.“ — „Und oft genug, Dich in sie zu verlieben,“ bemerkte der Irländer. „Ich verthebe. Du sagst mir aber doch wohl auch den Namen der Alten, die ich morgen beschäftigen soll?“ — „Miß Mendal.“ — Hector D'Moore schnitt eine gutlaunige Grimasse und die Sache wurde nicht weiter berührt.

Siebenzehntes Kapitel.

An dem Morgen vor dem wichtigen Besuche ließ Miss Mendal die alte Familienutische aus der Kammer nehmen, wo sie seit Jahren in ungeänderter Einfachheit gestanden hatte, und überwachte in eigener Person das Putzen und Reinigen des staubigen, sichbrüchigen Fußwerkes. In jedem Augenblicke ließen die rostigen Federn ein beneidliches Stöhnen vernehmen, und die Abszidenen rasselten fürchterlich. Aber die Herrin des Pachtthofs war durch solche Kleinigkeiten nicht von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie mußte in ihrem eigenen Wagen auf Herbert Manor erscheinen — das war sie ihrer Stellung schuldig, und sie that es. — Collin Crawl und einer der Tagelöhner versuchten eben, die längst nicht mehr gebrauchten abgenutzten Geschirre den zwei Ackerpferden anzupassen, als Mary zu ihrer Verwandten in den Hof trat. An die eleganten Equipagen ihres Vaters gewöhnt, konnte sich die Erbin eines väterlichen nicht erwehren, wie sie das alte verwitterte Gefährt sah, und schlug vor eine Postkutsche zu nehmen. — „Die Mendals hatten ihren Besuch stets in ihrem eigenen Wagen ab.“ — Mary machte keine weiteren Einwendungen. Der Tagelöhner sollte den Kutscher machen, Collin Crawl als Kutscher fungieren, und waren für die Weiden zu dem Ende ein paar alte sadenbüchige Virenen gefurcht worden. Punkt Sechs hielt die Equipage vor dem alten Normannenturme, der Haupteinfahrt von Herbert Manor. Collin Crawl sprang — mit einer Geschwindigkeit, welche die gute Meinung seiner Herrin bedeutend zu erhöhen geeignet war — von seinem zweideutigen Standpunkt herab, öffnete den Schlag mit hübnem Schwung, ließ lürend den rostigen Tritts herab und hob die Damen aus dem Wagen. — Die arme Mary fühlte die Väterlichkeit ihres Fußs in ihrem ganzen Umfange.

Es waren etwa zwanzig bis dreißig Gäste in dem Salon versammelt, als Miss Mendal und ihre Begleiterin angetreten wurden. Unter den Besuchern befanden sich mehrere Familien aus der Nachbarschaft, die — obgleich zu wohl erzogen, etwas merken zu lassen — doch über die Anwesenheit der Herrin vom Pachtthofe erstaunt waren, da es als bekannt galt, daß die Herberts und Miss Mendal nicht in so nahem Verkehr mit einander standen. Die Erbinung Marys in ihrem einfachen weißen Mollkleide, ohne anderen Schmuck als eine Korallenkette in den prachtvollen dunklen Haaren, gewährt einen amnütigen Gegenatz zu den reichen Stoffgewändern, in welche die meisten anwesenden Damen gekleidet waren. Die Herren erklärten sie für reizend. Durch die Zuvoorkommenheit der Lady Florence fühlte sie sich bald heimlich. — „Auf Ehre, Miss Mendal,“ sagte Hector O'Moore, der bei der Tische neben Marys Vormünderin saß, „Ihre Schwester ist ein sehr schönes Mädchen.“ — „Meine Kuhne, wenn es Ihnen beliebt,“ antwortete das alte Fräulein mit einem lächelnden bescheidener Gittelstein. — „Dann müssen Sie sehr nahe verwandt sein,“ bemerkte der Gentleman, „die Ähnlichkeit ist so auffallend — abgesehen von der Farbe der Augen und einigen anderen Kleinigkeiten.“

Mary kam zwischen Lord Cheverly und einem Würdenträger der Kirche zu sitzen; der Letztere war zu taub und zu sehr Courtmand, um während der Tafel viel an's Sprechen zu denken, und so war es Sache seiner Vorfratze, ihr für Beide Aufmerksamkeit zu erweisen. Nichts konnte ein schicklicheres, an Gesellschaft nicht gewöhntes Mädchen wohlwender berühren, als Ton und Gegenstand seiner Unterhaltung. Offenbar wollte er sie ganz kennen lernen, ihren Verstand, ihr Gemüth, ihren Charakter prüfen, denn es lag ein Ernst in seinen Bemerkungen, der kein gewöhnliches Interesse verrieth. Obgleich hoch erfreut und dankbar für den satten Takt, mit welchem er die Tagesneuigkeiten und die üblichen flachen Galanterien, die ihr glücklicherweise bis jetzt fremd geblieben waren, vermieth, stierte Mary doch mehr als einmal, und erröthete wenn sie ihre Ansicht aussprach — es schien ihr so anmaßend, von dem Urtheil des hochgebildeten Man-

nes abzuweichen. Die Zeit verstrich ihr so schnell, daß Mary übermüdet war, als Lady Florence Herbert sich erhob und dadurch den Damen das Zeichen zum Aufbruch gab. „Wie muß ich ihn gelangweilt haben!“ dachte sie. — „Meine Schwester hätte auch ein paar Minuten länger bleiben können,“ sprach der Pair bei sich.

Miss Mendal folgte der Wittigin nur mit Bedauern. Der glänzende Irländer hatte sie ganz bezaubert durch seine Unterhaltung und seine Aufmerksamkeit, die mehr als eine Person bei Tische in Erstaunen setzten. Man hielt es für einen ausgezeichneten Scherz und glaubte, O'Moore sei in Beziehung auf ihr Vermögen getäuscht worden. Niemand hatte seinen Freund, den ersten Lord Cheverly, im Verdacht eines Liebeshandels. Die Aufmerksamkeiten für Mary wurden von den Eimen seiner Gutmütigkeit, von den Andern seinem bekannten Takte zugescriben, mit dem er dadurch der langweiligen Unterhaltung mit einer fashionableren jungen Dame entgegen wollte. — „Auf mein Wort, meine Herren!“ sagte Hector O'Moore, als das Nachen am Lauten gegen ihn war; „Sie waren nie in Ihrem Leben in einem größeren Irribum, und das will viel sagen. Ich wußte, daß meine schöne Nachbarin so arm ist als ich selbst, ehe ich ihr vorgeleitet wurde.“ — „Liebe auf den ersten Anblick!“ riefen Mehrere. — „So ist's,“ antwortete Hector trocken. — „Wid zu Ihrer Vermuthung!“ sagte der Wittigin. — „Tant Maman, Sir Cliford, für Ihre freundlichen Wünsche. Man könnte seinen Fut an einem schlimmeren Ort aufhängen, als der Pachtthof ist.“ — Der Ernst, mit dem diese Bemerkung gemacht wurde, rief einen neuen Ausdruck der Heiterkeit hervor, in die Niemand besäufert einstimmt als der Sprecher selbst. — „Es ist mir über meine Erwartung wohl gelungen,“ flüsterte Lord Cheverly, wie sie das Speisezimmer verließen, um sich zu den Damen zu begeben. — „Gewiß! aber auch über meine eigene,“ erwiderte Hector. „Wer hätte gedacht, daß der alte ausgebrannte Junber so leicht Feuer fange? Aber Liebe und Weisheit sind Dinge, die ich nie ganz habe verstehen können. Sie ist übrigens in Mandem schlau genug, und Weisheit hinter's Licht zu führen. Wie lange soll denn der Spaß dauern?“ — „Acht, höchstens vierzehn Tage.“ — „Zu Süße! Mörder! Bist Du ein Christ? Wast bis vierzehn Tage soll ich dem alten Traden den Hof machen! Hast Du denn gar kein Gewissen? Das gibt eine Lage wegen Persönlichkeits.“ — „Ich haste für die Kosten,“ versetzte der Pair. — „Und für das Ausgelacht werden, wer hastet mir für das?“ rief Hector in tonischer Verzweiflung. „Soll ich Tag meines Lebens in London hören müssen: Mendal gegen Moore, wegen Bruchs eines Cheverly'schen?“ — In diesen Augenblicke öffnete der Kammerdiener die Thüre des Salons und schmit damit jede weitere Bemerkung ab. — Mary wußte nicht recht, warum sie sich entäußert fühlte, daß der Earl die Unterhaltung mit ihr nicht wieder anfachte, war es Gittelstein, war es — Liebe? Wohl war die Wunde noch zu frisch, welche Edward's Untreue ihrem Herzen geschlagen; aber es lag ein Fauber in der Veredlichkeit des Pairs, ein geistiger Hauch in jedem seiner Worte, dem sie nicht zu widerstehen, den sie noch weniger sich zu erklären vermochte. — Seine Vorfratze sich sich indes durch ganz andere Gründe beunruhigen. Mit dem Takte eines Weltmanns wollte er sein Wissen erregen, indem er dem Besuch seiner Schwester eine unausgesetzte Aufmerksamkeit widmete; denn obgleich durchaus nicht eingebildet, wußte er doch, daß sich unter den anwesenden Damen mehr als eine kluge Mutter befand, die einen Mann von seinem „Werthe“ — auch abgesehen von seiner äußeren Stellung, gerne als Schwiegersohn begrüßt hätte.

Miss Mendal war bei Tische die eifrige Unterhaltung zwischen Lord Cheverly und ihrer Pflegebefohlenen aufpassen, und sie bemerkte recht gegen ihren galanten Gesellschaftler, der Earl scheine sich sehr für Miss Galloway zu interessieren. — „Das ist so Cheverly's Art,“ antwortete der Irländer in kühlem Tone, „ein eingefesselter alter Junggeselle, hat den

Kopf zu voll Politik, als daß die Liebe in seinem Herzen Raum finden könnte. Wenn Sie nur wüßten, was ihm schon für Plage gelegt worden sind.“ — „Ist er denn so reich?“ — „Achtzigtausend Pfund jährlich um allerwenigsten, und wenn seine Mutter stirbt noch zwanzig dazu.“ — Die Dame war vollkommen zufrieden gestellt, ihre Unruhe war überhaupt nie gar groß gewesen. Ein Pair, ein Minister mit achtzigtausend des Jahrs konnte unmöglich an ein so einfaches Landmädchen denken. Er hatte sich natürlich nur belustigen wollen. — Als Miß Mendal's Wagen gemeldet wurde, begleiteten Lord Cheverly und sein Sekretär die Damen zu der alten rasselnden Equipage und hoben sie hinein. — „Gute Nacht!“ küßte der Pair der Erbin zu, „und auf baldiges Wiedersehen.“ — „Nach Hause!“ rief Miß Mendal, als Hector O'Moore die Lippen von ihrer

Hand entfernte, die er jählich geküßt hatte. — Die Herren warteten kaum in das Haus getreten, als ein Straden sich hören ließ, dem ein durdringendes Geschrei folgte. — „Bei St. Patrik! Die alte Matzenalle ist zusammengebrochen,“ rief der Förderer auf den Platenplatz hinausführend. Ihm folgte der Pair, der ganz wahnsinnig den Dienern zurief, auf die Herde Acht zu haben. — „Die lassen Sie sich nicht anfechten,“ meinte der Kutscher, „die laufen nicht davon, aber sehen Sie nach der alten Mißus.“ — Collin Crow hatte inzwischen mit einer Kraft, die bei seinen Jahren nicht zu erwarten war, den Kutschenkasten aufgerichtet und den Schlag erbrochen. Mary lag in Ohnmacht. Lord Cheverly nahm sie in seine Arme und trug sie in das Haus, während sein Freund mit Miß Mendal folgte. Als Mary zu sich kam, fand sie sich von Lady Herbert und ihren Töchtern um-



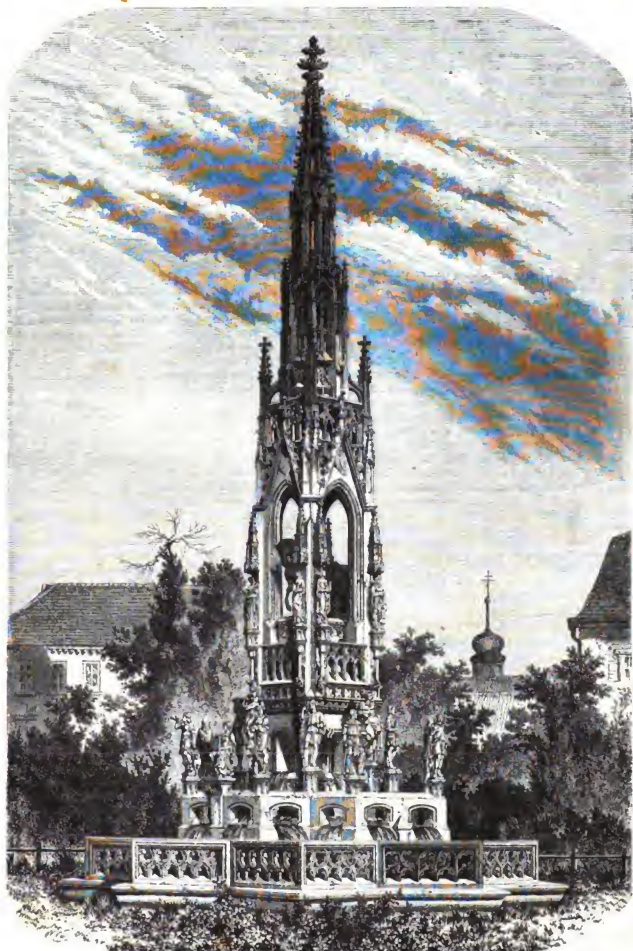
Vom Morgen vor dem Besuche ließ Miß Mendal die alte Familienkutsche aus der Remise nehmen.

geben, die in Aufmerksamkeiten für ihren lieben Gast wettstürkten. „Gott sei Dank!“ sagte die Erstere mit ihrem gütigsten Tone, indem sie sie an ihre Brust drückte, „Sie sind unverletzt.“ — „Nähren Sie mich nicht an,“ murmelte das arme Mädchen zusammenschauernd. — Die Schulter war schon stark angeschwollen. Trotz des Widerstands von Miß Mendal, die aus vielen Gründen lieber auf den Pachtbof zurückgekehrt wäre, wurde ihre Pflegebefohlene zu Bette gebracht. — „Ganz unmöglich,“ sagte Milady mit bestimmtem Tone. „Es kann mir nicht einfallen, Miß Gaston nach einem solchen Unfall aus dem Hause zu lassen.“ — „Schred! Lady Florence! nichts als Schred!“ — Die Dame deutete auf die Schulter, und da diese keinen Zweifel übrig ließ, daß es sich um etwas mehr als bloßen Schred handelte, so biß sich Miß Mendal auf die Lippen und schwieg. In weniger als einer Stunde kam der Arzt und untersuchte seinen Pa-

tienten sorgfältig. — „Nichts von Bedeutung, hoffe ich?“ fragte der Carl, als sie in den Salon zurückkehrten. — „Nicht sehr,“ Melord,“ versetzte der Arzt, „aber äußerst schmerzhaft. Die junge Dame hat sich die rechte Schulter ausgerenkt.“ — „Wie bald glauben Sie, daß sie von hier weggebracht werden kann?“ forschte Miß Mendal ängstlich. — „Ich möchte Lady Herbert soviel wie möglich jede Belästigung ersparen. Morgen vielleicht?“ — „Unmöglich,“ versetzte der Doktor. — „In zehn Tagen vielleicht.“ — „In zehn Tagen!“ wiederholte die alte Jungfer entsetzt. — „Gewiß nicht früher!“ — „In zehn Tagen,“ murmelte sie, als sie allein auf ihrem Zimmer war, und zum ersten Mal begann der Verdacht in ihr aufzustiegen, daß sie nicht gar weise gehandelt habe, als sie die Einladung nach Herbert Manor angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkmal Kaiser Franz I. von Oesterreich.



Auf dem Moldautal, zwischen der feineren und hängenden Brücke, steht in Prag seit einigen Jahren ein Denkmal, welches von den böhmischen Ständen ihrem alten König Karl IV., der den Böhmen die Segnungen der goldenen Bulle zu Theil werden ließ, zu Ehren errichtet wurde. Die Ausführung dieses Monuments ward dem Bildhauer Max übertragen, welcher anfangs die Statue des Königs, der in Prag eine Universität gründete, und auch sonst der Stadt seine Huld vielfach bewies, in der Mitte des Monuments aufstellen wollte. Nach den Ereignissen von 1848 aber wurde Max genöthigt, statt dieser beachtlichsten Statue eine andere zu substituiren, nämlich die des Kaisers Franz I., den der Künstler zu Pferd darstellte. Die 24 kleineren am Denkmale befindlichen halb lebensgroßen Figuren, welche die Basis desselben schmücken, repräsentiren die verschiedenen GEMEINDE BÖHMENS: Jagd, Landbau u. s. w. Der Stein, aus welchem das Denkmal gearbeitet, ist Sandstein, daher der graue Ton desselben. Das darunter befindliche Gebäude ist das Ursulinerkloster.

Gugen Weien.

Die Nießtochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Drei Tage lang kam Miß Mendal nicht von Herbert Manor weg. Nicht einmal die Verchtämtheit des liebe-glücklichen Hector konnte sie zu einem Spaziergange bewegen. Alles ging indess einen so ruhigen Gang, daß sogar ihre Wachsamkeit zuletzt eingeschlafen wurde und sie anfangs über ihre Befürchtungen zu lächeln und sich zu fragen, wie es wohl auch zu Hause zugehen werde, und am vierten Morgen beschloß sie — wenn auch nur für ein oder zwei Stunden — nach Hause zurückzukehren. Daß Mr. Hector O'Moore bereitwillig als Begleiter angenommen wurde, brauchen wir unsern Lesern wohl nicht zu sagen, und eben so wenig, daß wenn die Weiden vor Abend zurückkehrten, dieß nicht die Schuld des sozialen Wanders war.

Kurz nachdem sie fort waren, begaben sich der Lord und seine Schwöcherin in das Zimmer der Kranken, die auf einem Sopha neben dem Fenster lag. Eine Aufwallung des Vergnügens übergoß ihre blassen Wangen, wie sie den Ersteren erblickte. Sein Besuch rührte und erfreute sie zumal. — „Besser, viel besser, Mylord!“ erwiderte sie auf seine Frage nach ihrem Befinden; „wenn diese fürchterliche Schwäche nicht wäre, so ginge es ganz gut. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Güte danken soll. Lady Florence hat mich von dem wichtigen Dienst benachrichtigt, den Sie mir geleistet. Ich bin...“ — „Den größten Dienst hat Miß Mendal's Diener Ihnen geleistet,“ unterbrach sie ihr Besud. — „Armer Collin Gram!“ murmelte Mary. „Ich wünschte, ich könnte ihn belohnen.“ — „Ein sonderbarer Name,“ bemerkte der Pair, „ich will ihn nicht vergessen.“ — Lord Cheverly blieb nicht lange, und doch entfaltete er — ohne damit zu prunken — nicht nur den ganzen Reichthum eines hochgebildeten Geistes, sondern verrieth auch ein tiefes Gefühl, eine lebhafteste Phantasie, was selten verfehlt Eindruck auf das Herz einer Frau zu machen. Bei seinen nachfolgenden Besuchen — denn er kam nun täglich — las er zuweilen vor, häufiger aber unterhielt er sich mit Mary, so daß diese anfangt mit Ungebulde die Stunde seiner Besuche zu erwarten und bei dem Gedanken lauschte, daß das Vergnügen, seinen Worten zu lauschen, nun so bald aufhören müsse. Dieser angenehme Verkehr hatte eine Zeitlang gedauert, als eines Morgens der Lord mit ernsther Miene in das Zimmer trat und einen Brief in der Hand hielt, der so eben durch einen Kabinetskurier angekommen war. — „Ich bin nach London berufen worden,“ Miß Ganton,“ sagte er, „Ereignisse, die meine Pflicht mir näher zu bezeichnen verbietet, erfordern die Anwesenheit der

sämmtlichen Mitglieds der Seine Majestät Regierung, und ich komme...“ — „Lebewohl zu sagen!“ rief Mary, ihre Bewegung bemerkend, aus; „glauben Sie mir, Mylord, das meine besten, dankbarsten Wünsche Sie begleiten.“ So sprechend streckte sie ihre Hand aus. Der Earl ergriff sie jählich und hielt sie in der seinigen fest. — „Es schmerzt mich, Sie verlassen zu müssen, ehe Sie vollkommen hergestellt sind.“ — „Sie dürfen nicht an mich denken,“ antwortete die Kranke häutig; „Talente wie die Ihrigen gehören ihrem Vaterlande; das Herz eines Patrioten sollte keine Schwäche kennen — keine...“ — „Liebe, wollten Sie sagen,“ bemerkte der Graf; „da haben Sie nicht recht. Die Liebe ist die veredelnde Kraft, welche den Mann befähigt, sich einem Leben nützlicher Thätigkeit zu weihen; und wenn ich gleichwohl bisher ehelos geliebt bin, so geschah es nicht, weil ich diese große Wahrheit verkannt, sondern weil mich mein Mißgeschick keinen Geist, kein Herz finden ließ, das mit dem meinigen sympathisirte.“ — „Das würden Sie finden, Mylord,“ sagte die Erbin bescheiden. „Es ist dem Genius gegeben, sich selbst sein Glück zu schaffen.“ — „Ich habe es gefunden,“ flüsterte der Staatsmann, und der Eid, der diese Worte begleitete, ließ seine Mißdeutung zu. „Sie,“ fuhr er fort, „besitzen Beides. Ich habe Sie studirt, Mary, habe mich selbst geprüft, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß es keine andere Frau gibt, die mich wahrhaft glücklich machen könnte. Wenn ich nicht mit der leidenschaftlichen Sprache der Jugend um Sie werbe, so find meine Gefühle darum nicht weniger tief, sie sind vielmehr tiefer, denn sie fragen das Gepräge der männlichen Reife. Antworten Sie mir mit der Offenheit Ihrer reinen, harmlosen Natur, sagen Sie mir, was ich hoffen darf, oder beobachten muß.“ — Mehrere Minuten lang war Mary Ganton zu heftig bewegt, um antworten zu können. Die Erklärung kam ihr so unerwartet, daß sie Zeit brauchte, um ihr Herz zu prüfen, um sich zu fragen, ob sie mit gutem Gewissen die Gattin des hochberühmten Mannes werden dürfte, der ihr mit seiner Hand ein glänzendes Loos anbot. Neigung antwortete ja, aber Ehre hieß sie schweigen. Höflich hieß der Bedanke in ihr auf, einen Bewerber selbst zum Schiedsrichter zu machen. „Lord Cheverly,“ sagte sie, und es war merkwürdig, wie fest ihre Stimme klang, als sie einmal in einem Entschlusse gekommen war, „ich fühle mich mehr als geschmeichelt, ich bin dankbar für die Ehre, die Sie mir erweisen, die höchste Ehre, die ein Mann erzeigen kann. Ich habe wenige, nur sehr wenige Worte zu sagen. Wenn Sie, nachdem Sie dieselben vernommen, Ihrem Antrag erneuern werden, so sollen Sie meine Antwort hören. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß meine Heimat nie eine glückliche gemessen ist. Mein Vetter Edward war das einzige Wesen, das sich für mich interessirte, das mir mit Güte begegnete, und die Gefühle, die er mir einflößte, wurden nach und nach zur Liebe. Ich glaubte in ihm Alles zu besitzen, was ich in Ihnen gefunden habe, den Unbegriß der Ehre, Wahrheit und Männlichkeit. Ich hatte mich getäuscht, denn er erwies sich als nichts würdig, als so völlig heillos und gemein, daß Berachtung jedes anderen Gefühls für ihn aus meinem Herzen verdrängt hat. Ich sage Ihnen dieß, weil es meine Pflicht ist. Der Gatte Mary Ganton's soll nie gerechte Ursache haben, bei der Täuschung anzuklagen. Ich bin zu Ende.“ — So außerordentlich dieses Beständniß war, entzündete eben die Freimüthigkeit, mit der es erfolgte, ihren Bewerber, der ohne Zaudern seinen Antrag wiederholte. — „Nehmen Sie mich hin!“ schloß sie, als sie ihm hochherrlich in die Arme sank. „Ich bin die Ihrige.“ — Seine Schwöcherin und Sir Clifford waren die Einzigen, denen der Pair das Geheimniß seines Glücks eröffnete, ehe er Herbert Manor verließ, was einige Stunden nach der Erklärung mit Mary geschah, da die politische Krise, die seine Anwesenheit in London erforderte, von höchster Bedeutung war. — „Darf ich gratuliren, Cheverly?“ fragte der Secretär, als sie durch den Park dahinjohren. — „Zufriedenmal, lieber Junge,“ erwiderte sein Freund, „um mit Wärme die Hand

schüttelnd. „Ich bin erheit. Mary hat diesen Morgen eingemüht die Meinige zu werden. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin.“ — „Ich kann mir's denken,“ sagte O'Moore. „Aber warum, im Namen unserer alten Freundschaft, gratulirst Du mir nicht auch?“ — „Dir! Zu was?“ — „Nun, ich habe der Allen eine Erklärung gemacht,“ antwortete Hector mit lousigem Grinsen, „und ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin, aber Du kannst Dir's denken. Doch beim Licht betrachtet läßt Du's lieber bleiben, es könnte zu viel für Dich sein. — Was war zu machen? Sie sprach davon, an Sir Barnard zu schreiben.“ — „Und Du hast ihr wirklich einen Antrag gemacht?“ — „Einen zweibeutigen, und schriftlich,“ versetzte der Irländer trocken. „Ich mußte meine Ehre retten. . . . hof der Teufel die Kosten! Merk Dir's,“ fügte er bei, „Du siehst mir dafür. Gewiß ein billiger Vorschlag: ich übernehme das Ausgelachtwerden, Du die Kosten.“ — „Mit Vergnügen!“

Der Sekretär hatte zwei Briefe geschrieben, einen an seinen Freund, Oberst Hanger, den Gesellschaftler und das Faktotum des Regenten, in welchem er den Stand der Angelegenheiten zu Herbert Manor darlegte; den andern an Miss Wendal mit einem zweibeutigen Antrag, wie er es nannte, und hatte dabei — als echter Irländer — die Adressen verwechselt. In Folge dessen kam der für die Dame bestimmte an den Oberst und der des Obersten auf den Pachthof. Grob war die Ueberraschung, die Entrüstung der alten Dame, als sie das Siegel der Pepsche erbrach, die sie allen Grund hatte für einen Vertragsantrag zu halten, und darin las, daß sie von ihrem vermeintlichen Liebhaber zum Narren gehalten worden und sogar noch gegen andere lächerlich gemacht würde. Jemal las die Herrin des Pachtbofs — mit wirklich fast übermenschlicher Geduld — diese scharfe Epistel durch, die einmal ihre Citelkeit bitter kränkte und dann ihr für die achtundert Pfund jährlich bange machte. Wäre sie ein Mann gewesen, so würde sie den Schreiber derselben herausgefordert haben; als Frau konnte sie ihn nur zu überlisten suchen. „Wir wollen sehen, wer seine Rolle am Besten spielt, Baby Firenze, oder ich,“ murmelte sie. „Keine Schwäche! Keine Verjüngung!“ Mary darf seine Nacht mehr unter ihrem Dache zubringen: daß auch sie mich hintergehen, mich auslachen sollte! Gut, gut! Wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Sie ist noch nicht Gräfin von Cheverly.“ Mit diesen Worten leste sich Miss Wendal an ihr Pul, und schrieb Sir Barnard einen ausführlichen Brief über Alles, was vorgefallen war, worin sie aber wohlweislich ihre eigene Liebel mit Hector O'Moore ausließ, und gab ihm den Rath, sich ohne Verzug bei ihm einzufinden. Nachdem sie gefregelt, schickte sie und Collins Erasm erschie.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus der Freundsberg.

Von Dr. R. Volzgang.

Nicht immer sind große Städte bestimmt, die großen Männer in ihren Mauern geboren zu sehen. So stehen wir abseits der Augsburg-Nempter Eisenbahn, abgelegen vom größeren Verkehr, auf die Geburtsstätte eines Mannes, der einst viel gegolten bei Kaiser und Reich, und dessen Schwert dem deutschen Namen zu Ehre und Sieg verholfen hat in denselben lombardischen Ebenen, die jüngst unser Blut tranken, und gegen dieselben weißen Fimbe, wie sie uns vor Kurzem — nur glücklicher — entgegenstanden. — Hörslich von den waldigen Vorbergen des Allgäu's und den schnerigen Alpen der schwäbischen Hochlande und Tyrol's, südlich von der Donauebene, liegt das etwa eine Stunde breite, stille Mindelthal, reich an Wäldern, Feldern und Hopfengärten, wie an Dörfern, Kapellen und Höfen. Zunächst dem Hauptort des Thales, dem Städtchen Mindelheim, ragen auf steilem Berg, der das Mindel- und Kammetthal scheidet, die

Ueberreste der Burg, des Georgenschlosses, in welcher Georg von Freundsberg (Fronspert) geboren wurde und starb. Ihre Umfassungsmauern stehen noch; die vom Eingang rechts ausgeführt gemauerten Gebäude, von denen man den Terrgarten übersehen konnte, sind dahin, aber links, durch einen tiefen Graben geschieden, sieht man, mit der Perspektive auf die Stadt und unter Obeng, verschiedene, leidlich erhaltene Reste: einen hohen, weithin leuchtenden Thurm, dessen tiefes Verließ die Phantastie des Volkes natürlich mit Messerspitzen gepflastert weiß, dann ein majestöses Hauptgebäude, auf dem Grundbau eines im fünfsten Jahrhundert von den Alemannen errichteten römischen Kastells ruhend, eine restaurirte Kapelle und einen, wie sich von selbst versteht, sehr geheimnißvollen Schöpfbrunnen. Was sonst an Thürmen und Thürmchen vorhanden, deutet nur die großen Verhältnisse der Feste an. — Die Herrschaft über das Thal stand ursprünglich bei den Rittern von Mindelberg, deren nächst Schloß durch die Augsburgur zum zweiten Mal zerstört, schon 1349 verschwindet; kurze Zeit Eigenthum derer von Hohenstätt, Verwanter der Mindelberger, ging sie dann an Herzog Friedrich von Teck (1369—89) über, welcher viel für die Stadt, die er aus dem Schutt neu erbaute und mit noch stehenden Mauern umgab, gethan hat, auch die Mindelburg auf dem St. Georgenberg, von jener Kapelle so genannt, aufbaute. Noch trift man in der Stadtpfarrkirche Mindelheims die Teck'schen Epitaphien des Herzogs Ulrich (gest. 1432) und seiner ersten Gemahlin Anna, Tochter des Königs Casimir von Polen (gest. 1425), und der zweiten Gemahlin Ursula, des Markgrafen Rudolph von Baden (gest. 1429). Nach dem Ableben des letzten Herzogs, Ludwigs, Patriarchen zu Aquileia (1439), gelangte die Herrschaft an dessen Söhne, den goldenen Ritter Bero I. von Neuberg (1432—62), Hauptmann des St. Georgenbundes, Bero's II. Tochter aber, Namens Barbara, vermählte sich mit Ulrich von Freundsberg, der mit seinem Bruder Hans die Güter beider von Neuberg erbauete (1467—1501). Das Haus Freundsberg stammt aus Tyrol: über dem Martsteden Schwaig unterhalb Innsbruck liegt der Freundsberg mit den alterragenen Mauern des Stammschlosses. Schon Ulrich von Freundsberg war ein tüchtiger, patriotischer Mann gewesen, sein neunter und letzter Sohn sollte ihn aber noch weit überholen. Am 24. September 1473 geboren, hatte dieser schon 1492 seinen ersten Kriegsruf gemacht, mit vierundzwanzig Jahren kämpfte er im Schweizerkrieg, und nach weiteren vier Jahren brachte er ein von ihm in der Schlacht von Neugensburg gegen Valzgraf Rupert den Böhmen abgenommenes Fähnlein sammt dem Ritterschlag von Kaiser Maximilian I. nach Hause. Was er in den Kriegen mit dem Herzog von Geldern, mit den Venetianern, mit Julius II. und mit den Franzosen für Proben von Treue und Tapferkeit ablegte, ist in der Geschichte unvergessen, und mit Behagen erzählt der Chronist, wie Georg den Italiener die Luft vertrieb die Deutschen zu prellen. Am 17. Oktober 1513 nämlich war er in Oberitalien von einer venetianischen Armee so hart bekränzt, daß der feindselige General Aviano die Einwohner von Padua einlub zuzulassen, wie er die Deutschen prelle; aber Freundsberg manövrierte so geschickt und seine Truppen schlugen sich so wader, daß die Venetianer mit Hinterlassung einiger tausend Todter flohen, und die fürwipigen Babuaner, in ihren Fußstapfen auf Bäumen erwischt, gepanzt nach Hause kamen. Bei diesem Kampf, sagt der Chronist, habe Georg auf jeden Streich mit seinem großen Schwert einen Mann eigenhändig erstegt, und weil er groß und rüstig von Leib war, nach jedem Streich wie ein Holzspalter schwer gethymet. Solche Braavourstüde hat er öfters geliefert, z. B. mit 1800 Landknechten die für unüberwindlich gehaltene Feste Weitenstein in Friaul ergenommen, die Klauen an der Etsch erstürmt und damit den Weg nach Italien geöffnet, dann bei Passau mit 150 Landknechten 1600 Feinde geschlagen. In dem Kampf Franz' I. und Karl's V. wird Georg von Freundsberg, der „Vater

der Landknechte", auf den die Taktik des heutigen Fußvolks zurückweist, mit allgemeiner Auszeichnung genannt. Auf dem wormaler Reichstag ward er zum kaiserlichen Rath und Feldherrn in der gefährdeten Grafschaft Tyrol ernannt, und gegen Herzog Ulrich von Württemberg hat er als schwäbischer Bundesoberst befehligt; auch kämpfte er mit Erfolg in den österreichischen Erblanden Flandern und Hennegau. Aber der Schauplatz seiner größten Thaten, bei Belagerungen wie in Felschlachten, blieb Italien. Den Sieg der Kaiserlichen bei Bicocca über Franzosen, Venetianer und Schweizer entschied er, indem er die Letzteren total schlug, wobei er ihren Anführer, Albrecht von Stein, seinen „alten Freund und Bruder", samt dessen Leutenant, Arnold von Winkelried, im Zweikampf erlegte. Die Franzosen mußten in der Folge Mailand räumen und darauf stürmten die Kaiserlichen Cremona, Pizzigotone, Robi und endlich Genua, wo Georg den

silbernen Szepter, die silbernen Schlüssel und die Hauptfahne des Meeres sammt einem kostbaren Kompaß als Ehrengeschenk erhielt. Seinem Verdienst in der Schlacht vor Pavia (1525), die mit der Gefangennahme des französischen Königs endete, wurde mit dem Schwert des Gefangenen gelohnt, das er in der Folge heimbrachte; noch heute wird in der Stadtkammer zu Mindelheim ein altes Schwert gezeigt, das mit jenem identisch sein soll. — Konnten so die feindlichen Kriegsheere gegen Georg's Talent und Tapferkeit nicht aufkommen, so gelang dieß den aufdrätterischen Bauern in Schwaben noch weniger, denen er mit dem Truchessen von Waldburg bei Kempton eine furchtbare Niederlage beibrachte. — Indeß der verdienten Feldherren, der tapferen Soldaten und wackeren Kavaliere hat es mehr gegeben; was aber den Fronspurger noch weiter auszeichnet, sind seine schweren Opfer für das allgemeine Wohl: mehr als einmal schlug er



Das Schloß Mindelheim.

sein Eigenthum in die Schanze, und zu seinem letzten Feldzug hatte er seine Herrschaft, so selbst die Kleinodien seiner zweiten Gemahlin, Anna Gräfin Lodron (die erste war Katharina von Schorenstein gewesen), verpfändet und versetzt, um Truppen werden zu können. Dieser Feldzug war gegen die Franzosen, Päpstlichen und ihre Verbündeten gerichtet, und die Eroberung Noms durch die Deutschen sein Erfolg. Dort meuterten aber die Truppen wegen Ausbleibens ihres Soldes, und diese Zuchtlosigkeit wog dem gestrengen Herrn so zu Kopf, daß er nach fruchtloser Anrede an die Meutere einen schlagartigen Anfall bekam. Man brachte ihn nach Ferrara, wo er gnädige Schreiben Karl's V. und König Ferdinand's erhielt; nach einem Jahr wurde er nach Mantua und Mailand geführt, und von dort ging die Reise in kleinen Märschen nach Deutschland. Am 12. August 1528 kam er auf der Mindelburg an, acht Tage darauf fand seine Gemahlin und sein Sohn Kaspar, gleichfalls ein tapferer

Feldhauptmann, an seinem Sterbebette. Er ward zu Mindelheim begraben, betrauert als ein guter Herr, ein Beschützer der Stadt und Vater der Armen, dessen milde Stiftungen nebst denen der Zeit noch nicht verloren sind. — Sein Haus sollte schon mit seinem Onkel Georg II. erlöschen. Georg's I. Tochter Anna hatte einen Herrn von Mareltrain geheiratet; ein Nachkomme desselben, Wolf Beit von Mareltrain, Freiherr zu Walde, war von Georg II. nebst dessen Nichte, Gräfin Maria von Schwarzberg, zu Erben aller Güter eingesetzt worden. Statt nach der Anordnung des Testaments den Mareltrain zu heirathen, vermählte sich Gräfin Maria mit Christoph Zuger, Freiherrn zu Kirchberg und Weihenhorn, und es entstand nun um die Erbschaft ein so langwieriger Prozeß, als je einer bei einem deutschen Reichskammergericht nicht entschieden worden ist, der mit einem Vergleich zwischen Herzog Maximilian I. von Bayern, an welchen Mareltrain seine Erbschaft abgetreten hatte, und

Christoph Jünger erbdete. Nun war Haus Bayern im Besitz der Herrschaft und blieb es, einige Unterbrechungen abgerechnet, bis jetzt; denn 1634 kam die eroberte Reichsgrafschaft Mindelheim an kurze Zeit in den Besitz des schwedischen Feldmarschalls Oxenstierna, 1446 in den des schwedischen Generals Grafen Königsmarck, dessen Soldaten das Freundsberg'sche Schloß so gemessenhaft mit Plünderung und Brand heimlich, daß es seitdem nur die Rolle eines arabischen Getreidespeichers zu spielen hat; von 1706—1714 war das Fürstenthum Mindelheim Eigentum von John

Churchill, Herzog von Marlborough, dem es Joseph I. für seine Verdienste im spanischen Erbfolgekrieg gegeben hatte. — Freundsberg's Haus erloß also bald, nicht so sein Andenken, und erst vor einigen Jahren haben ihm die Bewohner jener Stadt, deren Schützenfahne sein Bildniß führt, in einer passenden Feierlichkeit an den Mauern seines Schloßes einen Denkstein mit dem Namen der Orte seiner Hauptthaten gesetzt. Ebenso wurde dort ein Monument gesetzt an der Stelle der alten Kirche, die im neunten Jahrhundert erbaut, 1816 abgetroffen, die Led, die Neckberg und die Freunds-



Georg von Freundsberg, nach einem Denkstein im Schloß Mindelheim.

berg in ihren Hallen gesehen hat; dieses Monument erinnert den Wanderer zugleich an die hier beerdigten Stadtbürger und die in der Nähe gefallenen Krieger Oesterreichs, Aufstands und Frankreichs.

Die Erzählung eines alten Soldaten.

Ein Abenteuer aus den Apenninen.

Wer je die Reise über die Apenninen zwischen Sulmona und Castello di Sangue gemacht hat, sagte der „alte Soldat“,

wird sich der merkwürdigen Piano di Cinque-Miglie, oder der fünf-Meilen-Ebene erinnern. Dieses Feld ist ungefähr fünf Meilen lang und wechselt zwischen einer Viertelmeile und einer Meile in der Breite. Es breitet sich auf der Höhe der Apenninen aus, viertausend Fuß über der Meeresfläche, und ist ein wahrer Spiegel, eben und glatt wie ein Teich, über dem die Gipfel der verschledenen Hügel wie eine Brustwehr einige Fuß an jeder Seite hervorragen. — Es war im Monat November des Jahres 184 —, als ich als Gefandtschaftsbote von dem Obersten meines Regiments, das damals in Sulmona lag, zu dem kommandirenden General

von Castello di Sangue geschickt wurde. Die Reife war nicht die angenehmste für mich. Denn zu der kalten, traurigen, unangenehmen Jahreszeit, in der die Schneefürne jeden Augenblick zu erwarten waren, kam noch, daß mein Weg durch das von Häubern heimgesuchte Vall' Occara (bunte Thal) und den nun einheimen, dunkeln Piano di Cinque-Riglie führte, und ich dachte, wenn ich der Bande Giacomo Raniero's, einem Sturme auf der Ebene und den Schauern hungrierer Wölfe entkam, die in dieser Jahreszeit ganz toll nach Nahrung herumirren, so könne ich mich für so glücklich betrachten, daß ich von nun an Alles wagen dürfte. — Nun, die Sonne, lange verbunkelt durch sturmverföndende Wolken, hatte noch drei Stunden bis sie unterging, als ich meinem Pferde die Sporen zum letzten Anlauf gab, der uns auf die fünf-Meilen-Ebene brachte, an deren Ende ein kleines Dorf, Rocca Rosa genannt, lag, in dem ich, wenn nötig, für die Nacht ein Unterkommen finden konnte. Ich hielt mein Pferd an, um es ein wenig ausspannen zu lassen, damit es nachher um so rascher die Ebene durchmessen könnte, erblühte aber zugleich zu meiner großen und nicht sehr angenehmen Ueberraschung einen Reiter, der sein Pferd hinter mir ansportete. Es war ein hübscher Mann in bürgerlicher Kleidung, der ein Reihender zu sein schien; da meine Trepfen jedoch von Wichtigkeit und die Zeiten sehr unruhig waren, deshalb auch jeder Fremde mit Mistrauen angesehen werden durfte, so hatte ich vorhergesehen, meinen Kitt allein zu machen, obgleich er sehr traurig war. Zudem, woher kam der Fremde so plötzlich? Sein Pferd schien ganz frisch, nicht als hätte es einen der schwierigsten Bergsüde der Welt bestiegen, während das meine in einer Temperatur, die mich zittern machte, fruchtete. Ist der Fremde vom Vall' Occara herauf gekommen, so ist sein Pferd ein Wunder, wenn aber nicht, so ist er kein Reihender — denn es gab für einen ehrlichen Mann keinen andern Weg; ich nahm deshalb meine Pistolen ruhig aus ihren Holstern und dachte bei mir selbst, für den Fall, daß ich sie nicht brauchte, könnte ich doch wenigstens in Besitz des wunderbaren Pferdes kommen. — „Ramerad,“ sagte der Fremde in einem offenen, freundlichen Tone, während er lächelnd seinen Hut berührte, „ich war einst Soldat, nun Reihender. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, würde ich Ihre Gesellschaft bis Castello di Sangue zu genießen.“ — „Woher wissen Sie, daß ich dahin gehe?“ erwiderte ich in kaltem, zurückstößendem Tone. — „Ich weiß es nicht, ich sage nur, daß ich dorthin gehe, und gerne Ihre Gesellschaft hätte, übrigens macht es nichts, wenn Sie lieber allein reiten.“ — „Ich fürchte, mein Thier möchte schlechte Gesellschaft für das Ihrige abgeben, wenn auch ihre Gebieter sich vertragen. Es ist ein großer Unterschied unter den beiden Thieren, das meine ist ganz erschöpft und das Ihrige sieht aus, wie wenn es gerade aus dem Stall käme.“ — „Ha! ha!“ lachte der Fremde auf angenehme Weise. „Ich sehe, Sie glauben nicht, daß ich dort unten Sie schon bemerkt.“ — „Das scheint mir verdächtig.“ — „So ist es; aber ederey bei Seite, ich war Ihnen voran, sah Sie heraufsteigen, wollte Gesellschaft haben, wurde mistrauisch wie Sie, verarg mich, um Sie vorüber zu lassen, und entschloß mich dann, mich zu Ihnen zu gesellen, ohne Verdict zu erregen, was mir aber nicht gelang. Ist diese Erklärung genügend, oder soll ich allein weiter reiten?“ — „Ich will Ihnen trauen,“ sagte ich. Wir ritten etwa eine Meile weiter plaudernd neben einander her — aber ich bestete beharrlich einen verstoßenen Blick auf jede Bewegung meines sonderbaren Gesellschafters. Ich wußte nicht warum, aber ich süßte mich nicht behaglich. Es war etwas Eigenstümliches in seinem Blicke, in dem Ausdruck seines Gesichtes, und ich konnte mich eines instinkthaftern Mistrauens nicht erwehren. Es schien mir ein schlauer, verdamneter Mann zu sein, der, wenn er wollte, seine Gefühle verbergen konnte, was ein schlimmes Zeichen war für Alles, was er that. — Möglich, so schnell wie ein Blitzstrahl, wurden wir von einem Windstoß erfaßt, der uns beinahe vom Pferde

geworfen und die Thiere unruhig und zittern machte wie Betrunkene. — „Die heilige Mutter beschütze uns,“ rief der Fremde aus, „wir sind in einen Tormente gerathen.“ — Einige Minuten später, unter dem schrecklichsten Geulen und Loben des Windes, füllte sich die Luft mit großen Schneeflocken, die um uns her wirbelten und wogten wie das Wasser des Rißstromes. Der heulende und tobende Wind schien eher zu als abzunehmen, und die größten Anstrengungen einer Stunde brachten uns kaum dem Ende dieser schrecklichen Ebene näher. Hohe Wästen waren in kurzen Zwischenräumen errichtet, um den Reisenden bei solchen Stürmen als Wegweiser zu dienen, und doch sängen wir schon an sie aus dem Gesichte zu verlieren. Die nächste Stunde brachte uns an den Rand der Verwirrung. Die Nacht brach schnell herein und wir konnten den Weg nicht mehr sehen. Pferde und Reiter waren manchmal ganz begraben in den Schneehäufungen, und unsere Wegweiser hatten wir verloren. So ritten wir weiter, ohne zu wissen wohin, unsere Thiere leisteten was sie konnten, bis das Malen des Schnees an ihren Ohren sie straucheln und fallen machte. Wir überzeugten uns, daß sie uns nicht weiter dienen konnten, und entschlossen uns, zu Fuß zu gehen und die Pferde zu führen. So gingen wir eine halbe Stunde, nicht im Stande zu sagen, ob wir uns vorwärts, rückwärts oder im Kreise bewegten. — „Der Himmel erbarme sich unser!“ rief mein Freund; „wir werden nicht lebend entkommen! Hört! Das sind die Wölfe.“ — Unter dem Streichen und Gellen der Sturmgeister (denn für solches konnte man es halten) hörte ich nun das georgene, gräßliche Geheul, welches das Blut in den Adern von mehr als einem von der Nacht überfallenen Reihenden gerinnen machte. Es wurde hier und dort und drüben beantwortet, und auch im Chor, und wir wußten nun, daß ganze Heerden von Wölfen jetzt mit uns waren, und ebenso wußten wir, daß sie, wenn in größerer Anzahl und von Hunger getrieben, wie sie in dieser Jahreszeit waren, Pferd oder Mann anfallen würden. — Näher und näher kam das Geheul unserer Feinde; in weniger als einer Stunde, umhüllt der Dunkelheit der Nacht, konnten wir den gräßlichen Glanz der feurigen Augen der Muthgigen der Herde erblicken. Wir fuhrn noch kurze Zeit fort, uns durch den Schnee zu arbeiten und unsere Pferde zu ziehen, überzeugten uns aber dann, daß, wenn wir unser eigenes Leben retten wollten, wir dieselben den Feinden überlassen müßten. Sobald ich ganz nahe zu meinem Begleiter kommen konnte, — wir konnten einige Schritte von einander entfernt kaum ein Wort verstehen, — machte ich ihm diesen Vorschlag und frag ihn um Rath. — „Ich fürchte, wir werden dazu genöthigt sein,“ antwortete er, „obgleich ich das Leben meines edlen Thieres beinahe so hoch schätze als mein eigenes. Die Herde ist fortwährend im Wachen, und der Muth der Thiere steigt mit der Zahl. Ich glaube, sie kommen jeden Augenblick näher, und ein unglücklicher Fehltritt kann schlimm für Beide sein. Wir wollen versuchen auf sie zu feuern, ehe wir die Hoffnung aufgeben unsere Thiere zu retten.“ — Im nächsten Moment folgte dem Analle des Pistols ein wildes, schneues Geheul und die Herde zerstreute sich, aber nach einigen Minuten standen sie uns wieder gegenüber und schienen entschlossener als je. Es war entsetzlich, ihre glänzenden Augen im Kreise um uns funkeln zu sehen und zu hören, wie sich ihr wildes Geschrei mit dem Brausen und Loben des Sturmes vermischte. Ich folgte dem Beispiel meines Begleiters, zog mein Pistol heraus und feuerte es auf den nächsten ab. Das nämliche Resultat wie vorher. Töne des Schmerzes, der Wuth und der Angst, und ein momentanes Auscinandertreten der erschreckten Bande, aber gleich kamen sie uns herausfordernder, drohender als je näher. — Es gab kein anderes Mittel, wir mußten unsere Pferde opfern und konnten uns glücklich preisen, wenn uns das rettete. Wir kamen wieder zusammen, gaben uns die Hand und schloßten bei unserer Solbatenche, bis zum letzten Moment fest zu-

sammenzuhalten. Dann warfen wir die Säume in die Lüste, und die Hände jezt ineinander verflochten, arbeiteten wir uns durch die Schneehaufen und den peitschenden Sturm. Wir hatten aber kaum einige Schritte gemacht, als unsere Chren von den gräßlichsten Jammerdröhnen und dem wüthendsten Getöse zerissen wurden, was uns beehrte, daß die hungertigen Angehörigen an ihrer blutigen Arbeit waren, und daß unsrer Armer, treulos verlassenen Thiere uns nie wieder trafen würden. Nun oder nie war Hoffnung für uns zu erlangen, und männlich arbeiteten wir uns vorwärts. Als wir einen Punkt erreicht hatten, von dem der Wind den Schnee wegwehte, und wir einen reinen, offenen Weg vor uns sahen, hatten wir auch den Trost, den Wegweiser wieder zu sehen und wußten, wohin wir gehen mußten. Wir eilten vorwärts und erreichten bald eine Stelle, von der wir die glühenden Lichter von Rocca Rosa erblickten, was unsere Herzen mit nicht geringer Hoffnung und Freude erfüllte. — Die Gefahr war jedoch noch nicht vorüber; denn kaum hatten wir den ermahnten Punkt erreicht, als wir die Wölfe wieder in unserer Nähe heulen hörten. Unsere Herde waren schon verschlungen und einige von den Thieren gestätigt, aber die ersten Angreifer hatten sich mit andern vereinigt, die frisch aus den Bergen kamen, und wir wußten, daß diese Leptern, welche vielleicht nur den Geruch von dem Blut hatten, sicher noch wüthender und dreister sein würden. — „Hier, auf dieser Seite des Dorfes, ist eine kleine Kapelle,“ sagte mein Begleiter, „wenn wir diese erreichen können, werden wir die Nacht durch sicher sein, wir wollen dahin laufen.“ Wir tummelten uns so viel in unsern Kräften stand, und befanden uns bald in einem enormen Schneehaufen. Wir kletterten so schnell wie möglich heraus, aber ehe wir noch ganz frei waren, kam ein Wolf uns nach, seine Augen glänzten, seine Zähne knirschten, sein Athem schwebte. Ich zog mein Pistol, es versagte, aber der Värm schredete ihn, er sprang auf die Seite, doch nur um vorzueilen, als er plötzlich sah, daß er nicht verwundet und unterthügt von vielen andern sei. Ich brühte mein Pistol wieder und wieder ab, allein es versagte immer und das wüthende Thier drehte laum den Kopf. Ich bin überzeugt, er würde mich gepackt haben, da ich ihm so nahe stand, wenn mein Begleiter nicht glücklicher gewesen wäre in dem Versuch zu schießen. Sein Pistol entlud sich gerade in das Gesicht des Thieres, es fiel zurück, heulend vor Schmerzen, und in weniger als zehn Minuten war es in Stücken zerissen von seinen feigen Verbündeten. — Diese Aenderung zu unsern Gunsten gab uns Zeit, uns vollends aus der Schneemasse herauszuarbeiten und zu der Kapelle zu gelangen, ehe unsere blutdürstigen Befolger uns nachkommen konnten. Wir liefen mit möglichster Schnelligkeit und machten einen Sprung in die kalte, nadtte Schaufung und schlossen die Thüre noch zu rechter Zeit, um unser Leben zu retten. Wir brachten eine entsehlche Nacht zu. Wir konnten uns vom Ertricken nur dadurch retten, daß wir die Kiste immerwährend über die Brust schlagend auf uns ab ließen. Die ganze Nacht tobte der Sturm und die Wölfe heulten und knirschten mit den Zähnen um unserm Versteck. Wir sprachen wenig zusammen, denn Keiner fühlte Lust dazu, und als endlich unsere müden Augen das Grau des Morgens erblickten, weiß ich Einen, der Gott inbrünstig dankte für die Errettung. Mit dem Tageslicht verschwanden die Wölfe in den Bergen und ich schlug meinem Begleiter vor, mit mir in das Dorf zu gehen, wo wir uns am Feuer wieder erholen könnten. — „Kein,“ antwortete er, „ich muß zurück.“ — „Aber höfentlich nicht jezt über diese entsehlche Obene!“ — „Ja,“ erwiderte er, die Lippen zusammenbeißend; „ich habe keine Freunde in diesem Dorfe.“ — „Aber es ist ein Wirthshaus dort, offen für jeden Reisenden, der jagt.“ — „Mein Freund,“ erwiderte er, seine Hand auf meine Schulter legend und mich mit einem forderbaren Blick ansehend, „kann ich Ihnen bei Ihrer Soldatenehre ein Geheimniß anvertrauen?“ — „Ja, Kamerad.“ — „Schwören Sie!“ — „Ich schwöre!“

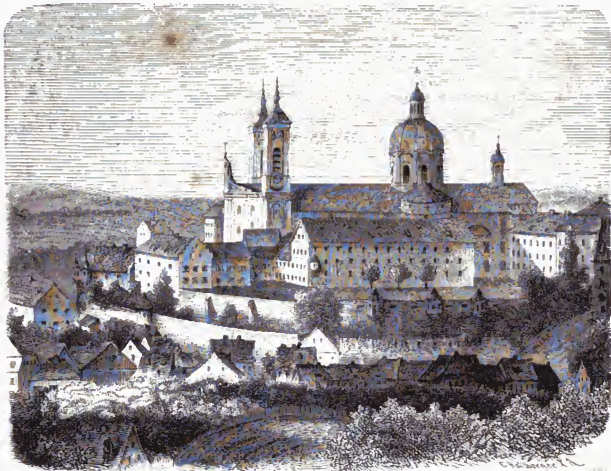
— „So sagen Sie Niemanden, daß Sie die Nacht hindurch der Gesellschaft des Giacomo Kanteri waren.“ — „Sie?“ rief ich voll Erstaunen und Ausrufung. „Sie der gefürchtete Banditenhauptmann?“ — „So ist es, mein Freund, aber ich vertraue der Ehre eines Soldaten, daß Sie mich nicht verrathen! Hören Sie! Sie glauben, dieser Sturm sei ein Unglück für Sie gewesen; im Gegentheil, er war Ihre Rettung. Ich gestalte mich zu Ihnen, Sie zu morden, Ihre Leptchen in Sicherheit zu bringen und Ihre Stelle als Kurier einzunehmen. Der Sturm-verhinderte meine Vorhaben; denn wozu Sie tödten, da ich Sie brauchte, um mich selbst zu retten? Ich bin nicht ohne Ehrgefühl, und der Mann, der mit einem Dienste gekleidet, ist meines Schutzes gewiß. Nehmen Sie diesen Silberring von mir und tragen Sie ihn, und sollten Sie je von Einem von meiner Bande überfallen werden, zeigen Sie ihm diesen Ring und er wird Sie sicher geleiten. Und nun leben Sie wohl, wir trennen uns hier — unsere Wege sind geschieden.“ — Er ging hastigen Schrittes weg und bald verlor ich ein Schneehügel meinen Augen. Ich sah ihn nie wieder. Im darauffolgenden Jahr wurde ich von Bauern erschossen, denen er seiner mörderischen Blünderungen wegen stets ein Gegenstand des Schredens gewesen. Ich ging weiter und dachte darüber, wie wunderbar die Wege der Vorsehung sind, und oft indessen, wenn anscheinendes Unglück über mich kam, habe ich im Stillen geforscht, ob es nicht ein verborgener Plan des Allmächtigen sei, der mir zum Besten dienen sollte.

Weingärten.

Wenn auf der württembergischen Südbahn der Zug das enge, malerische Thalthal, das, von dem rasch dahineilenden Flüssen „Schussen“ belebt, den Namen „Schussentobel“ führt, verläßt und sich der Station „Niederbiegen“ nähert, erblickt der Reisende an der Bahn eine imposante Gebäudemasse, stolz auf einem mächtigen Hügel thronend und von zwei stattlichen Thürmen und einer prächtigen Kuppel überragt, zu den Höhen des Hügels aber eine große Ortschaft lang hingestreckt. — Verlassen wir hier den Zug und schauen wir den halbständigen Markt nicht, um einen kleinen Abstecker nach jenem Orte und jenen Gebäuden zu machen, welche schon von ferne unsere Blicke fesselten! — Jene stolze Gebäudemasse ist die einstige Benediktinerabtei Weingarten, und der unter ihr sich hinziehende Ort ist der Marktflecken Altdorf. Um das Jahr 1055 von Herzog Welf III. gestiftet und reich begabt, hatte das Kloster an den Welfen überhaupt eine mächtige Stütze, indem sie auch die Schirmvogte des Klosters waren, denn später als solche die Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen folgten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde Weingarten ein eigen Gebiet von sechs Quadratmeilen mit 11,000 Einwohnern als das reichste Kloster in Schwaben angesehen, doch schon im Jahre 1803 aufgehoben, und kam es erst an Nassau-Oranien und dann (1806) an Württemberg. — Die Gebäude des ehemaligen Klosters, deren Bau zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach einem großartigen Plane begonnen, aber, wie so viele Bauten aus jener Zeit, nur theilweise vollendet wurden, sind sehr ansehnlich und würden einer fürchtlichen Residenz zur Ehre gereichen. In ihrer Mitte erhebt sich die prächtige Klosterkirche zu Sant Martin, in den Jahren 1715–24 von dem württembergischen Land-Baudirector Frioni in Kreuzform erbaut; eine der schönsten und der größten Kirchen der neuern Zeit, denn ihre Länge beträgt 350 Fuß, die Breite 120 Fuß, die Höhe der beiden Thürme je 220 Fuß, die der Kuppel 250 Fuß. Die Kirche ist ganz nach dem Mutter des Sant Petrusdomes zu Rom gebaut und enthält treffliche Freskomalerien, Statuen und Stukkarbeiten. Die Orgel, ebenfalls eine der größten in

Deutschland, ein Meisterstück von einem Ravensburger, Gubler, um's Jahr 1730 verfertigt, besteht aus 76 Registern und 6666 Pfeifen nebst einem Blodenspiel. — Zu den Seltenheiten des Klosters gehört die Reliquie von dem heiligen Kute Christi, welches Kaiser Heinrich III. von Mantua nach Deutschland gebracht haben soll und das später durch Schenkung in den Besitz des Klosters kam. Die Reliquie ist in Gold gefaßt und mit Edelsteinen besetzt. Alle Jahre, am Tage nach dem Himmelfahrtstest, wird schon seit uralter Zeit eine große Wallfahrt unter dem Namen „Blutritt“ gehalten, zu welchem früher die Wallfahrer von Nah und Fern beritten und uniformirt erschienen. Obgleich die Pracht, welche dabei entfaltet wird, nicht mehr die frühere ist, so ist doch der Andrang der Gläubigen alljährlich ungeheuer, und man zählt oft zwanzig bis dreißig Tausende, welche alsdann in Altdorf-Weingarten zusammenströmen. —

Durch die im linken Seitenschiff der Klosterkirche neuerbaute prächtige Gruft, welche die Pietät und Munificenz des jetzt regierenden Königs von Hannover den Gebeinen seiner Ahnen, der alten Welfensyrge, errichten ließ, und deren feierliche Einweihung am 21. Mai 1860 in Anwesenheit des hannoveranischen Gesandten und von vier Kammerherren aus Hannover stattfand, hat die Kirche einen neuen Anziehungspunkt für den Besuch von Fremden gewonnen. — Die Lage der ehemaligen Abtei Weingarten, in deren Räumen man ein königliches Palaishaus mit ungefähr vierhundert Kindern eingerichtet, ist wundervoll, und die Aussicht, welche man aus ihren Fenstern, noch mehr aber von den Thürmen genießt, zählt zu den schönsten Württemberg's. Aber auch die Umgebungen Weingartens haben der schönen Punkte so manche aufzuweisen, von denen wir nur den schönsten, den sogenannten „Hallersberg“, von wo aus un-



Das Kloster Weingarten in Oberschwaben.

tere Ansicht ausgenommen ist, hervorheben wollen. Der Blick schweift hier über die weitläufigen Klostergebäude und den Marktplatz Altdorf hinweg weithin über das mit Ortschaften und einzelnen Gehöften besäete und vom „Großen Altdorfer Wald“ umsäumte Gebirge bis in die Gegend von Aulendorf und Schussenried. Auf der Rückseite bietet die Aussicht noch viel Schöneres, denn den staunenden Blicken thut sich hier ein prächtiges Panorama auf, das seines Gleichen sucht. — Im Vordergrund erheben sich die Thürme der ehemaligen Ravensburg, mit einem Kranze von Gärten und Landhäusern umgeben, überragt von der sogenannten „Weitsburg“, dem einstigen Stammsitz der Welfen; den Mittelgrund bildet das Schussenthal, nach Rechts gegen die bairische Grenze hin sanft ansteigend und vom Gerenberg begrenzt; den Hintergrund aber, das Prachtvollste in dem ganzen Bilde, bildet die Kette der Schweizer-Alpen vom Säntis bis zu den Bergriesen des berner Oberlandes. Herr-

lich glänzen ihre schneebedeckten Häupter im Sonnenschein; aber an einem schönen Sommerabende, wenn die fernen Gletscherfirnen im Abendlichte wie flüßiges Gold schimmern, ist der Anblick wahrhaft bezaubernd. — Freilich hätten wir noch gerne das stille und romantische „Laurathal“ mit seinen schäumenden Haselbänken und seinen herrlichen Laubgängen, in magischem Walddunkel versteckt, sowie das anmutige Nachthal mit dem „Waldbade“ besucht, aber die Zeit drängt, und nachdem wir uns noch in der Hallersberg-Wirttschaft von den Strapazen der Reise ein wenig erholt und uns den guten Stoff munden ließen, geht es munter fort nach der alten, schönen Stadt Ravensburg, von wo das Dampfroß uns schnell hinweg und neuen Bildern entgegenführt.

Kugler del.

Die Stiefkochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)



Gollin schob das Billet zwischen den Stangen des Thürgewebes durch.

„Rei!“ folgte hinüber in das Dorf und bringe diesen Brief auf die Post,“ sagte sie, ihm das Schreiben einhändigend. — „Ja, Missus.“ — „Aber pass mir auf!“ — „Ich passe immer auf,“ versetzte der Knabe. — „Dann gehst Du in das Herdwappen und sagst Jennings, er solle längstens bis drei Uhr eine Postkaise auf den Pachthof schicken.“ — „Ja, Missus.“ — „Und jetzt schickst Du mir Whelan und seine Frau. Geh!“ — Ohne diese letztere Weisung wären die Befehle von Miss Mendal ohne Zweifel alle ausgeführt und der Brief, wie sich's gehörte, auf die Post gebracht worden; so aber hatte Collin Erav taum das Haus aus dem Gesicht verloren, als er sich mit dessen Inhalt bekannt machte. „Den soll Sir Barnard nicht kriegen,“ murmelte er. „Es ist für jetzt nicht viel, was ich für Miss Mary thun kann, aber wenn die Whelans einmal an die Streiche kommen, von denen ich sie schon habe reden hören, so kann ich ihnen vielleicht auch einmal mit einem dienen. Ich bin nicht umsonst im wickfaler Arbeitshaus aufgewachsen.“ Die übrigen Aufträge sah er sich genöthigt auszuführen, um sich bei seiner Herrin in Gunst zu erhalten.

Neunzehntes Kapitel.

In ihrem Vernehmen gegen Mary war Miss Mendal bisher einzig von ihrer Geldsack geleitet worden. Sie empfand für sie weder Zu- noch Abneigung und begnügte sich, ohne sie ihre Macht fühlen zu lassen, sie in sicherem Gewahrsam zu halten. Als sie den Brief des galanten Hector las,

machte diese Gleichgültigkeit einem glühenden Haß Platz: sie betrachtete ihre Verwandte als die Ursache der erlittenen Kränkung und beschloß ihre Glücksaussichten zu durchkreuzen. In dieser Absicht schrieb sie den Brief an Sir Barnard Gaston, entwarf sie einen Plan, der Mary auf den Pachthof zurückbringen sollte.

Im Bibliothekzimmer traf Miss Mendal nur Lady Florence und die Damen, Sir Clifford und die Herren waren auf der Jagd. — „Ich hoffe, Sie kommen, den Tag mit uns zuzubringen,“ bemerkte die Herrin vom Hause in ihrer lebenswürdigen Weise, „unser Gäste sind fast alle fort, und es fängt an recht einsam hier zu werden.“ — „Dies kann mir für den Zweck meines Besuchs nur angenehm sein,“ bemerkte Miss Mendal, „denn ich bin gekommen, auf Erfüllung eines Versprechens zu bringen. Sie haben mir einen Abend zugesagt, Lady Florence, und ich lasse mich nicht länger hinhalten.“ — „Morgen also!“ erwiderte die Herrin des Hauses, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie und Miss Gaston mit uns zurückkehren, meine Mädchen haben eine solche Zu-neigung zu ihr gefaßt, daß ich wirklich anfangs eifersüchtig zu werden.“ — „Wie lebenswürdig Sie eine Wunsch zu gewähren verstehen!“ bemerkte das alte Fräulein mit seinem süßesten Lächeln; „es wird mir zum größten Vergnügen gerichen.“ — Nachdem ihr ihr Vorhaben so weit gelungen war, entfernte sie sich, indem sie die Einladung, den Tag auf Herby Manor zuzubringen, mit der Bemerkung ablehnte, die Zurüstungen auf den andern Tag machen ihre Anwesenheit zu Hause nöthig. — „Nicht wahr, Sie kommen am Morgen.“

häusliche sie der Erbin zu, als sie Abschied nehmend ihr einen Jubelstich auf die Wangen drückte, „und helfen mir?“ — Nichts Befehls ahnend sagte das arglose Mädchen zu, und ihre räuseltüchtige Verwandte fuhr nach Hause, vollkommen überzeugt, daß sie ihr Wort halte. — „Dieser Besuch auf dem Pachtthofe will mir nicht recht gefallen,“ sagte Lady Florence, wie sie dem Wagen nachschaute, „und doch — wie ihm ausweichen. Gefahr kann jubem keine dabei sein, da Sie nachher Beide mit uns kommen.“ — „Ja, aber ich muß schon Morgens hinüber,“ bemerkte Mary, die ihr vorstehend gegebenes Versprechen zu betuen anfing. — Lady Herbert billigte leinewege die gemachte Zusage, doch wollte sie Mary von deren Erfüllung nicht abgahen.

Als die Erbin des andern Morgens auf dem Pachtthofe ankam, verschwand ihr Mißbehagen, wie sie die Zurüstungen zu der Abendgesellschaft bemerkte. Alles war in geschäftiger Eile, Miß Mendal und Jeanette eben im Begriff, den Salon in Ordnung zu bringen. — „Wie geht's, meine Liebe?“ rief ihre Verwandte; „es freut mich, daß Sie Wort halten; kann Ihnen nicht einmal die Hand geben; Sie sollten mir die Blumen da ordnen helfen. Es sieht Alles in Allem genommen ziemlich aram hier aus.“ Fuhr sie im Zimmer umher-schauend fort, „und es thut mir fast leid, daß ich die Herberth's eingeladen habe.“ — „Al' dieß äußerte die gewandte Haushälterin so unbedenkenlich, so natürlich, daß das Opfer ihres Verraths auch nicht einem Schatten von Verdacht mehr Raum gab und sich im Stillen Vorwürfe machte, ihre Verwandte falsch beurtheilt zu haben. — „Ich will mich nur geschwind umkleiden,“ bemerkte sie, „und dann herabkommen, Ihnen zu helfen.“ — „Ihun Sie das, meine Liebe, die Jeanette kann man so zu nichts brauchen.“ — Miß Gaston verließ den Salon, und wenige Minuten nachher folgte ihr auf den Wint ihrer Herrin das Dienstmädchen. — „Ist sie sicher vernachrt?“ fragte Miß Mendal, als Jeanette zurückkehrte. — „Hinter Schloß und Kiegel,“ versetzte diese und übergab ihrer Herrin den Schlüssel. — „Endlich!“ sagte die Letztere in selbstzufriedenem Tone, indem sie in einen Hauteuil sank, „endlich habe ich sie in Eiderbeut. In drei Tagen ist Sir Barnard hier. Dem soll sie Lord Gheverly entführen, wenn er kann.“ — Statt mit den Zurüstungen zu einer sofortigen Fortfahrene, die sie nie zu geben die Absicht gehabt hatte, qud das arglistige Weib einen Schreibstich zum Jeniter und schrieb folgendes Billet: „Verzehe Lady Florence! Ein schweres Familienunglück, von dem mir so eben Kunde wird, bewacht mich des Verzügigens. Sie und Ihre reizenden Töchter heute Abend bei mir zu sehen. Meinem Bedauern kommt nur das Mary's gleich, die dadurch weiter auf mehrere Tage des Müds entbehren muß, mit ihren jungen Freundinnen zusammen zu sein. Einer Bitte um Entschuldigung bedarf es wohl unter den vorliegenden Umständen gegenüber meiner gütigen Lady Florence nicht?“

Lady Herbert war eben im Begriff sich zu dem Besuch anzuflehen, als ihr des Billet zumal. Es warfäinnig wie sie war, läufchte sie sein Inhalt nicht, und sie warf sich Mangel an Vorsicht vor, da sie für Mary zu fürchten anfing. — „Wer hat das gebracht?“ fragte sie. — „Der Burche, der ein paarmal kam, mit Fräulein Gaston zu sprechen,“ versetzte der Kammerdiener. — „Schiden Sie ihn sogleich zu mir,“ sagte Mißlady hastig. — „In wenigen Minuten stand Collin Gray unter der Thüre ihres Gemachs. Von ihm erfuhr die Dame, daß Mary in ihrem Zimmer eingesperrt sei und ihr Vater erwartet werde. — „Woher weißt Du denn, daß Sir Barnard erwartet wird?“ — „Die alte Mißus gab mir einen Brief an ihn, um ihn auf die Post zu tragen.“ — „Das hast Du natürlich gethan?“ — „O nein!“ — „Das war unrecht, sehr unrecht von Dir,“ bemerkte Lady Herbert, die streng dreinzubilden versuchte; „aber jetzt ist es vielleicht zu spät. Ich hoffe, Du hast ihn doch nicht gelien?“ — „Doch, Mißlady,“ antwortete Collin Gray grinzelnd, „Es stand was drin von einem Lord, der Miß Mary heirathen wollte, Sir Barnard solle kommen und sie abholen.“ — „Still!

Still! Das geht zu weit,“ unterbrach ihn die schöne Inquiritin, „ich will hoffen, daß Du Dir nie wieder einen solchen Vertrauensmißbrauch zu Schulden kommen lässest.“ — „Das kann ich nicht versprechen,“ sagte der Poet, sie ernst anschauend. — „Squire Beadam hat mich hergeschickt, um über Miß Mary zu machen, daß ihr kein Leids zugefügt wird, und ich werde zu ihr halten, schiden sie mich auch in's Oefängnis oder, was noch schlimmer ist, in's wilder Armenhaus zurück.“ — Lord Gheverly's Schwester besah, wie unsere Leser wohl schon bemerkt haben, zu viel Takt, um nicht die Nothwendigkeit unmittelbaren Einschreitens einzusehen. Die geringste Jögerung konnte das Glück ihres geliebten Bruders gefährden, und nach kurzer Rücksprache mit ihrem Gemahl war ihr Entschluß gefaßt, und Collin Gray lehrte, mit Instruktionen und einem Kondolenzschreiben für seine Herrin versehen, auf den Pachtthof zurück.

Alles war auf's Beste eingeleitet. Erst als Mary hin-abgehen wollte und die Thüre verriegelt fand, erdachte sie die Verrätherin. „O Gott! steh mir bei!“ rief das arme Mädchen in Thränen ausbrechend. „Was hab' ich ihr gethan, daß sie mich so mißhandelt? Es ist unerträglich! schändlich!“ fuhr sie nach Jassung ringend fort. „Wie diese abgerissenen Ausdrungen ihren bebenden Lippen entströmen, wandte sie sich zu der Thüre hin und erkannte den spöttischen Blick Whelan's, ihres Wärters, der sie durch das Gitter anstarrte. Statt sie zu erwidern, dämpfte die Wahrnehmung ihre Aufregung, ihre Thränen trockneten sich. — „Oeffnet die Thüre!“ rief sie dem Manne zu. — „Warum werde ich hier gefangen gehalten?“ — „Weil Sie wahnsinnig sind, Fräulein,“ antwortete Whelan, indem er ihr in's Auge zu blicken versuchte. — „Väberlich!“ rief Mary, seinen Blick fest aushaltend. „Das ist nur ein Vorwand, um mir die Freiheit zu entziehen; aber ich bin nicht so hilflos, als Ihr Euch einbildet. Mächtige Freunde sind ohne allen Zweifel jetzt schon damit beschäftigt, mich zu befreien. Sie werden Cure. Verzoegenheit zu ahnden müssen.“ — „Sie binst nicht ein Wischen,“ flüsterte der Wärter seiner Frau zu, welche bei ihm war. „So wenige verdrückt als mir beide.“ — „Dab's noch nie geglaubt,“ murmelte das Weib. — „Wenn ihr mich frei laßt,“ fügte die Erbin bei, „so dürft ihr einer weit größeren Belohnung veridert sein, als meine Verfolger euch geben können. Ich bin reich, sehr reich.“ — Whelan und seine bessere Hälfte besprachen sich einen Augenblick leise mit einander und gingen dann hinab in das Speisezimmer. — „Nun?“ rief ihnen Miß Mendal entgegen, „ist sie in Eiderbeut?“ — „So sicher ausgehoben, als es hinter Schloß und Kiegel nur immer sein kann,“ versetzte der Mann, „aber wir.“ — „Aber was?“ fiel ihm die Herrin des Pachtthofes ungeduldig in die Rede. — „Sie ist so wenig verdrückt, als Sie selbst!“ rief die Frau, „und weder mein Mann noch ich halten uns für berechtigt, ihr den Trank zu geben. Die Dame hat Freunde und ist reich.“ — „Sie selbst hat euch wohl das gesagt?“ — „Ja!“ — „Beweis genug von ihrer Geistesverwirrung,“ bemerkte ruhig die Dame, „denn sie ist völlig abhängig von ihrem Vater, Sir Barnard Gaston, der in ein bis zwei Tagen hier sein wird. Wohlgeit meine Meinung und ihr sollt qud belohnt werden.“ Von einer Neigung des Geisteswahn's war keine Spur vorhanden, und so erklärte sie sich am Ende bereit, dem Paare fünfzig Pfund auszulieben, wozeln sie einen Trank bereiteten und ihren Patienten — wie sie Mary nannte — zu trinken zwängen, welder sie bis zu der Ankunft ihres Vaters in einen Zustand von Betäubung versehen würde. Dieß sollte ihr Vernehmen gegenüber von den Herberth's rechtferigen und diese zugleich daran verhindern, gesetzliche Schritte zur Befreiung ihrer Gefangenen zu thun. — „Es muß diese Nacht geschehen, wenn meine Leute zu Bette gegangen sind,“ bemerkte Fräulein Mendal, „und sobald es geschehen, ist das Geld euer.“ — „Sie müssen dabei sein,“ sagte die Wärterin, „wir können es nicht allein aus und nehmen.“ — Ihre Aukraggeberin wollte die Nothwendigkeit hiervon nicht einsehen; da die Weiden aber darauf

beharren, so war sie schließlich auch hiemit einverstanden. — Collin Craw war immer mehr in der Gunst seiner Herrin gestiegen. Er schlief nicht mehr, wie anfangs, in einer Stalle, sondern hatte ein Zimmerchen im Herrenhause inne. Wie unsere Leser bemerkt haben werden, schickte es ihm weder an Scharfsinn noch an umsichtiger Beobachtung, doch verbarg er beides unter der Mäste äußerster Einfaß. Am Abend fand er Whelan und seine Frau eifrigt beschäftigt, in einer Pfanne einen Trant zuzubereiten. Verschiedene Kräuter wurden zuerst in Wasser gekocht und dann eine Prise köstlichen Pulvers zugefügt, welches der Mann in einem in dem Futter seiner Weste verborgenen Büchlein bei sich trug. — Was macht ihr da? — fragte Collin, wie das Vieh das Defekt in eine kleine Flasche gosh; „etwas Gutes? es sieht aus wie Bier.“ — „Arznei für das Vieh,“ versetzte Whelan, beunruhigt durch die Frage. — „O, das ist's!“ rief der Knabe. „Meine Kuh ist fürchterlich übel dran. Soll ich ihr's geben?“ — Die vornehmende Antwort, die ihm ward, befähigte noch den Verdacht, der in ihm aufstieg. — „Es sieht aus und niedriger wie Bier aus,“ sprach er laut vor sich hin. „Wer weiß, ob's meiner Kuh nicht gut thäte,“ und verließ die Küche.

Swanzigstes Kapitel.

Mary's Zimmer lag fast am Ende der breiten, durch das ganze Haus führenden Treppe, welche, nur wenige Stufen höher hinaufgehend, ihr Licht in diesem Stockwerk durch ein der wohl verriegelten Gefängnisthüre gegenüberliegendes Fenster erhielt. Mitternacht war längst vorüber, als Collin aus seinem Zimmer schlich und vorsichtig die Treppe hinaufstoch. Ob hielt er an, da es ihm vorkam, als hörte er das Geräusch von Schritten, lauschte einen Augenblick und setzte dann seinen Weg noch beschämter als vorher fort, bis er endlich vor der Thüre anlang. — „Pst! pst! Miß Mary!“ rief er halblaut, indem er zu dem Gitter hintrat; „erschrecken Sie nicht, ich bin's nur.“ — Die Thüre, die sich angeleibet auf's Bett gemorren hatte und in feberhaftiger Aufregung die trübten Ereignisse ihres Lebens an ihrem Gesichte vorüberziehen sah, schrak bei dem Klang seiner Stimme zusammen und stieß einen schwachen Schrei aus. — „Erzittern Sie nicht,“ wiederholte der Knabe, „ich bin's, Collin Craw.“ — Verwundert bei diesem Namen, näherte sich Mary der Thüre, während ihr Herz vor hoffnungsvoller Erwartung schlug. — „Du also hast mich nicht verlassen!“ sagte sie. — „Nein, Fräulein, nein. Squire Beadam hat mich hieher gethan, um nach Ihnen zu sehen. Sind Sie angeleibet?“ — „Ja; doch warum fragst Du?“ — „Freunde kommen Sie wegzubringen,“ sagte der Burste; „Milady im Herrenhause hat mir aufgetragen es Ihnen zu sagen.“ — „Lady Florence?“ — „Ja, und dabei gab sie mir dich für Sie,“ setzte Collin hinzu und schob ein Villet zwischen den Stangen des Thüretgitters durch. Mary griff freudig nach dem Papier und ging damit an das Fenster, wo sie umsonst versuchte, es bei dem sohlten Richte des durch das Gitter ihres Gefängnisses hereinbrechenden Mondlichts zu lesen. — „Ich kann es nicht lesen,“ seufzte sie, „es ist nicht hell genug.“ — In diesem Augenblick öffnete sich in dem Korridor unter ihnen geräuschvoll eine Thüre und säckerte die Sprechenden an. Collin Craw trock bis an's Ende des Treppenhause und bemerkte hinabschauend Miß Mendal mit dem Wärter und seiner Frau; die Letztere trug eine Lampe. „Es ist die Alte und Whelan,“ flüsterte er, „doch lassen Sie sich das nicht ansehn, ich verlasse Sie nicht.“ Dann jog er sich so weit als möglich die Treppe hinauf, da er mit Recht annahm, der Besuch der Gefangenen. Hier verbarg er sich hinter einem der massiven Pfeiler der Treppe und wartete, bis die Drei das Zimmer betreten hatten; dann schlich er vorsichtig herab, um seinen Posten vor der Thüre einzunehmen. — „Was bedeutet dieses nächtliche Eindringen?“ fragte Miß Galtson, die sich umsonst bemühte ihren Schreden zu bemeistern. „Was gibt Ihnen das Recht, mich so zu behandeln?

Sie werden Ihre Aufführung schwerlich vor der Welt rechtfertigen können, geschweige denn vor den Göttern, die Sie mit Jüden treten.“ — „Ich handle im Auftrag Ihres Vaters,“ gab ihre Verwandte zurück. „Auch wenn es an andern Beweisen fehlen würde, so müßte Ihre gegenwärtige Aufregung und Ihr auffallendes Benehmen bei den Herberd mich überzeugen, daß Sie nicht mehr ganz Herr Ihrer Vernunft sind. Ich habe Ihnen hier einen beruhigenden Trant, der...“ — „Sie wollen mich vergiften!“ kreischte die Gefangene. „Ich nehme ihn nicht.“ — „Vergiften!“ sagte Miß Mendal. „Lächerlich! Was könnte ich für ein Morio zu einem solchen Verbrechen haben?“ — „Ich nehme ihn nicht,“ wiederholte die Erbin voll Entsetzen, „nie! nie!“ — „Dann muß Gewalt angewandt werden.“ — Die Augen der Gefangenen schossen Blitze der Entrüstung: „Sie können es nicht wagen, eine Handlung zu begehen, die Sie für den Rest Ihres Lebens brandmarken muß!“ — Statt aller Antwort winkte die Herrin des Pachtbofs den Gefüllten zu, ihrem Opfer mit Gewalt den Trant einzugießen, der sie wenigstens einige Zeit lang der Vernunft berauben sollte. — Whelan und seine Frau — die Letztere, das müßten wir zu ihrer Entschuldigung sagen, mit Widerstreben — ergriffen Mary bei den Armen und versuchten trotz ihres Weinens und Hülserufens sie auf die Arnie niederdzudrücken. — „Nun den Trant,“ sagte die Gebieterin, als ihnen dieß nach einer verzweifelten Gegenwehr von Seiten des armen Mädchens gelungen war. — In diesem Augenblick wurde vor der Thüre draußen geräuschvoll der Riegel vorgezogen: übertraut hielten die Wärter in ihrer Gemalbalbung inne. — „Trinken Sie nur, Miß Mary!“ rief Collin Craw, seine Gefangenen angrinend, zum Gitter herein; „es thut Ihnen nichts, es ist bloß Bier. Ich habe die Flaschen durchwachtelt.“ — Der Wärter führte häufig die Birole an die Lippen und löschte den Inhalt. — „Hol ihn der T, es ist wahr!“ rief er. — „Um so besser,“ meinte seine Frau und ließ Mary's Arm los, „dann haben wir weniger zu verantworten.“ — „Collin!“ sagte Miß Mendal, „öffne sogleich die Thüre.“ — „Nein, nein, alte Mißus,“ versetzte der Burste, „so dummg bin ich nicht. Ich hab' Euch gelangen und halt' Euch sicher, bis Sir Clifford und die Kontabiler kommen.“ — „Laß mich heraus! Ich befehl' es Dir! Zeanette! Hütle! Liebe! Liebe!“ — „Zimmer zu!“ brüllte Collin, vor Entzücken herumtanzend. — Wenn Zeanette es auch hört, mit der werde ich fertig.“ — Umsonst bot die Herrin des Pachtbofs zuerst ihre Böske, dann Uhr und Ringe an, um ihren Herkemeister zu veranlassen sie in Freiheit zu setzen: er war nicht zu bestechen. Der Gedanke, vor Sir Clifford in einer so lächerlichen, wenn nicht geradezu herabwürdigenden Situation getroffen zu werden, machte sie fast rasend, und ohne das Dazwischentreten Whelan's und seiner Frau hätte sie aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Wuth an Mary ausgelassen. Diese behauptete die Erbin in der Hoffnung, dadurch Verzeihung für ihren Antheil an dem mehr als zweifelhafte Verfahren gegen dieselbe zu erlangen. — „Collin,“ kreischte die Herrin, „ich gebe Dir zehn Pfund — zwanzig! nur laß mich hinaus. Laß Du's nicht, so fürchte die Strafe! Sag' wie viel Du willst, es soll Dein sein.“ — Auf diese unsinnigen Anerbietungen erfolgte keine Antwort. Der Junge war hinabgegangen, die Freunde aus Herbert Manor einzulassen. — „Zur Feid hart,“ wandte sich das müthende Weib an den Wärter, „brech die Thüre auf!“ — Der Mann stemmte sich mit aller Macht gegen dieselbe, aber vergebens — sie wich nicht. — „Es ist umsonst!“ sagte er, „wir sind eingesperrt. Das ist Ihr Verd. Karr, der ich war, mich von Ihnen überreden zu lassen. Doch wenn ich mein Weib in's Gefängnis wandern müssen, bleibt mir wenigstens der Trost, daß Sie auch mitgehen.“ — In's Gefängnis! Die Letzte der Mendals in's Gefängnis! Der bloße Gedanke an eine solche Schmach brachte sie fast um den Verstand. — Auf der Treppe ließen sich Tritte vernehmen, und bald öffnete sich die Thüre des Zimmers, und herein trat

Sir Clifford in Begleitung einiger Herren aus der Nachbarschaft und zweier Konstabler. Mary sprang ihm entgegen und bat ihn um seinen Schutz. — „Ich bin in keiner andern Absicht hieher gekommen,“ erwiderte der Baron voll Güte. „Lady Florence, Fanny und Alice sind unten; aber ehe ich Sie zu ihnen führe, lassen Sie mich wissen, wie Sie von diesen Kleiden behandelt worden sind.“ — „Kleiden!“ wiederholte Miss Mendal mit vor Wuth und Scham unterdrückter Stimme, „dafür werde ich Sie belangen.“ — „Immerhin, wenn Sie es für klug halten,“ erwiderte der Baron. „Diese Herren hier sind Zeugen meines Benehmens und seiner Motive.“ — Die Dame wollte das Zimmer verlassen, ward aber von den Konstablern daran verhindert, welche sich auf beiden Seiten der Thüre aufgepflanzt hatten. — „Nein, nein! Missus!“ grinste ihr Collin von außen entgegen.

„Sie sind jetzt die Gefangene und jetzt geht's nun in ein ganz anderes Gefängniß.“ — Niederbeobachtet von dem unerwarteten Schlag sank das schuldbeladene Weib in einen Sessel. — „Können Sie ihr die Schande nicht ersparen?“ sagte Mary; „schlecht wie sie mich behandelt hat, dauert sie mich doch. Bedenken Sie ihr Alter, ihre frühere Nützlichkeith, ihre Armuth. Und dann möchte ich um Alles in der Welt nicht meinen Namen vor der Descentlichkeit herumgezogen wissen.“ — „Diese Rücksicht, und nur sie allein, Miss Coston, kann mich dazu bewegen, den Verhaftsbefehl zurückzunehmen, den ich gegen sie habe ergehen lassen,“ bemerkte Sir Clifford Herbert. „Vielleicht ist Betrachtung und Schande die passendste Strafe für ihre Handlungsweise. Wonne,“ fügte er zu seinem ihn begleitenden Anwalt gewendet hinzu, „bleiben Sie hier und nehmen Sie eine Abbitte wegen der rohen Beleidigung an.“



„Ich hob' Euch gefangen und halt' Euch sicher!“

gung an, die sich Miss Mendal gegen ihre Verwandte hat zu Schulden kommen lassen. Wenn Sie mir die Urkunde, von der Abbittenden unterzeichnet, bis diesen Mittag bringen, so will ich den Haftbefehl zurücknehmen.“ — Mit diesen Worten bot der Baron der befreiten Gefangenen seinen Arm und führte sie auf den Vorplatz vor dem Hause, wo Lady Herbert mit ihren beiden Töchtern sie in ihrem Reisenwagen erwartete.

Wir wollen über die Thränen und Gratulationen der Damen hinweggehen, die mit Entrüstung die Erzählung von Mary's Leiden anhörten. — Mary bemerkte mit Erstaunen, daß vier Pferde an dem Wagen waren, der in Herbert Manor entgegengesetzter Richtung dahinfuhr. „Wir gehen nach London, liebes Kind,“ flüsterte Miss. — „London!“ wiederholte die Erbin überlaut; „und was habe ich in London zu thun, meine beste Lady Florence?“ — „Es müssen geschickte Schritte gethan werden, um zu verhüten,

daß Sie wieder in die Gewalt Ihres Vaters zurückfallen,“ versetzte Miss, „entweder müssen Sie die Hilfe des Lordkanzlers anrufen, oder sich unter den Schutz eines Gatten stellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Geist und deutsche Männer.

II.

Scharnhorst.

Von Dr. Wilhelm Zimmermann.

Wie der Freiherr von Stein im eigentlichen Staatswesen großartig schöpferisch war, und den preussischen Staat auf politischen Reformen umzubauen begann, so war Scharnhorst

in großartigem Style der Neuschöpfer des preussischen Heerwesens nach den Niederlagen von 1806. Stein und Scharnhorst waren sich innigst befreundet: in beiden lebte die gleiche Großsinnigkeit und die gleiche Liebe zum deutschen Vaterlande; beide waren kerndeutsche Männer, der Reichsreiter aus Rheinfranken, Karl von Stein, und der Bauernburische aus Niedersachsen, Gerhard Johann David Scharnhorst.

Im November 1756 wurde Scharnhorst geboren zu Hämeke im Hannoverschen, wo sein Vater Landmann und Pächter war. Auch der junge Scharnhorst wurde vom Vater zum Bauer erzogen und machte die einfachste Schule durch. Aber die hohe Begabung, die ihm geworden war, fand von selbst die Richtung in die Bahn, für welche er eine weltgeschichtliche Bestimmung hatte. Der Wissensdrang des Knaben las und lernte für sich selbst, und Solbat wollte er werden, nicht Bauer. Wie er kaum sechzehn Jahre alt war, sehen wir ihn darum auch in der Kriegsschule zu Wilhelm-

stein, in welche ihn der Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg aufnahm, der ihm seine Huld bis an seinen Tod erhielt. Reich ausgestattet mit militärischen Kenntnissen, trat er in seinem vierundzwanzigsten Jahre in hannoversche Dienste als Lieutenant der Artillerie. Seine hohe Begabung war so hervorleuchtend, daß er schon zwei Jahre darauf, im Jahre 1782, zum Lehrer an der Kriegsschule ernannt wurde. Frühzeitig trat er als militärischer Schriftsteller auf, und im Jahre 1793 machte er als Artilleriehauptmann den Feldzug in den Niederlanden mit. Hier bewies er, daß der ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller in Militärsachen ein nicht minder ausgezeichneter Solbat im Felde war; bei der Vertheidigung der Festung Menin in Flandern erwarb er sich solchen Ruhm, daß er sofort zum Major und gleich nach dem Friedensschluß zum Oberstlieutenant im Generalstabe befördert wurde.

Mit dem ihm eigenen Scharfblick, der überall sogleich das Fehlerhafte und Nüchtere erkannte, durchschaute er die Ursa-



Gerhard Johann David Scharnhorst, geb. 1756, gest. 1813.

chen der siegreichen Erfolge der Franzosen einerseits, und der Niederlagen der Verbündeten andererseits. Er beleuchtete in Aufsätzen die Vorzüge und Vortelle der neuen Art von Heerbildung und Kriegsführung, wie sie sich bei den Heeren der französischen Republik zeigte, und ebenso beleuchtete er die Mängel des deutschen Heerwesens, sowohl in der Zusammensetzung des Heeres als in der Führung, und die Nachteile der bisher befolgten Grundsätze. Er bewies schlagend, daß diese Mängel auf deutscher Seite vornehmlich es waren, warum die Franzosen siegten und so große Fortschritte machten.

Das Verdienst, Scharnhorst in preussische Dienste gebracht zu haben, gebührt jenem unglücklichen Herzog Ferdinand von Braunschweig. Der greise Herzog von Braunschweig hat große Schuld an der Niederlage von Jena; aber er hat Preußen auch den Mann gegeben, der das preussische Heer neuschuf, daß es wieder siegen konnte und Preußen glorreich aufstand.

Durch den Herzog wurde Scharnhorst im Jahre 1801 zuerst bei der Artillerie, dann 1804 als Oberst im Generalstab angestellt. Zugleich wirkte er als Lehrer an der Kriegsschule und als militärischer Schriftsteller. Es war in ihm ein Edelstein von unbezahlbarem Werthe der preussischen Krone geschenkt worden. Aber man wußte ihn lange nicht an die rechte Stelle zu setzen, wo er recht leuchten konnte und sein Werth recht gesehen wurde. Dreierlei hatte er an sich, was seinem Emporkommen beim damaligen preussischen Hof und Heer schadet: obwohl Deutscher, galt er doch als Ausländer; dazu war er nicht aelig geboren, sondern ein Bauernsohn; und drittens fehlte ihm aller Glanz der äußeren persönlichen Erscheinung, aller jener blendende Zauber, über welchen man in den höheren Kreisen sonst leicht und gern bürgerliche Geburt und Ausländerabsicht übersehen.

Scharnhorst war weder eine schöne noch eine imposante Gestalt, nichts weniger als eine Heldensfigur, kein stolzer Ritter, der sogleich die Augen und Herzen der Damen gewinnt.

Er war weder geistreich im französischen Sinne des Wortes, noch witzig, ob er gleich wohl Geistes, in ununterbrochener Arbeit des Denkens, und reich an mächtigen, schöpferischen Gedanken war. Er war weder Liebhaber noch Meister der geistlichen Unterhaltung, wie man sie in der höheren Gesellschaft liebt, und wodurch schon Mancher es sehr weit gebracht hat. Es fehlte ihm sogar der gewöhnliche Grad des bereiten Mundes, jene Schlagfertigkeit im Ausbruch und in Nebelblumen, welche zu den Naturgaben der Berliner Köpfe, und woran in den höheren Kreisen sogar die ersten Köpfe und Herzen reich, womit sie verschwenderisch sind. Scharnhorst fand nicht rasch das Wort für seine Gedanken; er rang sehr mit dem Ausdruck; nicht berecht, sondern mühsam hervorgerarbeitet war sein Sprechen, und dieser großmüthige und großbegabte Niederfächler erinnert in dieser Hinsicht an manchen Schwaben, an den deutschen Nationaldichter Uhland und an den deutschen Philosophen Hegel, welche beide, sprechend, wie man weiß, immer mit dem Ausdruck rangen, und das echte Gold ihrer Gedanken und der die Gedanken ausprechenden Worte öffentlich mühsam hervorarbeiten.

Auch die Gewandtheit in höchsten Formen ging Scharnhorst ab; er war sogar öfters nachlässig in diesen Formen, ja etwas Etwas und Unhöfliches wohnte ihm bei; und man weiß, wie an diesem französischen glatt abgeschliffenen Hefe zu Berlin, in diesen Garbergemeinern, der naher von der Nation so gefeierte Schill zurückgeblieben und geringgeschätzt wurde, weil er keine Coiffaie tanzen konnte.

Und Schill hatte denn doch noch das für sich voraus, daß seine äußere Erscheinung ritterlich, obgleich nicht important, ja bis auf einen gewissen Grad sogar schön war, je doch unheimlich schön, ohne alles durch das Neuhere bloß Siegreiche. Das hatte Scharnhorst nicht für sich. Wunderbar bleibt es immer, daß die vier bereits zusammengestellten, in großartiger Weise national gewordenen Persönlichkeiten, welche schöpferisch für die neue Zeit waren, so still in ihrem Wesen, für die erste Ansprache so trocken, so schlicht, so anspruchlos, so ermanelnd der höchsten gesellschaftlichen Gewandtheit waren, ja im Äußeren selbst unheimlich, aber irgend etwas Wendendes und Glänzendes, und sie doch so ungebauer auf die Entwidlung des deutschen Volkes eingewirkt haben, jeder in seiner Weise: Scharnhorst und Schill, Hegel und Uhland.

Da kam die große Nacht des preussischen Unglücks. Den größten Kopf der Armee hatte man in der Mitte des Lagers, aber ordnungsmäßig hatte dieser nichts zu sagen. Und als Alles einfiel, auf dem Schlachtfelde von Jena und Auerstädt, da trat — Nacht muß es sein, wo solche Sterne strahlen — derjenige ein, welchen die Leichtfertigen bisher oft als einen „gelehrten Theoretiker“ bezeichnet und in der Beförderung übergangen hatten.

Im Generalstab des Herzogs von Braunschweig hatte Scharnhorst den Feldzug von 1806 mitgemacht. Sein scharfer, durchdringender Verstand erkannte die Fehler und die Gebrechen im Heere und in der Führung; aber er hatte keine Stellung oder Einfluß, um, was ihm klar war, den Leidenden beizubringen, seinen Warnungen und seinen Vorschlägen, die er hätte machen können, Gehör oder gar Geltung zu verschaffen. In jenen Tagen, wo Alles verwirrt war, Alles den Kopf verloren hatte, hatte sich Scharnhorst die Klarheit des Auges bewahrt, hatte er ruhig und fest gestanden, sowohl vor als nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt; sowohl als Alles, den Einsturz drohend, durcheinanderhing, als unter dem Einsturz und nach dem Einsturz.

An der Spitze von Blücher's Generalstab hatte er den Rückzug des geschlagenen Heeres mit Blücher geleitet, obwohl weder er noch Blücher selbst sondern General Kalltreuth der kommandirende General der Nachhut war, der sich muthig ergaben hätte, wäre nicht Scharnhorst, Blücher und Prinz August von Preußen gewesen, der wie diese Weiden dachte und es Kalltreuth in's Angesicht sagte, was zu sagen Noth

that. Blücher's Korps war von dem preussischen Heere das letzte große Trümmerrück, das sich bis zum Aufbruchten vertheidigte und erst die Massen streckte an der deutschen Küste, als seine Möglichkeit war sich länger zu halten. Bei dem tühnen Zuge Blücher's nach Lübeck war Scharnhorst sein vertrautester Rathgeber. In Lübeck nach glorreichem Widerstand der Preußen eingangen, wurde Scharnhorst schnell ausgewechselt; und jetzt eilte er dem nach Ostpreußen zurückgewichenen Königsheer zu.

Was jetzt geschah für die Wiederherstellung der preussischen Wajfenheer im Winterfeldzuge von 1807, das geschah vorzüglich unter Mitwirkung Scharnhorst's. Die Neuschöpfung des preussischen Heeres aber war kein ausschließliches Werk, und seine Freunde, Osniscuau, Hoven, Grafmann und sein „lieber“ Adjutant Clausewitz, waren nur, als die viel Jüngeren, die Ausfühler seiner Gedanken, obgleich Osniscuau, und gewis auch Clausewitz und die Andern, wie es immer und überall in solchen Verhältnissen geht, ihren reichen Beitrag von Gedanken dazu gaben.

Gleich nach dem Frieden von Tilfit wurde Scharnhorst mit dem Titel eines Generalmajors an die Spitze des Militärausschusses gestellt, welcher die Neubildung des preussischen Heeres vorbereiten sollte und die Neuschöpfung desselben hervorbrachte.

Kein Mensch in der ganzen preussischen Monarchie hätte das vermocht, unter den gegebenen Umständen vermocht, als Scharnhorst, der „Auskäuter“. Scharnhorst war nicht bloß der größte militärische Verstand in Preußen, sondern auch, wie wenige, ein sittlich edles Menschenherz, das in Allem, was er that, sich selbst vergaß, und nur für die Sache glühte, der er diente. Selbstvergessen, aufopfernd, hat die neue Geschichte der deutschen Nation keinen Mann aufzuweisen. Unvergleichlich sind viele gewesen, in einer eignen, selbstthätigen Zeit; aber umsonst sucht man in der neuern Geschichte nach Männern, die an der Spitze ihrer Schöpfungen standen, und in gesellschaftlichen wie in öffentlichen Leben sich aufopfern zurüdgaben, ihre Schöpfungen Andern überließen, in untergeordneter Stellung dienten, sobald die „Verhältnisse“ das forderten. Scharnhorst, Blücher und Stein sind darin drei leuchtende Vorbilder, welche in der neuesten Zeit ihre Nachahmer noch zu finden haben.

So falt Scharnhorst's Kopf war; so warm war von Vaterlandsliebe sein Herz; und so hoch begabt und an Kenntnissen überlegen der tühle Verstand aus dem militärischen Gebiete war, so ebel fühlte und handelte er, wenn er überzeugt war, daß ein Zurücktreten und Sidunterordnen der großen Sache des Vaterlandes nüge. Hochmuth und Gittelteit waren diesem großen Menschen fremd. Geradheit, unbefledliche Recllichkeit, edles und jartes Gefühl, klares Erkennen des Wichtigen und Nöthigen und ausdauernde Festigkeit in der Ausführung, Erhabenheit über jedes Borurtheil, Freiheit von jedem unlaetaren Trieb und Beweggrund, Gottesfurcht ohne alle Menschenfurcht, nächste Klarheit in überauswärtlicher und phantastischer Zeit, Menschenliebe und Vaterlandsliebe, Kühnheit und Vorsicht in gleich hohem Maße, ein sittliches und weises Eingehen auf den Geist der neuen Zeit, und eine Kraft, welche keine Arbeit und kein Verkanntwerden abmüdete oder erschöpfte, ein von allem Ehrgeiz jernes Leben und Streben für eine Idee, für ein neues, freies, großes deutsches Vaterland — das fand sich in Scharnhorst zusammen.

Zuerst sichtigte er, aber mit der menschenfreundlichsten Schonung mitten im Handhaben der Gerechtigkeit, ohne Nachsicht und Härte, nicht weitergehend, als Preußens und Deutschlands Wohl unumgänglich machte, das Heer von allen Bestandtheilen, welche sich unnüßig oder unwürdig benennen hatten. Fähigkeit und Kenntnisse sollten fortan allein bei Anstellung und Beförderung maßgebend sein, nicht mehr ausschließlich die Geburt und das Dienalter. Jedem öffnete er das Borrücken in die höchsten Stellen im Heer, und die Kräfte und Fähigkeiten des ganzen preussischen Vol-

Die Kathedrale zu Arahau.



Äußere Ansicht der Kapelle des Königs Sigismund.

Die Ostseite des alten, auf dem Berge Bawel liegenden Königsschloßes der Polen bildet die Domkirche oder Kathedrale, die im Jahre 1359 unter Casimir dem Großen eingeweiht wurde und die Westminster-Artici Polens genannt werden darf, denn mit ihr sind die reichsteitendsten Epochen der polnischen Geschichte verknüpft, in ihren tiefen Grüstgewölben ruhen ihre Könige, Feldherren und berühmte Männer. Drei um ihr Vaterland verdiente Polen schlummern von ihrem Erbtheil in der von Stanislaus August erbauten Grust: Johann Sobieski, Joseph Boniatowski und Thaddäus Kosciuszko. — Achtehn großartige und reiche Kapellen bilden das Gesamtgebäude der Kathedrale. In der der genannten Grust zunächst liegenden Kapelle heben wir von Denkmälern hervor die des Königs Hadislaus Jagello und das des Bischofs Soltzt, der von den Russen gefangen genommen und nach St. Petersburg gebracht wurde, weil er auf dem Reichstage Opposition gemacht. Die zweite Kapelle enthält einige herrliche Marmorwerke Thormalbisen's, einen segnenden Christus und die Büsten des Grafen Arthur Potodi und dessen Mutter. — Die fünfte Kapelle, deren Kuppel aus vergoldetem Kupfer besteht, bildet das Mausoleum der aus der Familie der Jagellonen stammenden Sigismunde. Sie wurde im Jahr 1340 erbaut und ist der heiligen Jungfrau geweiht. Unter der Regierung Sigismund's des Ersten wurde sie 1520 restaurirt und im Renouissancestil durch den Baumeister Bartolomeo Florentini ausgemalmt. Sigismund II. und dessen Gemahlin Anna vermachten derselben zu weiterer Verzierung sehr beträchtliche Summen. Sie bildet ein Viereck aus Cuadersteinen, und den Eingang zu derselben bildet ein reich silbernes bronzenes Gitter. Die Mauern sind mit einer Art blaugrünen Kalks bedeckt, auf welchem sehr anmuthige Zierarbeiten abgebildet sind. Mehrere Säulen sind mit Mebailons von Evangelisten bedeckt. Zur linken Seite des Eingangsthor's erhebt sich ein massiv silberner Altar von unschätzbarem Werth, weld' lehrten kostbare Bilder noch erheben. Das Kupfer derselben stellt in fünfzehn Vorkürsen die Lebensgeschichte des Herrn vom Einzug in Jerusalem an dar, und istam dieselben aus der florentinischen Schule des sechzehnten Jahrhunderts. Im Innern befinden sich zwölf Tafelanz von vergoldetem Silber, Meisternwerke des berühmten Albert Olim von Nürnberg. Sie bedeuten die Geburt Christi, die Magier, die Reinigung, die Offenbarung, die Beschneidung, die Geschichte von Zacharias und der Elisabeth, die Verkündigung, die Darstellung im Tempel und die Geschichte des heiligen Albert. Die reich gearbeitete Basis enthält eine Inschrift und zwei Mebailons, das Sigismund I. und II. — Die liegenden Figuren dieser beiden Könige, in rötlichem Marmor ausgeführt, schmücken ferner diese Kapelle, befallschen das von Thormalbisen gearbeitete Stanbild des 1812 vor Moskau gefallenen Grafen Potodi. — Hinter dem Hochaltar der Kathedrale erhebt sich das Denkmal des Türkenbesiegers Johann Sobieski. In der achtzehnten, nützen in der Kirche sich erhebenden Kapelle ruht der von Engeln getragene silberne Sarg, welcher die Asche des heiligen Stanislaus enthält, der von König Boleslaus im Jahr 1079 ermordet wurde. — Höchst interessante und kostbare Messingbücher, sowie werthvolle Kirchengefäße und den polnischen Reichskönig enthält die Schatzkammer, welche kein Fremder unbefugt lassen sollte.

Dasz Arentburg.

Die Stiefsochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Bei dem Wort „Gatte“ wurde Mary mächtig bewegt. Was für eine prächtige Tante Du abgeben wirst,“ riefen schätzhaft die beiden jungen Tamen. Das arme Mädchen verlor ihr Ereröthen in den Armen der Mutter. — Colin Craw begleitete die Tamen auf ihrer Reise nach Lon-

don. Sie konnten ihn nicht der Wuth Sir Barnard's und seiner Verwandten preisgeben. Ihr Bruder, sagte sich Lady Florence, werde es für eine Pflicht halten für ihn zu sorgen. — „Und was kann ich für Dich thun, mein lieber Junge?“ fragte der Pair, als Collin, grollig beschämt dreinschauend wegen des Lob's, das ihm so reichlich gesendet worden, in dem Salon von Herbert-Hotel vor ihm erschien. — „Ich weiß es nicht, Sir, Mylord wollt' ich sagen,“ erwiderte der Junge. „Sie wissen's wohl am Besten. Ich bin frätig und arbeite gerne.“ — „Welcher Art von Beschäftigung würdest Du den Vorzug geben? Kopist oder Handarbeiter?“ Die Augen des armen Arbeitshaus-Kaufmanns funkelten bei der Frage. „Halten zu Gnaden, Mylord, ich möchte Advoalat werden.“ — „Advoalat!“ wiederholte Lord Herbert. „Es gehören Jahre dazu, es so weit zu bringen.“ — „Ich bin jung, Mylord.“ — „Und Bildung.“ — „Ich kann lernen, Mylord.“ — „Und große Geduld,“ fügte der Earl hinzu, der ihn ganz richtig wollte. — „Ich habe mein Leben im widrigen Arnebauze zugebracht,“ antwortete der Purische, „und bis vor Kurzem nie ein freundlich Wort gehört. Sie wollten mich vertreiben, und doch hab' ich ausgeharrt.“ — „Gut, Collin!“ sagte der Pair nach kurzem Nachdenken. „Deine Wahl hat mich überrascht, aber Du sollst nicht getäuscht werden. Schon Mander hat es aus so niedriger Stellung wie die Deinige durch Rechtschaffenheit und Ausdauer zu den höchsten Würden gebracht.“ — „Auh' jetzt einmal ein paar Tage aus, dann wollen wir sehen, was für Dich geschehen kann.“ — Wie Lady Florence gesagt, blieben Mary Gaston nur zwei Wege offen, der unnatürlichen Tyrannei ihres Vaters zu entgehen. Der eine war, die Hilfe des Lordkanzlers anzurufen, der andere, alsbald die Hand des geehrten Ministers anzunehmen. Gegen den ersteren entschied die gekrüchtete Cessantheiligkeit, von dem zweiten hielt sie jungfräuliches Jartgefühl ab. — „O tathen Sie mir, meine liebe, gute Lady Florence,“ rief sie, „wie Sie einer Schwester tathen würden.“ — „Und wollen Sie es bei meiner Entscheidung verlassen?“ fragte Milady ernst. — „Das „Ja!“ wurde nur hingehört, aber das warmtrügliche Wort vernahm es. Sie ergriff die nicht widerstrebende Hand der Erbin, legte sie in die ihres Bruders und verließ ohne ein Wort zu sagen das Zimmer. Das Loos von Mary Gaston war entschieden.

Ob wir dieses Kapitel schließen, müssen wir unsere Leser bitten, und nach Roultry Hall zu begleiten, wo wir Lady Alicia und ihren Gemahl in Erwartung ihres fünfjährigen Schwiegersohnes Sir William Ausgrave verlassen haben. — Wie die meisten Freier von fünfundsichtig Jahren süßte der alte Junggeselle, daß er seine Zeit zu Mathe halten müsse, und schlug daher so liberale Vertragsbedingungen vor, daß Laura, von ihren Eltern gebrängt, endlich nicht mehr anders konnte, als den Tag der Hochzeit zu nennen. Alsald begannen die Vorbereitungen, wie sie nach Sir Barnard's Ueberzeugung der wüthigen Veranlassung und der Würde seiner Familie angemessen waren. — Die Kirche zu Midval war mit Immergrün und den auserselentien Treibhauspflanzen ausgeschmüdt; die Mitglieder der bedeutendsten Familien der Grafschaft waren anwesend, die Gutsangehörigen versammelt, um das hohe Brautpaar, sobald der Bischof die heilige Handlung vollzogen haben würde, zu Herde zu eskortiren. — „Sie sehen mirlich gut!“ sagte die Braut, von den Ausgraveschen Familienbrillanten redend, als sie sich in ihrem glänzenden Anzug im Spiegel betrachtete. — „Etenen gut!“ wiederholte Lady Alicia; „prachtvoll sind sie! Du wirst mehr als die Hälfte der Tamen zu St. James überstrahlen.“ — Das Opfer verucht zu lächeln. — „Wie wird Mary Dich beniden?“ Inhr die Mutter sie küßend fort. „Doch, liebes Kind, keine Thränen mehr! Ich habe Sir William kaum überzeugen können, daß Deine blaffen Wangen und Deine tothen Augen nichts als jungfräuliche Schüchternheit seien. Komme! Inrag ein wenig Ruch auf und Du wirst göttlich aus.“ — Die Anspielung auf ihre verhasste Schw-

her verfehlte nicht die gewohnte Wirkung auf Laura hervorbringen. — „Sie wird nie solche Brillanten besitzen?“ rief sie. — „Nie!“ wiederholte ihre Mutter mit Nachdruck. — Hier ward die Unterhaltung durch den Eintritt Sir Barnard Gaston's unterbrochen, welcher — von einem Zug Brautjungfern gefolgt — seine Tochter zum Wagen abusholen kam. Berauscht von ihrer eigenen Eitelkeit und den Komplimenten, die ihr von allen Seiten wurden, stieg das verblendete Mädchen in den Wagen, und unter dem freudigen Zurufe der in dem Park versammelten Menge setzte sich der Zug nach der wüthender Kirche in Bewegung, wo der bejahrte Bräutigam bereits der Braut harrte. — In weniger als einer Stunde verkündeten Böllerschüsse und Glockengeläute, daß Laura Gaston nunmehr Lady Musgrave war, und eben ordnete sich der Zug zur Rückkehr nach dem Hause der Braut, als ein Knecht auf die Kirchthüre zugesprennt kam und Sir Barnard einen Brief übergab. Selbst seine besten Bekannten erschrauden über den Ausbruch, den seine Hüfte beim Durchlesen desselben annahm. — „Ich muß augenblicklich nach London,“ hästerte er seiner Frau zu. „Entschuldige mich bei unsern Vätern. Ehert soll die Honneurs machen — sonst taugt er doch zu nichts.“ — „Unmöglich!“ sagte Lady Alicia. — „Ich sage Dir, daß ich muß,“ wiederholte ihr Gemahl. — „Was werden die Leute sagen?“ — „Sagen? Was gilt mir ihre Meinung im Vergleich mit dem Verlust von Penwid? Mary ist aus dem Nachhof entflohen. Es ist ein Freier, ohne Zweifel irgend ein Lump von Abenteuerer mit im Spiel. Mendal hat den Namen nicht genannt.“ Die Dame opponirte nicht länger — Penwid war wohl das diehen Gerde werth, das durch diese allerdings sehr auffällige Abwesenheit Sir Barnard Gaston's von Hause etwa entstehen mochte. — Der Vater Laura's benützte, ohne Rücksicht auf die Neuwermählten zu nehmen, die zu deren Reize nach London bekletterte Postkutsche und fuhr Tag und Nacht fort, bis er in der Hauptstadt ankam, wo er sich alsbald nach dem Hotel Sir Clifford Herbert's begab. Die Bedienten jögerten, als er nach Miss Gaston fragte, aber wie ein Wahnmüthiger schob er sie bei Seite und bahnte sich einen Weg nach dem Salon, wo Mary, Lady Florence, ihr Gemahl und der Graf beisammen waren. Vorst, den Damen eine unangenehme Scene zu ersparen, ging ihm Sir Clifford entgegen. — „Zurück!“ rief Sir Barnard wüthend. „Ich verlange mein Kind. Die erbärmliche Rolle, die Sie bei ihrer Entführung gespielt haben, ist ein Punkt, den wir erst nachher besprechen werden. Die Gesetze meines Landes, welche ich ohne allen Zweifel anrufen werde, sollen zwischen uns entscheiden.“ — „Es gibt ein Recht, das nachdringlicher ist als das geschriebene,“ antwortete Herbert entrüstet, „es ist das Naturrecht.“ — „Bah!“ murmelte der Erstere. „Bildet sich Sir Clifford Herbert ein, er spreche mit einem Schulknaben?“ — „Mit einem Vater, darf ich hoffen,“ sagte Lady Florence. — Sogar in seinem Grimm vergaß das Haupt der Gastons seine Höflichkeit nicht. Er vernicte sich tief und schritt auf Mary zu, um sie mit sich fort zu nehmen, als der Herr des Hauses ein zweites Mal dazwischen trat. — „Hören Sie mich einen Augenblick an...“ sagte er. — „Nicht ein Wort,“ unterbrach ihn der Wüthende, „ich lasse mir mein Vaterrecht weder abtragen, noch abschwächen.“ — Er trat näher, um den Arm seiner Tochter zu ergreifen, als Lord Cheverly sie ruhig auf die Seite schob und ihm gegenüber stand. Miss Mendal hatte den Namen des Pairs in ihrem Briefe nicht erwähnt, sondern einfach die Herbert's beschuldigt, daß sie ihr die Hofgepflozene entführt haben, um deren Hand und Vermögen irgend einem ihrer Verwandten zuzuwenden. — „Sir Barnard Gaston,“ sagte Seine Lordschafft, „es gericht mir zu großem Vergnügen, Ihnen die Gräfin von Cheverly vorzustellen.“ — Einige Augenblicke schauten sich Vater und Kind schweigend an. Mary stützte nicht mehr wie sonst, wenn sein Auge sie traf, sie begegnete ihm mit einem Blick so wie mit der seinige; und doch lag nichts Herausforderndes, wohl aber ein Gefühl

von Traurigkeit darin. Sir Barnard fühlte, daß seine Macht über sie und Penwid dahin sei.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Sir Barnard Gaston war ein Mann der That. Er sah ein, daß hier Widerstreben und Ärger gleich umsonst waren; das unauf löbliche Band war geknüpft, seine Tochter Gräfin Cheverly. Es konnte sich weder darum handeln, die Ehe für ungültig zu erklären, noch war die Behauptung ihrer Heiligkeit aufrechter zu erhalten. Penwid mußte aufgegeben werden, und er beschloß es mit Anstand zu thun. Er legte daher sein Gesicht in freundliche Falten, schritt auf seine Tochter zu und küßte sie zärtlich auf die Wangen. „Laß diesen Kuß,“ sagte er, „das Siegel des Vergessens vergangener Zeit sein; vielleicht haben wir uns gegenseitig verkannt.“ — Lady Cheverly war so überwältigt von dieser ganz unerwarteten Güte, daß sie nur durch Thränen antworten konnte. — „Hätten Sie, Mylord,“ fuhr ihr Vater zu dem Earl gewendet fort, „mir die Ehre ersigt, den Wunsch der Aufnahme in meine Familie zu äußern, so wäre diese ungemüthe Ueberlegung der Sache überflüssig gewesen. Verzeihen Sie das Wort, ungemüth,“ sagte er hinzu. „Ich habe nicht vergessen, daß ich Vater bin, und nehme ich meine aufrichtigen Glückwünsche entgegen.“ — „Und Ihre Verzeihung,“ rief Mary, zurückam seine Hand ergreifend, „o bitte, sagen Sie, daß Sie mir vergeben.“ — „Von Herzen,“ sagte Sir Barnard, „von Herzen.“ — Lord Cheverly war nicht der Mann, der auch nur den Schatten eines Tadels seiner Aufführung unerwidert gelassen hätte. „Ob's ein wenig hinaus mit Lady Florence, liebes Kind,“ sagte er zu seiner Gattin, „ein paar Minuten werden hinreichen, um die Sache zwischen Sir Barnard und mir auszuklären. Fürchte nichts,“ sagte er flüsternd hinzu, „ich werde nicht vergessen, daß er Dein Vater ist.“ — „Sir Barnard Gaston,“ nahm er, als die Damen das Zimmer verlassen hatten, das Wort, „in unleserlicher Lage geht nichts über Offenheit. Wie Alle, die mich kennen, Ihnen sagen werden, habe ich sie mir stets zur Lebensregel gemacht, und auch die uns vorliegende Angelegenheit soll mich nicht davon abbringen. Ich lerne Ihre Tochter aus dem Lande bei meiner Schwester kennen, die Anmuth ihrer Erscheinung, noch mehr ihr reines, unerbordenes Gemüth machten einen lebhaften Eindruck auf mich. Ein Unjoll, der ihr zuzufich, machte es, wenn nicht gefährlich, doch wenigstens nicht rathsam für sie, Herbert Manor zu verlassen. Dieß gab mir Gelegenheit ihren Charakter zu studiren, und was anfangs nur Bewunderung gewachen war, wurde bald Liebe. Ich machte einen Antrag und ward erthört.“ — „Bis hieher, Mylord, ist Ihr Benehmen durchaus untadelhaft,“ bemerkte der Baron, dem es nicht eben wohl zu Muth war wegen dessen, was nun folgen würde. — „Politische Ereignisse,“ nahm der Pair wieder das Wort, „erforderten meine Anwesenheit in London und es war zwischen Mary und mir verabredet worden, jede Kommunikation mit ihrer Familie bis zu meiner Rückkehr auf das Land zu verziehen. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als wenige Tage nachher meine Schwester in Begleitung Ihrer Tochter in London ankam, Ihrer Tochter, die sie aus dem Nachhof weggebracht, wo Miss Mendal sie in engem Gemahlsraum gehalten hatte, benach von dem Wärter eines Irrenhauses.“ — „Schändlich!“ fuhr Sir Barnard mit trefflich gebundener Entrüstung heraus. — „Sir Clifford befreite sie,“ fuhr der Sprecher fort, „in eben dem Augenblicke, wo die Dame und ihre Gehälfen im Begriffe waren ihren Trank einzuschütten.“ — „Unmöglich!“ — „Fräulein Mendal behauptete in Ihrem Auftrag zu handeln,“ bemerkte Seine Lordschafft ernst. „Es gab unter diesen Umständen nur zwei Wege, Mary vor weiteren Beleidigungen zu schützen. Entweder mußte sie die Hüße des Vorlänglers antreffen, was ein peinliches Gerumzichen vor der Öffentlichkeit zur Folge gehabt hätte, oder mußte ich sie sofort zu meiner Frau machen.

Dies sind die Gründe, die mich zu der „unziemlichen Eile“ bestimmt haben, über welche Sie sich beklagen.“ — „Ich nehme das Wort zurück,“ versetzte der Baron. „Fräulein Mendel hat mein Vertrauen schändlich getrübt. Hässliche Angelegenheiten machten es wünschenswerth, daß mein ältestes Kind Moultry bis nach der Verheirathung ihrer Schwes- ter verlassen sollte, und ich wählte den Pachhof als einen passenden Aufenthaltsort. Wie sehr ich von dessen Besitzerin hintergangen worden bin, mögen Herr Lordschaf selbst aus dieser ihrer letzten Mittheilung entnehmen, worin sie mir — wie sie's zu nennen beliebt — meiner Tochter schimpfliche Flucht anzeigt und von Ihnen als von einem heimatlosen Abenteuerer spricht.“ — Lord Cheverly warf einen Blick in den Brief, der trefflich zu des Barons Zwedens paßte, indem er sein eigenes Benehmen in einem weniger ungünstigen Lichte erscheinen ließ. — „Was Penswid betrifft,“ bemerkte er... — „Penswid geht mich nichts an,“ unterbrach ihn der Pair. „Ich weiß nicht, was für Ansprüche mit meine Heirath gibt, und meine Sachwalter haben bereits den Auftrag erhalten, einen Vertrag aufzusetzen, welcher Lady Cheverly die freie Verfügung über ihr Vermögen zusichert.“ — „Ihr Benehmen kann nicht schöner, nicht ehrenhafter sein,“ bemerkte sein Schwiegervater, ihm die Hand reichend, und die Beiden begaben sich in den besten Einvernehmen zu den Damen.

„Das ist ja ein unverstämtes Glück!“ rief Lady Alicia, als sie beim Frühstück den Brief ihres Gatten las; der ihr die Heirath der Stieftochter anzeigt. — „Darf ich fragen, welchen Glanz Sie so in Harnisch bringt?“ spöttelte ihr Sohn. — „Dieses Mädchens! Da lies! lies! Verheirathet mit Lord Cheverly, die beste Partie in England! Mary, das hinterlistige Geschöpf,“ sagte das tückische Weib, indem sie ihm den Brief zuwarf. — „Ah! Das ist ja prächtig! Ein Pair, und dazu noch ein Minister! Da werd' ich mein Majorspatent bald raus bekommen.“ — „Nicht, wenn Mary es verhindern kann,“ bemerkte seine Mutter bitter, „Du kennst sie nicht wie ich.“ — „Warum haben Sie sie nicht zugleich mit Laura vorgeschickt?“ — „Lächerlich!“ — „Lächerlich oder nicht!“ erwiderte der Sohn. „Jetzt müssen Sie's ja doch thun.“ — „Nein!“ erklärte Lady Alicia im Tone des Hasses, „ich verabscheue sie.“ — „Das ist ganz natürlich, aber für meinen Theil freut mich die Heirath.“ — „Freut Dich?“ — „Nun ja! Da sie eine heimliche ist, braucht ihr der Vater keine Mitgift zu geben.“ — „Das braucht sie auch nicht,“ murmelte Milady. — „Wahr! Cheverly ist reich — achtzigtausend jährlich.“ — „Und Penswid!“ — „Penswid!“ wiederholte Egbert aufmerksam. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Penswid auf Mary übergeht?“ — „Nein! aber daß es ihr jetzt schon gehört, so daß sie darüber nach Gutdünken verfügen kann.“ — „Sir Barnard wird wüthend sein,“ rief der Kapitän. „Hätte sie lieber Edward geheirathet,“ sagte er nachsinnend hinzu; „da hätte vielleicht etwas geschehen können.“ — „Sie hat sich nie für ihren Better interessiert,“ bemerkte Milady. — „Das sagen Sie einem Andern. Wie oft hab' ich sie brodatet, wenn sie Morgens im Park zusammenkamen!“ — „Sie hat es doch geteugt.“ — „Paß!“ lachte der Kapitän, „gehst denn ein verliebtes Mädchen etwas?“ — Lady Alicia stützte den Kopf auf die Hand und schien eine Zeit lang in tiefes Sinnen verloren. Wüthlich überflog ein unheimliches Lächeln ihre einst schönen Züge. „Komm' mit, Egbert,“ sagte sie rasch aufstehend. „Ich werde Deines Besandes bedürfen.“ — Der Sohn erhob sich und folgte ihr, nicht — wie er vermuthet — nach ihrem Boudoir, sondern nach dem früher von Mary bewohnten Zimmer. Hier sah sich das hochbarte Weib häutig um, bis ihr Blick auf ein kleines altmodisches eigenes Bild fiel, in dem Mary ihren Schmutz und sonstige Sünden bewahren pflegte.

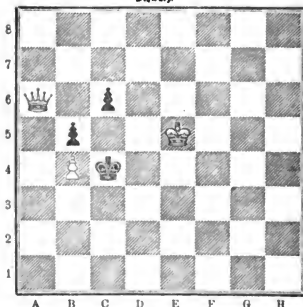
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

Rechtig von Kaisersta.

Aufgabe Nr. 19.

Schwarz.



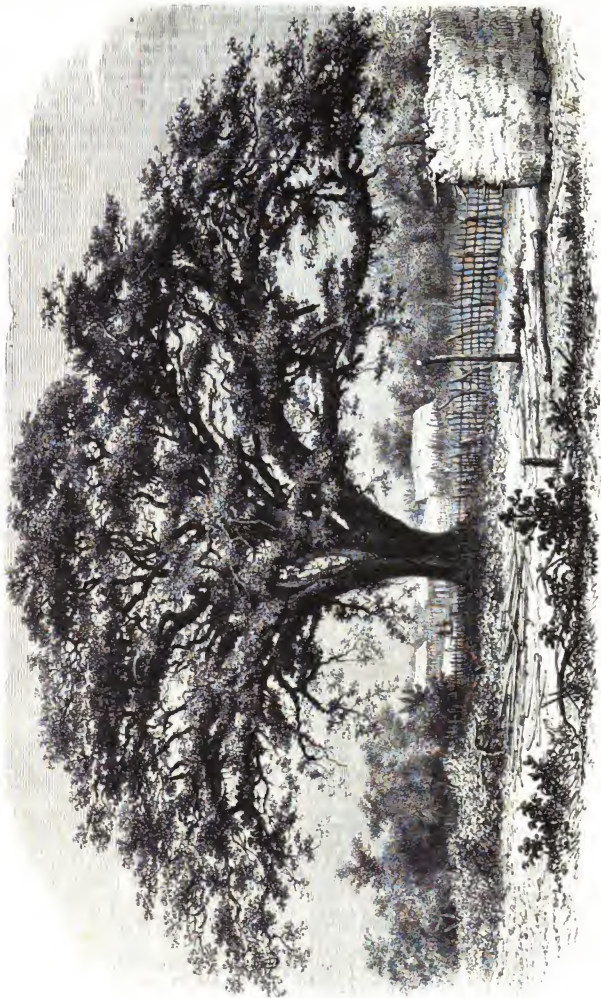
Weiß.

Weiß zieht an und legt mit dem vierten Zuge Mat.

El Jamang del Guayre.

Der Nischenbaum von Venezuela.

Derjenige Leser, welcher die Reisen Humboldt's kennt, wird sich erinnern, mit welchem Enthusiasmus der große Naturforscher den oben genannten Nischen der amerikanischen Wälder beschrieb. Der Wissenschaft und der indianischen Tradition zufolge schrieb Humboldt diesem schönen Baum ein mehr als tausendjähriges Alter zu. Paul de Ross, welcher in America große Reisen gemacht, machte Humboldt im November 1858 ein Geschenk mit einer Photographie dieses Baumriesen, und so hatte der große Gelehrte noch kurz vor seinem Tode die Freude, wenigstens in einer Abbildung dieses majestätischen Waldwunders zu bewundern, vor dem er schon als junger Mann gestanden. — „Seht,“ rief er aus, indem er die Photographie betrachtete, „was ich jetzt bin, und er, der herrliche Baum ist noch, was er vor sechzig Jahren war, als ich mit Bonpland vor ihm stand; keiner seiner großen Äste ist verborst, er grünt noch wie vordem.“ — Gute trägt dieser Baum Humboldt's Namen. — In der Sprache, welche sonst die Indianer von Venezuela sprachen, bedeutete das Wort „Jamang“ einen Baum von so loser Aemtion aus der Familie der Leguminosif. Der Jamang Kasia von Guayre nun ist der größte von allen. Er steht in dem fruchtbaren Thal von Aragua, auf der großen Vitoriorstraße, und er beschattet, nicht fern vom Großen Turm, eine jener Klaffstätten, welche man dort zu Lande „Palpacia“ nennt. Ein berühmter Geograph, Augustin Cobazzi, beschäftigt, daß ein in Kolonne formirtes Bataillon unter seinem Schatten aufgestellt werden könne. Bewundernswürdig rund ist der Stamm des Jamang Kasia, seine Zweige haben Ähnlichkeit mit denen unserer Eichen, sein Laub ist klein, zart, und zeichnet sich klar und deutlich vom Himmelsblau ab. Sein Umfang beträgt gegen sechs-hundert Fuß, und Humboldt nimmt an, daß er mit dem Trachensbaum von Drotawa das gleiche Alter habe. Eigenthümlich ist, daß nach genaueren Beobachtungen ein junghendes Batschen nicht bemerkt wurde, seitdem Alonso Kino und Christophal



Ein Baum von Quercus, genannt der Farnholzbaum, in Mexiko.

Guerra ihn entdeckten. — Die Höhe seines Stammes beträgt nur sechzig Fuß. Gehoben wird der reizende Anblick der Laubbäume dieses Baumes noch durch eine Art süßigen Geruchs, welcher in Festschneid von seinen Zweigen herabwallt. Vorräthen, Tiliandria, Caladium winden ihre Ranken um die Aeste, Bromelias und Lunas hängen in graziösen Zweigen von ihm herab.

Die flucht.

Eine Episode aus dem mexicanischen Krieg.

Ich war Lieutenant in Walker's Kompanie von Texas Rangers und wurde mit drei Kameraden, Don Enrique, John Young und Gal Arthur gefangen genommen, als wir einen Zug von Vera Cruz nach Jalapa eskortirten. Wir waren auf dem Weg zu letzterem Orte, um zu unserer Kompanie zu stoßen, nachdem wir in dem Hospital in Vera Cruz aufgehalten worden. — Der Zug war, wie gewöhnlich, nicht hindreichend gedeckt, und so wurden wir, die wir die Avantgarde bildeten, von einer übermächtigen Macht feindlicher Kavallerie und Infanterie nach einem heftigen Gelechte, in welchem drei unserer Kameraden getödtet wurden, — wir vier und eben so viel von der Bedeckung — zu Gefangenen gemacht und unter dem Schutze einer starken Abtheilung von Lanzenreitern der Hauptstadt zugetricben. Die nächste Nacht fand uns Alle schwer gefesselt in einer Zelle unter der Bastion von Castel Perote. — Wir ersehnten bald, daß die vier Infanteristen, die zur Bedeckung gehörten, bequeme Quartiere hatten und sich nicht in Ketten befanden, während wir, weil wir revolutirt hatten, nicht wie Kriegsgefangene sondern wie Verbrecher behandelt wurden, und in drei Tagen wieder herausgeholt und erschossen werden sollten. Das ist, wie Sie wissen, die Lieblingsmanier der feigen Mexitaner uns zu behandeln, wenn wir so unglücklich sind in ihre mörderischen Hände zu fallen. Was das Ertrinken anbelangte, so machten wir keine ernstlichen Einwürfe, da wir ja doch schon auf bestem Wege waren umzukommen, — das war gleich vorbei, aber schwer gefesselt mit verbundenen Augen herangeführt und wie Humbe zusammengeschnitten zu werden, das war zu viel für unsere arme Philosophie, und wir waren deshalb entschlossen, wenn möglich aus dem Gefängniß zu entfliehen, ehe der bestimmte Tag für unsere schicksalhaften Mörder anbräche. Um dieses Vorhaben auszuführen, mußten wir Freunde außerhalb des Gefängnisses haben, und die Frist war so kurz, daß wir beinahe daran zweifeln, nur einen gewissen Plan fassen zu können. Don Enrique, der im Jahre dreihundertzig schon einmal Bewohner dieser Zelle gewesen (er war einer der Gefangenen, welche der Decimation von El Salado entkamen), schlug vor, ein Loch heimlich durch die Mauer in eine der Schießlöcher für Kanonen zu graben, wie er es früher mit fünfzehn Andern gemacht und dadurch die Flucht aus der Burg bewerkstelligt hatte. Hierzu brauchten wir Werkzeuge, die wir ohne fremde Hülf nicht bekommen konnten, und einen Strich, um uns in den tiefen Graben unter uns hinunter zu lassen. Unsere wollehen Pettkeden konnten wir für diesen Zweck nicht benutzen, da wir sie im Falle des Gelingens unserer Flucht zum Schutze gegen die Kälte auf den Bergen feig bedurften. „Wenn ich nur ein weibliches Wesen sehen könnte,“ sagte Don, „dann wäre ich gewiß, daß wir die Sache bald zu Stand bringen könnten.“ Als dieser Freund der mexicanischen Frauen, der fest auf ihre Vergünstigkeit vertraute, so sprechen nahe bei der Thür stand, sprang er auf einen dort befindlichen Holschloß, welcher von derselben lag, und stierte durch den Thürriegel, das einzige Loch, durch welches Luft und einige Erbsenfrüchte erhielten. „Gott sei Dank!“ rief er aus, „ich habe einen Schutzegeist gefunden. Erth dort, Jungens, schräg über den Platz auf dem Balken — über der Wohnung des Gouverneurs — das ist des

alten Mannes Tochter. Ich habe ihr hübsches Gesicht früher schon gesehen, es ist Eschoria Pablina. Ich kenne diese Mädchen, sie erwieis uns manche Gefälligkeit, als ich im Jahr dreihundertzig hier war. Fürchtet nichts, sie wird uns helfen, sobald sie erfährt, daß ich hier bin; so, hier ist das Signal,“ und Don, dessen Kenntniß des Spanisches so gut waren als die eines Eingeborenen, und der zudem bekannt war als der beste Sänger unseres Ranger Bataillons, sang ein schwermüthiges spanisches Lied. — Als die weibliche und zugleich männliche Stimme unseres Kameraden über den Platz hinüber zu den Ohren des jungen Mädchens drang, bebte sie zurück, denn sie hatte früher schon denselben Worten aus demselben Gefängniß von der Erde ihres Balkons aus gelauscht, und wieder stand sie aufmerksam da und horchte, bis der letzte Ton verklungen war, dann verschwand sie. In weniger als einer Stunde erschien eine Marktentenderin an der Thüre unseres Gefängnisses, sie trug ein kleines Körbchen mit einer schneeweißen Serviette zugebückt, und bat die Wache sie durchzulassen, da sie den armen Gefangenen einige Speise bringen möchte. Die Wache gab es gutwillig zu und stieß die schwere Thüre für sie auf. Das Mädchen trat mit einem „buenas dias“ ein und stellte das Körbchen in eine Ecke des Gefängnisses, legte ihren Finger mit wohlmeinender Gebärde auf den Mund und verschwand. Sobald sich die Thüre hinter ihr schloß, eilten wir, den Inhalt des Körbchens zu prüfen. Erst fanden wir eine Pastete, noch ganz warm, aus des Gouverneurs Küche, und unter derselben auf dem Boden des Körbes Schmeißeln und ein Stückchen Papier, auf dem mit zarter Handchrift folgende zwei kurze, für Don aber sehr ausdrucksvolle Worte standen: „Que queres — (was wünschst Sie?)“ — „Es ist gerade so, wie ich's vorher wußte, Jungens; die hübsche Pablina hat ihren alten Ständchenbringer erkannt, und nun können wir folgende Hand an's Werk legen. Die Werkzeuge und das Seil werden nachfolgen.“ Unser müßiggänger Freund verlangte einen Pfeißt und schrieb unter die Worte auf dem Papier: „escopios y una cuerda (Meißel und ein Seil)“, und nachdem er es am Boden des Körbes befestigt hatte, legte er die Serviette darauf, gerade als das Mädchen in anscheinender Eile an der Thüre erschien, indem sie von dem Soldaten sagte, sie habe das Körbchen vergessen. Don gab ihr das Körbchen gleichgültig mit muchos gracias (vielm Dank) hin, und als er sich wieder zu uns gesellte, machten wir folgende unsere Pläne zur Befreiung aus dem Gefängnisse und von dem Tode, der uns in zwei Tagen erwartete. — Denselben Abend erhielten wir einen zweiten Besuch von dem Mädchen, welches uns die verlangten Gegenstände brachte. Das Seil war in einem Knoten unter einer weiten zaga leja (Teppich) verborgen. Mit den Meißeln fungten wir gleich unsere Operation an. Um die Erzählung kurz zu machen, muß ich sagen, daß es uns bald gelang, ein Loch in die Schießkante nahe bei uns zu brechen, da wir nur weiches Material zu bearbeiten hatten, welches in der früher von den Gefangenen gemachte Oefnung gefüllt war. Unsere Arbeit und Schutt arbeiteten wir unter die Dachplatte, unter der wir schliefen. Unsere gute Pablina besuchte uns in Begleitung des Soldatenmädchens mehrere Male während der Arbeit, unter dem Vorwand, uns bessere Speisen zu bringen, als eigentlich nach der Gefängnisordnung erlaubt sei. Bei dieser Gelegenheit fragte sie angelegentlich nach den Fortschritten, die wir gemacht. Sie fürchtete, wir könnten mit unserer Arbeit nicht fertig werden vor der bestimmten Zeit, wir aber versicherten sie, daß wir ganz leicht die Schießkante erreichen könnten. Alles war fertig vor dem Ende des zweiten Tages, und wir erwarteten, nur die Dunkelheit, die unsere Flucht beden sollte. Den nächsten Mittag um drei Uhr sollten wir in den Schloßgraben geführt und dort wie wilde Thiere zusammengeschnitten werden, aber die Selbsthüter sollten in ihrer Erwartung dieses lang ersehnten Vergnügens getäuscht werden.

Vor der zur Flucht bestimmten Zeit besuchte uns das

gute Mädchen zum letzten Mal in dem Gefängnis, sie ließ ein Papier in Arthur's Hand gleiten, tief alle Heiligen zu unserm Schutze an und vertief sich wieder. Mit Hülfe eines Stückes Lichtes, das uns zugeschnuggelt wurde, untersuchten wir das Papier und fanden, daß es ein einfacher, aber hübsch ausgeführter Plan des Gefängnisses, verbunden mit einer Landkarte der nächsten Umgegend war. Ein besonderer Punkt am Fuße des „Castel de Perote“ war mit dem Namen Joderich so bezeichnet, daß er unsere Aufmerksamkeit erregte mußte. Dieser hatte wir folgendes Bilet von der Erziehung eigener Hand, die uns nach und nach ganz bekannt wurde, beigefügt: „Tapfere Texaner! Solltet ihr so glücklich sein, aus dem Gefängnis und der Wache zu entkommen, um was ich die guten Heiligen bitte, so sucht nicht weit fort zu gehen, denn das Land ist voll Truppen, welche Befehl haben alle Leute, die ohne besondere Erlaubniß herumstreifen, festzunehmen, sondern verbergt euch diese Nacht und morgen im Antro del Diablo (dem Teufelsgraben) am Fuße des Berges, den ich euch bezeichnen habe. Ich werde euch an dem genannten Punkt morgen Nacht um zwölf Uhr treffen und einen sichern Führer mitbringen, der euch auf den rechten Weg zu euren Kameraden in Jalapa geleitet. Vertraut fest auf mich. Ich glaube, euer Freund, Señor Enrique, hat mich früher schon als eine Freundin der Gesangenen kennen gelernt. Mein Signal werden drei schwarze Pfeile des Führers sein. Auf Wiedersehen! Adios!“ Alles stand gut. Der Himmel hatte uns in der Löhner des Gouverneurs einen Engel gesandt. Als die Wache um zwölf Uhr abgelöst wurde, waren wir bereit zu entschlüpfen. Die nächste Stunde fand uns außerhalb unserer Zelle; wir schlichen durch den Graben an der äußeren Mauer vorüber auf dem Wege zu unserm von der müthigen Pabina angegebenen Versteck. Wir hatten übrigens kaum die Ebene, die sich am Fuße des Kastells ausbreitet, erreicht, als die neue Wache, die auf der Bastion über unserer Zelle aufgestellt war, über die Mauer herunter blinkend, das Seil in der Luft flattern und ein Haus Gemäuer anprallen sah. Dieser ungewöhnliche Gegenstand erregte seine Neugierde und er rief dem Sergeanten zu, um es ihm zu zeigen. Augenblicklich wurde die Garnison herausgetrommelt, das Horn ertönte, die Zugbrücke wurde niedergelassen, und die halbwaachen Soldaten eilten nach allen Theilen der Ebene. Wir waren aber eine halbe Meile voraus und erreichten auch, nachdem wir mühsam den richtigen Weg behalten hatten, den bezeichneten Versteck. Hier in den zerrissenen Felsen war es unmöglich weiter zu gehen und wir mußten den Morgen erwarten, um den Weg in die Schlucht zu finden. Wir konnten den Trab der Reiter hören und das Anrufen der verschiedenen Abtheilungen, wenn sie zusammen trafen, oder an den Wachen vorüber kamen, die sogleich überall aufgestellt wurden. Am folgenden Tag hielten wir uns Pabina's Rath gemäß in den Felsen auf, die wir dann und wann besahen, um die Ebene unter uns zu überschauen. Wir konnten bemerken, daß das Land nach allen Seiten mit Truppen, die nach den Flüchtlingen streifen, bedeckt war: und der Ausgang unser Versteck wurde von einer Anzahl Soldaten bewacht, die ein befähigtes Nachseher unterhielten. Wir hörten nachher, daß sie vermuteten, wir hätten unsere Zuflucht zu den Felsen des Kastells genommen und deshalb einen festen Korbon von Wachen um den Fuß des Berges-gezogen hatten. In Zwischenräumen von einigen Minuten konnten wir deutlich das Anrufen der Wachen, wie es durch die Winde ging, hören.

Endlich bedeckte Nacht die Ebene und mit ihren Schattens zog sich einer der heftigsten Stürme zusammen, die ich je gesehen. Wir waren von unserer Wirthschafterin reichlich mit Speisen versorgt und beschäftigten uns beglückt mit unserm Nachessen unter dem uns Obdach gewährenden Felsen. Es fehlten noch zwei Stunden bis Mitternacht, der Zeit, wo Pabina versprochen mit unserm Führer zu kommen. Der Sturm, obgleich entseßlich wie alle in den Bergen der südlichen Gegenden, war von kurzer Dauer, seine Wuth war

bald vorüber, und in der nächsten Stunde schien der Mond so glänzend, als wäre nie eine Wolke zwischen ihm und der Erde gewesen. Alles Toben hatte sich beruhigt, und man hörte nur noch das schwache Rieseln des Wassers durch die Felsenlücke und das Rufen der wachsamem Soldaten. Wir schliefen und lachten über die Laufbahn und den Kerger unserer Mörder, als drei Pfeile, das versprochene Signal unserer treuen Pabina, zu unsern Ohren drangen und uns zeigten, daß sie ihr Wort nicht vergessen hatte. Don Enrique antwortete mit einer Strasse seines Lieblingsliedes, und im nächsten Moment waren wir vereint mit diesem müthigen jungen Mädchen und einem großen Hahnero, der einen tüchtigen Bündel unter seiner Krone trug. — „Señores“, sagte sie, „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Nichten Sie sich zum Ausbruch, denn als wir uns durch die Wachen am Fuße des Berges schlichen, hörte ich den Befehl geben, den Antro del Diablo mit Jadeln zu durchsuchen, und bald werden sie hier sein. Juan Gutierrez erge Sie bis jenem Felsen der Wachen führen und so weiter bis Jalapa. Er ist ein Mann, dem Sie vertrauen dürfen. Mögen die gütigen Heiligen Sie beschützen — adios!“ und ehe wir für diese edle Großmuth ihr danken konnten, war sie verschwunden. — „Nun, meine Herren“, sagte der Führer, „müssen Sie sich zuerst umkleiden und keinen Augenblick verlieren, diesen Platz zu verlassen.“ Er entrollte den großen Bündel und gab uns vier vollständige Hahneroanzüge. Im nächsten Augenblick waren wir aus Terosärgern in vollkommene Schmutzkleidung umgewandelt. So folgten wir unserm Führer, der den Weg durch den einzigen Ausgang aus der wilden Schlucht einschlug. Dieser Weg aber führte gerade auf den von Wachen, die um das Wachfeuer lagerten, besetzten Platz. Oben waren sie im Begriffe mit ihren brennenden Jadeln nach dem malbitos Texanos (abstrümmigen Texanern) zu suchen. Der Hahneroführer wandte sich nach uns um und bat uns, ihm stille zu folgen, bis wir auf ein bestimmtes Zeichen unter einem schattigen Felsen anhalten und weitere Winke erwarten sollten. Wir folgten seinen Anordnungen, während er müthig zu der Gruppe von Soldaten vorstritt. Sein sonderbares Benehmen, um nicht mehr zu sagen, war verdächtig und ich fing an zu glauben, daß wir betrogen seien und den Händen der Feinde überliefert werden würden. Als er uns Halt gebot und buhete, um die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich zu ziehen, war ich nahe daran mich mit einer Hand voll Steine zu bewaffnen, sie unter sie zu schleudern, fest entschlossen, mein Leben, wenn es sein müßte, nur nach einem verzweifelten Selbstverderb zu verkaufen. In diesem Moment legte Don Enrique seine Hand auf meine Schulter. „Ruhig, Junge“, flüsterte er, „wir wollen ihm noch etwas länger vertrauen. Ist er ein Verräther, werden wir noch Zeit haben zu handeln. Bleibe noch einen Moment ruhig.“ Der Führer schritt ruhig weiter und buhete nicht laut und deutlich, was dieses Mal die Aufmerksamkeit der Wache erregte, deren Stimme laut durch den Felsen droll: „¿quien vive?“ (wer da?) den Jadeln seiner Mäusete spannte und sie in der Richtung hielt, woher der Schall kam. Der Wächser antwortete: „Soy amigo“ (gut Freund), „ich bin Juan Gutierrez.“ — „So! Juan, hallo“, riefen die Soldaten, indem sie ihre Gewehre wieder auf die Schulter legten. „Was bringt Ihr Neues von den Flüchtlingen?“ — „Nichts“, war die Antwort des Hahnero: „das ist gewiß, das sie nicht in der Bergschlucht Schutz gesucht. Ich habe den Platz mit meinen vier Kameraden gründlich durchsucht. Wir jagten den ganzen Mittag, und als der Sturm kam, fanden wir Obdach unter den Felsen, wo wir bis jetzt schliefen.“ — „Wo sind eure Kameraden, Juan?“ fragte der Korporal der Wache, vom Feuer zu ihm tretend. — „Sie sind nicht weit von hier. Ich glaube, die feinen Kerls sind noch nicht recht wach — ho! Kameraden!“ und als er ein Zeichen gab, näherten wir uns der Geheißstätte, nunmehr überzeugt, daß unser Führer die Soldaten täuschen wolle. Während er an ihnen vorüber schritt, verließ er durch Scherze sie zu tau-

sehen. „Es ist gewiß, die Texaner sind nicht in dieser Gegend, Freunde; doch gute Nacht, wir sind hungrig und müde, und wollen nach unserem Quartier — vamos compañeros (kommt, Kameraden), wenn wir uns nicht eilen, bricht der Tag an, ehe wir die Stadt erreichen. Sagt eurem Hauptmann, Juan Gutierrez habe El Antro del Diablo gründlich durchsucht und es seien keine Texaner da — adios,“ so sprechend führte uns der ehrliche Keel sicher an den Thoren vorüber. Wir waren übrigens kaum aus dem Kreise, als der Offizier der Mannschaft uns zurückrief. Wir konnten nichts thun, als folgen. — „Es ist wohl bekannt, Juan, daß der Oberst Euch

ausgesandt hat, nach den abtrünnigen Texanern zu suchen,“ sagte der Korporal, „aber wir haben Befehl, jedes Bürgers Paß zu untersuchen, und Ihr werdet entschuldigen, wenn ich den Eurigen verlange.“ — „Gewiß, hier ist er,“ und der Führer übergab ihm ein Papier. Der Soldat näherte sich einer Fadel und las — „Juan Gutierrez hat den Befehl, mit vier Begleitern nach den in vergangener Nacht aus dem Schloß entwichenen Gefangenen zu suchen, wo er es immer für gerathen hält.“ Gezeichnet: Pedro La Baca, kommandirender Oberst und Gouverneur von Kastell Petote. — „Alles richtig, Juan,“ rief der Offizier, als er das Papier



Das Mädchen legt ihren Finger auf den Mund und verschwand.

zurückgab. „Wer sind aber diese Männer? sie scheinen Fremde zu sein,“ und indem er die Fadel dem Soldaten aus der Hand nahm, trat er vor und stierte sie fragend an. „Wer sind Eure Kameraden, Juan?“ — „Ach, Señor Cabo,“ antwortete ohne den geringsten Anschein von Verlegenheit der kluge Hansero, „es sind Bettlern von mir aus Jalapa, die die Stadt, die nun in den Händen der Amerikaner ist, verlassen haben. Die Jungen sind alle gut, Señor Cabo, und sollte Eure Kompanie vier gute Rekruten brauchen, könnten Ihr diese einregistrieren.“ — „Gut,“ antwortete der Korporal, „ich will sie morgen sehen — bis dahin gute Nacht Kameraden!“ Der Soldat lehrete zum Feuer

zurück, und ließ uns unserem sicheren Führer an die Grenze folgen, wo wir fünf gut gefattete Maulthiere auf uns wartend fanden. — Um die Erzählung kurz zu machen, Jungens, so sah uns der nächste Morgen in das Lager der Nangens außerhalb der Mauern von Jalapa reiten. Doch meint Arthur, er wünschte gar sehr wieder zurückzulehren, um der hübschen Pablina für ihre edle Handlung zu danken. Es ist schade, daß er nicht etwas länger bei Walter geblieben; er wäre vielleicht als einer der Sieger in das Schloß eingezogen.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)



„Unzügend!“ sagte der Regent, der sich auf den Thronstuhl seiner erhabenen Mutter lehnte.

„Da! brich das Schloß auf, wenn Du kannst,“ sagte Milady zu Egbert. „Ich glaube nicht, daß Lady Cheverly“ — ein teuflisches Lächeln umspielte ihre Lippen, wie sie den Namen aussprach — „ihre Briefe mitgenommen hat.“ — Das Schloß war bald geöffnet, und nun wurde Schublade um Schublade untersucht. In einer derselben waren einige Kleinigkeiten, die Lady Boston als Spielsachen Albert's erkannte. „Da sind sie nicht!“ rief sie und schob hastig die Lade zu. — Die nächste enthielt, was sie suchte — einen Bad Briefe von Edward's Hand, von einem schwarzen Band zusammengehalten. — „Die Heuchlerin!“ fuhr sie heraus, als sie sich derselben versichert hatte. — „Ich sehe nicht recht ein, welchen Werth die Briefe für Sie haben können,“ bemerkte ihr Sohn, wie sie in das Speisezimmer zurückkehrten. „Was wollen Sie denn damit anfangen?“ — „Sie zu Grunde richten!“ versetzte die Mutter nachsüchtig; „ihre häusliches Glück zerstören, oder wenigstens sie damit in Schwach halten.“ — „Ah? Nichtig! Ich verstehe.“

Bei der Rückkehr ihres Gemahls nach Moultry hatte Lady Alicia allen Grund mit sich zufrieden zu sein, daß sie an dem Pulse jede Spur von Gewalt hatte bestritten lassen; denn das erste, was der Baron that, war, es zu versiegeln, sorgfältig zu verpacken und an Mary nach London zu senden. Es war die einzige Bitte gewesen, die sie an ihn gestellt hatte. — „Zu spät!“ dachte Milady, „zu spät! diesmal habe ich gewonnen.“ Und in der Besessheit ihres Herzens freute sie sich bei dem Gedanken, daß sie, wie sie vermutete,

das Glück und den häuslichen Frieden ihrer Stieftochter in der Gewalt habe. — „Es hätte viel schlimmer gehen können,“ bemerkte der Baron, als die Kebe auf die Heirat kam; „das eigenhändige Mädchen hat eine Partie gemacht, um die sie die stolze Familien des Landes beneiden werden. Lord Cheverly kann meine Ansprüche an die längst schlummernde Pairie wesentlich unterstützen.“ — Seine Frau zudte verächtlich die Achseln: was lag ihr an einem höheren Range, wenn auf der andern Seite Penéwid verloren ging. — „Mit dem Gut,“ fuhr der Sprecher fort, „ist's allerdings unglücklich gegangen; aber früher oder später hätt' ich es doch hergeben müssen. Uebrigens haben sich Mary und ihr Mann ganz nobel benommen, denn keins von ihnen hat auch nur nach den bedeutenden Ersparnissen während ihrer Kinderjährligkeit und seit sie volljährig geworden gefragt.“ — „Und damit bist Du zufrieden?“ rief seine Frau verächtlich. — „Zwischen zufrieden sein und sich zufrieden geben ist ein großer Unterschied,“ versetzte Sir Barnard Gaston. „Wäre auch nur entfernt an einen günstigen Erfolg zu denken gewesen, so hätte ich gewiß nicht nachgegeben; aber so — zu was soll ich denn aus dem Carl und meiner Tochter mir auf Lebenszeit Feinde machen. Nein, Alicia, so darf uns die Leidenschaft nicht verblenden.“ — „Dich verblendet die Pairie!“ — „Und Dich Dein Haß gegen Mary!“ — „Ich habe eben nicht große Ursache sie zu lieben,“ bemerkte Milady. — „Und doch mußt Du sie zu lieben schreien,“ sagte der Baron. „Barum sollen wir denn, weil uns der

große Preis entwirrt ist, nicht die Vortheile ergreifen, die diese Verbindung uns bietet?" — "Vortheile? Davon sehe ich nichts." — "Weil Arger und wüthliche Eitelkeit Dich verblenden," entgegnete Sir Barnard. "Du bist es seit Jahren gewöhnt, Deine Eitelstochter als ein unbedeutendes Mädchen zu betrachten, dessen gute oder üble Meinung Dir ziemlich gleichgültig sein konnte. Aber jetzt ist es anders. Lady Cheverly, die Gattin des gefeierten Ministers, ist nicht mehr Mary Gaston. Ihr Einfluß in der Gesellschaft wird ein ungeheurer sein. Doch was brauche ich mit Dir zu rechten," fuhr Sir Barnard in strengem Tone fort, "als Dein Gatte bestelle ich Dir, Lady Cheverly alle mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Du hältst das für eine Kränkung, ich — sehe es als eine Sühne an. Wäre Albert am Leben geblieben, so müßte ich mich meines Erbens doch nicht schämen, er hätte gegen den Namen des Vaters nicht beschimpft." — "Bei diesen furchtbaren Worten ermodete das Beweisen in dem schuldbeladenen Weibe, sie ward toblich und zitterte, vielleicht mehr noch für die Zukunft, als bei der Erinnerung an die Vergangenheit. Schon eine Zeit lang hatte sie geglaubt, daß zwischen Vater und Sohn ein Geheimniß obwaltend müsse. Welcher Art es sei, darüber schloß ihr alle Vermuthung, aber das scheinbare Benehmen des letzteren in Gegenwart Sir Barnard's, der Wid' voll Schreden, mit dem er den Vater oft verstoßen anjah, verriethen ihr, daß es ein furchtbares war. "Ich werde mein Möglichstes thun Dir zu gehorchen," murmelte sie, "aber für Laura kann ich nicht stehen." — "Für sie bürgt mir ihre Eitelkeit," versetzte Sir Barnard Gaston wegworfend. "Mit der Gräfin Cheverly wird Lady Musgrave gemiß auf gutem Fuß zu stehen wünschen. Wir müssen bis zum ersten Leven in der Stadt sein. In acht Tagen verlassen wir Moultry." — "Werden uns Egbert und seine Frau begleiten?" wogte die Baronin noch zu fragen. — Ein trodenes Nein war die Antwort und der Gemahl entfernte sich, indem er Lady Alicia in seiner beneidenswerthen Gemüthsstimmung juridlich. Sie zitterte für ihren Sohn. Nie zuvor noch hatte Sir Barnard in solchem Tone der höchsten Verachtung von Egbert gesprochen. Daß dieser in Schulden fiel, das konnte doch nimmer solche Gefühle in der Brust eines Vaters erwecken, dazu gehörte mehr. Und dann diese Anspielung auf Albert; nie seit seinem Tode hatte ihr Gatte des Namens seines Erstgeborenen gegen sie erwähnt. . . . Es litt sie nicht in ihrem Zimmer, sie mußte den Kapitän sehen, mit ihm zu einer Erklärung kommen. — "Ich habe Ihnen wirklich nichts zu bekennen," gab der Knabe aus die besorgte Frage seiner Mutter zurück, "der Vater kennt meine Fatalitäten und ist böse darüber." — "Nein! nein! das kann es nicht sein! sei aufrichtig! er hat noch nie in solchen Ausdrücken von Dir gesprochen." — "Win ich denn nicht aufrichtig?" — "Nein! Ich seh' Jolschheit in Deinem Auge, das meinem Blick ausweicht — Du bist nicht offen, Egbert, nicht wahr gegen Deine Mutter." — "Diese ausgezeichnete Heirath seiner Tochter aus erster Ehe hat ihm den Kopf verwirrt. Sir Barnard war immer stark in Ausfällen. Das darf Sie nicht Wunder nehmen, wenn sie jetzt noch etwas verderblicher kommen." — "Wenn es nur das wäre!" — "Was soll es denn jollst sein?" — "Etwas, worüber Ihr Euch — wenn auch jollst ohne daß es ausgesprochen ist — versteht," versetzte die Mutter, während ihr Auge forsend auf dem Sohne ruhte. "Warum sollst Du in Moultry bleiben? Woher so plötzlich die Veränderung im Benehmen Deiner Frau? Woher ihr ungestümes Anspringen, Deine Untermüthigkeit? Du thätest wohl daran, Deine Mutter zur Vertrauten zu machen," sagte sie bei. "Ihr Rath könnte Dir von Nutzen sein." — "Was soll mir Ihr Rath, wenn er nicht meine Schulden bezahlen kann?" rief der Kapitän mit erzwingenem Lachen. "Doch ich höre, Sie werden bis zum ersten Leven in London sein," setzte er hinzu, begierig dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. — "Ja, um Deine Schwester vorzustellen." — "Und Lady Cheverly?" — "Wenn Dein

Vater darauf besteht." — "Das wird er. Dieses Jagen nach einer Partie ist zur festeren Manie bei ihm geworden." — "Rach der Partie, sagst Du? Sir Barnard würde keinen anderen Titel als den von Trammore annehmen." — "Wissen Sie das so genau?" — "Ja hab' es ihn wohl hundertmal sagen hören." — "Dann ist er seither anderen Sinnes geworden," bemerkte Kapitän Gaston nachsinnend; "denn Stafford schreibt mir, er habe dem Kabinett seine und Sir W. Musgrave's Unterstützung zugesagt, wenn sie ihn zum Lord Moultry ernennen. Tabinter steht etwas, denn sie haben sein Gesuch abgewiesen. Doch das war vor Mary's Heirath. Ich möchte wohl ein Bißchen da hineinsehen." — "Wenn Du slug bist, so nimmst Du Dich nicht ein," entgegnete seine Mutter nachdenklich. "Es liegt ein Geheimniß in Deines Vaters Leben, das sogar ich nicht durchdringen habe." — "Ich sehe nicht ein, warum ich es nicht sollte," rief ihr Sohn, "ich wäre dann. . ." — "Was?" fragte Milady, wie sie sein Jögern bemerkte. — "Quitt mit ihm!" murmelte Kapitän Gaston, als er das Zimmer verließ.

Wenige Tage nachher brachen Lady Alicia und ihr Gemahl nach London auf.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Als Erbin der Güter ihrer Familie führte die Mutter des Carl den Titel Lady Wensley, dem durch ihre Heirath der einer Lady Cheverly hinzugefügt wurde, aber diese Titel waren keineswegs ihr einziger Anspruch auf Auszeichnung. Sie war in früheren Jahren eine der Tonangebenden der guten Gesellschaft gewesen, und allgemein war ihr gebührend worden, nicht allein wegen ihrer glänzenden Stellung, sondern auch, und hauptsächlich, um ihres Witzes, ihres Talents, ihrer vielen guten Eigenschaften willen. Nach dem Tod ihres Gemahls, der noch in ihren jungen Jahren erfolgte, entlagte die begabte Frau wüthig der Herrschaft, die sie ausgeübt hatte, und, zog sich auf ihren Landhuf zurück, zum großen Bedauern der Königin Charlotte, bei der sie Jahre hindurch den hervorragenden Posten einer Staatsbegleiterin hatte. Nur einmal war Lady Wensley — wie wir sie künftig um Unterschied von Mary nennen wollen — seither bei Hofe erschienen: es war, um ihre Tochter nach ihrer Verheirathung mit Sir Clifford vorzustellen. Von den höchsten Familien mit Gunstbezeugungen überhäuft, lernte sie gleichwohl in die Einsamkeit zurück, und auch die Berufung ihres Sohnes in das Ministerium vermochte nicht, sie in das Geräusch der großen Welt zurückzuführen. Nur ein Ereigniß war wichtig genug, dieß wenigstens für einige Zeit zu bewirken, es war seine Heirath. Es knüpften sich Umstände daran, die sie lebhaft beunruhigten: unerwartet, wie diese Heirath war, kam sie ihr überbel vor. Wegen die Herkunft der Braut ließ sich durchaus nichts einwenden; die Gastons waren — wie wir wissen — von altem Adel. Aber wegen des Charakters, wegen der Gesinnungen der Schwiegermutter war sie besorgt. Hätte sie hierüber ruhig sein können, so hätte sie jede Wahl des Sohnes, wäre sie auch auf ein armes Mädchen ohne viele Aehren gefallen, mit Freuden begrüßt. — "Widen Sie sich keine Meinung, bis Sie meine Frau gesehen," sagte der Carl in dem Briefe, der seiner Mutter seine Verbindung mit Mary anzeigte. "Kommen Sie und dann urtheilen Sie. Ich bin überzeugt, Sie werden sie lieben." — "Gerylichste Mama," schrieb Lady Florence, "wir bedürfen Ihrer, um unser Glück voll zu machen. Cheverly hat das lieblichste Weisen auf Erden zur Frau genommen, so gut, so ruhig und sinnig! Bitte, bitte, kommen Sie!" — Welche Mutter hätte einer solchen doppelten Einladung widerstehen können! Lady Wensley konnte nicht einmal warten, bis ihr eigenes Haus zu ihrem Empfang hergerichtet war, sondern bezog eine Wohnung bei ihrer Tochter.

Die arme Mary zitterte, als sie von ihrer Ankunft hörte. Der Ruf der geistreichen Frau machte ihr bange. "Sie wird

wich sehr einseitig finden," murmelte sie, als sie mit ihrem Gemahl zu den Herberts fuhr. — „Sei außer Sorgen," gab der Graf lächelnd zurück, „Sie weiß Alles. Florence hat ihr Alles erzählt von dem Augenbilde an, wo ich Dich zu erst sah, bis zu unserer Hochzeit. Meine Mutter sehnst sich darnach, Dich lernen zu lernen." — „Sie wird sich gewaltig in mir täuschen," bemerkte Mary; „ich bin so einfach, bin nie von Haus weggegangen, kenne die Welt nicht..." — „Eben um dieser Eigenschaften willen wird sie Dich lieben," unterbrach sie Lord Cheverly. „Sei gefaßt," setzte er hinzu, „als der Wagen hielt, sei wahr, wie Du es immer bist." — Mary's Besorgnisse zerstreuten sich auch bald bei der liebevollen Aufnahme, die sie von Seiten ihrer Schwiegermutter fand, denn sie fühlte selbst, wie sie das Herz dieser edlen Frau, welche die herrlichen Eigenschaften Mary's alsbald in ihrem vollen Werthe erkannte, für sich gewonnen habe, und Lady Wenlock gab schließlich den Beweis ihres hohen Wohlgefallens an der Gattin ihres Sohnes durch die Zusage, ihren Aufenthalt in London so lange ausdehnen zu wollen, um ihre Schwiegermutter bei dem ersten Vor der Königin selbst vorzustellen. Diese Zusage nahm Lord Cheverly mit großer Danks an, denn, bemerkte er, „ich hätte meine Frau nicht gerne durch Lady Gaton vorstellen lassen; es hätte geäußert werden können, als ob Sie, liebe Mutter, meine Wahl mißbilligten."

Wenige Tage nach dieser Zusammenkunft führen Sir Barnard, Lady Alicia und ihre Tochter vor dem Hotel der Herberts vor. Sie kamen nicht unerwartet, denn die Zeitungen hatten ihre Ankunft in der Stadt gemeldet. Nach dem ersten Austausch der mehr oder minder wohl gemeinten Glückwünsche erfolgte ein peinliches Stillschweigen, welches Sir Barnard mit der Frage brach, ob Mary das Vult erhalten habe. Die Augen seiner Frau ruhten forschend auf ihrer Stieftochter. — „Ja!" gab diese zurück. — „Und in gutem Zustande, hoffe ich?" — „Das Vult kam wohl in gutem Zustande," war die unbejagene Antwort, „aber der Anhalt sehte." — Sir Barnard biß sich vor Kummer auf die Lippen: er errieth gleich, wer dies gethan. — „Er war höfentlich nicht besonders wertvoll?" meinte Laura mit pyssigem Lächeln. — „Woh! Briefe von Vetter Edward, die ich ihm gerne zurückgegeben hätte," sagte Lady Cheverly, „da er mir die meiningen auch gefandt hat." — „Briefe sind sovermittlende Dinge, meine Liebe," rief ihre Schwester scherzhaft. — „Ich habe das schon sagen hören," bemerkte Mary, „kann aber nicht aus Erfahrung reden, da ich berartige weder geschrieben noch bekommen habe." — Ihr Gatte, der den richtigen Zusammenhang der Sache abnte, lächelte der ruhigen würdevollen Antwort Vesfall zu. Lady Alicia aber fühlte sich furchtbar gedemüthigt. Mary hatte ihr die Wassen aus der Hand gewunden: sie hatte wieder verloren. — „Nun, meine Kinder!" sagte Sir Barnard, indem er sich zwang heiter zu erscheinen, „als junge Frauen werdet ihr nun wohl von Levers, Brillanten und Hofbällen träumen?" Lady Alicia wird auch Beide vorstellen," fügte er bei. — „Lady Cheverly hat schon ein ähnliches Anerbieten von meiner Mutter angenommen," bemerkte der Graf, „die eigens zu diesem Zwecke ihres Landbist verlassen hat." — „Unmöglich konnte ein Anerbieten entscheidender und zugleich heßlicher abgelehnt werden. Lady Alicia erkrankte bei dieser neuen Kränkung, die ihr widerfuhr, doch den Tod im Herzen, beehielt sie noch das kalte nichts-sagende Lächeln auf den Lippen, um — wie sie dachte — Mary nicht auch noch diesen Triumph zu gönnen. In ihrem Wagen angekommen, verließ sie die mühsam bebauptete Fassung und machte einem Strom von bitteren Thränen Platz; und was das schlimmste war, ihr Gemahl schien kalt und theinahllos ihrem Kummer gegenüber. — „Du mußt mir zu viel zu, Barnard," schluchzte sie. „Ich kann Alles ertragen, nur nicht diese unverständliche Betrachtung von Seiten Deiner Tochter." — „So gar Deine eigene?" bemerkte der Baron trocken. „Warum bist Du so schwach gewesen die Briefe zu entremmen? Gät-

test Du das bleiben lassen, so bin ich überzeugt, daß sie es nicht abgelehnt haben würde durch Dich vorgelehnt zu werden." — „O! ich bin recht froh!" entgegnete seine Gattin. „Laß nur Lady Wenlock sie vorstellen — Eitel und Unwissenheit passen ja zusammen." — „Du vergißt, daß Du von meiner Tochter sprichst," sagte Sir Barnard barsch. — „Wie jätlich Papa aus einmal geworden," meinte Laura scherzend, „seit Mary eine Gräfin ist. O, Papa!" fuhr sie fort, „Sie brauchen die Stirne nicht so zu runzeln. Ich bin verheiratet und fürchte mich nicht mehr. Das war recht, so lange ich noch ein Kind war." — Der Baron biß sich auf die Lippen und schwieg. Zum ersten Male fragte er sich, ob er nicht in der Erziehung seiner beiden Töchter große Fehler gemacht.

Bei dem Vor der Königin Mutter erwarteten die Weiden neue Kränkungen. Mary hatte durch den Rang ihres Gemahls den Vortritt vor ihnen. Als der dienstthuende Kammerherr verständigte: „Die Gräfin von Cheverly, aus Veranlassung ihrer Verehelichung, durch die Gräfin von Wenlock und Cheverly," durchließ ein allgemeines Murmeln der Bewunderung den Saal. „Entzündend!" sagte der Regent, der sich auf den Thronsaal gefahren erhabenen Mutter lehnte. Und dieses einzige Wort stempte Mary zur Heldin der Saison. Die Königin Charlotte hatte ihre frühere Staatsdame nicht vergessen, und gegen die Gattin des populären Ministers glaubte sie besonders gnädig sein zu müssen. Nichts konnte daher schmeichelhafter sein als der Empfang der beiden Damen. Während alle Blicke auf den königlichen Thron gerichtet waren, fanden Lady Alicia und ihre Tochter Zeit Mary's Anzug zu betrachten, der ganz aus weißem Atlas und brüßler Spitzen bestand; als Edmund trag sie die Cheverly'schen Familienbrillanten. — „Ihre Juwelen sind schöner als die meiningen," dachte Laura leusend, „und ihr Mann dreißig Jahre jünger." — Diese Reflexion war nicht eben angenehm. — Unblich wurde auch ihr Name genannt: „Lady Musgrave, aus Veranlassung ihrer Verehelichung, durch ihre Mutter, Lady Alicia Gaton," sagte der Kammerherr. — Eine leichte Neigung des Kopfes war die einzige Notiz, welche die Königin von der Vorstellung nahm. Es war dies nichts Ungewöhnliches, aber wegen des Gegenfalls mit Mary's Empfang fühlten es die eiteln wohlgeiminten Frauen auf's Empfindlichste. Als sie den Thronsaal verließen, ruhte der Blick eines jungen schlanken Mannes mit dem Ausdruck unvorholener Bewunderung auf Laura. — „Wer ist es, Mama?" flüßerte sie. — „Sieh wo anders hin," sagte ihre Mutter halb laut; „es ist Alfred Veltus, der Neffe Deines Gatten." — Trotz der ungnädigen Blicke von Lady Alicia folgte ihnen der schöne Mann bis zu ihrem Wagen, und wandte kein Auge von den erröthenden Jügen seiner jugendlichen Tante.

Dreißigswanzigste Kapitel.

Mr. Paul Chiffelhurst stand seit vielen Jahren in dem Rufe, einer der ausgezeichnetsten Juristen Englands zu sein; aber außerhalb der Kreise, in die sein Beruf ihn führte, war er nur wenig bekannt, da er ein sogenannter „Rechtsverwalter" war, und als solcher nie in den Fall kam vor den Schranken der Öffentlichkeit zu erscheinen. Er verhand es, den verwickelten Thatbestand, die zweifelhafte Rechtsfrage gleich einem Anatomen in die einzelnen Theile zu zerlegen und jedem Laien zugänglich zu machen. Damit verband er eine seltene wissenschaftliche Bildung, große Geschäftsgewandtheit und vor Allem eine maßlose Rechtschaffenheit, und es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß seine Praxis eine sehr ausgedehnte und selbstverständlich nicht wenig lukrativ war. Oft kamen Klienten in Person ihn zu konsultiren, und wenn das keine von Hauch geschwätzte Kabinett zu Pump Court hätte reden können, so würde es gar seltsame Familieneigenheiten ausgeprägt haben, wenn anders es nicht von seinem Bewohner Schwigelmacht gelernt hätte. — Mr. Chiffelhurst hielt ein Praktikum, zu dem er

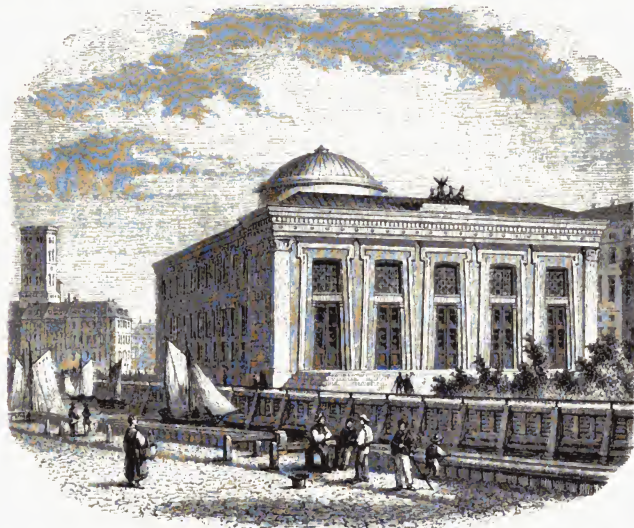
gleichzeitig nie mehr als sechs Zuhörer aufnahm. Gegenwärtig befinden sich unter dieser Zahl Gilbert Harding und Edward Gaston, welche letzterer das nachgesuchte Stipendium erhalten hatte. Sie waren seine liebsten Jünger: er freute sich ihrer unerschütterlichen Ausdauer, ihrer völligen Hingabe an den einmal gewählten Beruf. Die übrigen vier, reiche junge Männer von Stande, nahmen das Praktikum eben auch mit, weil es so Mode war. — „Sie werden eine Hiebe unseres Standes sein,“ bemerkte Chiselhurst oft gegen die beiden Ersteren, „Sie haben das Geheimniß jeden Erfolgs ergründet, — Beharrlichkeit.“ — Es war ein sonderbarer Zufall, der diese beiden jungen Männer hier zusammenführte, beide gleich begabt, beide entschlossen sich in ihrem Berufe auszuzeichnen — der Eine befehlte von dem Vertlangen, die

Vergangenheit gut zu machen, der Andere das Auge fest und unverrückt auf die Zukunft geheftet. Edward Gaston hatte schon zu wiederholten Malen versucht, Herr über die Zurückhaltung Gilbert's zu werden; aber sein Entgegenkommen war stets so frostig aufgenommen worden, daß sein Stolz ihn darauf verzichten ließ, einen Freund aus dem Studiengenossen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Bertel Thorwaldsen.

Außer Dänemark ist keine Nation auf den Gedanken gekommen, ein eigenes Gebäude für Aufstellung der Werke eines



Das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen.

ihrer berühmtesten Künstler zu errichten. Freilich würde es auch bei anderen Völkern nicht eben schwer fallen, die für ein solches Nationalmonument erforderlichen Kosten aufzubringen, was aber mangelt ist ein Maler oder Bildhauer, der so viel Bilder oder Statuen geliefert hätte, um damit ein ganzes Museum zu füllen. Der dänische Bildhauer Thorwaldsen, dessen Name schon durch Schiller's Denkmäl in Deutschland ein hoch geachteter ist, hat ungefähr siebenhundert Kunstwerke geschaffen, und zwar meist höchst bedeutende und schätzenswerthe. — Bertel oder Albert Thorwaldsen wurde den 19. November 1770 in Kopenhagen geboren. Er konnte seine Ahnen bis auf Harold Hildemar, König von Dänemark und Schweden im achten Jahrhundert, zurückführen, und auf mehrere Reden der isländischen Sage,

namentlich auf einen derselben, der schon fünfhundert Jahre vor Christoph Columbus als tüchtiger Seefahrer in America Entdeckungen gemacht hatte. Dieses alte, vormalig glänzende Geschlecht war jedoch mit der Zeit in Armuth verfunken, und Thorwaldsen's Vater, ein einfacher Schnitzarbeiter an der königlichen Marine, verdiente nur mühevoll den täglichen Unterhalt; sein Sohn arbeitete eine Zeit lang mit ihm an der Verzierung von Schiffsvordertheilen. — In seinem fünfzehnten Jahre wurde Bertel dem Maler Abilgaard übergeben, unter dessen Leitung er Studien machte, dann im Jahre 1796 nach Rom ging, wo er noch mehrere Jahre bloßen Studien oblag, ohne Etwas zu schaffen. — 1803 befand er sich, nachdem alle seine Mittel erschöpft waren, unter dem harten Zwange, die ewige Stadt, die seinem Geist und sei-

nem Talent so reiche Nahrung geboten, zu verlassen, als ein reicher Engländer, Thomas Hogge, ihm die Mittel verschaffte seinen Aufenthalt zu verlängern, indem er ihm die Ausführung einer Kolossalstatue des Jason übertrug. Seitdem produzierte Thorwaldsen erstaunlich viel; sein Geist war immer mit neuen Ideen erfüllt und sein Meißel blieb nicht zurück. Vielleicht sogar überreichte er sich ein wenig beim Schaffen seiner ersten Kunstwerke. Indes, wenn auch nicht alle seine Werke meisterhaft genannt werden können, so tragen doch alle den Stempel des Talents. Die Leichtigkeit der Konzeption und Arbeit war bei ihm eine natürliche Eigenschaft. Zwanzig Jahre lang weilte Thorwaldsen in der Fremde, und in dieser Zeit hatte er sich einen europäischen Ruf erworben. Kein Wunder also, wenn Dänemark einen seiner genialsten Söhne wieder im Vaterlande begrüßen wollte. Tropdem zwangen ihn seine überhäuften Arbeiten,

den Wunsch, seine Heimat wiederzusehen, von Jahr zu Jahr aufzuschieben. Im Jahr 1819 besuchte er endlich Kopenhagen, wo man ihm fast fürstliche Ehren erwies. — Ein Jahr später reiste er wieder nach Rom zurück. In dieser Zeit sah er den Entschluß, seinem Vaterlande seine reiche Gemälde- und Antikenammlung sowie seine eigenen Werke zu vermachen. Er besaß keine andere Familie als die große seiner Nation, keine andere Nachkommenschaft als seine Meisterwerke. — König Ludwig von Bayern, der München mit Thorwaldsen's Schöpfungen zu bereichern hoffte, ließ ihm eine höchst beträchtliche Summe bieten. Thorwaldsen zog jedoch vor, dieselben als Geschenk seinen Landsleuten zu überlassen. Im Jahre 1837 gründete man in Dänemark eine Subskription, um ein des großen Künstlers würdiges Museum zu errichten, und in einigen Wochen war bereits der ganze Fond gesammelt. — Im Frühling 1838 holte eine Fregatte die



Der Hof des Thorwaldsen-Museums mit dem Grab des Künstlers.

Werte Thorwaldsen's. Er selbst begab sich im Monat August desselben Jahres nach Kopenhagen und richtete sein Atelier im Schloß auf dem Njtorso so lange ein, bis der von ihm und dem Architekten Bindesboell entworfene Plan ausgeführt war. Nach einem abermaligen Aufenthalt in Rom, wo er mehrere Statuen zu vollenden hatte, kehrte er 1842 definitiv in sein Vaterland zurück und wohnte der Einweihung des Museums bei. Dasselbe ist in halb ägyptischem, halb griechischem Tempelstil erbaut und bildet ein aus zwei Etagen bestehendes Parallelogramm. Um den inneren Hofraum läuft in jeder Etage eine Anzahl kleinerer Gemächer, von denen jedes eine oder mehrere Gruppen und Statuen enthält. Die Fassade des Museums besitzt fünf große Eingänge, zu denen Treppen mit einer granitnen Rampe führen; über diesen Thoren thront eine bronzene Vittoria mit einem Biergespann. Die Länge des Gebäudes beträgt 220 Fuß, die Breite 120 Fuß

und die Höhe 45 Fuß, und die beiden Seitenwände sind — die eine mit den Bildern aus dem Empfangsfeest Thorwaldsen's, als er aus Italien im Jahr 1837 nach der Heimat zurückkehrte, die andere mit Szenen des Transports seiner Werke nach dem Museum auf etruskische Art geschmückt. Thorwaldsen starb den 24. März 1844, rüftig, thätig und liebenswürdig bis an sein Ende. Seine Asche ruht inmitten seiner Werke, im Hofe des nach ihm benannten Museums.

Die Stiefkinder oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Die Heirat Mary's war ein harter Schlag für ihren Vater gewesen, der, wie sehr er sich auch in ihr getäuscht

zu haben glaubte, sie doch nicht vergessen konnte, und die Hoffnung, sie einst die seinige zu nennen, nie ganz ausgegeben hatte. Als er die Ankündigung der Heirat in den Zeitungen las, packte er ihre Briefe zusammen und sandte sie ihr zu, doch konnte er sich nur schwer davon trennen. — „Sie hat eine glänzende Stellung erreicht,“ murmelte er oft vor sich hin, „und trotz ihrer Galschheit will ich hoffen, daß es eine glückliche ist. Wenn ich es erleben,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, „so soll sie noch betennen, daß auch das Loos, das ich ihr einst geboten, kein ihrer unwürdiges gewesen, mag sie vielleicht noch bereuen, daß... pah! Thorheit! Wahnsinn! Ich muß das vergessen, will ich nicht Zeitleben einem elenden Träumer gleich von der Vergangenheit sehn.“ — Dann kämpfte der blasse Student wohl seine Gefühle mit gewaltiger Anstrengung nieder, schürte seine Lampe heller auf und lag eifriger als je seinen Studien ob.

Mr. Chiselfurst hatte heute mit seinen Jünglingen über die *essio bonorum* gesprochen und schließlich Gilbert und Edward veranlaßt, einige alte in diese Lehre einschlagende Urkunden, die er ihnen gab, auszuliegen. Sie waren kaum ein paar Minuten damit beschäftigt, als der Schreiber eintrat und seinem Prinzipal meldete, es sei ein Bote von dem Hause Saltmarsh und Söhne draußen, der ihm persönlich ein Paket zu übergeben wünsche. — „Nun! führen Sie ihn herein!“ — „Gleich, Sir!“ — Der Gehülfe verschwand, und bald hand Collin Erav in anständiger schwarzer Kleidung mit wohl frisiertem Haare vor dem Advokaten. So vollständig war die Umwandlung, die mit ihm vorgegangen, daß, wenn der Hausmeister und die Hausmeisterin von Widfal ihn gesehen hätten, sie ihren früheren Kaufpurschen wohl schmerzlich noch erant haben würden; denn die Aenderung in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen war nicht minder auffallend, als die in seinem Anzug. Der halb verschlagene, halb mürrische Ausdruck seiner Züge war verschwunden; statt die, mit denen er sprach, nur verfloßen anzublicken, sah er ihnen frei und offen in's Gesicht. Lord Cheoverly hatte sein Versprechen nicht vergessen und, da der Purische darauf bestand Advokat zu werden, ihn bei seinem eigenen Anwalt untergebracht, der bald sah, daß man sich auf ihn verlassen könne. Hier blieb insofern die Parteilichkeit des Vairs nicht stehen, denn er trat mit gleicher Bereitwilligkeit und Freigebigkeit Anstalten, das sein Schüligen viele mangelhaften Schullehrkräfte ergänzen und dabei anständig leben konnte.

— „Sind Sie Mr. Paul Chiselfurst?“ fragte der Bote. — „Ja, ja, mein Junge,“ versetzte der Herr und streckte mechanisch die Hand aus. „Geben Sie das Paket her!“ — „Halt! Ich muß Sie zuerst im Gesicht sehen...“ — „Guten Abend, Mr. Edward...“ — „Kennen Sie mich?“ — „Ja wohl, und den Herrn dort auch.“ Der Sprecher deutete auf Gilbert Harding, der ihn erkannt ansah. — „Und woher kennen Sie mich denn? Von Cambridge oder von...“ — „Das Kathen hilft Sie nichts, ich sag's Ihnen doch nicht.“ — „Nun, kommen Sie!“ sagte Mr. Chiselfurst, ungebildigt werdend, „das Paket, das Paket!“ — „Lassen Sie sich einmal aufheben,“ versetzte der Bote. „Ah! graue Augen mit dicken buschigen Brauen — gut, das paßt! eingefallene Waden — und... ja, ja! es paßt Alles. Da sind die Papiere!“ — Der Advokat amüsierte sich lässlich bei diesem nicht eben schmeichelhaften Signalement, das ihm vorgehalten wurde: „Wer hat Ihnen denn diese Beschreibung von meiner Wenigkeit gemacht?“ fragte er lachend. — „Mr. Saltmarsh,“ erwiderte Collin. — Der Anwalt erbrach das Siegel des Päckchens und sah auf den ersten Blick, daß es Papiere von der höchsten Wichtigkeit enthielt. — „Mr. Saltmarsh muß ein großes Vertrauen in Sie setzen?“ bemerkte er. — „Ja, Sir!“ sagte der Purische ungekünstelt, als ob es die natürlichste Sache von der Welt wäre, daß sein Prinzipal ein unbedingtes Vertrauen in ihn setze. — „Sind Sie schon lange bei ihm?“ — „Zwölf Wochen.“ — „Mr. Chiselfurst schrieb ein kurzes Milet, in welchem er den richtigen Empfang der Papiere anzeigte und entließ den Boten, den eine halbe

Stunde nachher Edward Gaston noch vor dem Hause traf. Seine Neugierde war erregt worden, da der Purische ihn und Gilbert erkennen wollte, und er beschloß ihn auszufragen. — „Und wo haben Sie mich schon gesehen?“ fragte er. — „In der Kirche zu Widfal,“ versetzte Collin; „ich bin dort gefunden worden.“ — „In der Kirche.“ — „Nein, im Arbeitshaus, Sir! aber ich wollte es vor dem Andern nicht sagen.“ — „Vor dem Advokaten?“ — „Nein, vor dem jungen Herrn, der dort am Fenster gescrieben hat. Ah! Mr. Edward, es haben sich allerlei lustige Sachen zugetragen, seit Sie von Hause weg sind.“ — Edward Gaston erinnete sich entsetzt nicht, Collin Erav je gesehen zu haben, aber er kam aus der Heimat — Grund genug sich für ihn zu interessieren, und so lud er ihn denn ein, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen. — „Gerne, von Herzen gerne,“ rief der junge Purische. „Ich kann die Stunde ja leicht beim Wirtstage wieder herbeibringen.“

Eine der Bedingungen des von Edward erhaltenen Stipendiums war, daß es kein Studirender länger als fünf Jahre genießen solle, der nicht in den geistlichen Stand eintrete. Unter diesen Umständen war die äuerste Sparjamkeit geboten, wollte er nicht nach beendigten Studien als angehende Advokat völlig mittellos dastehen. So hatte er denn auch in dem Tempel die wohlfeilste Wohnung genommen, die zu bekommen war, klein, düster und im obersten Stod. — „Holen Sie Aihem,“ sagte er lachend auf einen Stuhl deutend. „Es thut mir leid, daß ich Ihnen keinen Wein vorsetzen kann.“ — „Süchtige Worte sind besser als Wein,“ versetzte Collin. Sodann erzählte er, wie Equire Beacham ihn beauftragt habe über Mary zu wachen, wie sie auf dem Dachhof eingesperrt und von Sir Clifford befreit worden sei, und wie sie endlich Lord Cheoverly heimgeführt habe. Edward horchte hoch auf; hatte er doch bisher stets geglaubt, sie sei von ihrem Vater zu der Heirat gezwungen worden. — „Sie hat mich nie geliebt,“ sprach er bei sich selbst, „sonst hätte sie mich nicht so leicht und so völlig vergessen können. Es war nur ein mädchenhafter Traum. Ich nahm Freundschaft für Liebe. Sie haben nicht das Recht sie zu tabeln, ich verzehle ihr.“ — Dann aber kam ihm die Erinnerung an den unwürdigen Verbrach wieder, der ihr zum Vornam gegeben hatte mit ihm zu brechen, und seine Wange überflog Jernesglut. — „Das wenigstens war unedel,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Mary hätte mein Herz verwunden können ohne meiner Ehre nahe zu treten. Ich will nicht mehr an sie denken. Sie ist für mich todt.“ — „Ich hoffe,“ sagte sein Besuch mit weicher Stimme, die gar selbst in den trüben düstern Räumen wiederhallte, „ich hoffe, daß ich Sie nicht durch Etwas beleidigt habe, was ich da erzählte.“ — „Nein, nein!“ erwiderte Edward, wie von einem Traume aufwachend — denn er hatte fast vergessen, daß er nicht allein war; im Gegenheil dankte ich Ihnen. Ich habe schon so lange keine Nachrichten mehr aus Moultry erhalten. Aber Sie vergessen mir zu sagen,“ fuhr er, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, fort, „wie mein alter Freund Beacham auf den Einfall gekommen ist, gerade Sie über meine Aufwie wachen zu lassen?“ — „Das ist eine eigene Geschichte,“ bemerkte der Purische. — „Ein Geheimniß?“ — Der Knabe sah ihn zweifelhaft an. — „Wenn Sie es mir nicht sagen können oder wollen, so will ich nicht weiter in Sie bringen,“ setzte Edward, erthaunt über sein Jögern, bei. „Es hat gerade einen großen Werth für mich.“ — „Wenn ich nur Eins wüßte!“ meinte Collin. — „Und was dann?“ — „Ob Sie ein Freund von Sir Harding sind.“ — „Er ist nicht mein Freund,“ antwortete Edward in entscheidender Tone, „noch liebte er es je zu werden, nicht als ob ich eine schlimme Meinung von ihm hätte, oder nicht bereit wäre ihm entgegen zu kommen, sondern wegen einer Zurückhaltung von seiner Seite, die ich nicht verstehen kann, und die — ich muß es bekennen — schon oft meine Neugierde erregt hat.“ — „Ich bin froh, daß er's nicht ist,“ rief sein Besuch, „recht herzlich froh, und

ich will Ihnen sagen warum. Letzten Winter — den Tag weiß ich nicht mehr — wurde ein junges Frauzimmer ins Armenhaus gebracht. Der Hausmeister wollte sie nicht aufnehmen, aber Squire Beacham hat es ihm befohlen. Ehe die Nacht, in der sie kam, vorüber war, hatte sie ein Kind geboren. Reg Wanders, die Krankenwärterin, hat uns gesagt, sie wisse wohl, daß es eine Dame sei, ihre Kleider seien so fein und sie spreche so schön und sanft. Am andern Morgen hieß mich Humphrey Skillet aus seinem Herrn warten, den er bestellt habe, und ihn in sein Privatzimmer bringen. Ich war nicht um den Weg, wie der Herr kam, und er mußte warten. Das trug mir eine tüchtige Tracht Prügel ein, als der Hausmeister dahinter kam, und aus Rache hörchte ich an der Thüre, wie sie besaamen waren. Was meinen Sie wohl, was ich da hörte?“ — „Nun! Wie kann ich denn das wissen?“ — „Der Herr bot Skillet dreißig Pfund an, wenn er der Fremden das Läschen mit Papiereu stehle, das sie um den Hals trage.“ — „Und hat er's gethan?“ — „Reg Wanders that's. Und ich hab ihr's abgenommen,“ setzte der Bürsche lachend hinzu, „und es verstedt. Ich hätte mich lieber todt schlagen lassen, als es zuzugestehen; aber Doktor Tranion kam dazu und erlöste mich. Ihm hab' ich das Läschen gegeben, und er nahm mich dafür aus dem Arbeitshaus weg.“ — „Eine christliche Handlung bleibt selten ohne Belohnung,“ bemerkte sein Zuhörer. „Und wer war der Herr?“ setzte er hinzu. — „Nannten Sie ihn nicht Silbert Harding?“ — Edward schrat zusammen. Eines Verbrechens hätte er seinen Studiengenossen nimmer fähig gehalten, er hatte seine Zurückhaltung ganz anderen Gründen zugegeschrieben. „Sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?“ fragte er. — „Ich vergesse kein Gesicht, das ich einmal gesehen habe,“ versetzte Collin. „Aber das ist noch nicht Alles. Das junge Frauzimmer kam in's Herrenhaus, um das Kind des Kapitans zu besorgen und war noch nicht lange dort, so erträunte sie sich.“ — „Erträunte sie sich?“ — „So haben der Skoroner und die Geschworenen gesagt. Ich aber glaub's nicht und hab's nie geglaubt: dazu hatte sie ihr Kind viel zu lieb.“ — „Und was ist aus dem hüßlichen Geschöpf geworden?“ fragte Edward Gaston mit höchster Theilnahme. — „Sir Barnard hat es in's Arbeitshaus geschickt.“ — „Und hat es Mr. Harding dort gelassen?“ — „Nein. Reg Wanders sagte mir, er habe es in einer Nacht abgescholt. Mehr weiß ich nicht darüber, weil ich damals schon nicht mehr dort gewesen bin.“ — „Seltzam!“ murmelte Edward Gaston halbblau, „die alte Geschichte vom gebrochnen Herzen — erst betrogen, dann verlassen, zuletzt der Verzweiflung zum Raube.“ — „Squire Beacham und Doktor Tranion sagen beide, sie sei verheirathet gewesen, und ich sag' das auch,“ fügte Collin hinzu, „denn zu was hätte er sonst die Papiere gebraucht?“ — „Wahr, ganz wahr!“ bemerkte der Andere nachsinnend; „und wie läßt sich das mit der Sorge für sein Kind zusammenreimen? Unmöglich! Harding kann kein solcher Schurke sein!“ — „Was sagen Sie da? sein Kind. Nein! Nein! Es war nicht sein Kind. Dazu haben sich die Weiden zu sehr gleich gesehen; ich glaube eher, daß sie Bruder und Schwester waren.“ — Diese Behauptung gab den Gedanken seines Zuhörers eine neue Richtung. Silbert konnte so, wie er gethan, gefandelt haben, um die Ehre seiner Familie zu retten. Jedenfalls — sagte er sich, hatte er kein Recht, das Geheimniß, das hier obwaltete, zu durchbringen. — „Wir müssen nicht vordröhnen urtheilen,“ sagte er daher zu Collin. „Aus den lautesten Absichten entspringen oft zweideutige Handlungen. Doch lassen wir das. Sie haben mir durch Ihr Geplauder von der Heimat Freunde gemacht, ich bin Ihnen eine kleine Entschädigung schuldig; nehmen Sie dieß,“ fügte er bei, ihm ein Siebenhillingstück hinhaltend, „und dazu meinen besten Dank.“ — Zu seiner Ueberraschung meigerte sich der Junge. — „Es ist nicht Stoff, Master Edward,“ sagte er, „ich bin vor dem mildsaler Armenhaus gefunden worden, und habe kein Recht Holz zu sein, aber ich brauche Ihr Geld nicht. Ich habe ein

gutes Zimmer — eine Menge Kleider — einen Platz auf Saltmarsh's Bureau — und mein Schulgeld wird bezahlt.“ — „Nun, zu Ihrer Bestätigung denn!“ sagte Gaston, immer noch das Geldstück anbietend. — „Ich muß arbeiten,“ rief Collin, „das ist besser als spielen. Als ich in die Abend-schule kam, konnte ich nur ein Bißchen lesen und schreiben; und die Knaben, um anderthalb Köpfe kleiner als ich, lachten mich aus; jezt kann ich lesen und schreiben und auch rechnen, besser als die meisten von ihnen. Lassen Sie mich wiederkommen, wieder nach Ihnen sehen,“ setzte er hinzu; „vielleicht habe ich Ihnen einmal noch mehr zu sagen — aber für jezt nicht. Ich muß Sie vorher besser kennen lernen.“ — „Recht gerne!“ erwiderte der Andere, der sich lebhaft für die Zukunft dieses fonderbaren jungen Menschen zu interessieren anfang, dessen Ringen nach einer Erziehung so wunderbare Aehnlichkeit mit seinem eigenen Streben hatte, und damit Ihre Freude auch von Nutzen sind, so bringen Sie Ihre Bücher mit,“ setzte er bei. „Ich will Ihre Fortschritte prüfen, Ihnen helfen in Ihren Studien.“ — „Dank Ihnen, Squire!“ rief der Bürsche freudestrahelnd. — „Sie wollen also das Geld nicht nehmen?“ — „Nein!“ — „Nun, so geben Sie mir Ihre Hand!“ — Collin Crawford sah ihm scharf in's Gesicht, um sich zu überzeugen, ob es ihm Ernst sei, und da er dieß fand, ergriff er die ihm dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen. Nie war das Herz des armen verlassenen Waisen so voll gewesen; er versuchte zu sprechen, fand aber, daß er seiner Stimme nicht trauen dürfte, es stieg ihm etwas die Kehle betau und drohte ihm zu erstickn. „Gott segne Sie,“ brachte er endlich heraus. „Sie wissen nicht, wie wohl Ihre gütigen Worte mir gethan haben. Sie haben mir hier Muth gemacht,“ fügte er, die Hand auf das Herz legend, bei. „Ich werde noch einmal so schnell lernen, nun ich weiß, daß sich Jemand um mich kümmert.“ — Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer, frohen Herzens, daß er — arm und niedrig wie er war — einen Freund gefunden.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Scheridan sagt sehr treffend: „Wenn ein alter Mann eine junge Frau heirathet, so folgt in der Regel dem Verbrechen die Strafe auf dem Fuße nach.“ Demüßigens machte Sir William Nugrave keine Ausnahme von der Regel. Er hatte eine Frau getraut, aber weder ihre Neigung noch ihre Folgsamkeit mit in den Kauf bekommen. Er nannte eine Schönheit sein eigen, deren freundliche Blide nicht ihm galten, und wie die Weichen, die einen bunnen Streich gemacht, beging er auch den zweiten: er wurde in hohem Grade eifersüchtig, obwohl ihm bis jezt seine Gattin keine Ursache dazu gegeben hatte. Allein sie spielte ein gefährliches Spiel, indem sie in vollen Zügen das Gift der Schmeichelei einloß, das ihr, dem reigenden jungen Weibe, überall, wo sie auftrat, von den Lippen der jungen Männernet entgegenschloß. Sir William machte Vorstellungen, befürmte, bat, warnte, aber seine Frau lachte nur seiner eifersüchtigen Grillen, wie sie es nannte. — „Wilst Du mich nicht lieber gar in einen Käfig sperren?“ fragte sie mit bitterem Spott. „Welche Ursache hast Du denn, Dich über meine Aufführung zu beklagen?“ — „Du bist nie zu Hause.“ — „Kann ich dafür, daß es so langweilig zu Hause ist? Uebrigens geh' ich ja nur in die beste Gesellschaft. Lord Eberwert ist nicht eifersüchtig auf seine Frau.“ — „Er hat auch keine Ursache dazu,“ rief ihr Gatte mit Wärme. — „Dann hättest Du Mary nehmen sollen,“ grölle Laura; „ihr Alter wenigstens hätte besser zu dem Deinigen gepaßt. Du hast mich überhaupt nur geheirathet, um einen Vorwand zu haben Deinen Neffen zu entzehen. Armer Bürsche! Was er wohl gethan haben mag, das Dich so beleidigen konnte!“ — Der Baron senkte und fragte sich selbst auch, was Alfred Forster denn so gar Arges gethan. Daß er gegen ihn und seine Partici getrimmt, das war so unweisslich nicht, aber daß er zum Sohne für die Unterthänigkeit seiner Gegner eine Einreue an

genommen, das war denn doch zu stark, das konnte der Baron mit seinen altmodischen Begriffen von Ehrenhaftigkeit nicht vereinigen. Freilich nahm man es in jenen — noch heutigen Tages von Manchen so hoch gepriesenen Zeiten der Regenthschaft nicht eben genau mit der Moralität.

Die täglich sich erneuernden Zwistigkeiten in seinem Hauswesen gingen dem alten Manne so zu Herzen, daß er anfang, die Aufführung seines Neffen von ihrer weniger ersten Seite zu betrachten und sich entschloß, nicht nur eine Versöhnung mit demselben herbeizuführen, sondern ihm auch für die Hoffnungen, die seine unerwartete Heirat zerstört hatte, einigen Ersatz zu bieten, denn seit Jahren war Alfred Loftus gewohnt gewesen, sich als des Theims Erben anzusehen. Einmal zu einem Entschlusse gekommen, führte ihn der Baron auch alsbald aus, und so schrieb er seinem Verwandten einen offenen männlichen Brief, in welchem er ihn einlad ihn zu

befuchen. — „Ich bin hitzig und — ich fürchte, rachsüchtig gewesen.“ hieß es am Schlusse der etwas lang ausgepönnenen Epistel; „mein Vermögen ist indeß groß genug, um auch für Dich etwas abzuwerfen; und bleibst meine Ehe kinderlos, so launst Du ja immer noch mein Erbe werden.“ — „Kannst Du werden!“ wiederholte Alfred Loftus mit verächtlichem Lächeln. „Was will der alte Narr damit sagen? Ich muß es ja werden. Der Grundbesitz ist Fideikommiß, den wird er mir also im Fall seines kinderlosen Absterbens nicht nehmen wollen.“ — In diesem wichtigen Punkte war Mr. Loftus indeß im Irrthum: das Gut war kein Fideikommiß, und seinem Onkel hand daher die freie Verfügung über sein ganzes Vermögen zu. Dem ledernen Versuche kam aber jetzt bei seinem ausschweifenden Leben eine Unterstützung von Seiten Sir William's sehr gelegen, er schrieb deshalb eine Antwort, die geeignet war, denselben bei günstiger Stimmung



Edw. stand Gollin Gram in anständiger schwarzer Kleidung mit wohl frisiertem Haare vor dem Advokaten.

zu erhalten, und begann, nachdem er sie abgelesen, darüber nachzudenken, wie er sich künftig im Hause seines Verwandten zu benehmen habe. — Bei dem ersten Besuche, den Alfred Loftus im Hause seines Oheims machte, wurde er von diesem auf's Freundlichste aufgenommen. Sir William schüttelte ihm herzlich die Hand, murmelte Etwas von — was geschähe, sei geschähe, ergriff dann seinen Arm und führte ihn in das Bibliothekszimmer, um ihn Lady Musgrave vorzustellen. Laura erstarrte, als sie sich dem Manne gegenüber sah, der sie bei dem Leber der Königin Mutter mit so leuchtenden Blicken gemustert hatte. Nichts konnte höflicher sein als das Benehmen des herrlichen jungen Mannes, der sogar in diesem Augenblicke darüber nachdachte, wie er den ehelichen Frieden des Barons vernichten könne: er legte ganz den schändlichen Grad von Herzsüchtheit an den Tag, war in seiner

Unterhaltung ruhig und unbefangen, wie wenn er mit einer Schwester spräche. Lady war ungehalten, nicht als ob sie besonderes Interesse für ihn gehabt hätte, aber seine Gleichgültigkeit trübte ihre Gütlichkeit. — „Entweder ist er recht dumm“, grüßte sie bei sich selbst, „oder ein großer Heuchler. Ich will mein Urtheil aufschreiben.“

Es stand nicht lange an, so erfüllte der Baron sein Versprechen, für den Neffen zu sorgen, auf's Großmütigste. Er bezahlte seine Schulden und setzte ihm ein Vermögen von dreißigtausend Pfund aus. Alfred erwiderte sich in Dankesbezeugungen und blieb der aufmerksamste Gesellschaftler des alten Mannes, der vollkommen beruhigt war, wenn seine junge Frau von dem Neffen begleitet in Gesellschaft ging.

(Fortsetzung folgt)

Die Jungfrau von Orléans.



Eingang der Jungfrau von Orléans in Rheims.

Bilder aus der Geschichte.

III.

Die Jungfrau von Orléans.

Von L. Bauer.

Karl VII. von Frankreich hatte seine Krone unter den traurigsten Kuspicien sich zu Poitiers auf's Haupt gesetzt. Nicht nur waren die schönsten Provinzen Frankreichs in den Händen der Engländer, sondern es gelang auch dem Herzog von Bedford, Vretagne auf seine Seite hinüber zu ziehen. Wenn auch anfangs glücklich, lehrte ihm das Glück doch bald den Rücken und sein Staat wäre untergegangen, wenn nicht plötzlich ein unerwartetes Ereigniß eingetreten. Zu Anfang des März 1429 erschien ein Landmädchen in männlichem Gewande, begleitet von zwei Edeln, vor Karl und kündigte sich ihm als Befreierin Frankreichs an. Dieses außerordentliche Wesen hieß Johanna d'Arc, oder Tag, geboren an der Meuse, in dem Dorfe Dom Remp. In einem Wirthshause der kleinen Stadt Neuchateau hatte Johanna als Magd gedient und mit wachsendem Unwillen die Schilbrungen Reisender von der Freiheit der Engländer vernommen, als plötzlich die Ueberzeugung in ihr erwachte, sie sei vom Himmel gesandt, ihr Vaterland von seinen Drängern zu befreien. Den Unglauben ihrer Ältern fürdend, ging sie nach Vaugy zu einem Oheim und sagte: „die Heiligen Michael, Margaretha und Katharina seien ihr erschienen, und von ihnen habe sie den Befehl empfangen, Orléans zu entsetzen und den König Karl zur Krönung nach Rheims zu führen.“ Ihr Oheim begab sich zu dem Ritter Baudricourt. Theils durch seine Umgebung beredt, theils wirklich von der Sittlichkeit des Mädchens und, wie man erzählt, durch eine Ahnung, die sie von der Haringsschlacht hatte, überzeugt, gab der Befehlshaber endlich nach: die Stadt rüstete sie mit Pferd und Waffen aus, und zwischen feindlichen Schwärmen und Städten hindurch langte sie nach 14 Tagen zu Chinon an. Drei Tage rathschlagte der Hof, ob man sie vorlassen solle. Als sie dann, wie behauptet wird, den unter den Hofleuten sich verbergenden Königlichen Bildes herausfand und ihm den Zustand eines Gebets entdeckte, das er in seiner Noth vom Himmel geschickt hatte, ohne einem Menschen etwas davon zu sagen, so süßte auch er sich überzeugt; Rechts- und Gottesgelehrte der Universität Poitiers legten ihr verhängliche Fragen vor, die sie mit lindlichem Verstande beantwortete; der Erzbischof von Embrun bewies in einem gelehrten Traktat die Möglichkeit unmittelbarer göttlicher Einwirkung; jeder Zweifel war beseitigt: man gab ihr einen Stallmeister, Fagen und Herolde, wie Kriegsobersten sie hatten, und einen Zug Soldaten, denen sie auf's Strengste befohl, nicht zu kochen, zu spielen und zu plündern und denen sie unter einem eigenen Banner eine Anzahl Priester zugesellte; sie verlangte nach einem Schwert, das nahe hinter dem Altar der St. Katharinencirche zu Hierbois befindlich und an fünf Kreuzen kennlich sei: es wurde gebracht, und nun erschien sie in voller Rüstung, einen grauen Streithengst tummelnd, eine weiße Fahne in der Hand. Am 27. April, während die Besatzung andrerwärts einen Ausfall machte, zog sie mit 200 Lanzen unangefochten in die Stadt. Der Feind drohte der niedrig gekrümmten Jauerin den Feuertod, hielt aber in heimlichem Grauen sich hinter seinen Bollwerken. Das Mädchen von Orléans, nur im Nothfalle selbst zum Schwerte greifend, führte nun die Franzosen in glücklichen Ausfällen wider die Bastillen. Noch schritten die Brücke beherrschende Thürme den Verkehr mit dem linken Ufer ab: am 7. Mai in der Frühe schiffte Johanna mit auserlesenen Streitern hinüber, um von der Rückseite zu kürmen, während die Bürger zum Angriff von vorn durch Ballen die Brücke herstellten. Ein Pfeil drang dem Mädchen in den Hals: kaum verbunden, lehrte sie beglückend zu den Ermatteten zurück, und zog siegreich, ihrer Vertheidigung gemäß, über die Brücke in die Stadt: alle Kloden ertönten, ihre Klleder, die Füße ihres Pferdes wurden, obgleich sie es als

Abgötterei verwarf, von der Menge gefüßt, und am 8. Mai jündete der Feind die noch übrigen Werke auf der rechten Seite an. Mit den Worten: „Gott will, daß wir sie gehen lassen, sobald sie wollen,“ verbot Johanna jeden Angriff auf die Abziehenden, und eilte nach Tours, wo sie liegend zu Karl sprach: „Wohlebler Dauphin, empfangen die heilige Salbung zu Rheims!“ Dies sei unmöglich und vorher die Normandie zu erobern, meinte der Kriegsrath; gleichwohl drang sie durch, um mit sechs bis siebenhundert Mann den langen Weg über streitig gemachte Brücken und Pässe und an feindlichen Burgen und Städten vorzuantreten. Am 13. Juni, beim Sturme auf Jargeau, stürzte sie ein Stein mit erschüttertem Helm in den Graben. „Sie ist tot!“ hieß es; statt dessen sprang sie freudig empor: „wohlauf, der Feind ist in unsere Hand gegeben,“ und Suffoit selbst wurde gefangen. Lord Salisbury, von Paris her verständig, von Falstaff's muthlosen Truppen aber verlassen, übernahm den Befehl und fiel am 18. Juni, nachdem er zweitausend Mann verloren, bei Patay gleichfalls in die Hände der Franzosen. Jetzt strömten täglich neue Streiter herzu; mehrere Städte pflanzten die königliche Fahne auf; das burgundische Lager durste, gegen Lebensmittel, die man in Empfang nahm, neutral bleiben; und vom feindlichen Tropic aber wollte man, weil auf's Neue Mangel einriß, umkehren. Im rechten Augenblicke noch trat Johanna in den Kriegsrath: „Edler Dauphin, im Namen Gottes, ich werde Euch durch Gewalt oder Güte hineinbringen!“ Schwang sich auf's Ross und ordnete den Sturm an. Da öffnete die erschreckte Stadt ihre Thore; Chalons unterwarf sich, und aus Rheims kamen, am 16. Juli, während die schwache burgundische Besatzung abzog, Friedensboten dem Heere entgegen. Folgenden Tages bei der Krönungsfestlichkeit stand Johanna dem Könige mit ihrem Banner zur Seite, saß ihm dann zu Füßen und flehte unter Thränen um die Erlaubniß, zu ihrer früheren Beschäftigung heimzukehren, weil ihrer Sendung erfüllt sei; er entließ sie nicht, erhob sie im December darauf mit ihrer Familie in den Adelstand, und erklärte ihren Verlangen gemäß die Dörfer Mazer und Dom Henry für abgabenfrei, weil sie es denn auch bis zur französischen Revolution geblieben sind. Gemäß keine zu große Auszeichnung! denn Johanna hatte in weniger als drei Monaten Orléans grettet, unmittelbar nach der Krönung trat fast ganz Jéle de France zu ihrer Fahne über, und der Weg nach Paris stand offen. Doch von der Jungfrau war nunmehr das Gefühl der Eiderheit gewichen, das sie bisher auf ein, ihr vom Himmel gesendetes Ziel hingetrieben hatte: als Bedford mit 10,000 zusammengegriffenen Soldaten bei Sens auf das französische Heer stieß, rieth sie bald zum Kampfe, bald davon ab, so daß Karl, der Klugheit folgend, keinen Gebrauch von seiner Ueberlegenheit machte. Kühn aber suchte sie am 12. September über den breiten und tiefen Stadtgraben nach Paris vorzubringen, und blieb schwer verwundet liegen, bis Rheims ein ausgefeindetes Kommando sie auffand. Völl der Ahnung, daß ihr Gefangenhaft bevorstehe, hatte Johanna, den Herrn von Albret begleitend, St. Pierre le Moutier erobert, schlug im Frühjahre 1430 einen Trupp Burgunder, ließ den gefangenen Anführer Franquet enthaupfen, eilte zum Entsatz des von Philipp belagerten Compiègne, überfiel hier am 23. Mai den Posten bei Moriano, wurde von den Ihrigen verlassen, und geriet nach heldenmüthigem Kampfe in die Hand Johann's des Unarmberigen. Von den Burgundern gefodert, hörte sie mit Schrecken, daß der brittisch gefinnete Bischof Pierre Cauchon von Beauvais, in dessen Sprengel sie gefangen worden war, die Teufelsbannerin vor seinen kirchlichen Richterstuhl fordere, sprang von der Höhe eines Thurmes hinab, wurde ohnmächtig aufgehoben, gegen eine beträchtliche Summe den Engländern überliefert, nach Rouen, wo damals Heinrich VI. und Bedford waren, in den großen Schloßthurm gebracht, mit schweren Eisenketten gefesselt und von rohen Leuten bewacht. Gemäß dem Befehle Heinrich's eröffneten Cauchon und der Dominikaner le Maître, Bischof des Großinquisitors von Frank-

reich, zu Nouen die spießigste geführte Untersuchung: man verleschte die Protokolle, und jeder der etwa hundert geistlichen Besizer, der für die Angeklagte sprechen wollte, wurde mit dem Tode bedroht. Johanna, die stets voll Ruhe und Klarheit antwortete, beharrte darauf, daß ihr, als einem Werkzeuge des Himmels, auch jetzt noch Michael, Katharina und Margaretha erschienen, und appellirte an den Papst und das böser Konzil. Endlich unterzeichnete sie, in mädchenhafter Anwandlung von Furcht, eine Abschwörungssformel, deren Inhalt ihr, weil sie nicht lesen konnte, unrichtig mitgetheilt wurde. Festungsgewacht zu ewiger Gefangenschaft bei Wasser und Brod verurtheilt, mußte sie eisdig geloben, nie wieder männliche Kleidung anzulegen; man vertauschte bei Nacht ihre weiblichen Kleider mit männlichen. Gleich stürzte Gaudon in's Gefängniß: Johanna nahm mit erneueter Begeisterung ihren Widerstand zurück, wurde den 30. Mai 1431 als räthselhafte Akerin auf einem Karren nach dem Marktplatz von Nouen geführt, betete knieend voll Inbrunst für das Wohl des Vaterlandes und für den unbankbaren König, der keinen Schritt zu ihrer Rettung gethan hatte, und endete unter den Qualen eines langsam geschürten Feuers. Ihre Asche schwamm die Seine hinunter.

Die Hausgötter.

Eine Abenteuer-Novelle.

I. Der Espleen.

Nachdem Templeton zwanzig Jahre lang Fianell und baummollene Schlafmäßen verkauft hatte, sah er sich eines Tages reich genug, um das Leben eines Rentiers zu versuchen. Er sagte daher dem eichenen Waarenhändler Lebewohl und wünschte seinem Nachfolger gleich gute Geschäfte. — Eine Zeitlang war er der glücklichste der Menschen, allein auf dieser Erde ermüdet Alles, sogar die Zufriedenheit. Templeton hatte in dem gasbeheizten Hinterzimmer eines Ladens zuerst die Welt erblickt, seitdem immer die Gie geschwungen, Hallen umschritten, Kisten nummerirt, mit Kunden gelächelt und mit Kommiss geizt; und sah sich nun plötzlich zur Erfolglosigkeit des Privatlebens verurtheilt. — Das Schicksal, welches Templeton, dem Kaufmann, emporgehoben, sandte Templeton, dem Rentier, ein hundertfältig schimmerndes Uebel als Pest und gelbes Fieber: es sandte ihm — den Espleen! — Von diesem Tage an hatte Templeton's Glück ein Ende; sein prächtiges Haus in Regent-Street erschien ihm trüb und lustlos, und er verspürte einen Anfall von Sehnsucht nach der Sonne und von keinemdem Abscheu gegen den widrigen Rebel, der ihn nöthigte, um zwei Uhr Nachmittags seine Lampe anzuzünden. Und dann fand er Zeit, sich Dingen genau zu betrachten, welche er während zwanzig Jahren nur immer „dear wife“ genannt, und diese Kränzung brachte ihn vollends zur Verzweiflung. Es schien ihm bald ganz unmöglich, in dieses Antlitz zu blicken, aus welchem die Sommerprossen stets die Blüthe der Liden und Hofen verdrängt hatten, und welches die spitzige Nase, das ergraunte Haar, die wasserblauen Augen und die Reihe drohender Falteln hinter der vorspringenden Oberlippe nicht veränderten. Er ging so weit, zu fürchten, daß eines schönen Tages Frau Deborah und ihre sechs Sprößlinge sich auf ihn werfen und ihn verschlingen könnten. Er bellagte sich reich zu sein, wie einst die verlebte Caloppo die Unsterblichkeit vermüthete. Wohl gedachte er mit Behagen jener zwanzig Jahre unaufhörlicher Thätigkeit, allein die Idee, sein Geschäft wieder aufzunehmen, berührte ihn nur schmach, weil das Ziel fehlte. Nachdem er die erkönte Vermögenssumme erreicht, überhritten, verdrehtet, baute, es ihm gottlos, diese auf Kosten Anderer getriebene Multiplikation noch fortzusetzen. Er ließ keines der vielen Mittel unverfacht, welche harmlosen Rentiers zu Gebote stehen, ihre Zeit zu tödten, allein die Deere seines Daseins war und blieb unausgefüllt.

An einem Janinorgen 18.. befand sich Templeton auf dem Kai von Dover, ohne daß er es sich erklären konnte, wie er dahin gekommen sei. Die Luft war entzündet, und er verspürte Hunger. Angenehm gelimnt durch dieses seltene Glück, betrat er in der Hoffnung eines komfortablen Frühstückes das Wirthshaus von „Schwarzen Adler“. Er setzte sich an's Fenster und sein Auge beschäftigte sich nicht mit dem Meere und dessen einformiger Horizontlinie, sondern mit einer Schaar Leute, welche sich bewiten, ein zur Abfahrt bereit liegendes Dampfschiff zu erreichen. — „Was bedeutet das?“ fragte Templeton, dem der Anblick neu war. — „Ei, Sie sehen es ja, ein Dampfboot fährt ab,“ gab ein kleiner, safranfarber, beaglich seine Pfeife rauchender Mann zur Antwort, „und alle Passagiere sind Engländer, welche sich in Frankreich oder Italien von einer gewissen Nationaltrafsheit, die man, wie ich glaube, „Espleen“ nennt, befreien wollen.“ — „Und wird das Etil sie heilen?“ gab Templeton zurück. — „Sie nennen das Etil?“ entgegnete der kleine Safranfarber, „Sie nennen Oist, was das Leben wiedergibt? Lassen Sie sich's sagen, es gibt so wenig ein Etil als ein Vaterland, und wenn das Letztere nun vollends eine abscheuliche, räuherige Insel ist, die nur Hopfen, Ercinlohlen und Nebel hervorbringt, so hat man wahrlich recht, es zu verlassen und sonstige Himmelsstriche aufzusuchen.“ — „Sie sind kein Engländer?“ sagte Templeton. — „Nein, ich bin Kosmopolit, das heißt, ich gehöre in wenig allen Ländern an. Heute bin ich hier, in sechs Monaten vielleicht an andern Ende der Welt. Der Zufall hat schon Alles aus mir gemacht, ich war bereits Schiffsjunge, Matrose, Kapitän auf Handels- und Negerschiffen; noch war das Glück mir nimmer hold, dennoch hoffe ich, trotz meiner vierzig Jahre, es einstmals zu erlangen.“ — „Und was würden Sie thun, wenn Sie reich wären?“ fragte Templeton. — „Meiner Treu! eine seltsame Frage in Ihren Munde,“ entgegnete der Kleine und überblickte dabei mit Bebeutlankeit Templeton's gerundete Gestalt: „aber ich sehe, es liegt Ihnen Etwas auf dem Herzen; öffnen Sie es mir, ich liebe nicht verstedtes Spiel.“ — Templeton seufzte, befaß ein und erwiderte: „Ich bedarf eines Rathes, vielleicht könnten Sie ihn mir geben. Hören Sie in zwei Worten meine Noth. Ich langweile mich zu Tode; ich arbeite zwanzig Jahre lang, um reich zu werden, und nun da ich es bin, lude ich überall vergebend das Glück, welches der Weis gewähren soll.“ — „Ab, ich verstehe, der Espleen zwit Sie an den Weinen.“ — „Ich besitze sechs Häuser in King-Street, dreimalhundertzwanzigtausend Pfund in sechsmonatlichen Papieren, und noch andere fünfzigtausend bei der indischen Kompanie.“ — „Und Sie sind glücklich in der Ehe?“ fragte der Kleine und lachte dabei von einem Ohe zum andern. — Templeton betam den Husten. — „Nun, mein Herr,“ sagte der Safranfarber, „ich will Sie mit Meinprinzipien vertheidigen; ich will nicht sagen, Sie sollen Ihren Nachsten lieben, Ihre Kinder häßlich, Aaanden aufziehen und zwei Stunden täglich in James Park spazieren gehen, damit Sie geheilt werden. Nein, mein Herr, ich sage Ihnen offen: Ihr Zustand ist hoffnungslos, wenn Sie nicht starke Mittel anwenden. Ihr Name, wenn's beliebt?“ — „John Templeton.“ — „Herr Templeton, Sie müssen dem Beispiel jener Espleentranen folgen; Sie müssen sich einschleimen.“ — „Aber meine Frau und Kinder?“ rief Templeton ganz verblüfft. — „Sie werden eines Tages wohlgenährter und liebenswürdigere zu ihnen zurückkehren. Oder würden diese Sie lieber imischen ihrer Tannenbrettern sehen wollen?“ — Templeton erkaunte abermals. — „Wohlan, verlieren wir keine Zeit,“ sprach der kleine Mann weiter, „ich glaube, ich kann Ihnen helfen. Sie brauchen Fretzweigung, gut! allein man kann Sie nicht allein auf's Gerathewohl in fremde Länder werfen; Sie würden dort einen Schandpud an der Art bekommen, Sie müßten sich von Jemand geleiten lassen. Wollen Sie, daß ich mich Ihrer annehme?“ — „Großmüthiger Mensch!“ dachte Templeton bei sich, „so sind die Seelente —

ein wenig rauh, ein wenig leichtsinnig, aber das Herz von Gold. — „Herr Tempelton, ich werde Ihr Vertrauen vergelten; von nun an gehöre ich Ihnen mit Leib und Seele, — ich heiße Tom.“ — „Wohlan, schlagen Sie ein, Herr Tom, Sie sind ein Ehrenmann.“ — „So hören Sie mich. Ich werde Ihnen ein Fahrzeug verschaffen; Sie können darin mitnehmen was Sie wollen, damit Sie sich ganz zu Hause fühlen. Sie überlassen mir die Führung des Schiffes, ich bemanne es mit einem Duzend handfester Matrosen, und Sie werden sich rühmen können, einem Schauspiel beigewohnt zu haben, welches nicht nur lang sein, sondern dessen Vorhang sich auch niemals senken wird. Wir müßten großes Glück haben, wenn Ihr Nebel nicht im Handumdrehen schwindet.“

(Fortsetzung folgt.)

Am brienzeyr See.

Der im berner Oberlande gelegene brienzeyr See gehört war nicht zu den bedeutendsten, wohl aber mit zu den schön-

sten Seen der Schweiz. Er ist 2½ Stunde lang und ¼ Stunden breit, liegt 1781 Fuß über dem Meeresniveau und 20 bis 25 Fuß über dem thuner See, seinem westlichen Nachbar. Seiner ganzen Länge nach durchströmt ihn die Aar, welche bei Aienholz am nordöstlichen Ufer mündet und am südwestlichen Ende abfließt. Brienz gegenüber ergießt sich der Gießbach, bei Venigen die Lützhöle, auch strömen ihm sonst eine Menge kleinerer Bäche zu. Schroffe, unzugängliche Klippen umschließen den See von allen Seiten und lassen unten am Rande nur einen schmalen Erdschrich, der länglich bebaut und von wenig Dörfern besetzt ist. Trotzdem aber sind seine Ufer reich an pittoresken Partien, die vielfach von Reisenden besucht werden. Die Luftströmung auf demselben ist im Ganzen ziemlich regelmäßig; am Morgen weht Niederwind aus S.W., am Abend der Oberwind aus N.O. Nur der ost sehr heftig und plötzlich aus den Schluchten hervorbrechende Föhn wird manchmal gefährlich. Gewöhnlich besuchen die Reisenden den brienzeyr See von Unterseen oder Interlaken aus, beide zwischen dem thuner und brienzeyr See gelegen. Eine schattige Allee von Nuthäusern führt von den beiden letztgenannten Orten nach dem Landungsplatz



Ein Blick auf den brienzeyr See.

des kleinen Dampfschiffes, welches den brienzeyr See befährt. Obgleich nun zwar der Dampfer die Tour rascher zurücklegt, so bietet doch der Landweg so viele landschaftliche Schönheiten, daß er wohl werth wäre, öfters von den Touristen benutzt zu werden. Gleich ankerhalb des mit Nuthäusern bepflanzten Höhenweges führt die Straße über die Aar und steigt dann zu der malerischen und ziemlich gut erhaltenen Ruine von Ringgenberg an, von der aus man eine umfassende und köstliche Aussicht auf den See und die ihn umstehenden Alpenhäupter genießt. Auf weiterer Wanderung passiert man den kleinen gotzweiler See, die Weiher Nieder- und Oberried, Elblingen und kommt über saftige grasreiche Wiesen und schattige Haine von Kastanien- und Nuthäusern nach Brienz. Unterwegs weilt der Wild überall mit Freude und Begaben auf den tief einschneidenden Buxten des Sees, seinem klaren Spiegel, der in den mannigfaltigen Farbentönen variiert, auf den Abhängen der Berge und den lieblichen Erdschraffen, deren Häuser mit Gollereien und Gärten umgeben einen überaus friedlichen und freundlichen Eindruck machen. Brienz selbst liegt dicht am See, in geschützter Lage, am Fuß

eines felsigen, zertrümmerten, 6800 Fuß hohen Gebirgsammes, Brienzergrot genannt, der den See vom Entlebuch trennt. Das Dorf besteht meist aus hölzernen Häusern, und seine auf einen Fels gebaute Kirche ist eine der ältesten im Lande. Die Bewohner zeichnen sich durch ihre geschickte Holzschmiedereien aus, die weithin verkauft werden, und auch der auf den nächsten Alpen verfertigte Käse genießt eines weitverbreiteten Rufes. In der Umgegend verdienen besonders zwei Wasserfälle erwähnt zu werden; der eine, der Vantalp- oder Mühlbach, stürzt in einer Höhe von 500 Fuß von einer steilen Felswand herab, der andere, eigentlich aus mehreren Fällen bestehende, ist der Gießbach, den man im Nachen in einer halben Stunde erreicht, wobei die Reisenden sich in der Regel von den brienzeyr Sängerrinnen rubern lassen, deren eigentümlicher melodischer Gesang der Fahrt einen besonderen Reiz verleiht. Der Gießbach besteht aus ungefähr zwölf bis dreizehn Wasserfällen. Er ist zum Theil der Abfluß der Hagel- und Herzensen im Behen des Schwarzhorns. Die einzelnen Fälle haben zwar keine beträchtliche Höhe, aber durch die üppige Waldung und das saftige Grün der Rasen, der die

Felsen bekleidet, gewähren dieselben einen herrlichen Anblick. Der Standpunkt zwischen dem Felsen und dem höchsten Sturze, unter welchem man ohne Gefahr hindurch gehen kann, ist der bemerkenswertheste, weil die Wirkung, den die Landschaft, durch diesen Wasserheller gesehen, hervorbringt, ein wahrhaft feenhafter und magischer ist. Auch hier lassen Männer und Frauen ihre eigenthümlichen melodischen Gefänge erschallen. Von Gießbach, wo das Dampfschiff anzulegen

pflügt, führt ein Landweg in zwei Stunden zurück nach Brienz.
D. Gredt.

Die Anomaluren.

Das Geschlecht der Anomaluren ist erst seit Kurzem in dem Reich der Naturgeschichte verzeichnet. Vor zwanzig Jah-



Anomalurus Velei. Anomalurus Frazeri. Anomalurus Vercostii.

ren kannte man diese seltsamen Thiere noch gar nicht. Mr. Frazer brachte ein Exemplar von Fernando Po an der Westküste Africas nach Europa, und 1842 gab ihnen Mr. Waterhouse den Namen Anomalurus Frazeri. Später hat man zwei andere Arten entdeckt: die eine Anomalurus Velei, die andere kleinere Anomalurus Vercostii. Der Schwanz des Anomalurus ist das, was die Aufmerksamkeit vor Allem auf

sich zieht; er ist unten mit harten Schuppen versehen, welche sich über einander legen; das ist die Anomalie, von der sie ihren Namen haben. Man ist deshalb auch in Verlegenheit, sie einer passenden Familie zuzuwiesen. Bald sind sie den Vekromys, bald den Cichörndaken, bald den Chinchillas beigezählt worden. Die Tiere unseres Bildes erspart uns eine Schilderung. Wozu dienen aber diese Schuppen?

Wahrscheinlich um sich an der Kinde der Bäume darauf zu stützen, wenn sie in ihrem Laufe plötzlich innehalten. Das Thier hält gewöhnlich seinen Schwanz in die Höhe, ist lebhaft und graxid, und springt häufig von einem Zweig auf den andern herab; sein Flug oder Sprung ist mit großer Präzision berechnet. So wie es besser springt als das Pteromys, so klettert es auch rascher. Der Anomalurus Frazer hat zehn Schwuppen am Schwanz; sein Fell ist dick und weich, das Haar länger auf dem Rücken, roth getupft, Kopf und Nase sind grau, der untere Theil des Körpers gelblich. Der Anomalurus Pelci ist oben schwarzlich braun, grau auf der Brust, weiß auf dem Bauch. Von der Farbe des Anomalurus Becroft weiß man nichts, wie man auch von dem Leben dieser Thiere bis jetzt so gut wie nicht unterrichtet ist.

Die Diebstöchter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigtes Kapitel.

Ein sicherer Weg, die Frauen für sich zu interessieren, ist, ihre Eitelkeit zu verletzen, und wenn dieß Mr. Loftus' Absicht gegenüber von seiner Tante war, so müssen wir zugeben, daß er mit dem größten Takt zu Werke ging: nichts konnte vorfichtiger und kälter, dabei höflicher und liebenswürdiger sein, als sein Benehmen gegen Laura. Er war der unterhaltendste Cavalier. Er kannte alle Welt, war ein lebendiges Repertorium skandalöser Tagesneuigkeiten, und hätte, wäre er im Verkehr mit seiner Verwandten so offen und aufrichtig gewesen als er achtungsvoll war, einen unschätzbaren Führer für eine junge unbesonnene Frau abgeben können, die sich kopfüber in den Strudel des faszionablen Lebens stürzte. Doch seine Absicht war, sie zu Fall zu bringen, nicht sie vor Gefahren zu schützen, eine Abicht, die nur mit Weisheit eines Dritten angefaßt werden konnte. — „Sie können es Sir William nicht verzeihen, daß er mich geheiratet, und Sie dadurch seines Vermögens beraubt hat,“ bemerkte Laura, verletzt von seiner Kälte, wie sie eines Morgens im Park spazieren ritten. „Es war nicht meine Schuld. Ich wußte nicht, daß er ein solches Muster von Neffen habe,“ fügte sie bodhaft hinzu, „einen solch' exemplarischen Neffen, der es für seine Pflicht hält, seiner Tante auch nicht eine Höflichkeit zu sagen.“ — „Sein Vermögen,“ erwiderte Alfred Loftus, ihr einen Blick zuwerfend, der ihr das Blut in die Wangen trieb, „ist nicht der einzige Schatz, dessen Ihre Heirath mich beraubt hat.“ — „Ein Kompliment,“ rief Laura lachend, um ihre Verwirrung zu verbergen, „von Ihnen! . . . Doch wer ist der hübsche Mann?“ fügte sie hinzu, in ihrer Neugierde Kompliment und was sich daran knüpfte vergebend. — „Kapitän Lamson,“ warf ihr Begleiter leicht hin. — „Kennen Sie ihn?“ — „Er ist einer meiner intimsten Freunde.“ — „Warum haben Sie mir ihn noch nicht vorgestellt?“ bemerkte die Dame; „vielleicht sind Sie eifersüchtig.“ — „Pah! Tante, eifersüchtig?“ versetzte der schlaue Koué. „Bei jeder andern Frau würde ich es sein, doch nicht bei Ihnen.“ — „Und warum bei mir nicht?“ fragte Laura, ihre Waden ärgerlich in den Riemen zurückwerfend. — „Weil ich nicht glaube, daß irgend ein Mann Ihre Grobheit machen wird,“ antwortete der Gentleman, „und ich habe Sie genau beobachtet.“ — „Und doch behauptet Ihr Onkel, ich totetire!“ sagte Milady. — „Mander liebt die Jagd, ohne sich viel um das Wild zu kümmern,“ bemerkte Alfred lächelnd. — „Und unter diese Kategorie stellen Sie mich?“ — „Ihr Begleiter verbeugte sich. — „Bielleicht haben Sie recht,“ fügte sie nachsinnend hinzu; „ich bin nicht sehr empfindlich; und es ist dieß vielleicht ein Glück für mich, verheiratet, wie ich bin . . . mit . . .“ — „Meinem Onkel,“ ergänzte Alfred Loftus, als er ihr zögern bemerkte. — „Ja; er ist so suchthar eifersüchtig . . . Da ist

Lamson wieder,“ — sie hatte den Namen nicht vergessen — „er grüßte Sie. Wie blind Sie sind! Sehen Sie ihn denn nicht? Kergetisch!“ — „Das ist denn ärgerlich?“ — Der Wagen der Herzogin von Northumberland fuhr an ihnen vorbei und trennte sie von Alfred's Freund. — Das Lothuse seine Neigung zu verschärfen schien, ihr diesen Freund vorzustellen, machte seine Tante nur um so ungeduldrig, seine Bekanntschaft zu machen, und sie ließ ihren Begleiter seine Ruhe, bis er ihrem Bunsde willfahrte hatte. — „Wie kommt es denn,“ fragte Laura einst den Better, „daß man Lamson so wenig in Gesellschaft trifft. Es ist doch ein so angenehmer Mann. Ich werde ihn einladen.“ — „Wird das klug sein?“ — „Ich bin der Klugheit müde,“ rief die launische Schönheit, „da ich finde, daß sie uns nur dem Schein opfert.“ — „Würden Sie nicht lieber warten,“ machte der Gentleman geltend, „bis Sie ihn in einer andern Gesellschaft getroffen haben. Sir William ich, wie Sie wissen, etwas subtil in Beziehung auf Ihre männlichen Bekannten.“ — „Väterlicher Weise ja!“ versetzte Lady Nuggrave. „Doch Sie haben vielleicht recht, aber . . . ja, ja . . . ich hab's! Donnerstag über acht Tage gibt Mama einen großen Ball. Sie muß ihn einladen, dann sieht es weniger auffallend aus.“

Lady Nuggrave hatte es ohne große Mühe bei ihren Eltern durchgejeigt, daß Kapitän Lamson eine Einladung zu dem von Sir Barnard Gaston zu gebenden Balle erhielt; ungleich schwieriger aber ward es für Lady Alicia, die Zustimmung ihres Vaters dazu zu erlangen, daß Edward Gaston auf die Einladungsliste gesetzt werde. Das räthelstüchtige Weib, welchem Alles daran gelegen war, ein Zulamentreffen ihrer Diebstöchter mit ihrem früheren Geliebten herbeizuführen, mußte ihre ganze Ueberredungskunst aufbieten, bis es ihr gelang, die gewünschte Einladungsliste für Edward Gaston zu erhalten und Sir Barnard zu verdrängen, an seinen Neffen einige freundschaftliche Worte zu richten. — Seit dem Tage, wo Sir Barnard ihn so ungnädig von Moultry Park entlassen, hatte Edward Gaston nicht die geringste Theilnehmung von irgend einem seiner Verwandten erhalten. Er war daher auf's Höchste erlaunt, als ihm die Einladung zu dem Balle zulom, und würde sie für einen Irrthum gehalten haben, wenn ihn nicht die Handschrift seines Onkels in dem Begleitungsschreiben eines Andern belehrt hätte. „Dine Wahl eines Berufs, der nicht zu meinen Absichten mit Dir paßt, brachte mich gegen Dich auf,“ schrieb Sir Barnard, „und wie Alle, die in gereizter Stimmung handeln, handelte ich ungerecht. Laß die Vergangenheit vergessen sein. Lady Alicia und ich werden glücklich sein, Dich wie früher bei uns zu sehen.“ — „Wer will das Herz beurtheilen?“ rief Edward, nachdem er die unerwartete Theilnehmung zum zweiten Male durchgesehen. „Ich hielt seinen Stroll für so dauernd als bitter, und jezt bietet er hier die Hand zur Veröhnung, bittet fast darum. — Ich kann ihn nicht verstehen,“ fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort, „dieß Herablassung muß einen Grund haben, der stärker ist als die Bande des Bluts, die zwischen uns bestehen.“ — Edward Gaston wurde in seinen Träumereien durch einen Besuch Collin Crav's unterbrochen. Der gute Junge hatte schon die Zahl seine Lehre und sein Gequilt gemonnen, Mandes Robe in Sitten und Sprache, das ihn von seinen früheren Umgebungen her noch angelehrt hatte, war verschunden, und immer mehr erweiterte sich der Kreis seines Wissens, seiner Anschauungen. — Dießr Besuch gab dem Gedanken Edward's eine andere Richtung. — „Ich habe Ihre letzte Arbeit durchgesehen,“ sagte er, „und sie hat mich überrascht. Es ist eine Kühnheit, eine Originalität in Ihren Ansichten, die ich kaum bei Jemand von Ihrem Alter und Ihrer beschränkten Erfahrung erwartet hätte. Wo haben Sie das her?“ — „Aus mir selbst,“ antwortete Collin beschwiden. „Die Armut bietet der Beobachtung ein weites Feld. Seit ich mir denken kann, haben mich seltsame Ideen verfolgt, anfangs unbedeutlich und vermorren wie Schatten; später sind sie deutlicher hervorgetreten, und Ihre Güte,“

setzte er hinzu, „hat mir die Mittel verschafft, auszubräuen was ich denke und fühle.“ — „Der Gewinn ist ein zweifelhafter. Gedanken und Gefühle sind nur zu oft die Gefährten von Leiden,“ bemerkte sein Wohlthäter traurig. — „Leiden Sie denn, Sir?“ fragte sein Jögling in achtungsvollem Tone. — „Witte, vergehen Sie mir,“ fügte er demüthig bei, betroffen vom dem Bilde, den Edward Gaston ihm zuwar; — „was noch nicht Keckheit und nicht Neugierde, was diese Frage hervorrief, sondern Ueberraschung.“ — „Ueberraschung!“ wiederholte der Gentleman. — „Dass ein guter Mensch unglücklich sein könne.“ — „Sie sind ein sonderbarer Purische,“ rief Mr. Gaston, „und ich weiß nicht, ob ich wohl daran gethan, Ihnen die Quellen des Wissens zu erschließen.“ — „Aber was ist das für ein so außerordentliches Geheimniß, das Sie mir zu enthüllen sich vorgesetzt haben?“ — „Collin Crawl hat an: „Wie Sie wissen, gibt es nichts Stärkeres, als die Macht der Gewohnheit. So sprach ich, so lang ich mich bei Doktor Tramon aufhielt, tropdem, daß es mir so schlecht dort ergangen war, oft in dem Armenhaus vor, um mit Weg Wanders und den alten Armen, die mich von Kindheit an gekannt hatten, Eins zu plaudern, mitunter auch, um ihnen kleine Zuregegenstände zu bringen, die mein Taschengeld mir erlaubte für sie anzuschaffen. Da ich jeden Winkel in dem Gebäude kenne, so war es mir ein Leichtes, aus und ein zu kommen, ohne daß Humphrey Skillet, der Hausmeister, es merkte. Als ich von einem meiner Besuche wie gewöhnlich spät in der Nacht über den Kirchhof heimkehrte, bemerkte ich zu meiner Ueberraschung ein Licht in der Kirche. Gewandt im Alettern jögerte ich seinen Augenblick, auf ein der tiefsten alten Dadrinnen Posto zu klettern, deren Sie sich ja doch noch erinnern müssen, und schaute hinein. Was meinen Sie wohl, was ich sah?“ — „Einen Geist vielleicht!“ rief sein Zuhörer lachend. — „Den Rektor in seinem Ornat am Altar, vgr ihm knieten Ihr Better, der Kapitän, und seine Frau, während Sir Barnard mit getrunzten Armen stürzungslind zuschaute. Ich werde kein Gedicht so bald nicht vergessen.“ — „Sind Sie auch gewiß, Collin, daß Sie dieß nicht geträumt haben?“ fragte Mr. Gaston im höchsten Grade überrascht. „Was hätten denn meine Verwandten um diese Stunde in der Kirche thun sollen?“ — „Der Kapitän wurde kopulirt.“ — „Väterlich, das geschah vor wenigstens anderthalb Jahren. Ich war dabei.“ — „Der Kapitän wurde kopulirt,“ wiederholte der junge Mann mit Nachdruck; „ich sah, wie er seiner Frau den Ring an den Finger steckte, und hörte, wie der Rektor sie für Mann und Frau erklärte.“ — „Aber welchen Grund konnten sie für eine Wiederholung der Zeremonie haben?“ — „Die erste war vielleicht unglücklich,“ antwortete Collin. — „Edward verlor sich in Aufmachungen: an der Wahrheit der erzählten Begebenheit konnte er nicht länger zweifeln, nachdem er Crawl wiederholt genau über jede Einzeligkeit ausgefragt hatte.“ — „Das ist ganz eigenthümlich,“ sagte er, „und ich befürchte so wenig den Schlüssel zu diesem Geheimniß, als Sie. Lassen Sie sich in diesem einen Rath geben. Beobachten Sie über die Sache auch künftig dasselbe strenge Stillschweigen. Mein Onkel ist ein gefährlicher Feind.“ — „Ich fürchte ihn nicht,“ versetzte der junge Mann lächelnd. „Aber Ihre Freundschaft mit Mr. Harding hätte mich entsezt,“ fügte er schaudernd hinzu. Diese Anspielung gab dem jungen Rechtsgelehrten neuen Stoff zum Nachdenken. Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, daß dem blässen, schwermüthigen Stubenden die Ursache von seines Vatters zweimaliger Verberaterung nicht fremd sein konnte. — „Sind Egbert und Gilbert je mit einander bekannt gewesen?“ fragte er sich. „Dann der Tod des Mädchens, das Verschwinden ihres Kindes... Da wird irgendwo ein gefährliches Spiel gespielt,“ murmelte er halblaut. — „Darin ist nicht zu zweifeln,“ rief Collin, „und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Mr. Gaston, so würde ich nicht ruhen, bis ich der Sache auf den Grund gekommen wäre.“ — „Wozu denn?“ — „Die Entdeckung der Wahrheit ist immer vom Guten.“ — „Ich kann nicht in der Sache

thätig sein,“ bemerkte sein Gönner. — „Aber ich kann es,“ versetzte der Purische. „Geben mich schüßig weder Sir Barnard noch Mr. Harding Berdacht. Sie brauchen mich nur auf die Spur zu bringen, ich will sie dann schon verfolgen. Ich fühle einen förmlichen Beruf in mir, Geheimnisse auszuspiären.“ — „Sir Barnard und Mr. Harding,“ wiederholte der Gentleman langsam. „Wie kommt es, daß Sie diese Namen bei der Angelegenheit in Verbindung bringen?“ — „Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Sir. Es ist eben auch einer meiner Kräftschlüsse. Doch komme ich besser damit zu bringen, als mit langem Ueberlegen.“ — „Und wie würden Sie verfahren, wenn Sie die Sache geschäftsmäßig zu behandeln hätten?“ fragte Edward Gaston, nicht daß er ihn auf diese Weise hätte verwenden wollen, nur um seine Auffassung kennen zu lernen. — „Ich würde zuerst ausfindig machen, was aus dem Kinde geworden ist.“ — „Gut.“ — „Hieran, warum Mr. Gilbert Harding Sorge für dasselbe getragen hat.“ — „Was dann?“ — „Ob dieser auf irgend eine Weise mit Sir Barnard oder dem Kapitän bekannt gewesen ist,“ erwiderte Collin Crawl. „Denn, wo der Knabe auch hied, ich bin überzeugt, daß alle Drei in der Sache verwickelt sind.“ — „Kommen Sie in acht Tagen wieder zu mir,“ sagte Edward, „dann wollen wir weiter über den Gegenstand reden. Ich muß Zeit zum Nachdenken haben, muß darüber in's Klare kommen, ob ich ein Recht habe, die Geheimnisse meines Verwandten zu durchbringen. Inzwischen verlieren Sie die Vorsicht nicht aus den Augen.“ — Sein Jögling legte den Finger auf die Lippen als Zeichen, daß er zu schweigen wisse, und verließ das Zimmer. Im Garten des Tempels saß er auf Christophurs Schreibtisch, der ihm, nachdem sie ein paar Worte gewechselt, den Vorschlag machte, in eine der benachbarten Weinshenen zu gehen. Collin wollte anfangs die Einladung ablehnen, plötzlich aber kam ihm ein Gedanke, der ihn bestimmte, sie anzunehmen. Manches Wichtige im Leben ist schon aus einer ähnlichen Zusammenkunft entstanden.

Sechszundwanzigstes Kapitel.

Collin Crawl hatte von Edward Gaston erfahren, daß der Regent den Ball bei Sir Barnard mit seiner Gegenwart beehren werde, und sofort beschloß, diese Gelegenheit, seine Augen an dem Anblick des Hofes zu weiden, nicht unbenutzt vorbeigehen zu lassen, und so stellte er sich denn am Abende des Balles, schon lange ehe an den Beginn der Festlichkeit zu denken war, dem Hotel des Barons gegenüber auf. Während er so dandand, fuhr er plötzlich aus seinen Träumereien auf: er hatte in einer vorübergehenden Nichtachtung seinen alten Tyrannen, den Hausmeister von Wicksal, und den Wirth von der Wandersruh erkannt. — „Was führt die nach London?“ dachte er, „ebenfalls nichts Gutes.“ — Während er bei sich überlegte, ob er der Ruffolge folgen sollte oder nicht, fuhr sie vor der Thüre des Barons vor. — „Saubere Vollgalt, das,“ brummte Collin. Die Weiden jogen die Glode, worauf ein Lalei in glänzender Livree erschien und alsbald wieder verschwand, um Sir Barnard Platz zu machen, der einige Minuten lang mit Skillet sprach. — „Alfo bestellt!“ dachte Collin. — „In den Hecht!“ rief Humphrey dem Ruffcher zu, und der schwerjällige Kasten rumpelte davon. — „In den Hecht,“ wiederholte der unbekertete gebliebene Zuschauer. „Wo ist der wohl? Er kann nicht weit weg sein.“ — „Der Hecht,“ sagte ein Nebenstehender, „nun, ich denke, den wisse jeder Narr.“ — „Du irrst Dich, ich kenne einen Narren, der ihn nicht weiß.“ — „Was geben Sie mir, wenn ich ihn Ihnen zeige?“ — „Etwas Fhinnige.“ — Der Purische war's zufrieden, und unterwegs erbot sich Collin, das Trinkgeld aus einen Schilling zu erhöhen, falls sein Begleiter in das Haus gehen und Crawl für ihn fragen wolle. — „Was denn?“ — „Ob die zwei Männer, die Sir Barnard Gaston vom Lande erwartete, drinn seien.“ — „Denn nachdem Collin wußte, daß sie da waren, handelte es

sich darum, zu erfahren, ob sie auf Befehl des Barons gekommen.

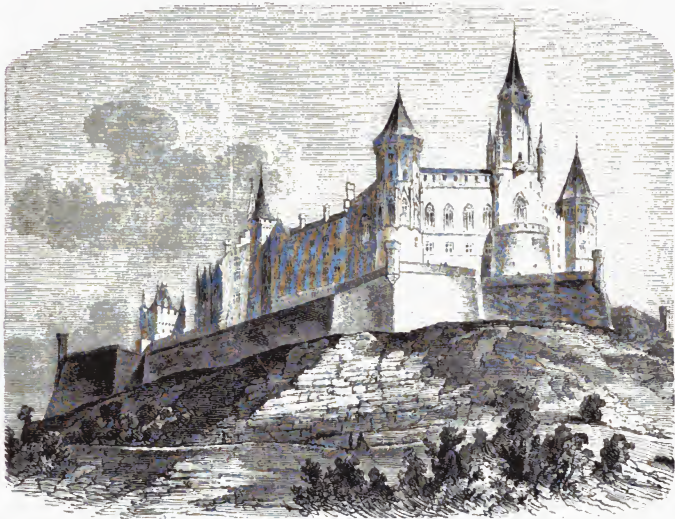
(Fortsetzung folgt.)

Die Burg Hohenzollern,

bei Hechingen.

König Friedrich Wilhelm IV. ließ in den Jahren 1850 bis 1855 das Stammschloß seines Hauses neu aufbauen: den militärischen Theil nach Angaben des Generals v. Tritschow, den architektonischen nach Stüler's Plänen. Auf dem hohen Berggabel erhebt sich nun das neue prächtige feste Schloß.

Von der alten Hohenzollernburg, die nach der Zerstörung (1423) durch die Gräfin Henriette von Württemberg, die Wittwe Eberhard's IV., ihre letzte Wiederherstellung im Jahre 1454 durch vereinte Mittel der vertriebenen Zweige des hohenzollern'schen Geschlechtes gefunden, waren außer der Kapelle nur wenige Trümmer noch vorhanden. Aus diese Baugeschichte deutet der Spruch am neuen Eingangsthor: „Zollern, Nürberg, Brandenburg im Bund bau'n die Burg auf alten Grund. 1454. Mich errichtet Preußens starke Hand, Adlerthor bin ich genannt. 1851“, oben der preussische Adler mit dem schwarzweißen quadrirten hohenzollern'schen Brustschild, und der Inschrift: „Vom Fels zum Meer“, darunter ein Reiterbild, den ersten Zollern darstellend. Ueber die Zugbrücke gelangt man in das Thor, wo, in eben so



Die Burg Hohenzollern, das Stammschloß der preussischen Könige.

streichender als kühner Anlage, auf einer sehr geringen Grundfläche drei kunstvolle Serpentinien und ein Rampensturm mit darin liegendem kreisförmig ansteigenden Tunnel zu dem 100 Fuß höher gelegenen oberen Burghof führen. Ein nach altem Grundriß erbautes, mit Balken und Ecktürmchen versehene Siebened krönt mit 50 bis 60 Fuß hohen Mauern den überall steil abfallenden Felsriegel, welcher äußeren Befestigungslinie die Umzüge der Aufstiegsanlagen als Vorwerke dienen. Hieran erhebt sich in drei Flügeln das eigentliche Schloß mit fünf Thürmen, wovon zwei nahe an 200 Fuß über dem Hof der niederen Befestigung emporsteigen. Durchgängig hat das Schloß fünf Geschoße, deren beide untere gewölbt sind und ausschließlich den Zwecken der Verteidigung dienen. Die Umfassungsmauern folgen genau dem durch die Trümmer der alten Burg bezeichneten Grundriß. Die beiden

Seitenflügel des Schloßes enden auf der einen Seite mit der hergestellten alten katholischen, im 13. Jahrhundert erbauten Kapelle, auf der andern Seite mit einer neuen evangelischen Kirche. Der Styl des Ganzen gehört dem Ende des 14. Jahrhunderts an, und ist auch bei den schwierigen Konstruktionsstellen der Aufstiegs- und Befestigungsanlagen streng durchgeführt. Die Aussicht ist nach drei Seiten hin fast unbegrenzt, „weit hinaus in die Lande“, über das grüne schwäbische Hügelland, westlich die Städte Balingen und Kottweil, darüber hinaus der Schwarzwald, aus welchem der Felsberg hervorragt, südwestlich bei hellem Wetter die berner Alpen, nach Süden und Osten in unmittelbarer Nähe die bewaldeten Abhänge der Alp.

In der Provence.



Frauen aus dem Vardepartement.

Das Vardepartement bildet eine Art Vermittlung zwischen Frankreich und Italien; man kann es ein neutrales Terrain nennen, auf welchem sich diese beiden Länder die Hand reichen. Viele Schönheiten der italienischen Natur finden sich auch in dieser; der Himmel ist fast stets wolkenfrei und azurblau, die Luft weich und balsamisch, und die Erde bringt Orangen, Kaktus, Aloe, Feigen, ja sogar Palmen hervor. Der Reisende, welcher hier indes große Landschaftsaffekte suchen wollte, wie sie Gebirgsländer aufzuweisen haben, würde sich getäuscht fühlen; derjenige aber, welcher lachende, idyllische Perspektiven und eine ohne Emphase auftretende Gegend liebt, findet daselbst interessante Punkte und reizende Fernsichten in Menge. Im Norden und Nordost reichen einzelne Berge, Abzweigungen der fottischen Alpenkette, in das Land hinein. Diese felsige Region bildet viele malerische Partien. Nadelholzwälder, weite Täler, fruchtbares Weideland sind der Charakter dieses Landstriches. Die Geschichte des Vardepartements ist reich an interessanten Epochen. Erinnerungen an die Herrschaft der Griechen und Römer sind dem Boden gleichsam eingepträgt. Vornehmlich die

Volkmäßigkeit der Römer hat hier Denkmäler ihrer Größe zurückgelassen, und der Tourist schaut mit Vergnügen und Neugier die zahlreichen antiken Ueberreste, welche sich im Departement vorfinden; sie bestehen aus Amphitheatern, alten Kastellen, Thürmen, Meilensteinen, Lagern, Gräbern und Spuren von früheren Straßen. Andere druidische und keltische Alterthümer erinnern an die Gälten. Das Vardepartement bildet einen Theil der früheren Provence. Der Hauptort desselben ist Traguignan, welches am Fuß des Ralmont in einer außerordentlich fruchtbaren Ebene liegt, und von an Wein und Feldbäumen reichen Hügelu umtränzt wird. Man rückt die Gründung dieser Stadt bis in's fünfte Jahrhundert hinauf. Sie ist sehr gut gebaut und besitz eine schöne Promenade; früher waren die Bewohner in verschiedene religiöse Secten gespalten und Religionskämpfe wurden daselbst mit aller Erbitterung geführt. Auch nahmen die Bürger an den Unruhen der Fronde Theil. Grasse und Brignolles zeichnen sich durch eine reizende Lage aus. Grasse ist eine alte Stadt, auf einem das Meer überragenden ziemlich hohen Hügel gelegen. Seine Umgebungen bilden einen einzigen Garten mit einer

Menge von Orangen- und Citronenbäumen. Die Atmosphäre ist hier befüllt mit Wohlgerüchen geschwängert, die aus den Dessilliranthalen strömen, welche wohlriechende Essenzen bereiten. Brignolles dagegen zeichnet sich durch die Güte seiner Obstsorten aus und man bereitet dort Confituren, welche in ganz Frankreich in wohl begründetem Ruf stehen. Man berichtet, daß die alten Grafinnen der Provence hier ihre Kinder erziehen ließen, der gesunden Lage der Stadt und der Milde des Klimas wegen. Cannes ist eine kleine Stadt nahe am rechten Ufer der Cannes, die sich in den Golf von Genua ergießt. Eine besondere Merkwürdigkeit wästen wir dieser Stadt nicht nachzürühren, aber das schöne Schloß, welches es besitzt, loddt doch viele Reisende dorthin. Antibes, Saint-Tropez und Tréjus ziehen von ihrer maritimen Lage in Bezug auf kommerzielle Thätigkeit wenig Nutzen. Antibes wurde durch eine griechische Kolonie gegründet. Als Napoleon I. am 1. März 1815 im Golf von Juan angekommen war, beauftragte er einen Kapitän seiner Garde und fünfundsanzig mit ihm an Bord des „Inconphant“ befindliche Soldaten, sich nach Antibes zu begeben, sich dort als Deserteure zu melden und den Versuch zu wagen, die Garнизон für Napoleon zu gewinnen. Sie wurden jedoch gefangen genommen und entwafrnet. Napoleon, von dem Schicksal seiner Gemisäre unterrichtet, versuchte vergebens, dieselben aus der Gefangenschaft zu erlösen, doch ließen die Bewohner von Antibes seine neuen Abgesandten gar nicht in ihre Stadt. Die Bevölkerung des Departements besteht aus einem schönen kräftigen Menschenstamme, und namentlich den Frauen werden schlanker Wuchs und graziöse Bewegungen nachgerühmt.

Die Hausgötter.

(Fortsetzung.)

Templeson erlangte einen Aufschub seiner Entscheidung bis zum nächsten Morgen. Er erklertete seine drei Matrosen und entschloß, indem er dachte: „Guter Rath kommt über Nacht.“ — Am nächsten Morgen traf er Tom am Hafen an. — „Wann reisen wir, Herr Templeson?“ — „So schnell als möglich, Kapitän!“ — Tom macht sich sogleich an's Werk. Er läßt, er fliegt, er ist überall. In weniger als einer Stunde hat er ein Fahrzeug ausfindig gemacht, es beschickt und passend erachtet. Am nächsten Morgen bereits schließt er mit dem Abder einen Vertrag im Namen von John Templeson; das Schiff, sonst „Halting“ genannt, wird umgetauft und heißt nun „Kapitän Tom“. Es ist ein artiger Dreimaster von zweihundertfünfzig Tonnen, wird jedoch in eine wahre Yacht, würdig eines Königs, umgewandelt. Templeson hat darin sein Schlafzimmer, Toilettenkabinett und Salon. Nichts ist zu gut oder zu schön für den reichen Schlafmühenhändler. Tom besorget Alles zum Entzücken. — Innerhalb vierzehn Tagen ist Alles zur Abreise gerüstet. Templeson geht vorher nach London und erschöpft sich seiner betrübten Familie gegenüber in allen Arten von ehrlichen Lügen. Tom, der auf ihn wartete, packte ihn freundschaftlich am Stragen. — „Wir haben Gile, Herr Templeson, der Himmel flart sich auf, wir werden vortrefflichen Wind haben. Nun, wie ist dort die Sache abgelaufen?“ sagte er hinzu, während das Gepäck abgeladen wurde. — Statt zu antworten, zog Templeson aus den Tiefen seines braunen Paletots einen Brief, den Tom mit Behagen durchsah. — „Theure Gattin,“ hieß es darin, „ich bin der schlechteste der Männer, ich habe Dich belogen. Du glaubst mich in vierzehn Tagen wiederzusehen. — Du wirst mich erst in zwei bis drei Jahren, vielleicht sogar niemals mehr an's Herz drücken können. Tom sagt, ich habe den Spelen, ich müsse die Welt umsegeln, um gerettet zu werden; Tom ist ein edler Mensch, vergiß ihn nie in Deinem Abendgebet. Erhalte Dich für Deinen Sohn, meine Teborah; trage im

Winter wollene Strümpfe. Einliegend findest Du eine geregelte Vollmacht, um unser Vermögen zu verwalten. Die Reiseausrüstung wird mich unser schönes Haus in Marblebone-Street kosten, allein daran stirbt man nicht, wenn man so reich ist wie wir. Sei's Alle ohne Sorgen um mich, ich habe mich für alle Jahreszeiten vorsehen; und Leinwand für die Hige, mit Jaisell für die Kälte. Glücklich und geheilt werde ich zu meiner Ede am Kamin und meinen Pantoffeln wiederkehren, und euch durch die Erzählung meiner Abenteuer belustigen. Laß, theure Gattin, unsern kleinen James in der Mathematik unterrichten; ich liebe seit einigen Tagen das Meer mit Leidenschaft und möchte meinen Sohn wohl einstmals als Seeladett an Bord eines Kriegsschiffes sehen. Und wer weiß, ob wir nicht bei meiner Rückkehr unsere kleine Jenny mit dem guten Tom verheirathen können! Es wäre dieß ein herrliches Mittel, aus unserer Schuld gegen den vortrefflichen Mann einigermaßen zu entledigen.“ — Templeson, ich verzeihe Sie,“ sprach Tom im Lesen innehaltend, „jetzt geschwind dieß gesiegelt und zur Post gebracht, und alsdann auf und davon!“ — Der gerührte Templeson wollte sich durchaus in Jemandes Arme stürzen. Tom nahm ihn in seinen Paletot auf. — Eine Stunde später handhabten vier wie Permatronen gekleidete Männer mit ihren gebräunten Fäukeln die Ruder des Bootes, welches Templeson, der sich an Tom klammerte und die Augen schloß, um Nichts zu sehen, vom Lande entfernte. Bald bemerkte man den in Holz geschnittenen Tritonen am Vordertheil des Schiffes, und der Speisetrunk wurde mit aller seinem Stande gebührenden Achtung an Bord desselben befördert.

II. Der Vorhang geht auf.

Der „Kapitän Tom“ entfernte sich mit vollen Segeln, glisprnder Schaum umspritzte seine Flanken, und im wachsenden Dunkel der Nacht glittten die letzten Uferseilen gleich phantastischen Schatten vorüber. Sie und so schimmernde wohl noch ein Licht, allein bald verschwand Alles im Nebel der Entfernung. — Beim Morgenroth des folgenden Tages erhob sich Templeson, den das anfangs gelinde Schwanlen des Schiffes in Schlaf gemiegt hatte, mit der unbeschreiblichen Angstlichkeit eines Mannes, der sich am Rande eines Abgrundes dündet. Alles tanzte um ihn herum, die Wände seiner Schlafkajüte hoben und senkten sich, die Lampe bewegte sich gleich einem Uhrpendel, und das Meer sang dau und aus Ruhen ein einjörmigcs, klagendes Lied. — Templeson fühlte den Muth weichen; er klammerte sich fest und schloß die Augen. — Tom trat gerade bei ihm ein, als er, ungeachtet der Hülfleistungen eines Schiffsjungen, der den häßlichen Namen „Lournebrock“ führte, in die Anice laut. — Tom nahm ruhig des Passagiers Kopf in beide Hände. — „Guter Gott, wie ich leide,“ ächzte Templeson, der so wohl wie ein neugeborenes Sandhuch war, „ich will fort von hier — Alles treist um mich — Land, Land! — o mein Gott!“ — „Ja, sehe, wie es sieht, Herr Templeson,“ sagte Tom, „Sie jürhen dem Meere und das Meer jürzt Ihnen, aber ich habe Ihnen das Glück versprochen und kann Sie auch aus dieser Verlegenheit ziehen. Gehen Sie auf das Verdeck, Lournebrock wird Ihnen den Kopf halten, und sagen Sie dem Meere Alles, was Sie auf dem Herzen haben. Dieß wird Sie erlödtern.“ — Templeson schwankte gleich einem Betrunknen, von dem jungen Geemanne unterstützt, aus's Verdeck; und während das Meer seine grünlichen Wellen bis zum nebelbegrenzten Horizonte entrollte, gab er demselben seinen ganzen Unwillen zu erkennen. Dieß hatte die gute Wirkung, daß seine Augen sich von Keinem deckten und seine Nase sich von Keinem röthete. — Er sah sogar ein Herz und blidte um sich: Nichts als trüber, ungeheurer Raum; Nichts als Himmel und Wasser. — „Und ich selbst konnte es so wollen!“ seufzte er schauernd und barg das Haupt in seinen breiten Händen. — Nach Verlauf von vierzehr Tagen glaubte er jedoch die lästigen Anfangsprüfungen einer

ersten Seereise überstanden zu haben. Er war mehr als einmal aus dem Bett und von einem Ende des Verbeds auf's andre gemorren worden, unter der Gefahr, sich an dem Eisenwerk des Schiffes den Hirsudäbel einzufangen; hatte mehr als einmal den glühenden Inhalt der Suppenkücheln auf seinen Knieen empfangen und sich beim sonntäglichen Verjüngungsprozeß des Maßirens fast den Hals abgeschnitten, und noch taufend andere Qualen erlitten, die sich nicht beschreiben lassen. Bei alledem fung er an, seine neue Lebensweise lieb zu gewinnen, und würdigte besonders den angenehmen Komfort, den er der Sorgfalt des Kapitäns verdankte. Er erforderte allerlei kleine Unterhaltungen, lernte auf dem Verbed spazieren gehen, pfiff improvisirte Liedchen, scherzte mit Tournebroche, aß und trank gut, hörte Tom zu, der oft stundenlang von seinen Abenteuer erzählte, und ersehnte nicht im Mindesten das Ende der Reise. Er langweilte sich nicht mehr. — Die Dauer eines Monat. Wetter und Wind waren günstig, und der Kapitän Tom hatte seine fünfzehnhundert Meilen zurückgelegt. — „Werden wir bald ankommen?“ fragte Templeton, als er nach Ablauf dieser Zeit seine Umriffe von Land am Horizonte gemahrte. — „Wo wollen Sie denn ankommen?“ erwiderte der Kapitän. — „Sie sehen, wir schwimmen, wohin der Wind uns treibt. Ich erlaube meine Verbindlichkeiten, ich bitte Ihnen Versicherung. Wo saßen Sie jemals eine schönere Sonne? Ich sehen das Meer und seine unerschöpflichen Reize, den Goldfisch in säulendem Schuppenteide, die rosige Seccenstiel, sogar den Haifisch mit geistnetem Naden von Ihrem Kapitänfenster aus; nicht einmal der Sturm hat gehcht, — sind Sie noch nicht zufrieden?“ — „Aber, Kapitän, die Welt besteht doch nicht allein aus Meer, so schön dieß auch ist; und ...“ — „Ah! das Meer langweilt Sie schon, — sagen Sie es nur offen. Wir können sogleich umwenden und nach Europa zurückkehren. Wir können unser Fahrzeug im ersten besten Hafen verkaufen und Alles wäre wieder, als ob wir uns nie getramt hätten. Allein dieselbe langweilige Menge, die Ihnen früher Ihr Geld kost, ohne Ihnen dafür Vergnügen zu bieten, wird Sie wieder umringen, und binnen Monatsfrist der Epleren Sie wieder anfallen und bittere Reue Sie ergreifen. Was bleibt dann übrig als eine Kugel vor den Kopf, wenn Sie ein Mann sind?“ — „Tom würde noch lange dieses unerschöpfliche Thema behandeln haben, wenn nicht eine Stimme neben ihm gerufen hätte: „Ein Segel in Sicht!“ — „Was ist das?“ rief seinerseits Tom, „mein Fernrohr!“ — „Tournebroche brachte das Fernrohr, indem er Hülfe darauf blieb. Tom stellte seine Beobachtungen an und begleitete sie mit bedenklichem Grollen und Kopfschütteln. — „Was gibt es denn?“ fragte schüchtern Templeton und streckte seinen dicken Kopf über des Kapitäns Schulter. — „Was es gibt? Wir haben da ein Meerungeheuer, zweimal so groß als wir, und noch vor Abend wird es in unserm Fahrwasser sein.“ — „Und dann . . .?“ — „Nun dann werden Alle, die ihre Haut werth halten, wohl thun, sie zu pangern.“ — Templeton fuhr mit allen fünf Fingern durch seinen gelben Haarbusch. — Tom achtete nicht dieser Geberde, sondern fuhr fort, zu beobachten und Beschlüsse zu ertheilen. „Er hat seine Richtung geändert und ist gerade unter unserm Wind. Heba! hißt die Flagge auf! Gut; jezt abgewartet.“ — Am jordanischen erschien kaum sichtbar ein kleiner, weißer Punkt, der jedoch hinter den Gläsern des Fernrohrs sich drohend zu Segel und Masten vergrößerte. Tom ließ noch zwei Flaggen aufhissen. — „Noch immer Nichts“ — Donner und Wetter! Er gibt keine Antwort; er will uns also wirklich zu Leibe!“ — „Zu was?“ fragte Templeton mit großen Augen. — „Aber sind Sie denn taub, Herr Templeton? Seit einer Stunde sage ich, daß ein verächtliches Fahrzeug uns auf dem Naden ist, und Sie stellen sich, als verstanden Sie mich nicht. Ich meine aber doch, die Sache geht Sie einigermaßen an.“ — „Also Sie glauben, wir sind allen Erntes des Piraten verloszt? Was ist denn da zu machen, Kapitän?“ — „hm! so schnell

als möglich vorwärts segeln, denn wir sind nicht stark genug, uns mit ihnen zu messen.“ — „Ich bin ganz einverstanden,“ meinte Templeton, „rächten wir: Vorzeit ist die Mutter der Sicherheit.“ — „Aber,“ sagte Tom nach einer Weile, „der Dursche scheint längere Beine als wir zu haben. Wenn es wirklich ein Piratenschiff ist, so werden wir in einer halben Stunde seine Augen pfeifen hören.“ — „Und gibt es denn kein Mittel, ihm zu entweichen?“ — „Das scheint mir schwierig, übrigens fühle ich einen wahren Hölleappetit. Ich habe schon lange nicht in Menschenfleisch geiffen. Und Sie, Herr Templeton?“ — „Hören Sie,“ entgegnete lieber bebend, „das verlangt Ueberlegung. Sie sind lamplufig, sei es; allein ich bin sanfter Natur; ich habe stets nur friedfertig die Elle gehandhabt, ich hege Abscheu vor Blutoergüssen.“ — „O, das läßt sich schon einrichten; wenn Sie für Ihre Nerven fürchten, so machen Sie eine kleine Aube im untern Schiffsräum, bis Alles vorbei ist. Sie brauchen sich dann um den Räum über Ihrem Kopf nicht im Mindesten zu kümmern. Die Feuerstände werden großen und die Masten tragen, allein das Alles wird Ihnen kein Leib zügen, wenn nicht gerade eine Bombe über dem Wasserpiegel plagt. Ich kann nicht sagen, wie lange es dauern wird, allein sobald Sie keine Augen mehr pfeifen hören, können Sie sich sagen, daß es aus ist. Wenn wir geiffen haben, wird Tournebroche Sie herausjolen; wenn im Gegentheil wir geiffen worden sind, so brauchen Sie nur als guter Gläubiger Ihre Seele Gott zu empfehlen, in die Bulocammer zu gehen und sich nebst dem feindlichen Schiffe, das uns geentert haben wird, in die Luft zu sprengen.“ — Templeton erbeute vor Entsetzen. — Das Piratenschiff kam immer näher. Jezt war es nur noch eine Meile entfernt. — Auf dem Kapitän Tom kam Alles in Bewegung. Das ganze Verbed füllte sich mit Waffen und Vertheidigungsmitteln jeder Art. Man schleppte Musketen und Enträrts herbei. Es war ein düsteres Konzert, ein unheilvolltündendes Gellirre von Säbeln, Flinten und Sabidöden. Sogar ein Achtspänder schloß nicht. Vergebens beschmor Templeton den Kapitän, seine Vertheidigungspläne aufzugeben; der Letztere blieb zu Wiberlande entschlossen. — „Aber, Kapitän,“ rief der unglückliche Rentier mit wachsender Hipe, „ich bin hier zu Hause, das Schiff ist mein Eigentum, und wenn es mir beliebt, daß wir uns ergeben, anstatt uns würgen zu lassen, so haben sogar Sie nicht das Recht mich daran zu verhindern.“ — Tom wurde dunkelroth. „Wissen Sie, Herr,“ rief er, „daß ich Sie trotz alledem in's Meer werfen lassen kann?“ — „Aber, Kapitän, bedenken Sie, was Sie thun, — ein unglücklicher Vater von sechs Kindern.“ — Tom machte eine drohende Geberde. — Templeton fiel auf die Kniee. „O mein Gott,“ sagte er, „die Strafe beginnt — meine Fran, meine Kinder, warum habe ich euch verlasen?“ — Er gedachte seines Nachbars mit der roten Nase, der Meerdschamsprie und des behaglichen Kaminsieurs. Er gedachte auch der schönen Aalen des St. James-Harfs, seines wohlverwahrten Hauses und der warmen, gastlichen Pantoffeln, die seiner Wadter hatten. — Das Fahrzeug hielt sich auf zwei Schuhweilen genähert. Man unterschied bereits die Stimme des befehlenden Offiziers. — „Gebt Acht,“ sagte Tom, „er wird uns gleich seine volle Ladung senden.“ — Allein das feindliche Schiff verhielt sich ruhig. Nach einer Weile erschien ein Strohhut auf demselben, dann ein Gesicht, welches aber bald hinter einem riesigen, englisch redenden Spradrohr verschwand. — „Heba! noßin die Aaise?“ — „Sehr gültig,“ entgegnete Tom, „sagt uns zuvörderst, wer Ihr selbst seid.“ — Die Antwort ließ etwas auf sich warten; Tom ließ keine Heißchlage abfeuern. Ein Bliz und eine Wolle weißlichen Rauchs trennten ihr einen Augenblick die beiden Oegner. — Das feindliche Schiff schien halt zu machen. Sogleich befaß Tom demselben durch sein Spradrohr, beizulegen und einen Offizier an Bord zu schicken, widrigenfalls er das Feuern fortsetzen würde. Zu seiner großen Ueberraschung gehorchte das fremde Fahrzeug

folglich. Der Abgesandte erschien bald, und das Geheimniß klärte sich auf. Das vermeintliche Piratenboot war ein harmloses Handelsfahrzeug, auf dem Wege nach Indien begriffen. Da der „Kapitän Tom“ das erste Schiff war, das es seit seiner Abreise von England antraf, so hatte es nur im Vorbeisegeln Nachrichten von ihm erfragen und seine Grade austauschen wollen. Die armen Piraten waren halb todt vor Angst, die Feldschlange hatte ihnen eine Segelstange zerstückt; man schuldet sich eine Auslösung, und die beiden Fahrzeuge verließen sich erst am nächsten Morgen. — Als Tournebrode seinen Herrn aufsuchen gieng, fand er ihn im tiefsten Schiffsraum zwischen zwei Tonnen Pödelfleisch.

III. Land!

Templeton lag eines Morgens noch behaglich in seine Leintücher gewickelt und betrachtete durch ein Seitensfensterchen ein Rudel Meer Schweine, welche einige Klaster weit entfernt

vorüberparadirten, als ein Ruf von oben ihn aufschreckte. — „Land in Sicht!“ — Nicht der plötzliche Wiederanblick seines Hauses, seiner Gattin und sechs Kinder hätte ihn angenehmer zu überraschen vermocht, als dieses eine Wort „Land!“ Kein Wunder; der „Kapitän Tom“ war seit sechs Monaten auf der Reise; die Sonne hatte sowohl sein Verdeck gefengt, als der Frost die Raaken mit Spinnweben umhüllt; Templeton war in vollem Recht das Meer satt zu haben. Wie oft schon träumte er sehnsuchtsvolle Träume von einem Feld Hoben, auf dem man gehen konnte, ohne die Beine zu spreizen; von einem grünen Baum, in dessen Schatten sich's, ohne gekauelt zu werden, schlafen ließ! — Templeton stürzte sich zu Verdeck, aber wie sehr er sich auch anstrengte und mit feinen Händen ein Fernrohr improvisirte, er konnte nichts entdecken und fürchtete eine neue Täuschung. — „Nun, wie sieht's, Mylord?“ fragte Tournebrode, der mit jugendlichem Eifer das Verdeck wusch. — „Ich sehe Nichts,“ sprach Templeton kleinlaut. — „Aber ich rieche!“ erwiderte der



Tournebrode fand seinen Herrn im tiefsten Schiffsraum zwischen zwei Tonnen Pödelfleisch.

Purche triumphirend, „dort zwischen jenen zwei kleinen weißen Wollen liegt Land, verschüppern Sie nicht von dorthier den Duft von Seegras und Heu?“ — „Wahrhaftig,“ rief seinerseits Templeton ermutigt, nachdem er eine Welle seine Nase angestrengt hatte. Allein wie häufig er auch das Fernrohr in Anspruch nahm, zu sehen war noch lange nichts. — Endlich jedoch zeichnete sich wirklich eine Küste in braunen Umrissen vom klaren Himmel ab. Templeton ließ vor Freude beinahe sein Augenglas in's Wasser fallen. Er machte sogleich Pläne für die nächsten Tage. Am ersten wollte er ein frisches Bressest essen, am zweiten sich die Gegend ansehen, am dritten mit Tom auf die Jagd gehn, und sich so für eine sechsmonatliche Enthaltamkeit entschädigen. — Aber mitten in diese glänzenden Phantasiegebilde fällt vernichtend der düstere Gedanke, daß Tom ihm vielleicht nicht erlauben würde, an's Land zu gehn, wie er ihm die ladenden Avozen, die Inseln des grünen Vorgebirges und die jungfräulichen Küsten Amerikas verweigert hatte! Bei dieser Verfürchtung wird er ein ganzer Mann, er fühlt Kiefennuth,

dießmal muß er an's Land! — Tom raucht gemüthlich seine Pfeife, Templeton nähert sich ihm. „Herrlicher Wind, Kapitän.“ — „Wir haben nicht zu klagen.“ — „Ich fühle mich ganz verjüngt,“ läßt der Reutier fort, „ich habe Lust, Sie zu umarmen. Ich sehe, wie sorglich Sie meiner gedacht haben, Sie verpötheten sich, mich zu amüsiren, und Ihrem Wort getreu bereiten Sie mir eine Ueberraschung. Sie haben bemerkt, daß ich einmal zu landen wünsche, Sie gaben dem Schiffeschnabel eine andere Richtung und ich erwache Angeichts einer Küste.“ — „Sien Sie nicht zu vorzeitig mit Ihrem Dante, Herr Templeton,“ entgegnete Tom, leicht lächelnd, „ich war nicht allein durch den Wunsch, Ihnen angenehm zu sein, sondern hauptsächlich durch unser gemeinschaftliches Interesse geleitet. Unser Trinkwasser ist zu Ende.“ — „Glücklicherweise ist die Küste nicht mehr fern.“ — „Ja, mein Vester, aber wir sind im indischen Ozean, und was Sie da sehen, ist eine wüste Insel, von der wir uns in achtungsvoller Entfernung halten müssen, wenn wir nicht an den Klippen, die sie umringen, zerbrechen wollen.“ —

„Aber wie wollen Sie sich denn süßes Wasser verschaffen, wenn sich an dieser Küste nicht landen läßt?“ — „Ein Schiff kann nicht landen, natürlich; aber ein Boot mit vier Männern kann man anlegen lassen.“ — „Und ich?“ fragte Templeton mit Verzweiflung. „glauben Sie, ich werde es mir gefallen lassen, das Land bloß durch meine Lognetten betrachten zu dürfen?“ — „O, Herr Templeton,“ entgegnete Tom, in dessen Augen ein schadenfrohes Lächeln aufblühte, „warum sprechen Sie sich denn nicht offen aus? Ich glaube gar, Sie wollen allen Ernstes an's Land?“ — „O, Kapitän...“ — „Mein Gott, Ihr Wille ist mir Befehl; nehmen Sie nur meine Hülfe, Pulver und Blei mit sich und machen Sie eine Promenade auf der Insel, während unsere Leute die Fässer füllen.“ — Templeton's Sehnsucht nach dem nächsten Morgen läßt sich leicht begreifen. Die Nacht, die er auf einem Geflügelkäfig sitzend verbrachte, schien nicht enden zu wollen. Der bleiche Himmel belebte sich mit einzelnen Purpurstreifen, sie ergossen sich mit Blipesschnelle über den gan-

zen Horizont, und bald strahlte die Sonne gleich einem Vulkan von Gold. — Stummen Dankes voll griff Templeton nach seinem Fernrohr und suchte begierig die versprochene Erde. Noch schwamm die Insel in bläulichem Dunst und das Morgenroth bedeckte sie mit seinem gebirgsvollen Schleier. — Bald tauchte die Schaluppe in's Meer. Als Templeton den erleuchteten Moment kommen sah, fühlte er fast Gewissensbisse, das Schiff, das ihm zur Heimat gemorden, zu verlassen. Er zögerte auf der Schwelle seiner Salonkajüte und sah sich um, ob er nichts vergessen hatte. — „Guten Sie sich, adieu Sie sich,“ rief Tom, „alles Nöthige ist im Boote. Vergessen Sie nicht, daß wir auf Ihre Jagdbeute zum Nachtessen zählen.“ — Templeton stieg mutig mit Hülse eines Taues in die Schaluppe hinab. Bald bewegte sich dieselbe unter den kräftigen Schlägen der Ruderer, und das Schiff verschwand allmählig im bläulichen Dunst der Entfernung. — Templeton und Tom tauchten noch von Weitem Abschiedsgebeten aus. — „Welch ein Mann!“ sprach der Erstere



Eine Willensstärke streckte sich sitzend, und bereit ihn zu werflichen, ihm entgegen.

in seinem Innern, „und welches Herz unter solch rauher Rinde!“

IV. Die wüste Insel.

„Vorwärts, Burche! noch einen tüchtigen Rudererschlag und wir find am Ziel.“ So sprach der erste Matrose, und zu Templeton gewendet setzte er hinzu: „Das nenne ich Weg gemacht! Und ohne einen Heben Segel, bloß mit Rudern!“ — Diese Worte zogen Templeton aus seinem Brüten; er erhob den Kopf und stieß einen Ruf der Bewunderung und staunender Freude aus. Er fand keine Worte; sprachlos streckte er die Arme gegen die Erde. — Die Seeleute lächelten. Sie kannten den Erdball von einem Ende zum andern, und hatten ihr eigenes erstes Entzünden bei gleicher Gelegenheit längst vergessen. — Während der Steuermann sorgfältig den Allpfer auswich, öffnete Templeton vor dieser Fren- erde athemlos Augen, Mund und Ohren. Als endlich die

Schaluppe landete und Templeton's Fuß festen Boden fühlte, warf er sich dankerfüllt knieend auf die seuchte Küste nieder. Während er seine Nase in den Sand steckte, wurden die leeren Fässer aus der Schaluppe gerollt. — „Jetzt, Burche,“ sagte der Obermatrose, „ihr habt euer Frühstück verdient. Wenn ich mich nicht irre, so ist dort ein Korn, Malord, der einen angenehmen Zuball verräth.“ — „Vort ihn denn auf meine Gesundheit und stekt mir nur etwas Eßbares und eine Flasche Genever in meine Jagdtasche; ich habe andere Dinge zu thun. Wenn ihr fertig seid, so benachrichtigt mich durch einen Hüntenstuh, daß ich mich zur Abfahrt einstellen soll. Auf Wiedersehen!“ — Templeton hing die Jagdtasche um den Hals und die Hünte über die Schulter, und war bald hinter einer Palmengruppe verschwunden. — „Guter, armer Mann!“ sprach der erste Matrose und fuhr mit der Rückseite seiner schwieligen Hand über die Augen, „ich hätte nie gedacht, daß noch etwas Anderes als Zwiebelschalen mir Thränen würde anspreßen können.“

Gleich Adam, als er inmitten der Herrlichkeiten des Paradieses erwachte, ließ Templeson seine erstaunten und entzückten Blicke in allen Richtungen umherstreifen. Die Freude machte ihn zum Kinde: er lachte und weinte abwechselnd. — Bei jedem Schritt hält er voll Bewunderung an; ein Vogel, dessen Kleid aus Schwefel und Ebenholz gebildet zu sein scheint, fliegt über seinen Kopf und läßt sich auf einen Palmbaum nieder. Templeson möchte ein Weiches unter demselben thun, allein schon wieder muß er bewundern und untersuchen. Es läßt ihm keine Ruhe. Er betatelt die fremdartigen Bäume, schält ihre Rinde, die einen streifen sich zum Himmel gleich riesigen Garben, die anderen krümmen sich zur Erde wie phantastische Gnomengefalten, Schlingpflanzen kletterten empor, sie unarmend, und über dem Allen steigt die Sonne mit immer wachsender Glut am Horizonte auf. — Templeson jährt, daß die Zeit zu schnell vergeht; aber dann bedenkt er sich tröstend, daß die Matrosen adreßten Häfler zu füllen haben, und der Fisch nicht nahe und nur mühsam auf Felsbögen zu erreichen ist. — Mit erneuertem Muthe setzt er seine Erkundung fort; er düst sich mit der Begierde des englischen Paritätenfahmers zur Erde, wundert sich über deren Mangel von saftigem Grün und kalkigen oder Lavasäften; hebt Muscheln auf und legt sie an's Ohr, um sich an dem dadurch heroverbrachten Geräusch zu erfreuen. — Bisher hatte seine Taugelübung ihm keine Zeit gelassen an Müdigkeit zu denken, während die Nite junimant, beginnt er zu fühlen, daß die Nieren seiner durch Paritäten noch beschwerten Jagdblicke ihm die Achseln einschnüren, daß seine Füße ihm fast den Dienst versagen, und daß sein Vanamohut wie eine umgefürzte Badwanne tropft. — In diesem kritischen Moment hielt er eine dunnle, dicke Mauer sich vor ihm erheben. Nachdem er eine kleine Strecke manns hohen Grases durdmatet, findet er sich in einer kühlen, sätigen Wölbung. Anbäuhliche Erklaunen ergriß ihn. Der Wald schien leicht jugendlich, die ersten Bäume standen ziemlich weit von einander, ihre Stämme ragten fernzergabte zu ungläublicher Höhe, fuhren dann gleich Kaketengarden auseinander, neigten sich in Wirrlanden bis auf hundert Fuß Entfernung zur Erde und verschlangen sich dort zu einem von der Sonne durchluchten Laubdach. Beim weitem Vorwärtsreiten jedoch in diesem säulengeträgten Tempel erschloß das Licht mehr und mehr, die Bäume näherten sich wie Palisaden vor einem Berühmungsamer, und der Boden bedeckte sich mit kräftigen Pflanzen, die sich in einander und um die Stämme schlingend ein unurchdringliches Reg bildeten.

Templeson schritt vorsichtig und mühsam weiter, geriet die Stanten unter seinem Absatz oder entsetzte sie mit dem Lauf seiner Hinte. Das Geräusch der Blätter scheuchte die Vögel auf, sie entflohen mit schrillen Geschrei, Eichhörnchen erkletterten die höchsten Zweige, ein Dambirsch suchte ein tiefes Dickicht, und nur ein Affe blieb, den Schweiß um einen Ast geringelt, mit ebn tropfender Unverschämtheit hängen. Nach Verlauf von zehn Minuten gab das mit einem kleinen blutigen Streifen getrigerte Antlitz des Reisenden Zeugnis von dem mühsigen Kampfe, den er bestand. Weie bedrückte er seine Entbedungspromnade durch eine Mählsitz zu unterbrechen und sich so vor dem Verirren zu sichern. Er streckte sich behaglich in das weiche, jungfräuliche Gras und breitete seinen Mundoorratz auf demselben aus. Nach einer halben Stunde der Ruhe fuhr der Engländer mit einem Satz in die Höhe. „Unglücklich!“ rief er, sich vor die Stirn schlagend, „und der Fintenschuß?“ Wie ein Dambirsch die Schlingpflanzen durdbredend, gelangte Templeson aus dem Walde und lief lange Zeit, ohne sich umzublicken. Als er nach und nach sich überzeigte, daß er auf dem rechten Wege sei, mäsigte er seinen Lauf und überließ sich ruhigen Betrachtungen. Templeson war Hyloloph geworden. Diese unbekannte Welt voller Kontraste und großartiger Generie brachte eine bis dahin stumme Seite seines Innern zum Tönen. Er verstaub die Einsamkeit, und begriff mit dem Naturgefühl des Poeten den einfachen, zivilisationsver-

schonten Menschen, der sich der Sonne freut, von der Jagd lebt, das Wasser des Himmels aus Felsenpalten trinkt, und jeden Abend sein Kuegelt da aufrichtet, wo Gott eine schöne Blüte sich erschließen oder die Früchte eines Baumes reifen ließ. England und London erschienen ihm bei den Straßen dieser den Urwald durchluchenden Sonne gleich räucherigen Funken voller Raub und Schmutz, Glend und Kram! Möglicherweise jedoch erinnerte er sich seiner bis dahin unausgeführten Jagdprojekte, und welche traurige Figur er, beuteles, bei der Mählsitz zum Schiffe spielen würde. Gern hätte er noch jetzt sein Pulver und Blei an den ihm umtreifenden Vögeln versucht, allein die Zeit schien ihm zu kostbar, und er tröstete sich mit dem Gedanken, seine Jagdblicke mit einer Sammlung Kuriositäten gefüllt zu haben, die ihm einst zu Hause ein Ansehen geben würden. „Beim Anblick derselben,“ sprach er zu sich, „werde ich mich stets des Urwaldes und der stolzierten Mählsitz meines Lebens erinnern.“ Zwei Fintenschüsse erwachten jetzt das Echo der Felsen. Templeson nahm einen abermaligen Anlauf und erreichte bald den Hügel, der noch die Klüfte verorg. Er erhief ihn voll froher Ahnungen des Jubels, mit dem man seine Erfindung begründen würde; schon sah er im Geiste die ungeduldig seiner barrucke Schaluppe. Auf der Spitze des Hügels angelangt, senkten sich seine Mundwinkel, kein Auge wurde starr und ein Ausruf des Entsetzens erlief auf seinen Lippen. Die Klüfte war leer und kein Geräusch vernehmbar, als der leise Klagen des Meeres, das ihr seine Silberwellen entgegenrollte.

V. Robinson's erste Nacht.

Templeson schien vom Donner gerührt; fürchterliche, ungeheuerliche Vöten wirbelten durch sein Hirn, und seine Brust schnürte sich wie unter dem Griff einer Eisenbaue zusammen. Als er die Fingelicht um sich zu blicken wieder erlangt hatte, sah er in weiter Ferne einen schwarzen Punkt, der bald verschwand, bald sichtbar ward, je nachdem die Wasserfläche sich hob oder senkte. Mit wenigen Sprüngen war er auf dem Gipfel eines Felsens, der sich steil am Meeresufer erhob; er brauchte nur eine Sekunde, um sein Aufsehen auf die Spitze seiner Hinte zu befestigen. Allein kein Windhauch hob die Flagge und er sah sich genötigt, seine Arme als Signalwerkzeuge zu gebrauchen, so daß die Seewogel, die über der Brandung flatterten, vor diesem improvisierten Telegraphen die Flucht ergriffen. Nach einer halben Stunde war der schwarze Punkt völlig verschwunden. „Es ist unmöglich!“ rief der tobblasse Engländer, „man erwartet mich, ich höre Rudererschläge, ich laun fort von hier!“ Dieser schöne Traum war von kurzer Dauer. Die Wirklichkeit zeigte ihm bald die ebe Klüfte und seine fürchterliche Verlassenheit. Er nahm seinen biden Kopf in seine Hände, und wie die letzte Hoffnungsregung in ihm erlosch, weinte er bitterlich. In der Güte seines Herzens dachte er nicht einmal daran, Stoll gegen Tom zu hegen; er suchte lediglich nach Gründen, warum man ihn verlassen hatte. Er fand keine. Und seine arme Frau, die vielleicht in diesem Augenblicke ihre Tasse Thee süßte, um sie auf seine baldige Mählsitz zu leeren! — Die Sonne senkte sich bereits dem Wasserpiegel zu, als er, rath- und hoffnungslos, sich der Föhrung des Zuluffs zu überlassen beschloß. Er entledigte sich zuerst seiner kostbaren Muschel- und Sämetiensammlung, als einen Zwieback und nahm einen Schlud Genever. Dann wandte er dem Meere den Rücken und richtete seine Schritte gegen das Innere der Insel. Er dachte an Robinson Crusoe, der den ungeborenen Vortheil vor ihm hatte, über den Inhalt eines gestrandeten Schiffes verfügen zu können; und es bedurte seines ganzen Vertrauens zu halten. Von der Hoffnung angefeuert, wenigstens einen geschnittenen Kuegelt für die Nacht anzutreffen, schritt Templeson rüstig weiter. Er schwamm gemessenermaßen seit einigen Minuten in einem wogenden Meere hoher

Gräser, die ihm bis an's Kinn reichten, und nur eine Purnale unter einem großen Strohhut sichtbar werden ließen. Bleich sah er statt des knirschenden Grases unter seinen Füßen etwas Weiches, Kollendes, welches ihm das Gleichgewicht raubte, so daß er sanft auf das dufende, sammene Kräuterbett niederrutschte. Sobald er sich überzeugt fühlte, daß er keinen Schaden genommen, wollte er durcchast entdecken, was ihn zu Fall gebracht. Aber kaum hatten seine Augen die Furchung begonnen, als er mit einem Schrei sich viel schneller erhob, als er zu Boden gesunken war. Eine Willensklänge der herrlichsten Gattung, mit einem Theil ihres Körpers um seine Fingerringe geringselt, streckte sich sitzend und bereit, auch ihn zu umschlingen, ihm entgegen. Templeton, sprachlos vor Entsetzen, sah einen Augenblick lang mit aufgescherrtem Munde und sich sträubenden Haaren auf das Ungeheuer, und erst als die zwei Keinen, glühenden Augen derselben nur noch einen Fußtritt von seiner Brust entfernt waren, trieb ihn das Gefühl der Selbsterhaltung zu verzweifeltem Laufe an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stiefhocker oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Was Edward hauptsächlich dazu bewog, zu einer Aufschöpfung mit seinem adelstolzen Verwandten die Hand zu bieten, war in erster Linie das Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß ihn Sir Barnard auf seine Kosten erzogen und später nach Oxford geschickt hatte; dann aber das Verlangen, die von seinem Vater hinterlassenen Papiere in seinen Besitz zu bekommen, welche ihm der Baron trotz des gegebenen Versprechens immer noch vorenthielt. — „Du darfst Dich darauf verlassen“, sagte der Onkel, als er bei seinem ersten Besuch die Sache wieder in Anregung brachte; „sobald ich nach Moultry zurückkehre, sollst Du sie erhalten.“ Obgleich der Frieden zwischen ihnen von ganz jungem Datum war, mochte sein Nefse doch daran zu erinnern, daß er bei einer früheren Gelegenheit gekauert habe, sie befinden sich in den Händen seines londoner Anwalts. — „Ja, ich entsinne mich. Ich habe das damals geglaubt“, antwortete Sir Barnard, mit Mühe seinen Karger unterdrückend. „Aber Saltmarsh sagt mir, er habe sie seiner Zeit mit Egbert's Heirathsunterlagen nach Cornwall hinunter geschickt. Der Umstand war mir entfallen.“ fügte er hinzu. — Edward Gaston biß sich auf die Lippen: die Klugheit rieth ihm, sich zufrieden zu geben, besonders nachdem er den Namen des Familienanwalts erlähren hatte, der in Folge eines sonderbaren Zufalls der Chef der Firma war, bei der Lord Cheverly seinen Schilling Collin Cray untergebracht hatte. — Mit seinen beiden Vätern traf der Bewohner des Tempels erst auf dem Balle zusammen. Die Begegnung mit Mary ließ besser ab, als er geglaubt hatte: Beide fühlten, daß sie beobachtet wurden. Stolz und die gegenseitige Ueberzeugung von des Andern Verlosigkeit hielt sie aufrecht. Edward brachte seinen Gläubwusch zu ihrer Heirath mit kalter Höflichkeit her, welche Alice außer Lady Alicia täuschte, die dabei stand und sie scharf beobachtete. — „Es freut mich, Dich zu sehen“, sagte die Gräfin. „Ich habe Dir noch für die Zurückgabe meiner Briefe zu danken. Es war ehrenhaft von Dir...“ — „Und hat Dich überrascht“, bemerkte der Gentleman nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. — „Nein“, antwortete seine Cousine ruhig, „wir ändern unsere Grundsätze nicht so gänzlich.“ — „Und war es, um mir dieß zu sagen, daß Milady mich zu sehen wünschte?“ — „Nein, um Dir mein Bedauern darüber auszudrücken, daß die unehrenhafte Handlungsweise von Jemand, dessen Namen ich nur vermuthen kann, es mir unmöglich gemacht hat, Dir die Zeinigen zurückzugeben.“ erwiderte Mary mit würdevoller Miße; „das Puß, das sie enthielt, ist während meiner

Abwesenheit von Moultry erbrochen und sind die Briefe entfremdet worden.“ — Die blaffen Züge Edward Gaston's erglühten vor Entrüstung. — „Und erweist mir...“ rief er aus, „die Frau Gräfin die Ehre, zu vermuthen...“ — „Nein, Edward, nein!“ unterbrach ihn Mary, „Du thust mir unrecht. Sie ist mir ein solcher Verdacht in den Sinn gekommen. Du konntest keinen Theil an der unehren Handlung haben; denn den Abend, ehe ich von Hause wegging, habe ich die Briefe noch durcgelesen und dann selbst in dem Puße verschlossen.“ — Das Größten war nun an ihr und sie suchte sich auf artige Weise von ihm loszumachen.

Es gibt nichts Peinlicheres, als sich in Mitten einer glänzenden Menge, deren Vergnügen wir nicht theilen können, allein zu fühlen. Edward empfand dieß im vollsten Maße, er schate sich, die frische, reine Luft einzuathmen, allein zu sein mit seinen Gedanken. In seine vermeintliche Philosophie gekühlt, hatte er gewagt, Mary gegenüber zu treten. Wohl hatte seine Lippe nicht gebebt, seine Stimme nicht gezittert, als er sie anredete, aber der Eindruck, den ihr Anblick auf ihn machte, war nicht minder tief gewesen, und die Wunden, die er längst geheilt gemöhnt, sie waren alle wieder aufgebrochen. — Um sich ohne Abschied zu entfernen, wollte Edward den Weg durch das Gewächshaus nehmen. Eben als er sich umwandte, der Gesellschaft einen letzten Blick zuwerfen, erregte ein Geflüster seine Aufmerksamkeit, und er hörte zu seiner schmerzlichen Ueberraschung, wie seine Cousine Laura den Schmeichelworter Kapitän Rawson's in einer Weise Gebör schenkte, welche für ihren guten Ruf, ja für ihre Ehre Alles fürchten ließ, und in dem edelmüthigen Herzen Edward's den Entschluß erweckte, mit allem Eifer über der verlebten, der Verführung preisgegebenen Frau zu wachen.

Siebenundzwanzigtes Kapitel.

Am Tag nach dem Balle hatte Sir Barnard Gaston schon früh des Morgens, lange noch ehe Lady Alicia daran dachte ihre Zimmer zu verlassen, eine Unterredung mit dem Arbeitshausmeister und dem Wirth der Landstrub, die auf seinen Wunsch nach London gekommen waren. — „O wie ich weiß“, begann der Baron, „daß das junge Frauenzimmer, welches sich neulich zu Moultry entrückt hat, in dem Armenhause einen Knaben geboren.“ — „Ja, Sir Barnard.“ — „Was ist aus demselben geworden?“ — „Mr. Harding hat ihn mit sich genommen“, verriethe der Hausmeister, und zwar mit Genehmigung der Aufsichtsbeförde.“ — „So höre ich“, entgegnete Sir Barnard, „aber wie die Genehmigung ausgewirkt wurde, ist eine andere Frage. Ich weiß, Ihr seid bestochen worden, Skillet, und wenn das herauskommt, so werdet Ihr Curis Diensten entlassen, doch von mir habt Ihr nichts zu fürchten, falls Ihr treu seid. Der Knabe muß zur Stelle, ehe einer von euch London verläßt.“ — „Das geht das mich an“, brummte Miles Goring unwillig, „ich habe ja nichts mit der Sache zu schaffen gehabt.“ — „Schweig!“ rief ihm der Baron ungeduldig zu. „Wenn ich mich herablasse, Cure Dienste in Anspruch zu nehmen, so bin ich natürlich auch bereit sie zu bezahlen. Ich lenne den Marktpreis solcher Purse.“ — „Bezahlen — das ändert die Sache“, Sir Barnard, „Nun! moßt ihr thun, was ich von euch begehre?“ — Die beiden Männer sahen sich eine Weile an und erklärten sich dann bereit. — „Am guten Willen“, fügte der Hausmeister bei, „seht es uns nicht, aber ob wir's ausführen können, daran zweifle ich. Wo sollen wir Mr. Harding aufsuchen? Hat er das Kind bei sich? Das Alles ist uns unbekannt.“ — „Tarüber wird wohl Rath werden“, erwiderte der Gentleman, „Narum ich gerade euch zu Beforgung der Sache ausriefen, dazu habe ich verwickelte Gründe; einer davon ist der, daß Ihr, Skillet, ohne Zweifel die Identität des Kindes herzustellen vermöget. Es darf in diesem Punkte kein Irrthum obwalten.“ — „Das kann ich“, sagte Humphrey. „Das Kind hat ein Muttermaul auf der rechten Schulter in Gestalt

einer Hand, roth und klar, wie hingemalt.“ — „Und was sollen wir mit dem Jungen anfangen, wenn wir ihn haben?“ fragte Miles Goring. — „Ihn mit euch nach Widfal nehmen,“ war die Antwort. — „Ist das Alles?“ — „Alles!“ wiederholte Sir Barnard mit Nachdruck. — Miles Goring blickte unzufrieden drein: er möchte sich sagen, für einen so unbedeutenden Dienst werde auch die Bezahlung nicht gar reichlich ausfallen. Wäre der Fall künftiger gewesen, so hätte es ihn wohl heiterer gestimmt. — „Wenn ihr mit dem Rinde in Widfal seid,“ fuhr der Baron fort, „sollt ihr weitere Verhaltensmaßregeln erhalten: Im Lauf des Tages wird sich Jemand bei euch einfinden, der euch auf die Spur bringen wird. Vergeßt nicht,“ sagte er hinzu, „daß ihr durch Treue nicht nur einen freigebigen, sondern auch einen mächtigen Freund euch sichert, daß ihr aber, wenn ihr ver-

rätherisch handelt, einen unerbittlichen Feind in mir findet. Doch ich denke, ihr kennt mich.“ — Dem war so, wenigstens dem Rufe nach kannten ihn die Weiden nur zu wohl. — Als einen Beweis seiner Freigebigkeit gab Sir Barnard Jedem beim Abschied fünf Guineen mit der Weisung, nächtern zu bleiben und ihr Gasthaus nicht zu verlassen, bis die Person, die er ihnen bezeichnete, bei ihnen vorgeprochen hätte.

Sobald Collin Crawl abkommen konnte, eilte er in den Tempel, um mit Edward Goston sich zu beraten, was in der Sache zu thun sei, oder vielmehr, um sich zu vergegenwärtigen, ob dieser sein Einschreiten überhaupt billige oder nicht. Die Natur schien ihm mit einem besonderen Talente, Intriguen zu durchschauen, begabt zu haben, und die Umstände waren der Ausbildung dieses Talentes besonders günstig gewesen, denn seine Kindheit hatte er in dem



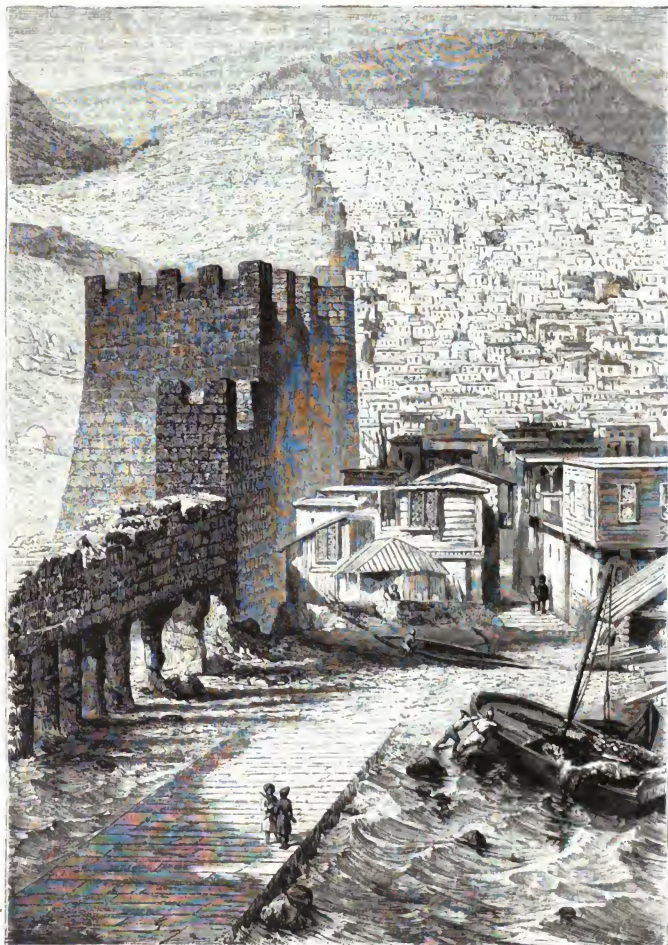
Edward hörte zu seiner Ueberraschung, wie Laura den Schmichelworten Kapitän Rawson's Gehör schenkte.

Armenhaufe verlebte, seine Lehre führte ihn in das Bureau eines Advokaten — zwei ausgezeichnete Schulen, um die Welt kennen zu lernen. — Der junge Rechtsgelehrte hörte dem Verdichte Collin Crawl's mit höchstem Interesse zu. — „Zu welchem Zwecke sollte sein Onkel,“ so fragte er sich, „diese Männer vom Lande herein kommen lassen? Und in welcher Beziehung konnten ihr Besuch und die Dienste eines der gewandtesten Polizei-Offizianten zu einander stehen?“ — „Ich weiß, an was Sie denken, Sir,“ bemerkte sein Besuch. — „Dann wissen Sie mehr als ich,“ war die Antwort, „denn ich wäre wirklich in Verlegenheit, wenn ich all' das aussprechen sollte, was mir im Augenblick im Kopfe herumgeht.“ — „Nun! Wollen wir sehen?“ — „Gern.“ — „Sie wundern sich, was Sir Barnard vorhaben kann.“ — Der Gentleman lächelte. — „Und warum Humphrey Skillet und der Wirth der Wandersruh bestellt

worden sind.“ — „Ganz richtig!“ — „Ich glaube,“ sagte der junge Mann ernst, „es handelt sich um das Kind.“ — „Aber wie kann ihn das Kind eines Fremden interessieren?“ — „Das ist's eben, was ich suchen will ausfindig zu machen.“ — „Sie?“ — „Ja, wenn Sie nichts dagegen haben.“ — „Das hängt von den Mitteln ab, die Sie anwenden,“ bemerkte Edward Goston ernst. — „Es sollen christliche sein,“ rief Collin Crawl mit Wärme. „Ich könnte Ihnen nicht mehr in's Gesicht bilden, wenn ich mir eine unredliche Handlung zu Schulden kommen ließe.“ — „Und was brauchen Sie zu Ihrem Unternehmen?“ fragte Edward. — „Eine Furore und einen Nachtsack, Sir.“ — Beides war leicht zu bekommen, und Collin verließ den Tempel ganz entzückt vom dem Erfolge seines Besuches.

(Fortsetzung folgt.)

Derbent,
am kaspischen Meere.



Wir kamen von Astrachan und hatten durch die Steppen, welche sich am westlichen Ufer des kaspischen Meeres erstrecken, einen Mitt gemacht, um das auf der Halbinsel Achsderon gelegene Baku und die Feuerpetrol, *Wuiter*. Welt 1860, S. 345, zu besuchen. Mit lautem Jubel, gleich den aus dem Innern Kleinasiens zurückkehrenden Kriegern des Xenophon, begrüßten wir an einem milden Morgen von einer Anhöhe herab das kaspische Meer wieder, welches ruhig, wellenlos und bleichen seinen grünen Spiegel ausdehnte, dessen Niveau das selbe bleibt und daher die alten Geographen schon auf die Idee brachte, daß es einen unrichtigen Abfluß habe, und entweder mit dem schwarzen Meer oder mit dem persischen Golf in Verbindung stehe. Wir ritten Hügel auf, Hügel ab, kamen an den umgestürzten Leichensteinen eines tartarischen Friedhofes vorüber, und erblickten überrascht vor uns, einen Berg am Meere hinanletternd, die Häuser von Derbent. Es bildet einen der originellsten Anblicke, deren ich mich erinnere. — Der Berg, an dessen Abhängen sich die Stadt stufenförmig erhebt, ist fast und ebe, und die wirre Masse seiner weißer Häuser mit ihren terrassierten Dächern, deren Eingänge meist nur sehr selten durch eine Baumtrone oder eine kleine Halbpfeiler unterbrochen wird, hatten ganz das Aussehen, als wären sie aus Steine geschnitten, wie denn überhaupt der wägen leuchtende Fels mir die graumischen Straußblippen Albions in's Gedächtniß rief. Eine Krenelleure und mit Zinnen versehene Mauer, mandmal von Thürmen durchbrochen, umgürtet die ganze Stadt, deren am Strand gelegener Theil durch einen mächtigen Thamm gegen den Anprall der Wogen geschützt wird, denn das kaspische Meer wird von vielen Stürmen heimgesucht, und alljährlich gehen eine große Anzahl Schiffe auf demselben unter. Durch ein sehr schönes prästige, von zwei Thürmen flankirtes Thor betreten wir die Stadt. Zur Rechten murmelte eine Fontäne im Schatten riesiger Palanen, unter denen verschleierte Weiber ruhten und plauderten; Reiter auf Pferden und Kameelen kamen mit uns an oder zogen aus der Stadt hinaus. Das Innere zeigte den im Orient üblichen Schmuck, die Menge verwitterter Hundeb, und die Lautlosigkeit und Ruhe, welche nicht nur hinter den vergitterten Fenstern brütet, sondern auch in den öffentlichen Verkehr übergegangen ist. Die Magazine der Russen sind unten am Kai, wo die mit Waaren beladenen Schiffe ankern, sonst konzentriert sich der kommerzielle Verkehr im Bazar, in dem ein ziemlich lebhafter Handel betrieben wird. — Die Stadt bildet eine Art Parallelogramm, welches von einer festungähnlichen Mauer umgeben wird.

Die Stiefsohner oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Gedr von eines jener Gasthäuser, welche fast ausschließlich von Bedienten frequentirt werden, und hatte, wie jedes andere Gasthause, seine Eigenthümlichkeiten. Der Wirth war Hauskammermeister bei einem Herzog von königlichen Geblüte, seine Frau Kammerjungfer bei einer Gräfin gewesen; kein Wunder, daß sie bei den Bedienten mit und ohne Fiere, welche das Haus besuchten, in großem Ansehen standen. Das beste Zimmer der Beletage diente als Klubzimmer, und kein Fremder hatte Zutritt, der nicht statutenmäßig eingeführt wurde. Um dies zu werden und dadurch in den Stand zu kommen, Skillet und seinen Genossen zu beobachten, bedurfte Collin Cray der Fiere und des Nachts. — „Kann ich ein paar Tage hier unterkommen,“ fragte er am Abendhinein, „bis meine Leute eintreffen?“ — „Da er sein Glas Bier aus einer wohlgefüllten Vorse begehrt hatte, so wurde sein Anfinnen mit nicht ungenügenden Augen betrachtet. — „Wer sind Ihre Leute?“ fragte der Wirth. „Wir logiren nur die ersten Familien.“ — „Graf Spedemewil, der hollän-

dische Gesandte,“ erwiderte der junge Mann mit einem Selbstbewußtsein, das sehr zu seinen Gunsten einnahm. Er hatte in den Zeitungen gelesen, daß der Graf in den nächsten Tagen in London erwartet werde. — „Wie können Ihrem Wunsch entsprechen,“ sagte der Wirth in herablassendem Tone. Von dem Tag an, wo er in den Dienst eines königlichen Hofe getreten, hatte er nie mehr in der Einzelt gesprochen. Collin gab seinen Reisesack ab und wünschte das Klubzimmer zu besuchen. Mit Rücksicht auf den diplomatischen Rang des Gastes führte ihn der Wirth selbst ein, indem er ihn unter dem Namen seines vermeintlichen Herrn vorstellte. Es galt nämlich in dem Klub als eine Beleidigung, sich mit dem eigenen Namen anzureden, die Worte „Herrschaft“ und „Lohn“ aber nur auszusprechen genüge, um aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. — Unter allen andern Umständen hätte Collin Cray mit Freudentheil an der Unterhaltung genommen, die er hier vorfand und die der Inbegriff aller Lächerlichkeiten war. Das Annehmen der Namen ihrer Herrschaften war noch das Wenigste, auch deren Stellung im Leben hatten ihre Herren Bedienten zum Gegenstand ihrer Studien gemacht, und sie erriethen nun als lebendige Karrikaturen, die der treffendste Witz nicht burlesker hätte darstellen können. — Aber Collin war heute zu sehr von seinem Vorhaben in Anspruch genommen, um Dingen, die damit nicht in Verbindung standen, Aufmerksamkeit zu schenken. — „Von diesen Narren da,“ dachte er, „kann ich nichts erfahren; Alles, was ich bis jetzt erreicht habe, ist Zutritt in dem Hause. Im Uebrigen muß ich eben warten, aufpassen.“ — Das Stud begünstigte seine Pläne früher als er erwarten durfte; denn als er schellte, um Thee zu bestellen, erkannte er in dem Kellner einen ehemaligen Bewohner des wladimir Armenhauses, der vor sechs Jahren sich mit dem Inbalt des Pulis der Weilerin aus dem Staube gemacht hatte. Der Burleske schien sich nicht im Entferntesten Collin's zu erinnern. Er führte den Gast in ein lauderes Manjardensbüchlein, und wollte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Wasser in dem Krug war, eben das Zimmer wieder verlassen, als Collin Cray ruhig den Thürriegel vorstößte. — „Was soll das heißen?“ rief der Kellner erlebend. — „Ich möchte nur ein wenig mit Ihnen plaudern — weiter nichts. Sie brauchen nicht unruhig zu werden, obgleich ich von Widjal komme.“ — „Sind Sie ein Polizeioffiziant?“ fragte der Burleske außer sich vor Schreden. — „Nein, Tim Walemore. Sie sehen, daß ich Sie kenne, wenn ich auch kein Polizeimann bin. Aber ich habe einen bei der Hand, und es wird nur Ihre Schuld sein, wenn ich ihn rufe. Ich habe etwas Anderes vor.“ — „Skillet und sein Begleiter?“ — Collin nickte bejahend. — „Da! ich mir's doch, daß die was im Schilde führen,“ rief Tim. „Zweimal schon ist heute ein Kerl mit ihnen eingeschlossen gewesen. Der Herr sagt, er sei von Powittret und drühe.“ — „Gan!“ ergänzte der vernünftige Oroom. — Der Kellner begann einen hohen Begriff von dem Gaste zu bekommen: entweder mußte er eine sehr bedeutende, oder doch eine sehr gewandte Persönlichkeit sein. — „Hat Hampfeyre Sie erkannt?“ — „Das eine Mal meine ich's, das andere Mal zweifel ich wieder,“ erwiderte Tim Walemore. „O, verrathen Sie mich nicht! Ich habe mir seither keine unredliche Handlung mehr zu Schulden kommen lassen. Wenn Sie nur wüßten, was ich in Widjal habe ausstehen müssen.“ — „Ohne Zweifel war's schlimm genug dort,“ unterbrach ihn Collin, „aber davon ist jetzt nicht die Rede. Ich bedarf Ihrer Unterstützung und bin bereit, Sie dafür zu entschädigen, wenn Sie ehrlich sind — weiter für Sie zu sorgen, aber Sie müssen die Wahrheit reden.“ — „Bräuen Sie mich!“ — „Gaben Sie die Unterredung zwischen Skillet und seinem Begleiter belauscht?“ — „Ja!“ — „Und was haben Sie vernommen?“ — „Etwas von einem Kind,“ erwiderte der Kellner, „und etwas, was ich nicht verstand, wiewohl mir klar genug daraus geworden ist, daß Goring — so heißt der Andere — etwas Furcht-

bared von Skillet wiſſen muß und ihn dadurch völlig in ſeiner Gewalt hat.“ — „Nicht unwaſſerſcheulich!“ bemerkte Collin, „zwiſchen ſolchen Menſchen kann kein eheliches Vertrauen beſtehen. Was haben Sie ſonſt erjahren?“ — „Mein Herr hat ein Oig für ſie gemietet, ſie ſind wohin geſahren, nicht weit von London weg, aber werden heute Abend noch zurückermarten.“ — „Mit dem Kinde?“ — „Ja glaube ſo . . . oder beſſer, es iſt ſo,“ ſetzte Tim Blakmore hinzu. „Ich hörte Miſſus ſagen, es werde bei der Köchin ſchlafen.“ — „Und wo ſchläft die Köchin?“ — „Nur zwei Zimmer von dem Zögling weg.“ — „Sehen Sie,“ ſagte Collin Crawl, einen erſtaunten Ton annehmend, „Mrs. Penguin hat den Verluſt des Geldes, das Sie aus ihrem Pulse entwendet, noch nicht vergeſſen und ſchwört, Sie hängen zu laſſen, ſobald ſie auſſändig macht, wo Sie ſtehen. Nun, ich weiß das jetzt und verſpreche Ihnen gleichwohl nicht nur zu ſchweigen, ſondern Ihnen noch Geld zu geben und einen anderen Plog zu verſchaffen.“ — unter der Bedingung, daß Sie meinen Begehungen unbedingt nachkommen.“ — „Oern! getrocknet!“ rief der zum Tod Erſchrockene, begierig die ihm dargebotene Aeuſſert ergründend. — „Sie müſſen mich benachrichtigen, wenn Skillet und ſein Begleiter jurid ſind.“ — „Out.“ — „Ob ſie das Kind mitbringen oder nicht.“ — „Ich verſtehe.“ — Zufrieden mit den getroffenen Einleitungen lehrte Collin Crawl in das Alubzimmer zurück, wo er ſeinen Ihee zu ſich nahm. — Um elf Uhr begab ſich Collin auf ſein Zimmer. Der Kellner begleitete ihn mit dem Vorgeben, er müſſe heißes Waſſer hinaufbringen. — „Eind ſie zurück?“ forſchte der Erſtere. — „Nein, ich muß aufbleiben und auf ſie warten, und ebenſo die Köchin, welche das Kind beſorgen ſoll.“ — „Out!“ — „Wenn ſie Alle zu Bette ſind, ſo komme ich, wie wir ausgemacht haben; aber Sie dürfen Ihr Zimmer nicht verriegeln und müſſen was beachten.“ — „Eien Sie außer Sorgen,“ erwiderte der vermeintliche Groom, ſeinen Verräter ablegend. „Ich bin das Wachen gewohnt.“ — Collin Crawl warf ſich auf ſein Bett und blieb mehrere Stunden in tiefer Nachdenken verſunken. Endlich kam Tim Blakmore beſuchlich in das Zimmer geſchlichen und zeigte ihm an, daß Humphrey Skillet und ſein Genoſſe jurid ſein. — „Wo ſind ſie?“ fragte er. — „Auf ihrem Zimmer.“ — „Und das Kind?“ — „Bei der Köchin im Bett,“ verſetzte der Kellner. — Mit Hülf des Legierens ſtieg nun Collin Crawl zu dem Fenſter ſeiner Manſarde hinaus und troch auf dem Dache zu der Kammer der Magd hin, brüdte den Fenſterflügel, deſſen Riegel der Kellner vorher geöffnet hatte, vorſichtig auf und ſtieg hinein. Das Mädchen, vom langen Aufbleiben ermüdet, ſchlief feſt. Collin zog ſachte das Kind unter der Bettdecke vor, widelte es in das wärmſte Kleidungsſtück, deſſen er habhaft werden konnte, und lehrte auf demelben halbederſchlenen Wege in ſein Zimmer zurück. — „Heil“ — „Gott,“ rief Tim Blakmore, „wenn er das Kind nicht hat.“ — „Dehab bin ich gekommen.“ — „Aber Sie können's ja nicht ſtilen.“ — „Ist auch gar nicht meine Abſicht. Sehen Sie, da ſind die vier Guineen, die ich Ihnen verſprochen habe.“ — ſchüßte Sie das Haus auf, laſſen Sie mich hinaus und ſie ſind Ihnen.“ — Langſam und vorſichtig ſchlichen die Beiden die Treppe hinab, bis ſie die Thüre der Eckente erreichten, die Tim beſuchlich öffnete. — „Das Geſch!“ rief er. — „Ja!“ ſagte Collin, ihm die Goldſtücke in die Hand drückend; dann ſtürzte er auf die Straße hinaus und lief, bis er eine Niethuſche fand, die ihn in den Tempel brachte. — Des andern Morgens erhob Tim Blakmore ein großes Geſchrei, er habe die Hauſthüre offen gefunden. Schnell verbreitete ſich der Lärm durch das ganze Haus, und mitten unter der allgemeinen Beſtürzung erjahren die Köchin mit der Erklärung, das Kind ſei ihr abhanden gekommen. — „Wer hat hier übernachtet?“ forſchte Humphrey Skillet. — „Niemand als Sie und Ihr Freund,“ verſetzte der Wirth. — Der Kellner führte ihm etwas in's Ohr. — „Und der erſte Groom des holländiſchen Geſandten.“ — „Holländiſchen Teufels,“ brummte Miles

Goring, „der mich's mithaben.“ — So ſtellte es ſich auch heraus: der Groom und ſein Nachſah waren verſchwunden. Nur Gines ſiel dabei dem Gedächtniſſe an. Er konnte nicht begreifen, warum der Dieb darauf beſtanden habe, vor ſeinem Bettgehen die Jede zu beſichtigen.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Edward Caſton war nicht wenig überraiſcht, als Collin Crawl mit dem Kinde ankam. Aber ſeine Verlegenheit war kaum minder groß als ſein Erſtaunen. Was mit dem Anſehen anfangen? Er hatte kein Recht, ihn zu behalten, verſpürte ſeine Luſt, ſich dem Unwillen Sir Barnard's auszuweichen, falls dieſer ſeine Theilnahme an dem Komplotte erſahren ſollte. — „Sie ſind mir doch nicht böſe?“ ſagte ſein Zögling, der eine nächtliche Bewegung in ſeinen Zügen las. — „Böſe?“ wiederholte Edward, „gewiß nicht! Sie haben ſich, ſehr ſchön gehandelt, und doch möchte ich ſalt wäſchen. Sie hätten ſich nicht in die Sache gemengt. Ich ſtehe mit Mr. Harding ſeineswegs auf freundschaftlichem Fuße, bin mit meinem Onkel kaum crit ausgehört.“ — „Armes kleines Ding!“ murmelte Collin, das Kind liebköſend. — „Ich kann mich nicht damit befaſſen,“ ſagte der Andere bei, „und zudem, wenn ich auch wollte, habe ich nicht das Recht, mich als ſeinen Vormund aufzuwerfen.“ — „Ich dachte das hätten Sie,“ bemerkte der junge Mann; „es iſt uns ja gegeben Outes zu thun.“ — Edward ſah ihn ernt an. — „Ja will mich ſeiner annehmen,“ ſetzte Collin, pfleglich zu einem Entſchluffe gekommen, hinzu. „Ist wenn ich halb verhungern müſte und dazu noch mißhandelt würde im wiſſaler Armenhauſe, habe ich mir geſagt, wie ſchön es ſein müſte, irgend ein Weſen lieben zu können, wieder von ihm geliebt zu werden. Möglich, daß der Anabe mich nicht lieben wird. Meine Hauſleute ſind gut und menſchenfreundlich, ſie nehmen ſich gewiß ſeiner an, ſo lange ich auf dem Bureau bin. O! ich kann ihn ſchon erhalten, ich verdiene ja durch Arbeiten in der Freizeit ſchon zwölf Schillinge in der Woche.“ — „Und würden Sie ſich wirklich eine ſolche Laſt auflürden?“ fragte Mr. Caſton. — „Ja, Sir, wenn nicht beſſer für ihn geſorgt werden kann und Sie nichts dagegen haben,“ war die Antwort. — „Alles lieber, als ihn in Skillet's Hände ſallen laſſen.“ — „Sie vergeſſen, daß er einen Vater hat,“ bemerkte Edward. — „Ich glaube nicht, daß Mr. Harding ſein Vater iſt, wie ich Ihnen früher ſchon ſagte. Ein Vater kann die Mutter ſeines Kindes nicht haſſen.“ — Edward Caſton verſank wieder in Nachdenken. Unentſchloſſenheit, der qualvollſten aller Zuſtände, peinigte ihn: in dem einen Augenblick war er geneigt Collin's Meinung beizupflücken, in dem nächſten machte ihn der Gedanke an die fürdurbare Betantwort, die er auf ſich lud, wenn er einen Vater ſeines Kindes deutete, wieder mantend. Plötzlich ſtieh ein Gedanke in ihm auf. „Ich will Gilbert auſſuchen,“ rief er laut. In dieſem Entſchluffe gekommen — dem einzig richtigen, den er faſſen konnte — ward es ihm leichter ums Herz, denn er ſühlte, daß er recht thue. „Begen Sie das Kind in's Bett,“ ſagte er, „und holen Sie die Wäſcherin herauf.“ — Collin entfernte ſich eilig und lehrte bald mit dieſer zurück, die neben dem, daß ſie die Wäſche der Bewohner des Tempels beſorgte, dieſelben auch zu bedienen hatte. Ihr übertrag Edward die Aufſicht über das Kind für die paar Stunden, die er abwendend ſein würde, und ſetzte ſie darauf pochte er an der Thüre von Gilbert Harding's Wohnung. Er wollte der Magd, welche zu öffnen kam, ſeine Karte übergeben, um ſie ihrem Hauſherrn zu bringen und um eine Unterredung zu bitten, aber dieſe meinte: „Er wird wohl Niemand ſehen wollen, er iſt übel dran, die ganze Nacht hindurch war er in einem ſort geſtuft. Wenn Sie ihn durchaus ſprechen wollen, ſo gehen Sie nur ſo hinaus, ſonſt weiß er Sie ab.“ — „Hat er denn keine Freunde um ſich?“ fragte der Beſuch. — „Freunde?“ ſagte das Mädchen, „was wird der Freunde haben! Seit ich da bin, hat noch keine lebende Seele nach ihm geſehen.“

Als Edward in das Zimmer des einsamen Studenten trat, fand er ihn in einem Zustande furchtbarer Aufregung, dem Berichte einer einseitig aussehenden Bäuerin lauschend, die an dem Fenster Platz genommen hatte. — „Gewiß, Sir,“ hörte er sie ausrufen, „es war nicht mein Fehler. Wie sollte ich denn auf den Einfall kommen, daß Jemand das Kind tödlich stechen wollte?“ — Es war die Amme, bei der der Anabe untergebracht worden war. — „Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so frühe schon höre, Mr. Harding,“ sagte sein Besuch; „aber ich will lieber für unhöflich als für inhuman gelten. Ich kenne die Ursache Ihrer Betrübnis und kann ihr glücklicher Weise abhelfen.“ — „Der Anabe! Wella's Anabe!“ leuchtete Gilbert. — „Ist in Sicherheit, verlassen Sie sich darauf.“ — Das Haupt des Kranken sank in den Rehnstiel zurück, in dem er saß, und so verharrete

er mehrere Minuten sprachlos, von Zeit zu Zeit nur mischte er sich die Lippen. Edward Gaston bewertete, so oft er das Sachtuch entfernte, daß es von Blut gefärbt war. — „Bitte, beruhigen Sie sich,“ fuhr er fort, „diese Aufregung tötet Sie. Sie sind krank, sehr krank, und müssen nach dem Arzte scheiden.“ — Harding schüttelte den Kopf und lächelte so traurig, daß Edward Gaston sah, er betrachte seinen Zustand als hoffnungslos. Er hieb die Bäuerin das Zimmer verlassen, zog einen Stuhl zu dem Leidenden hin und ergriff sanft seine Hand; sie war heiß, der Puls schlug fieberisch. „Es thut mir wehe, Mr. Harding,“ bemerkte er, „Sie in Ihrem Zustande so verlassen, so ohne alle Pflege zu finden. Warum haben Sie denn so beharrlich alle Annäherung von meiner Seite zurückgewiesen?“ — „Weil ich Ihre Freundschaft nicht verdiene,“ antwortete der Kranke. — Der Ton



Gaston setzte mit dem Kind auf dem hölzernen Wege in sein Zimmer zurück.

der Verzweiflung, in welchem diese Worte geäußert wurden, erschütterte Edward tief: unwillkürlich trat ihm Collin Cram's Erzählung von dem in dem See zu Moultry Park gefundenen Mädchen vor die Seele. — „Aber der Anabe! Sprechen Sie mir von dem Anaben!“ fügte Gilbert hastig bei. — „Umstände, die ich hier für den Augenblick nicht näher auseinander setzen kann, brachten mich auf den Verdacht, es wolle ein Versuch gemacht werden Sie Ihres Sohnes zu veranben. Es schloß an einem eigentlichen Verweis und ich selbst konnte mich nicht direct einmischen. Ein treu ergebener Freund aber übernahm es, die mit der Ausführung des schändlichen Planes Beauftragten zu beobachten. Ihm ist es gelungen, das Kind aus ihren Händen zu befreien, das jetzt sicher und wohlbehalten in meiner Wohnung ist.“ — Gilbert Harding, dem kein Wort Edward's entgangen war,

hielt ihm die Hand hin. „Ich verstehe die Zurückhaltung wohl, die Ihre Verwandtschaft mit Gilbert Gaston Ihnen auferlegt,“ bemerkte er. — „Gilbert Gaston!“ wiederholte sein Besuch erstaunt. „Was kann er damit zu thun haben? Er ist ja noch zu Moultry.“ — „Aber seine Helfershelfer sind in London. Ich kenne ihn.“ — „Sie sind im Irthum; glauben Sie mir, Sie thun ihm Unrecht! In diesem Falle wemignstens thun Sie ihm Unrecht!“ — „Unrecht?! Es ist unmöglich ihm Unrecht zu thun! Denn welcher Schändlichkeit, welchen Verbrodens ist er nicht fähig? Aber er mag sich hüten!“ fuhr Gilbert Harding immer heftiger werdend fort. „Ich schonte ihn einst, nicht aus Mitleid, sondern aus Selbstsucht. Aber schwach, wiedergebückt, sterbend wie ich bin, bleibt mir noch die Kraft, ihm die Maste von seinem verhassten Antlit zu reißen und ihn vor die Schranken der

menschlichen Gerechtigkeit zu schleppen.“ — „Seien Sie doch ruhig, Mr. Harding,“ sagte Edward, erichredt bei dem Anblick des Blutes, das dem Kranken aus dem Munde quoll; „bitte, seien Sie ruhig!“ — „Das Kind! Ich muß es sehen! mich überzeugen, daß es in Sicherheit ist.“ — „Ich eile, es zu holen,“ sagte der Besuch sich ergebend, „in weniger als einer Stunde bin ich zurück.“ — „Verlassen Sie es nicht! Vertrauen Sie es keinen andern Händen an!“ — „Fürchten Sie nichts! Ich bringe es selbst.“ — Edward stand denn auch bald vor ihm und legte den Knaben in seine Arme. Gilbert drückte das Kind leidenschaftlich an seine Brust und bedeckte die kleinen Wangen mit Küssen. — „Collin hat Unrecht,“ sprach Mr. Oaston bei sich selbst; „es muß sein Vater sein;“ aber er wurde bald anderer Meinung, als der Kranke die Schulter des Knaben entblößte und nach dem Muttermaale sah: ein Vater würde sein Kind auch ohne eine solche Unter-

suchung erkannt haben. — „Kann ich sonst etwas für Sie thun, Mr. Harding?“ sorgte Edward. — Der Kranke sah ihn fragend an. — „Ich kann es nicht ertragen, Sie so allein und freudlos hier zu wissen, und doch muß ich sofort ausbringlich zu erscheinen, fürchten, daß meine Beweggründe mißdeutet werden.“ — „Ich beurtheile sie richtig,“ gab Gilbert mit schwachem Lächeln zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mummelsee.

Badischer Schwarzwald.

Auf der Höhe der Hornisgründe ruht ein See, der einst von Nymphen bewohnt der Schwauplay vieler Sagen wurde.



Die Nymphen des Mummelsee.

Der Mummelsee, den unsere Dichter in Reim und Prosa verherrlicht, breitet seine Wasser im tiefen Dunkel gemaltiger Tannen aus, und wer sich in diese nächtliche Stille des Waldes verliert und plötzlich das dunke Wasser vor sich blitzen sieht, fühlt sich mit wunderbarer Macht in die dämmernde Zaubervelt der romantischen Sage versetzt, und wir lauschen gerne der Erzählung des alten Mannes, der sich mit uns auf einen Baumstumpf setzt und uns aus seinem reichen Schatze ein paar Sagen hören läßt.

„Einige tede Junggesellen aus der Stadt Strassburg,“ beginnt er, „wollten einst den Mummelsee besuchen und hatten bereits die Hornisgründe vor sich. Aber nun wußten sie nicht, welchen Weg sie einschlagen sollten, um zu dem See zu gelangen. Da kamen drei schöne muntere Dirnen daher, die sicherten und lustige Lieder sangen. Einer der Gesellen fragte die Mädchen nach dem Wege zum Mummelsee, diese aber antworteten: „Es ist auch unser Weg, und

ihz dürft uns nur folgen.“ Ten Junggesellen war das sehr gelegen, denn die Dirnen gefielen ihnen, und der, welcher gefragt hatte, wollte der einen einen Kuß rauben; diese aber antwortete lachend: „Ei, bei uns ist es nicht Sitte, daß der Führer den Wanderer bezahlt, sondern umgekehrt, wenn ihr aber vielleicht eure Küsse für gute Mänge haltet, so seid ihr im Irrthume. In unsern Bergen gibt dergleichen nicht.“ Nach ungefähr einer Stunde langte die kleine Gesellschaft unter Lachen und Scherzen am Mummelsee an. „Hier ist der See, den ihr sucht,“ sagte die Eine. „Und wo ist denn eure Wohnung?“ fragte ein Jüngling. „Ganz in der Nähe,“ war die Antwort. „Ihr seid aber wohl müde und seht euch nach Erfrischungen. Wenn ihr uns folgen wollt, so sollt ihr bedient werden.“ Mit diesen Worten reichten die Jungfrauen den Gesellen die Hände mit so freundschaftlichen Micken, daß diesen das Herz aufging und sie ihren Führerinnen raschen Schrittes auf das Ross folgten, das den Haub des

See bedeckte. Tiefes wick jedoch unter ihren Fäßen, und plump's lagen die Jünglinge mit den Mädchen im Wasser. Diese schwammen lustig, wie die Enten, auf der Oberfläche unher; jene aber zapelten, wie Fische an der Angel, und schreien um Hilfe. Schon fingen sie zu sinken an und Todesangst bemächtigte sich ihrer, da erbarmten sich die Jungfrauen und nahmen sie und trugen sie an's Ufer. „Jetzt seid ihr wohl erfrischt,“ begann die Eine, und die Andern lachten aus vollem Halse, und unter weit schallendem Gelächter stürzten sie sich wieder in den See. „Habt ihr einmal Luft und zu befehlen,“ riefen sie den Junggesellen noch beim Untertauchen, „hier unten ist unsere Wohnung und ihr sollt uns willkommen sein. Christi eure Bräute, wenn ihr nach Hause kommt.“ Die Gesellen saßen sich einander ganz verdußt an und legten sich in die Sonne, um trocken zu werden.

„In einer der zerstreuten Wohnungen bei Oberkappel, die den Zinten Seebad bilden,“ nahm er nach einiger Zeit wieder auf, „waren eines Winterabends viele Mädchen und Burden in der Spinnstube versammelt, als un erwartet drei wunderbolde weisgeliebte Jungfrauen hereintraten, die Niemand kannte. Sie grüßten sitzsam, stellten jede ihr niedriges Spinnrädchen hin und begannen, nachdem sie um Verlaub gebeten, allerseits zu spinnen, freundlich umherzuschauen und artig das Gespräch zu führen. Man hatte sie eben recht lieb gewonnen, als es elf Uhr schlug und die Jungfrauen „Gute Nacht!“ bietend wieder fortschlüpfen. So kamen und gingen sie von nun an jeden Winterabend. Ein Burd, der sein Herz nicht genau in Acht genommen hatte und eine der Jungfrauen liebte, wollte einst die Jungfrauen über die Zeit tauschen, rückte die Uhr um eine Stunde zurück, so daß es eigentlich Mitternacht war, als es elf Uhr schlug. Die Jungfrauen gingen; aber andern Morgens hörten vorübergehende Holzhauer aus der Tiefe des Mummeltes ein seltsames Bimmern und Stöhnen, und auf der Oberfläche des Wassers schwammen drei große Musikfischen. In der letzten Nacht aber war der Burd, welcher die Uhr zurückgestellt hatte, erkrankt und starb nach drei Tagen. Die Jungfrauen vom See aber erschienen nie wieder.“

Und noch eines zum Schluß. „Ein junger Hirt sah am Ufer, in die Tiefe der Flut seine süße Stimme dring. Da strigt die schönste Gze im Alliegengewande zu dem Hirten an das Land. „Sie hat ihn bald heraufst mit süßem Minnepiel und täglich wird getauscht der heißen Küsse viel.“ Doch jedesmal mit Sonnenuntergang verschwand die Liebliche wieder im See. Sie warnte den Knaben, je ihren Namen, wenn sie einst nicht erschiene, auszurufen, da sie sonst unrettbar verloren wäre. Da erscheint sie einst mehrere Tage nicht, in Liebesweh vergißt der Knabe sein Versprechen, ruft den Namen der Geliebten und siehe:

Kus der Tiefe stellt
Ein dumpfer Schmerzschrei,
In das Ohrade schreit
Ein Stimm von Hirt und bei;

es schwimmt ein weißes Nöseln an's Ufer — und auf Erden sah kein Aug' den Hirtentnaben mehr.“ D. Schwert.

Die Hausgötter.

(Fortsetzung.)

Wlch einem verfolgten Wilde brach Templeson die Spitzen, zertrat er die Siede, entriß er der Erde die Wurzeln der Gräser; eine lange Spur durchzog das Pflanzenmeer. Er rannte mit ungläublicher Energie, und wandte jeden Augenblick, vor Entsetzen bebend, bald den Kopf. Dann plötzlich hielt er an, aber wie ein Automat, dessen Springfeder gebrochen. Der Horizont erblich unterbeffen, und der seine Umrisse einer alleinstehenden Palme zeichnete sich scharf vom roßgen Himmel ab. Die Dämmerung dauerte nur einen

Augenblick, wie es plötzlich tagte, so ward es plötzlich Nacht. Ein schmeidelnder Windhauch trug auf seinen Fittichen den melancholischen Gesang des Meeres; der Duft des Rosmarin, der Aloe und Bagnolia stieg wie eine Saule reinen Weichrauchs zum Himmel auf, und die unter dem Brennstraß der Sonne entflammerten Blumen erboben ihre bleichen Gängelster, um die erfrischende Kühle der Nacht einzuflüßern. Diesmal war Templeson unempfindlich gegen die lieblichen Laute der geheimnißvollen Sprache der Natur; er dachte nur an seine Einjamkeit, an die Gefahr, der er mit genauer Noth entronnen und die jeden Augenblick wiederkehren konnte. Alles, was im Sonnenlicht ihn angeglückt und entzündet hatte, schien ihm nun in ein Trauergezwang gehüllt. Templeson, das Gesicht in den Händen verborgen, wagte sich nicht zu regen, das Geräusch seiner eigenen Atmung machte ihm Furcht. Bald mähte er Tritte neben sich zu hören, bald glaubte er, eine kalte Hand lege sich auf seine brennende Schulter. Sein Auge bewegte sich, einige Tropfen rieselten über seine Stirn und sein Auge starrte unbeweglich in's Leere. Die Wandlung machte sich in der Ferne wie ein wirrer Lärm vernehmbar. Alle geheimnißvollen Stimmen der Wüstennacht waren lebendig; sie erfüllten die Seele mit Entzücken, wenn man ihrer mit träumerisch halbgeschlossenen Auge, die Stirn auf die Hand gestützt, lauschen kann: dem Beängstigten erscheint ihre Harmonie süßlicher drohend! Von der Höhe der Palme nuschelte eine Nachtigall ihr schnuckelvolles Lied in das Konzert der Nacht. Gleich einer Hymne überlante ihre Stimme die andern Laute. Bei den ersten Klängen dieser Erinnerung an Europa erbeute Templeson, rieb sich die Augen und wagte eine Bewegung, wie um sich von lästigem Alpträumen zu befreien. Dieser Gesang des kleinen Vogels nahm eine Zentnerlast von ihm, er belebte seine Einjamkeit, und war für ihn wie der Lichttag! Er ließ plötzlich das dunkle Zimmer erhellen, welches eine franke Pflanzenstille mit gepenigen Schredgestalten bevölkerte. Er erlangte soweit seine Besinnung wieder um einzugehen, daß der Pfad, auf dem er sich befand, sogleich zum Nachlaufenthalt gewahrt war. Er suchte daher seinen Weg durch die mit Vögeln von Leuchtflären erfüllte Nacht, die bei der ganze Diamantenreichtum Ahiens juukelten, und schleppte sich bis zum Fuß eines Baumes, um unter denselben und unter Gottes Schube die nötliche Ruhe zu suchen. Allein dann gedachte er der ersten Nacht Robinson's und entschloß sich zu einem Versuch, nach dessen Beispiel den Baum zu erklettern. Dieß war für die gänzlich geschwundenen Kräfte des armen Eingewanders keine geringe Aufgabe, doch erdichtete ihm das Schicksal die Prüfung. Er untersuchte den Stamm und endete zu seiner Freude, daß er nicht glatt, sondern fast einer Treppe gleich gebildet war. Von Knoten zu Knoten kletterte er empor. Kaum war er jedoch im großblättrigen Laube verborgen, als ein gewisser Geruch, wie von einer Menagerie, zu ihm aufstieg und ihn zu größerer Eile antrieb. Er hielt nicht eher an, bis ihm der Athem völlig ausgegangen war, und dann setzte er sich rittlings, so gut er konnte, auf einen gabelgeformten Ast. Kaum hatte er einige Minuten in dieser Lage zugebracht, als er sich gegenüber zwei sunelnde Feuerpunkte gemahrte, die auf ihn gerichtet waren; und nicht lange dauerte es, so verpöarte er auf seinen Händen das Reiben eines haarigen Körpers, und auf seiner Wange den Hauch einer lebenden Gestalt. Krampfhaft flammerte er sich an seinen Eig; er hörte deutlich das Geräusch der kleinen Laute, die unter einem schweren Tritt zerbrachen, und bald machte sich ein heiferes, dumpfes Brüllen vernehmbar. Templeson ließ einen Schrei aus. Seine Fäße schlugen aufeinander, seine Hände verloren ihren Halt, er samante noch eine Sekunde lang, und fiel dann losfüßer in's Leere.

VI. Der Acoloblenkessau.

Die Insel begann unter den Strahlen der Sonne wie ein See lauen Wassers zu dampfen, als die Zweige des vors-

hin erwähnten Baumes sich auseinander bogen, und einen Körper in einer so labilen, unmöglichen Lage enthielten, daß der größte Rosenreifer sie nicht nachzuahmen vermocht hätte. Templeson hing ganz gemächlich vierzig Fuß über der Erde, auf einem Bündel feiner, biegsamer Zweige, denen bei der geringsten Bewegung ein Blätterregen entfiel, und dadurch wahrscheinlich ihre Traugart gefährdend verminderte. Die Vorkehrung hatte ein Wunder vollbracht, den Engländer zu retten, aber dieser wünschte fast beim Erwachen, er hätte sich Abends zuvor den Schädel zerhackt. Er war mehrere Stunden ohnmächtig gewesen; dann als allmählig das Bewußtsein wieder in ihm aufdämmerte, und er ein weiches, elastisches Lager unter sich fühlte, hatte er sich allen Entsetzen zwischen Kissen und Decken gewöhnt und war mit rührender Kindesinnlichkeit auf dem linken Ohre entholmmeret. Dank diesem wohlthätigen Schlaf waren seine Kräfte hinlänglich erneuert, um ihn seine Lage mit wachsender Ruhe überdauern zu lassen, und sich nach Erlösung aus derselben umsehen zu können. Ganz vorsichtig, um seine Hängematte nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, streckte er einen Arm aus, und ersahte aus wirklich einem nahen Mtl von ungewöhnlicher Solidität. Der zweite Arm folgte dem ersten, einen Moment hing er in der Luft, dann erreichten seine Füße den Stamm — noch zwei Minuten und er war am Boden. Dieser zeigte ihm die Spuren einer unglücklichen Lage und war nach allen Richtungen wie in ohnmächtiger Wuth aufgewühlt. Von seinem Hüte war nur noch ein Stück übrig: seine Jagdtasche, die er aus Uebermaß von Vorsicht am Fuße des Baumes, dessen Rinde ganz abgerissen war, gelassen, hatte das Schicksal des Hütes getheilt; die Genußlosigkeiten konnte sich wohl eines besseren Loses rühmen, doch war der Aeser entflohen und der flüssige Inhalt mit ihm. Nicht übel,* rief Templeson mit einem Laichen der Verzweiflung, wenn es so fortgeht, werde ich bald keine Handbreit Land mehr auf meinen Schultern haben.* Und er beweidete Robinson, der sich solch hübsche Jaden aus Fuchshaut anzusehigen versah. Templeson suchte wiederholt Schutz gegen den Feuerregen, den die steigende Sonne auf sein unbedecktes Haupt niederschickte; dann überließ ihn eine wohlthätige Lust nach Frühlingsluft. Allein wie er auch um sich forschte, nichts dem Behnlichen war zu sehen. Sein Magen hätte an Nieselsteine gewöhnt sein müssen, um die Würzeln, die er fand, verdauen zu können. Von Rosenbäumen keine Spur. Unser Held befand sich in der Schule der Entsagung; er kreuzte die Hände über dem Bauch und überlegte. Melancholisch blickte er auf seinen lastenraubenen Paletot, und es entspann sich in seiner Seele ein Kampf, ob er ihn seinem revoltierenden Magen zum Opfer anbieten sollte: allein die blanken Knöpfe desselben sahen ihn wie mitleidbittende Augen jammervoll an — und Templeson's angeborene Großmuth siegte. Der Paletot war vor der Hand begnadigt. Doch war der Magen nicht allein ein ungeschämter Gläubiger, auch die Nefle machte sich bemerkbar, und der neue Robinson war genöthigt, eine Handvoll Magnoliensblüthen in den Mund zu nehmen, um die beiden lästigen Feinde zu amüsieren. Der Tag war schon und Templeson sagte sich, daß, wenn er nicht eine der vorigen ähnliche Nacht verbringen wollte, er seine Zeit weise eintheilen müsse. Er blickte nach allen Richtungen, um sich zurechtzufinden, und entdeckte endlich in ziemlicher Entfernung einen schimmernden Metallstreif. Er schlüpfte, daß dieß ein Fluß sein müsse und suchte ihn auf dem kürzesten Wege zu erreichen, indem er zugleich hoffte, bei dieser Gelegenheit etwas zum Frühlingsbesichtigtes anzutreffen. Diese frohen Aussichten gaben der Zeit Schwünge, und er bemerkte kaum, daß zwei volle Stunden verfloßen waren, als er endlich das ersehnte Gerösch erreichte. Mit zwei Sprüngen war er am Rande, und nachdem er lange getrunken hatte, erhob er sein tropfendes Nützli, auf welchem sich unzulässige Entzündungen wiederpiegelte. Die Uebung war von vollendeter Schönheit; auf einer Seite bargen sich saße Eisenmassen hinter den selblosen Ranken der Passions-

blume; auf der andern begrenzten seltsame Baumgestalten, mit Schmarotzerpflanzen überwuchert, den hellen Strahlglanz des Flußes. Auf all dem dunkeln Laubwerk, den glänzenden Ranken und schimmernden Blütenbüscheln fielen die Lichter des Himmels glück goldenen Sternen voll Egen und Freude, und gaben der Schönheit der Erde die zeitigende Weiche. Templeson dachte, welche Wohlthat es sein müsse, sich in dieses klare Flutenbild zu tauchen, und die That dem Gedanken flüchtig entledigte er sich seiner Hülsen, legte seine Hände zusammen, drückte die Stirne zwischen die Armmasseln, gab mit den Fersen einen kräftigen Stoß, und war gleich einem echten Tritonen mit einem Saage mitten im Fluß. Während er schwamm vernahm er auf einmal einen unheimlichen, unerklärlichen Laut, und gleichzeitig glaubte er auch dem Kieselsteine des Flußes etwas Ungeheures, formloses herumtrieden zu sehen. Allein da Alles um ihn her Frieden und Behagen athmete, so meinte er bald sich getäuscht zu haben, und ließ sich, auf dem Rücken liegend, in erneueter Sorglosigkeit von den Wellen forttragen. Er dachte gar nicht mehr daran an's Land zurückzutreten, daß ihm nur neue Leiden verließ; und es kümmerte ihn nicht im Mindesten, wie groß die Strecke war, die er schwimmend zurücklegte. Dieser Zustand des Selbstvergessens war jedoch nur von kurzer Dauer; bald vernahm er wieder das sonderbare Geräusch, allein diesmal heulig, bestimmt und verwirrend. Er wandte den Kopf nach der Seite, woher der Ton kam, und erblickte eine Anzahl Krotobille, die im Schlamm des Ufers in Schladtorbnung aufgestellt, sich sonnten und von Zeit zu Zeit hinter ihren sich weit öffnenden Sinnenblenden ein Arsenal von Jähnen enthielten, welches die müthigste Haut zum Erblichen gebracht haben würde. Templeson schwamm, von Entsetzen beklüget, dem entgegengesetzten Ufer zu, und warf nur dann und wann einen flüchtigen Blick rückwärts, um sich zu versichern, daß er nicht verloszt würde. Keines der Krotobille wich vom Ufer, sie schienen friedlichen Familienrath zu halten, und Templeson glaubte sich, bei seiner Rüstigkeit nach London die öffentliche Meinung zu Gunsten dieser so schwer verläumdeten Thiere auszuüben. Schon öffnete er eine Hand, um ein Bündel Uferwurzeln zu packen; allein diese, zu schwach sein Gewicht zu tragen, lösteten sich und er fiel in's Wasser zurück. In diesem Augenblick bewegte sich ein grünliches Ungeheuer aus dem Schilf hervor und gelang auf ihn zu. Mit einer überemenschlichen Anstrengung gelang es ihm an's Ufer zu kommen. Kaum war dieß vollbracht, so hörte er, wie ein anderer Körper sich ebenfalls an's Land fürzte, und er begriff sofort, daß er verloszt wurde. Das Rad hatte seine Kraft verlohren; er fühlte sich jung, kräftig und hoffte wohl, seinem unerbittlichen Feinde zu entgehen. Es war ein furchterliches Schanzpilz, dieser Kampf zwischen Ungeheuer und Mensch. Der Ueppere wie ein leuchtendes Vama in wildem Lauf dahineilend, und mit unzufälligen Lauten die unmöglichkeit Hülfe herbeirufend; das Erstere, ein grauenhaftes, triebendes Kriechthier, in ungleichem doch jähen Sprüngen der Spur des warmen Lebens nachgehend. Das Krotobil gemann merkwürdigen Vorsprung; noch einige Minuten und Templeson war ein Mann des Todes. Da im entscheidenden Augenblicke sah er einen andern Wasserfreier sich vor ihm entrollen; es war ein Zweigarm des Flußes, und schon wollte er zu seiner Rettung dief neue Hinderniß belegen, als zwei andere Wälder der Ungeheuerfamilie, deren Belanntschaft er eben gemacht, gleich Schwamm am Rande desselben auslachten. Flucht war nun unmöglich; wohin er sich wandte, drohte ihm der Untergang. Worte können solche Angst nicht malen. Gleich dem Verbrecher, dem im letzten Moment der Gedanke kommt, daß der würgende Strick reißen werde, so fühlte auch Templeson plötzlich die Hoffnung in sich leimen; und der flüchtige, fliehende Blick, den er gen Himmel warf, war der bereite Träger eines inbrünstigen Gebetes um Errettung aus der Gefahr. Das Krotobil war nur noch zehn Schritte weit von ihm entfernt. In dieser Noth erkundete ein Freudenschaß sein Gesicht; er

erinnerte sich gehört zu haben, daß einst ein Mann sich vor der Verfolgung eines Krokodils gerettet, indem er nicht geradeaus, sondern im Sidjad vor ihm geflohen. Templeson begann sogleich es ebenjo zu machen; er hatte den Triumph zu sehen, daß das Ungethüm, wie im Bewußtsein der Unmacht, stille stand; es veruchte wohl nach einer Weile, dem Labyrinthlauf seines ertorenen Picters zu folgen, doch war seine eberne Körpermasse unfähig es zu vollbringen. Endlich streckte sich das Krokodil wie eine Granitssäule auf die Erde, und, die verzweifelte Flucht des Mannes mit wuth-

sprühenden Augen verfolgend, erwartete es dessen Erschöpfung. Als es denselben schwanken sah, richtete es sich mit einem Sprunge in die Höhe und stürzte sich vorwärts. Templeson sah es und fiel auf die Kniee. Das Ungeheuer kam mit furchtbarer Schnelle näher, jetzt ist es nur noch eine Minute entfernt — jetzt öffnet es seinen mit drohenden Zähnen und Hauern besetzten Maen. Des Unglücklichen Antlitz entfärbte sich zu Todtenblässe; er barg es in beide Hände, um diesem gräßlichen, unerhörten Tode nicht in's Auge zu schauen.



Die Krokodile schieuen friedlichen Familienrath zu haben.

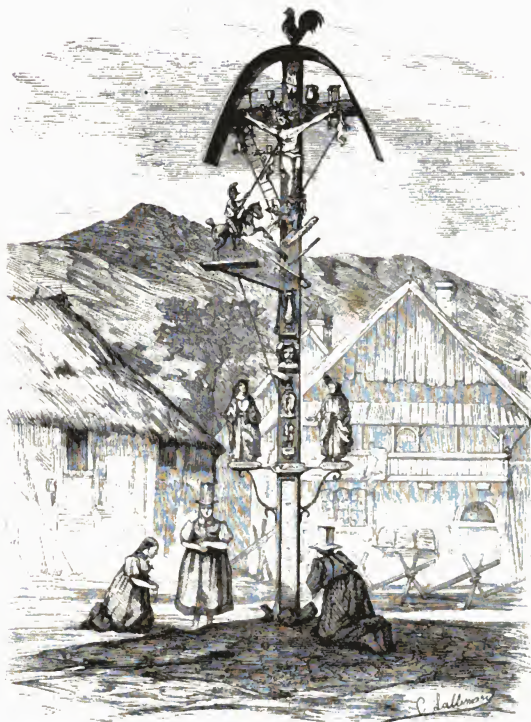
VII. Der Indianer.

Zwei Minuten verstrichen — zwei Ewigkeiten! Templeson fühlte den brennenden Athem seines Gegners und empfand die langsame Todesqual des Verurtheilten, der das Hallen des Hentersbeines erwartet. In der dritten Minute konnte er die Spannung nicht länger ertragen; er wagte aufzusehen, aber nur um aus dem Zustande unfähiger Angst in den des höchsten Erstaunens überzugehen. Das Krokodil lag zu seinen Füßen, steif, unbeweglich. Das Wuthfunkeln des Auges war erloschen, der Kopf mit blutigem Schaum

bedeckt. Der Engländer glaubte zu träumen, und vermochte nicht sogleich an das Wunder zu glauben. Er begab sich mit unbeschreiblichen Vorsichtsgeberden aus dem Bereich des noch immer gefährdeten Feindes, und suchte sich auf irgend welche Art das Räthsel zu erklären; aber nur, um bald durch einen neuen Lärm aufgebrocht zu werden. Klare, scharfe Töne in Zweiunddreißigstelennoten, ähnlich dem Bellen eines Hundes, unterbrachen die Stille, und zu gleicher Zeit erschall es wie Händeklatschen.

(Zersetzung setzt)

Das Kreuz im Simonowalde.



Ein romantischer Weg führt von Waldkirch, einem hübschen Städtchen im Kreisgau, nach Jurtwangen, dem Hauptort der Schwarzwälder Uhrmacherei, durch den Simonswald. Mitten im Walde, umgeben von einfachen Bauernhäusern, finden wir ein Zeugnis naiver Frömmigkeit, von der Künstlerhand des in diesen Bergen heimischen Holzschnitzers errichtet — ein hohes Kreuz mit dem Leiden Christi. Die Gestalt des Heilandes, die nicht gerade von ungehörter Hand zeugt, ist von den Attributen seines Leidens umgeben. Auf dem Kreuze steht der kränkende Dahn; auf dem Querbalken des Kreuzes ein Aelch, ein Bohrer, ein bleierner Krug, eine Lampe, ein Hammer und Nägel. Die Leiter und der Stod, an dessen Ende sich der Schwamm befindet, verbinden

die Zähne Christi mit den Armen des Kreuzes. An den Kägemaalen hängen an eisernen Fäden kleine Engel, welche das Blut in Aelchen auffangen. Ein sehr schöner Gedanke! An dem ganzen Stamm des Kreuzes herab befindet sich eine zweite Reihe von Gegenständen, welche an das Leiden des Heilandes erinnern. Die Weisel, die Ruthe, ein Stod, ein Säbel von ganz moderner Form, der Posten, an den Christus gebunden wurde, des Heilandes Antlitz, die Würfel, der Rod, und zwei sich küßende Gesichter, welche Judas und Christus vorstellen, — nichts fehlt. Zur Rechten und zur Linken stehen zwei ziemlich glücklich drapirte Gestalten, mit großen Strohhüten — eine Anspielung auf die Industrie jener Gegend, — die Jungfrau Maria und Johannes. Aber

das Hauptstück dieses Meisterwerkes des Simonswalbes, das ist der Reiter auf dem freistehenden Brett, der die Seite Christi durchsichtig: hier tritt die ganze Kaiserität des Künstlers zu Tage, ein Reiter in voller Rüstung mit dem bayerischen Kasten. — Nicht vereinigt steht die naive Kunstwerk, — der Simonswalb birgt mehrere solcher Kreuze, aber das bedeutendste ist unbedingt das unferer Illustration.

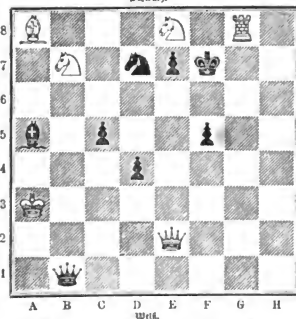
G. Callmann.

Schach.

Wichtig von T. L. S. H. N.

Aufgabe No. 20.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Die Hausgötter.

(Fortsetzung.)

Der Engländer hörte das Wasser an zwanzig verschiedenen Stellen aufspritzen, und inmitten des Schwäumes sah er die grünen Erzmassen, die sich von allen Seiten in den Fluß gestürzt hatten. Hier und da tauchte noch ein unheimlicher Kopf empor, dann stürzten sich Alle in die Tiefe und das Schwimmen beruhte von Neuem. Die Sonne spielte wieder auf der Silberfläche, und ein Vogelpaar kostete in den Weirzweigen. Templeton stand erlöst. Welche geheime Vorlesung hatte über ihm gewacht? Ein menschlicher Ruf antwortete dieser stummen Frage. Der Gerettete krümmte sich in hockender Stellung zum Trageisen; mit gesohlenen Händen erwartete er einen zweiten Ruf. Er vernahm Worte; dickmal mußte der Zweifler schwinden; er sollte einen Menschen sehen! Templeton stürzte sich in der Mächtig dieser Stimme; eine Hebe blockte verborg ihm den Fluß; er bog einen Kinnbühel zurück und gewahrte eine menschliche Gestalt. Aufrecht in seiner Pirouge, dem baumrindensformten Kahn, stand ein Indianer und betrachtete den Engländer mit dem scharfen, forschenden Blick des Wilden, der seinem Intinikt vertraut, zu untersuchen, ob er einen Freund errettet oder einen Feind zu bekämpfen hat. Templeton empfand wohl einige Verlegenheit, jedoch fühlte er auch, daß die Begegnung von zwei Menschen, in einer Wüstenei, im Angesicht des Todes, eine zwanzigjährige Freundschaft aufwegt. Die beiden Insulaner betrachteten sich noch eine Weile

mit Jögern. Dann ließ der Indianer, wie beschämt wegen seines Mißtrauens dem so christen Antlitz eines waffenlosen Mannes gegenüber, seinen Bogen neben sich niederlegen, und streckte mit einer Bewegung voll edler Würde, zum Zeichen des Friedens, seine Hand aus. Der Engländer ergriff sie, und im nächsten Augenblick stand der Mann der Pirouge vor ihm. Der jüdische Mensch hätte eine lange Rede gehalten, um seine Abicht kund zu geben; der Willde bewegte die Hand und wurde verstanden. Es sei uns erlaubt, in Worten die sich jetzt entspringende Unterredung wiederzugeben, die man sonst nur mit Hilfe eines Telegraphen veranschaulichen könnte. — „Mein bleicher Bruder hat eben große Furcht gehabt.“ — Templeton zitterte an allen Gliedern. — „Das Krotobil geht nach Lederbüßen, es liebt das Fletsch, sei es schwarz, weiß oder lusterfarbig. Aber das Krotobil ist feig und entflieht vor der Stimme des Hundes.“ — „Mein indischer Bruder hat einen Hund?“ — „Er hat zum Geiährten nur sein Geschoß, aber er weiß, Töne nachzuahmen und seine Feinde zu täuschen. Ohne mich wäre mein bleicher Bruder jetzt ein toter Mann.“ — „Ich fühlte bereits meinen Schädel in seinem Nacken.“ — „Schlichterweise ist Kanui ein guter Schütze, und wenn ein Krotobilshaupt sein Ziel ist, so erhebt das Krotobil sich nimmer.“ — Templeton erinnerte sich jetzt, daß er über dem Auge des Ungethüms etwas wie eine blutige Feder hatte hervorragen sehen, und er erklärte sich jetzt seine Rettung. — „Mein indischer Bruder hat mich von einem schrecklichen Tode erlöst; ich bin sein Schuldner; was kann ich für ihn thun?“ — „Nichts!“ — Templeton ließ traurig das Haupt sinken. — „Mein bleicher Bruder schuldet mir nichts. Das Krotobil findet seine Nahrung auf der Erde und im Wasser; aber Rahouna liebt nur das Blut, das auf seinen Märdern fließt, und Rahouna hat immer Durst.“ — Templeton schloß einige Unruhe bei dieser bedeutamen Stelle in des Indianers Gebarden, und sein Erleuchtetheitser fühlte sich einermachen. — „Wie kommt es, daß sich mein bleicher Bruder hier allein, fern von seinem Lande befindet?“ — Templeton erklärte durch drei beschärfende Gebarden, die Telemach, Ulißes' Sohn, als die feimigen anerkannt haben würde, wie er auf die Insel gekommen sei. — „Und seit wann hat mein bleicher Bruder sein schwimmendes Haus verlassen?“ — „Erei fast drei Sonnenuntergängen.“ — „Und wie hat mein Bruder seit dieser Zeit gelebt?“ — „Ich habe gelebt ohne zu essen.“ Der Engländer drückte die Hand durch das Ausstrichen seiner zehn Finger über die Magenengegend aus. — „Glücklicherweise kann mein bleicher Bruder schon etwas von seiner Gestalt opfern, ohne sich wehe zu thun.“ Lächelte der Indianer, und zeigte zwei Reihen bewundernswürdiger schöner Zähne. „Ja, mein Bruder.“ — Der Indianer hatte aus der Pirouge ein Stück Salzfleisch und die Reste eines Brodbröckchens geholt. Templeton verschluckte Alles mit der Eier eines seit zwei Tagen Hungernben. — „Was wünscht mein weißer Bruder noch?“ — „Mein indischer Bruder hat ohne Zweifel eine Hütte, um sein Haupt darin zu ruben?“ — „Kanui ist Jäger; wenn der Hunger unter sein Dach eintrifft, so ergreift er seinen Bogen, und erwidert nur mit Hänten beladen wieder.“ — „Will mein indischer Bruder mich in seine Hütte süßgen?“ — „Meine Hütte ist weit, aber die Pirouge kann sie finden.“ — „Mein Bruder wird mir zweimal das Leben gerettet haben.“ — „Kannen die bleiden Männer jagen?“ — „Die bleiden Männer lernen schnell, was sie lernen wollen; mein Bruder wird mir einen Bogen geben und mich unterrichten.“ — „Geben wir denn.“ deutete der Indianer zur Antwort, „wir werden antommen, wenn die morgende Sonne in den Fluß ohne Ende fallen wird.“ — Und die beiden Telegraphen hörten auf zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Am 15. October 1795 verführten 72 Kanonenschüsse der Haupt- und Residenzstadt Berlin die Geburt eines preussischen Prinzen, eines königlichen Entelns. Der preussische Prinz, der an jenem Tage geboren wurde, war der älteste Sohn des damaligen Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelm's des Dritten, und jener unvergessenen Frau, an die man nur zu erinnern braucht, um heute noch jedes preussische Herz höher schlagen zu machen, der Königin Louise. Es war eine wertvolle, in ihrem Dichten und Trachten wenig klare und gewaltig aufgeregte Zeit, in welche die Kindheit Friedrich Wilhelm's fiel. Die französische Revolution hatte ihre ersten blutigen Stadien durchlaufen. Oskändlicher Weise fand gegen diese Verwirrung der Zeit der kleine Prinz sich sicher gestellt durch die echt deutsche häusliche Erziehung, die ihm von seinen Eltern, die ein deutsches Ehepaar im vollsten und schönsten Sinne des Wortes waren, wurde. Welcher Art das Familienleben des höchsten Herrn und der unvergessenen Königin Louise war, mit welcher Liebe und Treue, mit welcher Sorgfalt sie selbst die Erziehung des Kronprinzen und seiner jüngeren Geschwister leiteten, das ist in Ebert's „Charakterzügen“ ausführlich beschrieben, das wir hier nur auf dieselben hinzuweisen brauchen. Frühe schon zeigten sich in dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm die Spuren seiner edeln Gesinnung, seines schönen Wohlwollens, seiner geistvollen Auffassung, seiner Lust am Wissen, man erlante im Kinde und Knaben schon, was der Mann später geworden ist! Am 15. October 1805 trat der zehnjährige Kronprinz in die preussische Armee ein. Die königliche Familie befand sich in dem stillen ländlichen Porep. Die schwarzen Tage Preussens brachen an; die Königin hatte das Hauptquartier verlassen müssen, noch vor den Thoren Berlins holte sie die Unglücksbotschaft von Jena und Auerstädt ein, sie mußte von Berlin mit ihren Söhnen nach Stettin flüchten; damals war es, wo sie im tiefsten Schmerz zu dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm sprach: „Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die Ereignisse, die euch jetzt heimsuchen, fassen und sühlen kann. . . . Laßt die uns, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinführen, werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlt, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enteln des großen Friedrich's unwürdig sein.“ So sprach die Königin, und ihre Söhne, so jung sie waren, sie haben ihre Worte in treuem Gedächtniß bewahrt. Aber nicht die Worte der Mutter allein, die ganze schwere Zeit machte den tiefsten Eindruck auf das empfangliche Gemüth des Kronprinzen; er hat es in früher Jugend wohl erfahren, „wie schwer der königliche Thron und wie so dornenvoll“.

Während die militärische Ausbildung des jungen Kronprinzen von Seite des Königs betrieben wurde, sorgte die Königin nicht minder eifrig für die Ausbildung seines Geistes und seines Herzens. Es ist bekannt, in welchen geistig bedeutenden und hochgeschätzten Kreisen die Königin Louise sich zu Königsberg bewegte. Dieselben verlebten nicht auf den Kronprinzen zu wirken. Mit seinen königlichen Eltern lehrte der Kronprinz 1809 nach Berlin und Potsdam zurück, und im folgenden Jahre stand er mit seinem königlichen Vater und mit seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, im Schlosse Hohenzieritz am Sterbebette der geliebten Mutter. Schmerz lag der Schmerz um die Mutter auf dem Herzen des Sohnes, aber fast schwerer noch drückte der französische Gewaltthäter auf das Gemüth; so in Schmerz und Hoffnung wuchsen die beiden älteren Söhne Friedrich Wilhelm's und der heimgegangenen Königin auf. Immer näher rückte der Tag des Kampfes, immer fester in sich, immer tüchtiger zum Kampf, zur thätigen Mittheilung an der Vertheidigung des Vaterlandes vom Joch des großen Emporkömmlings, wurde Friedrich Wilhelm. Am 21. März 1813 war der Kronprinz zum

Stabskapitän ernannt worden, und als 1813 der König rief und Alle, Alle kamen, da kam auch sein erstgeborener Sohn. Es versteht sich nun von selbst ameerst, erstens, daß der jugendliche Kronprinz, der dem väterlichen und später dem großen Hauptquartier attached war, überall seine Pflicht that und „dabei“ war voll Kampflust und Feuer, wo er irgend dabei sein konnte. Es genügt also, die Schlachten und Geschehnisse des Vertheidigungskrieges zu nennen, denen er das Glück hatte beizumohnen; es sind das die folgenden: Groß-Görschen, Bautzen, Treidten, Rulm, Leipzig, Brienne, Mosnaq, Bar sur Aube, Jere Champenoise, Paris.

Während des Waffenstillstandes wurde der Kronprinz zum wirklichen Kapitän ernannt und dem General von Meist zugetheilt, bei dem er bis zur dreidner Schlacht blieb. Von da ab gehörte er für die fernere Dauer des Kriegs wieder dem großen Hauptquartier an. In Paris ernannte der König die Prinzen seines hohen Hauses zu Majors. Im Frühjahr 1815 erhielt der Kronprinz die Führung des ersten Vaillons seines Regiments; das führte der zwanzigjährige Major beim Wiederausbruch des Kriegs von Potsdam nach dem Rhein, über den Rhein bis in die Wetterau. Hier trat ihn die große Siegesbotschaft von Waterloo und am 9. Juni die Ernennung zum Obersten. Der hochwürdigste Königssohn hatte das Versprechen eines Kommandos bei der Avantgarde des Feldmarschalls Fürsten Blücher erhalten. Er reiste; dahin ab, mußte aber auf ausdrücklichen Wunsch erst dem Kaiser Alexander von Rußland in Rheinabern seine Aufwartung machen, dann ging er über Köln nach Brauberg und legte die erste Fackel bei der Belagerung dieses Platzes. Der Friedensschluß machte es dem Kronprinzen unmöglich, weitere Vorbeeren zu schließen, er konnte nur die siegreichen Truppen in die Heimat zurückführen lassen. Im Frühjahr 1816 erhielt der Kronprinz das Kommando der Grenadier- (spät zweite Garde-Infanterie) Brigade, avancirte zum Generalmajor und hatte 1817 die Inspektion der Truppen in Schlesien und am Rhein.

Während so der junge Herr den ersten Waffendienst im Frieden weiter übte und allerdings den Spruch betätigte, daß der Kronprinz von Preußen zwar in Purpur aber zur Uniform geboren wird, verabsäumte er in keiner Weise, sich auch von anderer Seite für seinen künftigen Berufsberuf vorzubereiten. Er ließ sich von den ausgezeichneten Lehrern der berliner Akademie und Universität wissenschaftliche Vorträge halten, er wohnte häufig den Sitzungen der obersten Landeskollegien und Titularkrieger bei, und suchte sich mit großer Gewissenhaftigkeit vertraut zu machen mit dem Geschäftsgang bei den verschiedenen Behörden. Das Studium und die Pflege der schönen Künste, für die er von früh auf große Liebe gehabt, füllte in würdiger Weise die Mußstunden des Königssohnes aus. Ein glänzender Gesandter, ein seiner Amtsinns betätigte ihn vorzüglich zur Beurtheilung von Werken der Baukunst. — In das Jahr 1823 fällt das Ereigniß, das einen dauernden Segen über das Leben Friedrich Wilhelm's IV. verbreitet hat, seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Luise, königlichen Prinzessin von Bayern, des Königs Maximilian Tochter.

Als Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 den preussischen Thron bestieg, war er ein reifer Mann, wohlbehalten mit allen Verhältnissen, die er im Großen und Ganzen fest entschlossen, die Pläne, die er Jahre lang ermoogen, in Ausführung zu bringen. Diesen Plänen ist er, trotz veränderter Umstände, treu geblieben. Seine Einrichtungen von weitreichender Bedeutung wurden in's Wert gesetzt, Oessentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, gesetzliche Bestimmungen über die Presse, crassen, Handelsverträge mit den Niederlanden, Belgien, England und Portugal geschlossen; überall sah man den König in eifrigster Weise bemüht, seinen Königsbefehl zu erfüllen in weitestem Umfang. Auf der andern Seite sammelte sich um seinen Thron die Fürsten der Kunst, der Poesie und Wissenschaft: Schelling, Tieck, Rückert, Cornelius, Rauch, Humboldt u. s. w. Die ganz besondere Auf-

merksamkeit des Königs blieb von Anfang an bis zuletzt den militärischen und kirchlichen Zuständen zugewendet. Die Stürme des Jahres 1848 unterbrachen gewaltsam die edeln Bestrebungen des Königs, mit tiefstem Schmerz mußte er sich in seinem Wirken unterbrochen sehen. Bewundernswürdig bleibt, was Friedrich Wilhelm IV. trotz der Revolution, trotz der gegenstretenden Störungen, trotz des übeln Willens hier und dem mangelhaften Verständnis dort im Aufbauen geleistet hat. Am 3. April 1849 brachten Deputirte von Frankfurt die Botschaft, daß die Paulskirchen-Versammlung den König zum deutschen Kaiser erwählt habe. In gerechter Würdigung der Umstände wies Friedrich Wilhelm diese Versuchung entschieden von sich. Sehr fein bemerkte er der Deputation: „Das ist eine der Verwürdigkeiten dieser Zeit,

daß man mehr gibt und anbietet, als man hat.“ Am 31. Januar 1850 wurde die neue Verfassung, deren Aenderung und Verbesserung aber ausdrücklich vorbehalten ward, beschworen und bekannt gemacht. Frieden zu erhalten und Versöhnung zu stiften, das betrachtete der treue König als die hohe Aufgabe seines Lebens, und seine letzten Kräfte hat er an die Erfüllung dieses königlichen Lebenszweckes gesetzt. Leidend schon seit längerer Zeit, eilte er von Marienbad nach Wien, um die kaiserlichen Höfe von Rußland und Oesterreich, ihm Beide verwandt, zu verjöhnen; auf der Rückreise trafen ihn die ersten Schlaganfälle, die sich seitdem öfter wiederholten, und erst eine Stellvertretung in der Regierung durch den nächsten Agnaten und endlich die Regentschaft des Prinzen von Preußen nothwendig machten. Vergeblich führte man



König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, geb. 1795, gest. 1861.

den theuren Herrn nach Bagn und Italien, unheilbar erwieß sich das Leiden; da ließ man ihn endlich in Ruhe auf seinen Sanssouci-Schlössern um Potsdam, umgeben von der rührenden Pflege seiner Königin, die, eine barmherzige Schwester im Purpur, nicht wankte und wich von dem geliebten Gemahl in diesen schweren Jahren der Prüfung. Hoch ragen die Kirchen und Schlösser, die Spitäler, die Friedrich Wilhelm IV. gebaut, überall in den Städten seines Reiches stehen Zeugen seines edeln Kunstsinnes; wohlthätige Einrichtungen tragen seinen Namen in entfernter Zeiten; der preussische Helm, der preussische Rassenrock und viele andere Dinge der Art erhalten sein Gedächtniß; Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, das Heer, sie Alle haben viel an ihm verloren; die Geschichte aber wird ein gerechtes Urtheil haben

für diesen edlen König, der den Königsberuf in dem höchsten und edelsten Sinne aufgefaßt, und mit gewaltigem Ringen stets bestrebt gewesen ist, ihn solcher Auffassung gemäß auszuüben. G. Geseleit.

Matanzas.

Guba.

Ein kleiner Dampfer verläßt jeden Abend gegen zehn Uhr die Havanna und kommt vor Tagesanbruch in Matanzas an. Die Fahrt unter dem milden Tropenhimmel ist zauberisch schön; die Luft ist mit Wohlgeruch erfüllt, der sich mit dem

starken prickelnden Meerarom vermischt. Phosphorisches Licht strahlte die kleinen Mollusken der See, und wo ein leiser Windhauch die Wellen trüffelst, glänzen sie wie geschmolzenes Silber, und auch hinter dem Steuer zieht eine breite milchige Schaumstraße. Die See dampfte noch im Frühnebel, als wir etwa eine Meile von Matanzas entfernt auf der Höhe Anker warfen. Kleine Rachen erschienen bald darauf und legten an der Fallsteppe an, um die an's Land Wellenden dorthin zu rudern.

Matanzas unterscheidet sich von der Havana wesentlich; es hat eigentlich weniger den Anstrich einer tropischen Stadt, besitzt ungefähr 25,000 Einwohner, und liegt an der Mündung der beiden Flüsse Yumuri und San Juan, wodurch die Stadt in drei Theile getheilt wird. Die Schiffe bleiben einige Meilen von ihr entfernt auf der Höhe. Auch

in der Bauart der Häuser, den Sitten, der Anlage der Straßen und Plätze ist Matanzas eine eigenthümliche Stadt. Sie ist auf einem trockenen und verbrannten Boden gebaut, die sie umkränzenden Hügel aber sind malerisch und fruchtbar. Im Westen zieht sich die Cumbre genannte Bergkette bis an's Meer, und von deren einzelnen Gipfeln bieten sich dem Besunder großartige und originelle Fernsichten. Gleich bei meinem ersten Spaziergang traf ich einen Trupp Kuli's, die in der stärksten Sonnenhitze Steine zum Bau eines Hauses trugen. Ihr Wächter saß behaglich eine Cigarette rauchend im Schatten eines Mangobaumes. Bis auf einen Schurz um die Hüften waren diese Arbeiter vollkommen nackt, wie Gott sie erschaffen, nur Einzelne trugen noch kurze, bis zu den Knieen reichende Pantalons. Ihre Verdigungszeit dauert, wie man mir mittheilte, acht Jahre, und während



Ansicht von Matanzas.

dieser Periode müssen sie die Arbeiten eines Lastthieres verrichten, obwohl sie viel intelligenter sind als die Schwarzen. Die „Plaza“ von Matanzas ist ein von Mauern umschlossener Garten, an welchem der Palast des Gouverneurs steht. Hier verblutete unter den Augen spanischer Kriegsmedicer der patriotische Dichter Gabriel de la Concepcion Balbez. Angeklagt, an der Spitze einer bewaffneten Menge zu stehen, deren Zweck war, die Sklaven von ihrem Joch zu befreien, wurde er zum Tode verurtheilt.

Die weißen, einstöckigen Landhäuser, die oft ganz nahe bei einander stehen, tragen fast alle denselben Charakter und unterscheiden sich nur durch die sie umgebende Vegetation. In vielen derselben führen lange, geradlinige Alleen von Palmbäumen, auf deren schlanken Stämmen die gefiederte grasgrüne Krone sich wiegt, Mangos oder Orangen; wieder

andere stehen, von keinem Baumgrün beschattet, in der glühend heißen Sonne, und laun breitet sich in ihrer Umgebung eine kleine fruchtbare Oase.

Richard Dana.

Die Stiefkinder oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Edward Gaston bedurfte keiner weiteren Erlaubniß, er richtete sich alsbald in dem Krankenzimmer ein, und begann was er für nöthig hielt anzuordnen. Zunächst verständigte er sich mit der Hausfrau über den Mietzpreis für das anstossende Zimmer, das die Amme mit dem Kinde beziehen sollte. Dann bestand er darauf, nach Wein und einem Arzte

zu senden. — „Lassen Sie sich die Kosten nicht anfechten,“ sagte er in Erinnerung der Gegenortstellungen des Kranken; „Sie können mich bezahlen, wenn Sie wieder hergestellt sind.“ — „Es handelt sich nicht um das Geld, sondern darum, ob es etwas nützt,“ erwiderte Gilbert Harding: „Sie sehen, ich bin am Sterben.“ — „Das ist so gewiß nicht.“ — „O, doch! Sie wissen: ohne Lösung keine Rettung. Aber, thun Sie was Sie für gut finden.“ Mit diesen Worten gab er Edward einen Schlüssel in die Hand, den er an einem schwarzen Bande um den Hals hängen hatte, und deutete auf einen mit Eisen beschlossenen Kasten, der in einer Ecke des Zimmers stand. „Dort nehmen Sie was Sie brauchen,“ sagte er hinzu, „es ist mehr als genug darin.“ — Edward Gaston öffnete den Kasten und sah, daß derselbe eine bedeutende Summe in Gold und eine Anzahl Briefe und sonstige Papiere enthielt. — „Ist es denn nothwendig,“ fragte er, „daß ich Erwas da heraus nehme? oder vertheilen wir einander hinlänglich, daß ich die Sache auf meine Weise bereinigen darf?“ — „Wie Sie wollen?“ — Edward verschloß den Kasten und gab den Schlüssel zurück.

Eine Stunde später erschien der Arzt, nach dem Edward geschickt hatte. Er blieb nur kurze Zeit, schrieb ein Rezept und empfahl sich. Mr. Gaston begleitete ihn die Treppe hinauf. Als er in das Krankenzimmer zurückkehrte, sah ihn Gilbert mit forschenden Blicken an. Er errieth, von was die Beiden zusammen gesprochen hatten. „Wie viele Tage habe ich noch zu leben?“ fragte er. — „Der kann das sagen?“ war die Antwort. „Sie dürfen solchen Gedanken nicht Raum geben. Ruhe — nöthige Ruhe ist nöthig.“ — „Sie können es,“ sagte der Leidende. — „Ja?“ — „Bemühtens können Sie mir die Meinung sagen, die Sie gehört haben.“ — „Wie kommen Sie nur auf den Einfall, daß ich darnach gefragt habe?...“ — „Ich bin kein Kind,“ unterbrach ihn Gilbert ruhig. „Für mich hat das Leben keinen Reiz, der Tod seine Schreden verlor. Ich weiß, daß meine Stunden gezählt sind: ich fühle es, ich lese es in den mitleidigen Blicken des Arztes. Es ist vielleicht hart zu sterben, zu sterben, ohne einen Lebenszweck erfüllt zu haben; aber ich bin — wenn auch nicht vorbereitet — doch gefaßt. Edward Gaston,“ setzte er in feierlicher Tone hinzu, „es ist nicht mühsame Neugier, nicht eitle Furcht, was meine Frage hervorruft. Ich habe eine Pflicht, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Antworten Sie mir, wie es der Mann dem Manne, der Freund dem Freunde schuldig ist!“ — So beschworen, das fühlte Edward, wäre es unedel gewesen den Kranken zu täuschen, doch brachte er ihm den Ausdruck des Arztes so jart als möglich bei. — „Die Jugend,“ bemerkte er, „hängt mit so vielen Fäden am Leben. Schon oft hat sich die Wissenschaft getäuscht...“ — „In meinem Falle nicht.“ — „Doktor Davilaud ist der Meinung, daß Ihr Zustand gefährlich ist.“ — „Und ohne Hoffnung?“ — „Er fürchtet dieß, aber...“ — „Zweifeln Sie nicht an meinem Rath,“ sagte der Kranke, „ich bin ein Mann. Wie lange gibt er mir noch?“ — „Zwei bis drei Tage,“ antwortete Edward tief ergriffen. — Gilbert drückte ihm schweigend die Hand. — „Ihr Leiden hat sich äußert rasch entwickelt,“ fuhr der Andere nach einer Pause fort. „Es muß aus dem Herzen, aus dem Gemüthe kommen. Ich wiederhole die eigenen Worte des Arztes.“ — „Er ist ein scharfer Beobachter,“ murmelte der zum Tode Betroffene. „Ich wollte, ich hätte Sie früher kennen gelernt, mein Loos wäre ein anderes gewesen. Sie sehen, wie egoistisch ich bin,“ fügte er bei, „bis zu dem letzten Athemzuge immer dieses Ja! Und doch war mein Herz nicht ganz von Thon, es war einst gut, warm, edelmüthig wie das Ihrige; aber derummer hat es frühzeitig gebrochen, Verrath es hart gemacht.“ — „Sie sind ungerecht gegen sich selbst.“ — „Warten Sie, bis Sie meine Geschichte gehört haben. Aber ehe ich eine Erzählung beginne, die Sie entsetzen muß, versprechen Sie mir, daß, wie groß auch der Abscheu und die Verachtung sein mag, mit der Sie mich betrachten, diese Empfindungen Sie doch nicht veranlassen wer-

den, Ihrer Pflicht gegen das Kind untreu zu werden.“ — „Pflücht!“ wiederholte Edward Gaston überaus. — „Es ist eine.“ — „Ja, bin noch nie vor einer Pflicht zurückgewichen,“ bemerkte der junge Rechtsgelehrte, „und werde es auch jetzt nicht — nur beweisen Sie mir, daß es eine ist.“ — „An den Beweisen soll es nicht fehlen; dort sind sie... dort...“ — Der Sprecher deutete auf den Kasten. — „Und nun,“ fuhr er fort, „ziehen Sie Ihren Stuhl näher zu dem meinigen; lassen Sie mich Ihre Hand fassen, daß Sie nicht vor mir entziehen... ich bin ein Mörder.“ — Edward Gaston sprang entsetzt auf. — „Nicht mit der That,“ sagte Gilbert Harding häufig hinzu, „nicht mit der That. Mein! Meine Hand ist so rein von Blut, als die Ihrige. Kein Verbrechen wurde vorsichtiger ausgeführt. Ich überließ das junge Herz, das mit dem Jutrauen, der Liebe einer Schwester auf mich baute, ich überließ es einem Schurken, der durch seine Teufeltänze eine solche Herrschaft über mich gewonnen hatte, daß ich zum willenlosen Werkzeug seiner ruchlosen Absichten geworden war.“ — „Es muß ein Mann von nicht gewöhnlichem Geiße gewesen sein, der eine Intelligenz wie die Ihrige so völlig seinem Willen dienstbar zu machen vermochte,“ bemerkte sein Zuhörer. — Der Sterbende brach in ein bitteres Lachen aus. „Geist!“ wiederholte er, „Geist! Das Ding war und ist noch ohne Kopf und Herz!... Doch urtheilen Sie selbst... Sie kennen den Mann.“ — „Ich kenne ihn?“ — „Er heißt... Cabert Gaston.“

Schon hätte der Abend das Zimmer in seinen Schatten, und noch hatte Gilbert Harding die traurige Erzählung seiner Lebensgeschichte nicht zu Ende gebracht. — „Sie haben mein Blut zertrübt,“ sagte Edward, als jener schlief, „aber ich will Ihnen weder Verwünschungen machen, noch das Kind der ermordeten Wella verläschen.“ — „Ihr Blut!“ wiederholte er von Neuem Espirante, „zertrübt! und durch mich!... Wie... wie das?“ — „Sie sollen es erfahren, wenn es Zeit ist,“ antwortete Edward Gaston mächtig bewegt; „für jetzt muß ich Sie verlassen. Morgen sehen wir uns wieder.“

Dreißigstes Kapitel.

Mary's Ehe mit Lord Cheeverly war eine glückliche zu nennen. Ihre Liebe gründete sich auf gegenseitige Achtung, die einzige echte Liebe in der Ehe, die einjige, welche die Probe hält. Auf ihrer Seite kam noch ein Gefühl der Dankbarkeit hinzu: war doch ihr Gatte gleich einem rettenden Engel gewesen sie und ihren harten Vater getreten und hatte ihr trübseliges Erilzney in hellen Sonnenlichter verwanbelt. „Wenn ich seiner doch würdiger wäre!“ sprach sie oft bei sich selbst. Nicht daß für ihren Vetter noch eine Neigung in ihrem Herzen geschlummert hätte: sie war zu gut, zu rein, einen Mann zu lieben, den sie nicht achten konnte, aber das beharrte sie oft im Stillen, daß Cheeverly nicht ihre erste, nicht ihre einzige Wahl gewesen. Gedachte sie Edward's, so geschah es nur mit einem Gefühl des Bedauerns, daß er so tief habe sinken können. — Ein Brief, den sie am Morgen nach seinem Besuche bei Gilbert Harding von ihrem Vetter erhielt, überraschte und beunruhigte sie lebhaft. Er lautete folgendermaßen: „Berechteste Sie Lady Cheeverly! Das Ankommen, das ich im Begriffe bin ich zu stellen, wird Sie, fürchte ich, in Erstaunen setzen, ja beleidigen, und doch muß es gestellt werden. Es haben sich Dinge zugegetragen, welche die Ehre unsrer Familie, ja noch mehr — vielleicht das Leben eines ihrer Glieder bedrohen. Sie dürfen das fürchtbare Geheimniß nicht von meinen Lippen erfahren, sondern aus dem Munde eines Mannes, dessen Anwesenheit Ihnen keinen Zweifel übrig lassen kann. Es ist zugleich eine heilige Pflicht zu erfüllen, der Sie — ich bin es überzeugt — nicht ausweichen werden. Ich bitte Sie, mit mir in der Wohnung einer gewissen Gilbert Harding zusammen zu kommen, eines Verwandten von jenem unglücklichen Mädchen, dessen Liebe aus dem See zu Moultry Park gezogen wurde. Das Sie zu gut und zu weise sind, vor Ihrem Gatten ein Geheimniß zu

haben, so hat Lord Cheverly wohl die Güte Sie zu begleiten. Die Adresse ist beigefügt." — Der Brief war unterzeichnet: Edward Gaston. — Mary durchlief ihn zu wiederholten Malen, indem sie sich vergebens abmühte daraus klar zu werden. Die Aufspaltung auf Bella berührte sie am meisten. — Cheverly kann mich nicht begleiten," sagte sie sich; "er ist zu Windhor beim Regenten; und allein gehen, das will, das darf ich nicht. Was kann er wollen?" — So groß war die Aufregung, in die der Brief dies einig so theuren Vaters sie versetzte, daß der Stammerdrücker den Namen Hector O'Moore's dreimal wiederholen mußte, ehe sie ihn verstand. — "Er soll mit mir gehen!" sprach sie bei sich selbst. "Es ist ein Ehemann und der Freund meines Vaters."

Sagte Sie Mr. O'Moore," fügte sie laut hinzu, "ich werde folgen kommen, er möge sich nur ein wenig gedulden." — Der galante Irländer war nicht wenig erstaunt, als er Lady Cheverly zu solch ungewöhnlicher Stunde zum Ausgehen angelockt in dem Salon trafen sah. "Wie froh bin ich," sagte sie, ihm die Hand reichend, "daß Sie kommen: Cheverly's Abwesenheit bringt mich in die größte Verlegenheit." — Hector hat sie, ganz über ihn zu gebieten. — "Ich weiß das," fuhr Mary fort. "Sie sind sein Freund, ich seiner Freund. Ich bin im Begriff, mit meinem Vater O'Moore zusammenzukommen." — O'Moore verbeugte sich erst und gab keine Antwort. — "Sie schweigen... Ich meine meine Aufführung tabeln zu wollen... ehe Sie urtheilen, lesen Sie diesen Brief, und dann sagen Sie mir, was ich thun soll." — "Bei meiner Treu, Lady Cheverly," sagte er, "das Billet zurückgebend, "der Fall ist kritisch. Die Ehre der Familie ist eine ernste Sache, aber die Ihres Vaters geht vor. Mr. Gaston wünscht, daß dieser Sie begleite. Wüßte der Herr von seiner Abwesenheit, als er an Sie schrieb?" — "Unmöglich; mein Mann wurde erst heute nach Windhor berufen." — "Und der Brief ist gestern Abend aufgegeben worden," bemerkte der Sekretär den Umschlag betrachtend. "Also keine Täuschung! Sie müssen gehen. Haben Sie den Wagen bestellt?" — "Er wartet."

Edward Gaston war schon da, als seine Waise mit ihrem Begleiter anlangte. Mary's Blick schweifte unruhig umher, er ruhte zuerst auf Gilbert, dann auf der Wiege, dann auf ihrem Vater. Ihr ahnte nichts Gutes. Eine Stimme flüsterte ihr zu, daß eine furchtbare Erörterung bevorstehe. — "Ich danke Ihnen, Lady Cheverly," sagte Edward vortretend und ihr einen Sitz anbietend, "für diesen Beweis, daß Sie mich Ihres Vertrauens nicht ganz unworth halten. Verzeihen Sie mir, wenn ich dabei mein Bedauern ausdrücke, daß Ihr Gemahl sich nicht selbst mit Ihnen eingelunden hat." — "Cheverly ist nicht in London," versetzte Mary, die Augen niederlassend, "allein dürfte ich nicht kommen und so habe ich Mr. O'Moore, den Freund meines Mannes, gebeten, mich zu begleiten."

"Sie sind auf meine Bitte hierher befohlen worden, Milady," nahm Gilbert Harding das Wort, "um die Belenennisse eines Sterbenden entgegen zu nehmen, um der Bitte eines von Hene gepönligen Herzens Gehör zu schenken, das Sie anleht um Beföhigung der häßlichen Linschuld... — Ein heftiger Hustenanfall unterbrach den Lebenden und verhinderte ihn eine Weile am Weiterreden. "In dieser Wiege," fuhr er, sobald er sich ein wenig erholt hatte, fort, "schläft das Kind von... — "Pella Harding," sagte Mary, die um ihre Bewegung zu verbergen sich über das Kind geneigt und das Maal auf seiner Schulter bemerkte hatte. — "Und Ihrem Bruder." — "Und wem?" — "Ihrem Bruder," wiederholte Gilbert mit Nachdruck. "In redtmäßiger Ehe von der Frau geboren, die er ermordet hat." — Lady Cheverly sprang entsetzt auf und hing sich an O'Moore's Arm; sie wagte es nicht Edward anzubauen, der kalt, stumm und regungslos, die Augen zu Boden gesenkt, da stand. — "Meinem Bruder... Ebert!..." hauchte Mary kaum hörbar; "das kann nicht sein... Sie sind im Irthum. Ich habe den Trauschein gesehen; er war unterzeichnet..." —

"Edward Gaston?" — "Ja." — "Da liegt eben die Schulerlei," sagte der Kranke. "Indem er den Namen seines Vaters annahm, gedachte er die Zeremonie unglücklich zu machen; und in dem Glauben, daß sie es sei, vergab er seine Hand zum zweiten Male der Frau, die seinen Namen trägt und sich für seine Gattin hält." — "Seine Gattin ist," verbesserte Edward. "Ich weiß, daß bald nach dem Tode der unglücklichen Pella die Apokryphen auf Antrieb Sir Barnard's wiederholt wurde." — "Ebert kann kein solches Ungeheuer sein," rief Mary, die Hand auf's Herz drückend, als wollte sie sein schmerzhaftes Pochen zum Schweigen bringen. — Gilbert Harding erhob sich von seinem Sitz und stand einige Augenblicke aufrecht da, wie in den Tagen männlicher Kraft: "Ain Ungeheuer!" rief er aus. "Wie nennen Sie den Mann, der unter der Maske der Freundschaft mich zum Spieltische lodte, aufpönlerte, Schritt für Schritt von dem Abate der Ehre ab- und zum Betreten der — zur Fällung verleitete; dann, als er mich in seiner Gewalt hatte, mich zwang, das willenslose Werkzeug zur Verführung eines Weibes zu werden, das ich liebte, eines Mädchens, das mit dem zärtlichen Vertrauen einer Schwester auf mich baute. Er beirathete sie unter erborgtem Namen, und als seine Leidenschaft abgethilt war... da ermordete er sie, um der Folgen seiner Doppeltthat los zu sein." — "Einschlich!" — "Die Papiere — Beweise... alle abis auf den letzten Lehen Verbrechens, der Brief, durch den er sie zu den vier Weiden gelockt hat... sind in jenem Kasten dort." — "Und dieser Brief?" — "Den gab ich wie ein feiger Schurke hin," entgegnete der von Neue Gepeinigte, "um meine eigene Eitelkeit zu erkaufen; denn ich war in seiner Gewalt. Es galt Leben um Leben. Milady," fuhr er mit schmerzlicher Anstrengung zu reden fort — denn die Aufregung dieser Scene hatte das bishigen Kraft, das ihm noch blieb, fast ganz ausgezehrt — "Milady! Wollen Sie dieses Kind gegen seinen unnatürlichen Vater, gegen seinen grausamen Großvater beschützen? Sie sind reich, Ihr Gatte mächtig. Versprechen Sie es mir, und der Segen der guten That wird Sie dafür belohnen. Es soll Ihnen keine Last sein," fügte er bei, "was ich besitze, ist kein." — "Ja verspreche es," sprach Mary in seierlichem Tone. "Moore, wenn das, was Sie hier vernommen, sich als wahr erweist, so werde ich nicht dulden, daß der Anabe seiner gerechten Anprüdigung beraubt wird." — Gilbert Harding sank ihr zu Füßen, sein Herz strömte über von Dankbarkeit, er war keines Wortes mächtig. — "Ich werde mich des Kindes annehmen," setzte sie hinzu, "sobald es eines anderen Hüchters bedarf." — "Wenige Stunden," murmelte der Sterbende, "in wenigen Stunden!" — "Bringen Sie mich weg," flüsterte Mary Hector O'Moore zu. "Ich fühle, daß meine Kraft mich verläßt. Diese Schwande auf meinen Laffen! Der arme Cheverly hat es sich wohl nicht träumen lassen, daß er die Schwester eines Mörders geheiratet hat." — "Urtheilen mir nicht zu rasch!" versetzte ihr Legleiter. "Ich bin über diesen Punkt noch keineswegs im Keinen. Das Uebrige scheint mir klar genug." — "Leben Sie wohl!" sagte Lady Cheverly zu Gilbert gewendet. "Verlassen Sie sich auf mein Versprechen." — "Wie auf das eines Engels!"

Sie ging zur Thüre, nicht wogend dem Blick ihres Vaters zu begegnen. Als sie aber die Schwelle überschreiten wollte, trieb sie's mit unwiderstehlicher Gewalt zurück; ihre Wangen erglühte in dem einen Augenblicke, um in dem nächsten sich mit Todesblässe zu bedecken. "Edward! Edward!" schlochte sie, "wie habe ich Dich verkannt! Wie Deine edle Natur durch unwürdigen Verdadit gekränkt. So schwer ich auch bestraft bin, darf ich nicht wagen, Dich um Verzeihung zu bitten." — "Mary!" sagte Edward mit einer Stimme, die nicht weniger bewegt war als die ihrige; "Du hast mein Leben um seinen Preis gebracht, aber Du thatest's nicht absichtlich." — "Dessen ist Gott mein Zeuge! Ich ward getäuscht." — "Laf diesen Gedanken Dich stärken. Dich trösten für das Unrecht, das Du mir zugefügt hast. Ich liebe Dich

ju sehr, um Groll gegen Dich zu empfinden, selbst dann, als Du mir mit Verachtung begegnet bist. Jetzt vergebe ich Dir von ganzer Seele, von Grund meines Herzens! O Mary! Du warst die Sonne meines Lebens, der Traum meiner Jugend... — „Ich bin Gattin!“ rief ihm seine Base in's Wort. „Bedenke das und schone mich! Die Gattin eines Ehrenmannes, den zu lieben meine Pflicht ist — den ich wirtlich liebe,“ fügte sie in dem Tone der Ueberzeugung bei. — Diese Worte brachten Edward wieder zu sich. Er verstand das echt weibliche Gefühl, das sie hervorrief, und schätzte Mary dafür nur um so höher. „Ich war zu tadeln, bitte, vergib mir!“ sprach er, ihre Hand eheerbitig an seine Lippen ziehend. „Von dieser Stunde an soll die Vergangenheit in meinem Herzen begraben bleiben.“ — „Bei meiner Ehre! Sie sind ein edler Mann, Mr. Gaston!“ rief der Irländer

mit Wärme. „Ich werde stolz darauf sein, Ihre Bekanntschaft zu machen, und gewiß auch mein Freund Eberly.“ — „Ja, ja!“ drängte Mary, „Du mußt ihn kennen lernen. Solche Naturen sind für einander geschaffen. Ich will ihm Alles erklären.“ — „Nicht ein Wort, ich beschwöre Dich!“ rief Edward. — „Er hat die Anklage gehört,“ antwortete Lady Eberly, „er soll auch die Rechtfertigung vernehmen.“ — „Du hast ihm also gesagt?...“ — „Alles!“ unterbrach ihn O'Moore, „das kann ich bezeugen.“ — Der heitere und — wie Manche ihn nannten — flatterhafte Weltmann süßte, daß diese Erörterungen für beide Theile anfangen peinlich zu werden, und beschloß ein Ende zu machen. Er griff Mary's Hand und führte sie aus dem Zimmer, indem er Edward Gaston allein bei dem Sterbenden zurückließ. „Noch ein Glück zerrührt, und durch mich!“ murmelte



„Wie! Sie wollen Sie dieses Kind gegen seinen unathetischen Vater, gegen seinen grausamen Großvater beschützen?“

Gilbert Harding, dem kein Wort, das gesprochen worden, entgangen war; „was habe ich nicht zu beantworten? O fluchen Sie mir!“ septe er hinzu; „fluchen Sie mir! Ich verdiene es!“ — „Ich habe kein Recht zu fluchen,“ gab der Tempel zurück... „Es ist mir leichter um's Herz, weiß ich doch, daß sie mich wieder admet ... vielleicht bedauert...“ — „Und der Anabel!... Bella's Anabel!...“ — „Auch ich will über ihm wachen,“ versetzte Edward. „Doch Sie vergessen, daß ihm ein mächtiger Schutz zur Seite steht als der meine: der Lady Eberly's.“ — „Und der des Himme's,“ fügte der Sterbende hinzu.

So fürchtbar ihm auch die Begegnung mit Mary ergrißen hatte, war Edward Gaston doch zu edelmützig, Gilbert Harding in seiner letzten Stunde allein zu lassen, ohne einen Freund, der ihm Trost zuspräche, ihm im Frieden die Augen

zudrücke. Er blieb an seinem Bette und betete mit ihm, für ihn. Der letzte Seufzer des Sterbenden galt der Gemoorden... „Bella... Verzeigung... Verzeigung...“ hauchte er und Alles war vorüber.

Mit tiefer Behmuth betrachtete Edward Gaston die traurigen Ueberreste menschlicher Leidenschaft und Schwachheit; dann zog er die Vorhänge des Bettes zu und stellte der Hausfrau, der er bezüglich der Berridigung ihres Miethsmannes die nötigen Weisungen erteilte. Hierauf lehrte er mit dem Kind und der Kamme in seine Wohnung zurück.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse entledigte sich Mary ihres Versprechens, indem sie das Kind abholen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in den Straßen Neapels.



Kein buntes Bild kann gedacht werden, als das Gemähl in der langen von Süden nach Norden sanft ansteigenden Straße Toledo, der Pulsader Neapels. Zwei selten unterbrochene Reihen hin- und hergehender Equipagen und Nichtmenschen, unter die sich noch mehrere Ommiussen und viele Reiter mischen, drängen die Fußgänger und einen guten Theil der Pferde, Maultiere und Esel, welche Früchte und Gemüse in die Stadt und Umrah auf derselben fortbringen, rechts und links an die Häuser. Hier fanden sie aber wenig Raum, wäre nicht die Straße von ansehnlicher Breite; denn nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser, deren es, wie in ganz Italien, unzählige gibt, sitzen, der frischen Luft wegen, weit in die Gassen hinein, sondern auch alle Arten von Handwerkern: Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler, Wachsbleicher arbeiten des Tags und bei Nacht nicht in sondern vor ihrer Bude, wenn sie nicht von der Glut der Mittagsonne, vom Regen oder von der Tramontana (Nordwind) verschwehrt werden. Die Kleinverkaufer, deren Zahl Legion ist, und die Gewölbeler sind ebenfalls mit ihren Tischen auf der Straße postirt. Eine Menge Gartböde, welche hauptsächlich Macaroni bereiten; Frigitorii, welche Aepfel und Fleisch in Oel baden; Aufwärter aus Kaffeehäusern, die Kaffee brennen; Leute, die Kastianen, Bienenkerne und Maistolsen rösten, haben ihre Kohlenbeden und blechern Ofen gleichfalls in der Straße aufgestellt, und die vielen Stände der Acquaculi (Gewässer-Verkäufer) nehmen auch einen nicht geringen Raum ein. Alle diese Leute haben ihr Substitut, welches schmaust und trinkt, gaßt und schwätzt. Ueberhaupt drängt sich, wer Etwas zu verkaufen hat, so weit in die Straße hinein als möglich, damit recht viele Fußgänger dicht an ihm vorüber müssen. Der Glasbändler stellt sein Uebend eien-der Gläser man möchte sagen zwischen die Füße der Leute, und schiebt ruhig rothes Papier unter, damit sie einen schönen Schein haben. Zerträte ihm ein Vorübergehender ein, er würde einen furchtbaren Lärm machen und das Geschwätz des Werthes begehren. Der Fischbändler, der getrocknete Fische auf einem Karren herumführt, verweilt im dichtesten Haufen der Kauf- und Niedererleiden ein Viertelstunden, und er wird Jeden auslachen, der ihm sagte, er solle auf einem freien Platze still halten. Und so in hundert ähnlichen Fällen. Dazu kommen noch die Landleute, Lazzaroni, Bettler, welche theils um auszurufen, theils um zu gaffen, theils um Erwerb oder Gesehnde abzuspaßen, quer durch die Straße liegen, mit dem Kopfe an den Häusern, so daß man biemalen über sie hersteigen muß. Diese Leute haben sich so sehr gewöhnt, das Plaster zum Kuckbett zu haben, daß sie beim größten Lärm in tiefem Schlafe liegen. — Oefters fällt es nun gar einem Capitano ein, seine Soldaten gassenbreit marschiren zu lassen. Zu wirt das nicht hinreichend finden, aber es geschieht. Flüchtend dann nicht Wagen und Fußgänger zu rechter Zeit in die Nebenstraßen, so geht es toll her, und Fische aus dem Munde der Männer und Anrufungen der Madonna von Seiten der Frauen erschallen überall her. — Neapel nimmt sich neben einer nächternen Stadt im Norden wie ein Blumengarten neben Aderfeld aus. Die Mannigfaltigkeit der Trachten, Städte und Völker ist hier die Weitem größer. Zwar tragen sich die Neapolitaner, die nicht zur unteren Klasse gehören, größtentheils wie wir; desto greller ist aber das Kostüm eben dieser außerordentlich zahlreichen Klasse: die rothen Hüten und Leibbinden der Fischer und Lazzaroni, die feidenen Kopfstücker, bunten Mieder und Kleider der Weiber vom Lande. Dazu kommen die Gestalten der Weltgeistlichen in langen schwarzen Gewändern; dann die verschiedenen Mönchsklassen; die Zöglinge geistlicher, meist jesuitischer Institute, welche, von ihren Lehrern begleitet, in langen Zügen durch die Straßen wandern; die See- und Landlabetten, die Schüler medizinischer und chirurgischer Anstalten, die Wassertrinker, die Sicken, die Bräuderhaken, welche alle ihre Uniformen, zum Theil in den leuchtendsten Farben, haben. Manche die buntschneigen Domestiken, die Thurführer, von denen manche hochroth von

Kopf bis zu Fuß sind, und die kanariengelben Züchtlinge hinzu, die öfters in den Straßen beschäftigt werden, und zu halt einen kleinen Begriff von diesem ewigen Carneval. Der Fremden hat ich noch gar nicht Erwähnung gethan; der Deutschen, Engländer, Franzosen, Spanier, Dänen, Russen, Amerikaner, die gassen umherstreifen. Dieß Straßenbild wiederholt sich mit wenig anderer Form auf dem Kai von Neapel, dem berühmten Santa Lucia, in das jaßlose Straßen, wie unjere Palometta, ihr buntemegestes Leben ergießen.

A. Meyer.

Die Hausgötter.

(Fortsetzung.)

VIII. Die Neife.

Der Indier löste den Naden, und bald trug die Strömung ihn schnell von dannen. Die beiden Männer verparren in Schwärmen. Kanui schien in verjätetes Betrachten vertieft, und Templeson, die Stirn auf die Hand gestützt, bedachte die Wechselfälle des menschlichen Lebens. Dabei amüsierte er sich unwillkürlich, die Familie der Wasserbewohner zu studiren. Größere Fische spielten auf der Oberfläche und zeigten in glühendem Schaum ihre roßigen Schwuppenränder; kleinere, weniger breite lagen unbeweglich auf der flüssig-aquatischen Pflanzen, die wie das Geleed einer unsichtbaren Stiene den Fuß durchzogen. — „Ist mein indischer Bruder allein in seiner Hütte?“ gestillteste Templeson, dem die Fische langweilig zu werden begannen. — „Der Tiger hat eine Familie, und der Mensch ist nicht geschaffen allein zu leben. Mein bleicher Bruder thut eine seltsame Frage.“ — „Ich wollte nur wissen, ob meines Bruders Familie jahtreich ist.“ — „Der Weife ist neugierig wie eine Frau.“ Und der Indier drehte verächtlich die Schultern. „Mein weißer Bruder frage mich nicht mehr, wenn er nicht will, daß ich die Piroque umwende und nach der Krotobillensiel jurüdtegre.“ — Templeson mußte wieder die Fische betrachten. — „O!“ lautete seine nächste Pantomime, „hat mein indischer Bruder Augen?“ — „Kanui sieht Alles, ohne die Augen zu öffnen. Er hat schon früher als sein weißer Bruder den grauwilden Haißich bemerkt, der aus dem Fuß ohne Ende kommt.“ — „Und warum hat er seinen Bruder nicht davon benachrichtigt?“ — „Kanui kennt den weißen Mann, und wolle ihn nicht erschrecken. Er bemerke sich nicht, halte sich aber zu Allem bereit.“ — Ein ungeheurer Haißich glitt auf zwanzig Schritte weit vor der Barke her. Er legte sich quer über die Strömung, um das Fahrzeug aufzuhalten und anzugreifen. Templeson rollte sich, mit der Einzahl eines Vogel Strauß, so gut er konnte, auf dem Boden des nur zwei Fuß tiefen Naden zusammen. Er wünschte ganz zu verschwinden. Der Indier stand aufrecht, das Kuber mit beiden Händen über dem Kopf erhoben, und zwischen den Jähnen einen Haken haltend, den er gewöhnlich in seiner Lebensgröße verborgen trug. Seine Muskel seines Gesichtes verrieth die mindeste Bewegung. Plötzlich leuchtete ein Blick in seinen Augen. Der Haißich hatte sich halb auf den Boden gemendet, um seine Beute zu packen. Diesen Moment hatte der Indier erwartet. Das gewichtige Kuber fiel schwer in den schon halbgeöffneten Naden des Angreifers. Das Ungeheuer fiel in's Wasser zurück. Aber die Erstschütterung war zu groß. Die riesige Piroque, gegen den Naden schlagend, brachte ihn aus dem Gleichgewicht, und er sank um. Templeson fiel lospüber in's Wasser, ehe er einen Schrei auszuatholen vermochte. Einige Sekunden lang sah man nichts als die auf dem Wasser schwankende Piroque; dann aber farbte sich die grünliche Flut mit Purpur, und man unterließ in einer Wolke von Blut die beiden Fäden des furchterlichen Damas, das in den Wellen des Flusses spielte. Ein ungeheurer Körper kitz darauf zur Oberfläche, und schwamm ziellos mit der Strömung wie ein Baumstamm. Der Indier erhob einige Klafter weiter mit seinem von dem Blute des Thiers

triefenden Haken. — Mein weißer Bruder braucht nichts mehr zu fürchten; er helfe meinen indischen Bruder nur die Biroque umwenden.“ — Die beiden Reisenden vereinten ihre Anstrengungen, und bald ſchauſtelte das kleine Fahrzeug ſich wieder in natürlicher Lage. Tempſon blühte mit Bewunderung auf den Mann, der ſich ſo kalt und ruhig verhielt, als ob er die einfachſte Handlung von der Welt vollbracht hätte. — „Mein Bruder hat einen graufamen Feind bekämpft; er iſt tapfer wie der Löwe und klug wie die Schlange; man könnte fürchtlos bis an's Ende der Welt mit ihm gehen.“ — „Mein Stamm zählt keinen weißen Mann, der Nahica wird geboren müthig und ſtark wie kein Vater; er weiß den Bogen zu ſpannen, ehe er ſprechen kann.“ — Die Sonne dämpfte ihren glühenden Athem, und ihre ſchrägen Strahlen ſpielten in röthlichen Lichtern auf dem Waſſer. Nicht lange und der Tag ſchwand völlig; im zunehmenden Dunkel glichen die ſich neigenden Stämme der Uferbäume zwei Armeen von Rieſen, bereit ſich zu erwürgen. Ruhe und Schweigen folgte dem Geſchrei der Papagaien und Waſſerögel, und der Fluß hüllte ſich in tiefe, grüne Schatten. Der Mond ging auf und belebte die Nacht mit dem Zauber ſeiner geheimnißvollen Strahlen. Dieſe beiden unbeweglichen Figuren, inmitten der ſterblichen Stille auf dem dunkeln Fluße dahingleitend, erſchienen gleich den Ausgeburteten eines phantaſtiſchen Traumes. Von Zeit zu Zeit tauchte der Indier ſein Auber in's Waſſer, um den Lauf des Nachens zu lenken; der Europäer dagegen, gebrochen durch die Erlebniffe des Tages, einklammerte beim ſanften, eindönnigen Gepläſcher der Wellen. Eine Moſtikofie ſetzte ſich ihm aufs Ohr, — er erwachte. Es war Morgenämmerung. Ein bleiches Licht ſaß zueſt die Spitzen der Bäume, ſieg dann zu den tiefen Keſten und Wäſſern, bis die zahlloſen grünen Nuancen des Waldes unter dem erſten Strahl des Sonnenanſangs erglühten. Ein Bengali übte zueſt ſeine Achſe wie in einer Scala; der Voiko antwortete ihm in um einen halben Ton tieferen Klängen; dann kam die Turcktaube mit ihrer ſanften Klage; zuletzt vereinigte ſich alle dieſe Laute zu einem gemeinſamen Konzert. Der Keiſer warf ſeinen großen Schrei dazwiſchen, die Papagaien ließen ihre Stimmen gleich Kupferinstrumenten erklingen, aus dem Walde erſcholl es wie grollender Paß; und alles, was eine Achſe hatte, nahm Theil an der fanfare zum Willkommgruß der Sonne. Und ſo verging der Tag und wieder wurde es Abend. Der Engländer ſaß ſanft vor Erſchöpfung zuſammen, und warf auf den Indier einen ſchmerzlichen Blick. — „Mein bleicher Bruder hat Hunger und Durſt?“ — Tempſon blühte zum Himmel. — „Er horche.“ — Man hörte in der Ferne das dumpfe Brauſen der Küſtenbrandung. — „Kannſt du den bleichen Mann nicht getäuſcht; die Sonne fällt in den Fluß ohne Ende.“ — Der Fluß nahm jetzt breitere Dimensionen an und ſeine Strömung wurde raſcher, je mehr ſich die Biroque dem Meere näherte. Wald hörten die Bäume auf die Ufer zu bekränzen, und ſtatt ihrer wurden kleine, unbewegliche Bierge ſichtbar, welche ſich gegenseitig als die Befestigungen der kleinen, ſchwarzen Punkte zu erkennen gaben, die ſich inmitten derſelben hin- und herbewegten. Nach wenigen Minuten entrollte ſich das indiſche Dorf vor den erſtaunten Blicken des Engländer.

IX. Der Stamm der Nahicas.

Das indiſche Dorf lagerte ſich auf beiden Uferſeiten. Auf dem Sande derſelben, der einen natürlichen Kai bildete, ſchlummerten gleich Kaimans eine Anzahl Biroquen im ſchwebenden Sonnenſtrahl. Die Hütten zeigten ſämmtlich eine ſeltſame Form; der indiſche Architekt ſchien allen Regeln des Entzwickels, allen Schönheitsanſichten des Korbens, welcher Epſelen und Selbſtohn erweckt, haben ſpotten zu wollen. Beim erſten Blick erſchienen Alles wie eine Farbenillumination; die lebhaftſten Schattirungen der Natur, die Abwechſelung von Licht und Dämmerung, die umantelten Mauern, die leichten Gurlanden zwiſchen den Bäumen, die heilglänzenden Bü-

tenbüſchel und Früchte, all' dieſe blendete und zerſtreute das Auge. Der tropiſche Himmel bildete einen See von glühendem Golde; das Meer funkelte wie eine Schale ſchimmernder Gekſteine. Berauſchende Düfte durchzogen den Raum; man errieth mit geſchloſenen Augen, daß man dreitauſend Meilen von Europa entfernt war.

Die beiden Reisenden ſprangen an's Ufer. Beim erſten Schritt auf dieſer gaſſigen Erde traten Tempſon's Tränen in die Augen. Er freute ſich ſaſt des Gedankens, inmitten dieſer einfachen, großmüthigen Menſchen zu leben. — Ein Indier ſaß allein auf der Schwelle ſeiner Hütte. Er erhob ſich raſch und ſchritt mit vor Staunen weit geöffnetem Auge und vorwärts geſtreckten Händen auf den Fremdling zu, ſtand jedoch auf ein gebieteriſches Zeichen von Tempſon's Begleiter ſogleich ſtill. Dem Engländer entging dieſe Geberde; als er ſich umwendete, war er mit Kanui allein. — „Mein indiſcher Bruder will mich unter ſein Dach führen?“ — Kanui bejahte. — Tempſon folgte mit dem gutmüthigen Vertrauen eines Mannes, der ſeit zwei Tagen nicht geſſen hat. Er begriff, daß Eſau ſein Erſparungsrecht für ein Einfengericht verkaufen konnte. Die Weiden gelangten auf einen durch neben einander gebaute Hütten gebildeten halbrunden Platz. — Sogleich umgab ihn ein dichter Kreis von Neugierigen. Zwiſchen je zwei Schultern ſah man einen Kopf, und von jeder Seite dieſes Kopfes ein Bein emporragen, welches wiederum einen andern Körper ſtützte. Dieſe Menſchenpyramiden verbargen die umgebenden Berge und ließen nur einen kleinen runden Fied Himmel, wie vom Grunde eines Brunnens aus, genährt werden. Tempſon ſah dieſe Neugierde etwas ſubringlich und ſaß ungaſtlich; er wollte ſich vorwärts bewegen, allein das lebende Gerüſt ſtand ſehr wie eine Mauer von Eiſen. Er ſah ſich nach Kanui um — dieſer war verſchwunden. Der Geängſtigte bebte an allen Gliedern; beim zwiſchhaftigen Lichte des Abends ſchienen alle dieſe hundert regungsloſen Köpfe mit funkelnden Augen nur auf ein Zeichen zu warten, ihn zu verſchlängen. — Die hölliſche Nothe engte ihn immer mehr ein und konnte kaum noch zwiſchen, daß er binnen wenigen Minuten in der Umarmung dieſer himbergieorigen Schlange zermalmt ſein würde. — Ein dumpfes Murren durchlief die kupferfarbige Menge. Tempſon ſah einen Schrei aus und wurde ohnmächtig. — „Die Krieger werden die Schlange nicht erdrücken. Mahonna will ſein Blut trinken, wie ſie das der andern Blagſchicht getrunken hat.“ — Die Menge hörte geſentten Hauptes dieſe Worte an. — Nach einigen Stunden erwachte der Engländer und ſah ſich im Dunkeln. Als er ſich hinlänglich überzeugt hatte, daß er noch lebte, taſtete er um ſich und ſüchte unter ſich die Fruchtbarkeit der Erde. Er fürchtete einen Augenblick, lebendig begraben zu ſein. — „Ach! ich Unglücklicher!“ rief er, ſich vor die Stirn ſchlagend, als ſein Gedächtniß ihm die grauenvolle Scene mit den Indiern wiedergab. Er ſüßte noch immer den heißen Athem dieſer düſtern Geſtalten, ſah noch immer dieſe gluthafeln, in Perlmutterglanz ſchwimmenden Pupillen, und wunderte ſich, daß dieſe Bronzezeme ihn nicht zerquetscht hatten. — Er zwiſtelte ſaſt an ſeinem Verſtande. — Er erhob ſich und machte, ſich an den Wänden ſitzend, einen Gang in ſeinem Uſtängniſſe. Ein Mondenſtrahl fiel auf den Boden; Tempſon entbedte, daß das Licht durch zwei ſchiefel zuſammengedrückte Bretter, die, wie er ſich bald überzeugte, die Thür bildeten, Eingang gefunden hatte. Er begann ſofort heftig gegen dieſelbe zu klopfen, entſchloſen zu ſiechen, wenn ſie nachgab. Allein ſie war gut befeſtigt. Mit wahrſinniger Gewalt gab er einen zweiten Stoß, daß die Pflanzen trakteten. Von Neuem ſchöpfte er Athem und gewahrte dabei, daß der Mondenſtrahl ſchwand, weil ein Gegenſtand von Außen die Spalte deckte. Zu gleicher Zeit glaubte er Tritte auf dem Sande zu hören. Er drückte das Auge an den Riß und ſah eine ſchwarze, unbewegliche Eilbucche. — Tempſon fiel vernichtet auf den Boden. Er durfte nicht mehr zwiſſen, daß die ſo großmüthig ihm gebor-

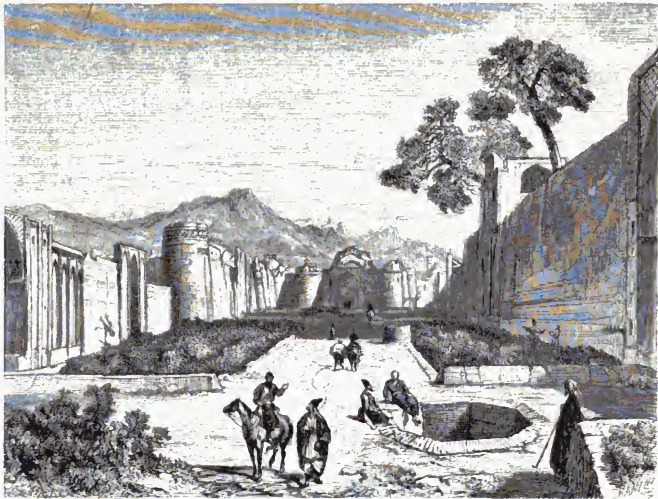
tene Gastfreundschaft nur ein Fallstrich war, sich sicherer feiner zu demächtigen. Schon sah er die Feuerbrände seinem Scheiterhaufen, den Tomahawk seinem Herzen, das Etalpirmesser seinem Schädel sich nähern. Er beruhte es fast, daß er sich nicht von dem Strolchil verschlingen ließ. — Die Mahnungen des Hungers verdoppelten sich, wie eine Eidechse trock er auf der Erde umher. Da faßte seine Hand eine Matte, und daneben etwas Kunes und dann noch etwas. Entsetzt fuhr er jurüd, — dann aber jubelte er auf: „Früchte!“ — Er fand eine Anzahl der schmadhaften Früchte des Breiapfelbaumes und ein Palmblatt voll Maiskuchen. Mit einem Appetit, wie er ihn nie dem besten Beefsteak gegenüber empfunden, verschlang er die unverhofft gebotene Kost, — dann aber fiel ihm ein, daß er vielleicht damit vergiftet worden. Als er nach einiger Zeit nichts verspürte, beruhigte er sich

über diese Befürchtung, erinnerte sich aber, daß man den Verurtheilten am Vorabend ihrer Hinrichtung eine gute Mahlzeit zu gönnen pflege, um sie kräftig und gefährt dem Messer des Henters zu überliefern. — Er ließ den Stopf auf die Brust niederstinken und fragte sich, welches Verbrechen er büße.
(Fortsetzung folgt.)

Kaschan.

Versien.

Die Ebene von Kaschan ist einer der heißesten Orte von ganz Asien. Keine Stadt wird der Reisende darum mit so fernsüchtigen Blicken erspähen, als dieses reizend gelegene



Das Hauptthor von Kaschan.

Paradies. Der schönste Garten läßt sich ihm kaum vergleichen. Wir wohnten in einem Palaste des Königs, der vom üppigen Grün umgeben war, in welchem köstliche Brunnen ihr sprudelndes Wasser in Bassins und Kanäle von blauem Email ergossen. Man kann sich nichts Anmuthigeres denken. Kaschan zählt zu den größten Städten des persischen Reiches und bietet neben seiner reizenden Lage mancherlei industrielles Interesse. Man fabrizirt hier zu ungewöhnlich billigen Preisen die köstlichsten seidnen Stoffe vom leichtesten und doch seilsten Gewebe. Porzellan- und Kupfergeschirre in den elegantesten Formen gebeu aus feinen Werthstätten hervor, die mit Isfahan konkurriren. Aber neben der Industrie blüht in Kaschan auch die Literatur und Gelehrsamkeit. Die Kaschanten haben ungewöhnlich viele Celebritäten der Philosophie, Theologie und Forche unter ihren Mitbürgern. Zahlreiche

Schulen zeugen von dem geistigen Leben des Volks. Selbst mit Kunst haben sie sich beschäftigt und namentlich die Lithographie kultivirt. Nur vom Kriegshandwerk verstehen sie nichts. Die Kaschanten sind ein lebenswürdig Volk, um so unliebenswürdiger sind ihre Mitbewohner, die Storpionen, und Kaschan gilt als die Hauptstadt der Storpionen des Orients. Aus jeder Nische Frieden diese abscheulichen Thiere hervor, und man hat die größte Mühe sich ihrer zu erwehren, wenn man nicht die Uebung darin besitzt, die der Kaschite sich zu eigen gemacht. Zum Glück gibt es eigene Storpionenzauberer, die, wenn sie auch nicht diese Thiere selbst vertreiben, so doch ihr Gift unschädlich machen können.

Die Bazars sind sehr belebt und amüsant. Die Buden der Seidenhändler waren bei unserem Besuche von Frauen umstanden, an den Laden der Waffenhändler dräng-

ten sich die Vornehmen, an den Büchergewölben die ersten Nullahs, und die Restaurants bieten vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihre appetitlichen Kebabs oder Hammelripchen und lockten in Myriaden von kleinen schwarzen Töpfen die Fleischsuppen, für welche das Volk eine besondere Vorliebe besitzt: alle diese Anziehungspunkte führen eine Unmasse von Menschen in diese langen Budenreihen, zwischen denen sich Reiter zu Pferd, Maulesel und Kameel in langsamem Schritte hin und her bewegen. Der Perser würde auf Alles eher verzichten als auf den Bazar, und wir können ihm nur zustimmen. Der Bazar ist das Reich der Plauderei, der Anekdote, des guten und schlechten Witzes und der große Sammelplatz des Stadtgesprächs. Hier athmet man die Luft des angenehmen Müßigganges eines glücklichen Volkes. Hier treiben sich die Vertreter aller Stände und Stämme

des persischen Volkes umher: hier begegnet man dem kriegerischen Luty und Kattgary, dem nomadischen Terwisch wie dem turkischen Hirten, die ihre Einkäufe machen, und die man später wieder mit ihren reichbeladenen Kamelen in den Karawanjerails findet. Diese sind immer überfüllt mit Pilgern, denn der Perser liebt wie keine andere Nation das Wandern, den Wechsel des Ortes. Selbst der Bauer braucht nicht mehr, als mit Steuern etwas überladen zu werden, um eines schönen Tages von seiner Heimat aufzubrechen. Er steckt sein Geld in den Gürtel und setzt seine Frau auf einen Esel: Ochsen und Pferd tragen das Hausgeräthe. So sieht man ganze Familien durch das Reich ziehen. Ueberall werden sie gut aufgenommen, vornehmlich da, wo sie sich niederlassen wollen, denn man braucht stets tüchtige Arme für den Landbau. Immer unterwegs ist der Terwisch, der



Turk.

Persische Typen.

Kamatischer Hirte.

Kamatischer Terwisch.

Bastard.

heute in Kaschan, morgen in Cairo und übermorgen in Calcutta ist. Diese bilden das Kontingent der Karawanjerails.

Die Stiefstochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie die meisten alten Männer, die junge Frauen heirathen, hatte Sir William Musgrave seine Wahl bitter zu bereuen. Nicht daß Laura die eheliche Treue wirklich verlegt hätte, das kam ihr nicht in den Sinn, aber durch und durch tolett überließ sie sich — ganz ihrer Laune folgend — dem

Strudel einer — wie wir gesehen — nicht aus den stilllichsten Elementen bestehenden Gesellschaft, gleich unbekümmert um ihren Ruf, wie um die Ehre ihres Gatten.

Lady Cheerily hatte zu einem großen Valle Karten ausgegeben, dem nicht allein der Regent, sondern auch die Königin Charlotte mit ihren Töchtern anzumohnen versprochen hatte. Die Ehre von Seiten Ihrer Majestät war eine ganz ungewöhnliche: der Wunsch, sich gegen die vermittelte Gräfin, ihre vormalige Staatsdame, freundlich zu bezeigen, hatte diehmal über ihren Stolz den Sieg davon getragen. Die Besuchsliste war, wie das bei derartigen Gelegenheiten gebräuchlich, dem Obersthofmeister übergeben worden. Als er sie zurückgab, fand sich ein Name durchstrichen: Ihre Majestät weigerte sich, mit Lady Musgrave zusammen zu kommen. — „Arme Laura,“ seufzte Mary, „sie dauert mich; sie muß

schwer für ihren Leichtsinn büßen.“ — „Sie ist gewarnt worden,“ sagte der Lord, „ich weiß, daß Du ihr wegen ihres ungeschicklichen Benehmens Vorstellungen gemacht hast, und doch habe ich sie erst gestern wieder mit diesem Louisa Lawson im Park begegnet. Ihre Stellung in der Gesellschaft ist seit lange eine zweifelhafte, dieser letzte Schlag, fürchte ich, macht das Maß ihrer Schande voll.“ — „O sage das nicht, lieber Freund!“ rief Lady Cheverell mächtig bewegt. „Sie ist thöricht, flatterhaft, aber nicht schuldig, glaube mir's, das ist sie nicht. Können wir sie nicht retten?“ — „Du nimmst Partei für sie, Mary!“ — „Das ist es thue,“ antwortete das hochherzige Weib, „ist ein Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugung. Deine Gattin würde es nie wagen, ihre Stimme zur Vertheidigung einer Frau zu erheben, die ihr Verhältnißgelübde zu brechen im Stande wäre, selbst einer Schwester nicht. Wende doch allen Deinen Einfluß bei dem Negenten auf, seine königliche Mutter wird ihm eine Bitte nicht abschlagen.“ — „Mary!“ sagte ihr Gatte, ihre Hand ergreifend. „Du kennst die Verhältnisse nicht. Jede Bitte wäre ohne Erfolg, ich kenne die Königin: ihr Entschluß, einmal gefaßt, steht unerschütterlich fest. Es gibt nur ein Mittel,“ sagte er hinzu, „die Schande von untrer Familie abzumenden: der Fall muß unterbleiben.“ — „Aber wie ist das möglich? Ihre Majestät und Seine Hoheit haben die Einladung angenommen!“ — „Krantheit!“ war die Antwort. — „Aber das ist ja eine Unwahrscheinlichkeit,“ bemerkte Mary. — „Der Graf zog sie sätlich an sich und küßte sie auf die Stirne. „Ich habe so viele Ursachen Dich zu lieben,“ rief er, „aber die erste und höchste ist diese Gergensinnlichkeit, die selbst den Schattens eines Betrugs verabscheut, diese Seelenreinheit, die so hell aus Deinem treuen Auge strahlt.“ — „O schmeichle mir nicht!“ — „Dir schmeicheln!“ wiederholte ihr Gatte, „welche andere Frau hätte mir in früher Vertraulichkeit das Geheimniß des Irrthums mitgetheilt, dem ich mein Glück verdanke, ihre ungeschicklichen Zweifel und Behauptungen? Dir schmeicheln! Unmöglich. Der Tugend kann man nicht schmeicheln.“

Da der Lord seiner Gemahlin das Feindliche einer Erklärung mit dem Baron und Lady Alicia ersparen wollte, so machte er des andern Morgens selbst einen Besuch bei seinen Schwiegereltern. Wie er erwartet hatte, wurde er kalt und fremd empfangen. Sie hatten die Einladung mit den höchsten Herrschaften zusammen zu kommen erhalten, waren aber bödlich entrüstet, daß Laura übergangen worden. — „Natürlich, Mylord!“ rief Lady Oatson, auf die Einladungskarten deutend, die vor ihr auf dem Tische lagen, „erwarten Sie nicht, daß ich oder Sir Barnard an Ihrem Balle Theil nehmen. Wir können die Bande des Blutes nicht vergessen, wenn es Andere auch können.“ — „Laura,“ antwortete Cheverell, „würde nicht übergangen worden sein, wenn ... Sie kennen die Grille, welche beobachtet wird, wenn die Königin einen Unterthan mit ihrer Gegenwart beehrt, Sie wissen, daß die Einladungskarte dem Oberhofmeister übergeben werden muß, um sie dem Oberbefehlenden Ihrer Majestät zu unterstellen.“ — „Das ist uns bekannt,“ bemerkte der Baron und seine Frau. — „Die Königin hat den Namen der Lady Musgrave durchstrichen.“ — Der Schlag traf um so härter, da er unerwartet kam. Lady Alicia wurde bald roth, bald blaß vor Scham und Verdruß. Sir Barnard's Empfindungen aber brachen sich in einem Sturm leidenschaftlicher Vorwürfe Bahn, die dieses Mal ihr Ziel nicht verfehlten. „Die Thörin! Die eitle, hargelose Kriecherin!“ rief er aus. „So mit ihrem Ruße und der Ehre ihrer Familie zu spielen! Das kommt von Ihrer Nachsicht, von Ihrer Schwachheit, Madame? Von all' meinen Kindern ist nur Mary kein Hund für mich geeignet.“ — „Tu bist ungerath!“ murmelte seine Frau, tief verletzt von dem bitteren Vorwurfe. — „Ungerath!“ wiederholte der Baron in rauhem Tone, „sagen Sie mir eine einzige Urtade, die ich habe, stolz auf sie zu sein. Mein Sohn — ein ehrloser Dieb, unfähig jedes ersten Gedankens, jedes vernünftigen Zweckes, von Schulden über-

wältigt, ein Schandfleck meines Namens, meines Nutes. Besser, er wäre todt,“ fügte er düster hinzu, „besser er wäre todt! Laura — ist um Stabgespräch geworden durch dieses hüllose Liebelein mit Lawson. Wenn der Grund ihres Begleichens von dem Falle bekannt wird, so schießt ihr das die Hälfte der Thären Condons zu. Und dazu erst ein paar Monate verheiratet!“ — „Gebuld!“ nahm der Graf wieder das Wort, „wir wollen die Sache ruhig und leidenschaftslos besprechen. Die Weigerung der Königin, Lady Musgrave zu empfangen, ist für ihre Schwester wie für mich peinlich genug. Der Ball wird nicht Statt finden.“ — „Wie?“ rief Sir Barnard voll Entzücken. „Sie wollen auf diese hohe Ehre, auf diese außerordentliche Gnade verzichten?“ — „Es bleibt dabei.“ — „Und Mary willigt ein?“ — „Auf ihre Bitte habe ich eingewilligt.“ — „Sie hören, Mylady!“ rief der Baron zu seiner Gattin gerendet, „wie edel sich die Gräfin gegen Ihre Tochter benimmt. Wärrlich! Keins von Ihnen Weiden hat eine solche Rücksicht von ihrer Seite verdient. Und doch sehen Sie da ohne ein Wort des Dankes.“ — „Mary hat wie eine Schwester gehandelt,“ erwiderte seine Frau auf's Tiefste getränkt. „Ich anerkenne es vollkommen.“ — „Sie sehen darnach aus,“ murmelte ihr Gatte mit bitterem Spotte.

Als der Graf sich entfernt hatte, erfolgte ein heftiger Aufrüst. In seinem Zorn häufte der Baron Verwünschungen auf das Haupt seiner beiden Kinder. „Entehrt!“ rief er aus, „zuerst von einem nichtswürdigen Sohn, nun von einer gleich nichtswürdigen Tochter. Tod was konnte ich anders erwarten, ergozen wie sie sind von einer solchen Mutter!“ — „Du bist ungerath!“ sagte Lady Alicia, die ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte: „Was hat denn Egbert Schlimmeres gethan, als Hunderte von jungen Männern in seiner Stellung? Daß er Schulden kontrahirt hat, ist doch so gar unverschämlich nicht.“ — „Ein Wörrer ist er!“ flüsterte ihr Gemahl. — Die unglückliche Mutter saltete die Hände und Sant vernichtet in dem Sopha jurad. — „Ein Gigant!“ — „Großer Gott!“ — „Ein Teufel!“ setzte der Wüthende, nicht mehr Herr seiner Leidenschaft, hinzu; „und nun, Lady Alicia, wissen Sie das Schlimmste. Ich habe es nun satt, den müßigen Zuschauer zu spielen. Sie werden wohl daran thun, Ihre Tochter zu warnen; denn beim Himmel! das erste Mal, daß ich sie wieder mit diesem Lawson treffe, entzuehre ich sie vor aller Welt und schlage den Stenken zu Boden.“ — „Barnard! Barnard! Bist Du von Sinnen, so zu rufen?“ — „Es geschieht!“ verzette ihr Gatte in rauhem Tone. „Wo es sich um die Ehre meines Namens handelt, ergreife ich keine halben Maßregeln. Lebte Albert noch, so wäre mir wenigstens eine Schande erspart gewesen.“ — „Es war nicht das erste Mal, daß der Baron auf den Tod seines ältesten Sohnes anspielte. Als er das Zimmer verließ, sah ihm das schuldbeladene Weib mit einem Wüde hüßlosen Schredens nach. — „Barnard's Vertrauen in mich ist erschüttert,“ sprach sie bei sich; „er hat Verdacht: per Bild, den er mir zuwarf, als er seines Erstgeborenen erwählte, beweist es. Ich möchte wohl sein Geheimniß wissen,“ fügte sie bei; „denn auch in seinem Leben ist eine dunkle Stelle, die das Sonnenlicht nicht ertragen kann.“ — Wohl eine Stunde sah Lady Alicia in tiefes Sinnen verloren. Zuerst war Alles verwirrt und unklar, allmählig aber brach ein Lichtstrahl durch dieses Dunkel und ein schwaches Lächeln überhrog ihre Züge. Sie erinnerte sich eines kleinen in Eisen gebundenen Käftchens, das in dem Kabinett ihres Gatten zu Moultry stand, und worin derselbe seine Privatpapiere aufbewahrte. „Da liegt das Geheimniß,“ sagte sie sich, „aber wie dazu kommen?“ — Diese Frage war nicht leicht zu beantworten, der Baron gab den Schlüssel zu seinem Kabinett nie aus der Hand. — „Ich muß Laura aufsuchen,“ fügte sie hinzu, „ihre Vorkellungen machen, drohen. In seiner gegenwärtigen Stimmung ist ihr Vater im Stande Wort zu halten, und der Ruf des thörichten Räddens hängt nur noch an einem Haare: ein Bindhaut kann ihn vollends vernich-

ten.“ — Sie ſchleuderte ſich raſch um und fuhr zu Sir William, wo eine neue Kränkung ihrer wartete.

Ein beſüßiger Wortwechſel löste ihr entgegen, als ſie in das Boudoir ihrer Tochter trat. — „Es freut mich, daß Sie kommen,“ rief der Baron. — „Hören Sie mich an, Milady, und dann richten Sie wiſchen uns. Obſt es irgend einen vernünftigen Grund, dem ich nicht zuvorgetommen bin? Mein Vermögen ſteht zu Ihrer Verfügung, Alles, was ein zärtlicher Gatte nur immer gewähren kann, wird ihr zu Theil; und was ich nur der Lohn? Ein leiſchſinniges Betragen, das mich in den Augen meiner Freunde, in den Augen der Welt lächerlich macht.“ — „Da haben wir's, Mama! Leiſchſinnig! leiſchſinnig! Sonſt höre ich Nichts! Sollten Sie glauben? All' dieſe eiferſüchtige Wuth hat keine andere Urſache, als daß ich die Einladung zu einem Bidnid nach Richmond angenommen habe.“ — „Von Kapitän Lawſon!“ bemerkte ihr Gatte mit ſcharfer Betonung. — „Und ſeiner Schwäger!“ ſetzte Laura hinzu. — „Sie verachtet darauf,“ bemerkte Milady begütigend. — „Laſſen Sie mich mit ihr reden.“ — „Verzichten ſoll ich auf die Einladung und mich zum Opfer ſeiner Grillen maden?“ rief ihre Tochter. „Nimmermehr! Ich gehe.“ — „In dieſem Falle, Madame, wird meine Thüre Ihnen verſchloſſen bleiben,“ verſetzte Sir William mit Würde und verließ das Zimmer.

Die Furcht vor Sir Barnard's Grimm allein war im Stande, den Eigenſinn ſeiner Tochter zu brechen, die endlich, nach vielen vorgebildeten Thränen und Vorwürfen, ihrer Mutter die Erlaubniß gab, Sir William zu beſuchen, daß ſie auf den Anſuch nach Richmond verzichte.

Zweidreißigſtes Kapitel.

Kapitän Lawſon war einer jener Männer, die in der beſten Geſellſchaft leben, ſich elegant ſcheiden, die ſchönſten Herde halten und eine hübsche Jungfernenwohnung innehaben — und das Alles mit ſehr unbedeutenden, wenigſtens mit unbekanntem Mitteln. Niemand wußte in der That, aus welchen Quellen er ſchöpfte, und doch wurden ſeine Werten zu Newmarket bis zu jedem beliebigen Betrage angenommen. Der Gentleman ſaß in ſeiner reich ausgeſtatteten Wohnung zu Albano, als ſein Diener ihm einen Brief von Alfred Loſtus brachte. Der zärtliche Heſſe begann über die langſame Entwicklung ſeiner Intrigue mit Lady Muſgrave ungeduldig zu werden. — „Ah, die dreihundert Pfund!“ ſprach der Kapitän vor ſich hin, indem er einen ſüchtigen Blick auf die Banknoten warf, die er aus dem Umſchlage nahm, und dann in die Taſche ſteckte. „Und nun den Brief:“

„Iſt Caſar immer noch nicht Sieger? oder hat meine launische Tante ſein veni — vidi — vici zur leeren Phraſerei gemacht? Mit einem Worte: wie ſtehen die Akten? Wegen des Bidnids nach Richmond hat dieſen Morgen eine furchtbare Schlacht zwiſchen Sir William und ſeiner ſchönen Hälfte ſtattgefunden. Wie gewöhnlich würde der alte Narr unterlegen ſein, hätte er nicht in der Perſon von Lady Alicia Entſatz erhalten. Da wurde denn Moral gepredigt u. ſ. w. Du verſiehet mich. — Auch ich bin der Meinung, die Du in Deinem letzten Briefe ausſpricht. Sie hat weder Kopf noch Herz, doch — zum Glück für unſeren Plan — eine ungeheurniche Doſis Eitelkeit. Darauf und auf Deinen Laſt bau ich, um ſie zu lompromittiren. Wie ſich von ſelbſt verſteht, werde ich den Entſtärkten ſpielen, allein wir verſuchen Liebe für den guten alten Onkel zu beweifen, vielleicht ſogar genöthigt ſein Dich herauszufordern, allein wir verſuchen dies: das iſt ja ſchon Alles beſprochen. Ich ſchicke die dreihundert Pfund, die Du verlanget, bei. Für jetzt ſind ſie ein Anlehen. Ein klüger Streich von Dir aber vermanbelt ſie und alle früheren Zuſchüſſe in ein Obolus. Verbrenne dieſe, ſobald Du es geſehen haſt. Alfred Loſtus.“

Sir William Muſgrave war ſo erfreut über die Nachgiebigkeit ſeiner Frau, daß er ihr in ſeiner Herzengüte faſt all' ihren früheren Leiſchſinn vergab und am Morgen, wo

das Bidnid ſtattfinden ſollte, ein Bracelet mit Brillanten an ihrem Arme beſetzte. Laura empfing es ſchmollend. — „Ich will's wohl glauben, es iſt langweilig, mit einem alten Burſchen, wie ich bin, zuſammen zu ſein,“ bemerkte er. „Nachdem ich ſo lange Junggefelle geſehen, hätte ich nicht mehr heirathen ſollen. Auch wenigſtens das Band ſo lange ich lebe,“ ſetzte er hinzu, „und Du ſollſt Dich meines Vermögens erfreuen, wenn ich todt bin.“ — „Wer wird vom Sterben reden?“ antwortete Milady, nicht ungerührt von ſeiner Großmuth; „ich will nur glücklich ſein und Dich glücklich ſehen.“ — „Du machſt mich glücklich,“ ſagte der Baron, „wenn Du Dich vernünftig beträſt. Ich behaupte,“ fuhr er mit ſteigender Wärme fort, „daß ich verbrochen habe heute Morgen einer Ausſchüßigung beizuwohnen, aber der Miniſter drängte ſehr.“ — „Ich kann die Miniſter nicht leiden,“ ſchmolte Laura, und das Alleinſein iſt mir verſaßt.“ — „Soll ich meinen Keſſen veranlaſſen, mit Dir auszureiten?“ — „Nein!“ — „Ober Lady Eberly?“ — „Nein!“ wiederholte die launische Schönheit. „Du verſiehet, das Mary krank iſt.“ — „Du haſt recht, Liebes!“ rief Sir William, der nicht den leiſeſten Verdacht von der Weigerung der Königin Charlotte hatte, mit Lady Muſgrave zuſammen zu treffen.

Wie Eſheridan bemerkt, iſt immer irgend eine „verteuzelt gutmüthige Perſon“ um den Weg, die es darauf abgeſehen hat, uns etwas Unangenehmes zu ſagen. In der Ausſchüßigung ſprach eines der Mitglieder, das von der Sache gehört hatte, dem Baron ſein Bedauern über die ſeiner Gattin widerſtändige Kränkung aus, und als über ſeine Entſtärkung über die inſame Verläumdung — wie er es nannte — äußerte, gab er ihm ſolche bünbige Beweiſe für ſeine Behauptung, daß er nur ſo ſehr von deren Wahrheit überzeugt ward. Er griß häßig nach ſeinem Hute und verließ die Sitzung in einem Zustande unbeſchreiblicher Aufregung. Als er unter Westminster-Hall durchging, begegnete ihm Edward Caſton, der ihn, von ſeinem veränderten Ausſehen betroffen, fragte, ob er unwohl ſei. — „Nein!“ verſetzte der Baron heftig, indem er mit der Hand zum Hergen fuhr. „Gott ſei Dank, ich bin nicht ſo ſchwach. Bitte, laſſen Sie mich gehen.“ — „Es muß Ihnen Erwaſe zugewieſen ſein,“ bemerkte Edward. „Ich würde mich unter anderen Umſtänden gewiß nicht aufdrängen, aber Sie werden immer bläſen! Nehmen Sie doch meinen Arm, wenigſtens bis zu Ihrem Wagen.“ — Der Ton des Mitgeföhls, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, rührte das Herz des alten Herrn; er ergriff den dargebotenen Arm und murmelte: „Nach Hauſe.“ — Als ſie das Hotel des Barons erreichten, hatte ſein Zuſtand ſich ſo bedeutend verſchlimmert, daß Edward Caſton einen Bedienten zu Sir Barnard ſchickte und einen zweiten Laura aufſuchen ließ, die alſobald nach dem Begleichen ihres Gatten das Haus verlaſſen hatte, um einen Spazierritt zu machen. Sir William vernahm es ſchweigend und ließ verzweifelt den Kopf hängen. — In weniger als einer halben Stunde ſtand ſein Schwiegervater und ſein Neffe neben ſeinem Janteuil im Bibliothekzimmer; der Letztere ſahen furchtbar betrübt und fragte wiederholt nach Lady Muſgrave. Ihr Vater beobachtete ihn ſcharf: es lag Alfred Loſtus augenſcheinlich mehr an der Antant oder Nichtantant ſeiner Tante, als an dem Entſtehen des Krizes. Endlich lehrte der Diener zurück. Sir Barnard, das Schlimmſte fürchtend, wunſchte ihm, zu ſchweigen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Faſanenjagd im Rheinthal.

Die Heimat des Faſans ſind die Ufer des Bhaſis, eines ſoldbildlichen Fluſſes, von deſſen Ufern Jaſon einſt das goldene Vließ holte. Die Argonauten brachten den Jaſan nach Griechenland mit zurück, und durch die Kreuzfahrer wurde

er von Konstantinopel nach dem Westen Europas verpflanzt, und akklimatisirte sich leicht in Frankreich, England und Deutschland, obgleich er anfangs nur als Lederbissen auf fürstlichen Tafeln erschien. Als während der französischen Revolution die Krongüter als Eigenthum der Nation erklärt wurden, ward auch der aristokratische Fasan emanzipirt, und der bisher in Parks gehegte und gepflegte Fasan genoss seine Freiheit in den Wäldern. Im Ufaß war namentlich der Kardinal Nohan ein großer Fasanenfreund, und auch die babilonischen Fürsten und die Landgrafen von Hessen-Darmstadt besaßen große Fasanerrien. Diese Landstriche eignen sich hauptsächlich für die Kultur dieser Vogelgattung, welche suchte Waldniederung, am liebsten am Ufer eines Flusses oder auf Inseln, aufsucht, da ihre Hauptnahrung aus Würmern, Insekten und Larven besteht. Auch nehmen die Fa-

sanen gerne ihren Aufenthalt in den zahlreichen Maisfeldern, welche im Rheintal angebaut werden. Im Ganzen ist er jedoch ein sehr launischer Vogel, der gern sein Raufen wechselt, und darum ist er sehr schwer in Fasanerrien zu halten. Namentlich zur Herbstzeit, wenn in der Frühe theuere Nebel die Ufer und Weinberge verhüllen, beginnt der Fasan sein Wanderleben. Am Rhein wechseln sie dann sogar von einem Ufer zum andern, und da sie, wie alle Hühner, sehr schwerfällig fliegen, so sinken viele ermattet in den reißenden Strom, weldem sie, dem Jäger zum Argern, zur Beute fallen.

Bei Eröffnung der Jagd muß man ihn namentlich an Waldgrenzen suchen, und wenn diese von Feldern umsäumt sind, lagert er gern in Maisäckern, Kartoffelfeldern, ja sogar im Hofe und der Luzerne. Ist die Ernte ziemlich vorüber, so geht der Fasan in junges Holz und sieht solches vor,



Der Fasan im Maisfelde.

wo er kleine Weiher, überhaupt Wasser findet. Im Oktober strächt er überall umher, und der Jäger muß, trotzdem der schöne Vogel so plump fliegt, stets ein attendant sein, weil er oft aus einem Lager ausgeht, wo ihn derselbe am wenigsten vermuthet hätte. In den Maisfeldern richten sie übrigens viel Schaden an, weil sie sich auf die Stengel legen, um aus den Fruchtblöben die Körner zu picken, wobei sie dieselben oft durch ihre Schwere abbrechen, so daß sie nicht mehr zur Reife kommen. Nähert man sich einem Maisfeld, und steht der Hund darin befindliche Fasane, so muß man im Verein mit anderen Jägern darauf bedacht sein, ihnen den Rüdzug abzuschneiden, den sie stets laufend antreten. Gehen mehrere zugleich auf, so ist es Pflicht, nur die jungen Hähne zu schießen und die Hennen zu schonen. Von Wild-
dieben wird der Fasan vielfach verfolgt, weil er auch jetzt

nach ein seltenes und theures Wild ist. Die alle Jagdfreier benutzen sie die Nacht zu ihrem Verbrechen, und schießen den schlafenden Fasan in dem Augenblick, wo er bäumt. Sie wenden dabei so wenig als möglich Pulver an, um sich durch den Knall nicht zu verrathen. Andere weniger Kühne bedienen sich des Garns, der Dohnen oder einer List, bei welcher letzterer sie auf folgende Art verfahren. Sie besetzen an einer langen Ruthe eine geschwefelte Lunte, die sie anzünden, so wie sie einen bäumenden und schlafenden Fasan bemerken. Sie halten ihm die dampfende Lunte unter den Schnabel, so daß das Thier davon betäubt wird und zu Boden fällt, worauf der Wilddieb es in seinen Sad schiebt.

Gegeßart.

Deutsche Kunst in ihren Werken.

I.

Der Löwentampf von Wolff.



Die östliche Treppengange des ältern (von Schinkel erbauten) Museums zu Berlin schmückt bekanntlich seit circa 15 Jahren die Amazonengruppe von Rib, wohl eines der populärsten plastischen Werke idealen Charakters, welches die neuere Kunst hervorbrachte. Eine entsprechende, in Form und Inhalt harmonische Fierde der westlichen Treppengange war durch die, bei der Konzeption des Werkes wohl kaum beachtete Placierung jener Gruppe zur gebietenden Notwendigkeit geworden. Man wählte zum Gegenstand dieses „Pendants“ den Kampf eines Jünglings mit einem Löwen, und betraute Albert Wolff, einen der bewährtesten Schüler und langjährigen Mitarbeiter Rauch's, mit der Ausführung, welche jetzt bereits in Erz nahezu vollendet ist, so daß die Anstellung des mächtigen Kunstwerkes in ziemlich naher Aussicht steht.

Albert Wolff, aus Medlenburg-Strelitz gebürtig, ein Alter- und Studiengenosse Bläser's, mit welchem gemeinsam er auch Italien durchwandert — eine ebenso treffende als liebenswürdig schöne Charakteristik seines menschlichen und künstlerischen Wesens entwarf Aloys Stahr, der dort mit ihm zusammentraf, damals im zweiten Bande seines bekannten Buches „Ein Jahr in Italien“ — ergrünte sich immer des ganz besonders Vertrauens seines großen Meisters, der den heiligen Ernst seines Willens und Strebens, das tiefe Wissen und die gründliche Solidität und Mündigkeit seines künstlerischen Könnens vor Allem schätzte. Glänzendes Zeugnis für diese Eigenschaften, wie für den reinen edeln Schönheitsinstinct ihres Schöpfers, legen seine großen, selbstständigen Arbeiten ab; die Schloßbrückengruppe (Palas den Jüngling zum Kampf besuchend), die Meierstraße König Ernst August's von Hannover, der wunderhübsche, lostafale Bronzelandelaber, nicht minder die Gruppe in Webe, deren erste Konzeption noch aus einer früheren Periode des Künstlers datirt, wenn auch die gegenwärtige Ausführung das Produkt seiner reifen Kraft ist.

Rib's Amazone erscheint jedenfalls von dem Panther, der sich in die Brust ihres Rosses trallt, plüschig und scharflich überfallen. Wolff's Löwenjäger hat sein königliches Bild angefaßt. Ein erster wohlgezielter Speerwurf hat dessen Brust getroffen, und das gemaltete Thier unter die Hufe des Rosses seines Besizers geworfen. Hier in wüthendem Schmerz auf der Seite getränkt, am Boden sich wälzend, schlägt der Löwe seine linke Tappe lang emporgereckt in die rechte Weiche des hochaufbaumenden Pferdes, das, den Kopf hinten übergeworfen, mit wildem Saß aufsteigt, mit den Vorderhufen haueud, tollenden Augs, und mit schraubenden Hüften in den Jügel schäumend, den sein Reiter mit gewaltigen Ruck nach links hin reißt. Gleichzeitig lehnt sich die herrliche, nackte Jünglingsgestalt weit nach rechts hin zurück, um mit größter Wucht den zweiten Speer mit weitausholender Faust auf den am Boden liegenden Feind zu schleudern. Diese sühne und doch so natürliche, folgerichtig und notwendig aus dem Grundmotiv der Gruppe hervor- gehende Bewegung führt zu den Resultaten von der höchsten Schönheit, und wenn das Feuer und Leben in den Thieren bewundernswürdig ist, so dürfte die Vereinigung von leidenschaftlicher Anspannung, Heldenthat, Jugendlichkeit und maßvoller Adel in Formen und Linien, wie sie dieser Jüngling zeigt, doch noch höheren Preis verdienen. Der Fuß (von Gladenbeck in Berlin) ist vorzüglich gerathen, und wenn auch die Säulenhalle des Museums, der ungelieferte Hintergrund für ein plastisches Werk, die Wirkung der dort aufgestellten Gruppe beeinträchtigen muß, so hat die Schmückung des Gebäudes, das leider seit Schinkel's Tode unter dem Namen solcher Schmückung mehrfach arge Unbill erdulden mußte, in ihr jedenfalls den würdigsten Ab schluss gefunden.

z. v. u. l. a.

Die Haugöfller.

(Fortsetzung.)

X. Rächtllicher Befehl.

Verseht in Träumereien, die ihm, wie in einem Aalei- doktop, bald London und die Krotobillen-Insel, bald den Kapitän Tom und die Menschenfresser vor das Auge führten, vernahm Tempelion ein leichtes Geräusch nicht, das hinter ihm erklang. Die Thüre des unterirdischen Gemachs hatte sich sanft geöffnet und eine menschliche Gestalt eingelassen, die langsam vorstrich, als wolle sie den schlafenden Gelangenen überraschen. — Der Engländer fuhr in die Höhe, als eine kalte Hand sich auf seine Schulter legte. Er sah einen dunkeln Umriß sich auf den sternleuchteten Himmel abzeichnen. Nachdem das erste Entsetzen nachgelassen, kam ihm der Gedanke, diese Erscheinung umzuwerfen und in vollen Jügen die Luft der Freiheit, die ihm winkte, einzuathmen, aber im nämlichen Augenblick gemahnte er durch die Öffnung, die ihm das Firmament zeigte, den gespannten Bogen der unbilden Schicksale. — „Der bleiche Mann möge sich beruhigen,“ sprach die geheimnißvolle Gestalt in den telegraphischen Zeichengeberden, die der Engländer verstehen gelernt hatte, „ich bin nicht der Opferpriester.“ — „Und wer bist Du denn?“ — „Eine Frau!“ — Mit der unnaheahmlichen Bewegung eines Mannes, der ein galantes Abenteuer vermutet, öffnete Tempelion beide Augen, um durch die Dämmerung die Züge der Unbekannten zu erschauen. Allein die bleiche Helle der Nacht war unzureichend. Die Dämmerung ist die Schminke der Jahre und Unschönheit. — „Wilst Du Dich an meiner Todesangst weiden, oder bist Du gekommen, mich zu trösten?“ — „Bleicher!“ — Tempelion machte eine Geste des Erstaunens. — „Der bleiche Mann wird morgen sterben.“ — „Morgen!“ Und der Unglückliche verhallte sein Gesicht. — „Mabonna hat noch Durst!“ — „Mabonna hat noch immer Durst? Und wie soll ich sie erlöschen?“ — „Mit Deinem Blute; Mabonna ist die Göttin der Rache.“ — „An wem rädte sie sich?“ — „An den Deinen!“ — „Albion's Sohn schwamm in einem Meer von Mästeln.“ — „Gib Acht und Du wirst begreifen. Einst waren die Rabicas ein mächtiger Stamm, sie lebten glücklich und ungelant auf einer großen Insel des Meeres. Eines Tages kamen die Maßgeschüter in ihren schwimmenden Häutern mit den Donnern, die zwanzig Männer auf einmal tödten. Sie waren zahlreich und stark; sie verzagten die Rabicas aus dem Lande, in dem die Gebeine ihrer Väter ruhen, und erwürgten die, welche sich zu vertheidigen suchten. Sie entführten die Frauen, durchwühlten die Gräber, zerbrachen die heiligsten Götzenbilder und erbauten auf den Trümmern unserer Hütten Häuser von Stein, hoch wie die Felsen.“ — „Und was wurde aus den Rabicas?“ — „Die Rabicas entflohen wie eine gescheuerte Heerde und suchten eine andere Heimat. Sie kamen hieher und bauten die Dorf, welches sie Pama-Koali nannten, die Stadt der Vögel.“ — „Ich lunge an zu verziehen.“ — „Seit dieser Zeit,“ fuhr die indische Frau fort, „haben die Rabicas den Meidgeschütern einen ewigen Haß geschworen, und haben bereits ihre Väter an den Männern Deiner Farbe gerächt, die das Meer aus ihre Küsten wirt.“ — „Mein Gott, mein Gott!“ rief Tempelion, in unbeschreiblicher Angst die Hände haltend. — „Was machst Du?“ — „Ich bete zu Dem, der vergibt.“ — „Nicht zu ihm mußt Du beten, nur menschliche Hülfe kann Dich retten.“ — „Und wer?“ — „Mari-Sida, die Königin der Rabicas.“ — Tempelion schüttelte ungläubig den Kopf. „Die Königin ist eine Eingewanderte,“ gestaltete er, „und wenn sie mich auch retten wollte, so würde doch ihr Wille machtlos sein gegen die Gewalt eines ganzen Volkes, das nach dem Blut der bleichen Männer dürstet.“ — „Die Königin beugt ihr Koll wie ein Rohr. Wenn der Große Geist dem Meere Stillstand gebietet, so wird es ruhig.“ — Tempelion mußte

bei diesem Ausbruch menschenfresserischen Eigendünkels ein Lächeln unterdrücken. — „Nari-Sida,“ sagte die Frau, „hat Dich schon einmal getretet; als die Nabisas Dich wie einen Warm erwärmen wollten, hat ein einziger Wint von ihr Dich befreit.“ — „Das ist wahr; allein weshalb fühlst sie Mitleid mit mir?“ — „Das ist ein Geheimniß für alle Welt.“ — „Ausgenommen für mich,“ erwiderte Templeson mit einem Schwärmsinn, den die Umstände ihm verliehen. — Die Indierin trat einen Schritt vor. — „Der bleiche Mann weiß also, was mich hieherführt, allein, in der Mitte der Schwatte?“ — „Nein, aber ich suche es zu errathen,“ entgegnete Templeson mit der ehrlichen Einfall eines Menschen der grauen Vorzeit. — „Ich habe nur wenige Worte zu sagen,“ fuhr die Indierin fort, „die Königin der Nabisas hat dem weisen Manne ihre Gunst zugewandt.“ — Templeson richtete sich stolz empor. — „Denkt der bleiche Mann an sein morgendes Schicksal, weil er nicht antwortet?“ — „Ich denke daran in der That.“ — Und Templeson vergessenswürdigte sich die ganze barbarische Kotte, welche mit unerhörter Grausamkeit das Verbrechen der Väter, die nicht seine Väter waren, an ihm rächen wollte. — „Nari-Sida wird den, welchen sie lieben würden, zu ihrer eigenen Wacht erheben: er wird König sein!“ — „König!“ rief der Engländer. — „Und was soll ich der Königin melden?“ fragte die Frau. — Der Gesangene wollte antworten, aber die Pantomime, die seine Jode bezeichnen sollte, blieb an seinem Arme hängen, denn er glaubte den Schatten seiner Frau sich vor ihm erheben zu sehen, um ihn zu fassen.

XI. Das Opfer.

Templeson vernahm wie träumend, daß die Thür seines Gefängnisses sich wieder schloß; Schwärme und Einsamkeit umgab ihn von Neuem. — Als die ersten Morgenstrahlen die Nacht durchdrachen, ertönten seltsame Klänge, anfangs schwach wie ein Wärrausen im Winde, dann anschwelkend und voll gleich einer frommen Hymne. Diese Melodie Indiens, aus nur drei Notizen und zwei Instrumenten bestehend, und in ihrer Monotonie dem Auge eine ungelante Welt vorjaubend, schienen dem Gesungenen die Ereignisse der Nacht nur zu vervollständigen, und brachten deshalb kein Erstaunen bei ihm hervor. — Die Musik hielt vor der Thür seines Gefängnisses an. Diese öffnete sich und gewährte, nebst dem lebendigen Strom des Sonnenlichtes, einer Anzahl Männer in langen weissen Gewändern Eintritt. Es waren die Priester und Opferer. — Templeson verharrte in widerstandsloser Ruhe; der Tod schien ihm nur das Ende jener langen, qualvollen Agonie, deren Beute er seit Tagen geworden. — Man liebte ihn prächtig; und gleich einem anstehen Silen, das Haupt mit Blumen umkränzt, verließ er das Gefängnis. Die Menge erwartete ihn draußen, und der ernste, eintönige Chor begann von Neuem. Mit gemeinschem Schritt eröffneten die Priester den Zug. Dann folgte das Opfer, aus einer von Männern gebunden, mit Laub und Blüten geschmückten Tragbahre. Eine Menschenmasse jeden Alters und Geschlechts schloß sich mit begehrter Miene dem an, welcher sterben sollte. — Der heitere Gesang der Bögel, der Duft der auf den Wind geblauten Blumen, die blendende Pracht und Morgensfrische dieser erwachenden Natur bildeten einen seltsamen Kontrast mit jener Scene der Trauer. — Je mehr der verhängnißvolle Augenblick nahte, desto mehr machte Templeson's Resignation den neuerwachenden Erhaltungstrieb Platz. Er schloß sich jung und stark, von Liebe zum Leben erfüllt. Er wandte sich halb auf seinem geschmückten Lager und sah die zürnende Menge. Was war zu thun? Ein Fluchtversuch würde nur einen Regen von Pfeilen veranlassen, und ein von unerbittlicher Rache aufgeschaltetes Volk zum Mitleid unzufammen eben so unmöglich sein, als der Wuth des entsefelten Sturmes zu gebieten. Nichts konnte ihn retten! — Die Spitze des Juges gelangte jetzt in eine enge Felsgasse, welche die Mor-

gensonne noch unberührt gelassen. Der fortbauende Gesang erweckte das Echo, und Templeson glaubte ein dülteres Dies irae zu vernehmen. Er blickte über das Meer und die von fern ihm zuläufende Natur, er atmte wie zum Abschiede die erquickende Luft der Frühe ein, und seine Seele unarmte zum letzten Lebenswohl alle Diejenigen, die er nimmer wiedersehen sollte.

Der Zug hielt an; der unheimliche, trostlose Opferplatz war erreicht. — Die Felsen bildeten hier einen Kreis; aus den Spalten derselben ragten starr, mit blutrothen Blättern bedeckte Aeste gleich einem Schaffotgerüst in die Höhe; nichts war dem Auge sichtbar als ides Gestein, ein feldchen Himmel und die Unendlichkeit des Meeres. In der Mitte dieser titanischen Umfriedung erhob sich ein ungeheurer Blod rothen Granit und darüber eine Bildsäule in riesigen Verhältnissen. Die ist der Opferaltar, der Kadegöttin Mahonna geweiht. Ein Schwäbelhügel dient ihr zum Sockel; und der Boden, seit lange mit Blut getränkt, hat eine dauernde schwarze Färbung angenommen. — Die Menge stellte sich im Kreise um den Altar auf, der Gesang endete; Alles wurde Schweigen und Kupferstille. Das entsehnvolle Drama begann. — Die Opferer näherten sich dem Gefangenen, indem sie unverständliche Worte murmelten. Templeson erhob sich von seinem Kosenlager und setzte den Fuß auf die erstarrte Blutleiche, welche den Boden bildete. — Erbfah, steil und falt gleich einer Leiche ließ er sich auf den Granitaltar zu Füßen der furchtbaren Göttin niederlegen, die ihn mit racheprägendem Wid zu betrachten schien. Er wollte schreien, allein die Kehle versagte den Dienst. — Die Menschenopferung sollte beginnen. Der Opferpriester untersuchte die Schwärze des langen, gewichtigen Schwertes, das er trug; ein Anderer zog aus seinem Gewande das zweischneidige Messer, welches bestimmt war, die Eingeweide des Opfers zu finden. Templeson, obwohl unfähig der Bewegung und Sprache, sah und bemerkte Alles mit verdoppelter Schwärze. Er fühlte sich gleich dem Schindobden, der das Zeichen zum Bereiten und den Satz jammern sieht, ohne es hindern zu können. — Schon berührte die Spitze des Messers die Kehle des Unglücklichen, als ein vom Echo getragener Ruf den Arm des Henkers aufhielt. Alle Köpfe wandten sich nach jener Richtung. — Ein Palantin, dessen Federbüchel die Masse überragte, wurde von kräftigen Trägern rasch die in die Höhe des Altars gebracht. Das Volk machte ehrerbietig Platz. — „Der bleiche Mann soll nicht sterben,“ rief eine Stimme im Innern des Palantins. — „Unser Vater wurden von den Bleichgesichtern ermordet,“ riefen ihrerseits wie ein einziger Mann die Priester und Opferer. — Die Vorhänge des Palantins bewegten sich heftig. — Die Rache ist gerecht, und Verbrechen straft Verbrechen; allein die Sonne ging schon viele Mal zur Ruhe, seit unsere Väter ihre Insel verließen. Der Große Geist erludete mich in letzter Nacht; sein Zorn ist schrecklich und seine Donnerstimme erschütterte die Berge. Er erlöset mich und rief: Die Wache halte ein! Mahonna ist gesittigt! Das Volk der bleichen Männer stehe fürder nicht mehr!“ — Die Sonne vergoldete die Höhen, und die Augen des Sühnenbildes flammten, als wollten sie jene Worte Augen strafen. — „Die Stimme der Träume läßt nicht. Wenn der bleiche Mann heute sterben muß, so wird der Große Geist unseren Stamm mit Pest, Muth und Sündflut heimjucken. Er ist stark und getreut; folgen wir seinen Geboten.“ — Bei den letzten Worten öffneten sich die Vorhänge des Palantins, eine Frau trat hervor, eilte auf den Gesangenen zu und löste seine Bande. — Es war die Königin der Nabisas. — „Erhebe Dich,“ sprach sie, „und sei frei unter uns!“ — Die Foltterwerkzeuge entfielen den Händen der Priester, und das Volk beugte die Häupter vor diesem mächtigen Willen. — Nari-Sida wandte mit königlicher Gebärde die Opferer hinweg. Sie gestand vollen Gehorsam. — „Ich habe Dich getretet,“ sprach sie, sich dem Erlösten zuneigend, „wilt Du meine Gnade annehmen?“ — Templeson begriff, was mit ihm vorging. Das Wort

leben der Freude trieb das Blut in seine Wangen zurück, und es drängte ihn, sich dieser Frau, die ihm das Leben wiedergab, zu Füßen zu stützen. — „Es ist gut,“ sprach die Königin, „aber alle Bleichgesichter sind Zeiglinge, sie zittern vor dem Tode.“ — Templeton erzwang ein Lächeln. — „So liebe ich Dich,“ jubr sie fort, „und Du sollst frei sein. Aber bleibe noch; ich will Dir mehr geben, als Du verloren, — von diesem Augenblick gehörst Du mir; meine Günstin wird Dich zur höchsten Stufe erheben: Sei mein Gatte!“ — Der Engländer erzitterte und schloß die Augen zum Zeichen des Gehorsams. — Die abergläubische, leichtbeherrschte Menge sah mit ehefurchtvollem Staunen, wie die Königin den Engländer zu sich in den Palast zog. Ihre Majestät gab ein Zeichen, daß sie sprechen wollte. — „Der Wille des Großen Geistes erfülle sich bis zum Ende,“ sagte sie mit prophetischer Miene. „Der Mann mit dem bleichen Antlitze, erwählt, die Rache der Nubias aufzuhalten, soll der König ihres

Stammes werden.“ — Einzelne Laute des Großens durchliefen die Menge. Die Königin überlachte sie mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme. — „Solches ist der höchste Wille des Großen Geistes. Er mög die Geschiede der Menschen, und was er befehlt, ist gut und gerecht.“ — Und ohne weitere Worte ließ sie den Vorhang fallen.

(Schluß folgt.)

Deutscher Geist und deutsche Männer.

III.

Karl Maria von Weber.

Wenn von deutscher Musik, wenn von deutscher Liebe, wenn von patriotischen Sängern die Rede, wem schwebte



Karl Maria von Weber, geb. 1786, gest. 1826.

nicht vor allen ein Name auf den Lippen, der Name des Komponisten der deutschen Oper, der Name Karl Maria von Weber's; sollen wir im gegenwärtigen Augenblicke nicht auch ihm unsere Blicke zuwenden? Er war am 28. Dezember 1786 zu Gütin im Holsteinischen geboren. Von seinem Vater, der ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben bemüht war, zu wissenschaftlichen Studien bestimmt, entschied er sich, seiner Neigung zu den schönen Künsten folgend, welche ihn schon frühzeitig der Malerei und Musik zugewandt, für das Studium der Musik. Der von Hoforganist Haufschel in Hildburghausen 1796—97 ihm darin zu Theil gewordene Unterricht legte schon in dem Knaben den Grund zu der charaktervollen Spielweise auf dem Klavier, wodurch er sich sehr frühe auszeichnete. Bei der Eigenthümlichkeit seines Vaters, öfters seinen Wohnort zu wechseln, erhielt Weber in kurzer Zeit verschiedene Lehrer, so in Salzburg Michael

Haydn, bei welchem er, seinem eigenen Geständniß zufolge, wenig und mit Anstrengung lernte, während er ein Jahr später, 1798, in München den Unterricht im Gesang von Balesi und in der Komposition von Hoforganist Kalcher mit bestem Erfolge genoß. Schon damals fing bei ihm eine besondere Vorliebe zum Dramatischen an sich bestimmt auszusprechen. Er komponirte unter den Augen seines Lehrers Kalcher die Oper, Die Macht der Liebe und des Weines, versuchte sich in kirchlichen und Instrumental-Kompositionen, vernichtete aber später alle diese Versuche, um nicht darnach beurtheilt zu werden. In seinem vierzehnten Jahre schrieb er die vom Ritter von Steinberg gebildete Oper, Das Waldmädchen, die im November 1800 in Freiberg, dem damaligen Aufenthalt Weber's, mit großem Beifall aufgeführt, sich weiter verbreitete, als es ihm später, nach seinem eigenen Ausspruch, lieb sein konnte, da sie, wenn auch an Erfindung

nicht ganz leer, doch ein höchst unreifes Werk war. Kastlos aber arbeitete er weiter, und so erschien 1801 seine Oper „Peter Scholl und seine Nachbarn“, die, in Salzburg komponirt, in Augsburg ohne sonderlichen Beifall aufgeführt wurde. Als Klaviervirtuose trat nun Weber von 1802 an öffentlich auf, und erwarb sich durch sein präzises, die größten Schwierigkeiten überwindendes Spiel bei Weitem mehr Beifall, als durch seine Kompositionen; seine erste Kunstreise nach Leipzig, Hamburg, Hofslein u. s. w. in Begleitung seines Vaters führte ihn am Ende nach Wien, wo er Haydn, Beethoven, und Andere, deren Werke Gegenstand seiner eifrigen Studien geworden waren, persönlich kennen zu lernen und seine musikalische Bildung überhaupt zu erweitern wünschte. Hier war es auch, wo er den originellen Abbé Vogler kennen lernte, der seinem ernstlichen Streben mit besonderer Liebe entgegenkam, und auf die Entwicklung seiner theoretischen Grundsätze großen Einfluß ausübte. In diese Zeit, die an Kompositionen Weber's wenig aufweist, fällt die eigenthümlich

künstlerische Epoche seiner Virtuosenlaufbahn. Sein Spiel, das sich früher mehr durch einzelne geniale Anflüge auszeichnete, erhielt ein eigenthümliches, festes und charaktervolles Gepräge, und mochte wohl aus seinen Klavierkompositionen am Besten zu beurtheilen sein. Ein Ruf führte ihn als Musikdirektor nach Breslau, wo sich seiner Wirksamkeit in der Aufgabe, ein neues Orchester und Opernpersonal zu errichten, ein ganz neues Gebiet eröffnete, und wobei er für sich selbst die nöthigen Eigenschaften eines Direktors gewann. Obgleich dadurch vielfach beschäftigt, fand er doch noch Ruhe, einige seiner früheren Werke umzuarbeiten, ferner die Oper „Kübeljahn“ größtentheils zu komponiren, und überdieß noch mit literarischen Arbeiten, zum Theil über den damaligen Zustand der Musik, sich zu beschäftigen. Er gab das beschränkte Amt 1806 wieder auf, um einem Ruhe das kunstliebenden Herzogs Eugen von Württemberg nach Karlsruhe in Schlesien zu folgen; seine dort geschriebenen Kompositionen, worunter zwei Sinfonien, wurden jedoch in Folge des Kriegs



Karl Maria von Weber's Haus in Weiskamp.

nebst dem dortigen Theater zerstört und die Kapelle aufgelöst, und Weber unternahm wieder eine Kunstreise, welche ihn endlich nach Stuttgart führte, wo ihn Herzog Louis von Württemberg bei sich aufnahm, und wo er die Bekanntschaft von Haug, Reindler, Schubarth, Sohn des unglücklichen Dichters, auch ausgezeichneten Künstler wie Tannecker, Müller, Hetsch, Wächter machte, und namentlich mit Kapellmeister Danzi vertrauten Umgang hatte. Durch Letzteren angeregt schrieb er hier seine Oper „Eiliana“, nach dem Sujet des „Waldbäunders“ von Hymner neu bearbeitet, und Hochlig's Kantate „der erste Ton“, nebst andern kleineren Werken für Gesang und Klavier. Nach einjährigem Aufenthalt in Stuttgart, wo er zum königlichen Kammermusiker ernannt worden war, sich jedoch zuletzt des Königs Ungnade erzuogen hatte, war er genöthigt, seine Existenz durch Kunstreisen zu sichern: er wählte Mannheim zum Aufenthalt und gab von dort aus Konzerte in Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe u. s. w. In Mannheim lernte er Gottfried Weber, den musikalischen Theoretiker, kennen, und trat bald in ein inniges Freund-

schaftsverhältniß mit ihm, das sich durch Viechwechsel bis zu Weber's Tode erhielt. Nachdem er nochmals, und zwar im Verein mit Meyerbeer und Gänsbacher, Vogler's Unterricht in Darmstadt genossen, unternahm er wieder eine größere Kunstreise, die ihn auch nach Frankreich führte und in jeder Beziehung fördernd wirkte. Von 1813—16 organisirte und leitete er die Oper in Prag, und erzielte hier durch seine energische Thätigkeit und verständige Wahl der aufzuführenden Werke den besten Erfolg. Der Enthusiasmus für die Befreiung des durch die brüderlichen Vaterlandes hatte auch ihn mit aller Macht ergriffen, und wir finden den Ausdruck seines kernhaften, edel deutschen Sinnes hauptsächlich in seinen Kompositionen zu Th. Körner's „Krieg und Schwert“, welche aller Orten begeisterte Aufnahme fanden, und überhaupt zu seinen populärsten Werken gehören. Auch seine damals entstandene Kantate „Kampf und Sieg“ athmet dieselbe patriotische Begeisterung. — Nachdem er die Oper in Prag auf eine höchst ehrenvolle Stufe gebracht, verließ er seine dortige Stellung, um nach kurzer Zeit, während

welcher er seine schönsten Klavier-Sonaten schrieb, einem Rufe nach Dresden zur Bildung einer deutschen Oper zu folgen. Hier endlich fand Weber eine blühende Stätte; als Künstler gefeiert, erreichte er auch durch seine Vermählung mit der trefflichen Schauspielerin Karoline Brand die längst ersehnte Befriedigung für ein stilltes Leben im häuslichen Kreise. Hier ward ihm aber auch volle Gelegenheit, durch seine musikalische Schöpferkraft den höchsten Ruhm zu erreichen. Nachdem er daselbst mit dem Dichter Fr. Kind zu vertrautem Umgang gelangt, vereinigte sich Beide in der Wahl des Stoffes zu einer Oper, welcher aus Apell's Vorgesage 'der Freischütz' gewonnen werden sollte. Schon im Sommer 1818, kurz nach Vollendung einer Kantate zum Regierungsjubiläum des Königs von Sachsen, und der allbekannten frischen Jubel-Cuverture, finden wir Weber in ländlicher Zurückgezogenheit mit dieser neuen Oper beschäftigt, deren Vollendung jedoch, wegen dienstlicher Geschäfte und mancher anderen Zwischenarbeit, ihm erst zu Anfang des Jahres 1821 möglich wurde. Unter Letzteren befindet sich die Musik zu 'Preciosa', die durch ihre frischen und lieblichen Melodien bei der ersten Aufführung in Berlin 1820 großen Beifall erhielt und von Weber selbst als ein günstiger Vorläufer seines Freischütz betrachtet wurde. Endlich, am 15. Juni 1821, fand in Berlin die erste Aufführung desselben unter außerordentlichem und bei jeder Wiederholung sich steigendem Enthusiasmus Statt. Weber schrieb von dort an Fr. Kind: 'Vittoria können wir schreiben, geliebter Freund und Mitautor, der Freischütz hat in's Schwarze getroffen.' In kurzer Zeit erlangte diese erst deutsche Volkoper durch die ganze zivilisirte Welt, und gewann ihrem Verfasser einen Ruhm und eine Popularität, wie sich seither kaum ein Komponist derselben rühmen kann. Es möchte aber auch wohl kein Komponist der Kunstzeit fähiger gewesen sein, den Ton in seiner Musik anzuschlagen, der in den Gemüthern seiner deutschen Landeskunde auf's Lebendigste wiederlingen mußte, als Weber, der in allen Wesen seiner Zeit- und Empfindungsweise das deutsch-nationale Wesen so naturgetreu repräsentirte, und der das Gemüthsvolle wie das Phantastische, was der Deutsche vorzugsweise hinnimmt, in seiner Musik zum vollkommensten Ausdruck zu bringen wußte. — Der unerhörte Erfolg dieser Oper veranlaßte Weber den Antrag, für Wien eine neue Oper zu componiren, wozu ihm Frau von Czego nach einer altfranzösischen Erzählung die 'Gurranthe' dichtete. Im Herbst 1823 vollendet, wurde dieselbe im Oktober zu Wien aufgeführt; die drei ersten Vorstellungen, die er selbst dirigirte, wurden, seinen eigenen Mittheilungen zufolge, mit einem ungläublichen Enthusiasmus aufgenommen, und der Beifall erhielt sich noch länger auf gleicher Höhe, obwohl bei mäßig dreierstem Hause. Daß diese Oper nicht so wie sein Freischütz in's Volk bringen könne, sah Weber selbst vollkommen ein, doch ergriff sich dieselbe jetzt, nachdem sie längere Zeit von den meisten Theatern verschwunden war, wieder einer bedeutend erhöhten Theilnahme. Der große Ruf Weber's war bald auch nach England gedrungen, von wo ihm 1824 der Auftrag zu Theil wurde, die Oper 'Oberon' für das Coventgardentheater zu componiren. Weber beschäftigte sich nun zunächst mit der englischen Sprache, aber seine Berufshaberei, wobei er für seinen Kollegen Morlacchi zugleich functionirte, mußte, griffen seine Gesundheit an, und die Composition der neuen Oper konnte nur langsam vorrücken. Obne dieselbe noch ganz vollendet zu haben, reiste er am 16. Februar 1826 in Begleitung des Kammermusikus Fürstenau über Paris, wo ihm die schmeichelhaftesten Ovationen zu Theil wurden, nach London, vollendete sie dort während der bedeutendsten Krankheits-Symptome, und brachte sie unter dem begehrtesten Jubel zur Aufführung. Auch in dieser Oper besaß Weber die musikalische Welt mit einer Fülle der reizendsten Gebanten, und namentlich sind es die Weiserthümer, denen er einen so un-nachahmlichen zauberreichen Reiz zu verleihen wußte. Er sollte jedoch die ersten Aufführungen seiner Oper nicht lange

überleben: am Morgen des 5. Juni 1826, dem Tage, wo sein Freischütz zu seinem Besten aufgeführt werden sollte, erlag er seinen durch ein Hals- und Brustfieber verursachten Leiden. Seine irdischen Ueberreste wurden unter allgemeinsten Theilnahme in der Moorfields-Stapelie zu London beerdigt. In uns aber werden seine Werke mit der ihnen eigenen sprudelnden Lebenskraft fortwirken, und uns trotz der immer mehr Herrschaft gewinnenden unnatürlichen Richtung des Geschmacks jederseit auf's Neue erfrischen. 2. Heft.

Die Stiefmutter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

'Rebe!' sagte sein Herr, 'ich besche Dir.' — 'Mylady ist nach Richmond gegangen mit Kapitän Lamson,' versetzte der Mann. — 'Das Haupt des ungläublichen Gattenfant auf seine Brust.' — 'Lügner!' rief Sir Bernard. — 'Lady Coenry's Aushier,' vertbeigte sich der erschlante Bediente, 'hat mich gefragt, er habe sie baldwegs Rebe bekommen.' — 'Beschimpft!' murmelte Sir William: 'beschimpft!' und ich unfähig mich zu rächen...' — 'Onkel! lieber Onkel! bitte, beruhigen Sie sich!' rief Alfred Loftus. 'Wir kommt es zu, die Ehre unseres Namens zu rächen. Ich will ihnen folgen, vielleicht ist es nicht zu spät, eine irre geleitete Frau vor Verführung zu bewahren.' — 'Ich beglücke Sie!' sagte Laura's Vater mit kurzbarbarer Ruhe bei; 'entgeht der Schurke Ihren Händen, mir soll er nicht entweichen. Edward,' sprach er zu diesem gewendet, 'ich erwarte, daß Du inzwischen bei meinem Freunde bleibst.' — 'In wenigen Minuten galoppirten die Weiden Richmond zu.

Als ihr Gatte von Hause weg ging, hatte Lady Musgrave enstern nicht die Absicht ihr Wort zu brechen. Aber Langeweile, dieses Uebel haßer Gemüther, plagte sie, sie ließ ihr Pferd fassen und ritt in den Park. Hier traf sie unglücklicherweise Lamson. — 'Sie sind etwas spät daran!' — 'Ich fürchte, nur zu früh,' war die Antwort. — 'Haben Sie denn mein Willen nicht erhalten?' — 'Nein!' — 'Es war die eine Lüge, aber — darin geblüht — sprach er sie ohne Erröthen aus. — 'Das ist unglücklich! Mein Mann — Sie kennen ja die Chemänner — will mich an der Partie nicht Theil nehmen lassen.' — 'Lamson sah sie traurig an. — 'Man hat ihm allerlei lächerlichen Verdacht in den Kopf gesetzt,' fuhr die eitle herzlose Kottele fort. — 'Sie sind ja nicht die einzige Dame, die meine Einladung unangenehm hat.' — 'Das ist wahr!' rief Laura; 'es ist unvernünftig, und ich finde, daß ich nicht hätte nachgeben sollen. Allen es ist jetzt zu spät, mein Wort ist gegeben.' — 'Sagen Sie lieber erprecht.' — 'Ogebenen oder erprecht! gleichviel!' versetzte Lady Musgrave, 'ich muß es halten. Und doch bin ich — offener gestanden — so böse über mich, schäme mich so sehr meiner Schwachheit, daß — wären Ihre Gäste hier — ich fast versucht sein könnte mitzugehen.' — 'Wir holen sie bald ein.' — 'Nein! Nein! Das wäre unrecht!' Trotz dieser Reflexion setzte die thörichte junge Frau ihr Pferd in Galopp und passirte das Thor des Parks. Einmal über diese Örtzney hinaus gelangt aber verghaß sie aller Klugheit, und ritt im Wettlauf mit ihrem Begleiter den Orte des Stellbiadens zu, ohne auch nur einmal zurückzublicken oder an das Gewagte ihrer Aufführung zu denken. — 'Ich sehe aber nichts von Ihren Freunden,' bemerkte sie ängstlich umhersehend. — 'Wahrscheinlich ergeben sie sich im Park,' meinte der Kapitän. — 'Ich will ihnen durch meinen Bedienten sagen lassen, daß wir da sind.' — Er küßte dem Buchsen ein paar Worte in's Ohr und führte Laura in den Gehöf, um — wie er sagte — die Ankunft der Gesellschaft abzuwarten, hier aber wußte er durch die aufgeschwobenen Schmeichelein und seinen Blick den Augenblick, wo eine Erklärung unvermeidlich ward, immer mehr hinauszuqchieben. — Laura lächelte sich tief gebedmüthigt, als der Verdacht des an ihr verühten Be-

trugs in ihre aufstieg. Seine Manieren hatten ihr gefallen, seine Schmeicheleien sie betauht, aber ihr Herz war kalt gegen ihn geblieben. — „Kapitän Lawton!“ sagte sie mit schlecht verhehlter Aufregung. „Da Ihre Freunde nicht hier sind, so werde ich's Ihnen Dank wissen, wenn Sie mein Pferd vorziehen lassen.“ — „Warten Sie nur noch wenige Minuten! Sie müssen kommen.“ — „Keinen Augenblick mehr!“ unterbrach ihn Lady Musgrave. — „Bei dieser bestimmten Antwort war der Heudler die Waale ab, sank auf seine Kniee, und gestand ihr mit der herkömmlichen Juthat von Reue und Verzweiflung seine Liebe. „Wir sind für einander geschaffen wie Doppelseiten,“ fuhr er fort. „Wenn der Himmel uns liebt, soll die Erde uns nicht trennen. Sie sind meine Sonne, mein Leben...“ — „Aber nicht Ihr Opfer,“ unterbrach ihn Milady in süßem Tone, denn seine poetische Sprache machte nur geringen Eindruck. „Kapitän Lawton, wenn Sie nicht ein eben so großer Vade sind, als Sie ein Narr zu sein scheinen, so werden Sie augenblicklich mein Pferd bestellen. Der Schaden, den Sie meinem Aufzug zugefügt haben, ist — fürchte ich — ohnehin schon nicht mehr gut zu machen.“ — Der vollendete Edeurke wollte sich ihr nähern, aber sie wich zu dem Fenster zurück und deutete mit der Keitpeitsche nach der Thüre. — „Wollen Sie mich zwingen nach Hüße zu rufen?“ sprach sie. — „Ist dieß der Lohn für meine aufopfernde Liebe?“ — Laura brach in ein verächtliches Lachen aus: „Liebe!“ wiederholte sie. „Kapitän Lawton, ich verleihe Ihre — Liebe. Die reiche Gattin Sir William Musgrave's wäre wohl eine gute Prife für einen — himatlosen Abenteuer.“ — „Wie? Sie wagen mich zu beleidigen!“ rief der Kapitän, gereizt von ihrem Spöne. — „Es ist unmöglich, einen Mann zu beleidigen, der wie Sie sich benommen hat,“ entgegnete Milady in Thränen ausbrechend. „Freier, unmanörierter Schurke! Sie haben für Ihre Handlungsweise nicht einmal die Entschuldigunq einer Leidenschaft, aber es soll Ihnen nicht ungestraft hingehen. Ich habe einen Vater...“ — Die als Antwort auf ihre Berufung wurde in diesem Augenblicke die Thüre aufgerissen, und Sir Barnard mit Alfred Loftus erschien auf der Schwelle. „Vater! Vater!“ freudete sie ihm Lob erscheidende Laura. „Ich bin unerschuldigt! Glauben Sie mir, ich bin unerschuldigt!“ Sie sprang ihm entgegen und sank halb ohnmächtig in seine Arme. — „Folgen Sie mir in den Park, Glenber!“ sprach der liebevolle Heße zu seinem Bundesgenossen, „meine Zeugen warten.“ — „Gern!“ versetzte Lawton in gleichgültigem Tone, denn die Szene war seit lange zwischen ihnen verabredet und eingeübt. Aber als sie zur Aufführung kam, nahm einer der Schauspieler die Sache im Ernste.

Sir Barnard blieb nur so lange im Zimmer, bis er seine Tochter der Wirthin übergeben hatte, und stürzte dann den Weiden in den Park nach. Ehe er die Gruppe erreichte, erdönten zwei Pistolenkugeln. „Zu spät!“ grollte er, „zu spät!“ — Wie er erwartet hatte, war Lawton todt. Die Kugel aus Alfred's Pistol war ihm mitten durch's Herz gegangen. In seinen schönen Bügen war keine Furcht vor dem Tode zu lesen, wohl aber zeigten sie einen Ausdruck der Ueberzeugung. — „Mit wessen Waffen ist geschwert worden?“ fragte der Baron in süßem Tone. — „Mit den meinigen!“ antwortete der Rädler von seines Onkels Ohre. — „Und wer hat sie geladen?“ — „Einer der Zeugen, August, anerkanntermaßen ein Mann von Ehre, er habe es gethan.“ — So schien bei diesem gräßlichen Morde Alles, wie es der größte Theil der sogenannten guten Gesellschaft jener Zeit nannte — schön und ehrenhaft zugegangen zu sein, als ob es nicht Klatschpönie wäre, diesen Namen Handlungen beizulegen, welche die Gesetze Gottes und der Menschen gleich sehr verdammen.

Alfred Loftus hatte ein verzwweifeltcs Spiel gespielt und — allem Anscheine nach — gewonnen. Doch Sir Barnard Gaston beschloß die Karten aufzunehmen, die den Händen seines Gegners entfallen waren. Ob er gewinnen wird, ob nicht — das wird die Zukunft lehren.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Nachricht von der vermeintlichen Entweichung der Lady Musgrave, dem Tode und dem Tode Kapitän Lawton's die Kunde in den salsionablen Zirkeln Londons machte. Wenige Stunden nach dem Vorfalle kam das Gerücht davon auch schon zu Ohren der Lady Alicia. Aniangs wollte sie der Sache keinen Glauben schenken: Laura war ihrer Meinung nach zu eitel, ihre Stellung in der Gesellschaft so zu kompromittiren. Aber gegen Abend wurde sie durch die Ankunft Sir Barnard's mit ihrer Tochter nur zu idmergich von dessen Wahrheit überzeugt. Die unglückliche junge Frau warf sich sprachlos vor Aufregung ihrer Mutter in die Arme. „Was ist vorgefallen? Um Gottes Willen rede!“ rief die Letztere. — „Der Baum hat seine Frucht getragen, Milady,“ antwortete ihr Gemahl düster; „das nichtswürdige Geschöpf hat uns beide beschimpft.“ — Bei dieser Festänigung ihrer schlimmsten Befürchtungen wich Lady Alicia entsetzt zurück. — „Ich bin unerschuldigt, Mama! gewiß, ich bin unerschuldigt!“ schluchzte Laura, sich an sie festklammernd und das Gesicht an ihrer Brust verbergend, denn sie wagte nicht dem jörnigen, verächtlichen Blicke ihres Vaters zu begegnen. — „Du hörst es, Barnard? Du hörst es?...“ — „Bah! Sir William weigert sich, sie wieder anzunehmen, seine Thüre bleibt ihr verschlossen, sie ist verloren.“ — „Und Lawton?“ — „Todt!“ rief Sir Barnard Gaston; „erschossen von dem heimtückischen Schufte Alfred Loftus. Doch wir zwei sind noch nicht fertig mit einander.“ — Lady Alicia sah ihn fragend an. Er winkte ihr zu, daß er in Begemamt ihrer Tochter sich nicht näher erklären könne. „Du wirst doch Sir William aufsuchen?“ fuhr seine Gattin fort. — „Ja, heute Abend.“ — „O sagen Sie ihm, daß ich schuldlos bin,“ rief Laura, die zum ersten Mal die Augen zu ihrem Vater aufschloß und wagte; „sagen Sie ihm, er solle hinfort keine Ursache zur Unzufriedenheit mehr haben, ich wolle seinen Wünschen zuvoorkommen, Alles thun, was...“ — „Zu spät!“ unterbrach sie ihr Vater in strengem Tone. — „Ich bin hintergangen, in eine Falle gelockt worden. Vater, bei der Liebe, die Sie einst für mich hegten, die Sie noch für mich hegten müssen — bin ich denn nicht Ihre Kind? — verwenden Sie sich für mich! Erklären Sie ihm...“ — „Zu spät!“ wiederholte Sir Barnard Gaston mit bitterem Nachdruck; „sein Herz wie seine Thüre ist Dir auf immer verschlossen.“ — Bei diesen schredlichen Worten sank die unglückliche Laura befinnungslos zu Boden. „Du hast sie getödtet!“ rief ihre Mutter; „Du hast sie getödtet!“ — „Ich wollte, dem wäre so.“ — Als ihr Gemahl das Zimmer verließ, schaute sie ihm mit einem Wid ohnmächtiger Wuth nach. Sie zog die Glocke und ließ die noch immer bemußtete Laura zu Bette bringen. Erwaodt aus ihrer Ohnmacht brach diese auf's Neue in Thränen aus, wie sie sich der Vorfälle des Tages entlann, schielte indeß bald unter dem tröstenden Zuspruch der Mutter wieder ein, die trotz ihrer großen Fehler doch noch eine menschliche Regung in sich trug: Liebe zu ihren Kindern. „Welch ein Triumph für Mary!“ nahm Lady Alicia den Jaben ihres Selbstgesprächs wieder auf, als sie sich am Bette ihrer Tochter niederließ. „Er hat nur noch ein Kind, und sie dießes eine! Auch ich verliere meinen Einfluß auf das selbstthätige Ding, das er sein Herz nennt. Ich muß ihm wieder erlangen, gleichviel ob durch Liebe, oder — Furcht.“ — Unwillkürlich mußte sie wieder des eisernen Rästchens in dem Kabinete zu Maultraut gedenken, dessen Schlüssel Sir Barnard so sorgsam in seinem Pulte verwahrt hielt, und sie fragte sich, ob nicht einer von ihren Schließeln den Beschalter öffnen könnte. In diesem Augenblicke klopfte es an der Thüre, ein Diener trat ein und überreichte seiner Geleiterin ein Billet von Sir Barnard. Ein fals unentdecktes Ucheln überflog ihre Züge, als sie es durchlas. „Ihr braucht nicht zu warten, es bebarf keiner Antwort.“ — Der Baron hatte sich, wie es schon begleitet von seinem Anmale, nach Richmond begeben, um der am kommenden Morgen stattfindenden

Legalinspektion beizumohnen, und das Billet enthielt ein paar eilig hingeworfene Worte, daß er wohl vor Mittag nicht nach Hause kommen werde.

Lady Alicia sah auf ihre Uhr: es war Acht vorüber. Geräuschlos verließ sie das Bouboir ihrer Tochter und begab sich in das Bibliothekszimmer, wo sie sich einschloß, um beim Durchblättern von ihres Vatters Briefschaften von der Dienerschaft nicht überrascht zu werden. Es bedurfte großer Geduld um zum Ziele zu kommen, und Lady Alicia hatte beinahe ihren ganzen Schlüsselbund durchprobiert, ehe einer passen wollte. Endlich gelang es ihr das Schloß zu öffnen, unwillkürlich wandte sie das Auge nach der Thüre: war es doch das erste Mal, daß sie ein Geschäft dieser Art unternahm. Der erste Gegenstand, der ihr beim Oeffnen des Pads in die Augen fiel, war ein Couvert mit der Aufschrift: Testaments-

Entwurf. Die Versuchung es zu öffnen, den Inhalt zu lesen war groß, allein die Zeit drängte, und sie widerstand ihr. „Nicht jetzt!“ sagte sie sich, und legte das Papier wieder an seinen Ort. In der hintersten Ecke des Bultes fanden sich endlich die Schlüssel, die sie suchte, zwei massive alterthümliche Exemplare von seltener, kunstreicher Arbeit. Allein Anseheine nach bedurfte es mehr als gewöhnlicher Geschicklichkeit sie nachzumachen. Doch Milady war vorbereitet. In der Nähe von Orford-Street war ihr schon häufig der Laden eines Schlossers aufgefallen, dessen zur Schau ausgestellte Waaren von vollendeter Meisterhaftigkeit zeugten. An ihn beschloß sie sich zu wenden und verließ das Haus zu Fuß. Der Mann war eben im Begriff seinen Laden zu schließen, als sie antam. „Ich möchte einen Augenblick mit Ihnen sprechen“, sagte die Dame. — „Zu Befehl, Madame.“ —



Der Heuchler gestand ihr mit der herkömmlichen Zuthat von Reue und Verweisung seine Liebe.

„Unter vier Augen.“ — Ohne im geringsten Ueberraschung zu zeigen, verschloß der Mann die Ladenthüre und führte Lady Alicia in eine Art Comptoir, wo er ihr einen Sitz anbot und nun weiteren Eröffnungen entgegenah. „Wie bald könnten Sie mir ein paar Schlüssel machen genau wie diese hier?“ fragte Milady, indem sie ihm die mitgebrachten in die Hand gab. — „Der Mann befohl sie aufmerksam. „Zu etwa zehn Tagen.“ — „Nicht früher?“ — „Nicht nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang.“ — „Was wollen Sie damit sagen?“ — Andrews — dieß war der Name des Handwerkers — lächelte. „Es hat dieß Bezug auf den Preis,“ meinte er. — „Darauß kommt mir nichts an,“ rief Lady Alicia rasch. „Können Sie bis morgen Abend damit fertig werden?“ — „Um zwanzig Guineen,“ versetzte Andrews. — „Gut! ich werde sie abholen,“ sagte sein Besuch. „Aber Sie werden wohl einen Abdruck nehmen müssen?“ — „Können Sie denn diese nicht hier lassen?“ — „Unmöglich!“ rief Milady hastig. „Die Sache ist nämlich die: — Ihnen kann ich’s ja wohl sagen — es existiren von diesen Schlüsseln zwei Exemplare. Das meinige habe ich ungehabter Weise verloren, dieses gehört meinem Vatten, und wenn er es vermißt, ziehe ich mir Unannehmlichkeiten zu.“ — „Ich verstehe! Dann muß ich eben einen Abdruck nehmen,“ entgegnete der Schlosser. „Das macht weitere zehn Guineen, im Ganzen also dreißig, die Hälfte als Vorfuß, die Hälfte bei Empfang der Waare.“ — Die Dame zog ihre Börse und zählte fünfzehn Guineen in die Hand des Mannes, der in wenigen Minuten einen Abdruck genommen hatte und ihr die Schlüssel wieder einhändigte.

(Fortsetzung folgt.)

• Capua.



Ein Brunnen in Capua.

Das moderne Capua (Capua nuova) liegt in der Nähe der Ruinen des alten, am Volturno. Seine Bewohner, zehntausend an der Zahl, sind nicht reich, und darum auch nicht mehr so üppig wie ihre Vorfahren, in deren Mitte die Krieger Hannibal's sich verweidlichten; sie arbeiten wenig, leben

aber auch von Wenigem. Die Reisenden, welche von Rom nach Neapel, oder von Neapel nach Rom gehen, halten sich selten in Capua auf. Während man die Pferde wechselt, sei's Postwagen oder Vetturin, sieht man sich in aller Eile und doch bequem die öffentlichen Bauten an: die Befestigungen,

aus b. m. neunten Jahrhundert, welche Capua wiederhergestellt, den erzbischoflichen Palaß, dessen durchaus modernes Portal der Eleganz nicht ermangelt, die Kathedrale mit ihren antiken Säulen und reichen Basteireis, mit ihrer alten Babenwanne aus grüner Breccia, die jetzt als Taufbecken dient, und ihren Statuen von Bernini, endlich den hübschen Brunnen im Renaissancestil, den unser Bild darstellt: eine verzierte Säule, die ihren Fuß in ein rundes Bassin taucht, aus dem acht Nonnen erfragen, um die Eimer darau zu stellen: die Capuanerinnen sind schön und wissen diese Eimer mit Grazie zu tragen. Die Stadt ist ziemlich groß, nicht unbehäbig gebaut. Die Miethshäuser aber sind schlecht; es ist im ganzen Orte kaum etwas Bemerkbares anzutreiben, und man scheint sich so rasch als möglich die Stadt wieder zu verlassen, die durch ihre Genisse einst ein ganzes Heer fortrumpfen konnte. An der Stelle des alten Capua, wo jetzt der Vergnügungsort San Martino liegt, trief man noch die Ueberreste des alten berühmten Amphitheatres, in welchem einst die Gladiatoren für ganz Italien — zu Cicero's Zeiten nicht weniger als 40,000 Jünglinge — gebildet wurden.

S. 84.

Die Gausgötter.

(Schluß.)

XII. Die Schlacht.

Hätte Templeson sich nach fünfjährrmonatlicher Vereinigung mit Ihrer indischen Majestät in einem Spiegel betrachten können, er würde sich sicherlich nicht wiedererkannt haben; Niemand war wilder als er. Die Sonne hatte ihn bronziert, die Hitze der Tropen seinen Bauch ausgekürzt; Tracht, Haltung und Sitten hatten ebenfalls ihre Umwandlung erlitten. — Templeson, der Hgamit, nennt sich jetzt ganz gemächlich Noturu, und hat seine Nase mit färblichen Schwämmen der Treue gegen sämmtliche Völkerverderben gerieben. Er fröhndet gewöhnlich mit einem Schwalbennest, bedient sich seiner Finger als Gabel und trinkt aus einer gefirnichten Kolosnuschale. Niemand trägt besser als er den Schild aus Krottilenhaut, Niemand weiß mit größerer Grazie den Bogen zu spannen, oder den funkelnden Kris zu schwingen; er hat auch begriffen, daß, um seine Abkannung vergessen zu machen, er der erste Krieger des Stammes sein müsse, ehe er dessen König werden könnte.

Die ersten Tage seiner Erhöhung hatte er in Angst und Schreden verlebt; dann aber sich gesagt, daß ein ewiger Frühling wohl die ewigen Nebel Londons aufwiege. Die allmächtige Gernobtheit hatte das Jhrige gethan, und Templeson war bald dahin gekommen, ohne Bewußtseinsbisse seine Zeit ganz angenehm einzuhelfen. — Wenn die Kaiserin mit forrenschauergewundenen Haaren zum Klange des Tam-tam vor seiner Höhe gemirbelt hatten, wenn er dreimal den weiten Glühoben seiner Weise geleert, gedachte er auch wohl anderer Feststellungen. Ihre Majestäten, von einem in dem leichtesten aller leichtesten Kostüme getheilten Hestjaat umgeben, stürzten sich dann wie eine Bronzefist in den Silberschöum des Meeres, und hielten dort Rath inmitten der Meerlappen und Seehunde. — Man konnte sich keine reizendere Häuslichkeit vorstellen.

Eine große Ausregung herrschte im Stamme. Die Häuptlinge hieß verjammelt; sie tranken auf die Weisheit des Rajah Noturu. — „Ich glaube den Tomaball seit lange zwischen den Nahicas und den Großlangen getragen.“ sprach Templeson in einem Idiom, das nichts Engländisches mehr hatte. — „Der Schlaf der Schlange ist trägerisch.“ erwiderte einer der Häuptlinge; „sie erhebt den Kopf, wenn man nicht mehr auf sie blickt.“ — „Die Großlangen sind stark und zahlreich, aber die Nahicas sind tapfer und fürchten nicht den Tod.“ sagte eine andere Stimme, „sie werden den Feind zertrümmern, wie sie es schon oft gethan.“ — „Die Aufgabe wird schwer

sein; die Großlangen wimmeln wie die Brut des Wallfisches auf der Meeresfläche, sie wissen gleich der Blindfische ihre Glieder zusammen zu ziehen, ihre Leichen erheben sich und leben wieder.“ — „No sind die Großlangen zu dieser Stunde?“ fragte der König mit sorgenvoller Miene. — „Die Großlangen streifen längs der Küste,“ lautete die Antwort; „sie wollen uns überfallen, und ehe die nächste Sonne leuchtet, werden sie über uns hereinbrechen.“ — „Es ist gut!“ sagte Templeson, mit königlicher Würde seine Lendenhülle umschlagen; „Noturu wacht und sein Arm wird nicht der Schwächste, auch nicht der letzte im Kampfe sein.“ — Während die Nacht niederfiel, gaben Himbeln das Alarmzeichen; Jadeln leuchteten durch die Wälder und Unruhe gab sich überall kund. — Der tapfere Noturu hüllte sich in das Kriegsgewand, das seinem Vorgänger auf dem Throne und im Herzen der empfindlichen Ari:Siwa, dem erhabenen Kamabu, angehört hatte. Es war etwas Verhängnisvolles um diese Kühlung, welche eine ganze Generation im Kampfe gefallener Könige getragen hatte. Während Templeson den Kräfz von durch Schwitz und Blut gefärbter Büffelhaut umschaltete und seinen linken Arm durch den mit Stalps verzierten Schild steckte, sprach seine kupferfarbige Hälfte, in ihrem Hamal sich schautend, zu ihm: „Zieh hin, edler Noturu, die Götter haben Dich erwählt; die Großlangen werden jähren und den Geist des mächtigen Kamabu zu erblicken glauben. Wenn Du unterliegst, so schwöre ich Dir, mich im Lande der Schatten, aus welchem keine Wiederkehr ist, Dir abermals zu vereinen.“ — Templeson ließ sich in die für ihn sich öffnenden Arme sinken. — Die Krieger verammelten sich auf der Küste. Die Häuptlinge umringten Templeson. — „Man muß Vit mit Vit begegnen,“ sprach der weiße Noturu. — Er wählte hundert Streiter und stellte sie hinter das Dorf, in einem kleinen Gehölze, auf. Eine andere Abtheilung legte sich an der Meeresseite in Hinterhalt; rechts von der Niederlassung schützte dieselbe ein Gürtel unerreichlicher Felsen. — Templeson bewachte den Fuß mit seinen tapfersten Soldaten; eine Abnung sagte ihm, daß der Feind auf dieser Seite einbrechen würde. In Folge einer plötzlichen Eingebung ließ er sich auf die Erde gleiten. Diese Bewegung einer Sekunde wurde sofort von den andern Kriegeren nachgeahmt. In fünf Minuten war Alles tiefe Ruhe; die Kampfbereiten hielten den Athem an, um das Rauischen der Blätter und die Stimme des Windes zu hören. — So verging eine Stunde. — Plötzlich unterbrach ein unerkenubarer Gegenstand die funkelnde Phosphorlinie der Leuchtkäfer, welche den Raum durchzog. Der ersten Gestalt folgte eine zweite, eine dritte, dann unzählig andere. — „Es ist der Feind!“ rief Templeson. — „Die Großlangen haben Segel an ihren Bürogenen, den Rudern zu helfen,“ sagte einer der Verdichteten mit leiser Stimme. — „Ein Arm erhebe sich vor dem meinen!“ befahl der König. — Jeder Krieger brachte seine Waffe in Bereitschaft. — Die Flotte der Großlangen näherte sich schweigend. Sie bemernten wohl die Bürogenen des Strandes, allein das Tori schien ihnen vertheidigungslos, in den Händen des Schwaches gefangen. Bald setzten ihre Fahrzeuge die ganze Truppe an's Land. — Allein kaum hatte der Letzte den Fuß auf den Sand gesetzt, als die Nahicas wie ein einziger Mann hervorjuzelten, den Kris in den Händen, die Keulen geschwungen. Die gewichtigen Massen fielen zertrümmend in die feindlichen Haufen, und bald bedeckte sich der Boden mit Leichen. — Die Großlangen wehrten sich mit verzweimeltem Mut; das Kriegsgeschrei beider Parteien, das Ködeln der Sterbenden und der dumpfe Ton der auf feindliche Schadel niederfallenden Waffen erfüllten die Nacht mit Entsetzen. — Templeson war unerkenubar. Das Vilegna und die gutmüthige Einsalt des englischen Schlaimgüßhändlers waren völlig geschwunden; der indische Held voll Grieschnesgenwart und Tapferkeit hatte die Augenben sowohl als Sünden des Erwerbschäftigen bis auf die Erinnerung verlernt. Jeder seiner Schläge machte eine Leiche. — Die Hälfte der Großlangen wurde verendend

die Erde. Die Uebrigen zogen sich kämpfend zurück und gewannen Fuß um Fuß das Ufer, um sich in den Fluß zu stürzen und schwimmend ihr Heil zu suchen. Aber die Nabisas verfolgten sie bis in die Fluten, und ein Kampf, wie ihn nur die geheimnißvolle Tiefe kennt, begann dort von Neuem. Dit verschlang der Abgrund zwei Weiden auf einmal: der Besiegte erlag seinen Wunden, der Sieger der Erschöpfung. Die Nabisas blieben die Sieger. — Templeton hatte sich durch seinen Kampfesreiz ziemlich weit von dem ersten Schlachtfelde fortziehen lassen; er hatte gerade einen Hiebenden mit seiner Keule erschlagen und sah sich nach einem andern Weiden um, als sich drei riesige Schatten ihm näherten. Er warf den ersten, der in seines Armes Bereich kam, zu Boden; von den beiden Andern aber stürzte sich der Eine auf die in der Nähe besetzte Piroque, der Dritte auf den tapieren Noturu selbst. Der Nabis Templeson wich geschickt dem ersten Anfall aus und griff seinen Feind mit unbeschreiblicher Wuth an. Allein sein Kris, den er demselben in's Herz stoßen wollte, glitt von einer Kupferplatte an seines Gegners Rüstung ab, und im nämlichen Augenblick stürzte er sich zu Boden geworfen, von Eisenarmen gepackt und, als ob er ein Kind gewesen wäre, in die Piroque geschleppt.

XIII. Menschenfresserjovner.

Die Piroque schoß rasch den dunkeln Fluß entlang. Sechs dem Gezele entronnene Krieger der Großlanzen führten den Nabis Noturu und einen seiner Häuptlinge gefangen hinweg. Sie stimmten bald einen improvisirten Zigeunerlied an, dessen Melrain sich vernehmen ließ: „Das Fleisch des Nabis ist zarter als das des Kamme; seine Haut gleicht der des Zambirichs; sein Haar ist seidenweich und wird unsere Venden stierend von unsern Gärten flattern.“ — Templeton lag gleich einer Leiche regungslos auf dem Boden des Naches, allein sein Ohr war noch und sein Hirn glühte. — „Nur Horizont begann es zu dümmern. — Der Engländer konnte in einer halben Meile Entfernung die Rüste unterscheiden. — Seit einigen Minuten war er beschäftigt, in unmerklichen Bewegungen mit der scharfen Spitze seines Kris den Boden der Piroque zu durchschneiden. Nach einer Viertelstunde berührte die Waffe die Fläche des Wassers. — Das geübte Ohr des weisen Noturu unterließ das Brausen der Meeresbrandung. Der Augenblick des Handelns war gekommen. Er drehte seine Waffe in der Wunde, die er dem Hinterrücken des Nabis beigebracht hatte. Das Wasser begann unter ihm zu sprudeln. — Mit verbopfelter Anstrengung riß er ein Stück Rinde heraus. — In wenigen Sekunden erfüllte ein fürchterliches Geheul die heilige Stille der Nacht. — Die Piroque mit den acht darin befindlichen Männern war gesunken und der weisse Schaum einer Welle legte sich über den geöffneten Schlund. — Bald kam ein Kopf zum Vorschein. — Der Engländer sah sich um, tauchte abermals unter und schwamm auf diese Weise fort, bis seine Hände den Sand berührten. Er glitt wie eine Schlange zwischen die noch vom Wasser bedeckten Uferlippen und horchte abermals. Kein menschlicher Laut war vernehmbar. — Der Nabis froh auf die Klippe. Er vermochte kaum an seine wunderbare Errettung zu glauben. Er schritt eine Stunde lang vorsichtig weiter. Der Gesang der Großlanzen, deren Dialekt ihm wohl bekannt war, kante noch immer in seinen Ohren. — Der Ermüdung und dem Hunger fast erliegend, streckte er sich inmitten eines Zamarinbegebüsches, dessen dichtes Gestrüch eine undurchdringliche Mauer um ihn bildete, auf das frische Gras, begrub den Kopf in den Händen und schlief ein. — Der heilige Kriegsgefangene verfolgte ihn bis in den Schummer; er träumte, daß er in Stunde gerhadt und beim Klange dieser barbarischen Pfeile erschlagen würde. Nach zwei Stunden dieses erschöpflichen Alpträumens ermachte er plötzlich, aber nur, um den Notain deutlich und bestimmt wie in der Piroque zu hören. — „Das

Fleisch des Nabis ist zarter als das des Kamme.“ — Diesmal ist es kein Traum: die Großlanzen sind nur wenige Schritte von ihm entfernt. — Des Engländers Blut erstarnte in seinen Adern; er triekt auf den Händen zu einer unmerklichen Leistung des Laubwerths, und sein sich demirter: der Nabis sieht eine unbeschreibliche Szene. Sechs Damonen, dieselben, welche er in den Abgrund des Ozeans versenkt zu haben glaubte, tanzen in schweblichen Bewegungen in toller Kreise und eutreiben sich zwischen menschlichen Heilsäulen. — Templeton schwankt gleich einem Trunkenen; das Laub raudt unter seiner sich krampfhaft zusammenziehenden Hand. — Sogleich richten sich zwölf sähglühende Angäpael auf das Zamarinbegebüsch. Allein der Engländer ist mit Ousemspringen entflohen; die Furcht hat ihm seine geultige Kratt wiedergegeben. Doch bald erdöpseln sich seine Oeiber und er sieht sechs blutbesetzte Schatten ihn verfolgen. — Blöthlich unterdrückt das Gepraß eines Schusses die Stille. Zwei Weiden rollen auf den Sand. Die vier überlebenden Nabisen stehen einen Augenblick, wie vom Donner getroffen, still, dann entschließen sie mit widerigem Geschrei in der entgegengesetzten Richtung. — Der Verfolgte lief noch immer; aber bald fuhr eine wahninnige Hoffnung durch seines Sinn, und einige Entenden genügt, sie in Wirklichkeit zu verwandeln. — Ein Trupp Weiser, den das Terrain ihm bisher verborgen, kam auf ihn zu. — Templeton kürzt sich mit sitzenden Geberden zu ihren Füßen. Die Weiser bilden ihn erstaunt an. Noturu, König der Nabisas, Noturu, der indische Krieger, broncefarbig gleich einer antiken Medaille, ist nicht mehr als Engländer zu erkennen.

Bei den ersten Worten, welche die Weiser laut werden lassen, erbebt Templeton; seine Augen vergrößern sich; er horcht mit jenem maßlosen Entzuden, welches die Ausererorenen beim Klange himmlischer Harmonien empfinden müssen; denn diese Worte, die Sprache sind die seines Vaterlandes! — Auch er will sprechen und sein von Erinnerungen geschwolltes Herz erwidern; aber o Wunder! er hat die Sprache seiner Väter vergessen und seine Junge bringt nur die Laute eines Wörterbuchs hervor, das bloß aus Vokalen zusammengesetzt ist. — Man hält ihn für einen der Kannibalen, welche die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes verzehrt zu haben beschuldigt sind. — „Naba, Naba!“ rief einer der Matrosen, indem er mit beiden Händen Templeton bei den Haaren packte, „sei ein Philo soph!“ Und er lud sein Pistol. — „Nab das sein, Tid,“ sagte der Kapitän, „genug der Schlächterei. Ich will diesen Spahvogel nach London mitnehmen, nur um einem meiner Freunde das elatanische Dementi zu geben, weil er behauptet, daß die Schwarzen sich mit Seie weiß machen könnten, und daß Menschenfresser ganz mythologische Wesen seien.“

XIV. Katastrophe.

Vier Monate später lief das Schiff, welches König Noturu an Bord hatte, in die Zemie ein. — Es wäre unmöglich, zu beschreiben, was der Unglückliche Templeton während seiner langen Ueberfahrt erduldet. Anfangs hatte er versucht, sich durch Geberden verständlich zu machen; als ihm dies nicht gelang, hatte er in toller Wuth mit Allem, was ihm unter die Hände kam, um sich geschlagen, zerbrochen und verounbet. Von dann fand bei einem blutdürstigen Kannibalen ganz natürlich und legte ihm deshalb nur, wie einem gemeinen Verbrecher, häßliche Armpangen von Cien an. Der Wuth folgte eine gänzlich Niedergebühlagenheit. In einem kleinen Lode von vier Fuß im Quadrat zinsams mangelarnt, lebte der König der Nabisas das Leben des armen Haren, welcher seine Erinnerung der Vergangenheit und kein Bewußtsein der Gegenwart besitzt. — Eines Morgens führten ihn zwei Matrosen auf das Verdeck, seit zwanzig Tagen hatte er nur die mit der Ausdünstung des Stodhisches und Fäulnisches gesättigte Luft des unteren Schiffsraumes eingeatmet. — Templeton stierte vor Kälte; um

seine an eine Durchschnittshöhe von dreißig Grad Neaumur gewöhnten Glieder legte sich der dicke Rebel wie ein Leidentuch. — Er machte große Augen und suchte den Faden seiner Gedanken wieder mit der Vergangenheit zu verknüpfen. Tausend Gebilde und Töne wollten sich seinen Sinnen als belannt aufdrängen.

Das Schiff legte am Kai an. — Der arme Kannibale schien so geduldig und ergeben, daß man es für unnöthig hielt ihn länger einzusperrn. Während einer Woche wurden alle jungen Damen und eleganten Gentlemen Londons, welche der Kapitän kannte, zu seiner Beschäftigung vorgelassen. — „Meine Herren und Damen,“ sprach der Seemann im Ciceroeton, „man hat lange behauptet, daß Menschenfresser nur ein Phantasiegebilde seien; ich bringe aus einer Entfernung von viertausend Meilen einen lebenden Beweis des Gegentheils. Der Spitzhube, den Sie da sehen, verschlingt einen Mann mit derselben Leichtigkeit, wie Sie und ich ein Kumpfsat mit Schinken.“ — Viel fehlte nicht, daß einige

Reisende Karitätenjammler den ganzen Tempelson unter sich getheilt hätten. — Nach einigen Tagen verkaufte ihn der Kapitän an einen Menageriebesitzer. Tempelson wurde, zwischen einer Hyäne und einer Boo-Konstritor, in einen hübschen Käfig eingelirt. — Ein Gelehrter, der durch Zufall seiner anständig wurde, witterte in ihm den zivilisirten Menschen. Er wandte sich an die Behörden und man verbrachte Tempelson in ein Irrenhaus. — Dort wurde der Unglückliche von einer Bande Beseffener empfangen, die ihn fast in Stücke rissen. — Man rettete ihn aus deren Klauen, warf ihn aber unter einen Haufen Musikanten, welche einen Lärm machten, der die Lust hätte spalten können. — Diese wahnsinnige Musik fiel ihm auf die Nerven. Er stürzte sich mit dem Kopf zur Erde. Man mußte ihn hinter Eisengitter verwahren. — Dort verblieb er zusammengelauert ganze Tage, den Kopf in den Händen, ohne die neugierige Zuschauermenge zu beachten. — Einmal indeß trifft eine Stimme sein Ohr und löst mit ihrem Klange die Fesseln seines Ge-



Der Unglückliche wurde von einer Bande Beseffener empfangen.

hirns. — Er blüht in die Höhe, springt auf, stößt einen Schrei aus und wird ohnmächtig. — Er hat seine Frau erkannt! — Als er wieder zu sich kam, stand ein Herr vor ihm, dessen behandschuhete Hände die seingigen mit Herzlichkeit drückten. — Dieser Mann nannte einen Namen, es ist der seine; die Stimme, er hätte sie im Todeschlas vernommen: — dieser Gentleman ist — Tom!

Eine große Aufregung hatte ihm die Sprache seiner Väter vergessen machen, eine gleich große Gemüthsbewegung gab sie ihm wieder. Die Worte drängen sich auf seiner Zunge, er hat seine ganze britische Vernunft zurückgelangt. — „Glenber!“ ruft er endlich mit drohender Geberde. — „Dies war Tempelson's erstes Wort.“ — „Verachten Sie mich, Tempelson, beschimpfen Sie mich, werfen Sie mir Alles, was das Sprachregister Entsetzendes hat und was es nicht hat, in's Gesicht; ich erlaube, ich befehle es Ihnen, ich bitte Sie darum.“ — Tempelson brach in Thränen aus, sein Zorn war erloschen; Tom preßte ihn in seine Arme. — „Temple-

son, mein Freund, vergeben Sie mir?“ — „Giner, ungeschuldiger als ich, hat mehr gelitten und dennoch vergeben.“ — „Auch ich habe gelitten,“ sprach Tom, und eine Thräne durchbrach die rauhe Schale; — „Sie, der Sie niemals Weibes thaten, Sie wissen nicht, was Gemüthsleiden sind, diese furchtbarste Strafe des Schuldbeladenen. Bei Tag und im Traum verfolgte mich das Gespenst; unzulässige Mal, um ein Ende zu machen, warf ich mich dem Tode entgegen, — der Tod verschmähte mich.“ — „Tom, halten Sie ein!“ — „Mit Ihrem Schiffe,“ fuhr der Seemann fort, „ging ich an die Küste Africas und wurde Sklavenhändler, Korsar; man wird schnell reich bei diesem Geschäft. In weniger als vier Jahren besah ich eines Nabobs Vermögen. Jetzt gehört Ihnen Alles von Rechts wegen. Alles Geld der Welt wiegt nicht die Freude auf, wieder ein ehrlicher Mann zu werden und ein großes Verbrechen zu sühnen.“ — „Nein, Tom, behalten Sie Ihren Reichthum, ich habe vergeben und vergessen; helfen Sie mir nur, meinen Antheil an Glück und Freiheit

wieder zu erlangen.“ — Einige Stunden nachher war Templeton verwanbelt. Mit Tom's Hüfte hatte er einen blauen Strich, Kappentüchel und ein bis über die Ohren gestricheltes Hemd angelegt, was Alles ihn einigermassen genirte. — Eine glänzende Equipage erwartete sie am Ausgange. — Templeton benutzte die Fahrt, um sich nach seiner Familie und seinen Angelegenheiten zu erkundigen. — „Seine Details heute, mein armer Freund,“ antwortete Tom; „später sollen Sie Alles erfahren.“ Jetzt nur noch ein Wort: Sie sind ruiniert. Während des Krieges gegen Frankreich hat ein Korjarenschiff eines der Fahrzeuge der indischen Kompagnie, welches Ihr halbes Vermögen trug, in Grund gebohrt; Fenersbrünste und Bankrotte haben das Uebrige gethan. Ihre Frau war genöthigt, sogar Ihr gewöhnliches Wohnhaus zu verkaufen. Sie finden sie nicht mehr darin.“ — „Aber meine Frau und Kinder, — wie haben sie seither gelebt?“ — „Veruhigen Sie sich; meinem Schwur getreu, habe ich beständig über ihnen gewacht; sie haben das Elend nicht kennen gelernt.“

— Der Wagen hielt vor einer eleganten Auffahrt an einem der elegantesten Squares von London. — Es war Abend. Zwei Diener in weißen Halsbinden und schwarzen Kniefleischen schritten mit Jockeln voraus. — Templeton wurde von diesen fünfzehn Fuß hohen Zimmern, moosweichen, blumenbesäten Teppichen, langen Sammt- und Seidenbepanungen und vergoldeten Möbeln, die sich funkeln in bedenhohen Spiegeln vervielfältigten, ganz geblendet. — „Ich muß Sie einige Minuten lang verlassen,“ sagte Tom, „aber hier ist eine alte Bekanntschaft, die Ihnen keine Zeit gönnen wird sich zu langweilen.“ — Templeton sah sich um und gewahrte einen jungen Reittücht, der seine Pefchele zu erwarten schien. — „Gott steh' mir bei, da steht ein Schelm, der einem gewissen Tournebroke gewaltig ähnlich sieht, den ich seiner Zeit gekannt habe.“ — „Ja, Herr Templeton, und er ist es sehr häufig; ich habe dem Schicksal meines Obdieders treu angehangen und, ich denke, mein Gnadenbrod verdient; sehen Sie, Mylord.“ — Und er zeigte seine linke, von einem Wil-



Den Unglücklichen warf man aber unter einen Haufen Musikanten.

den verstümmelte Hand. — Templeton hatte tausend Fragen auf der Zunge, aber Tournebroke war verschwunden, und alle Richter erlöschten wie durch Zauber. — Templeton warf sich in einen Juteuil und wartete. — Bald öffnet sich eine Thür. Tom macht ihm auf der Schwelle ein Zeichen, sich zu nähern. Templeton durchschreitet ein anderes Gemach und befindet sich plötzlich in einem großen Saale, in dem Alles in unjähhigen Lichtfunken sprüht. — Eine Menge Personen reiben sich um einen mit köstlichen Speisen besetzten Tisch. Alle erheben sich zum Willkommengruß. — Templeton starrt ohne zu sehen. Tom führt ihn in die Mitte des Saales und ruft: „So umarmen Sie doch Ihre Frau und Kinder!“

Am nächsten Tage verschwand Tom, nachdem er seine Freunde inständig gebeten, nie zu forschen, was aus ihm geworden sei. Durch gerichtliche Schenkung ließ er sein unehrerliches Vermögen der Familie, die er so schwer geprüft hatte.

Templeton ist vollkommen glücklich. Er hat nicht die mindeste Lust mehr, seine guten Hausgötter zu verlassen, — jene schüßenden Mächte, denen die Völler des Alterthums in ihren Häußern Bildsäulen errichteten, daß sie über ihrem Herd wachen möchten.

Die Diebstochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Als Lady Alicia nach ihrem Hotel in St. James Square zurückkehrte, ließ sie sich wohl nicht träumen, daß einer von Andrews' Lehrlingen, von seinem Meister beauftragt, ihr auf dem Fuße folgte. Zu Hause angekommen war es Wilabys erste Sorge, die Schlüssel wieder in das Pult ihres Gemachs zu legen, dann durchlas sie den Entwurf seines Testaments, dessen Bestimmungen sie auf's Höchste in Erstaunen setzten;

denn im Falle Egbert ohne männliche Descendenz absterben sollte, war Mary zur Universalerbin eingesetzt. Ihrer aber und Laura's war auch nicht mit einer Erbfolge gedacht.

Was Edward Gaston betrifft, so war er bei dem entriesteten alten Herrn zurückgelassen. So peinlich seine Lage auch war, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, ihn in seinem leidenden Zustande zu verlassen, denn die Ärzte hatten ihm bedeutet, daß die Lage ihres Patienten gefährlich sei. Sir William schien in dem Paroxysmus seiner Wuth die Verwandtschaft, die zwischen Edward und Laura bestand, ganz zu vergessen. Er erging sich in den bittersten Ausdrücken über sie, über sich selbst, daß er ein solcher Thor gewesen sei zu heirathen. „Sollten Sie die Kranken?“ rief er aus. „In meiner rasenden Verblendung habe ich meinen Neffen enterbt, mein ganzes Besipthum dieser Vuhlerin vermacht! Aber ich will nicht sterben, bis ich Alfred habe Gerechtigkeit widerfahren lassen... Wo ist er? Warum fehlt er mir eben jetzt?“ — Aus Furcht um noch mehr aufzuregen unterließ es Edward, den Kranken von dem Tuell und seinem blutigen Ausgange in Kenntniß zu setzen. — Gegen Mitternacht endlich kam der liebevolle Neffe. „Was bist Du gewesen?“ rief ihm sein Onkel entgegen. „Nicht daß ich ein Recht hätte mich über Vernachlässigung zu beklagen, denn ich habe Dich aufs Unnatürlichste behandelt. Doch ich bin bestraft mit Recht bestraft für meine Thorheit — mein Name ist zum Gespötte geworden, meine Ehre bedekt und ich unglücklich mich zu rächen, den Mord auszutragen.“ — „Er ist getödtet“, bemerkte Alfred Loitus, ohne die mindliche Gemüthsregung zu verachten. — „Wie das?“ — „In dem Hute Lamjon's.“ — Mit einem Freudenstöße streckte der Baron seinem Neffen die Hand entgegen und drückte sie voll Wärme. „Guter, maderer Junge!“ rief er, „nun kann ich ruhig sterben, aber nicht bis ich Dich belohnt habe.“ — Heller leuchtete das Auge des Erben; schon sah er sich am Ziel seiner Wünsche, schon streckte er die Hand nach dem sühnlichen Vermordner aus, das zu erlangen er vor seiner Stunde zurückbehielt war. „Ich muß mich ein paar Tage verborgen halten, bis die Sache beigelegt ist“, bemerkte er. — „Ein Interesse soll durch Deine Abwesenheit nicht gefährdet sein“, sagte sein Onkel, „ich werde sogleich nach Burbage schicken.“ — Burbage war der Name von Sir Burgrave's Anwalt.

Zwölftes Kapitel.

Des andern Morgens in aller Frühe stellte sich dieser bei seinen reichen Klienten ein. Er blieb den größten Theil des Tages mit ihm eingeschlossen, und verließ ihn erst gegen Abend mit dem Bemerkten, daß das neue Testament bis zum kommenden Morgen zur Unterschrift bereit sein werde. Der Mann des Geistes arbeitete die ganze Nacht hindurch.

Zwei von des Barons ältesten Freunden, Lord Winter und General Austin, beides Männer von hoher Intelligenz und dem ehrenwerthen Charakter, waren zugegen, und die Unterschrift des Sterbenden zu beglaubigen, dem eben sein letzter Wille Punkt für Punkt vorgelesen worden war, als sich Sir Barnard einen Weg in das Zimmer bahnte. Mit einem Anstrich würdevoller Miße in den ehrernen Zügen trat er zu dem Bette seines Schwiegersohnes. „Sie müssen mir Gehen schenken, Sir William“, sprach er, „glauben Sie nicht, daß ich gekommen bin, die Sache meines wenn auch thörichtlichen doch schuldlosen Kindes zu verwickeln. Dazu sollten Sie mich besser kennen. Mag sie für ihren Leichtsinm büßen! Ich bin hier, um einen Heudler, einen Sackten zu entlassen, der meiner Tochter die Ehre und Huren den Frieden des Gemüths geraubt hat — Ihren Neffen. — „Der edle Junge!“ murmelte sein Onkel. — „Wollen Sie die Beweise seines edlen Charakters sehen?“ fragte der Baron mit beisehendem Spötte. „Ich habe sie bei mir — seine Briefe an Lamjon, worin er ihn befürmt, wenn er die Tugend Ihrer Gattin nicht zu Falle bringen könnte, wenigstens ihren Ruf zu Erwinde zu richten; worin er ihm verspricht, daß — im

Falle sein schändliches Verbrechen ihm gelinge — die Ansehen, die er ihm gemacht, in ein Geschenk verwandelt sein sollen.“ — „Nicht möglich!“ murmelte der Baron. „Er hat sein Leben auf's Spiel gesetzt, um die Ehre meines Namens zu retten, hat...“ — „Auch das kann ich erklären“, unterbrach ihn Sir Barnard Gaston, „oder besser der Gentleman erklärt es selbst.“ Mit diesen Worten entfaltete er den letzten Brief, den Loitus an seinen Verbündeten geschrieben hatte, und las daraus folgende Stelle vor: „Vielleicht bin ich sogar gesungen Dich herauszufordern, allein wir verlieren uns. Das ist ja Alles abgemacht.“ — Sir William streckte die Hand aus und griff nach dem Briefe, las ihn Wort für Wort durch und fiel dann — zum Tode getroffen, in sein Kissen zurück. Aber nicht ganz entlothen war der Lebensfunke aus der Brust des schwer Betragenen, wie die Anwesenden anfangs wähten, er schlummerte nur, um ein leqtes Mal aufzuspringen, bis ein Akt der Gerechtigkeit vollzogen sein würde.

Aus dem Zustande von Erstarrung erwacht, in den Staunen, Kummer und Entrüstung über die Nichtwürdigkeit seines Neffen ihm verlegt hatte, erjuckte der Baron die Anwesenden, mit Ausnahme des Abvolaten, das Zimmer, aber nicht das Haus zu verlassen. „Ich bedarf Ihrer noch“, sagte er hinzu. — „Noch nie war die Hand des Rechtgelehrten so rasch über das Pergament hingelitten, als während der Stunde, die ich mit meinem Klienten eingeschlossen blieb. Nach deren Umlauf öffnete er die Thüre und veranlaßte die Herren einzutreten. Der Sterbende erwiderte vollkommen ruhig und gefaßt, wie er die Feder aus Mr. Burbage's Hand empfing und seinen Namen unterzeichnete. Lord Winter und General Austin beglaubigten die Unterschrift. — „Sagen Sie Laura, ich verzeihe ihr“, waren die letzten Worte ihres Vaters, als Sir Barnard Gaston das Zimmer verließ. Eine Stunde später war die alte Baronie von Burgrave erloschen.

Ueberzeugt, daß sein Onkel ein Testament zu seinen Gunsten hinterlassen habe, wollte der Neffe, als er dessen Tod erfuhr, sich alsbald in dem Hotel Sir Burgrave's einrichten, hieß aber zu seiner Ueberraschung auf Hindernisse. Er fand die Zimmer versiegelt, und der Anwalt des Verstorbenen erklärte ihm, es könne sich vor Eröffnung des Testaments ein feinen Erbschaftsantritt handeln. Alfred Loitus machte Vorstellungen, bat, drohte — Alles umsonst: Mr. Burbage erklärte, nicht von der geglaubigen Vorchrift abweichen zu können. — „Was!“ rief der Wüthende, als er aus dem Hause stürzte, „der alte Kerl ist verrückt. Zu was denn diese langweiligen Formen? Doch“, sagte er ruhiger geworden hinzu, „ich muß eben ein paar Tage warten. Am Tage von meines Onkels Beerdigung wird die Sache schon in's Reine kommen.“

So geschah es auch, doch nicht genau auf die Weise, wie es der liebevolle Neffe erwartet haben möchte. Lord Winter, General Austin, Sir Barnard Gaston, Edward und zahlreiche andere Freunde des Verstorbenen waren in dem Bibliothekszimmer versammelt, als der erwähnte Herr das Testament aus der Tasche zog, Mr. Burbage übergab und ihn erjuckte, das Siegel zu lösen und den Inhalt vorzulesen. Edward Gaston wollte sich entfernen, aber der Vord bat ihn zu bleiben. „Es war der Wunsch des seligen Barons“, sagte er, „alle seine Freunde möchten der Testamenteneröffnung beiwohnen.“ — Edward nahm seinen Sitz wieder ein und schenkte mehrere Minuten lang der Verlesung nur wenig Gehör. Auf einmal hörte er seinen Namen nennen: „Zu meinem Universalerben ernenne ich Edward Gaston, Esq., Mitglied des Valiol-Collegiums zu Oxford.“ — Unwillkürlich sprang er auf und sah alle Blicke auf sich gerichtet. — „Da muß ein Irrthum obwalten!“ rief Alfred Loitus blaß vor Schreden; „oder ein Verdröchen.“ — „Ihre er langam hinzu, „ein schändlicher Betrug!“ — „Austin und ich sind die Zeugen von Ihres Onkels Willkür“, bemerkte der Pair. — „Dann ist er verrückt gewesen!“ — „Und von seiner Will-

lenfähigkeit," fügte der General bei. „Mr. Gaston, ich gratulire von Herzen zu diesem unerwarteten Vermögen.“ — „Manngutausend Pfund jährlich allerortsighens.“ — „My lord! Herr General! Mathen Sie mir! Sie sind Ehrenmänner!“ rief der auf's Höchste erstaunte Edward. „Darf ich die Freigebigkeit des Dahingschiedenen zum Nachtheile seines geklärten Erben annehmen?“ — „Gewiß, und unbedenklich!“ war die Antwort auf diese Vernehmung. „Der geklährte Erbe ist der Erbkauf unwürdig.“ — „Das ist ein elender Betrug! Ich bin verläumdete worden! Aber noch gibt es Gesetze, die mir Recht schaffen sollen!“ Mit diesen Worten verließ Alred Loftus, Wuth und Verzweiflung im Herzen, die Versammlung und stürzte aus dem Hause. Er hatte seinen Wohlthäter hintergangen, einer Frau ihren guten Ruf, einem Nebenmenschen das Leben geraubt, und das Alles um elenden Gewinnes willen. Und nun sah er nicht allein die reiche Erbkauf vor seinen Augen in Nichts zertrümmert; nein, er mußte sich auch fagen, daß das Geld, das er dem Opfer seiner Pläne gegeben, nun dazu gebient habe, einen Fremden zu bereichern. Und ihm war Recht geschehen: wie wir sahen, mußten wir ernten.

Es mag seltsam klingen, und doch ist es so — Glück war nicht das vorherrschende Gefühl in dem Herzen Edward Gaston's, als er sich im Besitz eines Vermögens sah, das seine süßesten Hoffnungen überstieg. Es kam zu spät. Wäre ihm diese Erbkauf ein Jahr früher geworden, so wäre Mary noch frei gewesen, sein Stolz hätte ihn nicht mehr gebindert eine Annäherung zu suchen, das Mißverständniß hätte aufgelöst, Mary noch die seinige werden können. So aber — was sollte ihm dieser Reichthum?

Baby Alicia und ihre Tochter waren schon ein paar Tage zu Moultry, als Briefe von Sir Barnard ankamen, die sie von Sir William's Tod und den letztwilligen Verfügungen über sein Vermögen in Kenntniß setzten. „O Mama!“ rief Laura. „Hätte ich doch gebüdig erwartet und ihm bei Laune erhalten, dann wäre das Alles mein gewesen. Er hatte es mir verschrieben.“ — Und dies war das einzige Bedauern bei dem Tode des großmüthigen Mannes, dessen Leben sie durch ihren freisinnigen Leichtsinn verlorst hätte.

Zwei Personen nahmen den aufdringlichen Antheil an der so günstigen Wendung, die mit Edward Gaston's ähnerer Lage vor sich gegangen war — Lord Eberly und seine Gattin. Was Collin Craw betrifft, so wurde er fast toll vor Freude und — Manche werden es kaum glauben können — nicht ein selbstsüchtiger Gedanke kam ihm in den Sinn. Er dachte nur an seinen Wohlthäter, Lehrer, Freund, nicht aber an sich selbst. — Edward hatte recht, daß er bei dem einmal erwähnten Verufe blieb, denn mehr als jeder andere erforderte er geistige Anstrengung. Die Arbeit aber ist das einzige Heilmittel für ein krankes Herz, für ein unruhiges Gemüth.

Fünfhunddreißigtes Kapitel.

Wie alle stolzen auf ihren Rang in der Welt eingebildeten Menschen, war Sir Barnard Gaston äußerst schwer zugänglich für solche, die nach seiner Meinung unter ihm standen. Seit der Abreise seiner Gattin und Tochter nach Moultry hatte zu wiederholten Malen ein Mann von anständigem Aussehen dem Baron seine Aufmerksamkeit machen wollen, war aber stets abgewiesen worden. Er schien sich nicht sonderlich viel daraus zu machen, denn er ging stets ruhig seines Weges mit der einsachen Bemerkung: er könne warten. Diese Beharrlichkeit erregte die Neugier der Dienerschaft und endlich wagte es der Haushofmeister, der Sache gegen seinen Herrn zu erwähnen. „Ohne Zweifel ein Verdict mit einem Wetteilrich," meinte dieser. — „Der Diener sah aus — denn zu widersprechen wagte er nicht — als ob er anderer Meinung wäre. — Oder ein Handwerker, den Sie zu bezahlen vergessen haben," fügte der Sprecher bei. — „Die Rechnungen werden pünktlich jeden Monat berichtigt," versetzte der

Haushofmeister in respektvollem Tone. „Es ist kein Kreuzer im Rückstand, wie ich durch meine Bücher nachweisen kann.“ — „Nun, dann fragen Sie ihn, was er wolle," rief Sir Barnard ungeduldig. — „Er weigert sich, dieß irgend Jemand als dem Herrn Baron selbst zu sagen. Er nennt das ‚sein Geheimniß.‘ — Das Wort ‚Geheimniß‘ versteht die seine Wirkung auf den Baron nicht. Vielleicht wußte der Mann etwas über das Kind zu berichten, das seinen Agenten auf so unerklärliche Weise abhanden gekommen war, oder stand er zu anderen Angelegenheiten in Beziehung, die er eben so sehr Grund hatte nicht in weiteren Kreisen bekannt werden zu lassen. Er entschloß sich daher für dieses Mal, eine Ausnahme von seiner Regel zu machen und den Mann vorzulassen, wenn er sich wieder einfände. Er brauchte nicht lange zu warten. Während er des andern Morgens beim Frühstück saß, wurde ein Mann von etwa fünfzig Jahren eingeführt. Der Freiherr musterte ihn scharf. Es lag nichts Bittendes in seiner Erscheinung, im Gegentheil war der Ausdruck seiner Züge nicht frei von Kerger, der auch aus dem Ton seiner Stimme sprach, als er begann: „Sie haben mich um viel Zeit gebracht, Sir Barnard, doch ich denke, wir verständigen uns darüber, wenn Sie nur erst unberufene Zeugen entfernt haben werden.“ Und eben dieser Ton war es auch, der den Baron bestimmte den Haushofmeister zu entlassen. Ein taum merkwürdiges Lächeln glitt über die scharfgeschnittenen Züge seines Besuches. — „Nun denn, erklären Sie sich. Ich bin nicht stark im Mathfesseln und auch nicht mit zu viel Gehalt begabt. Wer sind Sie?“ — „Ich bin ein Schlosser und heiße Andrews. Ein paar Worte werden hinreichen mich zu überzeugen, ob ich meine Zeit unsont aufgewendet oder ein gutes Geschäft gemacht habe. Haben Sie ein paar große alterthümliche Schlösser von seiner kunstreicheren Arbeit?“ — Hätte ihm Andrews statt dieser Frage plötzlich ein Bißhol vor die Stirne gehalten, so hätte Sir Barnard Gaston nicht mit größerer Bestürzung von seinem Siege aufzufahren können. Ohne auf die Frage zu antworten, schloß er rasch das Pult auf und wühlte mit mühseliger Hand in dessen Inhalt, bis ihm die Schlüssel zu dem Kabinet von Moultry zu Handen kamen. Ihr Anblick beruhigte ihn einigermaßen. „Sie sehen, ich habe derartige Schlösser!“ rief er, sie in die Höhe haltend. — Andrews sog ruhig das Modell der für Lady Alicia gefertigten Exemplare aus der Tasche und verglich es mit den ihm vorgehaltenen: nicht daß es dessen im Geringsten bedurfte hätte, denn er hatte die letzteren aus dem ersten Blick als die früher in seinen Händen befindlichen erkannt, es war nur eine List, um desto besser in den Zügen Sir Barnard's lesen zu können. „Ich sehe, daß es dieselben sind," sprach er. — „Was soll das heißen?" rief der Baron wüthend. „Erklären Sie mir auf der Stelle, wie Sie zu diesen Nachschlüssel kommen, oder ich liedere Sie den Gerichten aus.“ — „Ich denke, das lassen Sie bleiben," versetzte der Schlosser in kaltem Tone. — „Erklären Sie mir das, oder...“ — „Bezahlen Sie mich vorher!" — „Sie bezahlen! — „Ja wohl, bezahlen!" wiederholte der Besuch, „nicht allein für die Zukunft, an der Zeit zu so viel zu liegen scheint, sondern auch für meinen Zeitverlust, für die Unerschämtheit Ihrer Bedienten, die mir Tag für Tag die Thüre vor der Nase zuge schlagen haben, und für Ihren eigenen Lebermuth," fügte er in spöttlichem Tone bei. „Wir machen Sie nicht bange, Sir Barnard Gaston, aus dem einfachen Grunde, weil ich nichts zu fürchten habe. Ich bin ein ehrlicher Handwerker und habe ein Exemplar dieser Schlüssel nach dem gewöhnlichen Geschäftsgegnung gefertigt.“ — „Für wen?" domerte der Freiherr. — „Bezahlen Sie mich," wiederholte Andrews zum dritten Mal; „Sie kennen nun die Artifel meiner Rechnung. Ueber den Preis sollten wir, denke ich, in's Meine kommen. Ich bin nicht unbillig.“ — „Was auch die geheime Urkunde seines Adreßens sein mochte, jedenfalls war sie nur zu wohl begründet; denn ohne zu zögern, rief Sir Barnard: „Hörern Sie!" — „Fünfzig Pfund.“ — Und laut war der Betrag genannt, so hatte der Baron auch schon eine An-

weisung darüber ausgestellt und händigte sie dem Manne ein. „Und nun,“ rief er, „nachdem Sie für Ihre Auskunft bezahlt sind, sagen Sie mir, für wen haben Sie die Nachschlüssel gefertigt?“ — „Für Ihre Frau.“ — „Für Lady Alicia!“ rief der erlauchte Gatte, der auf eine ganz andere Person Verdacht gehabt hatte, „die Hebel!“ — „Sie mögen recht haben,“ bemerkt der Schlosser trocken; „doch das ist nicht meine Sade; unser Geschäft ist abgemacht. Hier ist das Modell,“ fügte er, es auf den Tisch werfend, hinzu, „ich brauche es jetzt nicht mehr.“ — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und lehrte nach Hause zurück, ohne Zweifel nicht eben unzufrieden mit dem Erfolge seines Morgenbesuchs. Mehrere Minuten lang sah Sir Barnard Gaston in tiefes Sinnen verloren. Da fielen ihm mit einem Male die Mittel ein, die er angewendet, um das Geheimniß sei-

nes Kabinet's noch weiter vor Entdeckung zu sichern: entsezt sprang er auf und rief den Dienern zu, augenblicklich Postpferde zu bestellen und den Reisewagen bereit zu halten. Eine Stunde später sahen wir ihn auf dem Wege nach Moultry, aber wiewohl er vier, zuweilen sogar sechs Pferde vor seinem Wagen hatte, verfrüchte doch drei volle Tage, ehe er seines Bestimmung's anständig wurde. Ritternacht war schon vorüber, als der todmüde Reisende, endlich die Thorhäuschen passierend, in den Park von Moultry einfuhr. Noch war er eine halbe Stunde von dem Sig seiner Ahnen entfernt, der mit seinem hohen Wartthurme gepfeifig im Mondlichte vor ihm aufstieg. „Vorwärts!“ rief er den Postknechten zu, und während der Wagen pfeilschnell dahin fuhr, hing sein Auge wie festgebannt an dem nördlichen Flügel des Gebäudes, in welchem das verhängnisvolle Kabinet sich befand.



Unwillkürlich sprang er auf und sah alle Blicke auf sich gerichtet.

Zu Moultry angekommen, eilte Lady Alicia nicht sehr, ihr Vorhaben, das Geheimniß ihres Gemahls zu durchdringen, auszuführen. War sie ja doch überzeugt, im Besiz der Mittel hiezu zu sein, glaubte sie ja doch mit solcher Vorsicht zu Werke gegangen zu sein, daß eine Entdeckung geradezu unmöglich war. Ueberdies trugen andere Umstände dazu bei, ihre Aufmerksamkeit von dem Gegenstande abzulenken. Sie fand Egbert wie umgewandelt.

Schon zu wiederholten Malen hatte es die Mutter versucht, mit Egbert unter vier Augen zu reden, aber immer war er ihr ausgewichen. Erst wenige Stunden vor der Ankunft ihres Gatten war ihr dieß gelungen. Entschlossen, mit ihm zu einer Erklärung zu kommen, hatte sie ihn in ihr Boudoir rufen lassen, wo sie mit gewohntem Takte ihn zu ihren Absichten zu stimmen wußte durch die Bemerkung, er habe sich auf einmal so völlig und zwar keineswegs zu seinen

Gunsten verändert. „Ist denn das zu verwundern?“ gab der Kapitän mürriß zurück, „wenn man gleich mit an einem so verdammt langweiligen Orte lebendig begraben ist.“ — „Es ist allerdings nicht sehr unterhalten hier,“ sagte Milady, „doch Du lebst ja nächstens zu Deinem Regiment zurück. Dein Urlaub ist bald zu Ende?“ — „Ihr Sohn lachte bitter. „Sie wissen nicht, scheint es, was sich zgetragen hat,“ versetzte er. „Mein liebevoller Herr Papa hat mich genötigt mein Patent zu verkaufen.“ — „Unmöglich!“ — „Ich war in seiner Gewalt; Sie konnten mir nicht helfen. Meine Briefe an Sie wenigstens blieben unbeantwortet. Er erklärte, nur unter dieser Bedingung meine Schulden zu bezahlen. Wollte ich nicht in's Gefängniß wandern, so blieb mir nichts übrig als einzuwilligen.“

(Zersetzung folgt.)

Caen.



Die Börse in Caen.

Die alte Stadt der Niedernormandie, heute der Hauptort des Departements Calvados, Caen, liegt mitten in einer herrlichen und üppigen Landschaft. Das Meer ist drei Meilen entfernt, und Schiffe von ziemlichem Tiefgang können bei der Flut bis in seinen Hafen gelangen. Jede Stadt hat wie der Einzelne einen charakteristischen Zug, der von andern un-

terscheidet, und bei der Hauptstadt des Calvados ist es das geistige Element, welches bei seinen Bewohnern vorherrscht: reiche Städte besitzen verhältnismäßig eine so große Anzahl von wissenschaftlichen und literarischen Instituten, und doch ist es nur ein schwacher Rest des alten geistigen Glanzes der Stadt Caen. Im Mittelalter genoss ihre Universität eines

großen Aufes, und die Mönche von St. Etienne zählten zu den berühmtesten Vorgesern der Wissenschaft und Literatur. Wir brauchten viele Seiten, um Alles aufzuzählen, was diese alte normannische Stadt und ihre Geschichte des Interessanten bietet: wir beschränken uns deshalb auf einige ihrer bedeutendsten Bauten. Drei ihrer Kirchen tragen das eigenthümlich normannische Gepräge. Diese kunstgeschichtlich höchst wichtigen Baudenkmale sind die zwei durch Herzog Wilhelm und seine Gemahlin gegründeten Klosterkirchen St. Trinite, St. Etienne und die derselben vermauerte Kirche St. Nicolas. In ihnen liegen die Beweise vor, daß die Normandie, wenn auch vielleicht nicht der Ort der Gründung, so doch das Local der ersten selbständigen und bestimmten Ausbreitung des Systems der gewölbten Basilika ist. Das Rathhaus von Caen, das heute den Namen Börrenhof trägt, liegt auf dem Plage St. Pierre. Es besteht aus vier Hauptgebäuden, von denen jedoch nur drei unsere Aufmerksamkeit verdienen. Das erste, welches denahe eine ganze Seite des Platzes bildet, ist reich mit Ornamenten und Reliefs geschmückt, welche sowohl Epitaphen aus der Mythologie als aus der Bibel darstellen. Das reiche Gebäude wurde 1538 von florentiner Baumeistern für Nicolas von Valois errichtet und ward in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Eigenthum der Stadt, welche bis 1793 darin regierte. Jetzt ist es für die Börse eingerichtet. — Caen darf man, ganz abgesehen von diesen Denkmälern der Baukunst, eine schöne Stadt nennen. Sie hat wie Rouen ein liebliches, reizendes Aussehen, so lange man ihren Schmutz nicht sehen kann. Sie zählt außerdem zu den größten Städten der Normandie. Will man sich aus dem Schmutz der Stadt retten, so bietet der reizende Spaziergang an der Straße von Vauxre reiche Gelegenheit. Caen wird wie Rouen durch die Nähe von Paris in jeder Hinsicht verdunkelt und ausgegogen. Wie die Univeritätsstadt ihre besten Kräfte an die Hauptstadt abtreten muß, so geht es auch mit allem Uebrigen. Die schönsten Dinge in der reichen Umgegend von Caen wandern nach Paris. Alles feinste Zeit des Landes, auch das geistige, das einen Werth haben will, strebt nach Paris hinaus und alles Magere bleibt zurück. Die Jahrsfristaden kämpfen mit Paris liebäugelnd, um ihre vorrige Blüte mit Haare, welches ihr den reichsten Handel entzogen. Caen hat kein Jahrmasser wie Paris, und daher wird es seinen alten bedeutenden Handel, den es verloren, nicht wiederherstellen können. Es sucht neben seiner Hochschule durch Fabriken (Spinnendoppel, Strumpfweberei, Labal- und Porzellanfabriken), Ackerbau und Viehzucht seinen Verlust zu ergänzen, und seine Verdienste um die beiden Letzteren in der Weithälfte der Normandie sind höchst lobenswerth. — Caen ist der Geburtsort Gombault's, eines großen Banneisters, Ralesherbe's und Laplace's, des französischen Newton.

v. Herbert.

Die Stiefmutter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung)

„Das ist unbegreiflich!“ bemerkte seine Mutter; „ich habe nie einen Brief von Dir erhalten.“ — „Dann hat sie mein Vater untergeschlagen.“ — „O Gabert! Du wirst doch nicht...“ — „Herrere!“ unterbrach sie ihr Sohn. „Sie wissen so gut als ich, daß er dessen nur zu sehr fähig ist. Ich habe die Veremung nicht vergessen, die Sie einst machten.“ — „Ich entinne mich nicht.“ — „Soll ich Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen?“ fuhr ihr Sohn fort. „Es ist ein Geheimniß in Deines Vaters Leben, sagten Sie, das selbst ich bis jetzt nicht habe durchbringen können. Sie sagten das damals, um mich zu warnen. Nur räthselhaftes Nachdenken konnte Sie zu einer dergleichen Ueberzeugung bringen. Sie sehen, daß ich nicht durch Worte zu täuschen bin.“ — Mutter und Sohn sahen sich eine Weile schweigend gegenüber. — „Und in wie fern wäre es Dir von Werth,“ lud die Mutter wieder an,

„hinter das Geheimniß Deines Vaters zu kommen?“ — „In wiefern! Um ihm Geheimniß mit Geheimniß vergelten zu können,“ erwiderte ihr Sohn mit bitterer Betonung, „um ihm in's Gesicht hinein sagen zu können, daß er nicht das Recht hat mir Vorwürfe zu machen. Zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum, könnte ich ihm so entgegenzutreten.“ — „Lady Alicia war in tiefes Nachdenken versunken.“ — „Sie können gar nicht glauben,“ fuhr der auf's Höchste gereizte Gabert fort, „wie er mit mir umgegangen ist. Wäre ich der größte Verbrecher und ihm völlig fremd, hätte er mich nicht lieblos behandelt können. Bei der Liebe einer Mutter,“ fügte er immer dringender hinzu, „wenn es in Ihrer Macht steht, verschaffen Sie mir die Mittel, seinem kalten beherrschenden Spolte entgegen zu treten, seinen bitteren Vorwürfen wegen Handlungen, die im Grund genommen weiter nichts sind als jugendliche Thorheiten.“ — „Und die Pflichten der Gattin soll ich vergehen?“ — „Um die heiligeren der Mutter zu erfüllen,“ drängte er ihn. — „Noch jögerte das schuldbeladene Weib, denn sie hatte einst ihren Gatten innig geliebt. Doch das Verlangen, den verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen, vielleicht auch das, den Sohn aus seiner entehrenden Abhängigkeit von dem graulichen Vater zu retten, trug den Sieg davon. „Mein Entschluß steht fest,“ sprach sie, „thue ich Unrecht, so geschieht es aus Liebe zu meinem Kinde.“ Und nun zog sie die von Andrews gerichteten Nachschlüssel aus der Tasche und erklärte ihrem Sohne, wie sie überzeugt sei, daß das in dem Kabinete befindliche eiserne Kästchen das Geheimniß seines Vaters berge. Strahlend vor Freude wollte ihr Gabert die Schlüssel entreißen, um sogleich den Behälter zur Stelle zu schaffen, aber seine Mutter bestimmte ihn zu warten, bis die Dienerschaft zu Bette gegangen sei. Dies geschah in der Regel um Mitternacht. Noch schloß eine halbe Stunde, eine halbe Stunde, die nicht enden zu wollen schien. Endlich hörten sie schlagen. Der Kapitän ergriß eines der auf dem Toilettebische stehenden Röcher und erhob sich. „Warten Sie bis ich zurück bin,“ sagte er. — „Sie doch gewiß vorsichtig,“ flüsterete Miady. — „Was fürchten Sie denn?“ fragte er. — „Ich weiß nicht,“ erwiderte seine Mutter mit bewegter Stimme, „aber mir ahnt nichts Gutes! Das Herz ist mir so schwer. Ich hätte Dir nicht nachgeben sollen.“ — Der Sohn drunnte etwas von „Schwachheit“ vor sich hin und verließ das Zimmer in der schändlichen Absicht, seinen eigenen Vater zu beschlen.

Das Kabinete des Herrenhauses zu Moultry war eines jener feurtesten Gemächer, wie man sie noch heutzutage auf alten Landhäusern antrifft, bestimmt zur Aufbewahrung von Familienurkunden, Werthpapieren, Pretiosen, vorübergehend wohl auch von Dingen, welche das Tageslicht nicht recht ertragen können. Es war von ganz besonders solider Konstruktion, statt der Fenster mit engen, außen und innen veritterten Schießscharten versehen, und mit einer starken, eisenbeschlagenen Thüre versehen. — Lady Alicia lauchte mehrere Minuten in athemloser Erwartung, ob nicht ihr Sohn zurückkäme; sie litt unglücklich. Was konnte ihn abhalten? Was hatte er erndet? Vielleicht die Beweise eines Verbrechens, das ihn zum Tode erschredete. Doch nein... Er hatte sie warten heißen... Es mußte ihm etwas zugefallen sein... Unjähig, diesen Zustand länger zu ertragen, erhob sie sich um ihn aufzusuchen. Eben als sie die Schwelle ihres Zimmers überschreiten wollte, erschütterte eine furchtbare Explosion das Haus! Von Entsetzen ergriffen stand die unglückliche Frau wie festgebannt, unfähig weiter zurück zu gehen. Augenblicklich war das ganze Haus in Bewegung. Aus dem ersten Schlafe gewacht räumten die Diener Trepp' ab, Trepp' ab, durch Zimmer und Gänge, bald hier, bald dorthin. — „Miady!“ rief die Aichtlieberin herbeieilend, „um des Himmels willen bleiben Sie wo Sie sind!“ — „Wohin Sie! Was ist vorgefallen?“ — Der Kapitän, fürchte ich, ist verlegt...“ Ehe ihre Herrin Weiteres vernahmen konnte, schritt Sir Barnard in das Zimmer und bedeckte der Dienerin sich zu entfernen. Seine Frau war in Ohnmacht gefallen.

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Die Schul ist die Mutter der Voracht, und doch erreicht sie mit all' ihrer Schlaubeit selten ihren Zweck. Mit Beschämung mußten sich dieß der Baron und seine Gattin zeigen; denn die Voracht, die der Erzkler angewendet, sein Gehörnis zu bewahren, Mißaby — es zu entbenden, führte für Beide zu keinem andern Resultate, als zum Tod ihres einzigen Sohnes und Erben. Und doch glaubte auch dieser vorzüglich zu Werke gehen zu sein. Als er die Thüre des Kabinetts geöffnet hatte, stieg er auf eine zweite, für die zwar — wie er alsbald bemerkte — seine Schlüssel ebenfalls paßten, aber als er das Schloß näher untersuchte, sah ihm ein Bändchen mit einem Anoten am Ende auf, das ihm besondere Voracht zu empfehlen schien. Und er hatte recht: hätte er dieses Bändchen abgeschnitten, so wäre die im Innern des Gefasses damit in Verbindung stehende Luft herabgeglitten, und er hätte ohne Gefahr das Zimmer betreten können. Unbekannt aber mit dem Mechanismus, glaubte er schon genug gethan zu haben, wenn er das zweite Schloß behutsamer als das erste öffnete, und als er nun um einzutreten die Thüre zurückstieß, emierte sich durch den Trud auf eine Feder der über der errienen angebrachte Selbstschuß, und er sank von Augen durchbohrt zu Boden. Wäre Sir Barnard nur eine halbe Stunde früher eingetroffen, so hätte er das Unglück verhüten können: so aber kam er — zu spät.

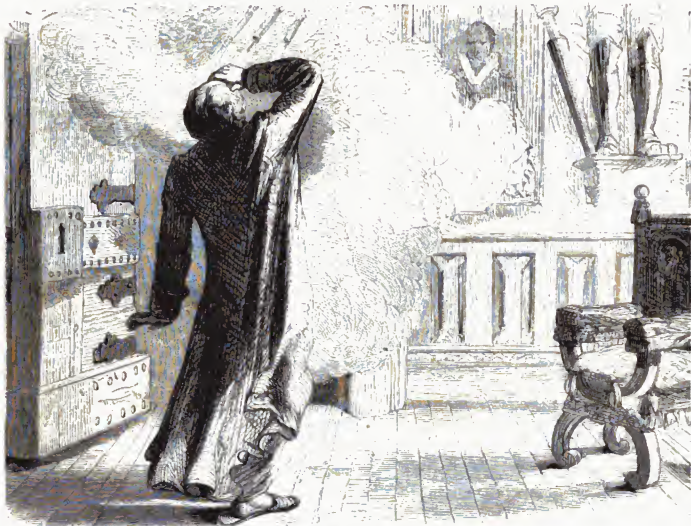
Da er von seiner immer noch benutzlosen Gattin keine Aufklärung über den Vorfall zu erhalten vermochte, zog der Baron die Glocke, ließ die erscheinende Kammerfrau für ihre Gebieterin Sorge tragen und begab sich in den nördlichen Flügel der Halle, wo er die Dienerschaft um ihren jungen Herrn versammelt fand. „Er ist bloß verwundet,“ wagten Einige zu bemerken. — Ohne von diesen Worten im mindesten Stolz zu nehmen, schloß der Baron die Thüre des Kabinetts ab und steckte die Schlüssel in die Tasche. „Wir haben nach Doktor Tranion geschickt,“ setzte der Kellermeister hinzu. — „Bringt ihn auf sein Zimmer!“ befahl sein Gebieter. — Der Verwundete ließ ein schmerzliches Stöhnen vernehmen, als ihn die Diener aufhoben und wegrugen. Sir Barnard folgte ihnen auf dem Fuße nach, und blieb an Egbert's Bett bei der Thorwandbargt eintreffend. Sein Thor wurde zwischen Baron und Sohn gewechselt. Doktor Tranion drang in den Vater sich zu entfernen, so lange er die Wunden des Kranken untersuche. „Ich kann es ertragen,“ war die kalte Antwort. Und nicht ein Seufzer, nicht eine Aeußerung des Schmerzes kulubr dem harten alten Mann bei dem Schmerzgeschrei, das die Sonde des Arztes seinem Sohne auspreste. Was künmererten ihn dessen Leiden, wenn er nur am Leben blieb. — „Wie sieht es mit ihm?“ fragte der Gefülllose mit halbtauner Stimme. — Der Doktor sah nach der Thüre. — „Ich bin vorbereitet,“ setzte der Sprecher hinzu. „Das Unglück hat mein Haus in der letzte Zeit so fleißig heimgesucht, daß ich auf das Schlimmste gefaßt bin.“ — „Aber wird es auch Ihr Sohn sein?“ flüsterte Tranion. — Der Herr zu Moultry verstand ihn und verließ das Zimmer, ohne dem Lebenden auch nur einen Blick der Liebe, der Theilnahme zu gönnen. Der Arzt folgte und sie traten mit einander in das Bibliothekzimmer. — „Ich kann nur Ihr Schweigen von vorn erklären,“ begann der Baron, als sie sich niedergelassen. „Seine Stunden sind gezählt.“ — „So ist es.“ — „Wie lange hat er noch zu leben?“ — „Etwa zehn Tage, vielleicht auch noch länger,“ versetzte der Arzt, „wenn kein Fieber hinzutritt. An ein Aufkommen aber ist nicht zu denken. Seine Lungen sind an sechs bis sieben Stellen nicht nur von Augen, sondern, wenn mich nicht Alles täuscht, auch von tauglichen Eisenküden, Nägeln und dergleichen, durchbohrt. Hier ist eine Aetzung unmöglich.“ — Der Vater erinnerte sich nur zu wohl, wie sorgfältig er die Hüllenmalthe geladen, freilich hatte er sich damals nicht träumen lassen, in weissen Prust sie sich entladen sollte. — „Ich will im Hause bleiben,“ fuhr Tranion fort, „es wird

nöthig sein die Wunden zu erweitern, um die Scherzgen zu lindern.“ — Sir Barnard Gaston nicht ihm schweigend Beifall zu. Da sein Erbe einmal sterben mußte, so konnte es ihm gleichgültig sein, wann das Ereigniß eintreten würde. Aber daran mußte ihm Alles liegen, daß der wahre Dergang der Sache, den er selbst sich nur zu wohl erklären konnte, vorzuschwiegen blieb. „Tiefer Schlag,“ sprach er daher zu dem Doktor geworden, „hat mich an meiner würdesten Stelle getroffen, da er mir den einzigen Sohn, den Erben meines alten Namens raubt. Ich hatte gewisse Urkunden — Familienalt — aus dem Kabinete mitgeführt und schrieb an Lady Alicia sie mir zu senden. Sie muß meine Instruktionen unrichtig aufgefaßt oder unferen Sohne unvollständig mitgetheilt haben, für den der Irrthum so traurige Folgen gehabt hat.“ — „In der That traurig!“ verlesete Tranion, der nicht wußte was er erwidern sollte, denn er glaubte kein einziges Wort von dem so eben Vernommenen. „Wird Lady Alicia meiner nicht bedürfen?“ fragte er, begierig, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. — „Ich will sehen,“ antwortete Sir Barnard aufstehend, „wahrscheinlich nicht; sie hat starke Nerven,“ fügte er mit bitterem Nachdruck hinzu. — „Sie vergessen, daß sie eine Mutter ist,“ rief der Doktor entrüstet. — Eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd verließ der Baron das Zimmer. Tranion sah ihm einen Augenblick schweigend nach. Er war überzeugt, daß der Vater seines Kranken ihm die Unnothigkeit gesagt, daß ein jurchtharses Drama hier gespielt hatte, vielleicht noch spielte; und seine biederere Natur litt bei dem Gedanken, wenn auch nur als Zuschauer — dabei zugegen sein zu müssen.

Als Sir Barnard Gaston in das Schlafzimmer seiner Gattin trat, fand er in einem Zustand von Aufregung, der an Kaseri grenzte. Umsonst verdrachten sie die Beschleierin sowie ihr Kammermädchen, das Egbert noch lebte. Sie wollte es nicht glauben und bestand darauf, zu ihm zu gehen, um über seiner Leiche zu weinen. „Ich muß ihn sehen, will ich sehen!“ rief sie aus, indem sie einen vergeblichen Versuch machte sich von Sopha zu erheben, „und sollte mich sein Andlit tödten.“ — Es war auffallend, welchen Eindruck die Erscheinung ihres Gatten auf sie hervorbrachte, der — einen Stuhl ergreifend — sich ihr schweigend gegenüber setzte und sie mit seinen scharfen kalten Blicken durchbohren zu wollen schien. Mit gewaltiger Anstrengung kämpfte sie ihre Aufregung nieder, doch nur um in einem Strom von Thränen auszubrechen. „D sprich mit mir, Barnard!“ rief sie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme. „Sich' mich nicht so juchthar an. Hab' Erbarmen! Rede!“ — „Ihr könnt gehen,“ sagte der Baron zu den Dienerrinnen. „Die Mißaby befindet sich besser, wie ihr seht. Sollte sie eurer noch bedürfen, will ich die Glocke ziehen.“ — Die beiden Frauen verließen schweigend das Zimmer. — „O rede, Barnard!“ wiederholte Lady Alicia in hebelndem Tone. — „Was soll ich Dir denn sagen?“ fragte ihr Gemahl mit hinsternem Strömungszug. „Soll ich Dir etwa dafür danken, daß Tu meine beiden Söhne ermordet hast?“ — Die unglückliche Frau verbug das Gesicht in den Händen und schluchzte triumphal, während ihr Gatte, völlig unergründet von ihrem Kummer, sie anzustarren fortblieb. — „Wenigstens bin ich menschlich,“ rief sie plötzlich aufstehend und seinem Blick mit Festigkeit beugend. — „Auum!“ sagte ihr Gatte verächtlich. — „Ich bin Mutter, Barnard — die Mutter Deiner Kinder,“ fügte Mißaby hinzu, „den Titel kannst Du mir wenigstens nicht verlagern.“ — „Ich wollte, ich könnte es,“ entgegnete ihr Gatte in bitterem Tone; „denn Tu hast sie beide etend gemacht. Deine unverantwortliche Nachsicht hat in Egbert's Herzen die Saat des Bösen geäußt, bis sie aufgegangen ist und üppige Frucht getragen hat, sie hat Laura's Leidenschaft ermuhtigt, ihrer Eitelkeit, ihrem Stolze geschmeichelt, bis sie eine Schwarm für meinen Namen geworden. Du tauschtest doch gegen Marx ein so strenges Gesicht, ihre Mängel in so ungünstiges Licht stellen, Dich mit däm-

nischer Schlaueit zwischen sie und ihren Vater drängen. An meinen Erstgeborenen aber," fügte er bei, "darf ich gar nicht denken. Ich liebe Dich eink, aber das ist vorbei, und nun hasse, verachte ich Dich." — Bei diesen Worten überzog Lobesblässe das Gesicht Lady Alicia's. — „Du hast alle Bande zwischen uns entzweit gebrochen, Vertrauen sowohl als Neigung, und hinfort sind wir Fremde für einander.“ — Statt seine Gattin niederzuschmettern, dienten diese wüthenden Vorwürfe nur dazu, ihren Muth neu zu beleben und — kaum noch so schwach, daß ein Kind sie hätte bemeistern können — stand sie jetzt vor ihrem Ankläger wie ein gebeter Tiger mit flammensprühenden Augen. „Heuchler," riefte sie zwischen den zusammengestrichelten Zähnen hervor; stark in Worten und schwach in Wahrheit. Von wem hat Egbert die Saat des Bösen geerbt, von der Du auf einmal so

fromm fälscht? Von wem anders, als von seinem Vater? Blide in Dein eigenes Herz, und Du wirst auch den Stolz und die Eitelkeit seiner Schwester darin finden. In Deinen Kindern siehst Du nur ein Abbild Deiner selbst. Und Vertrauen!" fuhr sie mit trampfhaftem Lachen fort, „hat denn das je zwischen uns bestanden? Was ist das für ein Geheimniß, das Du so ängstlich hütst, daß der Versuch, es zu durchbringen, meinem Sohne das Leben gekostet hat?" — „Elenbe!" murmelte Sir Barnard. — „Milady lächelt verächtlich. — „Fort! Aus meinem Hause!" fügte er bei. — „Du vergißt, daß es mein Haus ist." — „Ich werde mich scheiden lassen." — „Ein weiterer Mord thut's auch," bemerkte seine Frau in ruhigem Tone. — Der Hieb, obgleich auf's Gerathewohl geführt, traf. Lady Alicia spielte auf den Tod des Bildhüters an, über den ihr der Sohn jüngst seine Mei-



Er sank von Kugeln durchbohrt zu Boden.

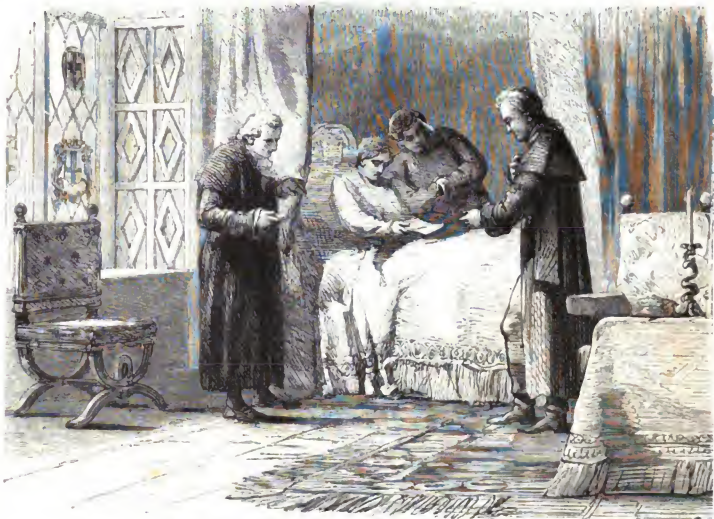
nung zugestüstert hatte, sein schlechtes Gewissen bezog die Worte auf etwas Anderes, und Muth und Verzweiflung im Herzen verließ er das Zimmer. „Ich bin ein Thor gewesen," sprach er bei sich selbst, „die Beweise so lange aufzu bewahren, mich durch einen Eid für gebunden zu halten, den der eberne Wille eines finstlichen Alten von mir erpreßt hat.“ — Mit diesen Worten wandte der Baron seine Schritte dem Kabinete zu und schloß rasch die beiden Thüren auf — denn einer Vorsicht bedurfte es, da die Maschine inzwischen nicht wieder geladen worden war, nicht mehr. Mit gierigen Blicden schaute er, Etwas suchend, umher; das Kästchen war verschwunden. — „Isebel!" rief er, blaß vor Muth und Schrecken; „ab! darum also wagst Du's mir zu troepfen!" Er setzte sich auf einen der Altenbehälter nieder, begrub das Gesicht in den Händen und suchte seine Gedanken zu sam-

melu; aber je mehr er nachdachte, desto mehr verwirrten sie sich. Ehe er Moultry das letzte Mal verließ, hatte er den Selbstschuß noch geladen. Nur wenige Schritte vom Hause entfernt, hatte er die Explosion gehört, und beim Eintreten Lady Alicia in ihrem Vouboir, seinen Sohn tödtlich verwundet getroffen; von ihnen konnte daher keines das Kästchen entwendet haben, und die Frage, was aus demselben geworden, nahm eine drohende Gestalt an.

In einem Zustande von Aufregung, der sich eher denken als beschreiben läßt, lehrte der Freiberger in das Nibelhofzimmer zurück, wo Doktor Tranion seiner wartete. — „Um des Himmels willen, was ist vorgefallen?" fragte dieser bestürzt, als er auf den ersten Blick die mächtige Bewegung in seinen Zügen las. „Ich hoffe, es ist doch dem Kranken nichts zugefallen?" — „Nein!" — „Oder Lady Alicia?" —

„Nein!“ wiederholte Sir Barnard ungeduldig. „Ich bin bestohlen worden.“ — Der Verlust mußte — das sagte sich der Doktor — ein sehr bedeutender sein, nach dem Eindruck zu urtheilen, den er auf einen so reichen Mann, wie der Herr zu Moultry war, hervorbrachte. „Es sind Papiere — Akten — Familiendokumente von der höchsten Wichtigkeit,“ fuhr dieser fort, „in der That weiß ich selber kaum was Alles heißt.“ — „Wo hatten Sie dieselben aufbewahrt?“ forschte Tranon. — „In dem Kabinete,“ entgegnete der Baron. „Kein lebendes Wesen konnte, seit ich sie darin niedergelegt habe, es betreten, ohne — wie Sie an meinem Sohne gesehen — den Versuch schwer zu büßen.“ — Auf den Rath des Arztes wurde nun die gesammte Dienerschaft in das Bibliothekszimmer berufen und genau examinirt, aber ohne den geringsten Erfolg: sie läugneten, Einer wie der An-

dere, das Kabinete betreten zu haben, und beriefen sich auf ihren Herrn selbst, der sie ja bei seiner Ankunft um den Verwundeten und Lady Alicia beschäftigt angetroffen habe. Sir Barnard mußte dieß zugeben, überdieß hatte er aus der Stellung der Maschinen nach der Katastrophe die Ueberzeugung gewonnen, daß seit Entladung derselben Niemand in das Gemach gekommen sei konnte. Das Verhör der Dienerschaft diente unter diesen Umständen nur dazu, seine Bestürzung zu vermehren. Als letzte Hoffnung fragte er noch, ob nicht Egbert während seiner eigenen Abwesenheit von Moultry Fremde zu Besuch gehabt habe. Das wurde verneint. — „Oder Einer von ihnen?“ — „Nein . . . doch ja! . . . Den Verwalter hatte ein entfernter Verwandter besucht und war, da schlechtes Wetter ihn am Weiterreisen verhinderte, über Nacht geblieben.“ — „Ein Name?“ —



Als er damit zu Ende gekommen, nahm jeder der Herren eine Abschrift.

„Andrew.“ — Wie vom Blitze getroffen sprang der Baron auf. Der und kein Anderer war der Dieb, und rasch stand sein Entschluß fest, stehenden Fußes nach London zurückzukehren. Umsonst wies der Arzt auf den bedenklichen Zustand des Kranken hin. Sir Barnard Gaston lag mehr an der Wiedererlangung des Kästchens, als an dem Aufkommen seines Erben, für das ja überdieß — wie er wohl wußte — keine Hoffnung vorhanden war. Und wenige Stunden später war er nach der Hauptstadt abgereist, ohne von Egbert, seiner Gattin oder irgend Jemand Abschied genommen zu haben. — „Wahnsinn!“ sprach Tranon bei sich selbst, wie er den Wagen davonrollen hörte, „oder Furcht! Die Zeit wird es lehren.“

Als Lady Alicia die Abreise ihres Gemahls erfuhr, machte sie keine Bemerkung darüber, miewohl sie die Kränkung ihres Sohnes in innersten Herzen mitempfund. All' ihre Gedanken

flossen in Egbert zusammen, und stehend bat sie den Arzt sie doch zu ihm zu lassen. Mehrere Tage lang lehnte er dieser entschieden ab, da er überzeugt war, daß die geringste Aufregung für den Kranken gefährlich werden konnte. Endlich erlangte dieser so viel Kraft, daß von einem Besuch seiner Mutter nichts mehr zu befürchten war, und Tranon gab die so oft schon erbetene Zustimmung. — „Egbert, lieber Egbert,“ hauchte das schuldbeladene Weib, als sie sich seinem Schmerzenslager näherte, während Thränen mütterlicher Liebe und Theilnahme über ihre Wangen rollten. — „Wer ist das?“ fragte der Leidende. — „Deine Mutter — Deine unglückliche Mutter,“ erwiderte sie, indem sie an seinem Bette niederkniete und seine Hände zu erfassen suchte. — „Bringt sie hinweg,“ rief der Kapitän in rauhem Tone und wandte das Gesicht ab. „Ich will sie nicht sehen. Sie hat mich ermordet.“ — „Egbert!“ — „Hinaus!“ rief er. „Ich

habe den Klang Ihrer Stimme. Sie tönt mir wie Grabgelang in die Ohren. O daß ich ihr nie Gehör geschenkt hätte!"

Sie konnte Tranonie den Ausdruck der Verzweiflung in den Zügen Lady Alicia's vergehen, als sie sich langsam erhob und aus dem Zimmer wollte. So wenig er sie achten konnte, regte sich doch etwas von Mitleid für sie in seinem Herzen. Von Stunde an sah und fragte die Mutter nicht mehr nach ihrem Sohne. — „Sie sind hart und unverfönllich," bemerkte der Arzt, als er sich an dem Bette seines Patienten niederließ. „Bedenken Sie, es ist Ihre Mutter. — „Ist sie fort?" — „Ja; aber ich kann sie zurückerufen, wenn Sie es wünschen." — „Nein! nein!" erwiderte Egbert. „Sie wissen nicht, wie viele Ursachen ich habe ihr zu großen. Sie ist schuldig an der ganzen Geschichte. Ich kann mir's denken," setzte er hinzu, indem er die Hand langsam zur Stirne erhob, wo eine der Augen ihn geirrt hatte, „ich werde fürchtbar entsetzt aussehen, und Alles durch ihre Schuld." — „Es wird nicht viel zu bedeuten haben," bemerkte der Doktor trocken. — „Das freut mich. Wie bald glauben Sie wohl, daß ich das Zimmer wieder verlassen können?" — „Es erfolgte keine Antwort. — „Haben Sie mich verstanden?" — „Ja." — „Nun, warum antworten Sie mir dann nicht?" fragte der Verwundete ungeduldig. — „Soll ich den Doktor bestellen?" — „Den Doktor?" wiederholte der Kapitän im Tone der Ueberzeugung, „wechhalb soll denn der kommen?" — „Weil ein Geistlicher Ihre Frage besser zu beantworten im Stande ist als ich."

Eine lange peinliche Stille erfolgte. Egbert verstand den Arzt, aber er glaube ihn nicht. Er war ja wieder kräftiger, seine Wunden schmerzten ihn nicht mehr so sehr wie früher, sein Athem war weniger beengt; zu was also den Doktor rufen lassen. „Zum Hensler, Tranonie, Sie meinen doch das nicht! Gehen Sie's nur, Sie wollten mich dadurch zu einer Missethörung mit meiner Mutter bewegen. Wenn dem so ist, so können Sie sie meinestwegen holen lassen." — Der Doktor äußerte nicht eine Sylbe, sein Gewissen verbot ihm, falsche Hoffnungen zu erwecken. — „Aber ich fühle mich doch besser," setzte der Kranke nach einer abermaligen Pause hinzu. — „Das heißt, Ihre Wunden sind nicht mehr so schmerzhaft?" — „Ja!" — „Das ist nicht immer gut," bemerkte Tranonie, „im Gegenheil ist es oft ein Vorbote..." — „Wozon?" freizügte Egbert. — „Des Todes!" antwortete der Arzt mit leiser Stimme. Wenn irgend Etwas im Stande gewesen wäre, Tranonie Verachtung für einen leidenden Mitbruder einzuschleusen, so hätte diese das wahnsinnige Geschrei des dem Tode Verfallenen thun müssen, seine demüthigen Bitten, sein Leben doch noch auf ein Jahr zu verlängern. „Oder wenigstens auf ein paar Monate," setzte er hinzu, als er fand, daß seine Bitten kein Gehör fanden. „Ich kann noch nicht sterben, ich habe so Vieles zu bereuen." — „Wollen Sie den Doktor sprechen?" — „Nein... ja... nein! Ich will nicht! Was kann er mir mehr sagen als Sie? Was kann mir überhaupt ein Priester sagen?" — „Dah Neue die Sünden tilgt." — „Ich fühle Neue... gewiß, ich fühle Neue." — „Und daß Neue umsonst ist, ohne Sühne," fügte der würdige Mann hinzu. — „O! daß ich einen Freund hätte! Jemand, dem ich mich anvertrauen könnte," sprach der Leidende vor sich hin. „Wenn nur mein Vetter Edward hier wäre! Ihm könnte ich trauen." — „Er ist gestern Abend angekommen," sagte der Doktor. — „Wer ist angekommen?" rief Egbert wild umherblickend. — „Ihr Vetter Edward."

Es war ein glücklicher Umstand, der den Bewohner des Tempels eben jetzt nach Woultry führte. Er hatte in London erfahren, daß Sir Barnard sich auf seinen Landsitz begeben habe, und sich alsobald entschlossen ihm zu folgen, um endlich einmal in den Besitz der von seinem Vater hinterlassenen Papiere zu kommen. — „Ich will ihn sehen," rief der Kapitän in mächtiger Aufregung. „Er wird mich verstehen.

Ihm kann ich Alles sagen." — „In ein paar Stunden," sagte Tranonie, „wenn Sie ruhiger gemordet sind. Da, nehmen Sie dies." — „Mit diesen Worten reichte er ihm einen eben bereiteten Schlaftrunk, dessen Wirkung, wie er wußte, eine augenblickliche war, dann zog er die Vorhänge des Bettes zu und entfernte sich, um seinen jungen Freund auf die Zusammenkunft mit Egbert vorzubereiten.

Siebenunddreißigtes Kapitel.

Beim Herannahen des Todes — dieses stummen Mahners — hing Egbert Gaston an seine Vergangenheit mit anderen Augen, als bisher, zu betrachten. Und da erschienen ihm manche Handlungen, die er früher höchstens für jugendliche Thorheiten angesehen hatte, als Verbrechen. Auf sein inständiges Bitten war Edward zu Woultry geblieben und nun sein beständiger Gesellschafter. Er wollte ihn nicht mehr von der Seite lassen, und doch hatte früher, als die Beiden zusammen anzuwandern, ihre Studien, ihre Erfolge mit einander theilten, weder Vertrauen noch Jureignung zwischen ihnen bestanden. — „Es muß entsetzlich langweilig für Dich sein, Ned," bemerkte der Leidende, „so Tag für Tag in einem Krankenzimmer zu sitzen, so reich, so gesund und kräftig. Du bist ein glücklicher Burche," fügte er bei; „da sieh mich an, wie ich da liege, gleich einem räudigen Hunde, und zuweilen muß, wie ich mein Leben allmählig aufzehrt. Doch es kann nicht mehr lange währen. Das ist das Beste." — „Ich möchte Dich in einer andern Stimmung wissen," verlegte der Vetter. „Dies sind nicht die Gedanken..." — „Ich darf nicht daran denken. Ich will nicht daran denken," fiel ihm Egbert hastig in die Rede, „wenigstens wachend nicht; genug daß mich's in meinen Träumen verfolgt. Du hast gut predigen; Du bist gesund, hast des alten Ausgraves Vermögen — wie man mir sagt jählich zu zwanzigtausend Pfund — und hast Aussicht auf die Baronie, denn Sylvia bringt sicherlich wieder ein Mädchen zur Welt," setzte er mürrisch hinzu. — „Ich werde nie Sir Edward Gaston werden," bemerkte der junge Rechtsgelehrte in ernstem Tone. — „Gewiß, Du wirst es," grollte der Kranke, „ein Mädchen kann den Titel nicht erben." — „Aber ein Sohn kann es." — „Ich sage Dir ja, daß Sylvia noch einmal ein Mädchen bekommt. Man meint, sie sei bloß auf der Welt, um mich zu täuschen. Der Titel ist Dir gewiß." — „Nicht, so lange Vella's Sohn am Leben ist," verlegte sein Vetter ernst. — „Bei dem Namen seiner Frau fuhr Egbert zusammen und wuß den Sprecher mit wilden Wüden. Der Schrecken seiner Träume trat ihm nun wachend vor die Seele. „Was weißt Du von Vella?" fragte er. — „Alles! Ihre Heirath... die Geburt ihres Sohnes... ihren gewaltigen Tod." — „O sprich mir nicht davon," bat der Leidende mit heiserer Stimme. „Sprich mir nicht davon, wenn Du mich nicht zum Wahnsinn treiben willst. Hörst Du," fuhr er fort, indem er Edward's Arm ergriß und ihn näher zog. „Rede Nacht steht sie in meinen Träumen vor mir, die aufgelohten Haare wirr über ihre Schultern herababhängend, die Alcidier wie ein Leichentuch umgeschlungen, gerade so — wie die Wildbäuer sie aus dem Wasser zogen — das Gesicht so bleich, o so todtbleich... die Lippen in Todesnoth zusammengepreßt... die Augen vorwärtswoll auf mich gebettet... Nun weißt Du, warum ich nicht allein sein, Dich nicht vor mir lassen will. Es geschieht nicht aus Liebe zu Dir, sondern weil ich Jemand um mich haben muß, der mir den Schlaf und mit ihm diese fürchtbaren Traumbilder verdrängt," murmelte der dem Tode Nahe und sank in das Kissen zurück. „Du verstehst mich doch?" — „Nur zu wohl!" war die Antwort. — „Ich habe schlicht an ihr gehandelt," fuhr Egbert fort, „aber nicht schlimmer, als andere junge Männer von Stand es auch machen; und doch stirbt es ihnen die Ruhe nicht." — „Vielleicht so lange sie gesund sind," verlegte Edward in ernstem Tone; „aber sah sie auf das Todtenbett kommen, und auch ihre Stunde wird schlagen. Uebrigens liegt darin, daß An-

bere nicht besser sind, keine Entschuldigun' für unsere Verbrechen." — „Verbrechen!" wiederholte Egbert. — „Ist nicht ein Wort das größte von allen Verbrechen?" flüsterte Edward. „Still! Nicht ein Wort; ich weiß Alles. Ich wachte an dem Sterbende Gilbert Harding's. Er hat mir Alles gesagt. — Mehrere Minuten lang sprach keiner der jungen Männer ein Wort. Endlich brach Egbert das Schweigen: „Dah ich Bella heirathete." — „Ja." — „Unter dem Namen Edward statt Egbert Gaston?" — „Ja." — „Erwiederte kein Verwandter. „Aber ich verzeihe Dir, wiewohl Du mein Lebensglück zerstört hast." — „Es thut mir herzlich leid," bemerkte der Kranke mit mehr Gefühl, als er bisher gezeigt hatte. „So ist es also wahr, daß Du Mary liebst?" — „Härllich, unaussprechlich!" seufzte Edward. — „Er sprach Dir auch von Bella's Tod?" — „Ja." — „Durch meine Hand?" — „Durch Deine Hand." — „Dann starb er mit einer Lüge auf der Seele," rief der Kapitän heftig. „Wohl habe ich ihre Liebe schlecht belohnt, aber selbst an ihrer Ehre blieb ich ungerührt, denn sie war meine Frau, meine rechtmäßig angeordnete Frau. Ich suchte sie aus England zu entfernen, daß meine Doppelheirath nicht aufkam. Ich war fast wahnsinnig ob der gefährlichen Lage, in die meine Leidenschaft und die Tyrannei meines Vaters mich versetzt hatten, und doch hätte ich es nicht vermocht auch nur ein Haar ihres Hauptes zu trümmen, denn ich habe sie wirklich innig geliebt! Du schaust zwischen drein, und ich kann Dir's nicht verargen. Aber so wahr ich auf Bergung meiner Sünden hoffe, ich spreche die Wahrheit! Ich hätte ja nichts zu fürchten," setzte er hinzu, „denn selbst wenn ich schuldig wäre, würdest Du mich nicht verrathen." — „Es lag ein tiefer Ernst in Ton und Blick des Lebenden, als er diese Worte sprach, und sie fests Ueberzeugung Edward's begann zu wanken. „Das größte Unrecht habe ich gegen Lydia begangen," fuhr Egbert fort; „sie hätte ein besseres Loos verdient. Doch das ist durch eine zweite gältige Heirath so viel als möglich wieder gut gemacht." — „Tief ist unerklärlich," sagte Edward Gaston nachdenklich. — „Mir nicht," versetzte der Kranke. — „Wen hast Du im Verdacht?" — „Gilbert Harding, oder meinen Vater?" antwortete Egbert mit leiser Stimme.

Beinahe eine Stunde fuhren die Beiden fort den Gegenstand zu besprechen, bis endlich Edward so vollständig von der Unschuld des Kapitän's an dem Tode seiner Gattin überzeugt war, daß er denselben von dem Versuch Sir Bernard's, das Kind in seine Gewalt zu bekommen, und von den Mitteln, wodurch dieß bereitete worden, in Heimlichkeit septe, ohne indeß Collin's Namen dabei zu erwähnen. „Dein Tod," fügte er bei, „verdiene vielleicht meinen Theil mit seinem Unsel und veranlaßt ihn, denselben als seinen Erben anzuerkennen." — „Gewiß nicht, wenn Lydia's zweites Kind ein Knabe ist!" rief Egbert mächtig aufgeregt; denn seit er mit seinem Vetter zusammen war, stiegen bisher ungetannte bessere Regungen in seinem Herzen auf. „Du kennst ihn nicht wie ich, seinen Stolz, seinen Haß gegen die, welche ihn einmal beleidigt haben, seinen starken Willen, seine unbeugsame Beharrlichkeit. Er würde vor keinem Mittel zurückschrecken, um ihn zu entfernen," fuhr er mit kaum hörbarem Flüstern fort. „Ich spreche aus nur zu trauriger Erfahrung." — „Ich muß Dir leider beipflichten," bemerkte Edward nachdenklich, „und ich sehe, daß ich eine schwierige Aufgabe unternommen habe, indem ich Gilbert Harding versprach, dem armen Anaben zu seinem Rechte zu verhelfen." — „Und willst Du dieses Versprechen halten?" forschte sein Vetter, indem er ihn mit prüfenden Blicken maß. — „Getreulich!" — „Zu Deinen eigenen Nachtheil! Denn in Ermanglung eines männlichen Nachkommen muß Dir, wenn auch nicht das Gut, doch jedenfalls der Titel werden." — „Weides hat keinen Werth mehr für mich," erwiederte der Gelehrte seufzend. — „Ich weiß nicht, wie das kommt, Ned," fuhr der Kranke fort, „aber seit ich Dich gesehen, mit Dir gesprochen habe, bin ich viel ruhiger. Ich habe nicht mehr diese Furcht

vor dem Tode. Ich möchte gerne," setzte er hinzu, „ehe ich von der Welt scheid, Etwas thun, um mein Unrecht gegen Bella einigermaßen wieder gut zu machen. Sind die Beweise meiner Heirath mit ihr vollständig?" — „Ich habe den Trauschein und Deine Briefe an sie und Gilbert," war die Antwort. — „Mein Bekenntniß des Betrugs, dessen ich mich schuldig machte, indem ich Deinen Namen annahm, würde den Beweis vervollständigen." — „Unabweichlich." — „Du sollst es erhalten," sagte Egbert mit feierlicher Stimme. „Ich will es ebdich beträtigen. Dann vielleicht kann ich in Frieden sterben. Bella wird mich verzeihen. Ich möchte wohl meinen Anaben sehen. Gleich er mir?" fügte er bei. — „Nein, seiner Mutter," war die Antwort. — „Um so besser," murmelte der Sterbende nach einer Pause. „Wie glücklich es sich trifft, daß sein Großvater gerade abwesend ist." — „Gewiß, sehr glücklich!" bestätigte Edward, der einsah, wie werthvoll das Bekenntniß des Vaters für die Durchföhrung der Ansprüche seines Erstgeborenen sein mußte.

Es handelte sich nun darum, Zeugen zu bekommen, auf deren Verichiedenheit man bauen durfte, deren Besuch aber der Dienerschaft nicht ausfallen konnte. Hier lag außer Edward Doktor Tramon am nächsten, und als Dritten schlug der Erstere Squire Peadam vor, der als Friedensrichter sich besonders dazu eignete, und von Egbert als ein Mann von hoher Ehrachtigkeit mit Freunden angenommen wurde. An demselben Abend noch trafen die Zeugen in dem Zimmer des Kranken zusammen, der trotz seiner Schwäche darauf bestand, das Bekenntniß selbst niederzuschreiben. Als er damit zu Ende gekommen, nahm jeder der Herren eine Abschrift.

Der Friedensrichter nahm den Eid ab, und der Sterbende unterzeichnete die drei Urkunden, die Edward, Tramon und Squire Peadam als Zeugen beglaubigten, und von denen jeder ein Exemplar zur Hand nahm, damit, im Falle Sir Bernard Veracht schöpfen und eines oder das andere in seinen Besitz bekommen sollte, das Zeugniß nicht ganz verloren gehen möchte. „Du hast als Ehrenmann gehandelt," sagte Edward, als die beiden Andern sich entfernten hatten, „halt Alles, was in Deiner Macht stand, gethan, um Deinen Fehler wieder gut zu machen. Willst Du jetzt nicht auch einen Geistlichen rufen lassen, daß Dir von seinen Lippen Trost und Bergung der Sünden verknüpft wird." — „Nein, nein!" hauchte Egbert kaum hörbar, erschöpft von der gemachten Anstrengung, „bete Du mit mir." — Sein Vetter wollte Einwendungen machen, aber da er darauf beharrte, daß er nur ihn um sich haben wolle, so huiete er an seinem Bette nieder und betete aus inbrünstigen Herzen... Doch wenden wir den Blick ab von den letzten Kämpfen eines armen irrenden Bruders. Wer kennt sie nicht jene Jüweil, jenes Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, jenes Festhalten endlich an die irdischen Bande, die so euge unser Herz umschlingen, daß nur der letzte Athemzug sie zu brechen im Stande ist. Eben als der Tag im Thien aufdümmerte, entflo Egbert's Geist in eine bessere Welt. „Bella! Verzeihung!" hauchte er noch und die entseelte Hülle sank in das Rißen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tuareg.

Algierien.

Die Tuareg, welche man dann und wann bei den Festen Algiers findet, sind ein noch wenig gekannter Stamm, da sie allgemein von ihren Nachbarn gefürchtet werden, und wenn sie auch irgendwo erscheinen, sich immer abgehört halten. Die Tuareg sind ein Vberstamm, der das ungebore Terrain zwischen Algierien und Tunis im Norden, Fez im Osten, Nuat im Westen und Timbuktu im Süden einnimmt. Zu-

mitten dieses Landes erhebt sich der Tschebel-Hoggar, welcher reiche Quellen, herrliche Bäume und Wild in großer Zahl hat; alles übrige Land ist eine weite Sandwüste. Die Häuptlinge der zahlreichen Tuaregstämme werden gewählt; aber die Stämme sind untereinander beinahe beständig im Kriege. Namentlich sind die Feindseligkeiten zwischen den südlichen, östlichen und westlichen Stämmen, welche von gemischtem Blute sind, sehr heftig. Die nördlichen und zentralen Stämme sind dagegen auf den Adel ihres Blutes um so stolzer. Die Tuareg haben

keine andern Nahrungsquellen, als Heerden von Kameelen und Schafen, und da sie nicht Alles durch Tausch sich verschaffen können, was sie brauchen, so sind sie auf die Gewalt angewiesen. Frühzeitig an das Nomadenleben gewöhnt, werden sie sehr geschickt in der Praxis der Ueberfälle. Auf ihren Käuferkameelen sitzend, durchmessen sie bei Nacht große Entfernungen, und überraschen bei Tagesanbruch die Grenzstämme oder die Karawanen, die nicht zuvor ihre Abgabe bezahlt. Sie sind außerordentlich ausdauernd und sehr



Typen des Tuaregstammes.

tapfer. Sie wohnen unter Zelten aus gegerbter Haut. Ihr Sattel sitzt zwischen dem Höcker und Sattelbogen des Kameels. Die Waffen sind eine sehr lange Lanze, ein großer zweischneidiger Säbel und ein Messer, das am Vorderarm befestigt wird, daß man das Heft immer bei der Hand hat. Außerdem trägt der Tuareg einen Schild aus Elefantenhaut.

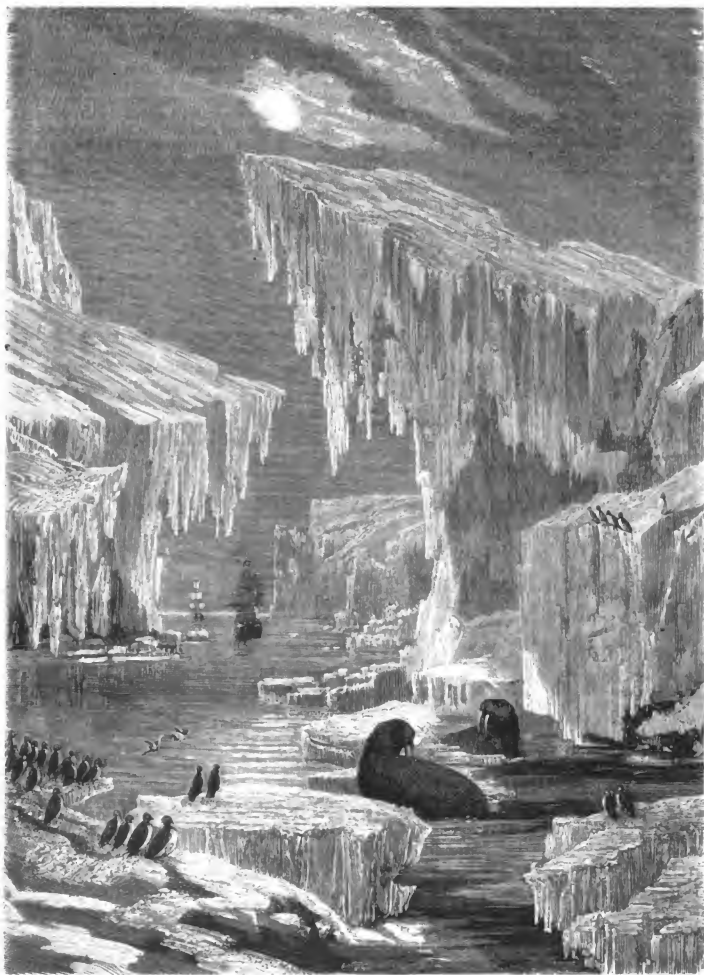
Ihre Tracht, welche unser Bild veranschaulicht, zeichnet sich besonders durch das Tuch aus, das den untern Theil des Gesichtes umgibt. Die Männer erscheinen nie mit

entblößtem Gesicht, während die Frauen dieses peinlichen Trachtstückes entzathen. Man kennt den Grund des Letzteren noch nicht: sollte es nicht das Leben in der Wüste mit ihrem Sande sein? Die Tuareg sind durchschnittlich groß und schlank, haben schöne Augen und sehr schöne Zähne. Sie haben meist nur eine Frau, obgleich sie Muselmänner sind. Der Geruch, den sie ausdünsten, ist noch größer als bei den Negern.

N. Arms.

Im Polarmeer.

Tagebuch einer Reise nach Nordpol von Dr. N. Kane.



Kanien's Schiffe Erebus und Terror im Eismeer.

Am Frühling des Jahres 1853 wurde ich von der amerikanischen Admiralität dazu bestimmt, die zweite Expedition zu kommandieren, welche das Gouvernement zur Auffindung Sir John Franklin's abjandte, der auf den Schiffen Erebus und Terror am 26. Mai 1845 England verlassen und seitdem in jenen eissen Regionen verschollen war. — Die Brigg „Abnace“ wurde mir demnach zur Disposition gestellt und vollständig ausgerüstet. Wir waren im Ganzen Seibenzehn an Bord, auserlesene Mannschaft, wie man sie nicht besser wünschen konnte; Alle schlossen sich freiwillig an; Alle waren energische, entschlossene Männer, welche die Gefahr, der sie entgegengingen, kannten und vorbereitet waren, ihr unerlöschendes Herz und eine kühne Stirn entgegenzusetzen. Das einzige und höchste Geleß, welches an Bord galt, und das während unserer langen und beschwerlichen Fahrt stets aufrecht erhalten wurde, war: absolute Unterwürfigkeit unter den Willen des Kapitäns und seines Stellvertreters, gänzliches Enthalten aller starken Getränke und Vermeidung jedes Schimpfwortes.

Am 30. Mai 1853 verließen wir New-York und brauchten achtzehn Tage bis Neufundland, wo wir die herzlichste Aufnahme fanden. Von hier segelten wir nach der Baffins-Bai. Am 1. Juli gelangten wir auf die Höhe von Josternäs, welches in der Nähe vom Kap Christine auf der Südwestküste von Grönland liegt. Der Jubel der dänisch-grönländischen Bevölkerung war ein ungemeiner, denn die Ankunft unseres Schiffes galt für ein großes Ereigniß. Ein achtzehn Jahre alter Eskimo, Namens Hans Christian, schloß sich unserer Expedition an. Es war dies ein großes Glück für uns, denn er war ein vortrefflicher Jäger, gleich geschickt in Führung des Kapal und Wurfspiesses, und leistete uns die besten Dienste. — Den 16. Juli befanden wir uns am Vorgebirge Swarte-Hut, und den 27. in der Bucht von Resville, inmitten der Eisberge, die in diesem Meerestheile verschimmern. Rings umhüllten dicke, schwere Nebel jede Fernsicht. Das Wetter wurde ziemlich schlecht und nahe Angelegen eines Sturmes kündigten sich an; ich ließ daher ein hartes Schiffsel an einem der Eisberge befestigen, um so das Forttreiben unseres Fahrzeuges zu verhindern; nach mühseliger achtstündiger Arbeit war dies auch gelungen, als sich allmählig kleine Eisstücke von der loslöseln Masse loszulösen begannen und hernieder in's Wasser fielen. Es war dies eine sehr deutliche Warnung und wir hatten keinen Augenblick zu verlieren. Und kaum hatten wir das Schiff wieder flott gemacht, als der ganze Hagen mit mehr als denn herkömmlichem Straden zusammensetzte. — Nach einer doch sehr beschwerlichen Fahrt erreichten wir den 3. August die Baffors-Spize, passirten die Gewässer des Kap York und segelten nach der Smith-Meerenge. Den 6. August fuhren wir an der Insel Halliut vorbei, erreichten Kap Alexander, welches mit dem Vorgebirge Jabella den Eingang zu dieser Enge bildet. Diese Einfahrt ist schauerlich und imposant zugleich und bildet die nördlichen Säulen des Herkules. Die gewaltigen Felsen waren in ein weißes Schneegewand gehüllt, die harten Formen des Eises repräsentirten den stummen Tod in wechselvollen Gestalten. Am 7. August befanden wir uns vollständig in der Smith-Meerenge; auf der Insel Villeten errichteten wir zum Andenken einen großen Steinhäufen und sanden zu unserem größten Erstaunen, daß wir nicht die Ersten waren, welche ein derartiges Denkmal hier zurüchließen, da schon früher Eskimos daselbst ein ähnliches Monument aufgestellt hatten. — Bis zum 22. August hatten wir ein wahrhaft entseßliches Wetter, Stürme und starke Böen waren die Brigg wie einen leichten Blasen zwischen den Eisschollen umher, und mehr denn hundertmal kam sie in Gefahr, an den Felsen zu zerbrechen; doch hielt sich das Schiff wader und am 23. waren wir unter 78 Grad 41 Minuten Nordbreite damit beschäftigt, daselbst längs einer langen Eisbank anzulegen. Wir befanden uns jetzt nördlicher, als alle früheren Entdecker, Parry ausgenommen, der im Jahr 1826 noch weiter vorgedrungen war. Meine Mannschaft

war damals entschlossen, wieder weiter nach Süden zurückzugehen, um daselbst zu überwintern. Ich versammelte sie daher um mich zu einer Beratung. Ein einziger, Namens Brooks, stimmte dafür, die Reise weiter nach Norden fortzusetzen. Ich setzte den übrigen meine Gründe aneinander, warum ich auch der Ansicht Brooks sei, und hatte die Freude, alle meine braven Gefährten mir zustimmen zu hören. — Am 28. August befand sich die Brigg vollkommen von Eis umgeben und ich versuchte, an der Küste einen geeigneten Ort zur Ueberwinterung zu finden. Man benannte die Schwaluppe Jorkor-Hope, welche mit einer leinwandnen, einem Zelt ähnlichen Bedachung versehen war, mit sieben Mann und ging auf Entdeckung aus. Unsere Reise war anfangs sehr sauer und mühsam, und wir machten mit äußerster Anstrengung nur täglich wenig mehr denn zwei Meilen.

Nach Verlauf von einigen Tagen zwang uns das Eis, die Schwaluppe zu verlassen, die wir an einem sicheren Orte bargen, um uns ferner unserer Schritten zu bedienen. Auch so war der March äußerst schwierig, denn wir trafen auf den endlosen Schnee- und Eisschichten alle Augenblicke aufgethauene Räder, die wir durchwaten mußten, und brachten die Nacht unter Schneeböden zu, welche die überhängenden Felsen belasteten, in Büffelhäute gehüllt. Das Komische einer solchen Nachttrube ließ uns zum Theil das Strapaziose derselben mit Resignation ertragen. — Wir fanden auf unserer Wanderung einen Gletscher von großer Ausdehnung. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, die Erhebung der Seiten zu messen, deren Höhe sich im Durchschnitt auf 1300 Fuß belief. Am 5. September wurden wir im weiteren Vordringen durch den größten Fluß aufgehalten, der sich im nördlichen Grönland vorfindet. Er stürzt brausend und schäumend, gleich einem wilden Bergwasser, aus dem Innern eines Felsens und ich tauchte ihn Maru-Runtun, nach einer Schwefel Grinnell's, welcher sich sehr verbietet um die Ausrüstung unserer Expedition gemacht hatte. Die Flora seiner Ufer war in diesem kalten Lande bewundernswürdig; zwischen Rossen und Gräsern leuchteten die purpurnen Blüten der Lychnis, die weißen Blätter der Montiee, ja selbst eine einame Heesperis, die Blauerelle dieser arktischen Gegenden, trieb dort fastige Blumen. — Wir passirten den Fluß wader und drangen noch einige Meilen weiter vor. Unsere Observationen mit dem Theodoliten ergaben 78 Grad 52 Minuten Nordbreite.

Unsere mitgenommenen Vorräthe bestanden mit der Zeit zu schwinden, und da wir nicht mehr daran denken konnten, weiter vorzudringen, so beschloß ich einen erhabenen Ort, von welchem herab ich eine letzte Reconnoissance vornehmen konnte. Ich werde den öden Anblick nie vergessen, der sich meinen Blicken bot, als ich mich nach einem ermüdenden Tagemarch ungefähr 1100 Fuß hoch befand. Zu meiner Linken verlief sich die Ostküste der Meerenge im nördlichen Horizont, zur Rechten breiteten sich wellenförmige Erhebungen aus und verdichteten sich in der Ferne zu dunkeln Massen, welche ich später als die großen Humboldt-Gletscher erkannte, dahinter lagen die unter dem Namen Washington bekannten öden Flächen; ihr am weitesten vorspringendes Vorgebirge Kap Jackson bildet mit dem an der entgegengesetzten Küste liegenden Kap Barrat einen Winkel von 14 Grad.

(Fortsetzung folgt.)

Die Medizin des Volks.

III.

Stark und schwach Konstitution.

Von Dr. H. Köwenstein.

Was heißt Konstitution? Konstitution heißt Verfassung, und ist in der politischen Bedeutung des Wortes vielleicht

betannter als in der medizinischen. Man ringt auf politischem Gebiet nach einer guten Verfassung, die Gesetz und Recht und Freiheit gewährt, aber man bekümmert sich wenig um die Konstitution des eigenen Körpers, und lenkt und ahnt die Bedeutung nicht, die sie für den Einzelnen, wie für die Gesamtheit, oder den Staatskörper, hat. Man denkt nicht daran, daß in der guten, kräftigen, körperlichen Verfassung allein das Gesetz der Natur zur vollen Anerkennung kommt, daß sie die Freiheit der Organe in der Uebung ihrer natürlichen Thätigkeiten freier stellt und das Recht des Menschen verbürgt, sich dieser Freiheit zu erfreuen, sich dem Genusse, der in der ungestörten Entwicklung und Anwendung menschlicher Fähigkeiten liegt, ohne Rücksicht hinzugeben, mit Einem Wort, das Leben in der schönsten Bedeutung des Wortes zu genießen.

Der hat eine starke Konstitution, sagen wir von einem Manne, dessen Körper normal und kräftig entwickelt und äußeren schädlichen Einflüssen mit einer gewissen Energie Widerstand zu leisten im Stande ist. Knochen system und Muskeln, Nerven und Gefäße, Herz und Lungen, Magen und Leber, alle Organe sind, in Folge einer kräftigen Ernährung, fehlerfrei gebildet, ihre Einzelthätigkeit geht regelmäßig von Statten und ein harmonisches Band umschließt sie alle. Sein Aussehen hat etwas Straffes, Straammes, nirgends Weltes, Schlasses, Sieches, Bleiches, die Haut ist fest und roth, die Venen sind leicht beweglich, die Bewegungen leicht, anmutig, fest und selbstbewußt. Eine starke Konstitution setzt vor allen Dingen ein gesundes, lebensfröhliches Blut voraus; das Blut ist die Hauptquelle des Lebens und der Kraft, aus ihr schöpft jedes Organ, aus ihr nimmt jeder Körpertheil diejenigen Elemente, die er braucht und die er zu seinem Besten verwendet. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, ein Mensch mit starker Konstitution müsse sehr robust, groß und breitschultrig sein. Die Erziehung lehrt täglich das Gegenteil. Gerade große, lang aufgeschossene, oder sehr dicke, umfangreiche Personen sind häufiger und oft sehr gefährlichen Krankheiten ausgesetzt. Zur starken Konstitution gehört freilich eine gewisse Gedrungenheit des Körperbaus, aber der Hauptton ist auf die harmonische Entwicklung, auf das ebenmäßige Verhältnis der einzelnen Theile zu einander zu legen. Uebermaß an Säften und Kräften an einer Stelle muß an der andern Mangel, oder das Vorkommen hervorgerufen, durch überwiegende, das Maß überschreitende Thätigkeit sich zu einer entsprecheuden, aber naturwidrigen Höhe emporzarbeiten. Die Lehre von notwendigen Gleichgewichten wird nirgends haltbarere Stützpunkte finden, als in den natürlichen Lebensäußerungen des menschlichen Organismus.

Den Gegensatz zur starken bildet die schwache Konstitution. Sie ist durch einen jarten Körperbau, durch eine blasse, weiche, schlaffe, weisse Haut, durch schwache Muskeln, durch ein entscheidendes Vorwalten der Empfindlichkeit des Nervensystems gekennzeichnet. Die meisten und wichtigsten Funktionen werden mit einer besondern Trägheit vollzogen. Das Gefäßleben ist vorherrschend. Alle äußeren Einflüsse machen sich schnell geltend, weder Körper noch Geist setzt ihnen einen Widerstand, einen festen Tamm entgegen. Durch die Einien des Gesichtes geht ein melancholischer Zug, oder auch eine Stumpfheit und Meliosigkeit, wie sie dem phlegmatischen Temperament eigen ist.

Die starke Konstitution hat in sich das Mittel, äußeren Schädlichkeiten und trant machenden Einflüssen zu widerstehen. Werden Sünden gegen die Diät begangen, werden Leib und Geist übermäßige Anstrengungen auferlegt, die starke Konstitution überwindet sie, die kaum merkbare Abweichung wird schnell ausgeglichen. Der Starke kann, wie man zu sagen pflegt, einen Buß vertragen. Er setzt sich Sturm und Wetter aus, er kämpft mit Mummer und Sorgen, er durchschneidet ganze Nächte, aber seine Konstitution bleibt unberührt. Kommt aber die Krankheit, und sie kommt sicher, wenn die äußerste Grenze erreicht und das Maß der

Unmäßigkeit voll ist, dann dringt sie um so tiefer in den Organismus ein und setzt ihrer Besiegung um so größere Schwierigkeiten entgegen. Das ist bei starken Personen charakteristisch: sie erkranken selten, aber wenn sie erkranken, meist schwer und gefährlicher als der Schwache, beständig Sieche. Ein Nervenleber, das den Starren trifft, ist bedeutlicher als das, welches den Schwächling auf's Krankenlager wirft. Die Gründe liegen auf der Hand. Einmal gehen bei dem Strätigen alle Lebensprozesse mit größerer Lebendigkeit von Statten, und darum auch der Krankheitsprozeß. Dann setzt ja das Krankenwerden an sich schon eine größere Summe von Krankheitsursachen voraus, einer kleinen Summe würde sein Körper widerstanden haben, und, wie überall stehen auch hier Wirkung und Ursache in einem gleichen Verhältnis. Der Schwache erkrankt leichter, aber die Krankheit findet nicht das nöthige Material, nicht den fetten Boden zu ihrer vollen Entwicklung vor. Das Nierel gelangt selten zu jener Höhe, daß es mit Schlagflut drohen, zu Ausbrüchen bittiger Delirien führen sollte. Die Delirien haben meist den stillen, nervösen Charakter, der ganze Verlauf der Krankheit ist langsamer, schleppender. Ueberhaupt ist bei der schwachen Konstitution das nervöse Element wie im gefunden, so auch im tranken Leben vorherrschend. Sie begnügt sich mehr das Kränkeln als das Kranfsein. Sie hat es oft mit Katarrhen, mit allerlei Schmerzen, mit trampsfälligen Beschwerden, mit Hysterie und Hypochondrie, mit kleinen Fieberden zu thun, während den Kranftheiten, die den Starren befallen, meist der entzündliche Charakter aufgeprägt ist, bigige Fieber und Schlagflut seinem Leben oft schnell ein Ende machen, ohne es zu einem langen, chronischen Kranfsein, zu einem Hinziehen kommen zu lassen. Der Starke geht in einen harten Zweikampf mit der Krankheit. Seine Natur bempft die ihr zu Gebote stehenden Kräfte, um den Angriff des Gegners abzuwehren und aus dem Felde zu schlagen, sie steigt oft wunderbar schnell, oder geht, unter den gewaltigsten Anstrengungen kämpfend, rasch zu Grunde.

Bedenkt man, wie sehr die starke Konstitution gegen die schwache im Vortheil ist, wie jene allein von Leben und Lebensgenuss reden kann, nach dem alten Grundsatz: „Non est vivere sed valere vita“, d. h. „leben ist nicht leben, gesund sein ist leben.“, so liegt darin die strenge Mahnung an Aerzte, Mütter, Erzieher und Menschenfreunde, dahin zu wirken, daß die starke Konstitution das Eigenthum recht vieler werde und nicht, wie man jetzt leider sagen muß, das Monopol Einzelner bleibe. Man nennt unsere Frauen das schwache Geschlecht, aber die Klage ist keine unbegründete, daß es uns an Männern fehle. Eine kräftige Konstitution begründet einen gesunden Körper, und im gefunden Körper wohnt die gesunde Seele. Unsere humanen Bestrebungen haben sich größtentheils das Ziel gestellt, den Geist der Menge zu bilden, Kunst und Wissen zu fördern, die Sitten zu veredeln, Menschenliebe zu weiten und zu befähigen. Aber wie gering ist noch die Theilnahme für körperliche Gebrechen im Großen und Ganzen? Wie wenig Vereine existiren, die sich mit der großen Aufgabe beschäftigen, ein körperlich tüchtiges Geschlecht heranzubilden, durch Belehrung in Wort und Schrift, durch thatsächliche Eingreifen, wo Noth und Mangel der Familie die notwendigen Mittel, die Grundbedingungen einer gedeihlichen, kräftigen Entwicklung des Körpers entzieht! Was ist bis jetzt zur Beaufsichtigung des so sehr im Argen liegenden Annamens geschehen? Es ist keine Uebertragung, wenn wir eine Hauptquelle des allgemeinen Siechtums auf diese Annamenswirtschaft zurückführen, und die Behauptung aufstellen, daß die schwersten Gebrechen, wenn nicht mit der Muttermilch, doch mit der Annamensmilch eingeflogen werden. Da haben die Alten dem Körper doch eine größere Rücksicht geschenkt, die bei den Spartanern so weit ging, daß sie schwächliche Kinder, die sie für eine Last des Staates ansehen, in's Wasser warfen und so aus dem Leben schafften. Ist nun diese Heilmethode keine sehr empfehlens- und nachahmenswerthe, so gibt sie uns doch einen

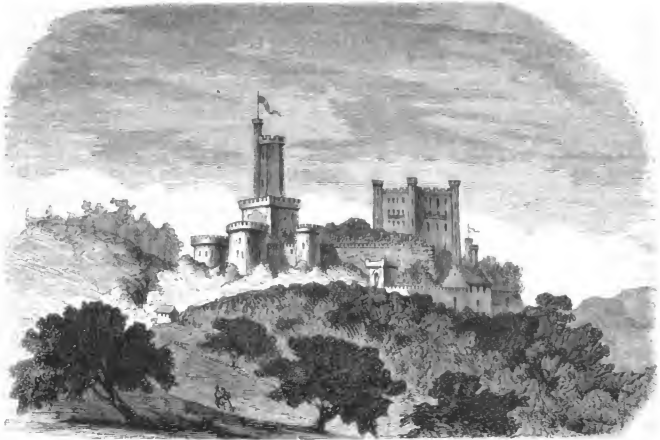
Zingerleig, daß wir die Körperentwicklungsfrage als eine allgemeine aufzufassen haben: sie auf die Tagesordnung unserer sozialen Bestrebungen stellen. Und sie ist wahrhaftig eine brennende! Kleine Anfänge sind bereits gemacht. Die steigende Entwicklung des Turnwesens, die Turnvereine, die öffentlichen Badeanstalten, die Gründung der Fröbel'schen Kindergärten, sind freundliche Anzeichen einer besseren Zukunft. In London besteht bereits seit mehreren Jahren ein Frauenverein, an dessen Spitze die Frauen der berühmtesten Staatsmänner, wie Palmerston, Russell, stehen, und der sich die große Aufgabe gestellt hat, die Gesundheitspflege zu fördern, im weitesten Sinne des Worts. Der Verein hat bereits eine Anzahl kleiner Broschüren in die Welt geschickt, die sich über Mädel, über das Tragen von Schnürschuhen, über Stellerwohnungen, über die Milch und andere Nahrungsmittel verbreiten, und die äußerst populär geschrieben sind. Ein solcher Verein muß segensreich wirken, und verdient es in vollem Maße Gegenstand der Nachahmung zu sein.

Erst wenn die Grundsätze einer vernünftigen Erziehung, körperlicher und geistiger, in die Familie, in Haus und Hütte gebrungen und Eigenthum Aller geworden sind, erst dann wird das Siedthum unserer Zeit schwinden, erst dann wird unser schwaches Geschlecht weniger schwach und unsere Männer viel stärker sein an Geist und Körper, erst dann wird unser Auge mit Wohlgefallen auf unserer Jugend verweilen, die Herr Leo nicht ganz mit Unrecht als Strophuluses Gefindel bezeichnet hat.

Offenburg.

Baden.

Kaum eine Bahn im lieben Deutschland möchte dem Reisenden so viel Gelegenheit bieten, Station um Station anzuhalten und nach allen Seiten hin Ausflüge zu machen, als die, welche das badische Land mit ihren Schienen durch-



Schloß Ortenberg bei Offenburg.

zieht. Die Endpunkte im Süden wie im Norden, Freiburg wie Heidelberg, sind „Standorte“, welche an sich schon der Reize genug gewähren; aber wach' Panorama von Ausflügen breitet sich vor unsern Blicken, wenn wir hier den Obenwald und die Bergstraße, dort die Thäler und Berge des südlichen Schwarzwaldes in's Auge fassen. Und wie herrlich strahlt der große Diamant in dieser Kette: Baden-Baden mit seinen reizenden Umgebungen. Aber selbst die kleineren Stationen bieten uns die annuthigsten Punkte. Offenburg, der Schlüssel der Rinzig, liegt so reizend, daß wir es gerne auf ein paar Wochen zum Sommeraufenthalt wählen möchten: die Däwse des Gasthauses — Fortuna — ist eine Wahrheit, denn das Glück eines beglücklichen Lebens wird uns dort.

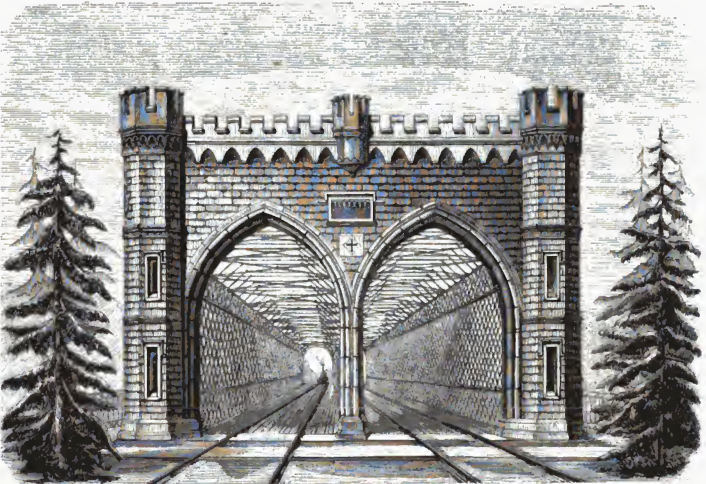
Das Städtchen, das dem Sohne eines brittischen Königs, wahrscheinlich Aurelius II., welcher Ofse hieß, seinen Namen verdankt, hat seinen Ursprung im sechsten Jahrhundert zu suchen. Es ist freundlich gebaut und manches

Haus erinnert noch an die ehemalige Residenz des kaiserlichen Landvogts, die es bis zum staubigen Frieden war. Auf dem Marktplatz steht das Sandsteindental Franz Dralet's, „des braven Mannes“ und Verbreiters der Kartoffel in Europa, mit welchem der badische Bildhauer A. Friedrich die Stadt beschenkte. Bewegtes Leben herrscht auf seinen Straßen, denn die Stadt, an zwei sich kreuzenden Straßen gelegen, die hier ihre Waaren ausladen, treibt Expeditionshandel, fabrizirt Tabak und ist der Sitz eines großherzoglichen Amtes. 1802 war die Stadt zu Baden gekommen. Am 21. September 1707 trugen die Oesterreicher hier einen großen Sieg über die Franzosen im spanischen Erbfolgekrieg davon. General Villars hatte das badener Land mit seinen Truppen ausgefogen. Der Markgraf von Bayreuth hatte nichts gegen ihn auszurichten vermocht: Villars war zwar bis an den Rhein zurückgedrängt. Hier aber hielt er sich den ganzen Sommer von 1707, nachdem er in Nalstatt sein Quartier genommen. Der Kaiser entsennte nun den Mart-

grafen von Bayreuth von Kommando und übertrag dieses dem Kurfürsten Georg von Hannover, der am 15. September in Ettlingen aufkam. Er ließ am 24. September durch den General Meyn den französischen General Vivon, der mit einem abgesonderten Korps bei Offenburg stand, überfallen und schlagen, worauf Villars sich über den Rhein zurückzog und das arme Land wieder anfaßmen konnte. In der badiſchen Bewegung spielte Offenburg als Verſammlungs-ort eine nicht unbedeutende Rolle: am 12. September 1847 hielt der Feder-Struve'sche Nabilitätsaus eine Verſammlung; am 19. März 1848 fand eine zweite Statt, und am 12. und 13. Mai 1849 ein allgemeiner Landeskongreß und eine Volksverſammlung, welche den letzten Anstoß gab.

Verlaſſen wir das Städtchen, ſo öfnet ſich vor uns der Eingang des Kinzigthales, und links auf einem mit Reben bepflanztan Hügel erhebt ſich das Schloß Ortenberg, an der Stelle einer ſehr alten, 1668 von franzöſiſchen Marſchall Cre-

qui geprengten, das Kinzigthal beherrſchenden Verſtellung, von Eiſenloht ſah ganz neu im gothiſchen Style ſehr geſchmackvoll aufgeführt. Die kleine Umgebung iſt zu Gartenanlagen ſinnreich benützt, Aufgänge und Blumenbeete ſind mit Tropfſtein beſetzt. Die innere Einrichtung entſpricht dem Meiſtern und iſt ſehr wohllich. Die Ausſicht umfaßt die ganze Gegend. Ein ſchwäbiſcher Edelmann, von Verholz, der ſeit lange in Baden wohnte, hat ſich hier angeſiedelt und mehr als eine Million auf den Bau verwendet. Der Wein, welcher am Schloßberg wächst, iſt vortreflich. Weingarten, Zell, Ortenberg, die nächſten Orte, ſind ihres trefflichen Gewächſes willen berühmt. Auf der andern Seite von Offenburg führt eine der ſchönſten Gitterbrücken über die Kinzig, das Modell für die Rheinbrücke, welche letztere gegenwärtig ihrer Vollenbung naht. Wir machen wohl ein andermal mit unſern Leſern einen Auszug in das reizende Kinzigthal, das durch ſeine Steingut-, Strohhut- und Uhrenfabrikation, ganz



Die Gitterbrücke bei Offenburg.

abgesehen von ſeinen landschaftlichen Reizen, eine große Bedeutung hat.

H. Zinnen.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Auszug.)

Achtunddreißigtes Kapitel.

Edward Gaston war ſchmerzlich betroffen von dem Mangel an Geſühl, den Mutter und Schweſter bei dieſer traurigen Veranlaſſung verriethen. Laura vergoß ein paar Thränen und zog ſich auf ihr Zimmer zurück. „Ich muß Sie bitten,“ ſagte er zu Lady Alicia gewendet, „der Gattin Egbert's ſelbſt von ihrem großen Verluſte Kenntniß zu geben. Mir fehlt der Muth dazu.“ — „Wie ſartfühnd!“ gab ſeine Tante zurück. „Schabe, daß dieſe Worte aus dem Munde

des künftigen Sir Edward Gaſton kommen.“ — „Diesesmal, Lady Alicia, täuſcht Sie Ihr Scharſinn. Ich wünſche weder, noch kann ich hoffen, daß der Titel auf mich vererben werde.“ — „Auf wen denn?“ — „Auf den Sohn Egbert's,“ verſetzte Edward. „Wiſſen Sie nicht, daß ſeine Wittve Hoffnung hat, zum zweiten Male Mutter zu werden?“ — „Wer ſagt Ihnen das?“ rief Wiloby in großer Aufregung. Denn bis jetzt hatte ſie bei dem Mangel an Vertrauen, das wiſchen ihr und ihrer Schwiegertochter beſtand, entſernt nichts von einer derartigen Ausſicht geahnt. — „Egbert.“ — „Wie leicht im Delirium?“ — „Nein, er war bei vollem Verſtand,“ antwortete der Keſſe, „und blieb es bis zu ſeinem Tode.“ — Lady Alicia Gaſton hatte genug gehört. Sie eilte zu Lydia, der ſie die Nachricht von ihres Gatten Heimgang auf's Schonendſte beibrachte.

Es iſt nun Zeit, daß wir ſeinem Heim auf ſeinen Nachforſchungen nach Andrews und dem Käftchen nach London

folgen. Sir Barnard Gaston war zu sehr Mann von Erfahrung, um sich alsbald in die Wohnung des Schlossers zu begeben und die Rückerstattung seines Eigentums zu verlangen. Er wandte sich zunächst an einen jener geschickten Geschäftsmänner, die um Geld Jedermann zur Verfügung stehen, das Geschäft mag so zweideutiger Natur sein als es will. Es war dies ein Burche Namens Hyams. Ihn beauftragte er, Nachforschungen anzustellen, wo Andrews sein Gewerbe erlernt habe. Da er gut zahlte, so ließ ihn der Mann nicht lange warten. Schon am zweiten Tage stellte er sich wieder ein und bestätigte durch seine Mitteilung die Vermuthung des Barons, daß der Lehrtre des Schlossers ein gewisser Thomas Crump zu Greter gewesen, der ihm vor vierzig Jahren das Schloß zu dem Kabinete geerbt hatte. Er zahlte dem Agenten nicht bloß die übereingekommene Summe aus, sondern fügte weitere fünf Guineen als Beweis seiner Aufrichtigkeit hinzu. Gleichwohl sah Mr. Hyams nicht sehr besriedigt drein. Er hatte den erhaltenen Auftrag nur als die Einleitung zu einem größeren Geschäft betrachtet, und nun sah er sich getäuscht. Sir Barnard Gaston mochte wohl etwas Derartiges in seiner Miene lesen, und gleichwohl, aber vielmehr gerade deshalb ließ er ihn gehen. Erst als sich die Thüre hinter ihm schloß, rief ihn der Baron zurück, wie wenn ihm plötzlich ein Einfall gekommen wäre. Die Augen des Burches funkelten, als er wieder eintrat: er stülpte, daß noch mehr Guineen zu verdienen seien. — „Ihr sagt, man könne sich auf Euch verlassen,“ begann Sir Barnard. — „Treu wie Gold, Sir Barnard, treu wie Gold.“ — „Ich weiß, daß Ihr jemand seid und Erfahrung habt,“ fuhr der Gentleman fort. „Sehen wir den Fall, es handle sich darum, sich eines Mannes zu bemächtigen, der in einer der frequentesten Straßen Londons wohnt und ihn . . . jaget wir irgend wohin auf's Land zu bringen.“ — „Nun, Sir Barnard, nun!“ rief der Agent die Hände reißend. — „Könnt Ihr das ausführen?“ — „O Sir Barnard,“ sagte der Baron und lachte über die Wichtigkeit der Aufgabe, „wohin Sie wollen, an's Ende der Welt, wenn Sie befehlen, Sir Barnard, und das auf's Billigste. Hundert Pfund und die Kosten. Die Kosten will ich extra haben.“ — „Vielleicht wird es sich morgen Abend darum handeln.“ — „Sehr wohl, Sir Barnard.“ — „Ebenfalls könnt Ihr Einleitung dazu treffen. Der Mann heißt . . .“ — „Zacharias Andrews,“ sagte Hyams. — „Ihr habt es erathen,“ bestätigte der Baron und entließ den Agenten mit der Weisung, sich andern Tags bis drei Uhr wieder einzufinden, um definitive Ordre entgegen zu nehmen. — „Morgen will ich zu ihm,“ sprach der Baron bei sich, als er — allein gelassen — das Zimmer durchschritt, „und seine Bedingungen vornehmen. Sind sie vernünftig, um so besser. Sind sie es nicht, so ist er selbst schuldig. Dann mag er zusehen.“ — Ehe er sich zur Ruhe begab, brachte der Herr von Moultry noch mehrere Stunden mit Briefschreiben zu. Einer davon war an den Arbeitshausmeister von Wicfall gerichtet. Möglich, daß er seiner in der nächsten Zeit bedürfte.

Unser Leser wissen, wodurch es Zacharias Andrews möglich ward, die für Lady Alicia gefertigten Schlüssel als zu dem Kabinete in Moultry gehörig zu erkennen. Er war bei dem Bedienten, der das Schloß erfaßt, in die Lehre gegangen und daher leicht im Stande, der Gefahr auszuweichen, die Egbert Gaston den Tod gebracht hatte. — Im Laufe einer mehr als vierzigjährigen Erfahrung hatte er sich in allen Zweigen seines Handwerks umfassende Kenntnisse erworben, und es gab wenige Schösser, sie mochten noch so kunstreich konstruirt sein, die er nicht ohne Schlüssel zu öffnen im Stande war. Das Schlüsselchen von Moultry gehörte zu diesen wenigen. Umsonst hatte er es bis jetzt versucht, das verborgene Schloß aufzufinden. Da, wo es seiner Erfahrung gemäß sein sollte, war ein kleiner Schild mit dem Gastonschen Wappen angebracht, aber er vermochte mit all' seinem Scharfsinn weder eine Feder zu entdecken, noch wollte der Schild, den er mit einem Meißel zu heben suchte, von der Stelle weichen, im

Gegentheil schien er aus einem Etüd mit dem Deckel des Behälters zu bestehen.

Andrews war eben in seiner geheimen Werkstätte wiederholt damit beschäftigt, hinter das Geheimniß des Behälters zu kommen, als sich ein kräftiger Pfiff vernehmen ließ. Als ob er sich, hielt das Ohr an ein Sprachrohr und horchte. „Ein Herr wünscht Dich zu sprechen,“ klang eine Stimme von unten. — „Wie sieht er aus?“ — „Schwarzbrunn, etwa fünfzig Jahre alt, spricht anmaßend, muß ein Gentleman sein!“ — „Ah!“ sprach der alte Mann bei sich, der an dieser Beschreibung den Baron erkannte; „er hat wohl von meinem Besuch in Moultry gehört. Gut. Jetzt beißt es aufpassen und keine Chance außer Acht lassen.“ — Mit diesen Worten legte er seine leberne Schürze ab und sah sich in der Werkstätte um, bis ihm das Schlüsselchen in die Augen fiel. „Dich darf ich nicht da lassen,“ sagte er lachend, „möglich, daß er es angewirkt hat, Hausführung vornehmen zu dürfen, da läßt Du dem Herrn gerade recht.“ — „An Bestehen sollte es einem Manne, der ein so gefährliches Gewerbe wie Andrews trieb, nicht. Er nahm einen Trakt, brachte ihn mit Hilfe einer Zange in eine eigenthümliche Form und berührte damit einen in dem von Rauch und Staub geschwärtzten Gefäßel der Wand angebrachten Nagel, der dem Ueingegebenen unmöglich anfallen konnte, und augenblicklich drehte sich eine massierte Thüre in ihren Angeln und ließ einen Wandkasten mit Nächern sehen, in denen Dieterriche, Hebeln und anderes Liebsgeräthe wohl fortirt aufbewahrt lagen. In eines dieser Nächer stellte er das Schlüsselchen, verließ die Thüre und begab sich dann hinab in den Laden, wo ihm der vernuthete Besuch ganz wider Erwarten mit ruhiger, gemessener Sprache entgegentrat. „Die Papiere sind von Wichtigkeit,“ sagte sich der Schloßer. — „Ich bin von Ihrem Besuch in Moultry unterrichtet, Mr. Andrews,“ begann der Baron, „und von dem unehrlichen Gebrauch, welchen Sie von den Schlüsseln gemacht haben, die Lady Alicia so unglück war Ihren Händen anzuvertrauen.“ — „Unehrlich!“ wiederholte der Dieb, indem er sich den Anschein gab, ihn mißzuverstehen; „davon kann nicht die Rede sein. Wenn ich die Schlüssel nachmache, so geschah das auf Verantwortung von Milady.“ — „Tavon spreche ich auch nicht,“ bemerkte der Baron. „Ich bin befohlen worden. Das Kabinete zu Moultry ist geöffnet und daraus ein Schlüssel entwendet worden, das mir wegen seiner reichhaltigen Arbeit, hauptsächlich aber als Erbschaft meiner Familie von Werth ist.“ — „Ich denke, darüber könnte Herr Frau wohl die beste Auskunft geben,“ sagte der Mann. — „Treiben Sie Ihren Scherz nicht mit mir, Cleander!“ rief der Baron außer sich vor Wuth. „Außer mir gibt es nur noch einen Lebenden, der das Kabinete meines Landhäusels ohne Gefahr betreten konnte. Soll ich Ihnen sagen, wer das ist?“ — „Wie's beliebt, Sir Barnard.“ — „Zacharias Andrews, der Lehrling des alten Medantlers von Greter, der das Schloß erlornen hat. Sie sehen, ich kenne Sie.“ — „Trotz seiner gemötheten Selbstherrlichkeit wechselte der Schloßer die Farbe. — „Ahn nicht vor der Welt,“ fuhr der Baronet fort, „die peinlichen Umstände auseinanderlegen zu müssen, unter denen mein Sohn das Leben verloren hat, bin ich entschlossen, — Sie den Händen der Gerechtigkeit entgegen zu lassen, falls Sie mir mein Eigentum zurückgeben.“ — „Es ist von Werth,“ dachte der Dieb. — „Erwägen Sie wohl, welche Gefahr Sie laufen,“ setzte Sir Barnard hinzu. „Der Beweis Ihrer Schuld liegt auf der Hand, und Ihre Unternehmung wird in einer Orafschacht geendet, in der ich den größten Einfluß habe, wo der Tod meines Sohns allgemeine Theilnahme erweckt. Erwägen Sie sich wohl!“ — „Ich habe es ermogen,“ erwiderte Andrews mit stürmischer Entschlossenheit, „und die Ueberzeugung gefaßt, daß Sie eine Unternehmung mehr fürchten als ich.“ — „Schurke!“ rief sein Besuch erbleidend, „halt Du es gewagt, den Behälter zu . . .“ Er hielt inne, befüßte, daß er schon zu viel gesprochen. — „Ah! Sir Barnard!“ lachte der Andere. „Sie verrathen sich selbst. Nein,“ fügte er leiser

redend und sich vorzüglich umdrehend hinzu, „nein, ich habe ihn nicht geöffnet; aber, vor einen Gerichtshof gebracht, wird er geöffnet und der Inhalt untersucht. Und ich dachte wohl, das würde Sie mehr genieren als mich.“ — „Sie haben ihn also?“ — „Gegenüber von Ihnen allein kann ich das wohl zugeben.“ — „Und wo ist er?“ — „Wo weder Sie noch die ganze londoner Polizei ihn finden werden,“ antwortete Andrews lachend. „Sie werden doch nicht glauben, daß ich, der ich schon so viel Verstehe für Andere eingerichtet, mir nicht selbst auch für eins gesorgt habe. Ich denke, es wäre besser, Sie machten einen Vorschlag,“ setzte er hinzu, „und das bald. Ich bin nicht mehr jung, sterbe ich, so ist das Kästchen auf immer für Sie verloren.“ — „Wenn es entbietet wird...“ bemerkte der Baron. — „Das wird nie geschehen,“ unterbrach ihn der Dieb häßig; „Niemand außer mir ist im Staube, es aufzufinden.“ — „Wie viel wollen Sie?“ — „Zünftausend Pfund.“ — „Es ist eine große Summe,“ bemerkte der Baron nachdenklich, „und ich muß Zeit zur Ueberlegung haben.“ — „So lange Sie wollen,“ sagte der Schlosser. — „Wenn ich Ihrem unnünftigen Verlangen entspreche, kann es nur unter einer Bedingung geschehen.“ — „Nun?“ — „Das kann ich Ihnen gut versprechen,“ erwiderte Andrews; „denn offen gestanden ist es mir bis jetzt nicht gelungen, es zu öffnen. Ich war diesen Morgen noch stark versucht, die Kraft meines Schwelchbammers daran zu erproben.“ — „Es muß also im Hause sein,“ sprach Sir Barnard Gaston bei sich, dann setzte er laut redend hinzu: „Wie heute Abend wird mein Entschluß gefaßt sein.“ — „Soll ich meine Aufmerksamkeit machen?“ — „Nein, ich komme wieder. Ist schon Uhr zu spät?“ — „Um neun Uhr wäre mir lieber,“ sprach Sir Barnard. — „Gut, also um neun Uhr!“ verlegte dieser. „Halten Sie das Kästchen parat, daß...“ — Ein lautes Lachen des Schlossers schnitt ihm die weitere Bemerkung ab, die er machen wollte. „Sie müssen mich für einen rechten Dummkopf halten,“ rief er, „daß Sie mich so etwas zumuthen. Nein, nein, Sir Barnard, schaffen Sie mir das Geld, das Kästchen soll Ihnen nicht fehlen, aber es hier parat zu halten, daß Sie mit der Polizei kommen und es abbolen können, das — denke ich — sollten Sie nicht von mir verlangen.“

Als Sir Barnard Gaston aus dem Laden trat, bemerkte er zwischen zwei Fenstern ein Brett mit der Aufschrift: „Dieses Haus ist zu verkaufen. Man beliebe sich zu wenden an Hiescher und Sohn, Rechtsanwält, Vincolns Jun Kieds.“ — Sobald er in seinem Wagen war, notirte er sich die Adresse und ließ dann den Kutscher auf eine Stunde in den Park fahren; denn sogar er, der sonst so rasch Entschlossene, bedurfte der Sammlung, wo so viel aus dem Spiele stand. Zünftausend Pfund herzugeben, und dazu einen Mann, der ihn beleidigt, der ihn bestohlen hatte, das konnte er nicht über sich gewinnen, und das Resultat seines Nachdenkens war eine Mitteilung an Mr. Hynns, daß er seiner Dienste bedürfen werde. Er theilte diese gerade so viel von der Sache mit, als er wissen mußte, um seinen Plan auszuführen. Nachdem dieß abgemacht war, begab er sich in das Bureau seines Anwalts und wurde von unseren alten Bekannten Collin Craw in dessen Privatzimmer geführt. Nachdem sich Sir Barnard eine Zeitlang mit Mr. Saltmarsh über die nahe bevorstehende öffentliche Verhandlung gegen Alfred Loits wegen Tödtung des Kapitans Camion unterhalten hatte, erhob er sich, um zu gehen, lehnte aber plötzlich wieder um, wie wenn er Etwas vergessen hätte, und bemerkte: „Apropos! Sie sollen mir ein Haus kaufen. Das ist die Adresse, sowie die des Bureaus, das mit dem Verkauf beauftragt ist.“ — „Hiescher und Sohn,“ sagte der Anwalt laut lebend. — Collin Craw schrieb sich den Namen hinter die Ohren. — „Es ist nur eine Laune,“ fuhr Sir Barnard Gaston fort, „und wie das in der Regel geschieht, werde ich tüchtig dafür bezahlen müssen. Sie kaufen es natürlich so billig als möglich; aber wenn es auch theuer zu stehen kommt, so thut das nichts, kaufen Sie es

um jeden Preis. Ich möchte es um Alles nicht in andere Hände fallen sehen.“ — Nie hatte Collin Craw so schnell gewünscht reich zu sein, als eben jetzt, um dem Baron mit dem Hauskauf zuvorkommen zu können. Es wollte ihm bedünken, die Spekulation würde sich der Mühe lohnen.

Beinahe eine Stunde vor der verabredeten Zeit stand der Schlosser unter der Leuchtbirne und wartete auf die Ankunft seines Gastes. Es war weniger Ungeduld, als Vorsicht, was ihn hiezu bewog. Er mußte wissen, ob Sir Barnard allein kam, oder nicht. Endlich fuhr ein Wagen vor. Der Baron stieg aus und trat in den Laden. — „Schließen Sie die Thüre,“ sagte er. — Andrews that, wie ihm geheißen wurde. — „Mir scheint, Sie sind allein,“ sagte er, sich niederlassend, „aber Sie sehen, ich war auch für andere Fälle vorbereitet.“ Mit diesen Worten zog er ein Paar trefflich montirter Pistolen aus der Tasche. „Nun,“ fuhr er fort, „ist Ihr Entschluß gefaßt?“ — „Er ist es,“ erwiderte Sir Barnard. „Ich bin bereit, Ihnen die verlangte Summe zu bezahlen. So übertrieben die Forderung ist, muß ich um der Ehre meiner Familie willen das Opfer bringen.“ — Die Augen des Diebs funkelten vor Vergnügen. — „Das Einzige, worüber wir uns jetzt noch zu verhandigen hätten,“ setzte der Dieb hinzu, „wäre die Art und Zeit des Geschäftsabchlusses.“ — „Daran habe ich schon gedacht,“ sagte Andrews. „Sie müssen mit dem Geld — Geld oder Banknoten — in das Haus eines Freundes kommen.“ — „Wo ist das?“ fragte der Baronet. — „Er hält eine Schenke zu Almonro, die Mitra.“ — „Das ist eine londerbare Volatilität,“ bemerkte der Gentleman. — „Durchaus sicher,“ erwiderte der Schlosser. „Ich fürchte nur, ich finde den Weg nicht.“ — „Wärden Sie sich etwas daraus machen, heute Abend noch so weit zu gehen?“ fragte der Ersterer gütig; denn sonderbarer Weise wurde sein Verdacht eben durch das entworfen, was ihn hätte erregen sollen — die ruhige, leidenschaftslosle Sprache seines Gastes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Re.

Die Insel Re im atlantischen Meere, ehedem ein Theil der Provinz Aunis, gehört jetzt zum Departement Nieder-Lotharene. Auf der Höhe von Lardelle gesehen, wird sie vom Zeitlande durch einen schmalen und nicht sehr tiefen Kanal getrennt. Die Ostseite ist tief und zugänglich; aber die Seite, welche sie dem atlantischen Meere zulehrt, ist von schroffen Felsen umgeben, an denen sich die Wogen brechen. Man glaubte deshalb auch, daß die Insel früher zum Festlande gehörte und erst durch einen vulkanischen Ausbruch losgerissen wurde. Die Insel hat zur Geschichte Frankreichs eine sehr interessante Episode geliefert. Im Jahre 1627 überfiel sie der Herzog von Buckingham mit 120 Schiffen und 8000 Mann, unter dem Vorwande, den Protestanten von Lardelle Hilfe zu bringen. Der Marquis von Souras, welcher mit der Verteidigung der Insel beauftragt war, mußte der Uebermacht weichen, und zog sich in das Fort Saint Martin zurück. Buckingham schloß ihn dort ein, schnitt ihm alle Kommunikation ab und beschloß die französische Besatzung auszunähern. Um seinen Zweck möglichst bald zu erreichen, ließ er alle Frauen der Insel zusammenbringen und mit Stodhsägen nach der Citadelle jagen. Als diese, von den Belagerten, welche nicht genug Lebensmittel für so viele unnütze Mädchen hatten, zurückschickte, umkehrten, gab der Admiral Befehl auf sie zu schießen. Bei diesem Anblick öffnete die Besatzung die Thore und nahm alle auf, welche dem feindlichen Feuer entkommen waren. Eine dieser Unglücklichen trug ein kleines Kind auf den Armen; von einer Kugel getroffen, stürzte sie zu Boden; um das schreiende Kind zu bethnigen, legte sie es an die Brust; die Soldaten eilten gerührt herbei und sanden das Kind lächelnd trinten. Die

Mutter war eine Leiche. — Die Citadelle erhielt keine Lebensmittel und Buckingham hatte gegenüber einen halbtreisförmigen Floß aus großen Schiffsmaien, die unter sich mit eisernen Ketten verbunden waren, gebildet. Die Noth wurde immer jähbarer und die verzweifelte Warnung sah sich in der Alternative, sich zu erheben oder zu sterben. In dieser Lage saßen drei Soldaten den heroischen Entschluß, schwimmend über die Meerenge zu setzen. In dunkler Nacht stürzten sie sich in's Meer. Einer ertrauf und der Zweite kam gerade

in dem Augenblick, als seine Kräfte schwanden, an's Ufer zu rüd. Der Dritte, welcher bald untertauchte, um die englischen Schaluppen, die ihn bemerkt und verfolgten, zu täuschen, bald gegen die Fische kämpfte, die sich an seinen Beinen festbissen, gelangte endlich an's Heiland und schleppte sich auf Stienen und Händen nach dem Quartier des Herzogs von Angoulême. Er trug in einer blechernen Wäsche am Halse einen Brief von Tolras, der ihn benachrichtigte, daß der Kommandant, ohne Hilfe, in fünf Tagen die Thore öffnen



Trachten der Frauen von der Insel Re.

müsse. Noch war diese Zeit nicht abgelaufen, als zwei mit Lebensmitteln und Munition beladene Schiffe den durch einen Sturm beschädigten Floß durchbrachen und trotz der Angeln des englischen Geschwaders am Fuß der Citadelle anlegten. Einige Tage später kamen fünfundzwanzig Schiffe, um die Citadelle mit Lebensmitteln zu versehen, und der Herzog verlor alle und jede Hoffnung sie auszuburgern. Nachdem die englischen Truppen vergeblich versucht hatten, die Citadelle im Sturm zu nehmen, zogen sie sich verlor und begibt sich von Schomberg zurück und segelten nach England.

Die Insel, von deren Bewohnerinnen mit ihren wunderlichen Kopfschmuck wir unsern Lesern ein Bild geben, hat nahezu drei Meilen und zählt 17,000 Einwohner. Das Hauptzeugniß der Insel ist Wein und Salz. Die drei bedeutendsten Städte mit je 3000 Einwohnern sind: St. Martin de Re, la Motte und Ars. Namentlich am letztem Orte florirt die Salzfischlammerei.

R. Kimpf.

B a h l e.

Syrien.



Bahle (zwischen Damaskus und Beirut).

Die Stadt Bahle, die durch eine von den Trusen angelegte Feuerbrunst jüngst vollständig eingeebnet worden ist, war die am weitesten in die gänzlich muselmännische Bevölkerung vorgeschobene christliche Stadt. Ihre vor zwanzig Jahren 3000 Seelen zählende Bevölkerung war seit dieser Zeit auf 13,000 gestiegen, und bestand aus Christen der umliegenden Gegend, die sich früher schon dorthin vor dem Janatismus und der Barbarei der Moslemien gerettet. Auch während der letzten Gräueltaten schien die an einen Bergabhang gelehnte, von Abgründen umgebene Stadt den in der Ebene und in den Libanonthälern verstreuten Christen eine sichere Zufluchtsstätte, und sie begaben sich zahlreich dorthin, um sich gegen die ihnen drohende Gefahr gemeinsam zu vertheidigen. In der That gelang es ihnen auch, die Trusen zweimal mit beträchtlichem Verlust zurückzuwerfen, und da sie noch auf Verstärkung hofften, glaubten sie sich ihrer erwehren zu können. Ihre Feinde benützten auf listige Art diesen Umstand. Sie marchirten auf Bahle los, Träger mit maronitischen Fahnen und Kreuzen voran und christliche Lieder singend.

Diese List täufte denn auch in der That die Bewohner von Bahle, die vertrauensvoll den erwarteten Brüdern entgegenkamen, und als sie zu spät ihren Irrthum erkannten, unter den Streichen ihrer Feinde fielen, während viele in den Flammen und unter einstürzenden Häusern ihren Tod fanden. — Die Stadt Bahle hatte sich in kurzer Zeit vergrößert und zu einer nicht geringen Bedeutung aufgeschwungen, wozu die günstige Lage zwischen Damaskus und Beirut, die vornehmlich den Handel unterstüzte, viel beitrug. Eine schöne große Kirche, wohin viele Unglückliche flohen, ohne ein rettendes Hilf zu finden, war fast vollendet, und in der nächsten Umgebung befanden sich etwa eine Anzahl von zwanzig Kapellen, in denen die Maroniten ihren religiösen Kultus ausübten. Nichts ist von der ausflüchtenden Stadt übrig geblieben als Trümmer, Schutt und Aste; die Bewohner sind in die Höhlen des Libanon geflüchtet, und viele der Weiber in die Harem's geschleppt worden.

Indine.

Novelle von Fernando Aramburg.

I.

Ein kalter Sprühregen fiel und raube Windstöße eilten wild vorwärts, die Fußgänger zwingend, ihr Haupt vor dem Sturm zu beugen und raicher nach einem schützenden Dach zu eilen. „Es ist so dunkel wie in einem Pandämonium,“ rief der ehrliche John Crow aus, als er aus dem Theater auf die Straße kam, und er wickelte sich in seinen alten, fadensteuigen Schawl und eilte heimwärts. Er war kaum ein Duzend Schritte weit gegangen, als er über irgend einen Gegenstand, der auf dem Seitenweg lag, stolperte. Er stieß eine Verwünschung aus, bückte sich und sog den Gegenstand unter das Licht einer Straßlampe. In demselben Augenblick kam ein heftiger Windstoß und löstete die Lumpen, in denen derselbe eingewickelt war, und der ehrliche John sah zu seinem nicht geringen Schrecken das blasse Gesicht eines Kindes. „Guter Gott!“ rief er aus, „ein kleines Mädchen auf der Straße liegen, bei einem Wetter wie dieses! Wer hörte je von so etwas! Wie heißt Du, Kleine? O Gott, ich glaube ich ist todt!“ Er brachte sich nieder und legte die Hand an ihr Herz. Einige flüchtige, rasche Schläge überzeugten ihn, daß sie lebte, und einen Augenblick darauf strarrte ihn ein Paar großer, schwarzer und glänzender Augen an. „Was thust Du hier auf der Straße, mein kleines Mädchen? Warum gehst Du nicht heim?“ fragte John Crow. — „Heim?“ wiederholte das Kind und strarrte ihn verwundert an. — „Ja, heim, wo wohnt Du?“ — „Mit der alten Wex; sie schlägt mich und zwingt mich zu betteln und ich haße sie,“ sagte das Mädchen mit einem plötzlichen Migen ihrer schwarzen Augen, als sie sich langsam erhob. — „Hast Du weder Vater noch Mutter?“ fragte John, als er mit-leidig auf ihre abgemagerten Wangen blickte. — „Ich hätte einst eine Mama — vor langer Zeit, aber sie ist fortgegangen,“ erwiderte das kleine Mädchen, tief weinend. — „Wie kam es, daß Du auf dem Wege hier lagst?“ fragte John, dessen Sympathien durch ihre Antworten immer lebhafter wurden. — „Ich hat einen Mann, mir etwas zu schenken, und er nannte mich einen kleinen Taschendieb und drohte mich insperret zu lassen, und sehen Sie, Sir, da lies ich weg und fiel. Ich konnte nicht anders, denn ich bin kein Taschendieb!“ — „Gewiß nicht! Du siehst nicht wie ein Dieb aus. Wie heißt Du?“ — „Undine.“ — „Ein sonderbarer Name für eine Bettlerin! Du gehst jetzt nach Hause, das ist das Beste was Du thun kannst.“ — „Ich traue mich nicht nach Hause zu gehen.“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich kein Geld habe und Wex uns halb todt schlägt, wenn wir ihr kein Geld bringen,“ sagte das Mädchen verzagt. — „Armes Mädchen,“ sagte John mit-leidig. „Ich wünschte, ich könnte ihr helfen!“ Er dachte einen Augenblick an seine freudenlose Zechkammer, sein von schwerer Arbeit ermüdetes Weib und fünf hungrige Kinder; dann dachte er, das arme Kind sei schlimmer daran als er selbst, und John, obgleich nur ein armer Schauspieler, hatte das menschenfreundliche Herz, das je unter seinem Tuche klopfte. „Willst Du mit mir nach Hause gehen, Undine?“ fragte er sie freundlich. — Sie sah ihn an, ob er es auch ernstlich meine, und da sie seinen freundlichen Wld sah, lo legte sie ihre Hand in die seine und sagte rasch: „Ja!“

II.

In einem kleinen, düster aussehenden Zimmer saß Mrs. Crow über ihre Näharbeit gebeugt. Vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, saßen friedend bei einem Feuer, das nur Rauchwolken und keine Wärme zu verbreiten schien. Ein fräntlich aussehendes Kind lag in einer zerbrochenen Wiege, die von dem Fuße der Mutter in Bewegung erhalten wurde. Stunde um Stunde ging vorüber und kein anderer Laut

als der, welchen das Schreulern der Wiege verursachte, unterbrach das unheimliche Schweigen im Zimmer. „Hentz ist sehr hungrig, Ma, kommt Ma bald nach Hause?“ sagte eine schwache Stimme aus der Ecke des Zimmers. — „Wald — jetzt, Lieber, weine nicht! höre, der Papa kommt jetzt — lauf — und mach' die Thüre auf, John!“ sagte Mrs. Crow. — Eine Lächelnausgabe von John Crow stand auf und öffnete eilig die Thüre. Einen Augenblick nachher kam John Crow, mit seiner Hand die kleine Undine führend. — „Aber Crow! Mein Gott, was hast Du da nach Hause gebracht, John?“ fragte Mrs. Crow, aufstehend und in ihrem Erstaaunen die Arbeit fallen lassend. — „Ein armes, kleines, beimatloses und von seinen Eltern verlassenes Geschöpf, das uns der Herr gesandt,“ erwiderte John. — „O John! John! Du wirst mich noch toll machen. Blicke auf diese vier nackten Wände, auf diese fünf hungrigen Kinder und auf mich, die ich von einem Ende der Woche bis zum andern das Fleisch von den Beinen abarbeitet, und antworte mir, wie Du diesen kleinen Bettler erhalten wirst?“ — Diese Worte ließen eine Antwort zu. John Crow war entmuthigt, ließ sich auf einen Stuhl nieder und hielt seine Hände über das Feuer. Endlich sagte er: „Ich glaube, liebe Frau, der Herr wird uns nicht darben lassen, wenn wir einem armen Geschöpfe, das noch ärmer ist als wir, Etwas geben. Und vielleicht kann sie selbst helfen zu ihrem Unterhalte beizutragen? Was kannst Du thun, Undine?“ — „Ich kann tanzen,“ sagte sie schnell. „Pet spielte die Handorgel, der kleine Ped das Tambourin und ich tanzte in den Straßen.“ — John Crow erhob sich, und eine Weige von der Wand nehmend begann er zu spielen und sagte: „Tanze, Undine!“ — Das Kind warf den zerrissenen Hut und Schawl zur Seite, schüttelte ihre langen Entloeden von ihrer hohen weißen Stirne, und sich leicht vorwärts beugend begann sie zu tanzen. Es war eine Leichtigkeit und natürliche Grazie und ein augenscheinliches Talent zum Tanzen in ihren Bewegungen, als sie den Tanz geendet und sich auf ein Anie niederlassend ihr Haupt beugte, als wenn sie auf den Beifall der Zusehenden wartete. — Da klopfte John entzündete Hände zusammen und sagte: „Sehr gut! Kleines Weibchen! Dein Glück ist gemacht. La Petite Tiner, für die sich das Publikum die Hände wund klatscht, ist nicht würdig Dir die Schürbriemen aufzulösen. Undine wird unser Aller Glück machen, Frau, oder mein Name ist nicht John Crow!“

III.

„Hast Du die bezaubernde Tänzerin La Billette gesehen?“ fragte ein nach der neuesten Mode gekleideter junger Mann, als er im Broadway seinem Freunde Edward Vetter begegnete. — „Sie gesehen, nein. Du weißt sehr wohl, daß ich erst seit zwei Tagen in New-York bin und noch keine Gelegenheit hatte.“ — „Gut, so komm' jetzt mit mir. Gehe dahin, wo Du sie sehen kannst. Ich habe freien Eintritt in das Theater und ich will Dich ihr vorstellen, wenn Du mir versprichst, mich nicht auszulachen.“ — „Ist sie hübsch?“ fragte Vetter. — „Hübsch!“ erwiderte sein Freund, „mein lieber Edward, sie ist ein Engel, ein leibhaftiger Seraph, aber stolz wie Lucifer. Auf mein Wort, Du würdest glauben, sie sei eine königliche Prinzessin und nicht eine Tänzerin.“ — „Wer sind ihre Freunde?“ — „Ich denke nicht, daß sie welche hat. Ein alter Schauspieler fand sie irgendwo zur Nachtzeit, vor ungefähr drei Jahren, und seit sie zuerst auf der Bühne erschien, ist sie ein Lieblings des Publikums. Sie ist eine ausgezeichnete Tänzerin und ichon wie eine Hourt, aber, wie ich Dir sagte, so höllisch stolz, daß sie unter einen Laub anseht.“ Der junge Mann senkte tief, als er diese Worte sprach.

Inzwischen stand der Gegenstand ihres Gespräches vor dem Spiegel in dem leichten Anzuge einer Tänzerin und auf das Zeichen wartend, das sie auf die Bühne rufen würde. Wer würde in dem schlanken, schönen Mädchen die Kleine.

wilde Unbide erkennen? Diese glänzenden schwarzen Augen konnten sich allerdings nicht ändern; sie sind wie immer voll Feuer, Stolz und Leidenschaft, aber in allen andern Dingen ist sie verändert. Ihr weiches üppiges Haar fließt in langen rabenschwarzen Locken über ihren mit dem Abhäfter wett-eisernen weissen Raden. Die hohe schlanke, amnatübe Gestalt, das stolz erhobene Haupt und die sein gemesselten Züge stempeln sie zur vollendetem Parzellierin des Stolzes. Das Zeichen wurde gegeben, und La Billette strahlend und bezaubernd stand vor den Zuschauern. Sie wird mit donnernden Beifällern empfangen, und sie lauscht denselben so kalt und gleichgültig, als wäre sie eine Warmstatue. — „Was denkst Du von meinem Geschnade, Edward?“ flüsterte sein Freund ihm in's Ohr. — „Vollkommen!“ war die Antwort. „Die La Billette übertrifft alle meine Erwartungen. Ich werde dieser jungen Dame nähere Aufmerksamkeit widmen, wenn Du mich ihr vorgehst bist.“ — „Ich sage Dir, Edward, Du wirst es vergeblich thun. Du könntest eben so leicht einen Eisberg aufbauen als La Billette. Ich habe es versucht und ...“ — „Habe keinen Erfolg gehabt,“ ergänzte Edward mit einem lächelnden Satz. — „So ist es und so wird es Dir gehen, wenn Du es versuchst. Folge meinem Rathe und versuche es nicht, lieber Lester!“ — „Nah!“ sagte Lester, „Fortuna audaces juvat. Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Ich will sie erobern, und wenn sie Widerstand leistet, so ist sie die Erste ihres Geschlechtes, die Edward Lester einen Korb gibt.“

IV.

Drei Monate waren seit dem obenerzählten Gespräch verfloßen. Der Sonnenschein eines schönen Juliabends kam durch die offenen Fenster und umgab den schönen, stolzen Kopf der reizenden La Billette mit einem Heiligenschein, als sie auf das geschäftige Gebränge auf dem Broadway blickte. Eine ihrer kleinen Hände stützte ihren Kopf, während die andere sorglos in der eines durch seine edle Schönheit sich auszeichnenden Mannes lag. Es war Edward Lester, der seit der Nacht, in der er sie zum ersten Male gesehen, einer ihrer ergebensten Bewunderer war. Ob sie sich um ihn bekümmerte oder nicht, konnte er nicht sagen, aber er war sich bewußt, daß er sich mehr um sie bekümmerte, als ihm wünschenswerth war. Zuerst hatte die Einzelheit ihn verleitet zu versuchen, ob er sie nicht gewinnen könne, um seinem Freunde zu zeigen, daß kein weibliches Herz seinen Schmiedeleien widerstehen könne. Zu seiner Ueberraschung aber sah er, daß die hochmüthige Tänzerin dieselben nicht als eine Ehre, sondern als einen ihr zutommenden Tribut betrachtete. Er bemühte sich vergeblich, bei seiner Annäherung ihre Augen leuchten oder ihre Wangen eröthen zu sehen; sie bewillkommte ihn, wenn er kam, und sah sorglos und gleichgültig an, wie er ging. Dies war jedoch nur eine Rolle, die sie mit Erfolg spielte, denn sie liebte ihn mit all' der verzehrenden Blut ihres leidenschaftlichen Herzens. Nur der Bewande, daß sie eine arme Tänzerin und Edward der Erbe einer Millionen reichen Dame war, führte ihre Räfte herbei. — „Wie die Zeit vorüber geht!“ sagte er nach einem langen Schweigen. „Ich kann kaum glauben, daß drei Monate vorüber sind, seit wir nach New-York kamen, aber der Umstand, daß wir morgen abreisen, bringt mir die höchst unangenehme Gewißheit vor die Augen.“ — „Abreisen,“ sagte Unbide gedankenvoll, „und wohin gehen Sie, wenn ich fragen darf?“ — „Nach New-Orleans, wo wir in Zukunft wohnen werden.“ Er beobachtete ihre Züge genau, während er sprach, aber er konnte keine Veränderung derselben bemerken. Sie senkte für einen Moment ihre Blicke nieder, als sie aber dieselben wieder erhob, so waren sie kalt, klar und glänzend wie immer. — „Ich würde gerne dahin gehen, es muß schön sein zu reisen und die Welt zu sehen. Wenn ich reich werde,“ und sie blickte ihn lächelnd an, „so beabsichtige ich nach New-Orleans, England, Paris, Canada, Rom und

nach den Fällen des Niagara zu gehen.“ — „Und Sie fühlen kein Bedauern über diese Trennung? Bin ich Ihnen denn so sehr gleichgültig?“ sagte er traurig. — „Ich weiß nicht, weshalb ich Bedauern empfinden sollte,“ sagte sie; „Sie sind allerdings der Ergöbste und Eifrigste unter meinen Bewunderern gewesen; Sie haben lauter gerufen als alle Uebrigen, wenn ich gut tanzte, und Sie haben mir auch schönere und kostbarere Blumensträuße gebracht, als irgend Einer, aber sonst war weiter kein Unterschied zwischen Ihnen und den Andern. Wenn ein Mädchen drei oder vier Duzend Anbeter zu ihren Füßen sieht, wie kann sie da Kummer fühlen, wenn sie einen von ihnen verliert?“ Sie lächelte und lehrte sich abermals gegen das Fenster. Edward Lester erhöthete. — „Und so, Miß Billette,“ sagte er kalt, ihre noch immer in der seinen liegende Hand frei gebend, „Sie betrachten mich also als eine bloße Einheit in dem Haufen Ihrer Bewunderer? Wenn ich dies früher gemüßt hätte, so würde ich ...“ — „Ihre Stimme geschont und das Geld für die Blumensträuße gespart haben,“ ergänzte sie verachtungsvoll. — „Sie mögen so factatisch sein, als Sie wollen! Es ist der Freibrief der Weiber über die Thoren zu lachen, die sie lieben! Sie sind, wie ich sehe, gerade wie alle übrigen Ihres Geschlechtes,“ sagte er bitter. — „Sie stand auf, legte ihre Hand auf seine Schultern, sah ihm fest in seine Augen und sagte ausbrudsvoll: „Edward, lieben Sie mich?“ — „Billette! Billette! Sie wissen, daß ich Sie liebe.“ — „Würden Sie mich heirathen? Würden Sie eine Tänzerin zu Ihrer Frau machen?“ fragte sie, ihn noch immer fest anblickend. — „Billette, wenn ich mein eigener Herr wäre, so würde ich es, aber Sie wissen, mir sind die Hände gebunden, ich kann nicht handeln wie ich wollte. Ich hänge von der Großmuth meines Tante ab und sie, Billette, ist eine der Stolzesten ihrer Geschlechtes, die mich enterben und ihre Reichthümer Fremden geben würde, wenn ich ein Mädchen heirathete, das ...“ Er hielt mit seiner Rede inne, in Verlegenheit, welchen Ausdruck er gebrauchen sollte. — „Nehmen Sie fort, Sir — so tief unter Ihnen steht — da, ich habe Ihnen geholfen das zu sagen, was Sie meinten.“ Sie ließ ein kurzes bitteres Lachen hören, dann nahm sie ihre Hände von seinen Schultern und warf sich in ihren Sessel. Zu dem Augenblicke kam John Crow's älteste Tochter herein und sagte: „Papa sagt, es sei Zeit in die Probe zu gehen.“ — „Sehr gut, Jane, ich werde in einem Augenblicke bereit sein,“ sagte Unbide ruhig. „Leben Sie wohl, Mr. Lester.“ sagte sie, ihre Hand hindaltend, „wir wollen als Freunde scheiden. Wir werden uns eines Tages wieder begegnen und dann im Stande sein, über das, was geschehen ist, zu lächeln.“ — Er brachte ihre Hand zu seinen Lippen und küßte sie zärtlich. Dann zog er von seinem Finger einen prächtigen Diamantring, steckte ihn an ihren Finger und sagte: „Tragen Sie ihn zum Andenken an mich. Sollten wir uns je wieder begegnen, so wird er dazu dienen, mich an andere Tage zu erinnern, wenn wir Beide alt und grau sind. Leben Sie wohl!“

Er war fort. Drei Stunden war La Billette auf den Brettern, ohne daß sie die fremdbigen Begrüßungen von Hunderten hörte, denn ihr Herz war fort, weit fort. Nicht Einer von Allen denn, welche sie diese Nacht sahen, trug ein traurigeres Herz in seinem Busen, als sie, die so graziösig tanzte, und die Jedermann für die fröhlichste unter den Fröhlichen hielt.

(Schluß folgt.)

Im Polarmeer.

(Fortsetzung.)

Das ganze Küstenpanorama bildete einen gigantischen Kreis, in dessen Mitte die wunderbar geformten Eisberge schwammen. Zu meinen Füßen breitete sich schweigend und starr eine weite

Ebene, in welcher große übereinandergelegte Eishollen in chaotischem Durcheinander lagen, da und dort hohe Eisberge gleich uneinnehmbaren Festungen sich erhoben, an welche sich jähig und staffelförmig feste, unburdhringliche Eismände schloßen, welche den Horizont wie einen unüberwindlichen Wall begränzten. Meine Gefährten hatten inzwischen in Angst und Ungeduld meine Rückkehr erwartet. Ich setzte ihnen auseinander, daß ich, da ich keine günstigere Nacht zum Ueberrintern gefunden, beschlossen hätte, an dem alten Plage zu bleiben. Ich ließ daher die Advance zwischen kleinen Inseln in der Nähe von Kaufelaer bugstren, wo sie vor Sturm und zusammentrachenden Eisbergen geschützt war. — Bald merkten wir an dem raschen Abnehmen der Tage, daß der Winter beginne. Wir sahen anfangs in Schluchten und Hohlwegen den Tag sich neigen, dann die Schatten allmählig längs der Bergabhänge steigen, bis schließlich nur die

weißen Kegel der Gletscher leuchteten. Zeit dem 7. November herrschte so ziemlich vollkommene Dunkelheit um uns, die Sonne schien aus dieser Welt geschieden und unsere Lampen im Zwischendek wurden zu zwingen. Die Sterne schwacher Größe waren um die Mittagzeit sichtbar. Bis her hatte noch kein Europäer unter so hohen Breitegraden überwintert, ausgenommen vielleicht in Eisbergen, dessen Klima aber durch die Einwirkungen des Golfstromes bedeutend gemildert wird. Unsere Tagesbeschäftigung war folgende: Um sechs Uhr Morgens standen wir auf. Man reinigte das Deck, öffnete ein Loch im Eise, prüfte die Nepe und brachte Alles an Bord in Ordnung. Um sieben Uhr wurden sämtliche Räume der Brigg gelüftet, dann verlamelten wir uns zum Frühstück, das in der Kabin bereitet wurde. Natürlich genossen wir gemeinschaftlich dasselbe: Schweinefleisch, kandirte Äpfel, Thee, Kaffee und Kartoffeln. Nach dem Früh-



Rane und seine Gefährten in der Schiffskajüte.

stüd war es den Rauchern gestattet, sich dem Genuß ihrer Pfeifen zu überlassen, worauf Jeder an seine Arbeit ging. Chlsen schaffte an einer Pant, Brooks präparirte Leinwand, Gory verließ die Geschäfte des Schneiders, Whipney verwandelte sich in einen Schuster, Vonsall in einen Kupferschmied, Baker präparirte Vogelhäute, die Uebrigen verrichteten allershand kleine Arbeiten. In unserem Arbeitszimmer stand ein Tisch, darauf eine Lampe, die einen schauerhaften Gestalt verbreitete, von Thran herrührend, mit dem sie gespeist wurde; ferner rechneten wir zu unserer Utensilien drei Laburets und einige von der Decke hängende, bei der Bewegung des Schiffes hin- und herpendelnde Bretter, auf welchen diverse Arbeitsinstrumente lagen. — An bewohnten Tische wurde alles Mögliche gearbeitet. Ich schrieb, zeichnete, entwarf Karten; Hayes beschäftigte sich mit dem Loggbuch und dem Eintragen meteorologischer Beobachtungen, Sontag redigirte ein Journal, das bei einer der früheren Expeditionen

aufgenommen worden war. Unser Mittagessen bestand fast immer nur aus getrockneten Fischen, konservirtem Gemüse und Kartoffeln. — Abends ertrattete mir Jeder Rapport, darnach wurde Karten oder Schach gespielt und die Nichtspieler lasen in alten Journalen. — Obenbin betrachtet erheint dieß Leben ziemlich einfach und harmlos; aber man muß auch die Rückseite betrachten. Wir besaßen 3. B. nur sehr wenig Brennmaterial und konnten darum nur höchst spärlich heizen, und ich erinnere mich nicht, daß in den Kajüten je mehr denn 7 Grad gewesen wäre. Unser londoner Porter und alter Cherry waren in den Kisten, welche im Zwischendeck standen, gefroren, an Bord hatten wir kein Pfund irisches Fleisch, und an Erdäpfeln besaßen wir nur noch ein einziges Faß. — Peterien und Mortou ausgenommen litten wir Alle am Storbud, und wenn ich die bleichen und eingefallenen Gesichter meiner Gefährten betrachtete, kam ich schließlich zu der Ueberzeugung, daß ein Tag und eine Nacht,

in den Polargegenden verbracht, so viel Lebenskraft verzehren, wie in anderen gemäßigten Theilen der Welt ein halbes Jahr. Unter Entbehrungen jeder Art, unter Hunger und Kälte verlebten wir so unseren ersten arktischen Winter.

Am 7. April Morgens wurde ich durch Stöhnen und Winseln, welches Vater ausstieß, plötzlich aus meinem eben nicht tiefen Schlummer geweckt. Der arme Kamerad war bedenklich erkrankt und seine Krankheit verschlimmerte sich stündlich. Am anderen Tage schon war er eine Leiche. Uns stimmte dies erste Opfer Alle sehr traurig und ernst. Wir legten ihn in einen Sarg und gaben ihm wehmüthig das letzte Geleite, indem wir ihn über das Eis trugen und, so gut es ging, ein Grab in das starre gefrorene Erdreich gruben. Statt der Erde warfen wir Schnee auf den Todten, sprachen gemeinschaftlich ein Gebet und bedeckten die Gruft mit mächtigen Eischollen. — Denselben Morgen kam ein

Mann der Wache, der eben auf dem Verdeck damit beschäftigt war, Eisstücke zu zerbrechen, um sie zu schmelzen, baltig in die Kajüte und benachrichtigte mich, daß er fremde Männer gesehen habe. Ich folgte ihm ebenso eilig wieder auf Deck, und die Andern der Mannschaft thaten das Gleiche. In Wahrheit entdedten wir auch auf einigen hohen Eisfeldern etwas wie Wesen von Fleisch und Blut, die wir um so berechtigter für solche halten konnten, als sie laut zu rufen begannen, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Eigentlich menschlich waren die Töne, die wir vernahmen, zwar nicht, denn sie klangen, als ob eine Anzahl flügelichlagender und hungriger Krähen um ein Glas Rattener. Na, trah, trah! wiederholten sie öfter hintereinander. — Es war hell genug, um zu unterscheiden, daß sie unbewaffnet waren, und daß sie mit über den Kopf erhobenen Händen verschiedene Zeichen machten. Unsere verdoppelte Aufmerksamkeit zeigte



Inneen einer grönländischen Hütte.

uns ferner, daß ihre Zahl geringer sei, als wir anfänglich geglaubt, und die patagonische Ränge, in der sie uns anfangs erschienen, schrumpfte beim Näherkommen sehr zusammen. — Es waren Estimos, die von der Bai von Hartstone kamen, um die fremden Männer, deren Ankunft ihnen durch manche Indisien verkündigt worden, zu besuchen. — Etah, ihr gewöhnlicher Aufenthalt, liegt in der nordöstlichen Ausbuchtung der Bucht von Hartstone und ist von allen menschlichen Wohnungen dem Nordpol am nächsten. Läßt man das Auge von der Südspitze von Littleton-Jelands bis an's Meer schweifen, so ist die weite ungeheure Ebene nur von gigantischen Trümmern bedeckt, die sich von den Eisbergen losgelöst haben, und bietet den Anblick der trostlosesten Wüste. Eine Reihe vulkanischer Krater ragen in zackigen Umriszen über die grauen Felten, welche die Küste bilden. — In der Nähe von Etah liegt Petrouit, ein anderes Estimodori, dessen niedere lousche Hütten vereinsamt in dieser Schneedecke und

Eiswüste stehen und das wir von unserem Winterquartier aus besuchten. — „Nalegat, nalegat, tiam.“ Häuptling, Häuptling, unseren Gruß! Mit diesen Worten begrüßten mich die Estimos. Sie schienen sehr erfreut, mich bei sich zu sehen, da sie aber ziemlich leicht gekleidet waren und ein scharfer eisalter Wind wehte, vertröden sie sich bald in ihre Hütten, in die ich ihnen, durch eine enge Oeffnung auf Händen und Knien rutschend, folgte. Als ich mich im Innern befand, wurde der Gruß „nalegat“ wiederholt, und zwar laut und freudig und mit nichts weniger denn angenehmer Stimme. — Ich traf in dieser Wohnung noch sechs kräftige Männer eines benachbarten Stammes. Sie waren auf der Jagd durch einen Sturm überrascht worden, hatten sich hierher geflüchtet und saßen behaglich auf dem Koloput, einer mit Tierfellen bedeckten, aus zusammengeschaukeltem Schnee bestehenden Bank. Außerdem aber hockten am Boden etwa noch ein Duzend anderer menschlicher Gestalten,

Männer, Weiber und Kinder, die so ziemlich nackt waren, und doch des ihre Haut bedeckenden Schmutzes wegen wie angeleibet erschienen. Gleich Wärmern in einem Korbe trabelten sie durch einander, und ihre Ausbuchtungen waren derart, daß sie mir schier den Athem benahmen. Man kann das Gräßliche dieser Szene nicht groß genug schildern. Der „Kotlut“ oder die Lampe, mit Bran gefüllt, brannte an einem langen Docht und verbreitete wahrhaft mephistischen Gestank. Auf dem Boden lag ein Viertel eines Ezechunds, noch blutig, welches einige Männer in Stücke zerhacken und noch Koden in einen Kessel warfen. Man lud auch mich höchst gastfreundlich und herzlich zu diesem Mahle ein; der bloße Anblick solcher Köche und ihre Vorbereitungen verdarb mir indes den Appetit. — Ich nahm während der Mahlzeit der Anderen nur ein Stück gefrorenen Leber, die ich in meiner Tasche hatte, zu mir, und da ich sehr müde war, suchte ich bald darauf das mich angezwungene Feuer, welches sich nahe bei dem von Frau Eids auf, der Herrin der Hütte, befand. Ungeachtet des Murrens und Schrens ihres kleinen Kindes schlief ich vor Ermattung bald ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stieflochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Nicht im mindesten,“ gab Sir Barnard jurid; „das heißt, Sie gehen voraus, ich folge, da ich nicht haben möchte, daß wir befeinander gesehen werden. Sie könnten ja,“ setzte er bei, „hinausgehen und meinem Aufseher sagen, er brauche nicht zu warten; ich werde seiner heute Abend nicht mehr bedürfen.“ — „Ganz wohl, Sir Barnard.“ — Der Schlosser zog den Riegel und trat auf die Straße. Kaum aber zeigte er sich draußen, als er von ein paar sämmigen Burden am Stragen gepackt und an Armen und Beinen gefesselt wurde. „Was soll das heißen? Zu Hüße! Zu Hüße!“ — Mehrere Vorübergehende scharten sich zusammen. — „Zu Hüße, Nachbarn! Ich soll ermordeet werden!“ — „Gebängt, wollt Ihr sagen,“ verbesserte einer der Burden, indem er die Umstehenden zurückdrängte. „Echt ihr denn nicht, daß wir Polizeioffizianten sind.“ Mit diesen Worten deutete er auf seine Ecklarweste. — „Ich sage euch, es sind Verräther; gebunden . . . von . . . von Sir . . .“ Es war den Männern gelungen, ihn in des Barons Wagen zu schleppen, der augenblicklich in einer dem Poliziam entgegengekehrten Richtung davon fuhr. Als der Gefangene dies bemerkte, verdoppelte er sein Geschrei. „Stopt! ihm das Maul,“ sagte ein Mann, der seither im Hintergrund des Wagens verborgen gewesen war. — „Nam!“ rief der Schlosser. — Im nächsten Augenblick war der Knebel in seinem Munde. Der alte Mann mußte nur zu wohl, in was für Hände er gefallen war, denn er und der Agent hatten manches Geschäft zusammen gemacht; und es wollte ihn nachgerade bedünken, als ob Sir Barnard Gaston ein weit gefährlicherer Gegner sei, als er sich vorgestellt hatte. Sein Leben betrachtete er als ungeschützt, so lange das Verdict, in dem er das Häfchen untergebracht, unentdeckt blieb.

Neununddreißigtes Kapitel.

Die Zeit zwischen dem Tod seines Vaters und der Ankunft Sir Barnard's erlitten dem jungen, an strenge Beschäftigung gewöhnten Jüngling furchtbar langweilig, und seine Mißstimmung zu vermehren, traten ihm ständlich Erinnerungen an eine idyllische, glücklichere Zeit vor die Seele. In der Hoffnung, diese peinlichen Gefühle dadurch abzuschütten, trat Edward eines Tages in die Familiengalerie, wo er sich über eine Stunde damit unterhielt, die Bilder seiner Vorfahren zu betrachten und Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Generationen aufzuspüren. Selten wollte

ihm dieß bei zwei sich unmittelbar folgenden gelingen, im Gegentheile fand er, daß irgend ein besonders ausgeprägter Zug plötzlich verschwand, um — zwei bis drei Geschlechter später — wenn auch nur in einem einzigen Abstammung, wieder aufzutreten. Als Edward vor das Porträt von Sir Barnard's Großvater kam, dessen eigener „Nik“, wie wir gesehen, seiner Zeit einen solchen Einfluß auf den Erben ausübte, daß er mit dem Gegenstand seiner Wahl brach, um der Mutter von Mary und Albert die Hand zu reichen, blieb er überrascht stehen. Es kam ihm vor, als habe er jüngst erst lebende Jüge gesehen, die diesen merkwürdig glühen. Wo und bei wem — konnte er sich nicht entsinnen. „Nah!“ rief er endlich unwillig über sich selbst. „Es muß mir in meiner Kindheit gezeigt worden sein. Ich werde zum Träumen und verwecheln die Vergangenheit und Gegenwart.“ — Mit diesen Worten schied er sich an, die Gallerie zu verlassen, als ihm ein leerer Rahmen auffiel und er — sich umschauend — bemerkte, daß das Bild in eine — in der Rückwand des Saals angebrachte Nische gestellt worden war, wo es — dem Staub nach zu schließen, welcher sich angesammelt hatte, seit Jahren in ungehörter Einsamkeit gestanden haben mußte. Da ihm bekannt war, wie viel sein Oheim auf die Sammlung hielt, so war dieser Umstand durchaus geeignet, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er zog es an's Vord und war nun doppelt betroffen von dessen Ähnlichkeit mit Sir Barnard's Großvater und jenem Unbekannten, dessen Bild ihn verfolgte. Wie er so in das Anschauen des Porträts verloren dastand, ging die Thüre auf und Mrs. Squires, die im Dienste der Familie ergraute Beschließerin, trat ein. Als sie Edward's anständig wurde, wollte sie sich wieder entfernen, aber dieser rief ihr zu, zu bleiben, sie störe ihn nicht. — „Ich bitte um Verzeihung,“ erwiderte die Frau zögernd, indem sie auf eine — in der Mitte des Gemachs stehende, mit prachtvoller Bildhauerarbeit verzierte Kiste von Cedernholz deutete, „ich sollte da etwas holen, was zu der Beerdigung notwendig ist.“ Mit diesen Worten öffnete sie die Kiste und nahm ein Bahrtn von schwarzem Sammt heraus, auf dessen Mitte das Familienwappen reich in Silber gestickt angebracht war. — „Sie sind schon lange bei meinem Onkel, glaube ich?“ sagte Edward. — „Vierundzwanzig Jahre, Sir, und zehn bei seinem Großvater,“ war die Antwort. — „Und haben große Veränderungen in der Familie erlebt?“ — „Ehr große.“ — „Da können Sie mir wohl sagen, wessen Porträt das ist?“ fragte der junge Herr weiter, indem er auf die Leinwand zeigte, in deren Anblick er bei ihrem Eintreten verwunden gewesen war. — Mrs. Squires schrak zusammen. „Es muß von einem Glied der Familie sein,“ setzte Edward hinzu, „es sind Jüge darin, die keinen Zweifel übrig lassen. Aber was ist Ihnen? Sie sehen auf einmal so bleich, so angegriffen aus.“ — „Ich werde nachgerade alt,“ murmelte die Dienerin. „Der plötzliche Anblick von . . . das Gesicht dieses Things da . . . des Bahrtns . . .“ Mit diesen Worten ließ sie es fallen und sank in einen Sessel. „Dank Ihnen, Sir,“ fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, „es ist mir besser jetzt. Ich muß fort, man wartet auf mich.“ — „Sie haben meine Frage nicht beantwortet, Mrs. Squires.“ — „Es ist das Porträt von Sir Barnard's Bruder,“ versetzte die Frau in flüsterndem Tone. — „Unmöglich! Sie irren sich,“ rief Edward. „Entweder täuscht Sie Ihr Gedächtnis, oder wollen Sie mir die Wahrheit vorenthalten. Es hat nicht die mindeste Ähnlichkeit mit meinem Vater.“ — „Von Sir Barnard's älterem Bruder,“ bemerkte die Beschließerin. — „Wie? Der entrannt ja als Knabe!“ — „Er war fast einundzwanzig Jahre alt, Sir. Ein großer, etwas links aussehender Herr. Eigenartig und mürrisch, wie Einige sagten, aber die Dienerschaft fand das nicht. Er war immer ganz gegen uns. Mein Bruder, daß er unglücklich war, sein Großvater konnte ihn nicht leiden.“ — „Warum?“ — „Das weiß der Himmel, Sir.“ — „Und mein Onkel?“ — „Der,“ erwiderte Mrs.

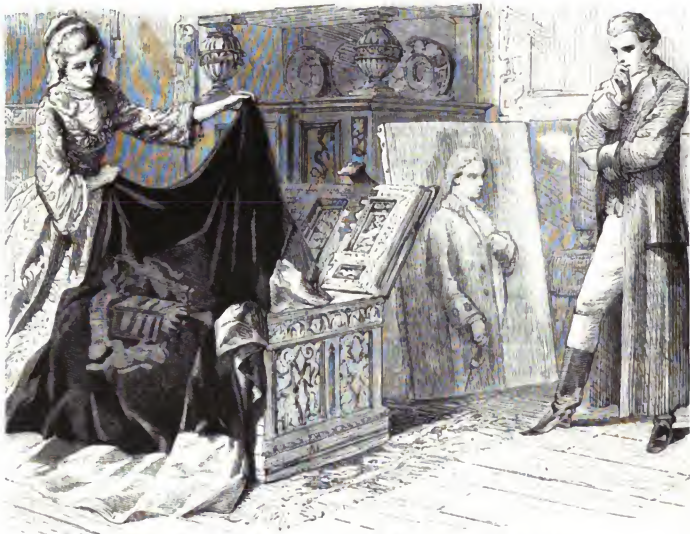
Squires, „war so angegriffen von seinem Tod, daß er ein Jahr auf Reisen gehen mußte, um wieder zu sich zu kommen.“ — „Er hat ihn also geliebt?“ fragte Mr. Gakton. — „O fragen Sie mich nicht, bitte, fragen Sie mich nicht,“ rief die Frau in großer Aufregung. „Sir Barnard würde mir's nie verzeihen, wenn er erführe, daß ich von solchen Sachen plaudere.“ — „Wie so? Was kann denn dabei Unrechtes sein, wenn Sie mir Etwas von meiner Familie erzählen?“ fragte ihr Zuhörer auf's Höchste überredet. — „Das kann ich nicht sagen, Sir,“ versetzte die Beschlüßlerin, „aber unserinem legt man Alles gleich anders aus. Nicht, daß ich mich vor meinem Herrn fürchte,“ setzte sie hinzu, „ich denke, er befindet sich wohl, ehe er es wagt, mit mir Streit anzujagen.“ — „Wagt,“ wiederholte der Herr. — „Ich weiß in der That nicht mehr, was ich rede. Der Tod des Kapitans, Ihre Fragen, die Verantwortung, die auf mir liegt — denn Milady hat ganz den Kopf verloren und kümmert sich um gar nichts — haben mich ganz verwirrt.“ — „Mir scheint, die Verwirrung habe einen anderen Grund,“ meinte Edward Gakton. — „Sie wissen, Mr. Edward, daß ich Ihnen stets zugethan gewesen bin,“ rief das Frauenzimmer; „aber ich bitte, lassen Sie mich gehen und fragen Sie nicht weiter.“ — Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob sie das Haupt auf und verließ das Zimmer. Das auf fallende Benehmen der Beschlüßlerin erweckte, vielleicht noch mehr als ihr verstedtes Drobungen, in Edward Gakton den Verdacht, daß Sir Barnard sich gegen seinen Bruder nicht auf's Beste benommen haben müsse. Auch die Abreise des Onkels, während sein Sohn auf den Tod darnieder lag, konnte er sich nicht erklären. Das war geradezu unnatürlich. „Ich will mir nicht länger den Kopf zerbrechen,“ sprach er endlich, indem er dem Porträt einen letzten Blick zuwarf. „Die Zeit löst die meisten Räthsel, sie wird wohl auch dieses lösen. Die Hüter derartiger Geheimnisse sterben selten, ohne sie enthält zu haben.“

Nach der Rückkehr Sir Barnard's von London wurde die Leiche mit all dem herkömmlichen Pomp in der Familiengruft zu Nischal beigesetzt. Am Tage vorher war August Raymond, der Better des Verstorbenen von mütterlicher Seite, in Moultry eingetroffen. Milady empfing ihren Neffen mit ungeschwehntem Vergnügen, der Baron mit kalter Höflichkeit; die meisten Verwandten seiner Gattin waren arm, und er begte eine souveräne Verachtung für die Armuth. Der junge Mann war ausnehmend hüßlich, sein Benehmen ruhig und voll Takt. Sein Charakter muß für sich selbst reden. Am Tage nach der Leichenfeier erklärte ihn Laura gegenüber ihrer Mutter für abgeschmackt. — „Du verästest die Veranlassung seines Besuchs, liebes Kind,“ bemerkte die Tante und versuchte zu seufzen. — „Er hat mir nicht ein einziges Kompliment gemacht,“ sagte die junge Wittwe, der ihr Aushalt auf dem Kande herzlich entleidend zu werden anfing. Milady lächelte matt. „Du hast ihn bis jetzt nur von der unvortheilhaftesten Seite gesehen,“ sagte sie, „unter noch so früher Verlust würde Weiteres als unziemlich erscheinen lassen; zudem läßt Sir Barnard sein Auge von ihm.“ — „Warum das, Mama?“ — „Er fürchtet, Du magst dich in ihn verlieben.“ — „Lächerlich!“ — „Es freut mich, Dich in dieser Stimmung zu sehen, da Dein Vater andere Absichten mit Dir hat.“ — „Was für Absichten?“ fragte Laura begierig. — „Ein Geheimniß, liebes Kind.“ — „Aber nicht vor mir,“ drängte die schöne junge Frau, „indem sie ihrer Mutter um den Hals fiel und besuchte. „Ich habe doch gewiß ein Recht, es zu erfahren. Ich bin einmal geopfert worden, es soll nicht zum zweiten Mal geschehen.“ — „Ich kann Dir den Namen des Herrn nicht sagen, dem Dein Vater Deine Hand zugefagt hat, es wäre unanzüßig; oder das darf ich wohl sagen, daß es einer seiner politischen Freunde ist.“ — „Ich hasse seine politischen Freunde,“ rief Laura weinend. „Ueberhaupt habe ich das Recht, selbst zu wählen.“ — „Tarnad wird Sir Barnard wenig fragen,“ bemerkte Milady, die Theilnehmende spielend.

Vor seiner Rückkehr nach London erbat sich Edward noch eine Unterredung mit seinem Onkel, der ihn im Bibliothekzimmer empfing. Aus seinen Jügen sprach tieferummer, wie es einem Vater geziem, der seinen einzigen Sohn verloren hat. „Da es ohne Zweifel längere Zeit anstehen wird, bis ich wieder hierher komme,“ sagte der Neffe, „so erlaube ich mir wohl, Sir Barnard, Sie an ein Verprechen zu erinnern. Ich meine die Auslosung der von meinem Vater hinterlassenen Papiere, die mir schon am Tage meiner Volljährigkeit hätten übergeben werden sollen.“ — „Ich wollte, das wäre geschehen,“ seufzte der Baron. — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Edward,“ rief sein Onkel, der wohl erwogen hatte, wie er diesem Verlangen entgegenzutreten mußte, „Dein Wunsch ist nicht mehr als billig. . . aber ich muß Dir ein Verbrechen entzählen, das ich von des Todten willen gerne mit ihm begraben hätte. Die Schriften sind nicht mehr in meinem Besitz.“ — „Wie das, Sir Barnard?“ — „Sie sind mir gestohlen worden.“ — „Unglaublich! Umöglich!“ rief Edward heraus. — „Zweifelst Du an der Wahrheit meiner Behauptung?“ fragte kein Onkel mit gekränkter Würde. — „Der Neffe gab keine Antwort. — „So lenkerbar und unerkürlich es Dir vorleunen mag, ist es nichtsdestoweniger wahr,“ fuhr jener fort. „In der Hoffnung, Egbert aus einem laßerbaren Leben herauszuführen, das ihn und sein Vermögen zu Grunde zu richten drohte, nöthigte ich ihn, sein Patent zu verkaufen. Er sollte — war meine Absicht — um sich an Sparsamkeit zu gewöhnen, etliche Jahre mit möglichem Einkommen sich hier aufhalten. Seine Mutter's billige meine Anordnung nicht, und lam — der Himmel weiß, was sie eigentlich damit bezwecken wollte — auf den Einfall, die Schlüssel des Kabinetts, die sie sich zu verschaffen wußte, nachmachen zu lassen und . . . doch den Erfolg weißt Du ja nur zu gut. Sie wurde eine schwache Mutter so hart bestraft.“ — Aus seines Betters Akenntnissen wußte Edward, daß dieser Theil von seines Verwandten Erzählung wahr sei. Den Neff bewieselte er. „Egbert hat das Zimmer nicht betreten.“ — „Wahr!“ versetzte der Baron, „aber Andere thaten dieß und nahmen das Mäßen weg, das die Papiere enthielt. Ich hatte sie der Sicherheit wegen hier aufbewahrt.“ — „Und haben Sie keinen Verdacht, Sir Barnard?“ — „Nicht den mindesten. Dein Verlust geht mir näher als mein eigener, niewohl er, seit Du zu Ver mögen gekommen bist, Dir nicht von Bedeutung sein kann, denn ohne Zweifel enthielt das Patent nichts weiter als Lehren und Wünsche Deines Vaters in Beziehung auf die Wahl eines Berufs.“ — „Und sonst nichts?“ — „Ich glaube kaum,“ erwiderte der Onkel, „ebenfalls nichts von Werth. Mein Bruder ist, wie Du weißt, arm gestorben.“ — „Sir Barnard Gakton,“ sagte der Neffe, „es wäre Unrecht, das Wort eines so nahen Verwandten in Zweifel zu ziehen. Doch kann ich nicht umhin, Ihnen in das Gedächtniß zu rufen, wie beharrlich Sie stets die Auslosung dieser hinterlassenen meines Vaters verweigert haben. Enthalten die Papiere, wie Sie geltend zu machen suchen, bloß Mitleid in Beziehung auf die Wahl eines Berufs, so hätte er wohl schwerlich in seinem Testament bestimmt, daß sie mir erst nach ersaphter Volljährigkeit übergeben werden sollen. Denn mit einundzwanzig Jahren hat in der Regel Jeder seinen Beruf gewählt.“ — Der Baron wurde todtblau vor Wuth, sich so von einem jungen Manne meitern lassen zu müssen, der so viele Jahre von seiner Ehe abhängig gewesen war. „Ich muß Sie lernen an den offensbaren Treubruch erinnern, dessen Sie sich nach dem Tode Ihres Mittestamentsbruders, des Majors Carl, schuldig gemacht haben. Nach der Bestimmung meines Vaters sollten die Papiere bis zu meiner Volljährigkeit bei der Paul verbleiben, wo er sie hinterlassen hat, und doch hatten Sie es laun in Ihrer Macht, sie zu verschwinden, als Sie es auch schon thaten. Das ist, um wenig zu sagen — unflug, und stellt unüberlegt Ihr Verlangen in ein ungünstiges Licht.“ — „Der Verdacht,“ entgegnete der Baron, „ist nur die Weis-

heit der Thoren. Es kann nur einem Advokaten einfallen, so jede Handlung eines Mannes von meiner Stellung mit ihren Motiven auf der Goldwaage abzuwägen. Beim Himmel! fügte er bei, wären die Papiere zur Stelle und stünde es in Deiner Wahl, so würdest Du — das bin ich fest überzeugt — die feierlichen Aufträge Deines sterbenden Vaters mit eben so wenig Gewissenbissen unausgeführt lassen, als Du empfändest, seinen einzigen noch lebenden Bruder zu beleidigen.“ — „Sie kennen also deren Inhalt?“ rief der junge Mann rasch. — „Ich setze nur den Fall,“ antwortete Sir Barnard Gaston verwirrt. — „Und Wahl . . . was wollen Sie mit Wahl sagen?“ — „Unerschämter!“ brummte sein Onkel. — „Wir wollen im Frieden auseinander gehen,“ sagte Edward, „aber merken Sie wohl auf. Ich werde kein

Mittel unversucht lassen, um in den Besitz meines Eigenthums zu gelangen. Wie wertlos es für Andere sein mag, mir ist es ein heiliges Vermächtniß. Leben Sie wohl, Sir Barnard! Sollte die Zeit mich lehren, das ich Ihnen Unrecht gethan, so werde ich kommen und Sie um Verzeihung bitten, bis dahin aber,“ setzte er hinzu, „wird meine Ueberzeugung unerschütterlich sein.“ — Mit diesen Worten verließ er die Bibliothek und eine Stunde später Moultry, um nach London zurückzukehren. Hatte er auch den ursprünglichen Zweck seiner Reise verfehlt, so hatte er dafür einen andern — ihm kaum minder wichtigen, erricht, wor seinen jenes schriftliche Bekenntniß Cabert's, das — in Verbindung mit dem vorhandenen Lauffchein — die Rechtsansprüche von Bella's Sohn über allen Zweifel erhaben feststellen mußte.



Mit diesen Worten öffnete sie die Kiste und nahm ein Häubchen von schwarzem Sammt heraus.

Vierzigstes Kapitel.

„Wie froh bin ich, daß Sie zurück sind, Sir,“ rief Collin Craw, das gewöhnlich blaße Gesicht von Aufregung geröthet und jaht außer Athem, als er bei Edward Gaston eintrat. „Ich habe Sie so sehr vermisst.“ — Edward bot ihm die Hand. Collin war versucht, sie an die Lippen zu führen, aber er fürchtete anzustoßen und begnügte sich damit, sie dankbar zu drücken. — „Ich bin jeden Morgen, ehe ich auf mein Bureau ging, hier gewesen,“ fuhr er fort. „Wahen Sie nicht nicht aus. Ich weiß wohl, es war einfältig, da mir ja bekannt war, daß Sie nicht da sind, aber es war mir gemissemahen ein Ersatz für Ihre Abwesenheit.“ — „Ist denn etwas Wichtiges vorgefallen?“ fragte Mr. Gaston. — „Ja, aber erst vor ein paar Tagen,“ antwortete der junge Mann. „Nun, lassen Sie mich den Hergang nach meiner Weise

erzählen,“ setzte er hinzu. — Edward stützte den Kopf in die Hand und lauschte dem Bericht, die Augen unverwandt auf die Züge des Redenden gebettet, als suchte er sich auf Etwas zu besinnen, das seinem Gedächtniß entfallen. — „An dem Tage, ehe er London verließ, kam Sir Barnard noch auf unser Bureau. Ich hatte den Dienst und führte ihn in Mr. Saltmarsh's Kabinet. Anfangs sprach er über die bevorstehende Schwurgerichtsverhandlung gegen den Herrn, der Kapitän Lawson erschossen hat, allein das war mir ein Vorwand für den Besuch. Der eigentliche Zweck war der Auftrag für seinen Anwalt, ein Haus für ihn zu kaufen.“ — „Finden Sie darin etwas so Auffallendes?“ fragte Mr. Gaston lächelnd. — „Um jeden Preis,“ setzte Collin hinzu. — Edward wurde nachdenklich.

(Fortsetzung folgt.)

Im Polarmeer.

(Fortsetzung.)



Das Denkmal Tennyson's.

Als am folgenden Morgen die Sonne schon ziemlich hoch stand, ermachte ich. Frau Eider-Tud hielt mein Frühstück schon bereit, das aus einem Stück getrockneten Wallfisches bestand. Ich verzehrte dasselbe mit warmem Heißwasser und dachte der Unreinlichkeit nicht, mit welcher es bereitet worden war. — Der Begriff der Reinlichkeit geht den Eskimos vollkommen ab. Es ist dies ein besonderer ethnologischer Zug aller nördlichen Rassen, und er darf nicht nur dem massenhaften Zusammenleben in einem enghen Raum, ihren Beschäftigungen und ihrer fettigen Nahrung zugeschrieben werden, sondern hat seinen Grund auch darin, daß die Kälte jede Sautthätigkeit hindert. Ich blieb einige Zeit in Etah, um den großen Gletscher daleißt zu erkunden und Zeichnungen und Karten der umliegenden Gegend zu entwerfen. Auch fand ich mehrere alte Bekannte dort. Einer derselben hielt sich in Etah auf, um sich von Wunden, die er bei einem Marsche durch die Gletscher von herniederstürzenden Blöcken erhalten, wieder zu erholen. An vielen Stellen des Rückens und der Schultern war er beträchtlich gequast, und ich schenkte ihm ein Stück rothen Zianell, damit er wenigstens etwas Wärmendes auf seinen Verletzungen trüge. Er bewohnte neben uns eine Hütte, die kleiner war als die Mettel's, meines Gastfreundes, und bei ihm befand sich eine schöne junge Frau Namens Kalutunah. — Ein sonderbarer Gebrauch, den ich hier wie bei vielen asiatischen Volkstämmen traf, ist der gemeinsamen Geheul's bei einer Todtenfeier. Es ist, als geschähe dieß laute Lamentieren und Weinen wie auf Kommando, und ich sah oft Männer und Weiber am heftigsten Thränen vergießen und schluchzen, die kaum wußten, ob es sich um etwas Ernstes oder Heiteres handle. — Oft jedoch tragen die Trauerzeremonien auch einen ernsteren Charakter, und nicht nur verstorbene Eskimos erweist man Trauererzelen, sondern auch Renthiern, Hunden und dergleichen, denn der Verlust eines solchen Thieres ist für sie immer ein erheblicher. — Das Fleisch des Seehundes ist die Hauptnahrung der an der Bucht von Kensefelaer lebenden Eskimos während des größten Theils des Jahres. Im Süd bis zum Murdochson-Kanal kommen auch das Meerlamm, das Einhorn oder Narwal und der weiße Wallfisch zu gewissen Jahreszeiten vor; in der Smith's-Meerenge sind aber die Jagden auf letzteren mehr Ausnahmefälle.

Im Frühjahr, oder besser gegen die Zeit der Sonnenwiederkehr, hört gewöhnlich die Winternöth auf. Januar und Februar sind die strengsten Monate, Ende März hingegen laugen die Frühjahrsfröhen an und kehrt wieder regeres Leben in die Eskimodörfer ein. Während des Sommers 1854 sandte ich mehrere Detachements in die Umgegend der Bai, wo unser Schiff festsaß, auf Kundschau aus. — Morton verließ am 4. Juni das Schiff mit Hans, dem Grönländer. Anfangs war ihr Marsch mit unendlichen Mühseligkeiten verknüpft, später konnte man jedoch den Schritten gebrauchen; die Hunde wurden davor gespannt, man legte in der Stunde etwa eine Meile zurück und gelangte nach der Mitte der Neaboddybai, deren starke Eisgipfel die früheren Entbeder weiter vorzudringen verhindert hatten. Hier genoßen sie den fremdartigen Anblick eines eigentümlichen Naturspiels. Es steigt nämlich ein Felsblock, ähnlich einem Minarett oder Obelisk, 480 Fuß kergenerade in die Luft, und man traut, wenn man denselben zuerst anständig wird, kaum seinen Augen, weil man ein aus Menschenhand hervorgegangenes Kunstwerk zu sehen meint. Auf einer meiner früheren Expeditionen hatte ich diese eigenthümliche Kalkformation entbedt und nannte sie „Zenuysson-Zeufnal“. Die phantastisch geformten Eisberge, ihre Kanten und Spitzen labyrinthähnlich verzweigt, verhinderten jede weitere Umschau und verperrten die Passage solchermaßen, daß die Hunde nur mit Mühe den Schritten durch diese Engpässe ziehen konnten. — Am 16. Juni erlich Morton einen dieser Gipfel, um den besten Platz zu wählen. Ueber einige Eiszippen hinweg erkannte er eine große weiße, dem Meer zugekehrte Wand, die mit Steinen und Erde bedeckt schien, und durch

deren blau glänzende Eisrinne hier und da der nackte Fels schimmerte; es war der Humboldt-Gletscher. — Bei weiterem Vordringen wurden unseren kühnen Reisenden dicke Nebel am schnellen Marschiren hinderlich, und als diese nach einigen Tagen wieder verschwanden, erblickten sie zu ihrem größten Erstaunen inmitten der Meerenge einen eisfreien Kanal. Den folgenden Tag war dieser schon wieder mit schwimmenden Eisbergen bedeckt, die sich von langen Värlen losgelöst hatten und mit großer Schnelligkeit in dem reinen Wasser dahinschossen. — Nachdem sie um das Kap Andromedon gekommen, fanden sie eine kolossale Eisbank am Eingang einer Bucht, die seitdem den Namen des berühmten Amerikaners Robert Morris führt. Hier war das Eis glatt und fest und die Hunde liefen mit solcher Behendigkeit darüber hin, daß man in der Stunde zwei Meilen zurücklegte. Zur Seite behielten sie noch offenes Wasser, das Schaaren von Vögeln bedeckte. — Schwaben, Enten, Gänse und Möven verschiedener Species waren zu Hunderten versammelt und so zahm, daß sie sich auf wenig Schritte furchtlos näherten. Eine andere Gattung großer weißer Vögel schwebte hoch in der Luft und stießen wiederlich kreischende Töne aus. Selbst Eibergänse waren in solchen Massen vorhanden, daß Hans der Grönländer mit einem Schuß drei derselben tödtete. Sonderbarer Weise schien das vegetabilische Leben immer mannigfaltiger zu werden, je weiter sie nach Norden vordrangen. Es fand sich an manchen Stellen Gras, welches wir seit unserem Aufenthalt in der Smith's-Meerenge nicht mehr gesehen; ja sogar einige Klumen, eine Epheide und die trockenen Kapfeln einer Hesperis fanden sie. Eines Tages bekanden die Hunde meiner waderen Gefährten einen Kampf mit einer Bärin und ihrem Jungen. Wenn sich die Hunde dem zottigen Thiere näherten, so setzte es sich auf die Hinterfüße, zog ihr Junges dicht an sich heran und vertheidigte sich mit den Vorderbeinen. Da die Hunde dem Thiere aber gar zu arg zujuckten, so floh es eine Zeit lang, blieb dann aber plötzlich wieder stehen, warf sich den ingrimigen Feinden entgegen und suchte so dem Jungen Zeit zu lassen zur Rettung. Hans machte diesem Schauspiel endlich ein Ende, indem er der Bärin eine Kugel durch den Kopf jagte, worauf sich das Junge auf den Kadaver warf und sich mit Zähnen und Krallen gegen die Hunde vertheidigte, die es indeß bald in Stücke zerissen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

K u n d i n r.

(Schluß)

V.

Fünf Jahre sind vorüber, und Urdine, die wir zuletzt als ein Mädchen von sechzehn Jahren gesehen, war ein Weib geworden schöner als je. Sie war nun reich und berühmte, sie hatte auch von ihren Reisen in Europa neue Lorbeeren ermorben und John Crow's Prophezeiung erfüllt. Sie hatte Crow und seiner Familie von ihrem reichen Einkommen eine Summe gegeben, die ihn in Stand setzte, mit seiner Familie sorglos und gemächlich zu leben, und als dieser Akt der Dankbarkeit vollbracht war, reiste sie nach dem Süden der Vereinigten Staaten ab. Sie war während dieser Zeit nie Edward Lester begegnet, aber sie hatte ihn auch nicht vergessen. Zumeilen, wenn sie den Ring betrachtete, fiel sie in eine Träumerei über ihre Vergangenheit, aber sie entriß sich derselben, als der Gedanke, wie er sie aus Furcht vor der Welt verlassen, in ihr aufstauete. „Wird er mich kennen?“ fragte sie sich selbst, als sie vor dem Spiegel stand und sah, wie sehr sie sich in den letzten fünf Jahren verändert. Er kannte sie nur als „La Billeter“, dessen Namen, den sie angenommen, als sie sich der Bühne widmete. Sie beschloß nun, den Namen „Urdine York“ anzun-

nehmen, als eine Anerkennung für die Stadt, in der sie den Grundstein zu ihrem Reichthum und ihrer unabhängigen Stellung gelegt.

Die Ankunft der reichen Miß York brachte in der salubriablen Welt von New-Orleans große Aufregung hervor. Jung, schön und reich wurde sie bald die Königin der Gesellschaft und Niemanden träumte, daß sie und die Tänzerin „Billette“ eine und dieselbe Person. Auf einem Ball begegnete Urbine Mrs. Seaton, die reiche Tante von Edward Lester. Ein gewisser Ausdruck in den Zügen dieser Dame machte sie zum Gegenstand eines tiefen Interesses für Urbine. Trotz der Verschiedenheit der Jahre bestand doch eine merkwürdige und auffallende Ähnlichkeit zwischen Weiden, und so empfand auch Mrs. Seaton ein tiefes Interesse für Urbine. Sie fand es unmöglich, ihre Augen von ihr abzuwenden. Als Mrs. Seaton sich nicht länger überdrücken konnte, wandte sie sich zu Urbine und sagte: „Mein Fräulein, entschuldigen Sie meine Frage, sind Sie gewiß, daß Ihr Name York ist?“ — „Ja, Wittwe“, sagte Urbine, etwas überstraft, „ich kann mir nicht denken, warum Sie es bezweifeln?“ — „Glauben Sie mir, es ist nicht bloße Neugierde, die mich zu diesen Fragen veranlaßt; darf ich fragen, welches Ihr Vorname ist?“ — „Gewiß, Madame, ich heiße Urbine.“ — Mrs. Seaton wurde todtbleich und vermochte kaum zu athmen. — „Sie sind krank, theure Mrs. Seaton“, sagte Urbine lebhaft beunruhigt. — „Nein, nein, aber sagen Sie mir“, fuhr sie fort, sie verwirrt anblickend, „haben Sie auf Ihrem Arme das Maal eines Herzens?“ — „Ja“, sagte Urbine, nun beinahe eben so bewegt wie Mrs. Seaton, und streifte ihren Armel zurüd, das Maal sehen lassend. — „Meine Tochter!“ sagte Mrs. Seaton und fiel ohnmächtig in ihre Arme.

Eine Scene schredlicher Verwirrung folgte. Urbine, blaß aber ruhig und gefaßt, hatte Mrs. Seaton in ein anderes Zimmer bringen lassen. Ein Arzt, der als Gast gegenwärtig war, wandte die geeigneten Mittel an, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, und als dies geschehen, zog er sich zurüd. Als Mrs. Seaton die Augen aufschlug, sah sie erschrocken um sich und ihr Auge fiel auf Urbine, die ihr zur Seite kniete. „Mein Kind! Meine theure Urbine!“ sagte sie, und ihren Kopf auf des jungen Mädchens Schultern legend, vergoß sie Thränen der Freude. Es kam bald zu gegenseitigen Erklärungen. Als Urbine ungefähr sechs Jahre zählte, hatte sie ihre Mutter, die eine Freundin in New-York zu besuchen wünschte, nach dieser Stadt gebracht. Eines Tages war Urbine mit ihrer Wärterin spazieren gegangen, und auf dem Wege war Letztere stehen geblieben, um mit einem Bekannten, den sie begegnet, zu sprechen. Urbine ging von der Wärterin weg, und als diese sich endlich nach ihr umsah, war Urbine fort. Die sorgfältigsten Nachforschungen waren vergebens, man konnte auch nicht eine Spur von ihr entdecken. Urbine verstand sehr wohl warum. Sie erinnerte sich, daß Bei ihr an jenem Tage begegnet und sie sorgfältig vertheidigt gehalten, bis sie ohne Furcht vor Entdeckung sie in die Straßen zum Betteln sandte. Urbine erzählte ihrer Mutter Alles, was nur unfern Lesern bereits erzählt, mit Ausnahme ihrer Bekanntschaft mit Edward Lester, und sie hörte mit ruhigem Lächeln, als ihre Mutter prophezeite, wie gute Freunde sie werden würden, wenn sie sich erst gegenseitig kennen. Sie begegneten sich, aber Edward, wie Urbine sicher erwartet hatte, erkannte sie nicht; und doch schien er verwirrt und beunruhigt. Ihr Gesicht war ihm offenbar bekannt und er sah oft Stunden lang, auf sie blickend, um das Geheimniß zu lösen. — „Bester Edward“, sagte Urbine eines Tages, als sie wenigstens zum zwanzigsten Male aufblinde und fand, daß er sie betrachtete, „was ist mit Ihnen? Habe ich Sie erbeyt? Habe ich vielleicht den bösen Will, daß Sie mich so anstarren. Sie sind in der That merkwürdig unhöflich.“ — „Entschuldigen Sie mich, Urbine“, sagte er, aus seiner Träumerei erweckt. „Sie gleichen so sehr einer Person, die ich einst kannte, daß ich es

nicht vermeiden konnte. Ich sah nie zwei Personen, die sich so ähnlich wahren wie Sie Beide.“ — „In der That? Wer war es, Bester?“ — „Ein junges Mädchen, so schön wie Sie selbst, Urbine.“ — „Ihr Name, Edward?“ — „La Bilette.“ — „Was? Sie wagen es, Mr. Lester, mich mit diesem Geschöpfe, mit dieser gemeinen Tänzerin zu vergleichen?“ sagte sie hochmüthig. — Lester's Gesicht überzog ein glühendes Roth und seine Augen verriethen seinen Kummer. „Miß Seaton, selbst von Ihnen kann ich es nicht ertragen, in dieser Weise von Bilette sprechen zu hören. Es gibt kein Weib auf dieser Erde, besser und schöner als Bilette, die Tänzerin.“ — „In der That, Sir“, sagte sie höhlich, „sie hat einen warmen Bertheiliger in meinem Bester gefunden. Man wäre versucht zu glauben, Sie liebten die hübsche Tänzerin. Ich vermuthete, sie wird bald Mrs. Lester sein.“ — „Ich wünschte, der Himmel ließe sie mich finden“, sagte er bestig, „sie würde, ehe morgen die Sonne untergeht, mein Weib sein, wenn sie mich nehmen wollte.“ — „Sie thäten wohl daran, diese letzte Phrase beizufügen, Bester“, verlegte Urbine halb lachend, und dann plötzlich ihren Ton anderns sagte sie: „Was geben Sie mir, Edward, wenn ich für Sie Bilette finde?“ — „Sie, Vase? Unmöglich, Urbine!“ — „Turdauß nicht unmöglich, Bester. Ich bin Bilette.“ — „Sie!“ Er schwannte zurüd und starrte sie erlaunt an. — Sie erhob sich, legte die Hände auf seine Schultern, wie sie einst gethan, sah ihm in die Augen und sagte: „Edward, lieben Sie mich?“ — „Bilette! Bilette! Kann ich meinen Augen glauben“, rief er erlaunt. — „Ungläubiger! Erkennst Du dieses Aelchen?“ Sie zeigte ihre kleine weiße Hand, an der der wohlbesetzte Diamantring funkelte. — Er konnte nicht länger zweifeln, das Geheimniß war erklärt. Edward Lester war ein glücklicher Mann an diesem Abend. „Bilette, willst Du mein Weib sein“, sagte er einige Stunden später, als die Dämmerung schon eingetreten. — „Sie vergessen, Mr. Lester, daß Sie von der Großmuth Ihrer Tante abhängen, die eine der stolzen ihres Geschlechtes ist und die Sie enterben würde, wenn Sie ein Mädchen ehelichten, die so tief unter Ihnen steht.“ — „Vergiß und vergib, Bilette“, sagte er bittend. — Urbine lachte. Ob sie ihm verzieh oder nicht, können wir nicht sagen; so viel ist jedoch gewiß, daß nach drei Wochen die Tänzerin Bilette, jetzt Urbine Seaton, Mrs. Edward Lester wurde, mit der vollkommenen Bestimmung seiner stolzen Tante.

Auf der Muffelthierjagd.

Marotto.

Eidi-Hamet, mein freundlicher Wirth, hatte mir eines Abends, als wir in traulichem Gespräche um das Feuer saßen, soviel von dem wunderlichen Muffelthier und seinem seltsamen Wesen erzählt, daß es mich gelüftete, mal mit ihm das Thier zu jagen und meine europäische Jagdgeschicklichkeit gegenüber der afrikanischen, der er so großes Lob spendete, zu versuchen. Er rief mir jedoch davon vor der Hand ab, da ich weder Weg noch Stieg kenne und bei dem zerrissenen Terrain die größten Gefahren für mich zu befürchten seien. Eidi-Hamet fuhr fort: „Seht, edler Herr, es ist noch keinen Mond her, als ich mit einer Anzahl Freunde durch die Felsengebirge streifte: Admed, der Sklave, war uns vorangereiten und sprengte plötzlich in wilder Hast zurüd. Er brachte die Nachricht, daß eine Herde Muffelthiere in der Nähe weide, die schönsten Thiere, die er je gesehen. Wir vertheilten uns, um ihnen von allen Seiten in die Flanken zu fallen und sie am Fischen zu hindern, da wir wußten, wie schwer es sei, wenn sie mal auf der Flucht, sie selbst mit unsern schnellfüßigen Kennern einzubolen. Als ich um einen Fels bog, sah ich die Herde in einiger Entfernung, lauter prächtige Thiere, mit großen Hörnern und langen Haaren an Brust und Füßen. Kaum war der erste Schuß von gegen-

über gefallen, als die Herde in ungestüme jäher Hast auseinanderstiebt. Ich hatte mir einen großen Bod auf's Korn genommen und harrete, bis er an mir vorüberkäme. Ungefähr hundert Schritte hielt er mitten in seinem Laufe inne und sah mich neugierig an. Ich war wirklich zu sehr frapirt von dieser Erscheinung, als daß ich hätte schießen können; auch war er im nächsten Augenblicke schon wieder im vollen Laufe und an mir vorüber; ich sprengte ihm nach, Achmed, mein Diener, mit dem Lasso neben mir her; mehr-

mals legte ich an, aber im selben Augenblicke drehte sich das Thier jedesmal um und schaute mich mit seinen klugen Augen an, so daß ich immer wieder den Finger vom Hahn sinken ließ. So ging es über Stod und Stein, über Klust und Schlucht, denn kein Sprung war ihm zu groß und weit. Kamen wir aber an einen Abhang, so legte es sich einfach festüber auf seine Hörner und rollte in tollen Saltomortalen hinunter, während ich ihm den Rang abließ. Endlich waren wir an eine der tiefsten Schluchten gelangt.



Eine Jagd auf Muffelhier im marrokanischen Gebirge.

Zu wilden Absprüngen war es gerade von oben an einem Abhang heruntergerollt, setzte zum Sprung an, da es mich nicht gesehen, und im selben Augenblick gab ich Feuer. Es war kein Heldenthat, daß ich traf, denn der Bod war von meiner Hand zu erreichen. Aber ein Heldenthat meines Dieners war's, der den Lasso zu gleicher Zeit mit meinem Schusse schwang, daß er den Bod an den Hörnern aufsting und, das Pferd rasch anhaltend, sich nicht von der Wucht des Thieres in die Tiefe reißen ließ. Wir zogen das erlegte

Thier aus der Tiefe und vor uns lag die theuer erkaufte Beute." So schloß Eidi-Hamet seine Erzählung. Erst nach Monden, nachdem ich die Gegend genau hatte kennen lernen, nahm er mich mit sich auf die Muffelhierjagd; aber ich habe diesen lebensgefährlichen marrokanischen Sport, bei dem man sich mindestens den Hals bricht, nie Geschmack abgewinnen können.

Ernst Hamner.

Die Stiefkinder oder Wer gewinnt?

(Zweiter Teil.)

„Ich kenne den Schreiber von Jletscher und Sohn,“ fuhr Collin fort, „die mit dem Verkauf beauftragt sind, und von dem hatte ich bald heraus, wo es liegt.“ — „Vielleicht in St. James Square?“ — „Nein, Sir, in Dorsfordstreet. Am anderen Abend sah ich mir's an und fand eine alte rauchgeschwärzte Barrate, die seit Jahren ein Schlosser Namens Andrews bewohnte.“ — Edward sprang auf: das Kabinett von Moultry, die falschen Schlüssel, das gestohlene Kästchen, der Tod seines Vaters — Alles trat ihm zumal vor die Seele. — „Das ist noch nicht Alles,“ fuhr Collin in seiner Erzählung fort. „Da es mir sonderbar vorkam, daß der Laden so

bald schon geschlossen war, zog ich in der Nachbarschaft Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Bewohner den Abend vorher weggebracht worden sei. Die Einen sagten — von der Polizei, aber Andere meinten — es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Wissen Sie, Sir, was ich thun würde, wenn ich reich wäre?“ — „Nun.“ — „Das Haus kaufen. Die Speculation könnte gewiß keine schlechte sein, da Sir Barnard so viel daran zu liegen scheint, es zu erhalten.“ — „Beim Himmel! Sie haben recht!“ rief Edward, der zum ersten Male, seit er zu Vermögen gekommen, den Vortheil reich zu sein empfand. „Rein Herr Dntel muß hoch bieten, wenn er Erfolg haben will. Wann findet der Verkauf Statt?“ — „Übermorgen, in öffentlicher Versteigerung,“ war die freudige Antwort. — „Und wie steht's mit dem Anaben?“ fragte Edward Gaston. — „Vortreflich, Sir,“ versetzte Col-



Hinter dem Bett versteckt, stockte sie athemlos.

lin, „ich sehe alle Tage nach ihm und glaube wirklich: so jung er ist, kennt er mich schon. Anfangs weinte er, wenn ich ihn aus der Wiege nahm, aber jetzt streckt er mir seine kleinen runden Arme entgegen.“ — „Sie scheinen sich sehr für ihn zu interessieren,“ bemerkte der Bewohner des Tempels. — „Man muß Etwas lieben, Sir,“ gab der arme Bursche zurück, „sonst veredelt das Herz am Ende ganz.“ — Edward drückte ihm bewegt die Hand.

Nach an demselben Morgen sandte Mr. Gaston zu dem Ende einen ihm als zuverlässig bekannten Unterhändler mit umfassender Vollmacht zu Jletscher und Sohn. Diese waren nur zu froh, für ihren Klienten einen Erlös zu erzielen, der sich von einer öffentlichen Versteigerung entfernt nicht erwarten ließ, und so kam die Sache alsbald in's Reine. — Mr. Saltmarsh gerieth in große Unruhe, als er am Tage der Auktionsverhandlung erfuhr, daß das Haus schon verkauft sei. „An

wen?“ fragte er erobst. Der Versteigerer konnte es nicht sagen. — „Um wie viel?“ — „Achtshundert Pfund.“ — „Lächerlich!“ rief der hinter's Licht geführte Anwalt, der die Wuth des Barons vorhersehend. „Ich hätte noch einmal so viel gegeben.“ — Es war sehr ärgerlich, aber — wie bei den meisten ärgerlichen Dingen auf dieser Welt — nichts zu machen. Vom Versteigerungsorte fuhr Saltmarsh zu seinen Kollegen in Lincoln's Inn Fields. Aber auch hier richtete er nichts aus. Der Kauf war in rechtsverbindlicher Weise abgeschlossen und die Urkunde darüber bereits dem Bevollmächtigten des Käufers übergeben. Nicht einmal den Namen des Letzteren konnte er erfahren: der Bevollmächtigte hatte ihn nicht genannt und der Kaufschilling war daar bezahlt worden. — Als Sir Barnard Gaston diese Nachricht vernahm, ward er wüthend, wie sein Anwalt vorausgesehen, und heftige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt.

Seit vielen Jahren war das Haus in Orfordstreet nur von dem Schlosser und seiner Schwester bewohnt gewesen, da er weder Arbeiter noch Dienstboten hatte, und die jungen Burfche, die das Gewerbe bei ihm erlernten, außer dem Hause aßen und wohnten, so daß sie von diesem nie weiter zu sehen bekamen, als die zu ebener Erde nach hinten gelegene Werkstatt und den Laden, durch den der Weg dahin, überhaupt der einzige Eingang des Hauses führte. Barbara Andrews, oder Bab, wie ihr Bruder sie nannte, war ein hübsches, sanftes, harmloses Geschöpf, das selten ihre düstere Küche verließ, außer um während der Abwesenheit des Schlossers oder so lange er in der geheimen Werkstatt arbeitete Kunden zu empfangen. — Edward war, begleitet von Collin Crow und dem Unterhändler, der das Haus für ihn gekauft hatte, gekommen, sein Eigenthum in Augenschein zu nehmen, und stand schon über eine Viertelstunde vor dem Laden, ohne auf wiederholtes Schellen und nur eine Antwort zu erhalten. „Ich fürchte, wir sind umsonst gekommen,“ bemerkte Edward; „die Läden sind geschlossen.“ — „Seit der Schlosser fort ist,“ sagte sein Jüngling bei. — „Mr. Wood, der Agent, schelte wieder, diesmal so heftig, daß der Mochenjag riß. Die Alte kommt nicht,“ sagte ein prüfend aussehender Päderjunge, der ihnen schon eine Weile zusah. „Ich glaube, sie ist gestorben.“ — „Warum das?“ — „Weil sie mir schon drei Tage keinen Laib mehr abnimmt, während sie früher jeden Tag einen gekauft hat. Sie sah schon damals halbverhungert aus, jetzt wird sie's wohl ganz sein.“ — „Dann müssen wir die Thüre aufbrechen lassen,“ rief Edward Gaston, „sonst stirbt das arme Geschöpf am Ende aus Mangel an Hülfe.“ Jetzt hielt es Bab, die seither im Laden drinnen gelauscht hatte, für an der Zeit sich hören zu lassen. — „Was gibst du draußen?“ rief sie mit ihrer gelenden Stimme. — „Dessnen Sie die Thüre, und Sie sollen es hören.“ — „Ich kenne Sie nicht. Was wollen Sie von mir? Wer sind Sie?“ — „Aber mich kennen Sie, Miß Andrews,“ sagte der Unterhändler. — „Mein Name ist Wood. Ich habe für Ihren früheren Hausherrn die Miethe eingezogen; aber das Haus ist verkauft worden und dieser Herr hier ist jetzt der Eigenthümer.“ — „Tief schien die Bedenken der Frau zu heben, sie öffnete und ließ den Besuch ein; dann schloß sie die Thüre wieder sorgfältig ab und zog sich hinter den Ladentisch zurück. Es war so dunkel in dem Gesäß, daß Edward nicht sogleich ihre Züge erkennen konnte, die — scharf geschnitten und fleischlos — eine lange Geschichte von Leiden erzählten. — „Das ist Ihr neuer Hausherr,“ sagte Mr. Wood, Edward vorstellend. „Er hat auch den rüchständigen Mietzins einzunehmen.“ — „Um den wird ihm Niemand viel geben,“ fürchte ich,“ murmelte das verlassene Geschöpf. — Sie führte ihre Gäste durch die Zimmer; eins oder zwei waren spärlich möblirt, die übrigen enthielten kaum mehr als Gerümpel. Große Unruhe machte es ihr, daß die Eindringlinge so lange in der geheimen Werkstatt verweilten und Alles so genau untersuchten. Dann ging's in die Küche, die einen trostlosen Anblick darbot. — „Warum haben Sie denn kein Feuer?“ bemerkte Collin Crow. — „Wegen einer Person ist es nicht der Mühe werth,“ erwiderte Bab. — „Sie müssen doch kochen.“ — „Ich habe nichts zu kochen und werde auch meinen Bruder nicht beschulen, um etwas zu bekommen.“ — „Sehen Sie sich,“ sagte Edward Gaston. „Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Es sollen finden, daß Sie einem schlimmeren Hauseigentümer hätten in die Hände fallen können. Ich werde weder den Waarenvorrath angreifen wegen der rüchständigen Miethe, noch Sie aus der Wohnung vertreiben. Aber bis ich einen passenden Verwalter finde,“ fuhr ihr Wohlthäter fort, „wird dieser Herr,“ — er deutete auf Collin Crow — „hier schlafen. Können Sie bis heute Abend ein Zimmer für ihn herrichten?“ — „In einer Stunde, wenn er es wünscht,“ rief Bab; „aber es ist ein ärmtlicher Aufenthalt für einen solchen Gentleman.“ — Collin lächelte; er dachte an Widal zurück. — „Nun,“ sagte Edward beim Abschied, „halten Sie gut Haus und

lassen Sie Niemand herein, als diesen Herrn und Mr. Wood.“ — „Sie dürfen sich darauf verlassen,“ gab Bab zurück, und wenige Minuten später fanden wir sie schon emsig mit den Zurüftungen für ihren erwarteten Gast beschäftigt.

Tags darauf war Edward bei Lord Eberley zu Tisch und erzählte hier Alles, was sich während seines Aufenthalts zu Moultry und seit seiner Rückkehr in London zugetragen hatte. „Der arme Eghert!“ sagte Mary, „Du nimmst mir eine große Laß vom Herzen durch Deine Mittheilung, daß er reumüthig gestorben ist.“ — „Wirklich reumüthig,“ bestätigte ihr Vetter. „Das Versprechen, das ich ihm auf seinem Todtenbette gab, soll treulich gehalten werden, doch bin ich über die Mittel, wie ich es anstreifen soll, noch nicht mit mir einig. Ich sollte in diesem Augenblicke ein paar Leute haben, auf die ich mich ganz verlassen kann.“ — „Müssen Sie besonders gewandt sein?“ — „Nur geschickt!“ — „Und wie bald bedarfst Du ihrer?“ — „Spätestens in zehn Tagen.“ — „Mary kann eine Weile nach.“ — „Für die kann ich sorgen, wenn Dir meine Empfehlung genügt.“ — Edward sagte mit Zureden zu, und noch an demselben Abend ließ Mary einen Brief an Eüs und ihren Mann nach Cornwall abgehen, war sie doch überzeugt, daß sie sich auf die Weiden unbedingt verlassen könne.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Abreise Sir Barnard Gaston's war die Lösung für eine völlige Umwandlung in August Raymond's Benehmen. Bab fand ihn seine Base nicht mehr abgemacht, sondern köstlich, und noch waren keine vierzehn Tage verstrichen, so glaubte sie sterblich in ihn verliebt zu sein. Lady Alicia sah der Verblendung ihres Kindes mit selbstzufriedenem Lächeln zu, begrüßte sie doch darin das Gelingen eines sein ausgeachteten Planes. Sie durfte sich mit Recht sagen, daß ihr Gemahl den unseligen Erfolg ihres Verraths nie würde verzeihen können, und daß sie daher im Falle seines Todes aller Wahrscheinlichkeit nach beinahe mittellos dastehen mußte. In dem sie nun ihrem Neffen eine reiche Gattin, Laura einen hübschen jungen Mann verhoffte, rechnete sie auf deren Dankbarkeit. Sonderbar, daß eine Frau, die das menschliche Herz so durch und durch studirt hatte, wie Lady Alicia, noch einer Illusion Raum geben mochte, die doch den meisten von uns nur zu früh geraubt wird. Die Absichten der Mutter wurden aber nicht bloß durch die Neigung ihrer Tochter begünstigt, ein fast noch mächtigerer Bundesgenosse war der Neid, mit welchem Lady Musgrave zu ihrer Schwester aufsaß. Mary war die Gattin eines Pairs, sie die Wittwe eines bloßen Barons. Der alte gebrechliche Lord Raymond konnte nicht mehr lange leben, eine Scheitral mit seinem Erben also mußte sie bald mit Lord Eberley's Gattin in einen Rang stellen. Obgleich die junge Wittwe völlig entschlossen war, die Hand ihres Bewerbers anzunehmen, hielt sie doch längere Zeit gegen seine Witten, die Heirath alsbald zu vollziehen, Stand, weniger zwar aus Eitelkeitsgefühl, als aus Furcht vor dem Urtheil der Welt. Es steht überhaupt dahin, ob das Trängen August's — ohne die gewandten Umtriebe Lady Alicia's — den Sieg über diese Mächtig davon getragen haben würde. Allein diese unterstützte ihren Neffen, während sie sich gegen seine Bewerbungen blind stellte, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln. Kaum verging ein Tag, an dem sie nicht gegen Laura Winks über Sir Barnard's Absichten mit ihr hätte fallen lassen. Lady Musgrave nahm diese Anspielungen mit düsterem Schweigen hin. Es war einmal geäußert worden und entschlossen, eine zweite Wahl selbst zu treffen.

Während die Partien zu Moultry ein so folgenreiches Spiel zusammen spielen, können wir sie sichtlich eine Zeitlang sich selbst überlassen, um dem Otel und Neffen nach London zu folgen.

Sir Barnard Gaston kannte die Welt mit ihren Intrigen zu wohl, um nicht in dem Kauf des Hauses in Orfordstreet eine feindliche Bewegung zu vermuthen. „Er mag sich

in Acht nehmen, wenn ich ihn entdecke," sagte der Baron bei sich selbst, "ich will ihn lehren, was es heißt, mit Sir Barnard Gaston freiten." — In diesem Augenblicke wurde der Arbeitshausmeister von Midfal gemeldet, den er zum zweiten Male nach London geschieden hatte. "Nun!" rief ihm Sir Barnard entgegen, "Ihr Gefangener?" — "Aufgehoben," versetzte Humphrey Skillet; "seien Sie außer Sorgen, Sir Barnard, dem Gering kommt er nicht hinaus, der ist wachsam wie ein Muthund." — "Haben Sie etwas herausgebracht?" — "Nicht, Sir Barnard, der Schlosser ist trotzig, zudem haben wir bis jetzt nur Worte gebraucht." — "Ah!" — "Wenn Sie es wünschen, können wir es ja mit anderen Mitteln versuchen." — "Ich will mir's überlegen," entgegnete der Baron. "Doch hat das keine Eile. Die Hauptsache ist das Haus. Haben Sie es beobachtet, wie ich Sie angewiesen?" — "Fortwährend." — "Nun?" — "Der Erfolg ist sehr befriedigend, aber Sie haben so bestimmt befohlen, keine Gewalt anzuwenden. . . Jede Nacht zwischen Elf und Zwölf läßt das alte Frauenzimmer, das in dem Hause geblieben ist, einen Mann ein." — "Wie sieht er aus?" fragte Sir Barnard begierig. "Ist er jung oder alt?" "Anständig gekleidet." — "Das ist schwer zu sagen," war die Antwort, "er ist ganz eingemummt, aber nach dem Gang zu schließen halte ich ihn für jung." — "Hat seine Figur keine Aehnlichkeit mit der meines Vessien?" forschte der Baron weiter. — "Nicht im mindesten," gab der Hausmeister nach kurzem Bedenken zurück. "Mr. Edward ist um einen halben Kopf größer. — Das ist noch nicht Alles," fuhr er fort, "ich habe ein Mittel gefunden, in das Haus einzudringen. Ich habe nämlich in dem anstößenden Haus ein Logis gemietet, dessen Fenster auf das Dach hinausgeht." — "Ich verstehe." — "Die Fenster des Schlossers sind alle vergittert, mit Ausnahme der auf dem Dach befindlichen. Durch diese, scheint es mir nun, könne man eindringen und das Haus unteruchen." — "Ganz gut, und zwar noch heute Abend," rief Sir Barnard Gaston in großer Aufregung. "Ich begleite Sie und . . ." — Der Andere schüttelte den Kopf. — "Was will das heißen?" — "Das es besser ist, wir warten ein paar Tage, bis meine Hausleute an mich gewöhnt sind," entgegnete Humphrey Skillet. "Sie passen dann nicht mehr so auf wie Anfangs." — "Wichtig." — "Inzwischen kann ich des Nachts auf Besorgnisjurung ausgeben," fuhr der Hausmeister fort, "die Hausführung selbst aber muß bei Tage vorgenommen werden, wenn der Mann abwesend ist. Würde ich entdeckt, so ist dann bloß das alte Weib da und die, deute ich," fügte er mit bescheidener Gekörbe bei, "ist leicht zum Schweigen zu bringen." — "Das muß wo möglich vermieden werden," bemerkte Sir Barnard; "es ist nicht klug, die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen."

An demselben Morgen, als diese Unterredung zwischen dem Baron und dem wüthler Hausmeister stattfand, trafen Gis und ihr Mann in London ein. Der Brief ihrer Wohlthäterin war ihnen zugelaufen und — dankbar ihrer Güte gedenkend — hätten sie keinen Augenblick, dem Rufe Folge zu leisten. "Nun Gis," sagte Lady Overby, als die Tochter ihrer alten Amme und Will verlegen knirzend vor ihr stand, "was bringt Ihr mir Neues von Cornwall?" — "Die Nachbarn wußten nicht, daß wir nach London gehen," antwortete die Frau, "sonst hätte es wohl keinen unterlassen, Euch Segenswünsche für Eure Güte zu senden." — "Sie sind also zufrieden?" bemerkte Mary. — "Zufrieden!" wiederholte der Bergmann. "Kensmid ist ein ganz anderer Ort geworden, jetzt hat Jeder ein Eigentum. Er weiß, für was er arbeitet und muß nicht jeden Augenblick fürchten, vertrieben zu werden, wie zu Sir Barnard's Zeiten." — "Stille!" unterbrach ihn ihre Wohlthäterin. "Ich will kein Wort hören, das die Achtung wider meinen Vater verlegt." — "Natürlich nicht, Milady. Aber er — das heißt der Aepel — war ein schlimmer Purfche. — "Ihr seid wohl nicht gerne von Hause weggegangen?" — "O ja! wohl!

um Euer Ehren zu sehen," sagte der Mann. — "Ober um Euch zu dienen, wenn Ihr uns braucht," setzte seine Frau hinzu. — "Ich weiß das, Gis, und dank Euch dafür," versetzte Lady Overby. "Doch nun zur Sache. Ich brauche ein paar Leute, auf die ich mich verlassen kann, um einen wichtigen Auftrag zu übernehmen, und da seid ihr Beide mir sogleich eingefallen." — "Und wer sollte Euch auch anders einfallen?" rief Gis, stolz auf das Vertrauen, das man in sie setzte. "Verdanken wir nicht Alles Euch?" — "Alles," betäubigte ihr Mann. — "Das Geschäft ist ein langweiliges," bemerkte Mary, "denn es erfordert Klugheit und große Geduld." — "Wir sind bereit!" riefen die Weiden in einem Athem. — "Es ist vielleicht auch nicht ganz ohne Gefahr," setzte Milady hinzu. — "Haben wir das Gesetz auf unserer Seite?" fragte Gill. — "Das kann ich Euch versichern." — "Dann hol' der Hente die Gefahr!" erwiderte der Bergmann. — "Mary setzte ihnen nun auseinander, unter welchen Bedingungen sie das Haus in Dorsetstreet zu beziehen hätten, wie sie es nie Beide zumal verlassen, überhaupt den Eintritt vermeiden, vor Allem aber auf des Schlossers Schwefel ein wachsameres Auge haben sollen. "Nicht als ob wir Grund hätten, ihr zu mißtrauen," fuhr sie fort; "im Gegentheil soll sie ein stilles, harmloses Geschöpf sein, dem ihr freundlich begegnen müßt. Aber wir kennen sie noch nicht genug, darum ist Vorzicht nöthig." — Noch an demselben Tage besahen der Bergmann und seine Frau ihre neue Wohnung, und vernieden es — der erhaltenen Weisung folgend — so sorgfältig, sich zu zeigen, daß nicht einmal die nächsten Nachbarn ihre Anwesenheit vermuteten. Mehr als eine Woche verging, ohne daß irgend etwas Verdächtiges sich ereignet hätte. Collin Eraw war ihr einziger Besuch. Er kam in der Regel je den andern Tag, um Mr. Gaston Bericht zu erstatten, der die moralische Ueberzeugung hatte, daß das Kästchen irgendwo im Hause verborgen sein müsse. "Dann muß ich in der Wand oder am Dache stecken," bemerkte Gill Gerovais, als ihm Collin Eraw's Meinung mittheilte, "wir haben den Keller und den Küchenboden ausgegraben und Läden und Vertikalläden durchstöbert, aber Alles umsonst." — "Daf es nicht in den Werkstätten ist, davon bin ich auch überzeugt," sagte der Besuch, "denn die habe ich schon vor Eurer Ankunft genau durchsucht." — "Gill meinte, es könne doch nichts schaden, wenn man wenigstens mit der oberen noch einmal einen Versuch mache; und sobald Bab, die in der Küche schlief, sich zur Ruhe begeben hatte, schritten die beiden Männer an's Werk. Gis wünschte ihnen guten Erfolg und begab sich in ihr unter dem Dache gelegenes Schlafzimmer, das an eine Bodenlammer stieß, auf der der Schlosser Arbeitmaterial, altes Hausgeräthe und dergleichen aufbewahrte. Als Gis die Thüre öffnete, blies ihr ein Windstoß die Laternen aus, die sie trug, und ihr erster Gedanke war, in die Werkstätte zurückzulehren und sie wieder anzujünden. "Doch es ist schade, sie in ihrem Geschäft zu stören. Es ist ja Mondschein. Ich kann mich auch ohne Licht besorgen." — Mit diesen Worten setzte sie sich auf das Bett und fing an sich zu entkleiden. Da erregte ein dunkler Schatten auf dem Boden ihre Aufmerksamkeit, sie sah auf und bemerkte die Gestalt eines Mannes, der außen auf das Dachfenster zukroch. Wie der Blitz hatte sie sich hinter dem Bette versteckt und lauschte athemlos. Der Mann kam näher und rüttelte an dem Fenster. Es war verriegelt, doch schien ihn das wenig zu kümmern. Er zog ein Tuch heraus und fing an die Hand damit zu umwickeln, und Gis braut sich bei dem Gedanken, ihn fangen zu können, denn wenn er einbrang, dürfte sie nur durch die an ihrem Bette befindliche Thüre auf die Bodenlammer und von da auf den Gang entflüchten, um die Männer herbeizuholen, und es stand sehr gegen eins zu wetten, daß sie sich seiner bemächtigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde ihr Vorhaben auch gelungen sein, aber als sie die Jüge des Eindringlings erkannte, entfuhr ihr ein Schrei der Ueberraschung und der Dieb zog sich

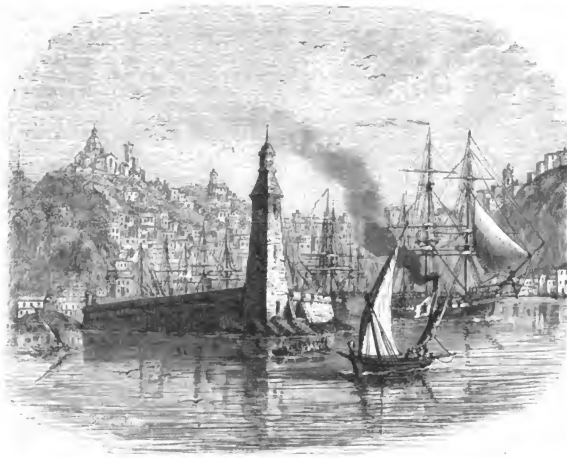
kleinig zurück. Sie ging sogleich in die Werkstätte hinab und erstattete den Weiben Bericht. „Schade, daß Sie gesprochen haben!“ bemerkte Collin. — „Nun, Cis!“ sagte ihr Mann, „wo hast Du den Kopf gehabt?“ — „Wo Du den Deinigen gehabt hättest,“ antwortete die Amazone, „hättest Du sein Gesicht gesehen.“ — „Wer war es denn?“ — „Gumpfrey Skilt.“ — Eine Laterne ergreifend eilten nun die zwei Männer in Cäcilien's Zimmer, stiegen von da auf das Dach und untersuchten es, dann das der beiden angrenzenden Häuser, indem sie an jedem Fenster rüttelten, aber alle waren verschlossen. (Fortsetzung folgt.)

Ancona.

Italien.

Ancona ist eine uralte Stadt, ihr Name wird von dem griechischen ἀγκών, Ellbogen, hergeleitet, den sie wegen der

Gestalt des Platzes erhielt, auf welchem sie gebaut wurde. Von schönen Villen und Gärten umgeben, dehnt sich die Stadt über einen Umkreis von drei Meilen aus, und zählt eine Bevölkerung von mehr als 30,000 Einwohnern. Die Hauptzierde der Stadt ist der weltberühmte Bogen des Trajan aus Marmor, dessen blendende Weiße sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Er ist auf einem Tamme in's Meer hinausgehoben, und gewährt, von demselben umspült, einen majestätischen Anblick. Die Ansicht der Stadt ist von dem See aus eine überaus malerische: die sogenannte Barriera del Porto, ähnlich der Piazzetta von Venedig, mit ihren vier schmuden Säulen, die die Stadt beherrschenden Höhen mit ihren schönen Bauten, darunter die prächtige Kathedrale San Ciriaco, die imposanten Festungswerke gestalten ein großartiges Panorama. Die ältesten Befestigungen wurden vom Kapitän Francesco Racciotto erbaut, später unter Paul III. geschleift; der Ingenieur Giacomo Fontana soll die neueren Werke von 1527 ausgeführt haben. Diese wur-



Ancona vom Meere aus.

den von den Oesterreichern seit 1849 vermehrt und ausgedehnt, und Vieles ist auch in letzter Zeit unter General Lamoriciera geschehen, um die Stadt in tüchtigen Verteidigungsstand zu setzen. Der Hafen von Ancona ist ziemlich groß und schön, seine Sicherheit verdankt er theilweise der Natur, theilweise der Mauer, die Kaiser Trajan zu seinem Schutze aufzuführen ließ. Dieser erbaute auch den mit Säulenhallen verzierten Molo. In späteren Zeiten wurde der Hafen von den Päpsten erweitert und ausgebessert. — Ancona war seit 1532 in päpstlichen Besitze. 1776 eroberten die Franzosen die Stadt zum ersten Male, sie wurde ihnen von dem österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Fröhlich wieder entzogen. 1805 ließ Napoleon I. die Stadt besetzen, bis sie 1813 wieder befreit wurde. 1832 bemächtigten sich die Franzosen wieder Anconas und räumten es erst 1836. 1849 wurde Ancona durch den kaiserlichen General Graf Wimpffen den Russländern genommen. Drei österreichische Fregatten und drei Dampfer blockirten und beschossen die

Stadt von der Seeseite, während das Belagerungskorps sie von der Landseite einschloß und bombardirte. Der Umstand, daß das Hauptpulverdepot in Folge eines sehr glücklichen Schusses in die Luft flog, veranlaßte hauptsächlich die Stadt, bereits am 18. Juni zu capituliren. Die jüngste Belagerung fällt in das Jahr 1860. General Galbini zu Lande, Admiral Persano zu Wasser, die beiden Sieger von Gaeta, standen gegen General Lamoriciera, der sich mit der päpstlichen Armee in die Festung geworfen. Die Belagerung begann am 17. September, aber schon am 29. mußte sich die Festung ergeben, die nun in den Händen der Piemontesen ist. Ancona ist durch seine Lage und seinen Hafen, trotz der Festung, eine Handels- und Fabrikstadt: sie versendet Segeltuch, Hüte, Papier, gebleichtes Wachs, Leder, seine Delieise (anconatische, gewöhnlich venetianische Seife genannt), Seide, Meisweiß und Zuder, und ihr Besiß ist darum für Piemont von doppelter Bedeutung. v. Kretzer.

Das Eiertal.



Das Eiertal in Savoyen.

Das hübsche Thal der Eiertal liegt in einem Winkel der savoyischen Alpen verborgen, beinahe gleichweit entfernt von Annecy und Albertville. Ein an landschaftlichen Reizen

reicher Weg führt von Annecy an die Eiertal; aber geht er auch über Alex und Thones anfangs leicht bergan, so wird der Weg von Saint Jean de Eiertal an schon zerrissen und

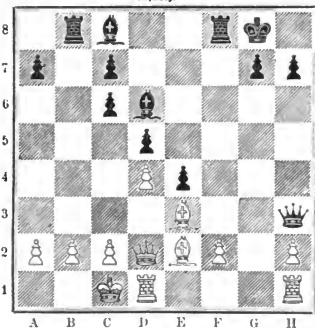
zerküstet, und man muß den Wagen zurücklassen und sich, wenn man nicht zu Fuß gehen will, auf ein Maulthier setzen, um an steilen Abhängen vorüber die nach Uzuzug zu kommen. Der Gebirgspass von Aravis ist 4500 Fuß über der Meeresfläche; je höher man steigt, desto kühler und düfter wird die Gegend, und die Stimmung würde brüden auf uns wirken, atmete man nicht eine so erfrischende und kräftige Luft. Wäſſlich aber, bei einer Windung des Saumpfades, zerstreift der Berg den grauen Schleier seiner Granitmassen und vor uns liegt ein reizendes Panorama von grünem Rasen, Sennhütten, rauschenden Bächen und schäumenden Wasserfällen. Es ist das Oietal. Das hohe Gras durchzieht die schöne Alpenblume; unter dem Laubbach betgen sich malerische Wohnungen, und das Vieh weidet an den Abhängen. Der Bauer mit seiner stolzen Haltung erinnert an die von der Natur ungebrochene Natur der Bergbewohner. Auf allen Seiten bieten sich die mannigfaltigen Kontraste dem Auge. Bäche und Flüsschen durchziehen das Thal in allen Richtungen, erfrischen die Matten und treiben die Mühlen, und heiterer Stimmung wirken wir wieder von den Bergen hinab nach Albertville.

Schach.

Rechtigt von Lufschne.

Aufgabe Nr. 21.

Schwarz.



Weiß zieht an und gewinnt durch welche Zug?

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Zortsetzung.)

Der Hausmeister sah sie vor dem Fenster seines Zimmers vorbeigehen, in welchem er halb entkleidet auf dem Bette lag. Der Wohnort des Schloßers war — wie er sand — hinlänglich bewacht. Des andern Morgens besaßte er seine Mütze und begab sich in Sir Barnard's Hotel. — „Ich kann nichts mehr in der Sache thun,“ bemerkte er, nachdem er den Hergang mit allen Einzelheiten erzählt hatte, „Zweien bin ich nicht gewachsen.“ — „Freiung!“ rief der Baron, „Ihre eigene Einbildungskraft hat Sie betrogen.“ — „Meine Einbildungskraft,“ erwiderte Humphrey, „hätte doch meinen Namen nicht aussprechen können, als ich durch das Dachfenster sah, oder zwei Männer über das Dach mir nach-

schäiden.“ — „Sie beharren also darauf, sie gesehen zu haben.“ — „So deutlich Sir Barnard, als ich Sie sehe.“ — „Sie müssen zurückkehren,“ sagte er endlich, „Es ist für Sie in London nichts mehr zu thun, unser Plan ist gescheitert. In acht bis vierzehn Tagen komme ich nach, dann wollen wir entscheiden. Hat Ihr Genosse sein Gasthaus verlassen und das Jägerhaus bezogen, wie ich angeordnet?“ — „Ehon vor acht Tagen, Sir Barnard.“ — „Gut, er soll bis zu meiner Rückkehr nichts weiter thun.“ — „Wie Sie befehlen,“ murmelte Humphrey Stille in der Zone der Enttäuschung. Der Baron brühte ihm eine gutgefüllte Börse in die Hand, und an demselben Abend lehrte der Hausmeister per Post nach Hause zurück.

Zweihundvierzigstes Kapitel.

Der Welt und ihrem Treiben auch nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit schenkt, muß oft von dem ungünstigen Ausgang der best angelegten Pläne betroffen werden, und hieraus immer wieder die Ueberzeugung gewinnen, daß der Mensch denkt, Gott lenkt. — Alfred Loftus glaubte bei seinem Anschlag auf die Ehre der Lady Musgrave mit vollendeter Klugheit zu Werke gegangen zu sein, und doch verlor er das Vermögen seines Cheims durch eben die Mittel, wodurch er sich dasselbe gesichert zu haben glaubte. Die Enttäuschung, die Sir William's Testament ihm verursachte, war eine schwere Strafe für den geldgierigen jungen Mann, und nun drohte die Verhaublung wegen des Duells auch seinen Ruf als Mann von Ehre zu Grunde zu richten; denn trotz Sir Barnard Gaston's Stillschweigen waren Gerüchte über den Inkompromittirten Inhalt der bei der Obdubtion in dessen Beiß gelangten Briefe im Umlaufe, und es stand zu erwarten, daß er diese um seiner Tochter Willen bei Gericht vorlegen werde. — „Ihnt er dieß,“ bemerkte Loftus in einer vertraulichen Besprechung gegen seinen Anwalt, „so bin ich verloren, und doch weiß ich kein Mittel es zu verhindern.“ — „Wenn Sie ihn nicht bestechen können,“ erwiderte der Letztere ruhig. — „Sein Klient sah ihn erstkaunt an und sahien zu zweifeln, ob er bei Sinnen sein könne: so ungern kam ihm der Einfall vor, einen Mann von Sir Barnard Gaston's Vermögen bestechen zu wollen.“ — „Ihn bestechen!“ wiederholte er. — „Warum nicht? Jeder Mensch hat seinen Preis, das Schwierige ist nicht ihn zu nennen, sondern ihn zu zahlen.“ — „Lächerlich!“ — „Ich denke,“ fuhr der Mann des Gesetzes, den Auertus nicht beachtend, fort, „daß ich es auf mich nehmen könnte, wenn Sie mir carte blanche geben wollten.“ — „Was so viel heißen soll, als Geld, vermute ich?“ — „Was kann es anders heißen?“ fragte Mr. Wand lächelnd. — „Der Baron ist natürlich entrüstet über den Antheil, den Sie nach seiner — ob richtigen oder unrichtigen Meinung will ich dahin gestellt sein lassen — an den unglücklichen Ereignissen genommen, welche den Ruf seiner Tochter zu Grunde gerichtet haben, und wird Allem aufbieten, um das Gefäßige an der Gesichte auf Sie zu wälzen, nicht als ob er hoffen würde, ihren Ruf dadurch zu retten — denn damit ist's vorbei — sondern einzig aus Rache. Sehen wir nun den Fall — aber merken Sie wohl, es ist das nur eine Hypothese — ich hätte einen Klienten, der Sir Barnard Gaston's Ruf ebenso in seiner Gewalt hat, wie dieser den Ihrigen.“ — „Ich verstehe,“ rief Alfred begierig. „Wer ist dieser Klient? Ich muß ihn sprechen. Sehen Sie mich mit ihm in Verbindung.“ — „Mr. Wand schüttelte den Kopf und ein cynisches Lächeln zudte um seine Mundwinkel.“ — „Was können Sie denn dagegen haben?“ — „Ich natürlich nichts — wohl aber mein Klient.“ — „Mr. Loftus sah verblüfft drein.“ — „Das Geschäft kann nur durch einen beiderseitigen Freund ausgeführt werden.“ — „Und der Freund sind Sie wohl selbst, Mr. Wand?“ — „Zu dienen. Wenn Sie indeß meinen Vorschlag nicht billigen, ist es mir natürlich gleichgültig. Ich kann kein persönliches Interesse an der Sache haben.“ —

Nun war aber sein persönliches Interesse das einzige, das der Mann des Gelezes an der Sache nahm. Dieß sah Alfred Loftus wohl ein, in dessen was blieb ihm übrig, er war in seiner Gewalt und mußte sich den Bedingungen der «carte blanche» fügen.

Eine Stunde nachher verließ der Advokat sein Bureau und fuhr nach Sir Barnard's Hotel. Hyams, der Unterhändler, der den Schloffer entführt hatte, nahm den Käßig der Miethkutsche ein. Er war der unbekannte Klient, von dem Mr. Wand gesprochen. „Ich will lieber im Wagen warten“, sagte Mr. Hyams, „bis die Sache abgemacht ist; er ist ein gar leidenschaftlicher Mann und sagt Einem da leicht unangenehme Sachen: ich mache mir zwar daraus nicht eben viel, aber wenn man's vermeiden kann, ist's doch besser. Zudem hat er mich sehr gut bezahlt, Sie verstehen...“ — „Es war ohne Zweifel ein wichtiges Geschäft?“ — „Das darf ich wohl sagen.“ — „Und wurde gewandt ausgeführt?“ — „Sehr gewandt“, antwortete Hyams mit Selbstgefühl. — Bei der Unterredung zwischen dem Baron und Mr. Wand ging es, wie uniere Leser sich denken können, stürmisch zu. Anfangs stützte sich Sir Barnard auf seine Würde. Zuletzt schloß er das Vult auf, in dem er die Briefe ausbeohrht hatte. — „Wir müssen sie alle haben“, sagte der Anwalt. — „Und wer steht mir dafür“, fragte der Baron, blaß vor Wuth, „daß dieser Schurke Hyams nicht gleichwohl mit seiner erbärmlichen Anklage gegen mich auftritt?“ — „Zwölf Stunden nach der Verhandlung liefere ich Ihnen die Mittel in die Hand, ihn entweder aus England zu vertreiben oder hängen zu lassen, was Ihnen lieber ist.“ — „Ich würde das Letztere vorziehen“, brummte der Baron. — „Ohne Zweifel“, sagte Mr. Wand lächelnd, „aber das Erstere wird wohl das Klügere sein. Der Purfsche könnte zuletzt noch in einem Anfall von Gemüthen belennen und beichten.“ — „Und was bürgt mir für Erfüllung Ihrer Zusage?“ — „Mein Ehrenwort.“ — Der Herr zu Moultry sah aus, als ob er lieber ein greifbareres Pfand gehabt hätte, doch gab er schließlich nach und folgte die Briefe dem Advokaten aus. „Ich will nicht fragen, ob das alle sind“, bemerkte dieser. „Wenn nur einer bei der Verhandlung projuriert wird, gilt natürlich unser Vertrag nichts.“ — Mit dieser Bemerkung empfahl er sich und lehrte zu seinem Klienten zurück, der in der Miethkutsche auf ihn gewartet hatte. „Nun! nun!“ rief der Badere. „Ich habe geglaubt, Sie schiden nach mir, wenn Alles abgemacht ist? Hat er gesducht?“ — „Nicht einen Schilling.“ — Mr. Hyams machte ein langes Gesicht... — „Er hat den Stiel umgedreht.“ — „Und wurde leidenbläß.“ — „Droht, wenn Sie noch achtundvierzig Stunden in England bleiben, Sie hängen zu lassen.“ — Hyams stieß einen tiefen Seufzer aus und sank in den Wagen zurück, indem er händeringend ausrief: „Was soll ich thun? Was soll ich thun?“ — „Sie haben achtundvierzig Stunden Zeit.“ — „Aber mein Geschäft! mein Geschäft!“ — „Ist Ihnen das lieber als die Freiheit?“ fragte der Advokat. „Sie können ja Ihre Bücher und Papiere bei mir lassen. Sie kann dann Ihre Geschäfte abmachen.“ — „Das kann Niemand als ich selbst.“ — „Gut, dann gehen Sie eben so“, sagte Mr. Wand, den sein Schweden zu ergöhen anfang. „Das Beste, was Sie thun können, ist, über Holland nach Frankreich zu gehen. Sind Sie erst in Paris, kann können Sie ja die Geheimnisse der französischen Regierung an die englische verrathen und auf diese Weise einen Parbon ausrichten.“ — Dieser Vorschlag ward ihm Spas gemacht, er paßte aber so sehr zu dem Interesse seines Klienten, daß dieser nicht säumte ihn zur Ausführung zu bringen; ein Umstand, der unieren Lesern erklären mag, warum sie eine Zeit lang ihn aus den Augen verlieren werden.

Gegen alles Erwarten stand Alfred Loftus, der gegen Bürgschaft auf freiem Fuße gelassen war, der gegen ihn erhobenen Anklage des Todtschlags Rede. Zum Ertraunen der in Menge versammelten Zuhörer enthielt der Anklageakt bloß eine einfache, gedrängte Erzählung des Thatbestandes,

ohne auch nur mit einer Sylbe der zwischen dem Gefangenen und Lawson vermutheten Beziehungen zu erwähnen. Die Vertheidigung hatte ein leichtes Spiel. „Enteufert Entel, dankbarer Kette, ehrlücher Kampf — Verurjung auf die Geschworenen als Engländer, Bräuer, Gatten.“ — Der Richter zog sein Refusum, und der Wahrspruch war ein „Nicht schuldig“. — Die Mehrzahl der Zuschauer war überfällig; die, welche tiefer in die Sache hineinsehen wollten, fühlten, daß hier ein gewandtes Spiel gespielt worden war. Edward und Lord Cheverly wußten nicht, was sie denken sollten; sie konnten weder die Handlungsweise Sir Barnard Gaston's, noch den Wahrspruch der Geschworenen begreifen. — „Hier ist Etwas, das Euch als Kommentar dienen kann“, bemerkte Hector O'Moore, der, so lange die zwei Freunde die Sache besprachen, die Abendblätter gemustert hatte. Mit diesen Worten reichte er Edward ein Journal, aus dem dieser folgenden Abschnitt vorlas: „Heute Morgen wurde in Folge einer Spezialitzung in dem Hotel des Vaters des Bräutigams die Verbindung des ehrenwerthen August Raymond, einzigen Sohnes und Erben des ehrwürthigen Pairs gleichen Namens, mit seiner Braut, der erzwürtheten Lady Wulgrave, gefeiert, deren erster Gemahl vor etwa drei Monaten gestorben ist.“ — „Das ist ein harter Schlag für Mary“, bemerkte Seine Vordschast ernst; „was werden die Leute sagen?“ — „Paribier wädhst bald Gras“, lachte der Zländer.

Sir Barnard Gaston war sehr erstaunt, wie sich der Charakter seines Schwiegerjohns verändert, als er — durch die Zeitungen von Laura's heimlicher Heirath benachrichtigt — ihn aufsuchte. Der junge Mann, der während seines Besuchs auf Moultry so stille, so zurückhaltend gewesen war, erschien in London wie umgewandelt. Der Baron war während vor Entrückung zu ihm gekommen, entschlossen, den weidlichen Purfschen — wie er ihn nannte — zu den ihm genehmen Heirathsbedingungen zu zwingen, oder ihn mit seinem Jorne zu zermalmen. Zu seinem Ertraunen streckte ihm der Ehrenwerthe, statt von seiner Begannart zerrührt zu sein, ganz kühl eine Hand zum Gruß entgegen. — „Sie sind ein Schurke, Sie!“ rief der Baron, „ein kaltsblütiger Schurke!“ — „Harte Worte, das, Entel!“ verjette der Schwiegerjohn; „aber da Niemand sie hört, so kann ich in Betreff unserer Verwandtschaft und Ihres Alters darüber wegschauen.“ — „Gaben Sie nicht meine Gastfreundschaft mißbraucht?“ — „Nein.“ — „Nein!“ wiederholte Sir Barnard. — „Gastfreundschaft ist mir von Ihnen nie zu Theil geworden. Und worüber haben Sie sich denn eigentlich zu beklagen? Mein Stand und mein Name stehen dem Ihrigen nicht nach.“ — „Sie sind ein Bettler, Sie!“ — „Neht nicht mehr“, verjette der junge Mann kühl. — „Und bilden Sie sich ein, mir mit diesen erbärmlichen Phrasen zu imponieren?“ rief der Baron. „Nehmen Sie sich in Acht! Es ist gefährlich, mit mir Schery zu treiben.“ — „Ich bin nicht besonders furchtbarer Natur, Entel.“ — Schäumend vor Wuth verließ Sir Barnard Gaston das Haus seines Schwiegerjohns, Drohungen und Vermündungen zwischen den Jähnen murrend. Wenige Tage später verließ das junge Paar London und begab sich auf den Landhof Lord Raymond's, um, wie es hieß, die Fittnerwöden dort zuzubringen; aber viele Wochen — Jahre sogar sollten vergehen, ehe die leichtfertige Laura wieder auf dem Schauplatz ihrer früheren Thorheiten erschien.

Wuth und Enttäufchung im Herzen lehrte ihr Vater nach Moultry zurück, wo es manch' heftigen Austritt zwischen ihm und Lady Alicia abspielte, der er vorwarf, ihre Tochter nun auch petumär zu Grunde gerichtet zu haben — eine Beschuldigung, die Milady mit ihrer gewöhnlichen Pathie entgegen nahm. Auch sie war getäufelt worden; denn es hatte keineswegs in ihrer Absicht gelegen, daß August seine Vase heirathen sollte, ohne deren Vermögen gehörig sicher gestellt zu haben. So hatte also der „weidliche Purfsche“ sie Beide überlistet.

Es das Jahr zu Ende ging, trat ein Ereigniß ein, das beider Herzen die höchste Befriedigung gewährte. Egbert's

Wittve gebar einen Sohn. Als Edward Gaston und Lady Cheeverly dieß erfuhren, verdoppelten sie ihre Vorsichtsmaßregeln in Beziehung auf das Kind der unglücklichen Wella.

Dreihundvierzigstes Kapitel.

Trotz des vor Kurzem erit erfolgten Todes seines Vaters wurde die Geburt des Erben zu Moultry Hall mit den herkömmlichen Festlichkeiten begangen. Freudenfeuer loberten auf, die Gutsleute wurden bewirthet und reichliche Almosen unter die Armen vertheilt, denn ein Erbe der Gastons durfte nicht so geräuschlos in die Welt treten, wie der Sohn eines gemeinen Mannes. Zu der Taufe war der ganze Adel der Grafschaft geladen, Lord und Lady Cheeverly durften natürlich nicht fehlen, und auch Edward hatte eine Karte erhalten.

Nur Laura und ihr Gatte wurden übergangen: die Beleidigung war noch zu frisch, um schon vergeben zu sein. Umsonst äußerte die Mutter den Wunsch, dem Kind seines Vaters Namen zu geben. Sir Barnard erklärte, so lange er lebe, komme kein Egbert mehr in seine Familie. — „Wie wollen Sie ihn denn nennen?“ fragte seine Schwiegertochter schüchtern. — „Hugo!“ versetzte der alte Herr. — „Das ist aber kein schöner Name.“ — „Mir gefällt er,“ war die unhöfliche Antwort, „und ich dünke, das sollte für jedes Glied meiner Familie genügen. So hieß der Gründer meines Geschlechts,“ setzte er hinzu, „und Alle, die diesen Namen noch getragen, haben Glück gehabt.“

Da nothwendig einige Jahre vergehen mußten, ehe der ehrgeizige Großvater mit dem für seinen Erben bestimmten Erziehungsplane beginnen konnte, so fand er hinlänglich



Auf einmal erschienen seine Arme über dem Wasser, aber nur um sogleich wieder zu verschwinden.

Muße, sich mit seinem Gefangenen zu beschäftigen, und je länger er nachdachte, desto lebhafter drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er besser daran gehen haben würde, ihm die für die Ausfolge des Kästchens verlangte Summe zu bezahlen. Denn was mit dem Manne beginnen? In einen Augenblicke war er entschlossen, es auf's Keuferste ankommen zu lassen, im andern rief ihm der Zweifel an der Treue seiner Verbündeten zur Vorhut. Der peinlichsten Ungewißheit zum Raube ließ er sein Pferd satteln, um hinüber in's Jägerhaus zu reiten und mit Andrews zu einer endlichen Erklärung zu kommen. Das Jägerhaus war das Stammeslof der Gastons, wurde aber seit der Erbauung von Moultry nur noch bei größeren Jagden als Absteigequartier benützt. In einem der Thürme wurde der Schloffer seit einigen Wochen gefangen gehalten, bewacht von Miles

Goring und seiner Frau, die ihre Herberge an der Landstraße verlassen hatten, um in den Tinnit des Barons zu treten. — Da das alte Gebäude sieben Meilen von Midfal entfernt lag, so konnte der Hausmeister nicht oft auf Besuch kommen. An dem Morgen, wo Sir Barnard von Hause wegritt, um den Gefangenen zur Rede zu stellen, hatte sich Mr. Skillet schon frühe eingefunden und sah mit seinem alten Kameraden in vertraulichem Gespräch am Kaminsfeuer. „Du bist zufrieden mit ihm?“ — „Ach sollt' es meinen.“ — „Ach bin es nicht,“ juhr der rätselwürdige Mr. Skillet fort. „Ich möchte gerne sicher gehen. Stell' Dir einmal vor, der Baron stirbt.“ — „Nun, dann muß ich eben fort!“ antwortete Miles. — „Nekt! aber es ist doch besser, das geschieht mit gepulvertem Pulver, als mit leeren Taschen,“ bemerkte der Hausmeister. „Meine Meinung ist, wie gesagt, wir verjahrens mit meinem

Plan, mag er ihn nun billigen oder nicht, versuchen es auf eigene Rechnung," fügte er flüsternd bei. „Hätten wir das Kästchen in Händen, so könnten wir ihm sagen, wie viel es kostet. Du verkehrst mich doch?" — Der Plan, welchen der Glende mehr als einmal schon seinem Auftraggeber vorge schlagen hatte, war, den Schlosser durch Anwendung der Foltter zu dem Geständnisse zu bringen, wo er das Kästchen verborgen habe. Kein Wunder, daß der Baron zögerte einem Vorschlage beizustimmen, dessen Ausführung ihn in die Gewalt zweier solcher Schurken bringen mußte. Bei seiner Ankunft nahm er laum Notiz von den Weiden, sondern verlangte sogleich zu dem Gefangenen geführt zu werden. „Er ist im Thurm, Sir Barnard," sagte Miles mit vertraulichem Grinsen, „ganz oben; der geht sobald nicht durch." — Humphrey Skillet, der mehr Takt besaß, nahm dem Sprecher die Schlüssel aus

der Hand, verbeugte sich und schritt voran. — Das Gesicht des Schlossers, als sein Verfolger ihm gegenüber trat, hätte eine treffliche Studie für den Maler oder Physiognomiker abgegeben: jeder Zug schien wie aus Erz gegossen, während seine Augen sprühten, wie die eines gehezten Tigers. — „Run!" sagte der Baron mit spöttischem Lächeln. „Wir treffen uns unter etwas anderen Umständen, als das letzte Mal." — „Das ist wahr," entgegnete der alte Mann, „Damals war nur ein Verbrecher zugegen, jetzt sind es zwei." — Das Blut schoß Sir Barnard in's Gesicht. „Unverschämter." — „Ah, jetzt können Sie das Wort ungestraft gebrauchen," bemerkte der Schlosser. „Ich kann Sie nicht mehr für Ihre Beleidigungen zahlen lassen." — „Beleidigungen!" wiederholte Sir Barnard; „ehrscher Schurke! Die passende Antwort für Dich wäre die Stimme des Henkers." —



Anfangs nahmen sie irgend einen Gegenstand, eine schöne Baumgruppe und dergleichen auf's Korn.

„Du weigerst Dich, Deinen Raub herauszugeben, Glender?“ rief der Baron. — „Wenn ich frei bin,“ entgegnete der Gefangene. — Der Herr zu Moultry versuchte es nach einander mit Vorstellungen, Trohungen, Freiheitsversprechungen, um den Entschluß des alten Mannes zu erschüttern, doch umsonst; dieser hatte auf Alles nur eine Antwort: „Wenn ich frei bin.“ — Während über den mißlungenen Versuch, verließ Sir Barnard Gaiton den Thurm und lehrte in die Halle zurück, wo Humphrey Skillet und Miles Goring ihn erwarteten. „Der Schurke hat die Unverschämtheit mir zu tropen,“ brummte er. — „Der Glende! Wenn Sie sagen: bringt ihn zum Geständnisse, so bringen wir ihn dazu.“ — „Ach sollte wohl meinen,“ stimmte sein Genosse bei. — „Die Mittel sind nicht meine Sache,“ sagte Sir Barnard mit heiferer Stimme; „ich frage nicht darnach und will sie auch nicht wissen. Thut, was

ihr versprochen habt, und verlaßt euch auf meine Dankbarkeit. Die einzige Bedingung, die ich stelle,“ setzte er hinzu, „ist die, daß ihm nichts am Leben geschieht.“ — Mit diesen Worten stieg er zu Pferde und jagte wie von seinen eigenen schlimmen Gedanken gehebt davon.

„Endlich!“ murmelte Miles; „er hat verdammt lang gebraucht, um zu einem Entschluß zu kommen.“ — Sein Gefährte lächelte: er sah mit inniger Befriedigung, wie völlig dieser Auftrag den reichen Herrn zu Moultry in ihre Gewalt gab. — Noch in derselben Nacht begab er sich zu dem Gefangenen. Doch wir wollen unsere Blätter nicht mit einer Beschreibung des gräßlichen Austritts besudeln, der nun erfolgte. Es genüge an der Bemerkung, daß dieser Teufel in Menschengestalt ein — noch so furchtbares Mittel unverzucht lief, um den bebenden Rippen des alten Mannes

sein Geheimniß zu entreißen, aber umsonst. Die zwei folgenden Nächte wurden diese Gräuelt thaten wiederholt, doch ohne besseren Erfolg. — In einer Ecke des Zimmers lag der Schlosser niedergebretet, denn er war nicht mehr im Stande sich auf den Füßen zu halten. Die Ueberreste eines Holzfeuers auf dem Kaminstroß, die auf dem Boden herumliegenden Stride und Eisenstangen gaben einen Begriff von den Mitteln, die sein erkrankungselender Heiler angewandt hatte, um ihm ein Geständniß zu erzwingen. „Warum schreist Du nicht auf?“ sagte Skillet, als sie wieder zu ihm kamen, indem er mit dem Fuß nach ihm stieß. — „Ich kann nicht,“ stöhnte der Unglückliche und warf den Teppich weg, mit dem er sich bedeckt hatte. Bei dem Anblick, der sich ihm darbot, konnte selbst Humphrey Skillet sich eines Schauders nicht erwehren. Die Reime des Gefangenen waren furchtbar angeschwollen von der Einwirkung des Feuers, das Milz unter dessen Fußsohlen angehängt hatte. Die Sehnen waren herausgetreten und zusammengekrümmt. „Du hast ihn geliebt,“ küßte er seinem Begleiter zu. — „Nun, ich bin nicht schlechter als Du bist,“ war die Antwort. „Er ist ganz selbst schuld, warum sagt er's nicht?“ — Zacharias Andrews stützte sich auf seinen Ellbogen und schaute den Sprecher mit einem Blick wider Entschlossenheit an. „Eher will ich sterben,“ sagte er, „als daß ich mir ein Geheimniß entreißen lasse, sterben, damit der Schurke, der euch begabte, seinen Plan doch vereitelt sieht.“ — Wenige Stunden später stellte sich ein Mundfieber ein, das den Schlosser an den Rand des Grabes brachte, doch siegte seine eiserne Natur. Nach einigen Wochen erlangte er die körperliche Gesundheit wieder, aber das Licht der Vernunft schien erloschen. „Ich hätte besser daran gethan, die fünftausend Pfund zu bezahlen,“ dachte Sir Barnard, als er von der Sache Kenntniß erhielt. Und der Erfolg zeigte, daß er nicht unrecht hatte. Denn lange Zeit hatte er nicht nur den unglücklichen Strüppel, sondern auch noch die Wertlosigkeit seiner Grausamkeit zu unterhalten. Jahre gingen hin, aber nicht das mindeste Zeichen wiederkehrender Vernunft trat zu Tage. Andrews als mit Appetit und schlief gut — im übrigen war sein Zustand der — des Wahnsinns. Milz wurde zuletzt so sehr von seiner Unschädlichkeit überzeugt, daß er nicht länger die Vorrichtung gebrauchte, ihn in den Thurm einzuschließen, sondern ihn im Hause umbetreten ließ. „Er wird Dir eines Tages davon laufen,“ bemerzte Humphrey Skillet, als er ihn das erste Mal in den unteren Räumen traf. — „Näpfen, wirst Du sagen wollen,“ erwiderte sein Genosse mit schallendem Gelächter. Von der barbarischen Behandlung, die ihm zu Theil geworden, konnte der Schlosser nicht mehr aufrecht gehen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Zwölf Jahre waren seit der Taufe des Erben zu Moultry verfloßen, und während der Zeit hatte — wie unsere Leser sich denken können, auch im Kreise unserer Bekannten die Welt nicht stille gestanden. Gar Manches war anders geworden. Mary war die glückliche Mutter mehrerer Kinder, und mit ihrer und des Gatten Liebe geeignet sich ihr die Zeit sanft dahin; wohl brachte sie auch Prüfungen im Gesolge, doch weit mehr des Guten, Erfreulichen. — Aber die größte Veränderung war wohl mit Collin Craw vorgegangen. Der arme Kaufbursche aus dem Arbeitshaufe, den der Meister und die Weisterrin zu hudein, ja zu mißhandeln pflegten, war nun ein Gentleman von äußerst ruhigen Manieren, der sich in dem erwähnten Verufe rasch einen Namen zu machen wußte, wobei ihm freilich Lord Chewater's Unterstützung gut zu Statten kam. Saltmarsh hatte ihm, betroffen von seiner wirklich seltenen Geschäftsgewandtheit, den Vorstoß gemacht, in die Zirma zu treten; eine Ehre insofern, die Collin abzulehnen zu müssen glaubte, sehr zum Aerger seines alternden Prinzipals, der gar zu gerne Jemand gehabt hätte, der ihm die nachgerade beschwerlich fallende Ge-

schaftslast des Bureaus abgenommen und sich dabei mit der Stellung eines bloßen Theilhabers am Geschäft begnügt haben würde. — Wie sein Wohlthäter war auch Collin unverheirathet geblieben. Seine ganze Liebe galt dem Sohne der ermordeten Bella, bei welchem er Vormundstelle vertrat. William Carl hatte die Natur neben einer anmutigen Erscheinung und wirklich nicht gewöhnlichen Talenten mit einem warmen, dankbaren Herzen begabt. Wie tall es auch sein, wie sehr ihn auch die Spiele seiner Wirthsäler anziehen mochten, unterließ er es doch nie, seinem Vormund wenigstens eine Meile entgegen zu gehen. Kein Wunder, daß Collin ihn liebte und daß — trotz ihrer Altersverschiedenheit — vollkommenes Vertrauen zwischen ihnen bestand, vollkommen bis auf den einen Punkt über seine Geburt, über den Collin kein Recht zu haben glaubte ihn aufzuklären.

Ganz anderer Art waren die Gefühle, die zwischen Sir Barnard Gaston und seinem Vorgesetzten bestanden. Als dieser sechs Jahre alt war, hatte der Baron mit seinem längst entworfenen Erziehungsplane begonnen, der von eigens dazu bestellten Lehrern unter seiner persönlichen Leitung ausgeführt werden sollte. Es war beabsichtigt, daß der Erbe der Gastons sich bereinst im gelegentlichen Körper auszeichnen und dadurch der Familie wieder zu ihrem alten Ansehen verhelfen sollte. In diesem Sinne wurde Geschichte, Geographie, Jurisprudenz, Nationalökonomie, kurz jedes Studium, das die Laufbahn des künftigen Staatmannes vorzubereiten im Stande sein konnte, mit dem armen Anaben getrieben, bis sein Kopf zuletzt ganz verwirrt wurde und er ernstlich zu kränken anfing. Doktor Tronian ward gerufen. „Sie bringen den Anaben um,“ sagte der ehrliche Arzt. „So jung er ist, muß er härter dran glauben als ein Mann, der sich auf sein Examen vorbereitet. Das müssen Sie aufgeben.“ — „Unmöglich!“ — „Dann verlieren Sie ihn,“ war die Antwort. — Der Baron kannte Tronian als geschickten Arzt, für eine so wichtige Frage war derselbe aber nicht kompetent. Aber der londoner Arzt, den er ihm vorstellte, sagte daselbe, und diese Uebereinstimmung verheißte ihres Einbruchs auf den Baron nicht. — „Was würden Sie vorschlagen?“ fragte er; „reisen?“ — „Eine öffentliche Schule wäre für ihn von weit größerem Nutzen, als Lutorveränderung,“ war die Antwort. — „Als! Schweigen Sie mir von öffentlichen Schulen.“ — „Nun, dann thut's auch eine Pension?“ setzte der Doktor hinzu. „Da fällt mir eben ein, ich kann Ihnen eine empfehlen, die ganz für Sie paßt. Mein alter Universitätsfreund, Friedrich Hansler, Rektor zu Woodfall, hält ein kleines Pensionat, in das schon wegen des Preises nur Söhne aus guten Familien kommen. Ihn können Sie getroßt Ihren Ansel anvertrauen, es ist ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit und vortrefflichem Charakter.“ — Nachdem Sir Barnard Gaston auch von anderen Seiten dasselbe günstige Urtheil über den Rektor und seine Erziehungsanstalt vernommen, traf er Einleitung Hugo hinzuschicken.

Hugo berührte der Uebergang aus seiner Abgeschiedenheit in das lärrende Treiben seiner Altersgenossen auf's Wohlthundste, doch blieb er mehrere Tage schein und zurückhaltend. Einige hielten dieß für Stolz. Nach ein paar Tagen waren die Anaben insofern mit ihrem neuen Kameraden auf den freundschaftlichsten Fuß gekommen und gingen in das idyllische Waldthal zum Baden. Hugo stand eine Weile am Ufer und sah zögernd seinen Gefährten zu, wie sie mit fröhlichem Lachen einer um den andern in den Strom sprangen. Nicht als ob Furchtsamkeit ihn zurückgehalten hätte — der Anabe war mutzig genug, aber die malerische Scene, die zum ersten Male vor seinem Blicke sich aufthut, ergriß ihn mächtig. — „Hugo! Hugo!“ riefen einige von den Anaben, die sich in dem klaren Elemente tummelten, „was stichst Du am Ufer?“ — „Mutzig!“ ermunterten andere; „Mutzig! Ein Saß, und es ist vorbei.“ — Das Wort „Mutzig“ weckte ihn aus seinen Träumen.

Hals sprang er in den Strom und verschwand unter der Oberfläche. „Bravo!“ jubelten die Jungen. — „Taucht so gut als Peresford!“ sagte einer. — „Besser!“ fügte ein Anderer hinzu. — „Naß so gut als Carl.“ machte ein Dritter geltend. — „Witterweide war der Knabe, dessen Verdienste so sehr gepriesen wurden, noch nicht wieder zum Vorschein gekommen und die andern fingen an unruhig zu werden. Auf einmal erschienen seine Arme über dem Wasser, aber nur, um sogleich wieder zu verschwinden. — „Er hat den Krampf.“ war das allgemeine Geschrei, „und ist in eine Uniefe gerathen!“ — „William, der sich eben am Ufer entleerte, hatte genug gehört. Mit einem Sprung war er unter dem Wasser und suchte nach seinem neuen Bekannten. Es war ein Augenblick der peinlichsten Erwartung. Carl war der beste Schwimmer der Partie, hatte er keinen Erfolg, so war seine Rettung möglich. In wenigen Minuten tauchte er auf und trug den bleichen, beinungslosen Hugo in seinen Armen; ein Dupend hülfreiche Hände streckten sich ihm entgegen und zogen ihn an's Ufer. Von da ging's im Triumph nach Hause.

Seit jenem Tage bestand eine iunige Freundschaft zwischen den zwei Knaben. William fühlte sich zu dem von ihm dem Lobe Entrißenen hingezogen, und Hugo sah mit der Liebe eines jüngeren Bruders zu ihm auf. Als Collin Craw vernahm, wie edel sich sein Pflegejoch benommen, schlug sein Herz höher vor Stolz, und er fragte nach dem Namen des Schwulmerabens, den er getretet. — „Gaston,“ erwiderte William. — „Wie?“ — Der Name wurde wiederholt. — „Und halt Du... daß Du ihn gerne?“ forschte sein Vormund. — „Gerne?“ versetzte unser junger Held. — „Ich liebe ihn mehr als Alles, nur einen ausgenommen.“ — „Und der ist...“ — William Carl umschlang Collin's Hals mit seinen Armen und schaute ihm lächelnd in das Gesicht. Seine Frage war beantwortet.

Fünfundvierzigste Kapitel.

Es ist etwas Herrliches um die Kindheit! Die Sorgen und Mühen des Lebens, seine Leidenschaften und Kämpfe sind ihr unbekannt. Das Gemüth ist rein und unbesleht, wie es aus der Hand des liebenden Schöpfers hervorging. Aber dieser Zustand kann nicht ewig währen: das Leben mit seinen Anforderungen, seinen Versuchungen tritt an uns heran, Leidenschaften erwachen in unserer Brust, und die Unschuld flieht, mit ihr das Glück — um nie mehr ungetrüb't wiederzulehren. — Es war nicht leicht eine frohere Knabenschaft zu finden, als auf dem Pfarrhofe zu Woodfall, war er ihnen doch im besten Sinne des Wortes eine Heimat. Der Rektor machte sich bei mit der Sorgfalt eines Vaters, während seine vortreffliche Gattin — selbst kinderlos — sie mit wahrhaft mütterlicher Fürsichtlichkeit behandelte. Von Vergünstigung Einzelner fand sich keine Spur; denn wenn das würdige Paar auch den einen oder andern der Knaben lieber hatte, so hielten sie es für Schwachheit, dies merken zu lassen; und dadurch war auch Neid und Eifersucht den Jünglingen selbst fremd. Kein Wunder, daß unter so günstigen Voraussetzungen Kopf und Herz Hugo's aufzubauen, seine Nerven sich wieder zu kräftigen begannen. Es lag etwas Anstößendes in dem frühlichen Lachen seiner Gespielen, das Lernen war ihm keine Arbeit mehr, sondern ein Vergnügen, denn Andere theilten es. Aber den wohlthätigsten Einfluß äußerte William Carl's auflösender Freundschaft auf den jungen Erben, der sie mit hingebendem Vertrauen erwiderte. Unter dem Vorwande zu zeichnen forderten sie sich häufig von ihren Kameraden ab und betraten den alten Kirchhof, der eine prachtvolle Aussicht auf die Landtschaft gewährte. Anfangs machten sich dann die Weiden eifrig an's Werk, legten ihre Seite zurecht und nahmen irgend einen Gegenstand, eine schöne Baumgruppe und dergleichen auf's Korn; bald aber entspann sich auf die eine oder andere Weise eine Unterhaltung, und sie brachten selten mehr als die ersten Umriffe

zu Papier. — Während einer solchen Unterhaltung hatten sich eines Tages — unbemerkt von den Weiden — drei Personen auf dem Kirchhofe eingefunden — Collin Craw, Lady Cheverly und Edward. Die Letzteren waren bis jetzt nur selten gekommen, Hugo's Anwesenheit aber machte diese Vorsicht unnötig, da Jedermann annehmen mußte, ihre Besuche gelten ihm und ihm allein. Der Bericht, den Collin über das heldenmüthige Benehmen William's und über die außerordentliche Anhänglichkeit der Knaben an einander erstattet, hatte sie tief ergriffen, erlanten sie doch deutlich darin die Hand der Vorsehung. — „Da sind sie,“ küßte ihr Führer, auf die Brüder deutend. „Der Rektor sagte uns ja, wir würden sie bestimmen finden. William! William!“ Der Knabe erkannte seinen Vormund an der Stimme, sprang rasch auf und ließ ihm entgegen. „Sie zweimal in einer Woche zu sehen,“ rief er, „ist wirklich ein unerwartetes Vergnügen. Wie soll ich Ihnen danken? Sie befinden sich doch wohl?“ — „Ganz wohl, mein lieber Junge,“ versetzte Collin, dem die Anhänglichkeit seines Pflegejochs im innersten Herzen wohl that; „Tein Freund ist bei Dir, wie ich sehe.“ — „Hugo! Ja, wir sind selten getrennt.“ — „So höre ich,“ bemerkte sein Vormund lächelnd. „Seine Tante, Lady Cheverly, und sein Vetter, Mr. Edward Gaston, sind auch auf Besuch gekommen.“ — Mary fühlte ein tiefe unübersehbliches Verlangen, den Sohn der ermordeten Bella an ihr Herz zu drücken, doch widersah sie ihm, bis ihr Hugo erzählt hatte, wie William ich das Leben getretet. „Gott segne euch, liebe Kinder,“ sprach sie, ihren Kesseln zärtlich lächelnd; „möget ihr stets Freunde bleiben und kein fremdes Interesse je euch von einander scheiden.“ — „Du hast Dich sehr edel benommen,“ bemerkte Edward, seinem Schützling mit Wärme die Hand drückend. — „Schwügendes Interesse!“ dachte William Carl. „Welches Interesse kann denn auch zwischen dem Erben Sir Barnard Gaston's und einer freundschaftlichen Waise, wie ich bin, entstehen?“ — „Die ganze Familie,“ fuhr Lady fort, „muß Dir für Deinen Heldenthum dankbar sein. Der Graf wünscht Dich lernen zu lernen. Du mußt uns besuchen.“ — Ein Blick ihres Veters warnte sie auf der Hut zu sein. — „Mit Deinem Freund,“ setzte sie hinzu. — „Dank, liebe Tante,“ rief Hugo, „das ist viel besser, als wenn ich den Großvater bitte, ihn nach Moultry einzuladen.“ — Seine Verwandten waren derselben Meinung. — „Und was sagst Du dazu?“ sprach Mary zu unserem Helden gewendet. — „Meine Antwort, Lady Cheverly, hängt von meinem Vormunde ab,“ erwiderte er. „Bisher habe ich meine Valanz bei ihm zugebracht. Halten Sie mich nicht für eitel,“ fügte er bei, „wenn ich fürchte, er werde sich ohne mich einsam fühlen.“ — „Du hast recht,“ sagte Lady Cheverly. „Mr. Craw verdient in vollem Maße Deine Dankbarkeit.“ — „Es war ein stolzer Augenblick für Collin. Er gedachte des Armenhauses und seiner eigenen verlassenen Kindheit. Es wollte etwas heißen so von sich reden zu hören, so sich geachtet zu wissen. „Du mußt die Einladung der Frau Griffin annehmen,“ bemerkte er. — „Nur wenn Sie's wirklich wünschen.“ — „Ich wünsche es — wünsche es wirklich,“ sagte sein Vormund, gerührt von dem Jögern des Knaben, der augenscheinlich nur ihn zu verletzen fürchtete. „Dann ist mir die Einladung von Moultry höchst willkommen,“ rief William, „und ich hoffe Sie nicht durch mein Jandern beleidigt zu haben.“ — „Im Gegentheil,“ versetzte Mary, „ich kann es nur billigen.“ — „Es wird mir zum größten Vergnügen gereichen, wenn von meinem Freunde getrennt zu werden.“ — „Ihr liebt einander also?“ — „Wie Brüder,“ riefen die beiden Knaben, und denen, die es hörten, klang's wie die Stimme der Natur und weckte ein Echo im eigenen Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ernte in der Campagna di Roma.

In der Campagna von Rom ist der Juli der Erntemonat; die Mäher kommen dann meist aus dem neapolitanischen Lande und von den Abruzzen, und vermieten ihre kräftigen Arme für die mäßige Summe von zwanzig Bajocchi täglich. Sie pflegen mit ihrer ganzen Familie auszuwandern und tragen Zelte mit sich, die sie aufschlagen und unter denen sie des Nachts schlafen, so daß man nomadisch lebende Beduinen oder Zigeuner zu sehen glaubt. Ist die Ernte beendet, so kehren diese zufriedenen und glücklichen Leute mit ihrem kleinen erparten Schatz wieder in die Heimat zurück.

Die römische Campagna ist keine unbebauten Wüste, wie man so oft hört; ein großer Theil dieser weiten Ebene ist kultivirt und bringt vortreffliches Getreide hervor. Nun ist dieselbe trotzdem aber spärlich bewohnt, und wie schon erwähnt, kommen die zur Bestellung der Felder nothwendigen Männer und Weiber von weither. Da dieselben in das entfernte Rom nicht gehen können, in den dortigen Domen ihre Anbacht zu verrichten, so kommen an den Sonntagen Priester zu diesen Mähern, und zelebriren die Messe in einer Art fahrender Kirche, die von Stieren gezogen wird und mit Allen zur Feier Nothwendigen versehen ist. Es ist ein rührendes und materielles Schauspiel, eine solche Messe in der Campagna. Die starken gebräunten Männer in weißen



Erntemesse in der Campagna (Rom).

Hemdärmeln und kurzen Weinleibern, die Weiber, deren Kopf von einem weißen Tuch umrahmt ist, oft am Busen ein säugendes Kind und ein anderes in einem Bindenschorbe neben sich, andere Campagnolen, welche sich den Andächtigen zugesellen, der Priester, welcher in einer kleinen auf einem zweirädrigen Karren schwebenden hölzernen Kapelle zelebriert, die aufgeschlagenen weißen Zelte, die weiblichen und ruhenden Stiere, welche die fliegende Kapelle bald wieder nach einem entlegeneren Orte ziehen werden, die schönen blauen Hügel, welche der grüngoldigen Campagna als Hintergrund dienen, die heiße Sonne, welche die ganze Natur mit einer Glorie überhaucht, das tiefe fromme Schweigen, nur unterbrochen durch des Priesters Worte und die lispelnden Gebete

Einzelner — Alles das bildet ein weisevolles schönes und für den Fremden anziehendes Ensemble. — Nachdem das Mähen vorüber, beginnt das Dreschen, welches «la Trita» heißt. Zu diesem Zweck richtet man eine Art Tenne her, breitet die Garben darauf aus, toppelt sechs Pferde zusammen, die ein Treiber an einer Leine hält und über die Garben gehen läßt, bis die Körner ausgetreten sind. Das Stroh wird dann mit Rechen zusammengehoben, und aus den Körnern bildet man Haufen, in die oben Kreuze gesteckt werden.

N. Wagner.

Q a e t a .



Seitdem Aeneas seine Amme Caieta hier begraben, hat die Stadt gar mancherlei Schicksale erlebt. Vielleicht wie hat es jedoch die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in solchem Grade auf sich gezogen, als bei der jüngsten Belagerung. Werfen wir noch einmal einen Blick auf dieses letzte Vollwerk der Bourbonen. Der Garigliano, welcher unweit Capriano aus dem Tiris und Sacco sich bildet, trennt gegen Norden einen Komplex hoher und schön geformter Berge, den westlich die pontinischen Sümpfe begrenzen, vom Haupttamm der Apenninen, und scheidt ihn als Ausläufer zwischen Tiri und Fondi in's tyrrhenische Meer vor. Auf der äußersten Spitze liegt die heutige Festung Gaeta, in eisener, meerumspülter, felsiger und von Vegetation ziemlich entblößter Gegend, welche zu den üppigen Oliven von Tiri, zu den Johannisbrodbäumen (Carruben) und den Crangengärten Fondis und Molas einen traurigen Kontrast bildet. Zwei Hügel sind stark besetzt: nach der Landseite steigen starke Batterien terrassenweise in die Höhe, ein doppeltes und dreifaches Feuer während; auf der höchsten Spitze thronet der Thurm des Orlando, und auf dem jetzigen Abhange nach dem Meere zu bröckeln ein paar mittelalterliche Schloßer zusammen. Die Stadt hat im Innern kein ables Ansehen, einige gut gepflasterte Gassen, Kirchen, Abster und 12,000 Einwohner, welche ein wenig Handel, hauptsächlich aber Fischfang treiben. Eine Reihe Fischbrütten bildet eine Art Vorstadt. Daß Gaeta's Ursprung in ein tiefes griechisches (tyrrhenisch-pelasgisches) Alterthum zurückzuführen, leidet keinen Zweifel. Griechen und Römer räumten die Sicherheit und Trefflichkeit ihres Hafens und die Schönheit des Sinus Caietanus. — Nach dem Untergange des römischen Staats ward Gaeta ein eigener Staat mit republikanischer Verfassung, der unter den byzantinischen Kaisern stand und mit vom dem Prätor von Syzilien verwalte wurde, der ab und zu in Gaeta residierte. Später kam es unter päpstliche Hoheit, und Papst Johann VIII. verlehnte Gaeta als Lehen an Pandemollo, Grafen von Capua. Farnach hatte auch Gaeta seine eigenen Herzoge, die zugleich den Titel „kaiserliche Konsula“ führten. Im Jahr 877 war Docibis's Herzog, der, um sich von Capua's Einfluß zu befreien, die Sarazenen zu Hülf rief. Diese Verbindung zwischen dem Herzogen und Sarazenen blieb, weil jene sich dadurch unabhängig erhielten; 880 wurde das Viehthum von Formia nach Gaeta verlegt, 915 war Johann Herzog, dann wählten die Gaetaner den Grafen Atenofo von Aquino, und dadurch mit Aquino verbunden verwickelten sie die Bemühungen der Fürsten von Salerno, Gaeta sich zu unterwerfen. Im Jahr 1435 nahm Alfonso von Aragonien die Stadt ein und legte noch mehrere Werke, als die Citadelle an. Sie blieb nun bei Neapel. Am 30. September 1707 stürmte der österreichische General Daun nach dreimonatlicher Belagerung; 1711 wurde Gaeta noch stärker besetzt; 1734 eroberten es die Spanier und Sardinier unter dem nachmaligen König Karl von Neapel nach fünfmonatlicher Belagerung. Im Mai 1799 wurde es von den Franzosen und Republikanern besetzt, am 5. Juni aber wieder an den König übergeben; 1806 vertheiligte der Prinz von Heffen-Philippthal Gaeta sehr tapfer gegen die Franzosen, und die Stellung ergab sich erst nach einer fast halbjährigen Belagerung, nachdem der Prinz schwer verwundet nach Sizilien übergeführt war. Im Jahre 1815 und 1821 hielt es sich einige Zeit lang gegen die Oesterreicher (vergl. österr. Milit. Zeitschrift 1823, I. Bd.). Zu Ende des Jahres 1848 stürzte Pius IX. nach der Ermordung seines Ministers Rossi auf den Rath der zu Rom weilenden Diplomaten hier, und Ferdinand von Neapel beschenkte die Stadt bei dieser Gelegenheit mit mehreren Privilegien. Die jüngste denkwürdige Belagerung 1860—61, die noch in Aller Gedächtniß, dauerte fünf Monate, bis Franz II. mit dem sardinischen General Cialdini kapitulirte und nach Rom ging.

Ein gefährliche Brautwerbung.

Eine Erzählung von *Niederösterreich's* *Nielsen*.

Seit der Zeit, daß Aelau ein erwachsenes Mädchen war, gab es wenig Frieden in Husaby. Es schlugen und balagten sich dort die flüchtigen Wurzhe der Yggde die eine Nacht nach der andern. Am Schlußmiste war's immer in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag; dann aber letzte sich der alte Knut Husaby auch nie anders als in den Kleibern zu Rette und setzte einen Birtentuitel davor. „Ni mir eine schöne Tochter bescheert worden, so will ich sie auch zu schüben wissen,“ sagte der Husaby. — Thore Käset war bloß ein „Hausmannsjunge“, und doch gab es welche, die sagten, er besuche die „Hofmannsbirne“ (Hofbrägers) auf Husaby am häufigsten. Dem alten Knut gefiel das nicht, er sagte auch, es sei nicht wahr, denn er habe es nie gesehen.“ Die Leute aber lächelten dann und meinten, wenn er richtig nachgesehen hätte in der Vobentammer, wohin die Aelau sich geschlichen, anstatt mit den Wurzhen auf der Tiele zu tanzen, so würde er der Thore gefunden haben. — Der Frühlings kam und Aelau zog nach der Alm mit der Heerde. Wenn sich nun der Tag heiß über das Thal legte, die Felsen sich löst über den Sonnenrauch erhoben, die Heerdenglocken läuteten, der Schönerbund bellte, Aelau jobelte und drohen auf der Alm die Lur blies, — dann belamen die Wurzhe Herzwe, welche dort arbeiteten und auf das Sand hinabschauten. Und am ersten Samstagabend legte der Eine seinen Weg hinauf nach der Alm nach dem Andern. Aber sie kamen eben's schnell wieder hinunter, denn drohen hinter der Eranthentür stand ein Wurzhe, nahm Leben in Empfang und rollte ihn dergestalt wie ein Rad um, daß er nachher sich laum der Worte erinnerte, welche mitfolgt, nämlich: „Komm' ein andermal wieder, dann sollst Du mehr bekommen!“ — Ihrer Meinung nach gab es nur Einen in dem Kirchspengel, welcher eine solche Faust habe, und das war Thore Käset. Und alle die reichen Hofmannsbirne meinten, das wär' abjehulid, daß der Hausmannsjunge am höchsten stehen sollte bei der Aelau Husaby. — Dasselbe meinte auch der alte Knut, als er dies erfuhr, er sagte, gab's keinen Andern, der ihn zügeln könne, so wolle er schon selbst aufpassen. Knut war ja allerdings sehr zu haben, allein als er schon über die Seehög war, pilgte er noch gern seine Kräfte mit denen des ältesten Sohnes zu messen, wenn es ihm zu Hill im Hause wurde. — Hinauf nach der Husabyalm ging nur ein einziger Wurzhe, welcher grad durch den Husabygarten führte. Am nächsten Samstagabend, als Thore zur Alm wollte und sich sackte durch den Hof schlief, schon leichter zu Fuß, als er an die letzte Viorte kam, — jubr ein Aertl grad auf ihn los. — „Was willst Du mir?“ jagte Thore und schlug ihn auf die Schulter, daß es in ihm sang. „Das sollst Du bald erfahren,“ sagte ein Anderer hinter ihm mit einem Nadenkschlag, und das war der Bruder. „Nun haben wir ihn,“ sagte der alte Knut und drang an ihn ein. — Thore wehrte sich seiner Haut; er war geschmeidig wie eine Weide, und schlug dabei, daß die Aunten sprühten; er bog sich und mandte sich; wo Schläge fielen, war er nicht, wo man sie nicht erwartete, theilte er sie aus. Er neigte sich und schoß empor; dennoch ward er gehörig zugebeht, allein der alte Knut sagte oft nachher, noch nie habe er sich mit einem stolseren Aertl begalgt. Sie hinhren fort bis Aurt floß; da aber jagte der Husaby, „halt!“ und fügte hinzu: „Kannst Du nächsten Samstagabend vor dem Husabyalten und seinen Jungen nach der Alm hinaufkommen, dann soll die Tirne Dein sein!“

Thore schleppte sich heim, so gut er konnt', und als er da war, ging er zu Rette. Man sprach viel von der Schlägerci auf Husaby; aber Einer und Alle sagten: „Was wellt' er auch da.“ — Eine gab's doch, die nicht so iagte, und das war Aelau. Sie hatte ihn jenen Samstagabend

erwartet, und als sie nun erfuhr, was zwischen dem Vater und ihm vorgefallen war, setzte sie sich hin und weinte und sprach bei sich selbst: „Komm' ich nicht ihn, den Thore, so gib's ihr mich keinen frohen Tag mehr hier auf der Welt.“ — Thore blieb den Sonntag über liegen und am Montag fühlte er, daß er auch am besten thäte nicht aufzustehen. Der Dienstag kam, und das war ein wunderschöner Tag. Es hatte in der Nacht geregnet; das Gebirg war so herrlich grün; das Fenster stand offen, Luft von Laub drang herein, die Glöden der Heerden läuteten vom Gebirg herab und man jodelte dort oben . . . ja, hätte die Mutter nicht in der Stube gesehen, so würde er gemerkt haben. — Der Mittwoch kam und noch lag er da; allein am Donnerstag fragte er sich, ob er denn nicht zum Samstag gesund sei; und Freitag stand er auf. Er erinnerte sich nun des Wortes des Alten: „Mann! Du nächsten Samstagabend vor dem Husabhalten und seinen Jungen nach der Alm hinaufkommen, so soll die Dirne Dein sein.“ Er sah das eine Mal nach dem andern nach dem Husabhalte hinüber und dachte: „Mir fehlt nun nicht mehr das Geringste.“ — Hinauf nach der Husabalm ging nur ein Pfad, wie vorher gesagt; allein ein unthätiger Kerl konnt' auch wohl hinauf kommen, wenn er auch nicht den Pfad ging. Andere man dort um die Helseipipe und legte an jener Seite an, so war's möglich, dort hinauf zu kommen, zwar war's so steil, daß kaum die Kniee dort ging, und sie pflegte doch oben nicht bange zu sein im Gebirg. — Der Samstag erschien und Thore ging den ganzen Tag umher. Die Sonne spielte, daß es im Gebüsch sprang, und dann und wann jodelte und lodte es vom Gebirge. Er stand noch vor seiner Hausthür, als es anfang Abend zu werden und eine girrende Taube nach dem Gebirg hinauf flog; er blickte ihr nach, es war so hüßlich dort; er sah hin nach dem Husabhalte, — und dann machte er das Voot los und ruderte um den Felsvorsprung herum. Auf der Alm sah Aelang, fertig mit ihrem Tagewort; sie dachte daran, daß Thore diesen Abend nicht kommen könne, aber daß viele Andere an seiner Statt kommen würden. Sie löste den Hund von der Kette und sagte Niemandem, wohin sie ging. Sie setzte sich so, daß sie über das Thal hin sehen konnte; allein da kam die Taube hinauf, und nun hatte sie den Muth nicht mehr hinabzuschauen. Sie wählte also einen andern Bly, und öfnete daß sie daran dachte, ging sie nach jener Seite und setzte sich dort, wo sie über den See blicken konnte; „es gab solchen Frieden, dieß lange Schönen über das Wasser.“ — Als sie da sah, drängte es sie zu singen; sie sang ein Lied mit langen Tönen an und der Klang „ging so weit durch den Raum!“ Sie wollte sich gern selbst singen hören und sang daher von Neuem an, als der erste Vers zu Ende war. Allein als sie nun aufhörte, war es ihr, als ob Einer tief unten antwortete. „Liebe, was kann das sein?“ dachte Aelang, trat vor an den Abhang und schlug die Arme um eine junge Birke, welche dastand und über dem Abgrund zitterte; sie blickte hinunter. Aber sie sah nichts; der See lag still da und rührte ans, nicht ein Vogel flog darüber. Aelang setzte sich wieder und sang von Neuem. Aber da antwortete es im selben Ton und näher als das erste Mal. „Das kann kein Echo sein, das!“ Aelang sprang auf und lehnte sich in neuer Lage über den Abhang. Und da sah sie branten an der Felswand ein Voot, das angelegt hatte, und so tief unten war's, daß es ausfah wie eine kleine Nischale. Sie suchte mit dem Blick höher hinauf und sah eine — rothe Mütze und darunter einen Mann, welcher mühsam an der Felswand emporklimm. „Wer kann das sein?“ fragte Aelang, ließ die Birke los und sprang zurück. Sie burste sich nicht selbst antworten, weil sie wohl wußte, wer es war. Sie warf sich nieder auf den Rasen, hielt sich fest im Gras mit beiden Händen, als sei sie es, welche sich nicht loslassen dürfe. Allein die Graswurzeln lösten sich, sie jähre stärker und stärker und griff krampfhaft in das Gras. Sie bat Gott den Allmächtigen, ihm beizustehen, allein dann fiel ihr

ein, daß dieß Unterfangen Thore's ja hieße Gott versuchen, und dazu könne er wohl keine Hüfte erwarten. „Nur dieß eine Mal!“ betete sie, „nur dieß eine Mal hilf Du ihm!“ Und sie umfing den Hund, als wär's Thore, den sie festhalten wollte, rollte sich mit ihm über den Rasen und meinte, die Zeit wäre eine Ewigkeit. Aber da rief der Hund sich los. „Wau, wau!“ bellte er und wedelte mit dem Schwanz; „Wau, wau!“ bellte er Aelang an und sprang empor mit den Vorderpfoten. „Wau, wau!“ nach unten von Neuem! — und da kam plötzlich eine rothe Mütze empor über den Felsrand — Thore lag in ihren Armen. Da lag er lange, ohne daß Eins von ihnen hätte ein Wort hervorbringen können; — und in Dem, was sie endlich sagten, war anfangs weder Sinn noch Verstand. — Aber der alte Muth husab, als er dieß erfuhr, sagte ein Wort, das nicht unwirig war; er schlug auf den Tisch, daß es schallte in der Stube: „Den Burtschen zu haben ist der Mütze werth, die Dirne soll sein werden!“

Das Kloster Einsiedeln

im Kanton Schwyz.

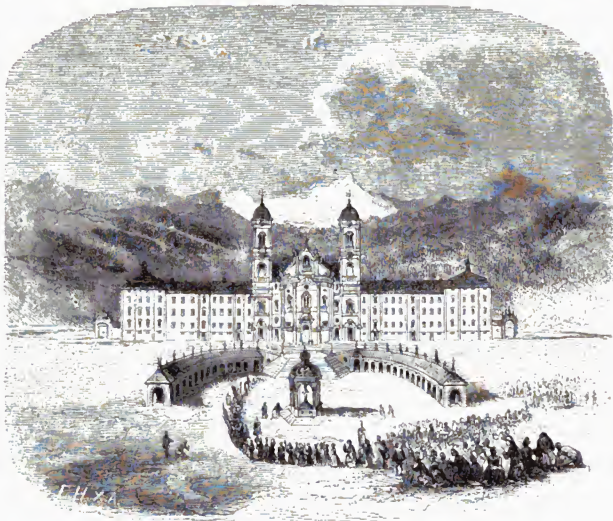
Zwei größte Straßen und verschiedene Fußwege über die Gebirge führen in das bei dreitausend Fuß hoch über der Meeresebene gelegene Thal von Einsiedeln in der Schweiz, im Kanton Schwyz. Die eine der genannten Straßen führt, von Zürich und Nidterswyl her, über die geschichtlich merkwürdige Schindeldeli und die Klüße Eihl und Aber nach der Pennau (Penna's Au), und von dort nach einem halb-tägigen Marsche zu dem weit umher berühmten Heiligthume Maria-Einsiedeln. Folgen wir der Straße über den Egel, die sich vom reizenden Seculer bis zur Pöschhöhe hinaufschlingt, so nimmt die milde Luft und mit ihr der reiche Pflanzenwuchs des Seegebietes bald bedeutend ab, und man wird erinnert, daß die andere Seite des Berges eine erhellere, rauhere Berglandschaft vor dem Blicke entfalten werde. Zunächst tritt der Unterchied des Klima oben auf der Höhe zu Tage, wo neben dem Wirthshause, das dem Wanderer Erfrischung bietet, ihn eine im italienischen Geschmacke gebaute Kapelle zum Ansehen und zu nodmaligem Ueberblicke der lieblichen Seelandtschaft einladet. Treten wir zunächst in die Kapelle, wo Tausende von Pilgern das Andenken des heiligen Meinrad fromm verehren. Vom Altarblende und von den Defengemälden der Kapelle blicken die Figuren uns an, die uns die Geschichte des Heiligen erzählen.

Meinrad stammte nach alter Ueberlieferung aus dem altgrälligen Geschlechte der Hohensöllern, und wurde zu Eulich, dem mütterlichen Stammschloße, gegen das Jahr 797 geboren. Sobald der Knabe die erforderliche Reife erlangt, brachte ihn sein Vater in die damals in hoher Blüthe stehende Klosterschule von Reichenau. Nach vollendeter Studienzeit trat Meinrad, vom tiefen Drange religiöser Lebens befeht, selbst ein in dieses bedeutende Kloster, und kam später als Lehrer nach Bollingen am obern Zürchersee, wo die Benedictiner von Reichenau schon damals eine Schule hatten. Nach mehrjährigem Wirken an dieser Anstalt weckte der Anblick des einjamen waldigen Gipfels des Egelberges, den er am gegenüber liegenden Ufer des Sees täglich vor sich sah, im Geiste des ersten Mannes das Verlangen nach einem völlig einjamen Leben. Nach reiflicher Prüfung seines Entschlusses, und nachdem er von seinen Oberen dazu die Erlaubnis erhalten, begab sich Meinrad als Einsiedler auf die Höhe des Egels. An der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, ließ ihm eine fromme Frau von Atterdorf eine Hütte und daneben ein kleines Verhau bauen, und versorgte ihn mit dem Nothdürftigsten zum Lebensunterhalt. Nicht lange jedoch war es Meinrad vergönnt, der Einjamkeit sich zu erfreuen. Von nahe und fern kamen Viele zu ihm, um sich bei dem geistig erleuchteten Manne Rath zu erholen und sich mit ihm über

ihre Heilssangelegenheiten zu besprechen. Um dem Jubrange der Menschen, die seine Einsamkeit störten, zu entfliehen, verließ er nach siebenjährigem Aufenthalte seine Hütte auf dem Egel, und zog sich tiefer in die Wildniß des sogenannten Finsterwaldes zurück. An einer ebenen Stelle, an deren südlicher Seite ein Hügel sich im Halbkreise hinzog, wo eine reiche Quelle ihr silberlares Wasser hervorbrachte, wählte er nunmehr seine Einsiedelei; es ist der Ort, wo sich jetzt das Kloster und der Fleden von Einsiedeln erhebt. Wiederum hatte Meinrad viele Jahre in Gottseligkeit und Nächstenliebe hier verlebt, als zwei Landstreicher, in der Hoffnung, Schätze bei ihm zu finden, zu ihm kamen. Er empfing die Mörder, die er alsbald als solche erkannte, liebreich, bewirthete sie auf's Freundlichste, und als er sie mit Speise erquidete und ihnen noch für ihre eigene Sicherheit dienende Warnungen

gegeben, fielen die Wütheriche über ihn her und erschlugen ihn. Dief geschah im Jahre 861, nach einem vierundzwanzigjährigen Aufenthalte des Heiligen an diesem Orte. Von zwei Raben verfolgt, die der Heilige ernährt, wurden die Mörder auf ihrer Flucht entbedt, verhöhrt und in Zürich hingerichtet.

Als die Kunde vom blutigen Tode des heiligen Mannes nach Reichenau gekommen, begab sich der Abt Walthar, in Begleitung mehrerer Brüder, nach Meinradsgell in den Finsterwald, und nachdem sie das Herz des Heiligen auf dem Egel, wo er sieben Jahre gewohnt hatte, beigeseigt, führten sie seine leiblichen Ueberreste nach der Reichenau zur feierlichen Bestattung. Hundert achtundsiebzig Jahre ruhten die Gebeine des Heiligen daselbst. Unterdessen war aber aus der kleinen Meinradsgelle das nunmehrige Kloster zu Ein-



Das Kloster Einsiedeln (Anton Schwob).

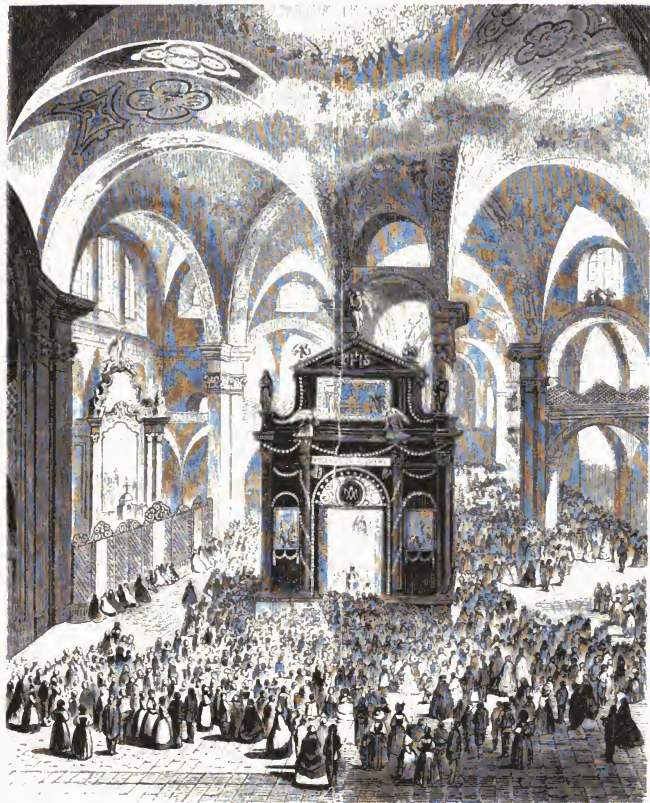
siedeln oder Maria-Einsiedeln entstanden. Die heiligen Ueberreste Meinrad's wurden im Jahre 1039 wieder in seine Zelle zurückgebracht, wo sie fortwährende Verehrung gefunden haben. Das Haupt des Heiligen ist im Altar der Gnadenkapelle beigeseigt. Um eben diese Zeit ward Meinrad auch förmlich von Papst Benedikt IX. in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Der Bau des Klosters und der Kirche ward im Jahre 946 vollendet.

Das Kloster Einsiedeln liegt fast in der Mitte des Alp- und Sihl-Thales, 2940 Fuß über das Mittelmeer und 1570 über den Vierwaldstätter-See erhaben. Die Gegend ist wegen dieser hohen Lage rauh und wild, aber doch mit ihren nur mäßig hohen und waldigen Bergen, wegen der vielen Abwechslungen und mannigfaltigen Ausichten romantisch schön. Das Gebäude, von wahrhaft fürstlicher Pracht, auf einer niederen Anhöhe von Abend gegen Morgen ganz frei stehend,

wird im Hintergrunde von einem am Berge aufsteigenden Tannenwalde umkrängt. Der ankommende Wanderer staunt schon von Weitem über das Große und Unerwartete, das sein Auge in dieser Einöde erblickt; er vergißt alle Beschwerden der mühsamen Bergreise und, von Bewunderung und Sehnsucht hingerissen, verdoppelt er seine Schritte. Auf dem großen Vorplatze, wo halbrunde bedeckte Gänge und ein vierzehnröhriger Brunnen von Marmor stehen, nochmal ruhend, betrachtet er die breite und hohe Vorderseite des Klosters, in deren Mitte sich majestätisch die Kirche mit ihren zwei prachtvollen Thürmen erhebt, und mit heiliger Ehrfurcht erfüllt, steigt er allmählig die vielen Stufen hinan und tritt in das Heiligthum selbst ein. Da empfängt ihn im Innern gleich am Eingange die Mutter-Gottes-Kapelle. Der jetzige Ban des Klosters ist seit der ersten Stiftung der sechste oder siebente, und wurde, mit theilweiser Abtragung des vorigen,

im Jahre 1704 angefangen. Das Hauptgebäude bildet ein großes Viereck von 480 pariser Fuß Länge auf 416 Fuß Breite. Mitten in der Breite steht die Kirche, welche von der Vorder- und Rückseite und durch zwei Nebenflügel mit dem übrigen Bau zusammenhängt, wodurch vier Höfe oder Gärten abgeschlossen werden.

Die Kirche, in der Mitte des Klostergebäudes, steht diesem halbrund 27 Fuß vor. Zu beiden Seiten des Einganges erheben sich majestätisch zwei schöne Thürme mit dreifacher Säulenordnung über einander, zur Hälfte von 176 Fuß. Von daher erschallt weithin der harmonische Klang von 14 Glöden, wovon die größte 120 Centner wiegt. Im Schiffe



Die Klosterkirche von Einsiedeln.

der Kirche stehen zu beiden Seiten zehn Altäre, zum Theil nach italienischem Geschmacke, die zwei ersten von einsiedellichem Marmor, die andern von Guss gegabt, mit schön gefassten Reliquien, Gemälden und Statuen geziert, durch Pfeiler von einander, durch Gitter vom übrigen Schiffe auf 15 Fuß abgeschlossen.

Das Merkwürdigste von Einsiedeln ist die Wallfahrt. Einsiedeln verdankt derselben nicht nur seinen ausgebreiteten Ruf und Namen, sondern auch zum Theil sein bedeutendes Gedeihen, und die Einwohnerlichkeit des Fleckens zum großen Theil ihren Unterhalt. Die Wallfahrer kommen hieher vorzüglich aus der katholischen Schweiz, aus dem angrenzenden

Frankreich, aus Deutschland und Italien, nicht selten auch aus sehr entfernten Gegenden und Ländern. Unter den Wallfahrern finden sich immer auch viele durch hohen Rang und Bildung ausgezeichnete Personen geistlichen und weltlichen Standes.

Im Jahre 1859 haben 174,000 Pilger dort kommu-nirt. Im Februar dieses Jahres feierte Einsiedeln sein Mil-lenarium, das Tausende und aber Tausende von frommen Pilgern nach dem stillen Thale zog.

Die Stiefsohler oder Wer gewinnt?

(Achtzigung.)

Sechshundvierzigstes Kapitel.

Als Sir Barnard Gaston den Brief erhielt, welcher ihn von der drohenden Gefahr, in der sein Enkel gefesselt hatte, benachrichtigte, eilte er stehenden Fußes nach Woodhall, um sich zu versichern, daß die zarte Gesundheit Hugo's keinen Schaden gelitten, laud aber zu seiner großen Freude, daß dieser gesünder und kräftiger als je ausah. „Sie haben Recht gehabt,“ sagte er zu dem Arzte, der ihn von London dahin begleitet hatte. „Die Schwäche, über die er früher klagte, ist verschwunden. Glauben Sie nicht, er könne mit mir zurückkehren?“ — „Ja wohl,“ versetzte der Doktor, „menn Sie ihn begraben wollen.“ — „Aber bedenken Sie nur, welcher Gefahr er ausgesetzt war.“ — „Alle Knaben sind Gefahren ausgesetzt,“ bemerkte der Mann der Wissenschaft trocken. — Der Baron sah ihn fast vorwurfsvoll an. Der Erbe von Moultry und andere Knaben, das war doch ein Unterschied. — Erst als Hugo ihm von dem Besuch der Tante und ihrer Einladung für ihn und William sprach, kam es dem alten Herrn in den Sinn, den Mutter seines Enkels zu sehen. Als der Knabe in das Bibliothekzimmer trat, war Sir Barnard so betroffen von seiner Erscheinung, daß er ihm die Hand bot und mit heiserer Höflichkeit für den Dienst dankte, den er dem Namen der Gastons erwiesen habe. — „Bitte, danken Sie mir nicht dafür,“ entgegnete unser Held. „Ich habe nur an den Edelmaceraden, nicht an den Namen gedacht.“ — „Ein waderer Junge,“ sagte der Arzt. — „Die Gräfin von Cheverly, meine Tochter, hat Dich, wie ich höre, eingeladen, die Kafanz bei ihr zu-zubringen.“ — „Ja.“ — Dieses einfache Ja klang dem Ehr des Barons nicht sonderlich angenehm. Er hätte es gerne gesehen, wenn der Knabe die Ehre, von einem Glied seiner Familie eingeladen zu werden, höher angeschlagen haben würde; indeß ward dadurch die günstige Meinung, die er sich von ihm gebildet, nicht ausgeheben. — „Würdest Du nicht einen Besuch auf Moultry vorziehen?“ — „Nein.“ — Hugo sah den Freund erlaunt an, daß er seinem Großvater so lakonisch antworten mochte.

Wenn seit der Entwendung des Häkchens auch mehr als ein Jahrzehent verflohen war, so hatte der Baron doch das Haus in Oxfordstreet nicht aus dem Auge verloren, und jene einzige Hoffnung war die, der Schloß werde den Behälter so gut verborgen haben, daß er nie mehr zum Vorschein komme. Es lag über der ganzen Sache ein Schleier, den er nie hatte lüften können. Ten unbekanntem Käufer des Hauses, das Schließen der Dachfenster, die unbedenklichen Wächter, die unter keinem Vorwand einen Fremden über die Schwelle ließen: das Alles konnte er nicht begreifen. So oft er nach London kam, trieb ihn die Unruhe seines Gewissens nach dem Orte hin. Er konnte Stunden lange von dem Hause auf- und abgehen und nach den Fenstern starren, als müßte doch einmal ein Lichtstrahl in dieses Dunkel dringen; bisher war er aber stets müde und um eine hoffnungsärmer heimgekehrt. Wie unsere Leser sich denken mögen, verschloß er auch diesmal nicht, seinen gewohnten Besuch abzustatten, und er war kaum ein paar-mal auf der

entgegengesetzten Seite der Straße auf- und abgegangen, als sich lachte eine Hand auf seine Schulter legte. „Sie rath unvornehm, sah er in das scharfgezeichnete Gesicht eines ausländisch gekleideten Mannes mit eisgrauem Haare, dessen Züge ihm nicht unbekant blieben.“ — „Was wollen Sie?“ rief der Baron hochmüthig. — „Ich weiß, nach was Sie schauen, Sir Barnard, und warum Sie darnach schauen, Sir Barnard.“ — „Hmms!“ — „Ah!“ rief der Purische lachend, „ich dachte mir's wohl, daß Sie sich meiner noch erinnern würden.“ — „Was führt Sie nach England?“ — „O! ich kann jetzt ohne Gefahr kommen. Ich habe einen freien Pardon erhalten für Alles.“ — „Nur nicht für den Schuttenstrich, den Sie mir gepielt haben,“ bemerkte der Herr. — „Nun ja, das war etwas scharf, ich muß es zu-geben,“ versetzte der Jude; „aber Sie haben mich überlistet, Sir Barnard. Doch ich will Sie nicht tadeln.“ — „Mich tadeln?“ — „Eder den Anwalt, das ist ja gleichviel. Was ist aus dem Schloß geworden?“ fügte Hmanns Hästern hinzu. — „Wie kann ich das sagen?“ — „Ist er todt?“ — „Todt?“ wiederholte der Baron, indem er unwillkürlich zusammenzuckerte. — „Ah! ich denke so!“ — „Dann täuschen Sie sich,“ antwortete der Baron hochmüthig. „Die Person, auf die Sie anspielen, hat England verlassen.“ — „Obne ihre Saden zu verkaufen?“ rief der Jude. — „Nun, der Laden ist voll Waaren — nicht ein Stück ist angerührt worden! Nein, Sir Barnard. Ja kann viel glauben, aber das ist mir doch zu viel.“ — „Wie können Sie wissen, daß die Waaren unberührt geblieben sind?“ fragte sein früherer Auftraggeber, der aufstuf aufmerksam zu werden. — „Ich habe noch mehr erfahren, als das,“ erwiderte der Mann halb-laut, „wenn Sie mir nur Gehör schenken wollten.“ — Der Baron schüttelte den Kopf. — „Ich meine es ehrlich jetzt.“ — „Es ist umsonst — ganz umsonst,“ versetzte jener und eufertete sich mit schnellen Schritten. — „Wie! Der Name Leßen, der das Haus gekauft hat?“ — Sir Barnard hing an lang-samer zu geben und ließ sich einholen. — „Wollen Sie mir Gehör idenken?“ fügte der Jude hinzu. — „Ja,“ sprach der Andere plötzlich stehen bleibend; „holen Sie einen Wagen und lassen Sie den Kaufherr gegen St. James Square zu fahren. Untermwegs kann ich dann hören, was Sie mir mitzuthellen haben.“ — Mr. Hmanns säumte nicht dem Befehle nachzukommen, und bald war eine Kutsche zur Stelle. Als sie davon fuhr, sprang ein großer, breit-schulteriger Mann, der die Füßen schon eine Weile beobachtet hatte, hinten an und hielt das Ohr an die zerbrochene Scheibe auf der Rückseite des Gefährt's. Es war unser alter Bekantter Gill Geraille. Der Varn auf den Straßen und das Raffeln des gichtbrüchigen Fuhrwerks verbin-derten ihm, Alles, was drinnen verhandelt wurde, zu verstehen; doch hörte er genug, um sich zu überzeugen, daß in den nächsten Tagen ein weiterer Versuch gemacht werden sollte, in das feiner und Eis' Aufsticht anvertrante Haus zu dringen. Die arme alte Vab war läufig heimgegangen. Noch im Tode streute sie sich bei dem Gedanken, daß, wenn ihr Bruder nicht zurückkehre, er sein Eigenthum unausgetastet vorfinden werde.

Zwei Tage nach dem Zusammenreffen des Barons mit seinem früheren Agenten legte ein gewandt aussehender junger Mann schweigend eine Karte auf den Vult seines Prinzipals — Mr. Crum. — „Von wem?“ — „Sir Barnard Gaston.“ — „Sir Barnard Gaston!“ wiederholte Collin über-rast; „was kann er von mir wollen?“ — „Das's nicht gesagt,“ erwiderte der Schreiber. — Der Anwalt lächelte; die Worte waren ihm unwillkürlich entküpft und sollten seine Frage sein. — „Nützen Sie ihn in mein Kabinett,“ fuhr er fort, und wieder schwebte ein Kacheln auf seinen Lippen. Es war weder das Kacheln des Stolzes, noch der bedrängten Eitelkeit, denn demüthigeren Sinnes konnte es Niemand geben, als Collin Crum. Der allgemein gedachte Rechtsanwalt lächelte, weil er der Zeit gedachte, wo er als armer Arbeitsmannsknabe eit von dem Meister zurückgeworfen wurde, weil er prägnant Wicke nach der reth bedangenen

Gallerie zu richten wagte, wo der Baron mit seinem Sohn und Neffen in der Kirche saß. Der Sohn war — begraben, der Neffe — sein Freund geworden und der Baron sandte seine Karte. — „Ich muß mich täuschen,“ dachte der Herr zu Moultry, „als ihm der Adokat mit unbefangener Miene entgegentrat; ich habe diesen Mann nie zuvor gesehen.“ — „Wem verdanke ich die Ehre eines Besuchs von Seiten Sir Barnard Gaston's?“ fragte Collin höflich. — „Ich komme wegen Ihres Mundels, den ich neulich auf dem Pfarrhof kennen lernte.“ — Trotz seiner Selbstherrlichkeit fing das Herz des liebevollen Vormundes rascher an zu schlagen. — „Ich bin ihm gegenstandhaft dankbar,“ fuhr der Andere zu reden fort, „und wünsche meine Dankbarkeit für den wichtigen Dienst in den Tag zu legen, den er mir und meiner Familie durch die Lebensrettung meines Entles erwiesen hat.“ — „Es war in der That ein glücklicher Umstand,“ bemerkte der Anwalt. — „Sehr glücklich für ihn,“ verjęte sein Besuch, „und ich fühle mich verpflichtet, ihn in seiner künftigen Karriere zu unterstützen.“ — „Das ist es nicht eigentlich, was ich sagen wollte,“ sprach Collin, „ich dachte an den halb ertrunkenen Knaben, den er dem Wassergrabe entriß.“ — „Sir Barnard biß sich auf die Lippen.“ — „Wenn Sie mir die Mittel bezeichnen wollten,“ setzte er hinzu, „wodurch ich Ihrem Pflęginge dienen kann, so wäre ich Ihnen sehr verbunden.“ — „Sie sind sehr gütig,“ entgegnete der Vormund, „aber William ist noch zu jung, um sich jetzt schon Ihre gütigen Absichten zu Nutzen machen zu können.“ — „Vielleicht nicht.“ — „Mr. Crow schien ihn nicht zu verstehen.“ — „Ganz gegen meinen Plan und einzig aus Rücksicht für seine Gesundheit,“ fuhr der Herr zu Moultry fort, „habe ich darin gewilligt, mich eine Zeitlang von meinem Entle und Erben zu trennen. Mit seiner Gesundheit geht es glücklicherweise von Tag zu Tag besser, und in wenigen Monaten, darf ich hoffen, wird der Arzt die Zustimmung zu seiner Rückkehr nach Cornwall geben. Die Knaben sind, wie es scheint, anhänglich an einander. Was ich nun vorschlage, ist, daß Ihr Pflęging zu nächst einmal für einen Theil der Kalanz ihn als Gesellschaftler dahin begleiten solle, gewissermaßen als Freund,“ fügte er bei, „da es einen Schatten von Mißverständnissen bei dem Worte Gesellschaftler wahrzunehmen glaubte.“ — „Was sagen Sie zu diesem Vorschlage?“ — „Hinge es von mir ab,“ erwiderte der Rechtsanwalt, „so könnte meine Antwort nicht zweifelhaft sein; aber ich bin nur William's Vormund. Er hat Verwandte, die ich zu Rathe ziehen muß.“ — „Hat der Junge Vermögen?“ fragte der Baron. — „Nicht eben viel,“ war die Antwort, „aber vortreffliche Aussichten.“ — „Von Verwandten vielleicht?“ — „Einem Großvater.“ — „Nun!“ bemerkte sein Besuch, „da, wie gesagt, einige Monate vergehen müssen, ehe es sich um Ausführung meines Projekts handeln kann, so haben Sie ja Zeit genug, sich mit seinen Angehörigen in's Benehmen zu setzen. Ihre Entscheidung,“ fügte er in hochmüthigem Tone bei, „wird, sollte ich denken, kaum zweifelhaft sein.“ — „Gewiß nicht, wenn sie vernünftig sind,“ entgegnete Mr. Crow, „wie er dem Baron das Geheiß gab. — „Sonderbar!“ sprach er bei sich selbst. „Die Liebe,“ sagt man, „ohne die Gefahren, die den uns theueren Menschen drohen; aber wer hätte sich träumen lassen, daß auch aus der Dankbarkeit Sir Barnard Gaston's Etwas zu befürchten sein könnte?“ — Ehe der Tag zu Ende ging, bekam der Anwalt noch Besuch von Gill Gerwaise, der ihm getreue Berichte, was er auf seinem gefährlichen Posten von der Unterredung zwischen Hyams und dem Baron hatte verstehen können, und sich — mit den nöthigen Weisungen versehen — erst spät Abends zurückzog.

Das Ansehen, William einen Theil seiner Kalanz in Moultry zubringen zu lassen, setzte seinen Pflęgher in nicht geringe Verlegenheit. Eine Weigerung konnte Verdacht erregen, eine Zustimmung gleichfalls als gefährlich erweisen. — „Nis jetzt, das bin ich überzeugt,“ bemerkte Lady Eberley, „ahnt mein Vater entfernt nicht, daß die Freunde

Brüder sind; und wenn er es auch erfährt, kann er doch nicht so grausam sein, seinem eigenen Entle ein Leid zuzufügen. Ist er denn nicht auch Ebert's Sohn?“ — „Aber nicht der Erbe von Mrs. Gaston's Vermögen,“ entgegnete ihr Vetter. „Um dieses der Familie zu sichern, zwang er einst Deinen Bruder zu der ihm verhassten Heirath. Sein Ehrgeiz treibt ihn, Besitz auf Besitz zu häufen und so den Einfluß der Familie immer mehr auszudehnen, bis die Regierung endlich wohl oder übel die lang angestrebte Pairwürde gewähren muß. Eben dieß war ja auch der Grund,“ setzte er hinzu, „warum Sir Barnard Dich über Deine Ansprüche an Penwold im Unwilligen erbielt.“ — „Nary seufzte. So düster das Porträt erdienen, es war nur zu gerecht der Natur abgelauscht. — „Aber was sagt sein Vormund?“ fuhr Edward zu reden fort; „die liebende Sorgfalt, mit der er stets über dem Knaben gewacht hat, gibt ihm ein Recht, seinen Rath mit in die Waagschale zu legen.“ — „William darf nicht nach Moultry gehen,“ sagte Collin mit bestimmtem Tone. „Sie vergessen das Muttermaal, das er auf seiner Schulter trägt. Der Baron weiß davon. Der reinste Zufall könnte unser Geheimniß enthüllen, und dann.“ — „Er sögerte, denn er wollte der Tochter nicht durch eine Anspielung auf die Gewissenlosigkeit ihres Vaters wehe thun.“ — „Ich fürchte, er hat recht,“ bemerkte Edward, „die Gefahr ist zu groß.“ — „Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte,“ sagte Collin Crow, „so sollte man die Einladung annehmen. Daburß würde für jetzt jedem Verdacht von Seiten Sir Barnard's vorbeugt. Im letzten Augenblick müßte dann aber eine Entschuldigunę gefunden werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bärengraben in Bern.

Diejenigen unserer Leser, welche je Bern besuchten, erinnern sich ohne Zweifel des sogenannten „Bärengrabens“, wo gegenwärtig vier Exemplare des bernischen Wappentieres gehobt werden. Diese Bärenruhestätte befindet sich am äußeren Ende der Riederstraße; der Zwinger hat eine eirunde Gestalt, ist etwa dreißig Fuß tief, rings mit einer steinernen Brustwehr umgeben und mit Steinplatten gepflastert. Eine niedrigere Mauer scheidet ihn in zwei Abtheilungen; in der einen derselben befindet sich das jüngere, in der andern das ältere Bärenpaar; vom Zwinger führen mehrere Thüren in die Bärenställe, künstliche in die Erde gegrabene und ausgemauerte Höhlen, wohin die Weibchen bei ungünstiger Witterung sich zurückziehen können und wo sie gewöhnlich auch die Nächte zubringen. Zur Brustwehr, welche den Zwinger umgibt, hat das Publikum Tag und Nacht freien Zutritt. — Ein Norwege, Kapitän Fort, der sich als englischer Offizier vor Sebastopol ausgezeichnet, hatte als ein müthiger Mann kürzlich bei einem Gelage gewettet, spät in der Nacht noch in den Bärengraben zu steigen und dieß sowohl zur Ausföhrung gebracht. Der Mond, in jener Nacht hinter dichten Wolken verborgen, verbreitete nur ein trübes Dämmerlicht. Diejenigen miltlichen Umstände tropend, besaß Kapitän Fort die Brustwehr und schritt auf derselben eine Strecke weit um den Zwinger herum. Die Mauer ist an einigen Stellen von harten eisernen Gittern unterbrochen, damit auch kleinere Kinder ohne Gefahr in den „Bärengraben“ hinuntergehen können. An einer solchen Stelle scheint Kapitän Fort gestrauchelt zu sein, fiel hinunter und blieb auf dem Steinpflaster bewußtlos liegen. Der Unglückliche war in den Zwinger der beiden älteren Pepe gestürzt. Die Wärrin befand sich eingeschlossen bei ihrem nur kurzem gewordenen Jungen; der Wärr schielte in seiner künstlichen Höhle. Fort's Gefährte, der sich in dieser miltlichen Lage nicht zu helfen wußte, eilte, die gemeinlichen Freunde zu holen. Als sie auf dem Schauplatz des Unfalls anlangten, war der Hinuntergestürzte wieder beim Bewußtsein, der Wärr noch immer im Bärenstall.

Einer der jungen Leute ließ sich auf die niedrige Zwischenmauer hinunter, welche beide Theile des Zwingers scheidet, und suchte den Kapitän an einem Baletot zu sich hinauf zu ziehen; aber kaum befand sich Lork einige Fuß über dem Boden des Zwingers, so rissen die Nähte des Kleidungsstücks, das als Rettungsseil dienen sollte, und jener fiel zum zweiten Mal hinunter. Der Lärm hatte endlich den Bären geweckt, er trat in den Zwinger hinaus; verwundert betrachtete er den nächtlichen Kubeförder, ohne Miene zu machen, demselben irgend ein Leid zufügen zu wollen. Unterdessen war ein Strid herbeigekauft worden; Lork faßte denselben, und die Andern waren im Begriff ihn hinaufzustoßen. Jetzt erst mißte sich die Bestie in die Sache; ein Sprung, und sie

riß die ihr verfallene Beute in den Zwinger zurück. Nachdem er auf solche Weise sein Hausrecht geltend gemacht, zog sich der Bär wieder für eine Weile brummend zurück. Aber bald begann eine fürchterliche Szene. Der Kapitän in Todesangst, von seiner Geistesgegenwart verlassen, fing an laut um Hilfe zu rufen und rings um den seinen Ausweg bietenden Zwinger herum zu laufen, auf seinen Fersen die allmählig wild gewordene Bestie. Oben mühte man sich umsonst, mittelst herbeigeholter Stangen den Bär von seinem Opfer abzuhalten. Bald wird der Kapitän eingeholt. Nun ein kurzer, fürchterlicher Kampf. Aber nur zu schnell verlassen den armen Lork seine Kräfte; der Bär wirft ihn zu Boden, reißt ihm mit Klauen und Zähnen die Kleider vom



Der Kampf im Bärengraben zu Bern.

Leibe und zerfleischt seinen Körper. Unterdessen ist ein Landjäger vom nahen Gendarmerieposten, durch den Lärm herbeigelockt, auf dem Schauplatz angelangt. Des Kapitäns Gefährten, der deutschen Sprache nicht mächtig, mißverstehen seine Worte und wollen dem Gendarmen mit Gewalt die Waffe entreißen. Aber während oben die jungen Leute mit der Polizei sich raufen, ist unten der Kampf zu Ende gegangen. Eine aus hundert Wunden blutende, zerfleischte Leiche, liegt Kapitän Lork auf den steinernen Dielen. Seit dem ersten Sturz in den Zwinger sind mehr als zwei lange Stunden verfloßen. Noch weitere zwei Stunden geht es, bevor der verstümmelte Leichnam aus dem Zwinger des nun während gemordeten Thieres heraußgeholt werden kann.

Seit Bern seinen Bärengraben hat, ist dies das erste Unglück dieser Art, welches sich in demselben ereignete. Vor vielen vielen Jahren fiel einst ein Petrunterer hinunter, konnte jedoch unbeschädigt wieder heraufgeholt werden. Auch Lork würde vielleicht gerettet worden sein, wenn der Wärter der Bestie, der sogenannte „Bärenvater“, nicht jene Nacht in seiner Privatwohnung in einem entfernten Quartiere der Stadt zugebracht hätte. Die vorgenommene Autopsie des Leichnams erwies, daß der Kapitän den Erstigungstod, wahrscheinlich in einer fürchterlichen Umarmung der Bestie, erlitten hat. Er wurde unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattet.

A. Hartmann.

Die Grotte der Egeria bei Rom.



Wenn man Rom durch die Porta San Sebastiano, welche früher Porta Appia hieß, verläßt, so gelangt man über einen steinigen Pfad, in dessen felsigen Spalten die goldgrüne Lacerte sich sonnt, in ein einsames und verlassenes Thal. Der Boden desselben ist geschmückt mit der üppigsten, fruchtbarsten Vegetation, denn allenthalben rieseln Quellen aus dem Erdreich und bewässern die Grotte. Andere Wohnungen als die der Campagnolen erblickt man hier nicht, und die über der Gegend brütende Einsamkeit wird nur vom Gesang der Vögel unterbrochen. Etwas Ernstes, Fierliches schwebt gleichsam in der Luft, erfüllt die Seele mit melancholischem Frieden, als träte man in ein mystisches Gotteshaus. In diesem Thal, la Caffarella genannt, liegt die Grotte der Egeria, einer Quellennymphe, mit welcher der zweite römische König Numa Pompilius heimliche Zusam-

mentünfte hatte, um nach deren Anweisung die den Göttern angenehmsten Gebräuche zu ordnen und die Priester für jede Gottheit zu bestimmen. Von dem Hain, in welchem in grauer Vorzeit ein der Nymphe geweihter Tempel stand, sind nur einige Vorbeerbäume übrig geblieben; die Quelle selbst, welche in drei Strahlen hervorsprudelt, ist von einem grottenähnlichen Gewölbe überbaut, in dessen Hintergrunde man eine Nische erblickt, in welcher sich die Reste einer antiken Statue befinden, die jedoch kein Weib sondern eine männliche Person vorgestellt hat. Auch die Seitenwände enthalten Nischen, in denen zweifelsohne früher gleichfalls Statuen aufgestellt waren. Das Tageslicht fällt nur gedämpft in den inneren Raum der Grotte, wehwegen darin stets Halbdunkel brütet und eine zauberische Dämmerung wogt. Ueber der Grotte rauscht die nadelreiche Pinie und Cypresse, wäh-

tend der Eingang von Neben und Cyben, die in Hestons an dem morschen Mauerwerk herabhängend, malerisch betränkt ist. Die Trauen der Umgebung holen gern hier ihr Trinkwasser und füllen es in antik geformte Gefäße; der Aberglaube, daß dieß Wasser Wodnerinnen von heilamer Wirkung sei, hat die Quelle der Gergia bei allen Weibern der Campagna und Roms in großes Renommée gebracht.

A. Bismarck.

Die Stiefmutter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Ah!“ rief der Graf, der eben in das Poudoir seiner Gemahlin trat, wo die vorstehende Unterhaltung stattgefunden hatte. „Auf mein Wort, ihr habt alle Drei das Aussehen von Reichwörtern.“ — „Das sind wir auch,“ sagte seine Frau lächelnd. — „Wirklich!“ — „Aber zu einem guten Ende.“ — „Das will ich gerne glauben,“ erwiderte seine Vorshafst. „Bin ich zu viel, oder darf ich Theil an euren Geheimnissen nehmen?“ — „Vor Sir haben wir keine,“ antwortete Mary und setzte ihm die Ursache ihrer Verlegenheit und die Entschickung auseinander, zu der sie eben hatten kommen wollen. — „Es ist fatal,“ bemerkte der Carl nachdenklich; „der Baron ist nicht wie andere Menschen, und doch meine ich, wäre eine etwas tühere Politik zu empfehlen. Es kommt selten vor,“ sagte er lächelnd bei, „daß ich mir erlaube, anderer Ansicht zu sein, als mein schatzfüngiger Freund Crav.“ — Der Anwalt verbeugte sich bei dem Kompliment: „Sie glauben also, die Einladung müsse angenommen werden?“ — „Unbedingt,“ sagte der Pair; „die Vorlesung scheint die Brüder zusammengeführt und Freundschaft zwischen ihnen erweckt zu haben. Ohne Zweifel hat sie dabei ihre weichen Mächten, wenn sie uns Erblichen auch verballt sind. Was die Sicherheit, die persönliche Sicherheit William's betrifft, so glaube ich darin einsehen zu können.“ — Collin sah ihn zweifelnd an. — „Ich wäre begierig, Seine Gründe zu hören, lieber Freund,“ bemerkte Mary. — „Auch ich,“ sagte Edward. — „Und ich,“ setzte der Advokat respektvoll hinzu. — „In erster Linie wünscht Sir Barnard schließlich einen direkten Erben, der ihm im Ziel und den Gütern zugleich nachfolgen kann.“ — „Zugegeben!“ riefen alle Drei. — „Dungo ist von zarter Geländtheit,“ nahm der Lord wieder das Wort: „wenn er fürbe, so wäre dem Großvater William so lieb, als ihm sein Bruder jetzt ist.“ — Gleichwohl schienen seine Zuhörer noch nicht überzeugt zu sein. — „Ich bin so sehr von der Richtigkeit meiner Schlußfolgerung durchdrungen,“ sagte der Sprecher hinzu, „daß ich mein Wort für seine Sicherheit während seines Aufenthaltes in Montroy einseihen kann.“ — „Wie das?“ flüsterle Mary. — „Das ist mein Geheimniß,“ antwortete ihr Gatte. „Diese Herren verstehen mich ohne Zweifel und werden die's erklären.“ — „Wenn Seine Vorshafst sein Wort als Staatssekretär gibt,“ sagte Edward Gannon, der wohl wußte, über welche umfassende Hülfsmittel der Pair in seiner Eigenschaft als Minister des Innern zu gebieten hatte, „so bin ich für meine Person vollkommen beruhigt.“ — „Und ich,“ sagte Collin hinzu. — „Dann darf ich also eure Forderungen als befähigt annehmen,“ bemerkte Lord Eberly. „Wann beginnt die Valans?“ — „In drei Monaten, Anford.“ — „Und wie lange dauert sie?“ — „Zwei Monate, von denen William den ersten bei uns zubringt,“ erwiderte seine Gemahlin. — „Gut! Für den letzten also bin ich verantwortlich,“ sagte der Pair, „nun! auf Wiedersehen, meine Herren!“

Ehe der Baron London verließ, hatte er noch eine Unterredung mit dem Herrn, der bei dem Ankauf als Edward's Bevollmächtigter thätig gewesen war; aber nichts konnte denselben dazu vermögen, den Namen seines Auftraggebers zu nennen. — „Die Zurückhaltung,“ bemerkte Sir Barnard, „ist äußerst sonderbar.“ — „Ohne Zweifel hat

mein Freund seine Gründe,“ war die Antwort. — „Verlaßt er es nicht?“ — „Nein.“ — „Vermiethet's auch nicht?“ — „Nein.“ — „Ich möchte ihm wenigstens einen Antrag stellen,“ sagte der Reichthum. — „Ich will ihm Ihren Wunsch vortragen,“ sagte der Geldschaffmann, „allein ich kann Ihnen keine Hoffnung auf Erfolg machen. Der Gentleman ist außerordentlich reich und ebenso ecentrich. Wie ich bestimmt weiß, hat er mehr als ein Gut, das er noch nie zu Gesicht bekommen hat.“ — „Es war das hochstäblich wahr: Edward hatte bis jetzt noch nicht einmal den ganzen von Sir William Musgrave ererbten Grundbesitz in Augenschein genommen. — Mehr als je in seinen Erwartungen getäuscht, lehrte der Baron nach Danje zurück. Abends fand sich, wie verabredet, Hyams ein. „Nun, Sir Barnard, nun?“ rief der Jude; „haben Sie ihn gesehen?“ — gefunden, daß ich die Wahrheit spruch? Hatte ich nicht Recht?“ — „Wohl!“ antwortete der Gentleman; „aber die Nachricht hat sich als völlig werthlos erwiesen.“ — Sein Besuch erblaste. — „Der Agent weigert sich, den Namen des Eigenthümers zu nennen, der — wie es scheint — es weder verkauft, noch vermietet.“ — „Wie?“ rief der Mann, „das Haus geht zu Grunde und er will's nicht vermieten?“ — „Ich hab' Ihnen das schon gesagt.“ — „Dann muß er verrückt sein,“ brummte Mr. Hyams. „Aber, verrückt oder nicht, ich habe meinen Theil des Handels gehalten und hoffe, Sir Barnard, daß Sie den übrigen auch halten werden. Ich bin ein armer Mann jetzt, und es ist nicht viel zu verdienen mit der Ehrlichkeit.“ — Wir erlauben uns beschreiben: Zweifel, ob der Wadere während seines fünfzigjährigen Lebens es je damit verfußt hatte. — Der Herr zu Montroy gab ihm nur einen Theil der versprochenen Belohnung und wies auf die Gegenverrichtungen des Juden hinster nach der Thüre. „Hyams!“ sprach er. „Sie haben schon einmal gesehen, was mein Einfluß und vermag. Reizen Sie mich durch Ihre Aufdringlichkeit, ich will zerreißt Sie.“ — „Ich habe einen Pardon bekommen, Sir Barnard, einen freien Pardon,“ rief der Kerl triumphirend. — „Für alle Ihre Verbrechen?“ — Mr. Hyams ließ den Kopf hängen. Die Frage erweckte gewisse unangenehme Erinnerungen. — „Fort!“ wiederholte der Sprecher. „Ich warne selten Jemand zweimal. Ich habe Ihnen schon mehr gegeben, als Ihre Nachbriete werth war. Wenn Sie hing sind, sind Sie zufrieden.“ — Sein Besuch schied sich davon, das Herz erfüllt mit Nachgedanken über diese unübene Behandlung von Seiten des Barons. „Mein Gott!“ murmelte er, als er auf den Platz hinanstrat, „daß ich es erleben muß, von einem Christen über's Ohr gebauen zu werden! Nun! Nun! Nun! Ich muß alt werden! Ich hätte mich zahlen lassen sollen, ehe ich's ihm sagte; aber er hat doch sonst so nobel gezahlt. Nun! Nun! Unsere Rechnung ist noch nicht abgeschlossen. Wenn ich nur rausbringen könnte, was aus dem Mann geworden ist, den ich weggejapert habe! Todt! Hyam! Todt! Ah! Nun! Nun! Sir Barnard, wir wollen sehen! wir wollen sehen!“ — Mit diesen Worten bog er in eine der engen Straßen, die auf den Platz münden, und trat in eine hauptsächlich von Bedienten besetzte Schwelte, in der Hoffnung, Etwas aufzuschlagen, das ihm von Werth sein könnte. „Pring Dir's, Gem,“ sagte ein rothwangiger Lalai zu einem jungen Burdchen ohne Haare. — „Prosit Handu.“ — „Es ist nicht mehr wie sonst,“ bemerkte der erste der beiden Sprecher, indem er von einem Glas Portier den Schaum abbüßte und es zur Hälfte leerle, ehe er es seinem Kameraden reichte; „ihr kommt ja gar nicht mehr in die Stadt. Mir scheint's, ihr laßt's euch brav wohl sein auf eurem Montroy.“ — „Aehlschöffen,“ erwiderte Sir Barnard's Groom; „ein paar lustige Diners, um unsere Stellung in der Grafschaft aufrecht zu erhalten, das ist Alles. Keine Palle, keine Jagden, nichts der Art. Es ist nicht mehr wie zu des Kapitans Zeiten.“ — „Aber er reitet doch ans, euer Alter,“ rief der Lalai. — „Ausreiten!“ wiederholte der junge Mann; „ja, auf's Jägerhaus und

zurück, ein paarmal die Woche und meist allein. Du kennst den Platz, etliche Meilen hinter Nisfal?" — "Wohl! doch zu meiner Zeit wurde es nicht benützt." — "Stamm sein, aber jetzt ist es bewohnt; Miles Goring, der früher auf der Wanderschaft war, haust dafelbst." — "Was thut denn der dort?" — "Das mußt Du meinen Herrn fragen." — Kein Wort dieser Unterhaltung war Mr. Hyams entgangen, der hart bei den Weiden saß, allem Anscheine nach vertieft in die Betrachtung der Rauchwolken, die er aus einer kurzen holländischen Pfeife in die Luft blies. Ein weniger kluger Mann hätte ohne Zweifel die Bedienten ausgefragt, sie vielleicht traktiert, um sie gesprächiger zu machen. Unser Jude aber kannte den Werth des Geldes zu gut, um solchen Luxus damit zu treiben, denn mit ein wenig Geduld, das sah er wohl — war hier eben so viel, vielleicht noch mehr zu erreichen. Er blieb noch so lange, bis er sich vergegenwärtigt hatte, daß der Baron vor zehn Tagen London nicht verlassen werde, und entfernte sich dann, um einen Spaziergang in den Park zu machen, was er immer that, wenn es galt, ungestört über eine wichtige Angelegenheit nachzudenken. „Zehn Tage,“ sprach er bei sich; „Zeit genug, aber es würde eine horrend Summe kosten. Ich hab' kein Herz zu Speculationen. Wenigstens zehn Guineen! Zehn!“ wiederholte er; „sie mühten mir ein- und zweihundert eintragen, wenn ich nur beweisen könnte, daß der Mann bei Seite geschafft worden ist. Kein schlechtes Stücken; aber dann das Risiko! das Risiko!“ — Mehrere Stunden vergingen, ehe der Jude zu einem Entschluß kommen konnte, denn er hatte, wie er in seinem Selbstgespräch gestand, nicht viel Sinn für Speculationen. Das Verlangen, sich an Sir Barnard zu rächen, siegte endlich über seine Furcht, die Reiselosigkeit umsonst aufzuwenden zu müssen, und er beschloß, noch am denselben Abend nach Nisfal aufzubrechen. Einmal zu einem Entschlusse gelangt, war Mr. Hyams nicht der Mann, ihn lange unausgeführt zu lassen. Seine erste Sorge war, einen Aushenplatz auf dem Postwagen zu nehmen, die nächste, sich für die Reise auszustatten, indem er den Vadenbart wegrastrierte, eine Perrade und eine Brille aufsteckte. Als letzte Vorsicht sedete er noch ein Paar Flinte ein und machte sich dann auf den Weg. Anfangs hielt ihn nichts auf, was mit dem Gegenstand seiner Reise auch nur entfernt in Beziehung gestanden hätte. Am zweiten Tage aber besieg ein unterlegter Mann mit ausgegebunenen Gesicht die Kutsche und nahm auf dem Aushenplatz neben ihm Platz. „Ein toller Morgen,“ sagte der neue Passagier. — „Sehr kalt,“ antwortete der Jude. — „Sie reisen scheinlich die ganze Nacht durch.“ — „Ja, und bin halb erstarrt.“ — „Man sieht's Ihnen an. Haben Sie nichts, den Wind abzuhalten?“ — Hyams zog ein mit trefflichem Schiedam gefülltes Fläschchen aus der Tasche und bot es, nachdem er selbst einen Zug genommen, seinem Nachbar an. Er ließ sich nicht oft eine derartige Artigkeit zu Schulden kommen, aber es wollte ihm bedünken, als ob sie im gegenwärtigen Fall nicht weggeworfen wäre. — „Nun, das laß' ich mir gefallen,“ rief der Fremde, mit den Lippen schmagend. „Wie heißen Sie denn das?“ — „Schiedam.“ — „Was Ausländisches?“ — Der Israelite nicht bedachend. — „Ich möchte wohl wissen, wo man eine Gallone oder so etwas davon haben kann,“ sagte sein neuer Bekannter. — Mr. Hyams schien zu zögern. — „O vor mir brauchen Sie sich nicht zu geniren. Fragen Sie den Kutscher, der wird Ihnen sagen, daß es keinen zuverlässigeren Mann in ganz Cornwall gibt.“ — „Still!“ flüsterte der Jude. „Ich möchte nicht gern zu Viele in mein Geheimnis einweihen. Ich könnte Ihnen schon eine Gallone, vielleicht auch zwei abtreten, wenn ich nur wüßte, ob Ihnen zu trauen ist.“ — „Was braucht's da zu trauen,“ rief der Jude auf seine Tasche klopfend; „dort Ihr's?“ Nun also! War auch einst in einem öffentlichen Geschäft. Nicht wahr, Kutscher?“ — „Ja wohl, Mr. Goring,“ erwiderte dieser. — Mr. Hyams sah zu seiner großen Freude, daß er einen der Männer vor sich hatte, die er suchte. Gleichwohl fuhr

er fort, den Vorhöflichen zu spielen, und ließ sich erst durch langes Warten erreichen, bis zum andern Abend eine Quantität des eingeschmuggelten Viqueurs aus des Jägerhauses zu bringen. „Aber es wird ipso facto“ setzte er hinzu. — „Hat nichts zu sagen,“ erwiderte Miles. — „Ich meinte nur,“ bemerkte der gefällige Passagier, indem er ihm auf's Neue die Flasche freudigte, „Sie möchten vielleicht einen Herrn haben.“ — „Herr!“ wiederholte der angezuckelte Schurke lachend; „Sir Barnard Gaston ist mein Herr nicht. Er jagt mich. Aber das sind meine Sachen. Und was den alten Skillet betrifft, so könnt' ich den Schuit an den Galgen bringen.“ — Die Reise des Juden versprach unterschieden günstig auszufallen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Gleich einem ruhelosen Geiste streifte Sir Barnard in verschiedenen Verkleidungen Abends in der Nachbarhaft umher in der Hoffnung, einmal irgend Etwas zu entdecken, was ihn auf die Spur bringen konnte. Bisher aber hatten sich seine Bemühungen so vergeblich erwiesen, als wenn er einen Grabstein gefragt haben würde, dessen Inschrift die Zeit verwischt. „Ich bin der Sklave meiner eigenen Einbildungen geworden,“ brummte der Baron vor sich hin, wie er in der beschriebenen Kleidung eines Handwerkers der früheren Wohnung des Schlossers gegenüber am Eingange eines engen Hofraumes stand. „Dies ist aber das letzte Mal, daß ich einer solchen Schwachheit Raum gebe.“ — Wie oft hatte er schon denselben Entschluß gefaßt, um ihn des anderen Abends wieder zu brechen! Die Anziehungskraft des Kästchens war stärker als sein Wille. — Ein Flüstern, das von dem hinteren Ende des nur von den ärmeren Klassen bewohnten Hofes oder Durchgangs herzukommen schien, erregte seine Aufmerksamkeit; er hielt den Athem an und lauschte. „Da ist er wieder,“ sprach eine Stimme in so leisem Tone, daß sie einem Jeden hätte entgehen müssen, dessen Gehörsinn nicht durch lange Wachsamkeit geschärft war. — „Wist Du auch फिर, daß es derselbe ist?“ fragte eine zweite. — „Ich könnte darauf schwören.“ — „Aber er ist anders gekleidet.“ — „Was folgt denn daraus?“ entgegnete die erste Stimme mit einem leichten Anflug von Ungebuld. „Die Verlobung ist groß, und die Polizei hat sich's in den Kopf gesetzt ihn auszuspienieren.“ — Sir Barnard erröthete den Irrthum, in welchem sich die Zwei hinsichtlich seiner befanden und lachte in bitterer Selbstironie. Als er die verstorbenen Fußstapfen der leise herankleidenden Männer vernahm, trat er von dem Hof in die Straße hinaus und stellte sich unter die nächste Laterne, um sie beobachten zu können. Er brauchte nicht lange zu warten, so erschienen zwei junge, lieblich aussehende Burche unter dem Hornweg und saßen sich vorzüglich hin, ohne ihn fogleich zu bemerken. „Hort!“ rief der Eine. — „Kann nicht sein,“ bemerkte sein Begleiter, „hat nicht Zeit gehabt. Dort unter der Laterne, sieht Du?“ „Ich sagte Dir's ja.“ — „Ich bin nicht das, wofür Ihr mich haltet,“ sagte der Baron, indem er ihnen gebieterisch zuwinkte zurückzubleiben. „Weißt mir vom Leibe. Ich habe Waffen und bin entschlossen, davon Gebrauch zu machen.“ — Der polirte Lauf eines Rifles, welcher in dem Schein der Laterne funkelte, überzeuete die Männer, daß er im Ernste sprach, und sie blieben stehen. — „Wenn ihr mir Etwas zu sagen habt, so sprecht,“ fuhr er fort, „aber nehmt euch in Acht, daß ihr nicht näher kommt.“ — „Was habt Ihr da in unserem Quartier herumzuschneifeln?“ fragte die ältere der zwei mehr als verdächtig aussehenden Personen. — „Ich bin hier,“ sprach der Baron vortretend und die Weiden stark in's Auge fassend, „weil es mir so gefällt, und werde bleiben, so lange ich es für gut finde. Könnt ihr mir etwas über das Haus dort und seine Verwobner sagen?“ fragte Sir Barnard Gaston, indem er auf das gegenüberliegende Gebäude hinwies. — Die zwei Männer, an welche die Frage gerichtet war,

sahen einander an und brachen in ein lautes Gelächter aus: „Möchte uns gerne ausholen,“ meinte der Eine, und rief dadurch bei seinem Kameraden einen neuen Ausbruch von Heiterkeit hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Im Polarmeer.

(Fortsetzung.)

Am 24. Juni erreichte Morton das Kap Constitution, das er vergebens zu umgehen versuchte, weil das offene Meer an seinen seltsam zackigen Branden. Er gab sich deshalb alle mögliche Mühe, den Fels zu erklettern, konnte aber, weil derselbe

zu steil war, nur einige hundert Fuß hoch gelangen. An dieser Stelle pflanzte er an einem Stod die Flagge des „Antarctic“ auf, eine theure Reliquie, die mich auf zwei Polarreisen begleitet hatte. Diese Flagge war aus einem Schiffbruch gerettet worden, als der Beaufehl am Kolumbiastrom scheiterte. Später begleitete es den Kommodore Wilkes auf seinen arktischen Entdeckungsreisen, und nun flatterte es endlich am nördlichsten Punkte unserer Erbkugel. — Da der Tag ungewöhnlich hell war, gestattete er Morton eine sehr weite Fernsicht. Die Bergreihen, die sich nach Norden hinziehen und den Kanal Kennedy begrenzen, besaßen keine sonderliche Form, wie die ihm zunächst liegenden, und die höchste Erhebung derselben über dem Meer schien ihm dreihundert Fuß, nur ein einziger Berggrieß ragte über die anderen empor, und wenn Morton sich nicht getäuscht hat, mochte dieser



Morton pflanzt die amerikanische Flagge an der Küste des Polarmees auf.

eine Höhe von ungefähr 3000 Fuß haben. Dieser Pic, welcher unter allen bekannten am weitesten nach Norden liegt, erhielt den Namen Sir Edward Barry's.

Der Winter von 1854—55 fand uns noch immer von Eis umgeben in der Bucht von Menselæer. Während desselben verloren wir zwei unserer Gefährten, welche nach kurzer Krankheit starben, ein dritter, Hans der Grönländer, desertirte nach einem entfernten Eskimodorf, und zog es vor mit seinen Landeuten in hergebrachter Weise zu leben. Der April und Mai kamen, ohne eine besondere Umgestaltung in unserer Lage hervorzubringen. — Im Juni erkannten wir die Nothwendigkeit unser Schiff zu verlassen. Wir fingen also damit an, unsere Kähne für eine lange und gefährvolle Reise in Stand zu setzen, denn es gab Mancherlei an ihnen auszubessern, und jetzt, wo wir sie hier in diesen

hohen nördlichen Breiten, abgetrennt von aller menschlichen Unterstützung, gebrauchen sollten, schienen sie uns zu klein für eine längere Expedition, und als wir sie mit allen nothwendigen Geräthschaften beladen, fürchteten wir fast sie würden sinken. — Ein Südwestwind brachte uns um jene Zeit graue regenschwere Wolken, die sich oft über der Bai entluden und uns, da wir während dieses schlechten Wetters nicht die Ertrübnisse beginnen wollten, noch mit einem Zwangsaufenthalt drohten.

Am 18. Juli waren endlich all' unsere grönländischen Freunde versammelt, um uns Lebewohl zu sagen; sie kamen mit Weibern und Kindern an, und aus ihrem ganzen Betragen bemerkten wir wohl, daß sie uns während unseres Aufenthaltes sich gewonnen hatten. Wir schieden nicht ohne Schmerz, und beim Lebewohl sprach ich zu ihnen wie zu Brüdern. Ich

danke ihnen für ihre Gastfreundschaft und fügte hinzu, fern von ihren ewigen Eisbergen dehnten sich Länder, deren Bewohner es sich zur Ehre machen würden, das an uns Oethane reichlich zu vergelten, denn dort seien die Tage länger und Fischfang und Jagd weit ergiebiger. Ich gab ihnen Croquis der Karte bis zum Kap Shadleton, und bemerkte ihnen die Vorgebirge, Jagdterrains und die besten Orte für Lagerstät-

ten von Red-Seab bis zu den dänischen Niederlassungen. — Es war ein für jene nördlichen Breiten milder Sonntag, als wir uns im offenen Meer befanden. Gary, Peterien, Tiden, Stephenson, Whiggle und ich befanden uns in der Schaluppe „La Foi“; Brooks mit Hayes, Sonntag, Morton, Maate und Goodfellow waren an Bord des „Espérance“, und die Mannschaft des „Eric“ bestand aus Bonfall, Riley



Kanal Renné.



Die Vorgebirge.

und Godefroy. — Montag den 19. Juli umfuhren wir die Westspitze des Kap Alexander; wir versuchten sodann auf der Insel Sutherland zu landen, ein Haufe von Eisschollen verhinderte dies jedoch. Wir dirigirten uns also auf Halluyt zu. Dies war ein hartes Stück Arbeit. Das Meer trieb kurze Wellen, aufgewirbelt durch einen Südost; der „Eric“ wurde theilweise mit Wasser gefüllt, nur mit Mühe konnten wir ihn in's Schlepptau nehmen und unter man-

cherlei Gefahren durch die schwimmenden Eisberge, welche oft ganz in unserer Nähe mit furchtbarem Stachen zusammenstürzten, kamen wir endlich auf der Insel Halluyt an. — Wir zogen hier, trotz der abschüssigen Eisflächen, welche das Ufer umlagerten, unsere Kanoes auf's Land. Die ganze folgende Nacht schuete es. Für Einige der Mannschaft, welche sich bis zum Tod ermattet fühlten, wurde ein Zelt errichtet, und unsere aus Brodthaub und Schmeer beste-

hende Maßzeit wurde durch einige thranige Vögel, die ich schoß, etwas lustlicher gemacht.

(Schluß folgt.)

Die Diebstochter oder Wer gewinnt?

(Aussprache.)

„Ich bin bereit, auch für jede Auskunft, die ihr mir ertheilen könnt, zu bezahlen,“ bemerkte der Baron. „Ich bin nicht was ich scheine, und im Stande mein Verprechen zu halten.“ — Mit diesen Worten zog er eine volle Börse aus der Tasche und hielt sie gegen das Licht der Laterne. — „Schüttelt das Ding einmal,“ sagte Mlle. — „Es gelobd.“ — „Gold! ohne Frage!“ flüsterte der ältere und erfahrenere Dieb seinem Genossen zu. „Was meintst Du?“ — Ehe er auf diese Frage antwortete, bat Snap um die Erlaubniß, die Hand Sir Barnard's befühlen zu dürfen, dieser streckte ihm die linke entgegen, während die rechte nach dem Pistole griff. „Bart — jart, wie die eines Weibs,“ sagte er. „Die hat noch keine härtere Arbeit gethan, als einen Pad Karten gemischt und die Fügel eines Renners gehalten. In einem Punkt bin ich zufrieden,“ sagte er, als er die Hand des Barons fassen ließ, bei. — „Und das ist?“ — „Daß Ihr entweder ein Dieb oder ein Gentleman seid.“ — Der Schluß mag sonderbar klingen, aber er war im Grunde nicht so unlogisch, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Nach einer kurzen Berathung kamen die Weiben überein, zu erzählen was sie wußten, und so vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben auf christliche Weise Weib zu verdienen. „Wir haben ein unsicheres Gewerbe, Sir,“ hub Snap an, „allein können wir nicht immer an's Werk gehen, und der Hentel weiß, wenn man trauen soll. Ein Freund von uns, wollen ihn Nad nennen, der Name that ja nichts zur Sache — brauchte Unterstützung und fühlte dem langen Kerl aus Cornwall an den Zahn, der in der alten Barrake da wohnt, an welcher Ihnen so viel zu liegen scheint: sie haben, glaub' ich, früher in einem Bergwerk zusammen gearbeitet.“ — „Ans Cornwall,“ wiederholte der Baron; „könnt Ihr mir seinen Namen nicht sagen?“ — „Er heißt Will Gerwaie,“ verjerten die Weiben. — Sir Barnard lächelte grünnig; er erinnerte sich des Schüplings seiner Tochter. — „Weiter!“ grollte er. — „Nad,“ fuhr der Wortführer fort, „holte ihn anfangs ganz fein aus — denn es ist ein gewandter Burische — und sagte ihm erst, als er sich auf seinen Mann glauben verlaßten zu können, um was es sich handle.“ — „Und der Kerl willigte ein?“ rief der Gentleman höflich. — „Er that weigertens so, aber als wir . . . wie sie, wollt' ich sagen . . . auf den Platz kamen, — es war in der City bei einem Goldschmied — fanden sie ihn von Polizei befest. Sie kamen tüchtig hintereinander und einer der Polizeibehrer soll — wie ich höre — verwundet worden sein.“ — „Getödtet! wollt Ihr sagen,“ verbesserte der Baron. „So berichten meistens die Zeitungen.“ — „Sie können recht haben, denn da ich und mein Kamerad nicht dabei gewesen sind, wußten wir's natürlich so genau nicht.“ — „Natürlich!“ stimmte Mlle bei. — „Aber was hat das mit meiner Anwesenheit . . .?“ — „Daran komme ich gleich, nur ein wenig Geduld,“ unterbrach ihn der Dieb. „Nad hat natürlich durchgehen müssen und ist vielleicht jetzt schon in Amerika. Aber das wollen die von der Polizei nicht glauben. Es muß ihnen gestekt worden sein, er sei in dem alten Haus da verbotzen und sie fuchten bei Gericht einen Hauszuchungsbefehl auszuwirken.“ — „Nun?“ — „Würden aber abgewiesen.“ — „Wißt Ihr das gewiß?“ — „Ganz gewiß. Mein Freund und ich haben gegenwärtig nicht viel zu thun, und konnten das der Sache nachspüren. Ein Advokat, der Will Gerwaie gut kennt, nahm sich seiner an und vermittelte dadurch die Hauszuchung. Und eben dadurch ha-

ben wir auch erfahren, daß Will den Verräther gemacht hat.“

— „Die Auskunft, die Ihr mir da gebt, ist nicht ohne Interesse für mich, aber sie wäre von schädlichem Werthe, wenn Ihr mir den Namen des Advokaten sagen könntet.“ — „Mr. Craw.“ — Wieder verzog das düstere, grimmige Lächeln die Lippen des Barons. — „Das ist noch nicht Alles,“ setzte Mr. Snap hinzu. — „Nahrt fort!“ — „Mr. Craw kommt jede Woche zwei- bis dreimal in das Haus dort.“ — „Ist das wahr?“ — „Ja wohl! Mlle und ich haben ihn schon oft beobachtet,“ erwiderte der Mann. „Wir hätten nicht gewußt, wie er heißt, aber Mlle ist ihm nachgegangen . . .“ — „Ja wohl,“ fiel dieser ein, „und hat gehunden, daß er zu Vincinos Inn wohnt, und da stand ja am Haus, wer es ist. Doch da, sehen Sie,“ fügte er bei, indem er Sir Barnard plötzlich am Arm packte und in den dunkeln Hofraum zog, „da ist er eben — geben Sie Acht!“ — Ein Mann, ganz in einem Kegelmantel eingehüllt, den Hut tief in die Stirne gedrückt, lag am der anderen Seite der Straße daher, ging einigemal vor dem Hause auf und ab, sah sich vorzüglich um und that dann einen leichten Schlag an einen der Fensterläden. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre und ließ ihn ein. — „Sie sehen, daß er erwartet wurde,“ flüsterte Mlle. — „Augenkeindlich,“ sagte der Baron. „Wie lange bleibt er wohl?“ — „Bleibt eine Stunde.“ — Sir Barnard Gaston sann eine Weile nach, was zu thun sei. Die Hauptsache war zunächst einmal, sich zu überzeugen, daß der Fremde wirklich kein Anderer als der Rechtsanwalt Craw sei; wußte er dieß, dann konnte er auf sichern Grund bauen; für jetzt hatte er noch viel zu unbehutem Anhaltspunkte. — „Gut, wir wollen es thun,“ erwiderten die Männer, nachdem er ihnen die nöthigen Weisungen ertheilt hatte; „aber ich denke, Sie zahlen zum Voraus, sonst könnten wir hintennach lange warten müssen.“ setzte Mlle hinzu. — Der Baron gab ihnen die verprochenen zehn Guineen, und die zwei schleiberrten langsam die Straße hinab, während jener eine entgegengelegte Richtung einschlug. Weibache eine Stunde ging er in fieberischer Ungeduld hin und her, den Blick unermüdet auf Andrews' Thüre gerichtet. Endlich that sie sich auf, und dieselbe vermutechte Gestalt trat auf die Straße. Sie blühte vorzüglich umher, und da sie Niemand in der Nähe bemerkte, als einen Mann in Handwerkerkleidung, ging sie rasch ihres Wegs. Sir Barnard folgte ihr langsamen Schrittes. — „Wenn die Burische Wort halten,“ sprach er bei sich selbst, „so werde ich bald wissen, woran ich bin.“ — Collin Craw war noch keine zweihundert Schritte weit gekommen, als er auf Mlle und Snap stieß, die wie Petrunken eine nur taumelten. — „Gute Nacht, alter Burische!“ schluchzte der Erstere. — „Gute Nacht!“ gab der Anwalt getragelant zurück. — „Ein Glas geßällig?“ hammelte der zweite Dieb, indem er die Hand auf seinen Arm legte. — „Zu spät!“ — „Nie zu spät zum Trinken, alter Burische.“ — „Wir wollen den Herrn traktieren — im Oxfen bräuen ist's noch auf.“ — Da er die beiden jungen Leute für wirklich betrunken hielt, so verjuchte es Collin, sich ohne Gewalt los zu machen, aber sie hielten fest und als er — ärgerlich darüber — den einen etwas raub abschüttelte, schlug dieser ihm den Hut vom Kopfe. Mlle er darnach griff, fiel der Schein der Laterne ihm gerade im Gesicht, so daß der Baron von seinem — im Schatten befindlichen Standpunkte aus deutlich seine Züge erkennen konnte. — „Ihr seid unverschämte Burische,“ rief der Advokat sornig. „Geht eures Wegs, oder ich rufe die Wache.“ — „Hol' der Hentel die Wache!“ entgegnete Snap; „ich bin ein Gentleman.“ — „Ja, aber ein betrüfener.“ — Von Natur gewaltthätig, hätte der Kerl gar zu gerne ernstlich mit Gills' Berthobiger angebunden, allein sein Kamerad fand es, da sie ja ihren Zweck erreicht hatten, für kluger, einer Begegnung mit der Polizei auszuweichen. — „Gute Nacht, Sir!“ sagte er, Snap mit sich fortziehend. — „Es gibt keinen ruhigeren Burischen, wenn er nichtern ist.“ — „Schade, daß er's nicht bleibt.“ Bemerkte

Collin, der nun vollkommen auf der Hut war. — „Ich wollte ihn nur traktieren,“ schludzte der ältere Dieb. — „Aber der Gentleman will nicht traktirt sein.“ — „Dann soll er gute Nacht sagen.“ — Crawl that dieß und setzte seinen Weg fort, froh, so leichten Kaufs davongelommen zu sein. Mehrmals drehte er sich um und sah ihnen nach, aber die Gauner spielten ihre Rolle ganz konsequent durch und fuhrten fort, die Straße hinabzutaukeln, bis sie ihm aus dem Gesichte waren. „Es hat nichts zu bedeuten,“ dachte William's Bornmund; „es ist ein böser Zufall, und nur zu verwundern, daß mir zu Erwas nicht schon öfter passiert ist.“ — Mit dieser Betrachtung ging er über den Vorfall weg und erinnerte sich denselben erst wieder, als es zu spät war, den Folgen vorzubeugen.

Sir Bernard Gaston war ein Mann der That. Sein erster Feind des andern Morgens gab seinem Anwalt. Nachdem sie über verschiedene Geschäftssachen gesprochen, fragte der Baron seinen Sachwalter in gleichgültiger Tone, ob er einen gewissen Herrn Crawl kenne. — „Collin Crawl?“ fragte Mr. Saltmarsh. — „Ja, ich glaube, so heißt er.“ — „Berstet sich, kenne ich den,“ erwiderte der Mann des Gesetzes; „worum sollte ich ihn nicht kennen, er ist ja bei mir in die Lehre gegangen; das ist ein unendbarer, schamloser, intriganter, gemeiner Schult, ein Schandflleck für unseren Stand. Ich nahm ihn als armen Knaben rein aus Mitleid auf, unterrichtete ihn, schenkte ihm mein Vertrauen, und zum Dank dafür — sollten Sie's glauben? — schwang er mir nun einen Klienten von den andern weg. Aus dem Verlust made ich mir nichts,“ fügte er bei. „Ich habe, Gott sei Dank! trotzdem noch vollani zu thun; aber die... die Undankbarkeit thut mir wehe!“ — „Das läßt sich denken,“ bemerkte sein Feind. „Da Sie ihn so gut kennen, so sind Sie vielleicht im Stande, mir noch mehr über ihn zu sagen. In erster Linie, wie Sie dazu kamen, ihn in Ihr Bureau aufzunehmen.“ — „Das geschah auf Empfehlung Lord Cberley's.“ — „Meines Schwiegerjohns?“ — „Seine Vorfschalt hat nicht schon an mir gehandelt,“ fuhr Mr. Saltmarsh fort. „Geschäfte, welche das Departement des Innern betreffen, amtliche Geschäfte, die seit Jahren in meinen Händen waren, sind diesem Empfortritt übertragen worden. Ich möchte nicht gerne gegenüber einem so nahen Verwandten von Ihnen die Haltung anßer Augen setzen, Sir Bernard, aber ich muß Ihnen gestehen, diese Behandlung hat mich sehr überrascht.“ — In seiner Entrüstung verpasst der Sprecher beizuliegen, daß er die Geschäfte, auf welche er ansprach, Jahre lang hatte liegen lassen, bis die Geburt des Ministers endlich erstöpft war, und daß Collin sie in wenigen Monaten erledigte. — „Ohne Zweifel der Sohn von einem von Cberley's Outlets!“ sagte der Baron. — „Über von einem der Jhrigen.“ — „Der meinen?“ — „Ja, Sir Bernard. Der Purche stammt von Widal her, aus dem Armenhause,“ fügte der Anwalt mit besonderem Nachdruck bei. „Er hat, so viel ich weiß, der Gräfin vor ihrer Heirat einen Dienst erwiesen und ererint sich seither der Protection des Karls. Aber das ist nicht das einzig Merkwürdige bei der Geschichte. Ihr Klesse, Mr. Edward Gaston, ist sein värmster Freund.“ — „Sind sie schon lange bekannt?“ — „Seit Jahren.“ — Der Herr zu Moultry fragte nicht weiter. So dunkel die Sache auch noch schien, der Anhaltspunkt war geäußert, und einem so seinen Kopfe konnte es nicht schwer fallen, an seiner Hand das Räthsel zu lösen; nach wenigen Tagen stand auch der Sachverhalt klar vor seinen Augen — Edward war der Käufer des Hauses in Epsfordstreet, der Anabe zu Woodall sein ältester Enkel und Erbe. „Schlau angelegt!“ sprach er zähneknirschend, als er mit heiligen Schritten das Bibliothekszimmer zu St. James Square durchmaß. „Mary! Edward! Ja, das sind die Vipern, die diesen Anschlag gegen die Ehre meiner Familie ausgeheckt haben. Nach meinem Tode soll Hugo umgangen und der Sohn von Bella Garbing, der armen Pfarrerstochter, der Welt als der recht-

mähige Erbe vorgestellt werden. Nie!“ setzte er mit Nachdruck hinzu, „wie soll dieser Bastard den Namen Gaston erben! Lieber will ich ihn erdicken lassen. Sie haben mich herausgefordert, die Thoren! Gut! Sie sollen mich der Aufgabe gewachsen finden.“

Achtundvierzigtes Kapitel.

Als Mr. Hyams sich frühzeitig des andern Morgens an den Jägerhaus einlud, wollte ihn Miles' Frau anfangs nicht einlassen. Ihr Mann ließ sich noch und das arme Weib fürchtete ihn viel zu sehr, um ihn aufzuwecken, oder ohne seinen Befehl Jemand die Thüre zu öffnen. „Können Ihr nicht später kommen?“ fragte sie. — Der Indr schüttelte vereinedt den Kopf. — „Mein Mann kommt erst in ein bis zwei Stunden herab — er gehört nicht zu denen, die bald aufstehen.“ — Eben darauf hatte der Besuch gerechnet, um desto ungehörter seine Beobachtungen machen zu können. — „Sie müssen vermittellich, was ich mitbringe?“ erwiderte er, indem er einen großen steinernen Krug unter seinem Mantel vorzog. „Mr. Goring wird es wohl nicht gerne sehen, wenn ich das wieder mitnehme, denn ich kann nicht wieder extra deshalb von Widal sicherkommen, das trägt sich nicht aus, meine Liebe.“ — Mrs. Goring hatte Miles gegen Skillet vor zwei Tagen den Schiedam erwöhnen hören, und da sie fürchten mußte, ihn, wenn das Getränk ihm entginge, während zu machen, so hielt sie für's Klügste, den Mann einzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Charleston.

America.

Die Trennung der Sklavenstaaten von den nördlichen Staaten der amerikanischen Union hat die Wäde nach Südkarolina gerichtet, dem Herde der Sezession, und vor Allem nach Charleston, welchem gegenüber das Fort Sumter liegt, wo die Nordstaaten ihre letzte Truppenstation haben. Gleich den meisten amerikanischen Städten ist Charleston nach einem sehr regelmäßigen Plane erbaut. Die schmale Landzunge, auf welcher es steht, ist flach. Die eigentliche Breite dieser Hauptstadt des Südens, denn es ist die größte Stadt sowie der wichtigste Seehafen zwischen dem Potomac und dem Mississippi, beträgt wenig über eine Meile, während es sich nach Norden zu nicht ganz zwei Meilen weit ausbreitet hat. Charleston gewährt einen angenehmen, jedoch keineswegs imponanten Anblick, welches Letztere durch die Nähe des Bodens verhindert wird. Es war ein heißer, schwüler Morgen, als ich mich der Stadt näherte; nicht ein Lüftchen regte sich, und die Antlen der Bai waren so ruhig und spiegelglatt wie ein Mahlensteind. Vor mir lag die Stadt, in den glühend heißen Sonnenstrahlen förmlich siedend; dessen ungeachtet hatte sie noch immer ein gewisses süßes, behagliches Ansehen, da sie vermöge ihrer ungemün flachen Lage den Eindruck eines Menschen machte, der bis an die Knie im Wasser steht. Gleich Philadelphias hat sie eine Fronte dem Hafen zugetehrt, während der übrige Theil der Stadt den Wäden verborgen bleibt; sie unterscheidet sich hierdurch wesentlich von Boston, New-York und Baltimore, die sich in einem weit günstigeren Lichte zeigen, indem sie sich amuthig aufsteigend über den Rand des Wassers erheben. Das Innere der Stadt ist eben so hübsch als eigenthümlich. Die Großartigkeit und das Massenbaue, wodurch sich die Städte des Nordens auszeichnen, fehlt ihr zwar, allein ihr Neuherees stimmt vollkommen mit den Verhältnissen der Umgebungen überein, indem sich in der Architektur überall das Bestreben bemerkbar macht, den Unannehmlichkeiten des Klimas entgegenzuarbeiten. Ein ziemlich großer Theil der Häuser ist

von Backsteinen gebaut, die Gesamtmasse jedoch besteht aus hölzernen Gebäuden. Fast alle Privatwohnungen sind hölzerne, nicht eben hohe, aber elegante Häuser, die Mehrzahl mit leichten, lustigen und zierlichen Veranden versehen, die zuweilen bis zu den Dächern hinaufreichen. Gewöhnlich sind sie blendend weiß angestrichen, haben grüne Jalusien, und wenn die Veranden nicht mit Schlingpflanzen geschmückt sind, werden sie wenigstens grün angestrichen; besonders in den Vorstädten verziert man sie mit üppig wuchernden Schlingpflanzen, wodurch sie einen höchst angenehmen Kontrast zu den weißen, stedenlosen Mauern der Häuser bilden. Charleston ist keineswegs der gesundeste Ort, obgleich viele seiner Bewohner nur kaum Veranlassung zu einem solchen Gebanten geben würden.

Da Charleston nicht der Sitz der Regierung ist, so haben seine vorzüglichsten Gebäude, mit einigen Ausnahmen, wie

zum Beispiel zwei kleine Arsenalen, einen lokalen und kommerziellen Charakter, anstatt eines politischen oder nationalen. Das Statehouse und die Börse, dem Datum ihrer Erbauung nach beide anti-revolutionär, gehören wohl zu den schönsten Gebäuden, deren sich Charleston rühmen kann. Obgleich die Hotels nicht im strengen Sinne des Wortes öffentliche Gebäude genannt werden dürfen, so wollen wir sie doch hier, wie überall in den Vereinigten Staaten, in diese Klasse einrechnen, um so mehr, als einige der Hotels von Charleston denen in Boston, New-York oder New-Orleans keineswegs nachstehen. Wenn auch keines derselben den architektonischen Ansprüchen des Kapitol-Hauses in New-York gleichkommt, so setzen sie den Fremden doch durch ihre Großartigkeit und treffliche Verwaltung in Erstaunen.

Charleston hat manches Eigenenthümliche, wodurch der Fremde an den Dreiecksbay, unter welchem es liegt, erinnert



Das Statehouse in Charleston.

wird; allein Nichts ist so sehr dazu geeignet, als die Schwärme von Negern, denen er beständig bezeugt. Sie sind überall zu finden; in ihrer Eigenschaft als Diensteute im Inneren der Häuser, als Arbeiter im Freien, auf den Werften und Landungsplätzen, in den Straßen, kurz überall sieht man sie arbeiten, singen oder spielen und ihre Boffen treiben. Die Sitte, sie anderweit zu vermieten, ist in Charleston sehr vorherrschend, und viele Leute ziehen aus den Arbeiten ihrer Sklaven ein ganz ansehnliches Einkommen, ähnlich wie Pferdehändler aus dem Verleichen ihres Viehes. In kommerzieller Beziehung ist Charleston ein Platz von großer Bedeutung. Nicht allein, daß der ganze Erporthandel des Staates hier seinen Mittelpunkt findet, sondern auch der ausländische Handel von Nordkarolina wird indirekt durch diese Stadt geführt. Dasselbe läßt sich auch theilweise von dem Erporthandel von Georgia sagen, wodurch sie ein

bedeutender Nebenbuhler für Savannah wird, welches letztere der Haupteingangshafen jenes Staates ist, und etwas mehr als hundert Meilen südlicher liegt als Charleston. Charleston kann eigentlich hauptsächlich nur als ein Erportplatz unter den ersten Seehäfen der Vereinigten Staaten genannt werden. Baumwolle, deren Südkarolina mehr erzeugt als irgend ein atlantischer Staat, bildet natürlich den vorzüglichsten Erportartikel. Wie bereits angedeutet, ist Charleston außerdem sehr günstig gelegen, um als ein Erportplatz für große Strecken der angrenzenden Staaten zu dienen. Die größte Quantität roher Baumwolle, welche entweder zum einheimischen Verbrauch oder nach fremden Ländern von der atlantischen Küste erportirt wird, kommt aus dem Hafen von Charleston.

Bilder aus der englischen Revolution.

Von Dr. Wilhelm Zimmermann.

I.

Karl I. und Buckingham.



Karl I. von England. Nach dem Gemälde von Van Dyck.

Alexander v. Humboldt hatte die französische Revolution und den Fall der Krone Ludwig's XVI. gesehen, das Zusammenbrechen des Kaiserthrons Napoleon's I. und den kläglichen Sturz Karl's X. Als Ludwig Philipp die vom Haupte seines Vaters gefallene Krone auftrug, und ein Freund

Humboldt's allzuwarme Hoffnungen von der neuen Regierung hegte, sprach Humboldt zu diesem: „Meine Wünsche stimmen mit den Ihren überein, aber meine Hoffnungen sind schwach. Seit vierzig Jahren sehe ich in Paris die Gewalt haber wechseln, immer fallen sie durch eigene Untüchtigkeit,

immer treten neue Verapredungen an die Stelle, aber sie erfüllen sich nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt auf's Neue. Keine Regierung in Frankreich hat bis jetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeinwohl untergeordnet. So lange das nicht geschieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd bestehen. Die Nation ist immer betrogen worden, und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wieder den Zug und Trug strafen; denn dazu ist sie rasch und stark genug." Alexander v. Humboldt erlebte nach 17 Jahren, daß die Krone von Ludwig Philipp's Hauptes fiel, die Erfüllung dessen, was er prophezeit hatte. Gleich diesem Herrscher im Reiche der Wissenschaft hatte bei der ersten Nachricht von der Julirevolution 1830 in Paris und dem Sturze Karl's X. der alte Kaiser Franz in seiner Hofburg zu Wien ausgerufen: „Das kommt daher, wenn man nicht Wort hält!"

Man sagt, die Geschichte der Vergangenheit sei für die Völker wie für die Staatsmänner so gut als nicht vorhanden, und jedes Zeitalter wolle seine eigenen Erfahrungen auf seine Unlusten machen. Dafür spricht allerdings, daß vor Kurzem vier schöne Kronen in Italien vom Scepter derer fielen, die sie trugen. Dennoch ist es Pflicht fortzuwahren die Weltgeschichte als Spiegel vorzuhalten: aus demselben Grund, aus welchem die Kronen des neunzehnten Jahrhunderts vom Haupt ihrer Träger fielen, fiel die Krone vom Scepter des Königs Karl I. von England, er in sein Blut.

Mit der Königin Elisabeth war das Geschlecht der Tudor in England erloschen, und mit König Jakob von Schottland, der von einer Schwester des englischen Königs Heinrich VIII. abstammte, das Haus Stuart auf den englischen Thron gekommen. König Jakob hielt das nicht, was er bei seiner Thronbesteigung versprochen hatte; er nahm keine Rücksicht, weder auf seinen Eid und die Verfassung, noch auf den Geist der Zeit und dessen Forderungen. Er hielt selbst denen Nichts, denen er vor seiner Thronbesteigung Verapredungen gemacht hatte. Er hatte den englischen Gesetzen so sehr zuwider regiert, doppelzünftig und perfid, sein Wort ebenso leicht brechend als gebend, sich schmähernd und jetzt abschwörend ganz nach Belieben, so die Verfassung Englands verlegt, daß ihn nur der Tod Schwerem entnahm, das schon über ihn hereinbrachte.

Karl I. bestieg den Thron zu einer Zeit, in welcher die Verhältnisse drohend, entscheidungsvoll lagen. Sein Vater schon hatte unumschränkter Herr werden wollen und war ein böser Vorgänger für den Sohn gewesen, ein böser Erzieher desselben. Das englische Volk, und zwar das Bürgerthum wie der Adel, welche Hand in Hand mit einander gingen, waren vom Geiste der Freiheit ergriffen, welcher der Krone nun so mächtiger gegenüber stand, weil die Freiheit ihre stärkste Kraft aus religiöser Begeisterung zog, aus der Sittenstrenge des Calvinismus. Es galt, ob das Haus der Stuart unumschränkter Herr, oder das Volk von England, zunächst das Parlament, noch freier würde als vorher. Von seinem Vater in der Verachtung und im Haß der Verfassung Englands erzogen, auf Reisen am spanischen Hofe und am dem leichtfertigen Hofe von Paris mit den blendenden Reizen des unumschränkten Königthums bekannt geworden, glaubte der junge Prinz nur dann ein wahrer König zu sein, wenn er in England ebenso unumschränkter Herr wäre, wie die Könige, die er zu Paris und Madrid gesehen hatte.

Karl I. hatte manche liebenswürdige Eigenschaften in seiner Jugend, aber keine bedeutenden Weisheitsgaben, ob er gleich mehr Verstand hatte als sein Vater. Aber gerade von seinen Weisheitsgaben hatte er eine übergroße Meinung, und die allerhöchste Meinung gerade von seinen Herrscherfähigkeiten, wie von der Höheit und der Machtvollkommenheit seiner Königswürde. Er war 25 Jahre alt, als er König wurde. Das leidenschaftliche Feuer seines jugendlichen Blutes verwechelte er mit männlicher Kraft, seinen Trog hielt er für Charakter; er nannte selbst seinen Vater „finlich furchsam" dem Parlament gegenüber, und war entschlossen, die Ver-

fassung, die er beschwor, die aber seiner Neigung und seinen Ansichten widersprach, umzusetzen, weil er die Kraft dazu sich zutraute. Sein Vater war oft wortbrüchig gewesen; die Karl war Wort- und Treubund Charakter, nach dem neuesten großen englischen Geschichtschreiber Macaulay „sogar Natur geworden".

Als das Volk bei der Krönung aufgefordert wurde, durch allgemeinen Zuruf seine Zustimmung zu bezeugen, daß sie Karl zu ihrem Könige haben wollen: da schwieg alles still. Schweigend stand Alles, bis der Lord-Marschall dem Volke sagte, es solle doch rufen! Der Instinkt sagte dem Volk, daß das kein König für das Volk von England war. Es sagte es ihm auch das Benehmen Karl's. Zwar wußte Karl mit Würde aufzutreten, und Schauspielen vor etwas, das er gerne that. Als Prinz und König war er eine glänzende Erscheinung in der Gesellschaft für die vornehme Welt, durch sein Aeußeres wie durch seine Gewandtheit in der Rede, durch Wig und seinen Geschmack, durch seine Bekanntschaft mit den schönen Künsten und Wissenschaften. Aber es fehlte ihm ganz an jener allmächtigen Gabe eines Fürsten, die Menschen für sich einzunehmen und an sich zu fesseln. Besonders hatte er kein Herz für das Volk, und das Volk hatte das längst herausgefühlt; denn schon als Prinz hatte er sich dem Volke fern gehalten, kalt und stolz. Der herrschende Geist in England und Schottland war Janatismus des Glaubens und der Freiheit, und zwar Janatismus eines strengsten protestantischen Bibelauflebens, schon unter seinem Vater gewesen. Es waren vorzüglich zwei Parteien, in Schottland die „Presbyterialkirchlichen", in England die „Independenter". Die Letzteren, von denen die freien Gemeinden unserer Tage ein schwacher Nachschatten sind, lebten fromm und sittenstrenge, und ihr Auge erhobte sich bald bis zum Himmeln, so daß es in jeder weltlichen Freude eine Sünde sah, und ihre Zunge eierte heilig in alttestamentlichen Lebensarten. Sie hielten sich zum Theil für gottesleuchtet, ihre eigenen Einsälle erschienen ihnen selbst und den Andern als Eingebungen des heiligen Geistes. Ihr Ideal war ein Gottereich der Freiheit und Gleichheit auf Erden, eine auf kirchlich-religiöser Grundlage ruhende Demokratie, ein Regiment der „Heiligen"; denn auch mit diesem Namen nannten sie sich selbst, und ihren Gedanken und Formen wollten sie den Staat, zunächst die drei Königreiche, dann das Festland und zuletzt die Erde unterwerfen. Alle Gewalt, lehrten sie, komme aus Gott und aus seinem Volke. Die Independenter waren nur ein Aft, aber der gewaltigste Aft der großen Partei der Puritaner, die Freisten unter den Freien, die Strengsten unter den Strengen, aber nicht die Finstersten unter den Finsterblendenden.

Trotz dieses herrschenden Geistes vernahnte sich gleich in den ersten Wochen nach seiner Thronbesteigung der junge König mit einer katholischen Braut, der Schwester des Königs von Frankreich, welche den Absolutismus in's freie England, die leichte Sitte und den Liebreiz des pariser Hofes in das kirchensüchtige, weltfreundensüchtige, selbst im Aeußeren, in Kleidung und Geberde, schwarzgehende und sauersehende Land bringen sollte. Die junge Königin „träumte sich als eine neue Esther", und Karl war ihr bald unterthan, soweit er nicht schon unterthan war dem hochfahrenden Günstling und Beherrscher seines Vaters, dem Herzog von Buckingham. Buckingham hatte die Braut seines Königs in Paris abgeholt und bei dieser Gelegenheit ein Abenteuer für sich gemacht. Allgemein benannt wird am französischen Hofe als „der schöne Engländer", hatte er Glück gehabt bei den Damen, zumal bei der jungen Königin von Frankreich, der Gemahlin des dreizehnten Ludwig. Wahrhaftig schon von Natur, war er noch mit einem blendenden Glanz in Paris aufgetreten.

Und dieser Mann beherrschte jetzt die Königin Henriette und den König Karl. Er war noch viel mächtiger am Hofe des neuen Königs, als zuvor an dem des alten, der Mann, welchem sein Vater einst die Stelle des Mundstüchs bei König Jakob gekauft hatte. Die Verschwendung fing an am

englischen Hofe maßlos zu werden. Der zuvor schon verheißungsvoll machte sich noch verhasster bei Adel und Volk. König Karl zeigte demselben seine Gunst gerade um so hartnäckiger und auffallender, je weniger Adel und Volk das gerne sah. War schon die katholische Heirath den Strenghen der Staatskirche wie den Puritanern ein Krengeß und böses Zeichen, so war es Peides noch mehr in ihren Augen, weil die verschwenderischsten Vermählungsfeierlichkeiten aufgeführt wurden über einer großen Landesbrauer, über einem allgemeinen Todtengrab. Während es am Hofe glänzte und rauschte, läuteten die Todtenglocken in ganz London und durch's Land; Stadt und Land war von einer unerhörten Sencke heimgesucht, am schrecklichsten London selbst. Allein in London stiegen die wöchentlichen Todesfälle von 640 auf 942, in der dritten Woche auf 1224, in der vierten auf 3583. — Dem jungen König aber hatte sein Vater eine persönliche Schuld von nahezu sieben Millionen Gulden hinterlassen, für jene Zeit eine ungeheure Summe. Es fehlte kein Her, es fehlte bei der Flotte, und die Thronbesteigung und die Heirath verbrauchten außerordentliche Summen. Die Geldnoth war am Hof und in der Staatskasse bald groß, und Budingham versetzte die Kronjuwelen nebst andern Kostbarkeiten um 300,000 Pfund Sterling im Haag. Lieber ruinirte er König und Königin so in der öffentlichen Meinung, als daß er den einfachen Weg von der Welt betreten hätte, das Oberhaus und das Unterhaus zu befriedigen, die Sachlage der Geldverlegenheit vorzulegen und von den verfassungsmäßig befriedigten Häusern mehr als die nöthigen Mittel zu erhalten.

König Karl konnte sich aus aller Verlegenheit sofort in die schönste Lage eines Königs hineinbegeben, wenn er das Oberhaus und das Unterhaus befriedigte. Keine Nation in der Welt ist so „nabel“ und freigebig gegen ihre Könige und Königinnen, wie die englische, sobald König und Königin mit dem englischen Volke lieben. Die dreisäß überschränkte Willkür wird mit Liebe gebet, Millionen werden vom Hofe in jarter Weise von allen Parteien des Parlaments übernommen, wenn das regierende Haus Wort hält, die Verfassung hält. Das zeigt die Geschichte unserer Lage in glänzender Weise. Wenn König Karl nur etwas Weniges von den neuen Ansichten annahm und das unzeitgemäß Gewordene, über welches der Geist der Zeit weit hinaus war, fallen ließ, so war er der Abgott des Volkes, der gefeierte König des Fortschritts, und sein unbedeutendes Opfer wurde ihm hundertfältig vergütet, nicht bloß in Liebe und Verehrung, sondern in reichlichen Geldbewilligungen. Dem Könige des Volkes waren dann dessen Herzen und durch das Parlament dessen Beutel offen.

Aber gerade das Haus der Lords verlangte vor Allem die Beistätigung Budingham's, des allmächtigen Günstlings. Darum steigerte der Günstling den anererbten Widerwillen des Königs gegen die freie Verfassung des Landes, gegen Ober- und Unterhaus, bis zum Hof gegen das Parlament, und die junge liebreizende Königin fast mit. Der König, von Budingham und der Königin fortgerissen, nahm den Gehorsam auf ohne Parlament zu regieren. Seiner Gemahlin zuliebe näherte er den protestantischen Gottesdienst der schottischen Kirche dem katbolischen durch eine Abturgie, die das Volk als Laubdienst verabscheute. Die Schwotten schlossen einen Bund „für die wahre Religion und für die Freiheiten des Reichs (Covenant)“ im Jahre 1638. Noch viel früher hatte er die Engländer gegen sich erregt: er hatte zwei Parlamente nach einander aufgelöst, weil sie ihm nicht genug Geld bewilligten für einen Krieg, von welchem die Nation nichts wollte, nämlich gegen Spanien, von dessen Hofe der Günstling Budingham geknirt war. Durch Trohungen, durch Bitten, durch indirekte Auflagen, durch eine Zwangsanleihe beim hohen und niederen Adel gegen Privat-schuldliche und durch eigenmächtige, verfassungswidrige Erhebung von Steuern verschafften sich Karl und sein Budingham Gelder für ihr Vergnügen und für den Krieg; auch

dadurch noch, daß, was für den Hof arbeitete, was im Hof oder Staatsdienst stand, sich gefallen lassen mußte, Verdienst und Gehalt nicht ausgezahlt zu bekommen Jahre lang. Der König verlor nicht bloß fort und fort den höheren Adel durch Mißachtung seiner Vorrechte, sondern dazu auch noch unaufhörlich das religiöse Bewußtsein des Volkes. König und Königin hielten den Günstling Budingham höher, als den ausgesprochenen Willen des Volkes. Die höchsten Aemter des Reichs, deren Geschäfte ganz unvertäglich mit einander waren, vereinigte Karl, dem Adel und dem Volk zum Hohn, immer mehr auf des Günstlings Haupt. Als er erfuhr, daß das Parlament zur Antlage Budingham's zu schreiten im Begriff war, löste er es auf: „des Lußkugrens der Krankheit wegen,“ wie er sagte. Ein neues Parlament klagte Budingham „des Aemterhandels, des Unterschleifs, der Bereicherung seiner bürgerlichen Verwandten, des Ruins des Nationalhandels, der Erpreßungen und anderer Verbrechen“ an.

Da das Parlament auch die Vereinigung so vieler Aemter auf Einem Haupte wieder in Anregung brachte, antwortete der König damit, daß er an Budingham auch noch die erledigte Stelle eines Kanzlers von Cambridge gab und das Parlament auflöste. Auf die Bitte der Lords um kurzen Aufschub sagte er zornig: „Nein, nicht eine Minute mehr!“ Jetzt nahm der König eine bespottliche Maßregel um die andere vor. Er erhob geradezu ausdrücklich nicht verwilligte Steuern mit Gewalt, durch Soldateneinquartierungen. „Sie wären ihm ja bewilligt worden,“ sagte er, „wäre das Parlament nicht vor der Zeit aufgelöst worden.“ Dann ließ er überall Unterjudungen wegen „Religionsvergehen anstellen, den für schuldig Erklärten zwei Dritttheile ihrer Ländereien nehmen und an den Meistbietenden verpachten; von Leiden aller Stände erhob er neue Zwangsanleihen, auf einmal von der Stadtasse in London allein 120,000 Pfund. In jeder Grafschaft wurden Kommissäre aufgestellt, welche die Zwangsanleihe eintrien, die Widerspenstigen eiblich verhörten über die Verenggründe ihres Ungehorsams und über ihre Rathgeber, und ihnen einen Eid darauf abnahmen, diese Fragen geheim zu halten. Die Geistlichen wurden angewiesen, ihren Pfarrkindern die Pflicht des Gehorsams gegen ihren König einzuschärfen, und in Predigten die Rechtmäßigkeit der Zwangsanleihe darzutun. In manchen Orten wurde die alte englische Rechtspflege zeitweise aufgehoben und dafür das Kriegsrecht eingeführt, bis bezahlt war. Der König wollte eine dritte Zwangsanleihe machen. Die Minister meinten, dann sei ein Volksaufstand zu fürchten; zum dritten Mal sei es nicht mehr zu wagen. Er berief nun ein drittes Parlament, damit es ihm Gelder bewillige. Vorher aber hatte er 78 Häupter der Opposition „wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die Zwangsanleihe“, darunter einige Lords, gleich nach der Auflösung des Parlaments in's Gefängnis geworden, worin sie noch saßen. Zugleich verführte er, er wenn das Volk binnen drei Wochen zwei Millionen Gulden, welche er ganz eigenmächtig ohne den geringsten Schein von Recht auf die Grafschaften legte, „schuldirgenmaßen“ bezahlt habe, dann werde er das Parlament eröffnen; wo nicht, so werde er einen Weg einschlagen, der schneller zum Ziele führe. — Auf das gabte ganz England so bebrohlich auf, daß das Ministerium, daß der König ersah, die Anordnung eilig zurücknahm, und in einer zweiten Kundgabe versprach, „er wolle sich auf die Liebe seines Volkes im Parlament verlassen“.

Noch waren nicht vierzehn Tage vergangen, so schrieb der König neue Abgaben auf gewisse Handelsartikel aus. Die Gerichte erklärten die Auflage für rechtswidrig, und der König — nahm sie andern Tages zurück. — Der Despotismus Karl's hatte verdirrt gegen den König; die Halt- und Charakterlosigkeit seines Despotismus machte ihn verachtet. Das neue zusammengetretene Parlament faßte alle Klagen der Nation in der „Bill of Rights“ (petition of right) zusammen. Zwei Monate lang schillerte der Kö-

ning hin und her, zweideutig, ausweichend. Da verwandelte sich das Unterhaus plötzlich in eine „geheime Berathung über die Mittel zur Rettung des Vaterlandes“, drei Tage lang bei verschlossenen Thüren. Budingham, als „die Beschwerde aller Beschwerden“, als „die Hauptursache aller Unfälle des Königreichs“, angegriffen, erkannte die Gefahr. Im Angesicht des von Ober- und Unterhaus nach seinem Haupte geschwungenen Hentelbills verließ ihn der Muth. Der König selbst zitterte für sich wie für seinen Winkling; er nahm die Maske des Heuchlers vor, setzte sich auf seinen Thron und befähigte auf's Feierrische die Aufstellung der Volksrechte, den zweiten Freibrief der englischen Nation, am 7. Juni 1628. Auf das bewilligte ihm das Parlament die Geldbuschüsse. Dann vertagte er es, um den eben beschworenen Freibrief der Nation zu brechen.

Budingham hatte ihm gerathen, sich den Schein zu geben, als wolle er jetzt recht parlamentarisch regieren, und zu diesem Zweck zwei Häupter der Opposition im Unterhause in's Ministerium zu nehmen. Das hat man vielseitig in großem Irrthum, selbst von Seiten namhafter Geschichtsschreiber, so angesehen, als habe König Karl Stuart — sein Ministerium aus der Opposition genommen, als er Sir Savile und Sir Wentworth, zwei von den bisherigen Führern der Volks-

partei im Unterhaus, darenin nahm. Das aber ist eine Uebertragung aus späterer Zeit in die frühere. Durch Savile's und Wentworth's Eintritt in die Regierung änderte sich nicht das System der Regierung, sondern die Eingetretenen änderten ihre Grundzüge. Beide waren erlaubt; Beide hatten gegen Kangerhöhung, Würden und große Gehalte ihre Ueberzeugung und ihre Fähigkeiten an die Krone — verkauft. Der Eine wurde Baron des Reichs, Geheimrath und Intendant des königlichen Hauses, der Andere Viscount und Lordpräsident in London. Vor Budingham's Auge lag jetzt Alles geordnet für die unumchränkte Gewalt seines Königs; im Begriff, seinen Sieg zu genießen, stürzte er in seinem Blut zusammen, in wenigen Minuten todt und kalt; der Dolch eines Rörders, den schwärmerische Vaterlandsliebe und Glaubenseifer zugleich erhitzte, hatte ihm das Herz durchstoßen.

Die Volanten der Habana.

Guba.

Ist das Mittagsmahl verzehrt, so beginnt das eigentliche Leben der Habana. Waren am Morgen die Geschäfte der



Volante oder habanesischer Wagen.

einzige Antrieb der Bewegung — Kaufleute auf eiligem Gange, Harren von Waarenballen beladen, Brod- und Gemüseverkäufer, Landbewohner, die mit Hühnern und Gänsen zur Stadt kamen, füllten die Gassen und Plätze, — so ist nun die vornehme Zeit herangerückt, und im Ballsaal des ausgeputztesten, neuesten pariser Anzuges verläßt der Habanero seine Wohnung. An allen Thüren harren Volanten, die bald von weißgelleiteten Damen bestiegen zur Alameda de la reina Isabella hinausstollen. — Die Volante oder das Cuitrin ist das seltsamste, originellste und maleischste Fuhrwerk, welches mir irgendwo auf der Welt begegnete. Die Volante, sagt Granier de Cassagnac, ist nicht albern, sie ist nur fremdartig. Die vorüberfahrende Volante zieht den Blick auf sich, ohne Lachen zu erregen. Sie läßt den Damen ihre Anmuth, den Männern ihre Würde. Das mit einem Pferde bespannte Cuitrin mißt 20 — 25 Fuß Länge und besteht aus einem leichten, flachen, silberbeschlagenen Korbe, dessen Volkser mit rosa oder hellblauer Seide überzogen sind. Auf der schwebenden Mitte beider Stangen — zwischen denen das Pferd oder Maulthier angepannt

ist, auf dem der Galejero reitet, — ruht jener überaus breite Sitz, der ohne Unbequemlichkeit drei Personen Raum gewährt. Die zwei Räder, welche das Fuhrwerk tragen, sind von etwa 5½ Fuß Durchmesser, d. h. von einer solchen Höhe, daß die von der Achse auslaufenden Tragstangen das Pferdegeschirr am unteren Rande erreichen. Das geräumige Verbed, welches im Rücken mit einem 3 Fuß hohen Luftfenster versehen ist, wird des Abends zurückgeschlagen, um den prächtigen, beifälligen Innhalt desto besser zur Schau zu tragen, und ich sage aus eigener Erfahrung, daß nirgends die herausfordernd siegreiche Miene der Schönheit bessern Eindruck machte, als von diesem Sitze herab, zu dem die Blide der Fußgänger grüßend oder forschend hinaufsteigen. So kontrastierend als die Cuitrins selbst sind auch die vorgepannten Pferde und Maulthiere, sowie der Neger, welcher sie lenkt. Abenteuerlich und bunt genug erscheint seine Kleidung. An den lackirten Schuhen prangen silberne Sporen mit dem silbernen Zaume an Glanz wetteifernd. Das Bein ist von engen Sammethosen mit Kniebändern und hohen Gamaschen von lackirtem Leder bekleidet, unter

denen nur allzubühnig der nackte schwarze Fuß des „Caleffero“ hervorblüht. Die Weste erscheint von heller Farbe, die Jade, über deren Aufschlag ein sauber ausgezadler Hemdentagen fällt, ist reich mit Treffen besetzt und von auffallender Farbe. Ein hoher schwarzer Hut mit Kolarde und Gallonen vollendet den Anzug. — Manchmal vervollständigt ein zweites Pferd den Vorspann und ist, von allem sonst Tagesesenen abweichend — mit halber Körperlänge das andere Pferd überragend ihm zur Seite angebracht. Durchaus unmanierlich nimmt sich der geflochtene und seitwärts eng an's Gesicht angebundene Schweiß der Pferde aus. Schon im Jahre 1827 zählte die Stadt 2651 öffentliche und private Equipagen.

Die Stiefsohner oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Was konnte auch für eine Gefahr dabei sein — ihr Pflegebefohler, der unglückliche Schlosser, war ja im höchsten Grade blödsinnig. — „Kommt herzu und ruht Euch aus,“ sagte sie. — „Ich will sehen, ob mein Mann noch nicht aufsteht.“ — Mit diesen Worten führte sie ihn in die Halle, einen großen, in edlem Styl erbauten Raum, mit Kriegs- und Jagdtrophäen behangen, der aber jetzt als Küche dienen mußte. Ein lustiges Feuer prasselte auf dem Herde, und davor lag — zusammengelauret, mehr einem Thier als einem Menschen ähnlich — das Opfer der Grausamkeit des Barons und Miles Goring's. Mr. Hyams



„Ich kann Dich an den Wolgen bringen!“

fuhr mit gut verstelltem Schrecken zurück, als er ihn erblickte. — „Seid außer Sorge,“ sagte die Frau; „er thut Euch nichts.“ — „Gottes Wunder!“ stieß der Jude heraus; „was ist das?“ — „Ein Mensch wie Ihr selbst,“ versetzte Mrs. Goring, „nur unglücklicher. Die Vorsehung hat ihn der Vernunft beraubt. Ich bin bald zurück — verlaßt das Zimmer nicht.“ — „Nun! Nun! Nun!“ sprach der Jude bei sich selbst, als er allein war; „wer hätte das geglaubt? Es soll mich doch Wunder nehmen, wenn die Vorsehung seine Beine so zugerichtet und ihn zum hilflosen Krüppel gemacht hat. Er war stark genug, als ich mit ihm zu thun hatte.“ — Aus dieser lechtern Bemerkung zu schließen, hatte er den Schlosser erkannt, und sogar Hyams spürte eine Regung des Mitleids in seiner Brust, wie er den unglücklichen in diesem bejammernswürthen Zustande vor sich sah. — „Ihr seid wohl warm hier?“ sagte er, indem er ihn leicht

mit dem Fuß anstieß. — Der Krüppel rutschte näher, sah in die Höhe, stützte den Kopf auf beide Hände und stierte ihm in's Gesicht. — „Kannt Ihr mich nicht?“ flüsterte der Jude. — „Hi! wuh, wuh!“ kreischte der Blödsinnige auf ihn deutend. — „Gottes Wunder! Gottes Wunder!“ Einen Augenblick launete er sich vor, als bemerkte er in dem Auge des Schlossers einen Schimmer von Intelligenz, und sich herabübend wiederholte er seine Frage in seinem eindringlichsten Tone: „Nun, Mr. Andrews, kennen Sie mich wirklich nicht?“ — Die unartikulierten Laute wurden wiederholt. — „Ich bin ein Freund!“ — Der Wahnsinnige lugelte sich auf dem Teppich vor dem Feuer hin und her und schrie und lachte überlaut, als ob ihn diese Meldung auf's Höchste ergötzte. — „Und kann Ihnen helfen,“ fügte der Besuch bei. — „Es ist Geld zu verdienen. Sie müssen mich kennen — ich heiße Hyams. Ich bin es, der Sie von

London weg und in die Hände der Männer gebracht hat, die Sir Barnard bestellt hatte. Nun, Du bist wirklich blödsinnig," rief er ungeduldig aus, als er fand, daß der Unglückliche auch nicht ein Wort von seiner Rede verstanden hatte. — In diesem Augenblick fühlte er einen heftigen Schlag auf den Hinterrumpf und lag zappelnd neben seinem früheren Opfer auf dem Boden, das ihn nicht so bald hatte fallen lassen, als es sich auf ihn warf und ihn — einem Raubthiere gleich — mit Zähnen und Nägeln zumal bearbeitete. — „Schön, Zac, nur brav drauf," sagte Humphrey Stillet, der den Streich geführt hatte. Der Arbeitshausmeister war in Folge eines von Sir Barnard Weston erhaltenen Briefes so frühe schon aus das Jägerhaus gekommen und hörte hier mit an, wie Hyams den Geisteszustand des Schloßers auf die Probe stellte. Obgleich selbst ein kräftiger Mann, gelang es dem Jüden nur mit großer Anstrengung, sich aus den Klauen des Dahmbesenen los zu machen, jedoch mit Verlust von Brille und Fährde. — „Wie befinden Sie sich, Hyams?" sagte Humphrey. „Freut mich, Sie zu sehen." — „Nun! davon haben Sie mir einen schlagenden Beweis gegeben." — „Warum kommen Sie nicht offen und ehrlich auf das Jägerhaus, statt sich einzuschmuggeln unter dem Vorwand, eingeschmuggeltes Viqueur zu vertauschen?" — „Das ist jetzt mein Gewerbe," brummte der Erstere. — „Mir scheint's. Sie kommen nicht auf Ihre Kosten," bemerkte Stillet in spöttischem Tone; „doch da ist Miles; wir wollen hören, was der dazu sagt." — „Mr. Hyams war ein sehr kluger Mann, und was noch mehr heißen will, ein Mann von großer Erfahrung. Nun sagten ihm sowohl Erfahrung als Klugheit, daß es nicht eben gerathen sei, mit seinen zwei alten Bekannten auf einmal zusammenzutreffen. Sobald daher der zweite in die Halle trat, schob er neben ihm zur Thüre hinaus und rannte wie besessen davon. Humphrey würde ihn verfolgt haben, hätte er nicht die Pistolen in dem Gürtel des Fliehenden bemerkt. Diese lästeten seinen Mutb augenblicklich ab. — „Was ist los?" fragte Goring sich strendend. — „Nur ein Versuch." — „Ich sehe, er hat den Schiedam gebracht," sagte Miles, sich ein Glas füllend. „Doch komm', leß' Dich und versuch' ihn. Das ist der rechte Stoff, ich kann Dir's sagen." — Sein Verbündeter that, wie er geheßen, und keiner von ihnen nahm im geringsten Notiz von dem Opfer ihrer Grausamkeit, das fortwährend vor dem Feuer herumzulagen. Sie waren längst gewohnt, ohne Rückhalt vor ihm zu sprechen, so überzeugt waren sie von seinem vollendeten Blödsinn. — „Aber wo zum Teufel ist denn der Fursche, der den Viqueur gebracht hat?" rief Miles sich umschauend. „Mein Weib sagt mir doch, er sei da." — „Und ich sage Dir, daß er fort ist." — „Ohne sein Geld?" — „Hat's, scheint's, nicht für rüthlich gehalten, drauf zu warten. Doch ist nichts zu fürchten. Es war Hyams, der sich unter der Verkleidung eingeschlichen hat. Ich höre ihn, Zac fragen, ob er ihn nicht lenne? hörte ihn sagen, er sei kein Freund und es sei Geld zu verdienen." — „Schade, daß Zac ihn nicht verstanden hat," bemerkte Goring, laut auflachend. „Du siehst, mein Plan hat sich im Grunde nicht so schlecht erwiesen. Wäre er bei Verdand gewesen, so hätte die Sache schlimmer für uns ausfallen können." — „Für Dich," verbesserte sein Genosse. „Ich habe nichts mit dem Folslern zu thun gehabt. Das ist rein Dein Wert." — „Es waren weniger die Worte als der Ton, in welchen diese Bemerkung erfolgte, was den noch halb betrunkenen Schurken außer sich brachte, dessen Stimmung, da er fast zwei Stunden vor seiner gewöhnlichen Zeit gewedt worden, ohnehin nicht die beste war. „Du hältst Dich für was Rechtes, nicht wahr, Humphrey Stillet," rief er aufspringend, „weil Sir Barnard an Dich schreibt und mir durch Dich seine Weisungen zukommen läßt? Aber Du vergißt, was ich weiß." — „Still! still!" — „Was brauch't's da still zu tommbariren," fuhr jener fort. „Ich kann Dich an den Galgen bringen!" — „Wir waren Beide theilhaftig. . . " — „Das ist eine Lüge!" un-

tertrach ihn Miles. „Du hast sie in's Wasser geworfen, nachdem Du ihr das kleine schwarzseidene Säckchen vom Hals weggeriffen." — „Um's Himmelswillen, schweig' doch!" rief der Meister des Arnenhauses, bleich wie die Wand; „wenn es ja Jemand hört. . ." — „Paß! Es ist Niemand da als Zac, und der ist ein Narr; nicht wahr, Zac?" — „Er gab dem Blödsinnigen einen leichten Fußtritt, worauf dieser lachend und taubermäuschend seine Leinwand wieder annahm, um bald darauf — in eine Ecke zusammengekauert — in tiefen Schlaf zu verfallen. — „Nun sag' mir die ganze Geschichte. Was hat denn den Schurken von Hyams hergeführt?" — „Wahrscheinlich hat er spioniren wollen." — „Laß ihn das, so lang er will, von dem da bringt er nichts raus." — „In London ist Etwas los," sagte Humphrey. „Der Baron hat an mich geschrieben, er bedarf Feiner. Du mußt augenblicklich aufbrechen." — „Allen?" — „Nein, Deine Frau soll mit." — „Was zum Teufel kann er denn von der wollen?" rief Miles in höchstem Erstaunen. — „Ich vermute," sagte Stillet, „Du wirst Jemand auf's Jägerhaus bringen müssen, wenigstens hat der Baron Befehl gegeben, ein Zimmer des Thurmes herzurichten. Wo ist Mrs. Goring?" — „Oben." — „Auf ihr." — „Als die Frau herabtam, war sie im höchsten Grade erlaunt, daß man ihr eine Reise nach London zumuthen könne, was zu der Zeit, von welcher wir schreiben, als ein größeres Unternehmen angesehen wurde, als wir heut zu Tage eine Reise zu unseren Gegenfüßlern betrachten würden. „London!" wiederholte sie, „ich soll nach London!" — „Ja, hörst Du's nicht?" — „Ich habe die Blöße auf dem Postwagen schon genommen." — „Du hörst's, Alte," sagte Goring, indem er sie unansth beim Arm ergriß, „heute Abend um sieben Uhr. So, jetzt geh' und mach' Dein Zeug zusammen und glaub' nicht, daß, weil Du in der besten Zeit meine Fäuste nicht gespürt hast, sie ihre Kraft verloren haben. Verstehst Du mich?" — „Ja, Miles," tröstete das Weib, denn der Griff seiner Hand war allmählig stärker und immer härter geworden. — „Und willst Dir's merken?" — „Ich meinte nur," stammelte sie, „was aus Zac werden würde, wenn wir fort sind." — „Den schlägt man in den Thurn ein und gibt ihm eine tüchtige Ration zu essen und zu trinken hinaus; zudem kann ja Humphrey nach ihm sehen." — „Mrs. Goring hatte nichts mehr gegen die Reise einzumenden, aber die Art und Weise, wie sie dazu genöthigt wurde, fraß sich tief genug in ihr Inneres ein, um bei Gelegenheit bittere Trüch zu tragen.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Der Nachmittag von Mittwoch war in der Vestorei zu Woodfall nach der guten alten Sitte der Erholung gewidmet, und die Anaben unterhielten sich, wie gewöhnlich, in einem duffigen Wiesengrunde mit Ballschlägen. Fröhliches Lachen verlaubete schon von ferne den Plak, wo sie sich tummelten, und freudiges Jauchzen folgte auf einen besonders glücklich geführten Schlag. Eben war Hugo ein solcher gelungen, und mit einem unwillkürlichen „Bravo" sprang William, welcher zu der anderen Partie zählte, dem Ball nach, der über die Grenze ihres Spielplatzes, eine niedere Fede, hinweggefliegen war. Schon hatte er den Ball seinem Partner zugeworfen und wollte ihm eben folgen, als er hinter sich seinen Namen ausprechen hörte. Ueberrascht wandte er sich um und bemerkte ein ehrbar aussehendes Franzenzimmer, das von der Straße aus seit einiger Zeit ihrem Spiele zusah. „Was wollen Sie von mir?" fragte der Anabe. — „So sind Sie also wirklich William Carl?" — „Nun ja. Kennen Sie mich denn nicht?" — „Warten Sie!" sagte die Frau, als der Junge über die Hecke setzen wollte, „ich habe mit Ihnen zu reden." — „Dann müssen Sie's kurz machen. Bravo, Willis!" jauchzte er, als einer von seiner Seite noch besser als Hugo geschlagen hatte, und in seinem Eifer vergaß er Alles, was sich nicht auf das Spiel bezog,

und setzte wiederholt zum Sprunge an, als die Worte der Fremden auf's Neue seine Aufmerksamkeit erregte. „Wenn Sie sich für das Spiel dort mehr interessieren, junger Herr! — rief sie, — als für eine Nachricht, die Sie so nahe berührt, so bietet sich vielleicht die Gelegenheit nicht zum zweiten Male dar.“ — „Eine Nachricht, die mich berührt?“ wiederholte unser Held im höchsten Grade erstaunt. — „Ja!“ — „Sie scherzen! Was können Sie mir denn zu sagen haben?“ — „Es ist wahr,“ sprach die Frau halb laut vor sich hin, — „er war noch zu jung, um seine Mutter zu kennen.“ — „Hätte man ihm ein Pistol vor den Ohren abgefeuert, so hätte der Knabe nicht mehr zusammenschrecken können. In einem Augenblicke waren Spiel, Kameraden, selbst Hugo verGESSEN, in athemloser Spannung hing sein Auge an den Lippen der Nebenben, hatte sie doch eine Saite berührt, deren Schwingungen bis tief in sein Innerstes drangen und die alten Schmerzen, das alte Sehnen mit unwiderstehlicher Gewalt weckten.“ — „Wenn Sie irgend Etwas in Petrefi meiner Eltern wissen,“ rief er, — „mit irgend einen Aufschluß geben können über das Geheimniß, das mich von Kindheit an umgibt, o haben Sie Mitleid mit mir, erleichtern Sie mein vielgequältes Herz, reden Sie! Da . . . nehmen Sie mein Geld, es ist nicht viel — doch hier ist meine Uhr, und . . .“ — „Nein, nein!“ unterbrach ihn Miles Goring's Frau — denn, wie unsere Leser ohne Zweifel schon vermutet haben, es war die Abgesandte Sir Barnard's, welche ihn angerebet hatte — „ich bin nicht so schlecht, so herzlos, Sie zu berauben; zudem,“ fügte sie bei, — „bin ich schon bezahlt.“ — „Von wem?“ fragte William in höchster Ueberraschung. — „Von Jemand, der den nächsten Anspruch an Ihre Liebe hat, Jemand, der sehnlichst wünscht Sie zu sehen.“ verjagte der Bote, — „aber der Besuch muß ein Geheimniß bleiben.“ — „Warum das?“ frug unser Held. — „Warum dies Geheimnißhalten? Ich habe doch das Wort von Einem, dessen Leben die Wahrheit selbst ist, daß ich über meine Geburt nicht zu erdthen brauche.“ — „Aber es könnte Gefahr dabei sein,“ machte Mrs. Goring geltend. — „Die fürchte ich nicht,“ antwortete William stolz. — „Nicht für Sie,“ bemerkte die Frau, — „wir müssen es zu ihrer Ehre geschehen — die aufgedrungene Rolle von Herzen zuwider war, — aber für den Freund, den ergebenen Freund Ihrer Mutter.“ — „Bei den Worten Ihrer Mutter!“ schwand aller Zweifel an dem Herzen William Carl's. Unter Anrufung dieses heiligen Namens würde er Alles glaubt haben, so selbstam und unmaßgeblich es auch hätte klingen mögen. „Ich vertraue Ihnen,“ rief er, — denn Sie sind eine Frau und können nicht so unmenschlich sein, mit den Gefühlen eines Sohnes zu spielen. Wer ist dieser Freund?“ — „In wenigen Minuten können Sie ihn sehen.“ — „So nah ist er?“ — „In dem nächsten Dorfe,“ gab die Frau zurück. — „Aus Gründen, die er Ihnen ohne Zweifel selbst auseinandersetzen wird, erscheint es für ihn nicht gerathen, Sie auf dem Markthofe zu besuchen. Ein Wagen erwartet uns am Ende dieses Feldwegs. Wollen Sie mich begleiten?“ — „Ohne meinen gütigen Lehrer zu benachthilgen?“ — „Ohne irgend Jemand zu benachthilgen. In ein bis zwei Stunden können Sie zurück sein.“ — Dieß entschied, und ungebundenes Schrittes folgte unser Held seiner Führerin auf die Landstraße, wo eine hübsche Reisetasche mit Postpferden ihrer wartete. Ohne im mindesten zu zögern, sprang er hinein und die Frau folgte. Ein halb erstarrter Schrei, begleitet von einem rohen Gelächter, ließ sich vernehmen. Dann wurden die Jalousien geschlossen und in raschem Trab fuhr der Wagen dahin.

Das Verschwinden William's machte nicht nur dem Ballspiel ein Ende, sondern verjagte auch seine Schulkameraden in Staunen, das bald in Unruhe überging. „Er kann nicht weit sein,“ meinte Willis in Erwiderung auf eine derartige Aeußerung Hugo's, — „und Gefahr? Welche Gefahr kann denn Carl hier laufen? Jedermann in der Nachbarschaft kennt und liebt ihn. Verlaßt euch darauf, er laßt uns

wieder aus, daß er uns so hat in Galopp setzen können. Wir wollen uns zerstreuen und werden ihn — denke ich — bald ausgeführt haben.“ — Der Vorschlag wurde angenommen und die Knaben entfernten sich nach allen Richtungen hin. Dem Perdidt der zuerst wieder Eintreffenden, daß William Carl fehle, schenkte der würdige Geistliche nur geringe Aufmerksamkeit, wußte er doch, daß die geordneten Zungen sich zuweilen derartige kleine Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen. Als aber die letzten eintrafen, ohne die mindeste Spur von ihm entdekt zu haben, fing er an unruhig zu werden und schickte den Bedienten und den Gärtner aus, nach ihm zu sehen. Es war fast Mitternacht, als die ausgehenden Diener von ihrer Streife zurückkehrten. Sobald sie sich zeigten, drängten sich die Zungen um sie und fragten gierig, was sie ausgerichtet. „Der junge Herr ist entführt worden,“ erwiderte der Bediente. — „Entführt!“ wiederholten die Knaben voll Erstaunen. „Von wem denn?“ — „In einer vier-spännigen Postkutsche,“ sagte der Gärtner in großer Aufregung; denn William war bei Allen, die ihn kannten, beliebt. — Sein Herr bat ihn, sich zu fassen, und brachte endlich aus den Weiden heraus, Bächter Burrell habe Mr. Carl und ein Frauenzimmer in einen Wagen steigen sehen, der schon einige Stunden lang auf der Landstraße gewartet und sich dann rasch in der Richtung nach London entfernt habe. — Ohne Zweifel ist sein Vormund trant geworden, oder hat sich sonst etwas Wichtiges ereignet, daß er ihn schnell bei sich zu haben wünscht,“ bemerkte der Geistliche, — „und da hat er wahrscheinlich seine Haushälterin oder sonst eine vertraute Person nach ihm gesandt.“ — „Burrell sagt, sie sehe einer Haushälterin oder etwas Derartigen ähnlich,“ meinte der Bediente. — „Aun also!“ fuhr Herr fort, denn viel daran lag, seine Jüglinge zur Ruhe zu bringen. „Da wären wir ja schon am Ende unserer Besürchtungen. Zu Petre, Kinder!“ Zutrieben mit seiner Erklärung, die im Grunde sich wohl dürfen ließ, begaben sich William's Schulkameraden auf ihre Zimmer, und bald waren sie außer Hugo fest eingeschlafen. Diesen liess es nicht im Bette, er stand auf und ging zum Fenster seines kleinen Zimmerchens in der Schwanden Öffnung, seinen Freund heimkehren zu sehen. Eben als das erste Frührot die Berge im Osten färbte, wurde das Pferd des Rektors vorgeführt, und wenige Augenblicke darauf erschien er selbst und ritt rasch von dannen, indem er im Weiterreiten einen forschenden Blick nach den Schlafzimmern seiner Jüglinge warf. Hugo jog sich zurück, daß er nicht gesehen werden konnte. „Also glaubt er nicht,“ sprach er bei sich selbst, — „daß sein Vormund nach William geschickt, und er hat es nur gesagt, um uns zu Bette zu bringen.“ — Beim Frühstück erhielt der Vikar, der zugleich als zweiter Lehrer fungierte, von dem Rektor ein Billet, worin er ihm mittheilte, er halte es für nöthig, ungemüthlich nach London zu begeben, er solle die Knaben, so gut es gehen wolle, in Ruhe lassen. Unsere Leser können sich wohl denken, daß an diesem Tage nicht viel zu Woodfall studirt wurde.

Als der ehrwürdige Edward Handler sich auf Collin Gram's Bureau einfind, sah dieser mit einem Blick, daß etwas Außergewöhnliches sich zuzutragen haben müsse. Der erste Eindruck war, sein Pfleger sei krank oder sonst von einem Unfall betroffen worden. „Bitte, beruhigen Sie sich,“ sagte sein Besuch, der seine Aufregung bemerkte, und vermehrte sie dadurch, wie das in der Regel der Fall ist, um ein Bedenken. — „O! nicht diese Schonung!“ rief der Rechtsgelehrte, — „lassen Sie mich auf einmal Alles wissen. Nichts ist fürchterlicher, als dieses Warten.“ — „William ist verschwunden.“ — Völlig überdältigt von dem Schlage sank der liebevolle Vormund in seinen Lehnstuhl zurück. „Wir haben überall nach ihm gesucht,“ setzte der Geistliche hinzu, — „doch unsonst. Die Umstände, die mit meinem Verschwinden zusammenhängen, sind so auffallend, daß ich keinen Augenblick verloren habe, Sie aufzusuchen, um Ihnen Kenntniß von der Sache zu geben.“ Doch ermannen Sie sich, um des

Himmels willen. Wenn wir uns durch unsere Gefühle übermäßigen lassen, so verstreicht die Zeit, und damit die Aussicht ihn zurückzubringen.“ — „Sie haben recht. Tante! Danke für die Lektion,“ rief Collin, mit gewaltiger Anstrengung seine Aufregung niederkämpfend. „Mein Herz ist schwach, sie thut ihm noth. So ist also William doch endlich seinem unnatürlichen Feinde in die Hände gefallen.“ — „Einem Feinde? Hat er denn einen, kann er denn einen haben?“ bemerkte der Rektor im Tone der höchsten Ueberzeugung. — „Wahr! wahr! Ich bin bestraft für meinen Mangel an Zutrauen,“ murmelte der Adokat; „aber Sie müssen mir das verzeihen. Ich bin ruhig jetzt, ganz ruhig,“ fuhr er, nachdem er ein Glas Wasser getrunken, fort. „Lassen Sie mich Alles hören.“ — Sein Besuch erzählte ihm nun Alles, was er aus dem Landmann hatte herabzubringen

können. „Er ist also freiwillig in den Wagen gestiegen?“ sagte Collin nachdenklich. — „So sagt der Fächter.“ — „Dann ist irgend ein teuflischer Plan ersonnen worden, um ihn zu verlocken,“ rief der Vormund; „vielleicht haben sie meinen Namen dazu benützt, ihn in's Verderben zu führen,“ und seine Stimme zitterte, wie er so sprach. „Ich hätte das voraussehen, ihn warnen sollen,“ fügte er im Tone des Selbstvorwurfs bei. — „Es ist nicht unwahrscheinlich,“ versetzte der Rektor, „daß Ihr Name bei der Sache in's Spiel gekommen ist. Was mich am meisten beunruhigt, ist die Aussage Burrell's, daß in dem Augenblicke, als der Knabe in den Wagen gestiegen war, die Jalousieen geschlossen worden seien; doch sicherlich,“ fügte er hinzu, „ist nicht an eine offene Gewaltthat zu denken. Wäre dieß, so müßten unverweilt Schritte . . .“ — Collin Craw saß da, das Gesicht



„Was wollen Sie von mir?“ fragte der Knabe.

in den Händen begraben, als suche er seine Gedanken zu sammeln. Als er sie entfernte waren seine Züge wohl immer noch blaß, doch ruhig und entschlossen: er war ein Anderer geworden. „Ich muß Sie bitten, mich in den Tempel zu begleiten,“ sagte er im Tone der Entschiedenheit; „vielleicht auch vor einen Friedensrichter, um Ihre Angabe eiblich zu erhärten.“ — „Gerne.“ — „Ich bin es von Ihnen überzeugt.“ — Ein Wagen wurde bestellt, und ein paar Minuten später sahen wir die Beiden bei Edward Gaston, der, als er vernahm, um was es sich handle, kaum weniger bewegt schien, als Collin es gewesen. „Was schlagen Sie vor?“ sprach er zu diesem gewendet. — „William muß befreit werden,“ erwiderte dessen Vormund mit Bestimmtheit, gleichviel, wie peinlich die Bloßstellung, wie vornehm der Name, der dadurch kompromittirt wird. Ist es aber zu

spät, ihn zu retten,“ fügte er in heftiger Aufregung hinzu, „so soll er wenigstens gerächt werden, und müßt' ich Sir Barnard mit meinen eigenen Händen vor den Richterstuhl schleppen.“ — Bei dem Namen des Barons sah der Geistliche hoch auf: wie konnte dieser mit der Sache zusammenhängen? — „Sie haben recht,“ erwiderte der Bewohner des Tempels ernst, „und trotz der Verwandtschaft, die zwischen uns besteht, will ich Ihnen helfen. Doch müssen wir zuerst Lord Cheeverly zu Rathe ziehen.“ — Mit kurzen Worten berichtete er dem Grafen in einem Bilette den Vorgang mit der Bitte, ihn so bald wie möglich mit einem Besuche zu beehren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Salamander.



Der große japanische Salamander des amsterdamer Thiergartens.

Der große japanische Salamander, welcher von dem berühmten Reisenden und Naturforscher Siebold, dem wir ein ausführliches Werk über Japan verdanken, den Namen Tritomegas erhielt, gehört zu der Ordnung der Batrachien, welche sowohl durch Kiemen als auch durch Lungen athmen, und zeichnet sich durch seine loslose, fast fünf Fuß erreichende Länge aus. Der Kopf dieses Thieres ist breiter als der übrige Körper, ganz platt, und scheint gar nicht aus Knochen, sondern eher aus einer breiartigen Gallertmasse zu bestehen. Sein Schwanz ist an beiden Seiten in Form von Flossen

zusammengepreßt und die Seiten sind mit häutigen Falten und einem breiten Kamm garnirt, die ohne Zweifel dazu dienen, dem Thiere das Schwimmen zu erleichtern. Die Farben des Körpers sind braun, eisentrot, schwarz, olivenfarben und wechseln in buntem Gemisch ab. Die Haut ist auf dem Kopf und dem Rücken mit Warzen und Pödeln bedekt, die außerhalb des Wassers eine sündende Feuchtigkeit ausströmen. Im amsterdamer Museum Natura artis magistra und Jardin des Plantes in Paris existirt augenblicklich je ein lebendiges Exemplar dieses Thieres, die ersten

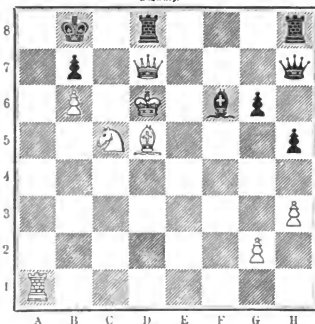
welche nach Europa gekommen sind. Für gewöhnlich liegt es trüg und unbeweglich am Grunde des Reservoirs, welches für dasselbe eingerichtet ist. Nur wenn es atmen will, hebt es die Schnauze aus dem Wasser, nimmt aber gleich wieder die gewöhnliche Lage ein. Von Zeit zu Zeit läßt es ein dumpfes grollendes Geräusch vernehmen, welches durch die Luft, die aus den Kiemenöffnungen oder dem Rachen strömt, hervorgebracht wird. Man erzählt es mit kleinen Fischen und Fröschen, die es sehr gern frisst. Bemerkt es die ihm hingeworfene Beute, so bewegt es sich langsam auf dieselbe zu, läßt sie mit einer raschen Kopfbewegung, behält sie vor dem Verschlucken jedoch erst eine Zeit lang zwischen den Jähnen. Nach jedem zu sich genommenen Futter fällt der Salamander auf acht oder vierzehn Tage in einen apathischen Zustand, der zweifelhaft läßt, ob er überhaupt noch lebt. Man hat in alter Zeit die Jabel erfunden, der Salamander widerstehe der Gewalt des Feuers und könne nicht verbrennen; dieser Irrthum kommt daher, weil, wie schon erwähnt, die Haut desselben feucht ist, so daß die Flamme nicht momentan den Körper versengen kann, sondern diese Feuchtigkeit erst aufsaugen muß. So interessant für den Naturforscher eine noch unbekannte Spezies von Reptilien sein mag; so wenig angenehm ist der Anblick des japanischen Salamanders übrigens für den unbefangenen Beobachter, und in der That kann man sich auch beim Beschaun derselben eines gewissen ekelhaften Gefühls kaum erwehren.

Schach.

Reizigt von Dufresnoe.

Anfang Nr. 22.

Schwarz.



Weiß zieht an und frßt mit dem dritten Jange Mat.

Die Stiefsohler oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

So groß das Interesse auch war, das Edward Gaston an dem Schicksale unseres Helden nahm, so konnte doch kein Schmerz über dessen Verschwinde unmöglich dem Collin's gleichkommen, der von zarteiler Kindheit an wie ein Vater über dessen Wohlergehen gewacht, ihm zuletzt wie sein eigen Kind betrachtet hatte. — „So tief der Vorfall auch zu beklagen ist,“ sagte Edward nachsinnend, „und so sehr er unsere Pläne zu durchkreuzen droht, glaube ich doch

nicht, daß wir endlich um seine Sicherheit besorgt zu sein brauchen.“ — Collin lächelte bitter. — „Hugo's Gesundheit ist zu zart,“ fuhr der Sprecher halblaut fort, „als daß sein Großvater — wie ich ihn kenne — es wagen sollte, die Hoffnung auf Fortpflanzung seines Geschlechts auf dieses Leben allein zu setzen.“ — William's Vormund schien betroffen. Offenbar war plötzlich ein Gedanke in ihm aufgestiegen, denn er erhob sich eilig, um das Zimmer zu verlassen. „Wohin wollen Sie?“ fragte Edward. — „Das kann ich für jetzt nicht sagen.“ — „Aber wir erwarten Lord Cheverly.“ — „In einer Stunde bin ich zurück.“ Mit dieser lakonischen Bemerkung verschwand der Sprecher, Ungeduld, Hoffnung und Vertrauen in jedem seiner Züge. Es war schon spät am Tage, als Lord Cheverly ankam und Collin noch nicht wieder erschien. Wie von seinem männlichen, ehrenhaften Charakter nicht anders zu erwarten stand, war der Pair auf's Höchste entrüstet über die geradezu unnatürliche Handlungsweise seines Schwiegervaters, und doch war er mit sich nicht im Klaren, was zu thun sei. — „Mir scheint die Sache einfach,“ machte der Rektor geltend. „Ist Sir Barnard Gaston wirklich der Urheber dieser Gewaltthat, so wird wohl ein Verhaftescheß . . .“ — „Sie kennen die Schwierigkeiten nicht,“ unterbrach ihn Edward; „mein Onkel ist des Knaben geflüchteter Vormund.“ — „Sein Großvater,“ fügte Seine Lordschafft bei. — „Wäre es möglich?“ rief erklaut der Geistliche, „so sind also Hugo und William Bettern?“ — „Brüder.“ — „So tuz als möglich sehten sie nun den ehrwürdigen Herrn in so weit von den obwaltenden Verhältnissen in Kenntniß, daß er sowohl die Beweggründe des Barons, als die Gefahr, in der sein Jögling schwebte, verheben konnte.“ „Sie sehen also, verehrter Herr!“ fuhr Edward Gaston fort, „wie sehr Voricht von Nothen ist. Versuchen wir William durch geflüchtete Mittel ihm zu entreißen, so tritt er uns mit seinem Rechte als Vormund entgegen, das ihm nur die höchste Behörde unseres Landes, der Lordkanzler, entziehen kann. Kommen wir um einen Haftbefehl ein, so verlangt der Friedensrichter natürlich den Beweis eines Motus für die Sir Barnard zur Last gelegte Handlungsweise. Sie sehen, daß uns auf beiden Seiten große Hindernisse im Wege stehen.“ — „Wenn Sie meinen Rath hören wollen,“ sagte der Pair, „so begeben Sie sich mit Erax alsbald nach Moultry. Ich habe ein großes Vertrauen auf seinen Scharfsinn, ein fast noch größeres auf seine Liebe zu dem Knaben. Mein Sekretär, Hector D'Moore, soll Sie begleiten.“ — Als Collin kam, schenkte er der getroffenen Abrede seinen vollen Beifall, erklärte aber dabei, es sei ihm unmöglich, London vor dem nächsten Morgen zu verlassen, und ersuchte den Rektor, bis zu der Ankunft seines Schreibers bei Edward zu bleiben, um diesem seine Erklärung in die Feder zu diktiert und solche sofort vor einem Friedensrichter zu beschwören. Weder der Graf noch sein Vermandter sahen die Nothwendigkeit dieses Verfahrens ein; aber so groß war ihr Vertrauen in seine Geschäftsgewandtheit, daß sie geschehen ließen, was er vorschlug, ohne ihn auch nur um eine nähere Erörterung darüber anzugehen.

Die Ausführung dieser geflüchteten Formalitäten nahm die Zeit des würdigen Geistlichen so sehr in Anspruch, daß der Abend schon eingebrochen war, als er nach Hause zurückkehrte, wo eine neue, nicht weniger schmerzliche Ueberraschung seiner wartete. Hugo war auf eine ebenso unerklärliche Weise und ebenso spurlos wie sein Freund verschwunden. Alles, was die ernstlichen Nachforschungen ergeben konnten, beschränkte sich auf die nackte Thatfache, daß man an eben der Stelle, von wo William entführt worden war, einen Wagen haben warten sehen. Entnüdte und fast niedergeschmettert von diesem zweiten Schlage kehrte der würdige Mann alsbald nach London zurück, um mit Collin und Edward sich zu berathen. Er kam zu spät: sie waren schon nach Moultry aufgebrochen, und so blieb ihm nichts übrig, als Postpferde zu nehmen und ihnen zu folgen.

Zwanzigstes Kapitel.

Als William Carl in den Wagen stieg, zu dem er auf so gewandte Weise hingelodert worden war, schiel er zusammen ob der unheilvoollübenden Erscheinung des Darinsitzenden; und mit jenem Instincte der Selbsterhaltung, der pöblicher wirkt als Vernunftschlüsse, wollte er zurüd, aber es war zu spät, schon fühlte er den ehernen Griff Miles Goring's an der Achse, welder ihn auf den Sitz neben sich niederzog. „Spring herein,“ rief der Glende seinem Weibe zu, das sich wegen der Mollie, die sie gepielt hatte, bittere Vorwürfe machte, „spring herein, wenn Du nicht zurückbleiben willst.“ — Die Frau that, wie man sie hieß, und schloß den Schlag hinter sich. — „Laßt mich hinaus!“ rief William, „ich bin hintergangen worden. Hüte! Hüte!...“ Aber kein Geschrei verlor sich in den Falten eines großen Mantels, den der Fesselschleifer seines Großvaters ihm über den Kopf warf, während dessen Frau, um Beobachtung von Außen zu verhindern, die Jalousien der Kutsche herabließ, die in raschem Trabte auf der Straße nach London dahinsuhr. — „Du ersichst ihn, Miles,“ bemerkte Mrs. Goring, langsam und vorständig erkunerte er den Mantel von William's Haupte und hand ihn zu seinem Schreden beunruhigend los. „Ich habe Dir's ja gesagt!“ rief seine Frau in Thränen ausbrechend. „Du hast ihn ungebracht, und ich bin noch schlimmer als Du, daß ich mich in der Sache hergegeben habe.“ — „Stille!“ brummte der Glende zwischen den Zähnen, „er ist nur ohnmächtig.“ — Durch Heiden von Händen und Schläfen, sowie durch das Heralassen von frischer Luft durch das geöffnete Fenster brachten die Weiden das Opfer ihrer Verrätherie bald wieder zur Besinnung. „Wo bin ich?“ murmelte er mit wirren Blicken sich anschauend. „Wer gibt Ihnen das Recht, mich von meinen Freunden wegzubringen?“ fragte William. „Lassen Sie mich zu ihnen zurückkehren, und diese Gewaltthatung kann vermeiden werden; fahren Sie fort damit und Sie werden finden, daß mein Vermund kein Mittel unversucht lassen wird, um Sie zur Rechenhaftigkeit zu ziehen.“ — „Hob' keine Angst nicht,“ entgegnete der Erwirter der Wandersruh. „Miles Goring ist Mann für 'nen Advokaten, und steht, denk' ich, auch nicht allein da.“ — Da er fand, daß weder Bitten noch Trobungen den Glenden dazu vermögen konnten, ihn auf den Pfarrhof zurückzuführen zu lassen, so besogte William zuletzt den Rath der Frau und gab sein Wort, daß er keinen weiteren Versuch machen wolle zu entkommen. Nach einer unangenehmen dreitägigen Fahrt langten die Reisenden des Abends auf dem Jägerhause an. — „Er sieht verdammt übel aus,“ meinte Humphrey Skillet, der die meiste Zeit hier zugebracht hatte, um nach Andrews zu sehen und Alles für ihre Ankunft in Bereitchaft zu setzen. — „Gagen Sie mir,“ nahm ihr Gefangener sich umschauend das Wort, „warum bringt man mich hieher? Was kann Sir Barnard Gaston daran liegen, mich von meinen Freunden zu trennen?“ — „Hast Du geplaubert, he?“ rief Goring, seiner Frau die geballte Faust unter die Nase haltend. — „Nein, Miles, nicht ein Wort... nicht eine Spitze.“ — „Das Vagen bilst Du nicht. Ich hab's ihm nicht gesagt.“ — So wenig das Weib eine solche Rücksicht von seiner Seite verdiente, empörte sich doch der Mannesstirn William's bei dem Gedanken, eine Frau geschlagen zu wissen, und er erklärte Goring, indem er auf die in der Halle angebrachten Wappenschilder der Gastons wies, die er von Hugo's Eiegetring her kannte, woher ihm der von jenem seiner Frau zur Last gelegte Aufschluß kam. — William wurde nun in sein Zimmer oder Gefängnis geführt, das früher Andrews inne gehabt hatte, und war nicht wenig überrascht, hier nicht bloß ein lustiges Feuer, sondern — Tauf der Fürsorge Humphrey Skillet's — auch ein treffliches Mahl vorzufinden. Aber nicht so bald hatten jene Kerkermeister die Thüre hinter sich abgeschlossen, als der Knabe, Jünger und Mächtig vergebend und von der instintmäßigen Liebe zur Freiheit

getrieben, an das Fenster stürzte: es war fest vergittert. „Gott steh' mir bei!“ rief er, „meine einzige Hoffnung beruht nur noch auf den Bemühungen meiner Freunde. Selbst kann ich mir hier nicht helfen.“ An Geist und Körper abgemattet, warf sich der Gefangene endlich auf sein Bett, und bald waren Sorgen, Gefahren und Mächtig in dem lieblichsten aller Stärkungsmittel — dem Schläfe — vergeschlossen.

Naum war unser Held in sicherem Gewahrsam, als die zwei Verbündeten an dem Tisch in der Halle sich niederließen, um — wie gewöhnlich — nach Herzenslust zu zechen. Mrs. Goring wurde entlassen, und als einziger Zeuge blieb Andrews zurück, der sich mit seinem gewöhnlichen blödsinnigen Lachen und unverständliche Worte murrend vor dem Herde herumtollerte. „Du hast eine anstrengende Reise gehabt,“ bemerkte Humphrey Skillet und schenkte sich ein Glas von Hyams' Schiedam ein; „aber ich vermute, Du wirst auch gut dafür bezahlt.“ — „Nicht einen Heller zu viel,“ grollte Miles, „wenn man Alles in Betracht zieht — ich und meine Frau — und die lange Zeit in der engen Aufsicht eingesperrt. Blicke dich Sir Barnard wegen des Uebrigen freigegeben.“ — Sein Gefährte sah ihn fragend an: „Was verstehst Du unter dem Uebrigen?“ — „Glaublich wohl, der Baron habe den Starren gefangen, um ihn schwagen zu hören, he?“ — „Zu was denn sonst?“ — „Nun, um ihm den Hals umzudrehen, sollt ich meinen.“ — „Da irrst Du Dich gewaltig,“ sagte Humphrey, indem er mit der Miene großer Ueberlegenheit dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies. „Sir Barnard könnte kein Haar seines Hauptes trümmen.“ — „Barum nicht?“ — „Weil es kein leblicher Entel ist.“ — Auf diese Behauptung antwortete Miles nur durch einen ungläubigen Wid. — „Du wirst es selbst finden,“ fuhr der Andere fort. „Hast Du das junge Weib vergessen, das vor vierzehn Jahren bei Dir in der Wandersruh eingekerkert ist?“ — „Und die Du in den See geworfen hast?“ — „Still!“ schrie Skillet erbleichend. — „Bah! Es ist ja Niemand als Jac da, und der ist ein Sempel. Doch wie kommst Du auf den Einfall?“ — „Welches Mittel sollte Deine Frau anwenden, um den Knaben zu bestimmen, daß er ihr folge, falls er ihren Worten keinen Glauben geschenkt hätte?“ — „Je nun, das weißt Du ja! Sie sollte ihm von dem Muttermaale reden, das er auf seiner rechten Schulter trägt.“ — „Nun und an demselben Zeichen,“ fuhr Humphrey fort, „erkenne ich ihn als den Sohn des Wädhens, dem Du den Garaus gemacht hast.“ — „Du — willst Du sagen.“ — „Nun, nun! wir wollen um eines Wortes willen nicht mit einander rechten. Du siehst also,“ fuhr er fort, „daß es sich um so Etwas nicht handeln kann, denn so schlimm Sir Barnard auch sein mag, so schlimm ist er doch nicht, daß er seinem eigenen Entel nach dem Leben trachtet.“ — Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Geklage der würdigen Purfche. Als sie sich zu Bette begaben, ließen sie das Opfer ihrer Gruellthaten tief eingeschlafen vor dem Herde zurück. Offenbar fiel es ihnen entfernt nicht ein, daß Andrews auch nur ein Wort von ihrer Unterredung verstanden habe.

Edward Gaston beurtheilte seinen Entel ganz richtig, als er Collin die Versicherung gab, daß, so lange der Gesundheitszustand Hugo's so schwandend bleibe, wenigstens das Leben William's ungefährdet sei. Seine Absicht ging für jetzt nicht weiter als ihn zu entfernen. „In einem fernem Lande mag er leben,“ dachte der Baron, als mit großen Schritten das Bibliothekzimmer zu Moulton durdmas, „leben, um vielleicht der Gründer eines Geschlechts zu werden, das nie meinen Namen tragen wird. Nie!“ fügte er mit Heftigkeit hinzu. „Der Bruder der Gastons im Armenthale geboren! Nie! Nie! In acht Tagen spätestens segelt das Schiff von Penzance ab. Hob' ich ihn nur erst an Bord, dann sind meine Sorgen geboben.“ — Die Mittelsterson, durch die er sich seines Entels zu entledigen beabsichtigte, war jener charakterlose Verckford, den Lady Cherevly auf dringendes

Berwenden ihres Vaters auf ihrem Gute zu Benswid gelassen hatte, nicht aber ohne seine Gewalt auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Dieser hatte den Kapitän eines nach Vandalien bestimmten Schiffes ausfindig gemacht, einen in jeder Beziehung zu Ausführung ihres Planes passenden Kerl, der sich für eine gewisse Summe bereit erklärte, den unglücklichen jungen Mann fern von seinem Vaterlande irgendwo an's Land zu setzen und da seinem Schicksale zu überlassen. Wie der Baron sagte, sollte das Schiff in acht Tagen unter Segel gehen. William's Freunden blieb unter diesen Umständen nicht eben viel Zeit, um seine Befreiung in's Werk zu setzen. — Lady Alicia war viel zu schlau und kannte ihren Gemahl viel zu gut, um nicht aus seinem zerstreuten Wesen und den abgebrochenen Sätzen, die ihm häufig entfielen, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß etwas Wichtiges ihn beschäftigte; aber so sehr ihr auch daran lag, hinter sein Geheimniß zu kommen, machte sie doch keinen Versuch sein Vertrauen wieder zu erlangen. Wußte sie doch, daß dieß umsonst gewesen wäre, denn seit dem Tode Egbert's bestand nichts der Art mehr zwischen ihnen. Wenige Tage

nach der Rückkehr Sir Barnard's sah die Familie des Morgens in dem Speisezimmer besammeln, als der Haushofmeister mit der Briefstapel eintrat, sie schweigend vor seinen Herrn hinlegte und sich wieder entfernte. — „Ist ein Brief von Hugo dabei?“ fragte seine Schwiegertochter schüchtern. (Fortsetzung folgt.)

Im Polarmeer.

(Schluß.)

Den 22. Juli Morgens setzten wir die Reise während eines fürchterlichen Schneesturmes fort und erreichten mühevoll die Insel Northumberland. Wir konnten hier, da der Strand an einer Stelle ganz frei von Eis war, hart an demselben anlegen. — Am 23. durchschnitten wir den Murchison-Kanal und kamen ziemlich nahe am Fitz-Claurence-Felsen vorbei, der wie ein egyptischer Obelisk inmitten der Eismüste ragt und den Seefahrern als Signal



Grönländische Typen.

dienen kann. — Den nächsten Tag legten wir eine sehr bedeutende Strecke zurück, nach sechszehntägiger Arbeit waren wir aber vollkommen erschöpft. Unsere Nationen waren sehr zusammengeschmolzen, und obgleich sie schon auf ein Minimum reduziert waren, mußte ich sie noch weiter absetzen, und so erhielt jeder Mann täglich sechs Unzen Brodstaub und ein Stückchen Schmeer von der Größe einer Wallnuß. Nur an Thee fehlte es uns nicht, und diesem Getränk verdanken wir manche erfrischende Ladung. — Vor einem entsetzlich wüthenden Sturme mußten wir unter den steilen Abhängen eines Eisberges Schutz suchen, aber wir fielen hier aus der Charybdis in die Scylla. Denn es lösten sich von dem tolosalen Eisingetümmel unter traudendem Donner kleine Schollen und Klanten und überschütteten uns mit einem solchen Hagel von Eisstücken, daß mehrere unserer Gefährten gequetscht und verwundet wurden. Nur mit entsetzlicher Anstrengung und Mühe retteten wir uns und fanden ein schüßendes Nis in einem grottenartig ausgehöhlten Felsen an der Küste, dessen zerklüftetes Gestein einer Unzahl von Eibergängen zum Aufenthalt diente, die uns den Nutzen

brachten, ihre Eier und sogar einige Junge zu unseren geschmälerten Mahlzeiten verwenden zu können. Nach vielfachen Gefahren und Mühseligkeiten, gegen welche die des Odyssens reine Spielerei zu nennen, erreichten wir Kap Dudley-Diggses, und als wir dieß unschiff, besaßen wir uns plötzlich wie in einer Sackgasse. Von allen Seiten sahen wir uns mit einem Male von Eisbergen eingeschlossen und konnten nicht vor- und rückwärts. Endlich entdeckten wir einen schmalen Kanal mit offenem Jahraasser, an dessen beiden Seiten gigantische Eismauern sich in Wolken und Nebel verloren. Nach einer kurzen Fahrt in demselben zeigte sich ein von Gletschern eingeschlossenes Seitenthal. Wir landeten hier, und als wir eine kurze Strecke die Thalsohle hineingingen, fanden wir zu unserer größten Ueberraschung und Freude ganze Tafen grünen Moooses und anderer kümmerlicher Pflanzen. Von einem Hügel, den ich erklletterte, bot sich uns eine erhabene Aussicht auf den weiten, mit Eibergern bedeckten Ozean, deren Spitzen in weißem, blauen und rothen Farben schimmerten. — Aus einem der das Thal begrenzenden Gletscher sickerte ein kleiner Bach, dessen Ufer

auf Stellen von Eis und Schnee befreit war, und hier fanden sich Saxifragen, Vortulacien, Gräser und Moose, ein herzerquickender Anblick für erschöpfte, am Sturbeit leidende Nordlandsfahrer. Als wir endlich Kap York erreicht und umschiffen, befanden wir uns wiederum in einem Kanal, der keinen Ausgung besaß. Wir sahen uns daher genöthigt, unsere Kanoes auf die Schlitzen zu laden und so drei Tage über die Eisfläche zu fahren, bis wir dann wieder die offene See erreichten.

Indeß schwanden unsere Lebensmittel mehr und mehr, und auch die Erschöpfung meiner Mannschaft nahm so zu, daß sie kaum zu arbeiten im Stande waren. Hauptsächlich war es eine unüberwindliche Neigung zum Schlaf, die das Sinken aller Lebenskräfte anzeigte. Zum größten Unglück waren auch unsere Rachen in so desolatem Zustande, daß wir jede Stunde annehmen konnten, wir würden sie nicht

weiter gebrauchen können. — Erschöpft von Anstrengung, dem Tode nahe vor Hunger, in solch' entsehrlicher Lage befanden wir uns, als wir eines Tages auf einer treibenden Scholle einen dem Anschein nach schlafenden Seehund gewahrten. Meine Leute waren wie nährlich vor Freude, und lautlos und in sieberhafter Ungebuld rudereten wir an das schwimmende Etüd heran, um des Thieres habhaft zu werden. Jedoch noch die Spannung auf den abgemagerten Gesichtern meiner Matrosen und das Auflockern ihrer eingefunkenen Augen, als es galt, das Thier zu erlegen, denn an seinem Tode hing das Leben von uns Allen. Ein Knall, und Besterien hatte den Seehund getroffen, der blutend mit dem Schwanz und Kopf zappelte und einige vergebliche Versuche machte, sich in's Meer zu stürzen; aber er blieb todt auf der Scholle liegen. — Dichte Nebel und Eisschollen machten unsere fernere Fahrt zwar noch langwierig und gefährlich



Dr. Gtiffa Rent Kane.

genug, aber sie kamen nicht in Betracht gegen die Qualen und Entbehrungen jeder Art, die wir bisher erlebt. — Wer beschreibet nun unseren Jubel, als wir endlich nach unserer qualvollen Odysee die Bucht von Upernavit erreichten, in dessen Hafen einige kleine Schiffe lagen, deren rotbe, im Nordwinde flatternde Wimpel uns ein Morgenroth besserer Lage verkündeten. Wir waren wieder unter Menschen und begrüßten das Land sicher mit größerer Freude, als einst die aus dem Innern Asiens zurückkehrenden Griechen das Meer.

Die Stiefdchter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Der Baron händigte ihr einen ein. Die andern zwei waren an ihn adressirt. Als er den ersten durchlas, runzelte

sich seine Stirne und Jorneströthe überflog seine Züge. Er kam von Lord Cheverly und entsehrte die dringende Bitte, um der Ehre seines Namens willen seine seindseligen Absichten gegen Collin Cram's Pflegesöhnen aufzugeben und den Knaben in Freiheit zu setzen. „Er hat Freunde,“ hieß es darin, „ergebene Freunde, die nicht ruhen werden, bis sie ihn auf die Spur gekommen sind. Halten Sie daher ein, um Ihrer selbst, um aller Derer willen, die mit Ihnen verbunden sind.“ — „Bah!“ sprach der Leser bei sich, „hält er mich für ein Kind.“ — Ein Ausruf der Ueberraschung von den Lippen der Wittwe des Kapitäns erregte seine Aufmerksamkeit, und er schaute sie fragend an. — „Unglaublich!“ sagte die Dame. „Da schreibt mir Hugo, sein Freund, — der wacker, edle Junge, der ihm das Leben gerettet — sei von dem Pfarrhof entfernt worden.“ — Ein gleichgültiges Achselzucken war die einzige Antwort des Barons auf diese Mittheilung, als er das Siegel des zweiten Briefes

erbrach. Er lautete: „Sir Barnard! Sie haben sich durch eine Handlung der Grausamkeit gegen einen jungen Mann entehrt, der einen bleibenden Anspruch auf Ihre Dankbarkeit hätte haben sollen. Es ist den Freunden William Carl's nicht verborgen, daß Sie es sind, der ihn durch seine Helfershelfer von Woodhall hat entführen lassen. Da sie Ihren Charakter kennen, so haben diese Freunde nicht gekümmert, die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Sicherheit zu treffen. Sie werden Ihren Onkel, Hugo Walton, nicht wieder zu Gesicht bekommen, bis der, der ihm das Leben gerettet, in Freiheit gesetzt ist.“ — Obgleich er den Brief mehr nur für eine leere Trostung, denn für die Anzeige einer vollendeten Thatfache hielt, so sprang doch selbst der sturmterroigte Baron mit schlecht verholtem Schreden von seinem Sisse auf und ging in lebhafter Unruhe im Zimmer auf und ab: schon die Möglichkeit eines solchen Schlags entsetzte ihn und er machte sich bittere Vorwürfe, daß er Hugo nicht nach Woultry zurückgenommen. Unter seinen eigenen Augen wäre er wenigstens in Sicherheit gewesen. „Was gibt es denn, Großpapa?“ forschte Hugo's Schwester, ein sanftes, liebes, kleines Geschöpf von vierzehn Jahren. „Sie haben doch keine schlimmen Nachrichten von meinem Bruder?“ — „Nein,“ versetzte der Baron barsch. In diesen Augenblick ward, wie um ihn Kügen zu strafen, der ehrwürdige Fredrik Hansler gemeldet. — „Der Lehrer meines Sohnes!“ rief die Wittve in großer Ausrufung. „Sie müssen mir erlauben ihn zu sprechen.“ — „Madame!“ — „Ich will ihn sprechen,“ fuhr sie mit einer Bestimmtheit, die Niemand mehr als sie selbst in Erlaunen setzte, fort; „ich habe Mutterrechte an den Knaben. Sie brauchen die Stirn nicht zu runzeln, Sir Barnard. Ihr Unwille schreit mich nicht ab. Mutterliebe ist stärker als Furcht.“ — Ihre Tochter, obgleich von Natur schwächern und von ihrem Großpater gewaltig in Kesselt erhalten, konnte die Mutter nicht leiden sehen; sie glitt geräuschlos aus dem Zimmer und schreie wenige Augenblicke darauf mit dem Nektor an der Hand zurück. „Hier ist der Herr, Mama!“ rief sie; „er wird Ihnen, ich bin es überzeugt, Alles sagen, was er von meinem lieben Bruder weiß.“ — Sir Barnard erlangte in einem Augenblicke seine Selbstbeherrschung wieder; er war zu wohl erzogen, um einen Fremden zum Zeugen seines Wortwechsels mit einer Dame zu machen. „Ich wollte Ihnen die schmerzliche Nachricht von Hugo's jugendlicher Unbeobachtetheit ersparen,“ bemerkte er. „Er ist von der Schule entlaufen... seinem Freunde nach... dem Knaben, der...“ Ehe er seinen Satz vollenden konnte, war die Wittve seines Sohnes ohnmächtig geworden und er ergriff diese Gelegenheit, um den Besuch aus dem Speise- in das Bibliothekzimmer zu führen. „Darf ich fragen,“ sagte der Geistliche ernst, „wie Ihnen diese traurige Nachricht gemorden ist?“ — Der Baron bündigte ihm diesen anonymen Brief ein: „Gibt es etwas Ungereimteres?“ bemerkte er dabei; „was für ein Interesse kann denn ich an der Entführung Ihres Högling's haben?“ — „Diese Frage laß nur Ihr eigenes Herz beantworten,“ erwiderte der Nektor. „Wir können nicht im Innern unserer Lebenmenschen lesen. Ich bin eigens zu dem Zwecke von London hierher gerüstet, um Ihnen die Nachricht so schonend als möglich beizubringen.“ — „So ist es also wahr? Hugo hat Sie verlassen?“ — „Ob freiwillig, oder mit Gewalt — laun ich nicht sagen, aber fort ist er.“ — Bei dieser Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen sank Sir Barnard wie vernichtet in einen Fauteuil; er war beiseit.

Einundfünfzigstes Kapitel.

„Sir Barnard Walton,“ begann der würdige Geistliche nach einer Pause, „obwohl verhältnismäßig ein Fremder, gibt mir das Amt, das ich verwalte, ein Recht, das man oft lange erprobter Freundschaft abspriht, das Recht, von der Welt mit ihren Interessen, ihren Leidenschaften, an das Gewissen zu appelliren, seine jarte scharfe Stimme in dem

Hersen des Schuldigen nach zu rufen und den irrenden Bruder auf diese Stimme aufmerksam zu machen.“ — „Ich verstehe Sie nicht,“ versetzte der Baron, die Farbe bleichend. — „Ein Besuch lächelte traurig. — „Ich bin kein Oedipus, um solche Räthsel zu lösen,“ fügte der Herr zu Woultry bei. — „Ich will, ich kann diese Ausflucht nicht gelten lassen,“ entgegnete der Nektor; „das Band, das zwischen Ihnen und meinem Höglinge besteht, ist für mich unbekannt, mit einem Worte: ich weiß, daß er Ihr Onkel ist.“ — Sir Barnard fuhr von seinem Sisse auf. — „Daß er auf Ihre Veranlassung entführt worden ist,“ fuhr der Sprecher fort; „aus welchem Grunde, oder in welcher Absicht, das kann nur Gott beurtheilen und Ihr eigenes Herz. Halten Sie ein, ich flehe Sie an! Fragen Sie sich wenigstens, ob es klug sei so der Wohlfstellung zu trotzen, die unausbleiblich ist, wenn Sie fortfahren ihn seinen Freunden vorzuenthalten, die kein Mittel unverzucht lassen werden, seinen Aufenthalt zu entdecken. Mir scheint, das Verschwinden Hugo's beweise dieß zur Genüge.“ — „Ich habe Sie geduldig angehört,“ sagte der Baron mit trefflich erkünstelter Ruhe, „nun hören Sie auch mich. Der Gedanke, daß ich Hehl habe an der Entführung eines Fremden, ist geradezu ungereimt. Ist es aber, wie Sie geltend machen, mein Onkel, so bin ich kein natürlicher Vornund, habe jedes Recht...“ — Aber nicht zu Gewaltthaten wollen,“ unterbrach ihn der Geistliche. — „Ueber diesen Punkt wollen wir nicht streiten,“ antwortete der Baron kalt. „Ich vermute, wenn Hugo in die Hände gefallen ist, und werde nicht säumen, die gesetzlichen Schritte zu thun, um ihm die Freiheit zu verschaffen. Für seine Sicherheit fürchte ich nichts,“ setzte er mit verächtlichem Lächeln hinzu; „die Verschworenen werden sich wohl bestimmen, ehe sie es wagen dem Erben Sir Barnard Walton's Gewalt anzuthun.“ Dann zog er die Glocke und schritt jede weitere Bemerkung des Nektors mit der Weisung an den eintretenden Diener ab, den Wagen des ehrwürdigen Herrn vorfahren zu lassen. „Er wartet noch,“ erwiderte der Bediente. Sein Herr verbeugte sich mit unabländiger Höflichkeit und verließ das Zimmer. — „Verstodter Mann!“ sprach der Geistliche bei sich, als er nach Widial fuhr. „Doch das hat er zu verantworten. Ich habe meine Pflicht gethan — das Uebrige liegt in Gottes Hand. Aber wo laun Mr. Craw sein? Warum ist er nicht hier? Ihn hofft ich doch zu sehen. Gott steh' dem armen Anaben bei.“ — Diese und ähnliche Betrachtungen beschäftigten den geistvollen Mann, bis er in dem Dorfe ankam, wo er in dem Waltonwappen abhieng, um für die Rückreise den Einwagen zu benutzen. Er war kaum eine halbe Stunde in dem Gasthof, als der Kellner eintrat und ihm eine Karte von Doktor Traunion überreichte. „Sie laun nicht für mich sein... ich lenne den Herrn nicht,“ sagte der Nektor, wie er sie las, „doch halt,“ setzte er hinzu, „ich will ihn sprechen.“ — Unferer Leser alter Bekannter trat ein. „Sie haben eine sehr beschwerliche und, wie ich fürchten muß, ebenso vergebliche Reise hinter sich,“ sprach der Doktor, ihm mit Wärme die Hand schüttelnd; „doch wenn Sie mich besüchten wollen, wird es mir zum größten Vergnügen gereichen. Sie ein paar alten Freunden vorzustellen.“ — „Unmöglich! Ich bin halb todt vor Müdigkeit, und in zwei Stunden, sagt mir der Kellner, fährt die Post nach London ab — zudem habe ich hier herum keinen Bekannten.“ — „Nicht? und Mr. Craw?“ küßte sie sein Kleid. — „Ist er hier?“ rief der würdige Geistliche hocherfreut; „doch das hätte ich mir ja denken können. Wie konnte er den armen Jungen im Stiche lassen? Aber sagen Sie, Verehrtester, wie erubiren Sie denn so rasch, daß ich hier bin?“ — „Es laun hier und zu Woultry nichts vorgehen,“ versetzte Traunion, „ohne daß die Freunde William Carl's davon Kenntniß erhalten. Doch das ist nicht der Ort zu Erdörtern. Begleiten Sie mich gefälligst nach Brookhouse, wo Sie schließlich erwartet werden und über Mandes Aufsicht erhalten sollen, was Ihnen bis jetzt noch dunkel ist.“ — Mit Freuden sagte der Nektor zu und

sie brauchen ohne Verzug auf. Eben als sie in den Wagen stiegen, häuflerte ein Mann in Bauerntleidung dem Doktor eiligst ein paar Worte zu. „Gut!“ rief dieser im Tone der Befriedigung; „vortrefflich! aber seien Sie darum nicht minder auf der Hut.“ — Der Mann antwortete durch einen Blick des Einverständnisses und ging in das Wirthshaus zurück.

Als der Doktor und sein Begleiter zu Brothhouse anlangten, kam ihnen Squire Beadam in der Halle entgegen und schüttelte dem Doktor herzlich die Hand. „Nicht hier, Verehrtester!“ rief er, als sein Gast sprechen wollte. „Folgen Sie mir, und Alles soll erklärt werden.“ — Im Bibliothekszimmer traf der ermüdete Reisende Collin Crow, Edward Gaston, und, zu seiner großen Ueberraschung, einen von seinen verschundenen Böglingen — Hugo. — „O bitte! seien Sie mir nicht böse!“ rief der Knabe. „Ich wußte wohl, daß es Unrecht war und sühnte, welche Sorge Ihnen mein Ausbleiben verurlassen werde.“ — „Woh! hat sie mir große Unruhe bereitet,“ sagte sein Lehrer. — „Wären Sie nicht ebenfalls wieder von Hause aufgebrochen,“ bemerkte der Advokat, „so wüßten Sie längst wie die Sacke zuing, denn seit drei Tagen müßten Briefe von mir und Hugo zu Woodfall liegen.“ — Durch die Auseinandersetzung, die nun folgte, erfuhr der Geistliche, was unsere Leser ohne Zweifel schon errathen haben, daß Hugo auf Pitten Collin Crow's den Pfarrhof verlassen hatte, in der Hoffnung, dadurch die Lage seines Lebensretters weniger gefährlich zu machen. — „Ich fürchte,“ sagte der Rektor traurig, „das Mittel wird nicht viel nützen. Sir Barnard droht den Vorstandler anzuersuchen, um seinen Entel wieder in seine Gewalt zu bekommen.“ — „Das mag er immerhin!“ rief Collin. „Jeder seiner Schritte wird überwacht, und wüßten wir nur erst, wo er den Knaben verborgen hat.“ — „Auch darüber ist inzwischen Licht geworden,“ sprach der Doktor. „Wie wir von Widal wegführten, theilte mir einer der Polizeibeamten, die Sie aus London brachten, zweierlei mit, einmal, daß Beedford von Penswid angelangt ist, und dann, daß der Baron bis morgen Abend eine vierstünne Extrapost auf das Jägerhaus bestellt hat.“ — „Aber wo ist das Jägerhaus?“ fragte der Pfarrer eifrig. — „Ein paar Meilen von Widal weg im Parke,“ antwortete Edward Gaston, „ein ganz einsam gelegenes Gebäude. Daß ich nicht früher daran gedacht habe!“ fuhr er fort. „Dort und nirgendes anderswo ist William!“ — „Glauben Sie ihn?“ rief Collin lachend. „Nun dann, denke ich, haben wir ihn bald erlost. Sein Großvater schöpft aus dem Besuche Mr. Hansler's Verbach, daß wir in der Nähe sind, und will ihn entfernen. Das muß verhindert werden.“ — „Aber wie?“ fragte der Geistliche. — „Indem wir William in eben dem Augenblicke betreten, wo sie ihn wegbringen wollen. Unser würdiger Freund hier,“ fügte er, auf den Squire deutend, hinzu, „hat bereits den Verhaftsbefehl bestätigt, den ich für alle Fälle von London mitgebracht, und wir haben gewandte Polizeioffizianten in der Nähe, um ihn zur Ausführung zu bringen.“ — „Gleichwohl müssen wir vorsichtig sein,“ machte Collin Crow geltend, „und dürfen dieses göttliche Haus vor morgen Abend nicht verlassen. Wenn unsere Anwesenheit in Widal bekannt würde, so könnte unser Plan vereitelt werden.“ — „His morgen!“ wiederholte Hugo seufzend. „Armer William! Arme Mutter!... Sie müssen mich mitnehmen,“ fuhr er dann, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, fort. „Ich kenne die Umgebungen des Jägerhauses. Ich bin oft mit meinem Großvater hinübergeritten.“ — „Du verweist, lieber Hugo, daß Gefahr dabei ist,“ bemerkte Edward. — „Ich fürchte sie nicht!“ drängte der Knabe. „Sie müssen mich mitnehmen. Ich werde wahrhaftig, wenn Sie mich hier allein zurücklassen, die langen traurigen Stunden bis zu Ihrer Heimkehr zu zählen, und mir weiß Gott was für Gefahren auszumalen. O bitte... bitte... lassen Sie mich Sie begleiten!“ — Was war zu thun? Hugo hat so dringend, mit solcher Heftigkeit, daß selbst der Doktor mit Rück-

sicht auf seine zarte Gesundheit es gerathen fand, ihm seinen Willen zu lassen.

Der gefangene Vogel, der mit seinen zarten Schwingen gegen die unbarmherzigen Drähte seines Käfigs schlägt und in nutzlosen Ver suchen zu entkommen sich abmüht, kann nicht mehr erubden, als William Carl in seinem Gefängnisse auszuhalten hatte. Die Stille, die ihn umgab, der Anblick der selbsterhöchsten Thüre, deren schwere Kiegel seinen wahn-sinnigen Anstrengungen spotteten, das vergitterte Fenster, durch das nichts als ein Stück Himmels zu sehen war, was seine Geduld erschöpfte und sein junges Herz mit Verzweiflung füllte. — Es war die zweite Nacht seiner Gefangenenschaft, und der arme Junge hatte sich — angeleitet wie er war — auf das Bette geworfen und schlief. Nach dem Wachen zu urtheilen, das über seine feingehackten Jügel glitt, träumte er von glücklichen Tagen. Schon drangen die ersten Strahlen des Morgens durch das vergitterte Fenster, da erwachte William Carl an dem Geräusch der massiven Thüre, die sich in ihren Angeln drehte: er richtete sich auf und hartete in atembloser Spannung dessen, was nun kommen sollte. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung trod das räthselhafte Wesen herein, das er bei seiner Ankunft unten hatte vor dem Herde herumkollern sehen, und richtete sich, so gut es geben wollte, in die Höhe. — „Nun er ausgehandelt sein mich zu ermorben?“ dachte William. Statt sich dem Bette zu nähern, entblöste der Unglückliche seine Beine und deutete auf die Spuren, die Miles Goring's unmenschliche Behandlung hinterlassen hatte. — „Entsehllich!“ rief der Gefangene laut, „wesh' ein Teufel hat eine solche Grausamkeit begangen können?“ — Der Schloffer legte den Finger an den Mund. — „Was soll das heißen?“ fuhr der Andere fort. „Ich sollte fast meinen, er verheie mich.“ — „Stille!“ sagte sein Besuch. — „Ja, ja, er verheie mich,“ rief wider Held. — „Stille!“ wiederholte der Krüppel. „Mein Leben steht auf dem Spiel, wenn man uns hört.“ — „Wie seid Ihr denn in den Thurm gekommen?“ — „Miles oder seine Frau schloffen mich alle Abende ein. Ich schlafte oben.“ — „So ist die untere Thüre also verschlossen?“ — „Wohl... und so gut, daß selbst ich sie nicht öffnen kann,“ antwortete der Schloffer; „doch wenn sie auch weit offen stünde, so würde mich das nichts nützen. Die Mittel, meinen Verfolger zu entkommen, sind mir entzogen, wie Sie sehen. Ich habe schwer für meine Sünden gebüßt, das weiß Gott!“ — „Ich bebaue Euch von ganzem Herzen,“ sprach der gutmüthige Knabe. — „Sie müssen mehr thun.“ — „Was kann denn ich thun?“ — „Sie strafen,“ erwiderte Andrews, „Sie strafen, Ihre Feinde und die meinigen, Ihren unmenschlichen Großvater, Miles Goring und den andern Schurken, Humphrey Stillet.“ — „Der, der bei meiner Ankunft hier war?“ — „Sein Besuch nicht bejahend.“ — „Aber wie soll ich sie strafen?“ fragte William Carl, „ich gleich Euch ein Gefangener? Ihr sprecht weiter von meinem Großvater. Meint Ihr damit Sir Barnard?“ setzte er hinzu. — „Der Wüthend! Der Glende!“ — „Ihr seid im Irrthum,“ sagte unser Held, „ich bin nicht Hugo Gaston.“ — „Ich sage Ihnen, daß Sie ein Entel sind,“ entgegnete der Krüppel. „Ich habe es mit angehört, wie Humphrey Alles seinem Kameraden auseinandergesetzt hat. Sie sind im Armenhause zu Widal geboren und tragen ein Maal an Ihrer Schulter. Ihre Mutter wurde von ihm und Miles ermordet; sie haben Alles ausgeplaudert vor mir, und der Narr! der Sempel! der Gegenstand ihrer täglichen, ständlichen Mißhandlungen, kann sie an den Galgen bringen!... an den Galgen bringen!“ wiederholte er mit steigender Anregung, „an den Galgen bringen...“ — „So abenteuerlich und unmaßgeblich langen die Reparaturen seines fest-samen Besuchs, daß William auf den gan; natürlichen Schlaf kam, der lichte Augenblich, der eine Weile irrete, sie wieder verschunden und der Unglückliche redete irrt. Was ihn allein in etwas beunruhigte, war die Anspielung auf sein Mutterma, „Armes, unglückliches Geschöpf!“ sprach er in

Tone des tiefsten Mitleids, „möge Gott sich Deiner erbarmen!“ — „Sie halten mich für wahnsinnig!“ rief Andrews, indem er sich anstrengte Herr seiner Aufregung zu werden. „Wohl habe ich genug ausgestanden, um es zu werden: Jahre... lange Jahre ein Gefangener. Gelähmt — wie Sie mich sehen — habe ich fast den Gebrauch der Sprache verloren, und oft zweifle ich selbst daran, ob ich überhaupt noch ein Mensch bin. Doch prüfen Sie mich und Sie werden finden, daß das Licht der Vernunft nicht ganz erloschen ist. Die Glenden gaben in ihrem Kaufe ihre schwärzesten Geheimnisse vor mir preis. So habe ich erfahren, daß Sie Sir Barnard Gaston's Enkel, daß Skillet und Goring die Mörder Ihrer Mutter sind.“ — Als William diese furchtbare Anklage wiederholen hörte, da erstarrte das Blut in seinen Adern: „Ermordet!“ schrie er in namenlosem Schmerz

laut auf, „meine Mutter, meine theure Mutter ermordet! Entsetzlich! Entsetzlich!...“ — Zum Tode erschrocken über die Wirkung, die seine Worte hervorbrachten, trock der Schlosser die Wendeltreppe hinab und hörte. Alles blieb stille. — „Und ich,“ schluchzte der Knabe, „ein Gefangener in den Händen dieser Glenden, unfähig sie zu rächen!“ — „Ja! sprechen Sie von Rache!“ küßte der Krüppel mit vor Aufregung heiserer Stimme. „Das höre ich gerne. Lange, lange Jahre habe ich mir's in der Stille der Nacht zugedankt, hab' es hinausgebrüllt, wenn der Sturm und der Donner des Himmels diese Höhle des Verbrechens erschütterte. Rache!“ wiederholte er. „Ja, ja! Darum habe ich all' die Mißhandlungen seither ruhig ertragen! Endlich kommt der Tag der Abrechnung!... endlich!... Sie dürfen mir trauen,“ fuhr er nach einer Pause ruhiger geworden



William Carl richtete sich, so gut es gehen mochte, in die Höhe.

fort. „Haben Sie Freunde?“ — „Zuverlässige, treue!“ versetzte der Gefangene. „Ich bin es versichert, daß mein lieber, guter Vormund Alles wagt, um mich zu befreien.“ — „Ist er reich?“ — „Ich habe allen Grund es zu vermuten.“ — „Kann er Ihre Handschrift?“ — „Gewiß.“ — „Gut, dann schreiben Sie an ihn!“ sprach er, indem er Papier und Bleistift, das er sich zu verlässigen gewußt hatte, aus der Tasche zog. „Schreiben Sie. Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn bald werden sie auf sein drunten. Schreiben Sie! Dort will ich den Brief schon bringen.“ — Hier ergriß William die Gelegenheit und warf rasch einige Zeilen hin, worin er seine Lage und seinen Aufenthaltsort schilderte und die Freunde um baldige Befreiung anflehte. — „Aber das müssen Sie mir versprechen,“ sagte der Mann, als er das Billet zu sich steckte, „daß Sie, wenn Sie einmal in Freiheit sind, Ihren Öhnnern keine Ruhe lassen, bis sie auch

mich aus diesem verfluchten Plage erlöst haben.“ — William Carl versprach es mit Hand und Mund, und der unglückliche Schlosser trock so begütig als er gekommen wieder davon, nachdem er ihm noch beim Abschied ein mit ungeheurer Mühe zugespitztes und so einem Dolche ähnliches Stück Eisen zugesteckt hatte, dessen er sich, wenn er angegriffen würde, bedienen könnte. „Aber gebrauchen Sie es nur im äußersten Falle. Inzwischen will ich um den Weg sein und — wenn nötig — Ihnen beistehen.“ Mit diesen Worten verschloß er die Thüre, wie er sie geöffnet, mit einem aus Draht zusammengewundenen Haken. Der Riegel fiel in's Schloß, und Alles war wieder stille wie zuvor.

(Zortsetzung folgt.)

Vom Libanon.

I.



Maroniten von Mar-Entura.

Früh an einem herrlichen Morgen im Mai begab ich mich aus dem Chan, in welchem ich mein erstes Nachtquartier in Beirut gehalten hatte, zu einem dortigen Kaufmann, Namens Lascaris, der mich in Folge einer Empfehlung, die ich bei ihm abgab, außerordentlich freundlich aufnahm und gleich einen Plan entwarf zur angenehmen und interessanten Ausfüllung unseres Tages, über den wir bald einig waren. Wir wollten zusammen die Mündung des Nahr el Kebb oder Hundesflusses und den schönen Aquadukt des Emir Jatz el Din besuchen. Wir posirten auf dem Mitt dahin die äußeren Festungswerke von Beirut, und ich verbandte der Vertrautheit meines neuen Freundes angelegende Details über die Trusen, Maroniten und Mutualis, deren Namen neuerdings so oft genannt worden sind. Zuerst muß ich Ihnen bemerken, sagte Lascaris, daß diese Konfusion und Verschiedenheit von Tradition und Sprachen, die Sie so sehr in Erstaunen gesetzt, auch in der Religion existirt, wo fast jedes einzelne Individuum eine Sekte für sich bildet, hauptsächlich bei den Trusen. Die Maroniten leiten ihre Ursprung von einem Mönch Namens Marun her, welcher gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts lebte und im Geruch großer Heiligkeit stand. Zu seinem Amenten stiftete man ein nach ihm benanntes Kloster. Ein Jahrhundert später machte einer seiner Schüler, Johannes der Maronit, den Streit der lateinischen gegen die griechischen Christen, welche sich damals im Libanon sehr ausbreiteten, zu seinem eigenen. Die griechischen Christen folgten den Satzungen von Konstantinopel, die Maroniten hingegen denen von Rom. Schon damals bediente man sich der Religion, um sie als Schleiер zur Verhüllung politischer Differenzen zu machen. Johann organisierte die Bergbewohner, führte sie gegen den Feind und machte sie zum Herrn des ganzen Libanon, ja dehnte seine Herrschaft bis gegen Jerusalem aus. Muthig und juridlos behaupteten die Männer lange ihre Unabhängigkeit, und erst 1588 wurden sie durch Ibrahim Pascha von Kairo einem jährlichen Tribut unterworfen, den sie noch heute bezahlen. Wie aber alle Bergvölker einen großen Hang nach Freiheit und Unabhängigkeit besitzen, so auch diese. Durch die Muselmänner unterdrückt, fortwährend in Streit mit den Anstalts- oder Mutualis, hörten sie nicht auf, in der einen Hand eine Gade, in der andern den Säbel, sowohl ihre Scholle zu bearbeiten, als andererseits die freie Erbschaft ihrer Väter zu verteidigen. Sie bilden eine starke, kräftige Rasse noch heute, wie Sie sich bei Ihrer Erkstion nach den Nebem sattiam zu überzeugen Gelegenheit haben werden. Südlich von den Maroniten leben die Trusen, schematische Muselmänner, wie die Ersten christliche Sektierer; die Verschiedenheit ihrer Religionsgebäude aber bei Seite gelassen, besitzen sie in Sitten, Gewohnheiten und Sprache eine große Ähnlichkeit. Die Trusen sind mit den Hälern und Gnositern verglichen worden, und es scheint auch, daß die Tempel und Freimaurer viele Ideen von ihnen entnommen haben. Ihre Religion besitzt das Sonderbare, daß sie vorgibt, die letzte Offenbarung zu sein, und ihr Messias war ein Narr, der sich unter dem Namen El Halem bi Amr Allah zum Chalifen trönen ließ. Erst unter dem berühmten Emir Jatz el Din gewann diese Religionspartei an Ausdehnung und Verhämtheit. Dieser Nachbarn des Libanons wußte sich durch seine Geschicklichkeit und Schlaubeit die Gunst der Pforte zu erwerben und stand auch mit der französischen Regierung im besten Einvernehmen. Ihm verdante Beirut im siebenzehnten Jahrhundert einen gewissen Glanz. Er ließ die Stadt verschönern und nützliche öffentliche Bauten aufzuführen, die von den Osmanen sehr rasch wieder dem Verfall überlassen wurden, mit Ausnahme der Mälle und eines Aquadukts. Der Kultus der Trusen ist eigentlich ein kosmopolitischer; einer ihrer Glaubensartikel belagt, das jüngste Gericht werde dann stattfinden, wenn die Christen in Syrien über die Moslems triumphirt haben. Manche derselben sind getauft, manche beschneitten. Ihre politische Organisation ist ganz verwirrt;

der oberste Chef ist ein Halem oder Gouverneur, der unter seinen Befehlen eine Anzahl von Emirs oder Scheichs besitzt, welche einen Distrikt regieren und von den ihnen bezaßten Abgaben wieder einen Theil an den Halem entrichten. Die Herrschaft dieser Häuptlinge ist erblich und geht von Vater zu Sohn über. Bei den Trusen, welche noch kriegerischer sind als die Maroniten, ist jeder, der Säbel und Gewehr zu tragen im Stande, Soldat. Daher kann der Halem in wenig Tagen fünfzehntausend Bewaffnete in Beirut-Kamar, ihrem gewöhnlichen Lager, versammeln. Ihre Wehrart gleicht der der Guerillas und Kabulen; Söhne der Berge, wiffen sie aus Abhang und Schlucht strategische und taktische Vortheile zu ziehen. In der Ebene würden sie durch Kavallerie vernichtet werden, denn sie kennen den Gebrauch des Bajonets nicht; ausgezeichnete Schützen, kräftig, waghalsig, sind sie im kleinen Kriege höchst verhämmte, verschlagene und gefährliche Feinde. Eine schöne Seite ihres Charakters ist die Gostfreundschafft, welche sie gleich den Arabern auf das Liebenswürdigste ausüben und worin sie die Maroniten weit überreffen. Alle Menschen, sagen sie, sind Brüder, und Gott ist ihr Herr. Sie verbinden sich nur unter einander, und diese Masse bedarf der keinen Bergluft, um nicht zu entarten.

Die Medizin des Volks.

IV.

Die Anlage zum Schlagfluß.

Von Dr. H. Löwenstein.

Der Schlagfluß ist eine allgemein bekannte Krankheit. Jeder Mensch hat sie beobachtet, jeder Mensch kennt ihre Gefährlichkeit, ja die tödtliche Gefahr, mit der sie verbunden ist. Wie oft hört man die Aeußerung: Ich hat den Schlag gerührt, oder getroffen! Ja, Viele mögen beim Schlagfluß gar nicht an eine Krankheit, sondern nur an eine Todesart denken, ein Beweis, daß das Uebel wohl bekannt, aber nicht gekannt ist; man kennt den Namen, man kennt die tödtlichkeit, aber man kennt nicht das Wesen, man weiß nichts von einer Anlage zum Schlagfluß, und doch ist gerade dieses Wissen notwendig, wenn ein Nutzen für den Einzelnen, für die Familie daraus hervorgehen soll.

Die Anlage zum Schlagfluß (Apoplexie) spricht sich in der äußeren Erscheinung mehr oder weniger deutlich aus. Es sind dies Kennzeichen, die, zusammengenommen, den sogenannten apoplektischen Habitus darstellen. Solche Personen sind selten sehr groß, sie sind von kurzer, gedrungener Statur, ihr Kopf ist unverhältnismäßig groß und did, der Hals kurz und did, so daß der Kopf in die breiten Schultern eingeklemmt zu sein scheint. Das Gesicht ist roth, oft dunkelroth, auf Stirn und Schläfen sitzen angeschwollene Adern. Diese Rötthe, diese Schwellungen steigern sich bei Aufregungen durch Affekte, durch Tafelreuden und Weckerlust, nach körperlichen und geistigen Anstrengungen. Ueppiges, schwelgerisches Leben steigert die Anlage, mit der gerade die Neigung zu sinnlichen Genüssen meist verbunden ist. Dar aus entwickelt sich die Heftigkeit, der starke, umfangreiche Bauch, der hier im Ganzen selten fehlt.

Diese Anlage zum Schlagfluß ist in der Natur deutlich ausgeprägt, wenn sie auch in neuester Zeit von Vielen bestritten und darauf hingewiesen wird, daß so Manche der Schlag trifft, bei dem von den anzuwendenden und vorbereitenden Erscheinungen nicht die Rede ist. Damit ist aber nichts bewiesen. Zur Erzeugung von Krankheiten wirken meist innere (disponirende) und äußere, Gelegenheitsursachen, zusammen. Sie ergänzen sich gegenseitig. Ist die Disposition, die Neigung, die Anlage zu einem Uebel gering, so wird es großer, starker Schwäblichkeiten bedürfen, um die Krankheit hervorzurufen; ist aber die Anlage unzweifelhaft

vorhanden, so reichen schon geringe Anlässe aus, den Krankheitsleiden zur Krankheitsform zu entwickeln.

Die Anlage zum Schlagfluß, die oft als Familieninventarium sich von Eltern auf Kinder erblich fortpflanzt, zeigt ihrem Inhaber die drohende Gefahr, die er verhielten kann, wofür er sich beobachtet und die gebotenen Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht läßt. Sicher ist es, daß Menschen mit dieser Anlage oft in hohem Alter und nicht am Schlagfluß, sondern an andern Krankheiten, namentlich an Wasser sucht, sterben.

Was heißt denn nun aber „Schlagfluß“? Wodurch wird der plötzliche, oft blütschnelle Tod herbeigeführt? Das Blut wird durch irgend welche erregende Ursache in starkem Strome, in beständigem Stöße, nach dem Innern des Kopfes geführt; die Blutgefäße im Gehirn können dem Andrang, dem heftigen Stöße, nicht widerstehen, sie zerreißen, eine Portion Blutes tritt aus und übt einen solchen Druck auf das edelste Organ aus, daß das Leben nicht fortbestehen kann. Der Schlagfluß ist also eigentlich eine Gehirnblutung und wird auch oft mit diesem Namen bezeichnet. Doch ist dabei nicht immer eine wirkliche Blutung, ein Blutaustritt in's Gehirn vorhanden. In den leichtern Graden findet nur eine starke Anhäufung von Blut in den Blutgefäßen Statt; diese schwellen, werden durch ihren Inhalt ausgedehnt, erweitert, und üben schon durch diese Fülle und Ausdehnung eine so feindliche Wirkung auf die Hirnsubstanz aus, daß ein Schlaganfall zu Stande kommt. Solche Anfälle milderer Art, bei denen das Bewußtsein, Bewegung und Empfindung nur für einige Stunden sich verlieren, lehren in unbestimmten Zwischenräumen wieder, weil die Gefäße immer dünner, schlaffer, weniger widerstandsfähig werden, und der wiederholte Betroffene erleidet doch schließlich dem tödtlichen Angriff.

Von der Stärke des Blutandrangs nach dem Gehirn und seinen Wirkungen im Innern des Schädels hängen die äußeren Erscheinungen und die Höhe der Gefahr ab. Zuweilen gehen dem Schlaganfall kurze Vorboten voraus, wie Kopfschmerz, Schwindel, Schwarzsehen vor den Augen, Säusen vor den Ohren, Schwerathmigkeit, Rellommenheit, fallende Sprache, selbst Sprachlosigkeit. Oft fehlen die Vorboten, die Kranken oder vielmehr die Gesunden werden wie von einem Blitz getroffen, sie stürzen mit einem Male nieder, sind bewußtlos, ohne Empfindung, theilweise oder vollständig gelähmt. Das Athmen ist röhrend, langsam, schraubend, Augen verdröhrt, Mund verzogen, Gesicht schief. Nicht selten ist Anfall und Tod nur ein Augenblick. In solchen Fällen hat mit der Zerreißung der Hirngefäße ein starker Blutaustritt in's Gehirn Statt gehabt und einen so feindlichen Druck auf das edle Organ ausgeübt, daß die Lebensflamme sofort erlischt. Bei der Bluterguß nur mäßig, so dauert die Lähmung, die Bewußtlosigkeit, die ungeschohene Empfindung nur einige Stunden, Tage oder Wochen, oder es stellt sich, je nachdem das ausgetretene Blut aufgezogen und wieder in den Blutkreislauf aufgenommen wird, das Denken und Empfindungsvermögen wieder her, oder eine Lähmung bleibt zurück, eine Lähmung des Gesichtes, halbseitige Lähmung des Körpers, Lähmung einer Extremität, eines Arms oder Beins, für kürzere oder längere Zeit, oft für's ganze Leben. Auch Geistesstörungen hat man als Nachlaß des Schlagflusses beobachtet.

Der Schlagfluß läßt sich eher verhüten als heilen. Darum achte man vor Allen auf die Anlage. Wo diese vorhanden, da muß Alles gemieden werden, was das Blut nach dem Kopfe drängt, was hier eine Blutanhäufung, eine Störung erzeugen kann. Mäßigkeit in allen Dingen ist hier der sicherste Rettungsanker, Uebermaß ein tödtliches Gift. Man vermiede ein schwelgerisches, üppiges Leben, man weiche erheiterte, geistige Getränke, Ueberladungen des Magens, man hüte sich vor heftigen Gemüthsbewegungen, vor körperlichen und geistigen Anstrengungen. Tänzen, Laufen, Tragen von Lasten, anhaltend gebückte Stellung, sind zu meiden, ebenso Erhaltung der Hitze, langes Schlafen mit tiefer Lagerung

des Körpers. Alles, was Hals und Brust beengt, feste Halsbinde, Schnürmieder, muß hien wegfallen werden. Zu Verstopfungen darf es nicht kommen, sie haben namentlich einen Andrang des Bluts nach dem Kopfe zur Folge. Tabak ist es heilam, von Zeit zu Zeit ein leichtes Abführmittel zu nehmen, auch ein mit Essig, Salz oder Seife geschärftes Fußbad wird als Ableitungsmitel vom Kopfe seine Wirkung nicht verfehlen. Zu Aderlässen möge man nie ohne besondere ärztliche Meinung greifen. Es können Momente eintreten, wo die Oeffnung einer Ader eine drohende Gefahr nach sich ziehen vermag. Es ist aber damit in früherer Zeit viel Unlug getrieben worden. Corpulente, vollblütige Personen mußten sich alljährlich zwei-, dreimal ein Pfund Blut und mehr ablassen lassen, um dem gefährdeten Feinde nicht in die Hände zu fallen. Ueber diese Mißhandlung der menschlichen Natur, über diese medicinische Blutlauerer sind wir nun Gott sei Dank hinaus. Blut ist Leben, Blut ist ein ganz besonderer Saft, mit dem man haushalten muß. Also ohne Noth verspüre man sein Blut nicht. Man verhäte lieber die Neubildung des Blutes durch eine sorgsame, beschränkte Diät und lasse sich lieber für einige Zeit eine kleine Portion Hunger gefallen. Damit wird man mehr ausrichten. Auch das Trinken vielen kalten Wassers wirkt abtühnend, Blut verdünnen, während Soda- und Selterswasser, die ja jetzt so sehr in der Mode sind, durch ihre Kohlensäure, anstatt zu lählen, leicht Aufregung erzeugen und nachtheilig sind.

Wer diese Vorschriften beherzigt, der wird, selbst bei der unterschiedenen Anlage zum Schlagfluß, gesund bleiben. Denn der Krankheitsleiden ist wie ein Pflanzlein, der sich nur unter günstigen Bedingungen von außen her, bei Regen und Sonnenschein, entwickelt.

Das Innere von Afrika und die neuesten Forschungen.

Das unbekante Innere von Afrika immer mehr aufzuklären und neue Wege anzubahnen, auf welchen einerseits die Kultur der europäischen Länder Eingang fände, andererseits aber auch die Produkte derselben für die übrige Welt nutzbar gemacht würden, ist schon seit den ältesten Zeiten die Hauptaufgabe vieler wissenschaftlich gebildeten und unerschrockenen Männer gewesen. Die Engländer, die alle Meere beherrschende Nation, entstanden vornehmlich mehrere ihrer Landtheile, um Afrika in kommerzieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen, und einer derselben, James Richardson, welcher im Jahr 1850 auf marokkanischem Boden landete, wurde von zwei Deutschen, Dr. Barth und Adolph Overweg (Zil. B. 1856, S. 73), begleitet, von denen nur Barth wieder in seine Heimat zurückkehrte, um 1854 mit einem jungen deutschen Gelehrten, dem Dr. Eduard Vogel, eine neue Entdeckungszug zu antreten. Auch von dieser Lehrte Barth, mit reicher Ausrüstung von wissenschaftlichen Schätzen, wieder zurück, während der zurückbleibende, neuer Forschungen sich befleißigende Dr. Eduard Vogel seitdem verstorben und nur geringe Hoffnung vorhanden ist, er befände sich noch am Leben. Sichere Auskunft nun über das Schicksal dieses Reisenden zu erlangen, ist von der deutschen Nation als Verpflichtung angesehen worden, und so trat in Gotha ein Komitee zusammen, welches einen Aufbruch erließ und ein Verträge hat, das Vorhaben der Wiederauffindung Vogel's zu realisiren. Diese schwierige Aufgabe zu lösen wurde Theodor von Heuglin erkoren, welcher im März dieses Jahres zu Cairo mit seiner Expedition anlang und beim Bijelonia von Egypten alle Unterstützung fand.

Theodor von Heuglin ist den 20. März 1824 zu Strichland bei Leonberg in Württemberg geboren. Sein Vater, der Pfarrer war, überließ der Reizung des Knaben dessen spätem Beruf, und nachdem er in den Instituten zu Zetteln und auf dem „Salon“ gebildet worden, widmete er sich den

praktischen Bergwerbstudien, besuchte mehrere Hüttenwerke, und bereiste zu seiner weiteren Ausbildung Steiermark und einen Theil von Italien. Nach der Rückkehr setzte er seine Studien am Polytechnikum in Stuttgart fort, und hielt sich als Praktikant in mehreren bairischen und württembergischen Hüttenwerken auf. Im Jahre 1849 ging Heuglin nach Ägypten, um hauptsächlich die arabische Sprache zu lernen und seine naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern. Kairo wählte er damals als Zentralpunkt, von dem aus er mannigfache Ausflüge nach Alexandrien, dem Delta, den Katron-

seen und Fayum machte. Eine größere Reise unternahm er gleichfalls von Kairo aus im Sommer 1850 nach Arabia petraea und dem rothen Meer, lehrte jedoch bald wieder nach Kairo zurück, ging nach Mittelägypten, um von dort abermals Forschungen am rothen Meer, hauptsächlich auf der sinaitischen Halbinsel, anzustellen. Nach Beendigung derselben durchstreifte er das ganze Nilland bis Äthiä, und war eben im Begriff, im Mai 1852 eine längere Exkursion nach Arabia felix anzutreten, als er die Aufforderung erhielt, das Sekretariatamt des österreichischen Konsulats in Chartum



Theodor v. Heuglin, der Afrikareisende.

anzunehmen, welchem Rufe er Folge leistete. Er begab sich zunächst durch Oberägypten und Nubien nach Dongola, wo er mehrere Monate verweilte und größere Ausflüge in die Oasid el Gab machte, die vor ihm noch kein Europäer betreten. Von Dongola reiste er Ende Oktober durch die Bajubasteppe nach Chartum, machte im Dezember desselben Jahres eine Reise nach Abyssinien, um im Auftrage der österreichischen Regierung Handelsverträge abzuschließen. Nebenbei veranstaltete er zoologische Sammlungen, nahm verschiedene Karten auf und lehrte nach sieben Monaten wieder nach Chartum zurück. — Im Herbst 1853 besuchte er den

weißen Nil und Süd-Kordofan, und im Frühjahr 1854 das Insektgebiet des blauen Nil. Im September 1854 ging er zurück nach Ägypten, um alle seine Sammlungen, hauptsächlich eine Menagerie, nach Europa zu bringen. Vom Juni 1855 bis April 1856 weilte er in verschiedenen Ländern Europas, um seine Gesundheit zu kräftigen, lehrte über Griechenland, Kleinasien und Syrien nach Ägypten zurück, und befand sich im Dezember 1856 wieder in Chartum. Im Januar 1857 trat er eine längere Tour nach dem rothen Meer und der Somalilüste an, nahm trigonometrische Vermessungen vor und machte Entwürfe zu Karten, die seit-

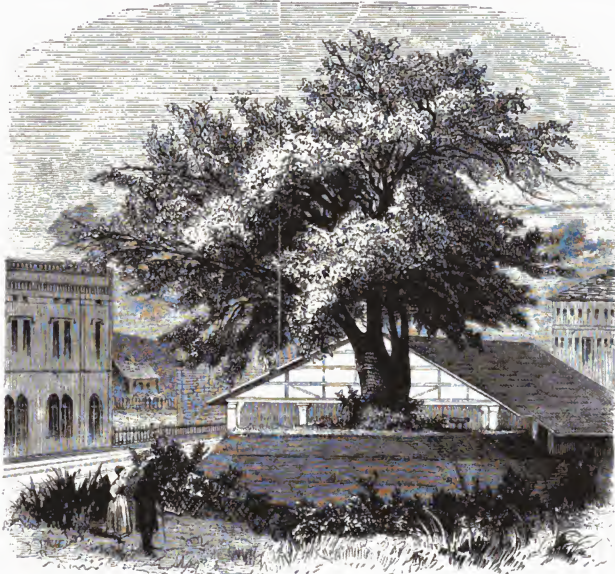
dem schon von Dr. Petermann in Gotha veröffentlicht worden sind oder noch publizirt werden. In Folge einer von den Eingebornen empfangenen Bewundung ging er im Januar 1858 wieder nach Kairo, und Ende desselben Jahres nach Europa, wo er als Privatgelehrter mit der Bearbeitung seines reichen Materials und dessen Publizirung beschäftigt war. — Aus dem eben Gesagten erhellt, daß Theodor von Heuglin sich wie Wenige zu der gefahrvollen Unternehmung eignet. Abgehärtet gegen klimatische Verhältnisse, der orientalischen Sprachen mächtig, ein genauer Kenner der Lande, nach welchen er wieder geht, thätig und umsichtig, kühn und Vertrauen erweckend, liebenswürdig und charakterfest, verbindet er alle nothwendigen Eigenschaften als Führer einer

solchen Expedition. Möge die deutsche Nation das Unternehmen auch ferner durch ihre Theilnahme fördern, und möge Heuglin, von günstigem Erfolg geträumt, wieder in seine schwäbische Heimat zurückkehren, des Dankes aller Deutschen gewiß.
G. Reiser.

Die Wehmlinde zu Dortmund.

Westphalen.

Zwischen von Gebäuden, inmitten von Eisenbahnen,
— umgeben vom Gewühl und Treiben der Menschen, um-



Die Wehmlinde auf dem Bahnhof zu Dortmund.

tost von dem ohren- und nervenschütternden Rauschen und Rischen der vorbeifahrenden Lokomotiven, erhebt sich auf einem kleinen Erdhügel des dortmunder Bahnhofes ein uraltes Lindenpaar. Es ist dieser Platz der sogenannte „Königsthron“ bei Dortmund, die einzige noch vorhandene Stätte der einst so gefürchteten Wehmerichte des westphälischen Landes. Die eine der Linden hat der Blitz zweimal getroffen, ihre Krone gebrochen, ihren Stamm bis zur Wurzel gespalten. Aus den zerplitterten Ueberresten sind aber wieder junge Zweige aufgeproßt, die der Lauf der Jahre erstarrt; frisch und kräftig haben sie sich von Neuem ausgebreitet, zur herrlichsten Krone gestaltet, deren volle Blüten jetzt an Farbe und Pracht dem unversehrt gebliebenen Baume nicht nachstehen. Das breite Laubdach dieser beiden alten Linden umschattet

einen verwitterten, moosbewachsenen Tisch von Stein, dessen Platte noch jenen Reichsadler trägt, der mit seinen mächtigen Nittigen einst schützend alle deutschen Lande schirmte, und dessen scharfe Krallen nicht allein die Bewohner aller deutschen Lande fürchteten, sondern auch deren Beherrscher. Neben diesem Thron lagen am Tage des Gerichts die Insignien der heiligen Wehme, — das blanke Schwert, die grüne Weiden-schlinge — um diesen alten verwitterten Tisch reichte sich einst der ernste Kreis der Frohnen und Schöffen, um über Leben und Tod desjenigen zu entscheiden, der, vor diesem Königsthron vorgefordert — sich gestellt, sein Urtheil zu empfangen. Die berühmten und berüchtigten vier Buchstaben: »St. St. G. G.« setzten jetzt Niemand mehr, diese fürchtbare Forderung der heiligen Wehme: »Sted — Stein — Gras

— Grein*, die wie Todtenglockenklang die Welt durchjitterte, ist verhallt im Lauf von Jahrhunderten, und nur ein Centual dieses mittelalterlichen Schredens, dieses unerbittlich strengen, mit Recht gefürchteten Gerichts steht noch als düsteres Erinnerungszeichen auf Westfalens rother Erde. Die Einsetzung der Behmgerichte schreiben viele Geschichtsforscher Karl dem Großen zu. Das Behmgericht wurde gewöhnlich am Dinstag abgehalten, der Dinstag schon von den alten Deutschen „Dingestag“ Gerichtstag genannt. Der Hauptstiz des Gerichts war in Dortmund; doch auch in vielen andern Gegenden Westfalens bestanden sich die Freistühle der Behmgerichte. Der freien Willkür, der Ausübung der Gewalt und Macht des Stärkern machten jene Gerichte zu der Zeit ein Ende; sie bekämpften das Faust- und Zehobrecht, sie bestrafte die Verbrechen, die sonst ungestraft verübt worden, und vor dem Spruch, der vor Vorladung der Behmrichter zitterten zuletzt die, die vor Nichts zitterten, die des Kaisers Macht, des Papstes Bannstrahl unbeachtet gelassen. Der Ritter, dem um Mitternacht das Zeichen der heiligen Behme gegeben, dem die Frohnen drei Späne aus dem Burgthor gegeben, mußte, daß nun ferner ihn weder Wall noch Mauer schützte, es für ihn keine Gnade mehr gab, die Schöffen ihn sicher ereilen und er den Lohn seiner Thaten empfangen würde. Daß die Behme ohne Ansehen der Person richtete, Herzog und Ritter ebenso wie Bürger und Bauer vor den Freistuhl geladen wurden, das verschaffte ihr wohl hauptsächlich das Ansehen, in dem sie stand. Die Gerichtsbarkeit der Behmgerichte erstreckte sich über ganz Deutschland; in Dortmund präsidirte der Kaiser Sigismund oft selbst als oberster Richter. Die Würden beim Behmgericht waren dreifach. Den ersten Rang nahm „der Stuhlherr“ ein. Dazu erwählte man Männer aus dem geistlichen und weltlichen Stande, Fürsten, Bischöfe und Grafen, oft auch einfache Obedleute. Diese Stuhlherren leiteten und überwachten die ganze Gerichtsbarkeit der heiligen Behme. Den zweiten Rang bildeten „die Freigrafen“. Sie wurden vom Landesfürsten zu ihrer Würde erhoben; auf ihrer Geburt, auf ihrem Namen noch Lebenswandel durfte nicht der leiseste Makel ruhen, und ihre Person war unantastbar, unuerlöschlich, heilig. Den dritten Rang beim Behmgericht bildeten „die Schöffen“. Sie wurden vom Freigrafen mit Bewilligung des Stuhlherren gewählt. — Die einzige Todesart bei den Behmrichtern war das Hängen. Wenn Jemand für schuldig belunden, der Richterspruch über ihn gefällt worden, so durften die Schöffen — ja sie mußten — ihn ergreifen, wie es heißt: „Auf handbafftiger Datt“ ihn fort zum nächsten Baume bringen und dort aufhängen. Zum Zeichen, daß er von der heiligen Behme gerichtet worden, steckte ein Schöffe sein Messer, das die Zeichen der Behme trug, neben den Baum. Die Ladungsbriefe, sich dem Gerichte zu stellen, wurden von den Frohnboten an des Angeklagten Haus angeschlagen, oder an den nächststehenden Baum, — Alfenosenstod — oder auch an ein im Felde aufgerichtete Kreuzfisz. War der Vorgegebene abwesend, so vertheilte man die Kunde seiner Vernehmung nach allen vier Weltgegenden, und sie erreichte ihn, wo immer er sich auf befand. Die Frohnboten schlugen die Ladungsbriefe gewöhnlich zur Nachtzeit an, da sie am Tage bei Ausübung ihrer Pflicht häufig erschlagen oder ertränkt wurden. Nach Anschlagung solchen Briefes schnitten sie drei Späne aus des Vorgegebenen Haus oder aus dem nächsten Baume, und diese waren das Zeichen, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Die gewöhnliche Zeit sich zu stellen waren Termine von drei Tagen und Nächten, vierzehn Tagen und Nächten, oder sechs Wochen. Der Vorgegebene mußte mit zwei Schöffen in's Gericht gehen, mit einem Strid am Halfe erdienen, weiße Handbände tragen, in der Hand ein grünes Kreuz und einen Goldgülden halten, die Hände fallen, wenn er vor den Freistuhl niederkniete und um Gnade bat. Nach erwiesener Schuld eines Angeklagten entblökte der Freigraf sein Haupt, entblögte sich seiner Waffe und sprach den Tzud der Behme über ihn aus.

Der Freigraf ergriff dann die Weibenschnige, warf sich zur Erde, und die Schöffen spüren, zum Zeichen ihrer Willigung des Urtheils, aus. Der Zerurtheilte konnte noch appelliren, sich Tziff erbitten, Zeugen seiner Unschuld sammeln, und sich auch um Gnade an den Kaiser, den Papst und das deutsche Kammergericht wenden. Der Spruch der Behme konnte aber nur umgesehen werden, wenn die Richter uneinig, die Zeugnisse der Ankläger widersprechend gewesen. Der Verurtheilte war nach dem Urtheil dem Tode geweiht. Das anfangs so segenerreich wirkende Behmgericht artete schon im dreizehnten Jahrhundert aus, und wurde mit ihm später der fürdurbste Mißbrauch getrieben. Volk und Reichthümer klagten endlich so laut über die heilige Behme, daß die Beherrscher der deutschen Lande zur glücklichen Ueberzeugung ihrer Unheiligkeit gelangten, und eine gesicherte Gerechtigkeitsspflege 1495 durch das Reichstammergericht einführen. An diesem Damme brach sich die Macht des fürdurbaren Gerichts, und Ende des sechzehnten Jahrhunderts verschwand die Behme gänzlich.

z. erucht.

Die Stiefsochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Zweihundfünfzigstes Kapitel.

Nur wer selbst schon die Bitterkeit der Gefangenschaft erfahren, kann sich einen Begriff von dem Gefühle der Einsamkeit machen, das William nach der Entfernung des Schlossers besah. Wiederholt fragte er sich im Laufe des Tages, ob es nicht ein Traum oder das Spiel einer erhitzen Phantasie sei; aber nein, die roh gearbeitete Waffe, die der Unglückliche zurückgelassen, war ein greifbarer Beweis vom Gegebenen: er hatte den Mann gesehen, gesprochen, hatte dessen fürdurbaren Entfaltungen gelauscht. Seine Mutter war ermordet worden und er ein Gefangener in den Händen ihrer Mörder. „Das ist auch mein Vooß“, sprach er schauernd zu sich selbst. — Erst gegen Abend kam Miles, der ihm das Essen brachte, herein. „Da“, sagte der rohe Ierl, wie er das Körbchen auf den Tisch stellte. „Ihr könnt nicht sagen, daß ich Euch verhungern lasse.“ — William schauerte bei dem Klang dieser Stimme zusammen. — „Gebetens Fuhr“, fuhr sein Kerkermeister die Schüsseln aufzählend fort, „Prob, Apfel und Wein. Ist das nicht hübsch?“ — „Ich habe keinen Hunger“, erwiderte der Gefangene, „nehme ich's nur wieder fort.“ — „Ihr müßt essen“, sagte Goring, „ich habe den Austrag, dabei zu bleiben.“ — „Von wem? Von leicht von meinem Großvater, Sir Barnard Gaston?“ — Miles sah ihn mit großen Augen an. Es war ihm unbekannt, woher das sein Gefangener schon wissen konnte, da er selbst es doch kaum erst von Humphrey Tzillet erfahren. — „Großvater!“ wiederholte er, „ho, ho, ho! Der Enkel von Sir Barnard Gaston im Arnenbauje geboren! Es sieht fast danach aus! Ha, ha, ha! Aber wie kann ich auf den Luffin da hören. Ihr müßt essen, und rasch. Ihr habt eine lange Reise vor Euch.“ — „Wohin?“ fragte William ängstlich. — „Das wissen Sie, die Euch abholen.“ — „Nach dem See vielleicht“, rief der Anabe in fürdurbarer Aufregung, „wo meine Mutter ermordet worden ist.“ — „Aum war ihm das Wort entföhren, so sah er seine Unklugheit ein, denn Miles Goring stand da und starrte ihn sprachlos vor Wuth und Entsetzen an. „Wer hat Dir das vorgelogen?“ brachte er endlich kaum vernehmbar heraus. — „Der Gefangene gab keine Antwort. — „O! Du willst's nicht bekennen?“ rief der Glende wüthend. „Wart nur! Ich will Dich schon zum Heden bringen“, sagte er dann, ihn an der Kehle packend, hinzu. „Wo hast Du das gehört? Sag mir's, oder ich reiß' Dir das Herz aus dem Leibe.“ — In seiner Wuth veranß der Unheilich, daß der Anabe unmöglich seine Frage beantworten konnte, so lange sein fester Griff ihm die Kehle zuschnürte. — Zum Glück

erinnerte sich William der Waffe, die Andrews ihm beim Abschied gegeben. Sie aus der Tasche ziehen und seinem Angreifer in die Brust stoßen — war das Werk eines Augenblicks. Anfangs spürte Miles nur den Streich und stieß einen Schrei aus, wenige Sekunden später aber sah und fühlte er das Blut nachfließen, und die Frigheit siegte über seine wilde Aufregung. Und als William ihm einen zweiten Stich versetzte, da ließ er ihn los und taumelte — kläglich um Hilfe schreiend — auf das Bett zu. — „Großer Gott!“ rief der Baron, der von Humphrey gefolgt in das Zimmer stürzte, „was ist vorgefallen?“ — „Der kleine Schlingel da hat mir fast den Garaus gemacht.“ knurrte Miles. — „Ebenber!“ sprach der Baron in strengem Tone, „was hast Du gethan?“ — „Kommt mir nicht zu nahe!“ rief William, und seine Augen sprühten Feuer; „Ihr habt mich beinahe zum Wahnsinn getrieben mit Eurer Grausamkeit. Ich lasse mich nicht widerstandslos umbringen, wie diese Glenden meiner Mutter gethan. Ich werde mein Leben zu verteidigen wissen.“ — Sein Großvater sah hoch auf; hatte er doch bis diesen Augenblick seinen eigenen Sohn im Verdacht eines Verbrechens gehabt. — „Das ist eine Lüge!“ brüllte Humphrey Stillet, blaß wie der Tod. — „Hab's ihm auch gesagt.“ brummte Miles, „aber unsanft. Er weiß Alles und bringt Dich an den Galgen, wenn er hier los kommt.“ — Es war ein Glück für unseren Helden, daß der Baron zugegen, sonst wäre sein Leben wohl keinen Heller mehr werth gewesen. Es bedurfte indessen keiner weiteren Erörterung des Hergangs: der zerrissene Hemdtragen, die blutunterlaufenen Augen und die Spuren von dem mörderischen Griff des Ungehobers an dem Halse des Knaben zeigten zur Genüge, welche Behandlung er erfahren hatte. „Holt Euren Kameraden aus dem Zimmer,“ zürnte Sir Barnard. — „Soll ich zurückkehren?“ fragte Humphrey. — „Nein, ich komme hinab.“ — Nicht sobald war William von der Gegenwart der Mörder seiner Mutter befreit, als er die Waffe fallen ließ, sich seinem Großvater zu Füßen warf und ihn beschwor, ihm zu sagen, wodurch er ihn ohne sein Wissen beleidigt habe. — „Großvater!“ rief der Erstaukte. „Was für ein Träumer hat Ihnen das in den Kopf gesetzt? Sie sind mein Enkel nicht . . . nein . . .“ — „O! entehren Sie Ihr graues Haar nicht durch eine Lüge,“ fiel ihm der Knabe in die Rede; „ich weiß, daß ich die Wahrheit spreche.“ — „Und wer hat Ihnen diese schöne Geschichte erzählt, junger Herr?“ gab der Baron zurück. „Doch was brauche ich erst zu fragen: wer anders als Die, die Sie erjagen haben, um ein Werkzeug zu Erreichung ihrer erbärmlichen Absichten zu haben, um die Ehre meines Namens anzutasten. Doch Sie kennen mich nicht,“ fügte er mit einer hochmüthigen Geberde hinzu, „noch weiß ich Sie zu schätzen. Sie bebauere ich mehr, als ich Sie tadeln kann.“ — Es lag etwas in dem heidnischen Benehmen des Gesangenen, was mächtiger als die rührende Verbeiligkeit zu dem Eisenherzen des Herrn von Woultry sprach, und er verließ das Zimmer, um nicht von diesen Eindrücken beeinflusst zu werden. Als er aber die Treppe hinabging, entführten ihm unwillkürlich die Worte: „Ich wollte, Hugo wäre ihm ähnlich.“ Allein Hugo war nicht bloß der Erbe von seines Großvaters Titel, sondern auch von dem Grundbesitz seiner Mutter, und der ehrgeizige alte Mann hatte geschworen, vor seinem Mittel zurückzuziehen, um Weibes in einer Person vereint zu sehen.

Als er in die Halle trat, fand er Miles auf einer der breiten eichenen Bänke sitzen, wie er sich ein Handtuch gegen die Brust hielt, während seine Frau händeringend nebenstand. „Schid“ nach Doktor Cranion,“ schnappte der Bemundete. — Humphrey, den er offenbar fort haben wollte, fiel es nicht ein, sich von der Stelle zu rühren, sagte er sich doch, daß, wenn der Genosse seiner Verbrechen verblute, ein Zeuge weniger für die Handlung existire, die seinen Hals in den Bereich des Stricks bringen konnte. — Der zerkürrte Bösewicht sah bald ihr, bald Humphrey stehend

in's Gesicht. — „Thut, was Ihr für ihn thun könnt,“ sprach Sir Barnard, als er aus der Halle schritt, „aber so lange der Knabe nicht fort ist, darf kein Arzt das Jägerhaus betreten.“ — „Haben Sie keine Leinwand?“ fragte Stillet mit erpöckelter Theilnahme Mrs. Goring; „wenn es auch alte ist — je älter, desto besser.“ — Die Frau verließ das Zimmer, um das Nöthige herbeizubolen. — „Wie! laß mich einmal nach Deiner Wunde sehen,“ sprach Stillet, indem er nach dem Tuche griff und es neugierig nehmen versuchte. — „Nein, nein! Das sollst Du nicht!“ — „Sei vernünftig!“ begütigte der treue Freund, ihm das Tuch entwindend. „Da! da! jetzt seh' ich Sie . . . und jezt . . .“ und ehe sich's der durch Blutverlust Erschöpfte verfab, hatte er ihm die Arme eines langen Messers, das er bisher in seinem Hodärmel verborgen gehalten, in die klaffende Wunde gestochen. „Haß Dir's selbst zuzuschreiben,“ sagte Humphrey. „Haß Du vergessen,“ fügte er dann, indem er die Lippen dicht an das Ohr seines Schladtopfers hielt, hinzu, „wie oft hast Du mir mit dem Galgen gedroht?“ — Der Schloffer schlief. Wenige Augenblicke genügten dem Mörder, um seine Rolle zu überdenten. Rasch warf er das Messer zwischen eine geloderte Bretterfüllung und die Wand hinab, dann ging er zu der nach der Treppe führenden Thüre und tief nach Mrs. Goring. „Sie müssen schnell machen, wenn Sie Miles noch am Leben treffen wollen.“ — In ihrer Eile that sie einen Fall, Humphrey stieß ein halbtauses Lachen aus, als er das Gepolter hörte. Mehrere Minuten vergingen, ehe Miles Goring's Frau in das Zimmer geht kam. — „Zu spät!“ rief der Heuchler. „Sie kommen zu spät! Kaum waren Sie fort, als er in seiner Ungebild das Handtuch entfernte, ein Blutstrom schoß aus der Wunde und er verschied.“ — „Gott sei ihm gnädig!“ schluchzte das Weib und sank an der Leide auf die Knie. — So gewandt war das Verbrechen verübt worden, daß das harmlose Geschöpf nicht den entferntesten Verdacht hatte, daß der Tod ihres Mannes nicht in Folge der ihm von William Carl in der Notwehr beigebrachten Wunde eingetreten sei; und überwältigt von ihren Gefühlen schwante sie hinaus, um in der Einsamkeit ihres Zimmers ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Stillet sah ihr lächelnd nach, dann verließ auch er die Halle, um seinem Gebieter Goring's Tod anzugehen.

Sir Barnard Gaston nahm den Bericht des Meuchelmörders mit so augenscheinlichem Unglauben entgegen, daß der Schuldige unruhig zu werden anfang und sich in seinen Aussagen verirrte. — „Sie haben da ein gemagtes Spiel gespielt. Da es aber zu meinen Absichten paßt, so will ich nicht zu neugierig nach Ihren Beweggründen fragen. Doch nun zu wichtigeren Dingen. Der Wagen kommt diese Nacht. Bedorf und ein paar handfeste Burfsche bilden die Bedeckung. Ist der Knabe einmal fort, so wollen auch wir unsere Rednung vollends in's Reine bringen.“ — Humphrey wollte diese Worte nicht gefallen. Diefes „vollends in's Reine bringen“ klang seinen Ohren etwas ominös. Das Gewissen hat oft gar seltsame Einfälle.

Dreihundfünzigstes Kapitel.

Die Nacht, in der William Carl von dem Jägerhause weggebracht werden sollte, war kalt und kürmisch. Dunkle Wetterwolken verhüllten die blaße, volle Mondscheibe, die nur zuweilen in grellen Streiflichtern über die Gegend hinblitzte. Die ganze Natur schien zu trauern. Es war nahe an elf Uhr, als Edward Gaston in Begleitung von Collin Crawford, Cranion, Squire Beacham, Hugo und den beiden Polizeioffizianten Brookhouse vertief und — Bisfal vernehmend — gerade auf das Gesängniß unseres Helden zuschritten. — „Wir kommen ganz recht,“ bemerkte der Friedensrichter, „der Wagen ist noch nicht da.“ — „Gott sei Dank!“ murmelte der Advokat. — Das Haus war wie ausgestorben, kein Licht ließ sich blicken, kein Laut verneh-

men. — „Armer William!“ seufzte Hugo. „Was muß er an diesem einsamen Orte gelitten haben, verlassen — wie er glauben mußte, von Allen, die ihm theuer sind.“ — In diesem Augenblicke ließ sich auf dem Kieswege, der zu dem Jagdschloße führt, das Geräusch von Rädern hören. Alles lauschte in gespannter Erwartung. Es kam rasch näher, und bald schimmerten die Laternen des Wagens wie feurige Augen durch das Dunkel der Nacht. — „Sie haben den Befehlsbefehl,“ sprach der Equite zu einem der Polizeioffizianten, „und kennen Ihre Instruktionen, Vorsicht brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen.“ — „Alles in Ordnung, Sir!“ wiederholte der Mann trocken und begab sich mit seinem Kameraden auf ihre Posten zu beiden Seiten der Hauptthüre. — „Woh! hier, Hugo, bei Mr. Beadam,“ sagte Edward, wie er sich anordnete ihnen zu folgen, „und verlaß diesen Platz unter keinen Umständen.“ — „Ja! Ja!“ gab der Knabe ungebuldig zurück, als sein Verwandter sich entfernte. Collin Craw und Doktor Tranion waren schon vorausgegangen.

In der Halle waren drei Männer beisammen, die so schnelkütig als die Gruppe außer dem Hause auf die Ankunft des Postwagens warteten: Sir Barnard Gaston,

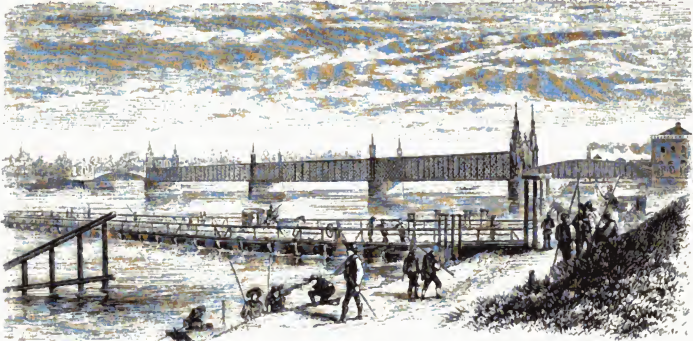
Bedford, der an demselben Morgen von Penswid eingetroffen, und der Hausmeister von Widjal. Ihre Unterredung drehte sich um den Knaben und den Kapitän, der es übernommen hatte, ihn fern von der Heimat auf irgend einer Insel des stillen Ozeans auszusetzen. „Sind Sie auch überzeugt, daß man ihm trauen darf,“ sagte der Erstere. — „Gewiß,“ war die Antwort, „ich kenne Kapitän Hawkins seit Jahren, und habe schon häufig mit ihm zu thun gehabt. Er ist ein so gewissenloser Schurke, als je einer das Deld eines Schmuggelschiffes betreten hat. Als ich ihm von der Sache sprach, meinte er, wie viel Sie darum geben würden, des Jungen für immer los zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rheinbrücke

bei Rehl.

Die Ueberbrückung des Rheines zwischen Strassburg und Rehl, wodurch die französische Ostbahn mit der badischen



Die Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Rehl.

Schienerlinie direkt verbunden worden, zählt zu den großartigsten Unternehmungen unseres Jahrhunderts, und verdient aus diesem Grunde schon unser lebendiges Interesse, ganz abgesehen von der Tragweite ihrer internationalen Bedeutung.

Die Schiffbrücke, welche leider stehen bleiben mußte, befindet sich flussaufwärts oberhalb der Brücke, die man für die Eisenbahn errichtet. Bei dieser ist man auf größere Schwierigkeiten und Hindernisse gestoßen, als man es vorher gesehen hatte. Die im Flusse bewerkstelligten Sonbrungen bis auf 60 und 80 Meter Tiefe haben das Vorhandensein von Kies darzuthun, welcher von zerbrockelten Felsen herrührt und um so loedrer und beweglicher ist, als an gewissen Stellen die Schnelligkeit der Strömung 4 bis 5 Meter in der Sekunde beträgt. Man mußte also die Fundamente der Pfeiler in einer hinlänglichen Tiefe errichten, um sie vor den Aufwühlungen des Stromes zu schützen. Die Ingenieure (laut der internationalen Uebereinkunft vom 16. September 1857 und gemäß dem endgültigen Plane vom 2. Juni 1858) hatten die französischen Ingenieure die vier Fluß- und die zwei Landpfeiler einer Brücke von 235 Meter Öffnung über

den Rhein zu errichten; der Brückenaufbau war das Werk der badischen Ingenieure waren genöthigt, zu außerordentlichen Kraftmitteln Zuflucht zu nehmen und das System der comprimierten Luft anzuwenden, welche durch mächtige Blasmaschinen in wasserdichte Kammern hineingebracht wird, in denen die Arbeiter unter dem Wasser arbeiten können. Die Arbeiten dieses Riesenwerkes wurden im September 1859 begonnen und im April 1861 war dasselbe vollendet. Die Brücke mißt 235 Meter zwischen den Widerlagern; sie besteht aus drei großen Öffnungen, jede von 60 Metern, und aus zwei beweglichen Hochspannungen, jede von 26 Metern. Im Rheine stehen vier Pfeiler, sämmtlich aus Granit. Der obere Theil der Brücke besteht aus Eisen. Nach den Bestimmungen der Uebereinkunft wurden die Kosten zwischen den beiden Ländern zu gleichen Theilen repartirt. Man schätzte sie zu drei Millionen Gulden. Die Fahrten, welche man auf der Brücke gemacht, haben das Werk als vollkommen gelungen erwiesen.

G. Tschö.

Vom Libanon.

II.



Maronite und Maronitin.

Die Mutualis bewohnen das Gebiet östlich der Trufen, tief eingeklemmte Thäler, von den Bergen des damascenischen Landes begrenzt. Sie sind zwar Muselmänner, hängen aber, wie die Perser, Ali an und leben vollkommen getrennt von den andern mohammedanischen Sektirern. Obgleich sie selbst sich ein altes Herkommen zuschreiben, ist ihr Name doch erst seit zwei Jahrhunderten bekannt geworden; sie sind gute Soldaten aber reine Mäurer, wenn sie ihr Territorium verlassen haben, und ihre Lust am Plündern und Plündern hat ihnen die Feindschaft aller Nachbarstämme zugezogen. Ihre Gesamtzahl beträgt, da sie durch die zahllosen Wespelstichen nach und nach bejrimt worden sind, kaum noch vier- oder fünftausend Seelen. Dieß ungefähr waren Cascaris Mittheilungen. Wir waren indeß auf einer alten, in Fels gebauenen Römerstraße, auf welcher wir noch Spuren von Wägenrädern entdedten, weiter geritten, und kamen nach etwa zwei Minuten an der Mündung des Nafr el Kelb, dem alten Tyce, an, welcher sich reichend und schäumend, eine im Orient fremdartige Erscheinung, in's Meer ergießt.

Die Felsformationen am Nafr el Kelb sind höchst grotesk und eigenthümlich. So gleicht eine derselben genau einem persischen Fruchthändler, welcher einen Korb mit Blumen und Früchten in der Hand trägt. Am Fuße desselben finden sich zahlreiche Inschriften vor, und diesen zu Folge soll das Ganze ein assirischer Denkmal sei, welches sowohl Cascaris wie mir höchst zweifelhaft erschien. Wir verfolgten den Lauf des Nafr el Kelb eine Weile auf der Antonienstraße weiter. Ein fastwärs gelegenes Wäldchen von kleinen, immergrünen Cichen, Pinien und wilden Feigenbäumen lud uns jedoch in seinen Schatten, woswegen wir dorthin unsere Pferde lenkten, abließen und etwa ein halbe Stunde ausruhten, um ein kleines Naß einzunehmen. Cascaris hatte gütlich geforgt; er zog aus einer Satteltasche eine Flasche Wein und die köstlichen Tatteln und Feigen, welche ich je gekostet; auch das Maisbrod, welches ich sonst nicht zu meinen Lieblingsbissen rechne, mundete mir vortreflich, woran entweder mein Hunger oder die Güte des Badwerks Schuld sein mochte. Also erquidat brachen wir wieder auf und ritten nach dem Aquadukt des Emir Jazk el Tin, der fast einen Theil des Felsens auszumachen scheint, und von Klaffen und Pflanzen gurlandenartig überzogen ist, was ihm einen höchst malerischen Anstrich gibt. Er ist nun vollkommen vernachlässigt, an vielen Stellen geborsten, und durch die Niße und Spalten rieselt das reine Wasser in kleinen Mastaden herab. Höchst bedrückt von der durch Cascaris gewinnbringend und lehrreich gemachten Erkunfion lehrten wir darauf wieder nach Bejrut jurüd. Am andern Tage war meine Abreise bestimmt und ich ging noch einmal zu meinem guten Freunde hin, um mich bei ihm zu empfehlen. Von zwei Gniden zu Pferd begleitet, schlug ich hierauf den Weg nach Antura ein. Bald hernach überschritten wir den Nafr el Viban auf einer alten römischen Brücke, die wenigstens noch in passbarem Zustande war. Jenseits derselben liegt Mesruan. Der Anblick dieses reichen und bebauten Landes, mit zahlreichen Dörfern besät, setzte mich anfangs in nicht geringen Erschauen, denn die Kampagna stach wirklich so ab von der Weide der übrigen Gegend, daß das alte Sprüdwort, dort, wo der Türke seinen Fuß hinsetze, bleibe die Erde sieben Jahre lang unfruchtbar, vollkommenen Vügen gestraht wurde. Hier ist das eigentliche Territorium der christlichen Maroniten. — Fast jeder Hügelabhang trägt eines ihrer Dörfer oder Klöster. Die maronitischen Wände, welche ausdauernde Arbeiter sind, pflügen im Schwelch ihres Angeichts einen kleinen Fied Erde um das Kloster herum urbar zu machen, und zwar derartig, daß die kultivirten Rapons der verschiedenen Klöster an einander grenzen, wodurch das Land das Ansehen eines Gartens erhält. Die Sonne verschwand hinter den höchsten Bergspitzen, und der Nafr el Kelb schlängelte sich wie ein breiter, silbergestrichter Gürtel durch die Schluchten, als ich vor mir auf dunklem Gestein das Kloster Antura, woselbst ich die Nacht

zubringen wollte, sich gegen den Horizont abzeichnen sah. Wir beschleunigten darum etwas die Gangart unserer Pferde und über einer Weile hielten wir vor dem Thor des Klosters. Die Ankunft eines Reisenden ist in diesem, den Lazaristen gehörigen Kloster ein Ereigniß. Einige der Väter sind Franzosen, und unterrichten die jungen maronitischen Jünglinge außer in der arabischen Schriftsprache auch im Französischen und Italienischen. Wir traten in einen geräumigen Hof, der ringsum mit Orangenbäumen bepflanzt war, und hier übergab ich mein müdes Ross der Wartung einiger Laienbrüder. Die Väter führten mich dann gollfrei in das Refektorium, wo mir der angenehmste Duft von Hammelbraten in die Nase stieg. Nach der gemeinschaftlichen Mahlzeit, während welcher ein Knabe mit lauter Stimme aus einem Buche vorlas, wurde ich in das Bibliothekzimmer geführt, um dort den Rest des Abends zu verbringen. — Die guten Väter bemüheten sich hier noch um Nachtsich mit einer Flasche jenes köstlichen, im Libanon wachsenden Rosenkessels, der unter dem Namen „goldener Wein“ daselbst bekannt ist. In der Farbe erinnerte mich dieses edle Getränk an guten alten Johannisberger, denn ebenso goldgelb schimmerte er im Glase. An das Fenster gelehnt, von dem aus ich fern das mittelländische Meer im lezten Abendstrahl glänzen sah, ersah ich von den Bräuen, daß sie nicht immer hier gewohnt. Das Kloster wurde, wie es scheint, von Jesuiten gegründet, welche es mit maronitischen Schülern bevölkern wollten, doch blieb ihre Pflanzschule verlassen, und erst als Ende des vorigen Jahrhunderts die Lazaristen kamen, begann dieselbe zu wachsen. Nach einer längeren Unterhaltung über alle möglichen Dinge zog ich mich endlich, müde und abgepannt von dem Nitt in den Bergen, in die mir bestimmte Zelle jurüd und überließ mich dem Schlummer.

Deutscher Geist und deutsche Männer.

IV.
Friedrich Visk.

Es mag heute, wo der Tag nicht mehr fern ist, daß mau aus freudig gependeten Beiträgen des gesammten deutschen Vaterlandes dem großen Nationalökonomon Friedrich Visk ein Denkmal in seiner schwäbischen Vaterstadt setzen wird, an der Zeit sein, über diesen außerordentlichen Mann, sein thätiges, ansporrndes Wirken für sein Vaterland und sein unglückliches Geschid zu sprechen. Friedrich Visk ist am 6. August 1789 zu Heutlingen geboren, welches Datum eine kleine Tafel über der Thür eines einfachen Bürgerhauses in der Nähe der Marienkirche besagter Stadt trägt. Der Vater, Johann Visk, seines Handwerks Gerber, welcher ein thätiger und verständiger Mann war, ertheilte sich guter Vermögensumstände. Visk, welcher zwar schon in frühester Jugend ausgezeichnete Geistesanlagen verrieth und namentlich ein sehr leichtes Auffassungsvermögen besaß, las gerne Reisebeschreibungen, Geschichte und Geographie, wie er denn überhaupt sich mehr für reale Gegenstände interessirte. — Mit dem vierzehnten Jahr kam der junge Mann in seines Vaters Gewerbe, dem er indeß nur sehr geringen Geschmad abgemang, so daß sich der Vater entschloß, ihn in eine Schreibstube nach Blaubeuren zu geben, deren Arbeiten ihn zwar ziemlich in Anspruch nahmen, jedoch nicht der Art, daß ihm nicht noch einige Zeit für Bücherstudium übrig geblieben wäre. — 1813 wurde er in die Oberamtskanzlei in Tübingen versetzt. Das mechanische Schreiberhandwerk war unserm strebsamen Jüngling indeß schon lang entleidet, und der mächtig erwachte Trieb nach einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, den er in Tübingen wohl nahren konnte, wurde hier fleißig ausgebildet. Nachdem er durch seine anhaltenden Studien fähig geworden, eine höhere Prüfung im Re giminalfach zu bestehen, wurde er zum Kanzleisachstenden,

dann zum Sekretär im Ministerium und bald darauf zum Director mit dem Titel „Rechnungsrat“ befördert. Der damalige württembergische Minister von Wangenheim suchte Kist's Talente für die von ihm beabsichtigten Reformen zu benützen. Kist warf sein besonderes Augenmerk auf die Reform der Gemeindeverwaltung; auch trug er hauptsächlich zur Gründung einer staatswirtschaftlichen Hochschule in Tübingen bei und wurde zum Professor der Staatspraxis an derselben ernannt. Für seine Vorlesungen ließ Kist einen Zeitband drucken: „Die Staatslehre und Staatspraxis Württembergs“, und gab im Verein mit einigen Freunden zugleich den „Vollstreund aus Schwaben“ heraus, in welchem Journal er seine Rathgeberreden auch dem Volke eindrucklich und verständlich zu machen suchte. Kist verlangte und predigte hauptsächlich: eine wirkliche Volksvertretung, öffentliche Kontrolle des Staatswessens, Selbstständigkeit der Gemeinden, Pressefreiheit, Verschmänergerechtigkeit, lauter und tüchtige Neuerungen, daß man revolutionäre Umtriebe witterte und das Volk zu erscheinen aufhören mußte. Kist selbst erhielt eine Warnung. Auf einer Reise nach Göttingen war Kist von einigen Kaufleuten und Fabrikanten erjucht worden, ihnen eine Eingabe wegen Aufhebung der Zölle im Innern von Deutschland an die Bundesversammlung zu verfaßsen. Kist that dieß, und in Folge dessen bildete sich ein „Verein deutscher Kaufleute und Fabrikanten“, welchem dem Professor Kist die Geschäftsführung übertrug. Kist ward von der württembergischen Regierung zur Rechtfertigung aufgefordert, und als er dieß in einer am 20. Mai 1819 verfaßten Schrift that, erhielt er einige Tage später seine Entlassung. — Von da ab wirkte er ganz für den deutschen Handelsverein, und durch seine Bemühungen hat er hauptsächlich den ersten Grund zum deutschen Zollverein gelegt. Im Frühjahr 1819 war Kist nach Frankfurt gekommen, wo er den deutschen Handels- und Gewerbeverein gestiftet und in dessen Auftrag die schon angeführte Eingabe an den Bund gemacht. — Am 12. Juli 1819 wurde eine außerordentliche Versammlung in Nürnberg gehalten und eine Deputation an alle deutschen Höfe geschickt, um die Zwecke des Vereins persönlich darzulegen und die Regierungen zu Separatverträgen zum Schutz des deutschen Nahrungsstandes zu veranlassen. Unter den Deputirten befand sich auch Kist, der nach Wien ging und eine Anzahl Aufträge entwarf sowohl für den Kaiser und die Gesandten am Kongreß, als auch für den österreichischen Handelsstand. Indeß wirkte er ziemlich ohne Erfolg, ja auch seine Freunde ließen ihn im Stich; die Kaufleute bewunderten zwar seine großartigen Ideen, hatten aber nicht Lust, dieselben durch Gehobunterstützungen zu realisiren. — Kist konnten alle diese Mißverständnisse nicht von der Verfolgung der einmal gestellten Aufgabe abbringen. Er ward von Neulingen zum zweiten Male zum Abgeordneten erwählt. Am 7. Dezember 1820 betrat er zum ersten Male die Kammer und stellte gleich in den ersten Tagen Anträge, um der Steuerüberlastung entgegenzuwirken und eine billigere Steuervertheilung herbeizuführen zu können. Endlich stellte er den Antrag, die Einberufung jährlicher Landtage und einjährige Etatsvorlagen zur Herstellung einer wahren konstitutionellen Verwaltung. War er durch all' dieses Wirken der württembergischen Regierung mißliebig geworden, so wurde er es noch mehr durch Verfaßung der sogenannten „Neulingen Petition“, welche eine vollständige Reorganisation des Gemeinbewessens, eine Autonomie der Gemeinden anbahnte und die Steuerlast nach allen Richtungen erleichterte. Diese Petition gelangte jedoch nie an die Kammer. Ein Beamter, dem ein lithographirtes Exemplar in die Hände gefallen war, sandte dasselbe an das Ministerium mit Angabe des Verfassers. Es wurde nun eine gerichtliche Untersuchung gegen Kist eingeleitet und er selbst aus der Kammer ausgeschlossen. Der Gerichtshof fällt das Urtheil, daß Friedrich Kist wegen Ehrenbeleidigung und Verleumdung der Regierung, der Gerichts- und Verwaltungsbehörden Württembergs u. zu zehnmonatlicher Zee-

stungsstrafe mit angemessener Beschäftigung innerhalb der Zerstung und Bejahung von $\frac{1}{2}$ der Unterjuchungslosten verurtheilt sein solle. Daraus hin entließ sich Kist, den Ketters zu ergreifen und inwischen aus dem Lande zu fliehen. Er ging zuerst nach Straßburg, wo er freundlich aufgenommen wurde. Dort begann er die Herausgabe einer Zeitschrift: *Zemmis*, und wandte sich nach Paris, um literarische Beschäftigung zu finden. General Lafayette bot ihm damals (1823) an, ihm als Reisbegleiter nach Amerika zu folgen. Indeß ein verhängnißvoller Zug nach der Heimat ließ ihn dieß Anerbieten ablehnen; er ging nach der Schweiz und lehrte im August 1824 nach Württemberg zurück, woselbst man ihn sogleich auf die Zerstung Alpegen setzte, wo er meist mit Abschreiben beschäftigt wurde. — Im Januar 1825 wurde er nach Stuttgart gebracht, wo er aufgefordert wurde zu erklären, wann er das Land verlassen wolle. Er verlangte nur vier Tage Frist, unterschrieb ein Verzicht auf das Bürgerrecht in Württemberg und ging zunächst ohne seine Familie wieder nach Straßburg. Ein Schreiben Lafayette's aus Richmond in Virginien, welches ihm wiederholt anforderte nach Amerika zu kommen, bestimmte ihn endlich dieß zu thun. Am 10. Juni landete er in New-York, von wo er sich nach Philadelphia zu General Lafayette begab, durch welchen er auf einer Reise durch die Vereinigten Staaten mit den höchsten Beamten derselben bekannt wurde. Mit seiner ersten Anieblung in Amerika war Kist indeß nicht glücklich und sah sich genöthigt, seine Farm wieder zu verkaufen.

Er schrieb eine Anzahl populärer Zeitungsartikel, und seine zwölf Briefe an den Präsidenten der pennsylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufakturen, J. Angerholl, erregten ungemaines Aufsehen. — Ein glücklicher Zufall ließ ihn bei einem Auszuge ein reiches Steinobstlager entdecken, dessen Ausbeutung ihn auf die Verbesserung der Transportmittel brachte, und so kam er auf seine großartige Auffassung des Eisenbahnwessens. Der Gedanke eines nationalen Eisenbahnsystems lenkte nun wieder seine ganze Aufmerksamkeit dem Vaterlande zu. Hierzu kam noch ein ehrenreicher Auftrag des Präsidenten Jackson, der ihn aufforderte, zunächst nach Paris zu gehen, um namentlich die Einfuhr amerikanischer Steinobstlen nach Frankreich zu befördern und dann sich nach Hamburg als Handelskonsul der Vereinigten Staaten zu begeben. Sich in Württemberg auszulasten war ihm verboten worden; er ließ sich also zunächst wieder im Elfaß nieder und zeigte der französischen Regierung die großen Vortheile eines Eisenbahnes. Im Oktober 1831 ging er wieder nach Amerika, um seine Familie dort abzuholen, und als er zurückkehrte, erhielt er das Konsulat in Leipzig, wo er mit der Professur: „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem, als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden“ hervortrat. Auch gab er dieser Schrift, in welcher er alle Vortheile dieses Systems auf's Schlagendste darthat und alle Einwände wegen Unausführbarkeit glänzend abwies, eine kleine Karte bei, auf welcher die künftigen Linien des projectirten Netzes vorgezeichnet waren. Es wurde nun eine Kommission gewählt, welche die nöthigen Vorbereitungen treffen und Untersuchungen und Berechnungen anstellen sollte. Auch Kist wurde in's Komite gewählt, wurde aber dennoch zurückgewiesen, weil er nicht leipziger Bürger sei. Nachdem er den ganzen Unternehmenszwei Jahre unangesehnt behältlich gewesen, spiehte man ihn mit einem „Chrengeheim“ von zweitanzesh Thalern ab. Ueberall sonst in Deutschland fanden jedoch seine Ideen immer mehr Würdigung, und er sah seinen Plan eines großen deutschen Eisenbahnes der Wirklichkeit näher und näher rücken. — Am Ende des Jahres 1837 finden wir ihn wieder in Paris für deutsche Zeitschriften thätig. Thiers' Antrag, welcher ihm eine Anstellung in Frankreich darbot, schlug er aus und ging im Sommer 1840 wieder nach Deutschland. — In Augsburg, wo sich Kist hierauf niederließ, vollendete er den ersten Theil seines

„nationalen Systems der politischen Oekonomie“, welcher im Frühjahr 1841 erschien. Während eines Besuches in Schwaben hatte er das Unglück in Cannstatt ein Bein zu brechen. Von da ging er wieder nach Stuttgart, wo er beim König eine Audienz hatte, der ihn sehr gnädig empfing. Durch die Amnestie, welche wegen des Regierungsjubiläums erlassen, war seine bürgerliche Ehre wieder hergestellt. — Witt's Gesundheit fing indeß bereits zu wanken an, eine niederschlagende Abspannung der körperlichen und geistigen Kräfte trat ein und er neigte zur Melancholie. — Nichtsdestoweniger begab er sich nach Ungarn und beschäftigte sich mit Ausarbeitung eines „Entwurfs zur national-ökonomischen Reform Ungarns“, ein Meisterstück politischer Umsicht und Voraussicht. Im Juli 1845 lehrte er wieder nach Augsburg zurück und übernahm die Redaktion des Zollvereinsblattes, und ging dann nach England, um den Parlamentsverhandlungen über die Aufhebung der Korngesetze beizuwohnen. Sein letztes Werk war eine Denkschrift „Ueber den Werth und die Verbindungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland“. — Aus England war er schon körperlich gebrochen zurückgekommen und sein melancholischer Zustand vermehrte sich immer mehr. Furchtbare Kopfschmerzen peinigten ihn, dazu kam Angst um die Zukunft der Seimigen, Anfeindungen und Verdächtigungen von vielen Seiten, Unbank von überall. Er entschloß sich nun eines Tages nach München zu gehen und durch starke Bewegung sich wieder zu kuriren, ging jedoch bis Austerlitz weiter. In der Herberge, in der er Wohnung genommen, wurde er krank, verließ indeß am 30. November 1846 sein Zimmer, um nicht wieder zurückzukehren; man fand seine Leiche unter frischgefallenem Schnee. Der die Section verrichtende Arzt erklärte, in dem Körper die stärksten Symptome einer Seelenlähmung gefunden zu haben. Seine Leiche wurde unter allgemeiner Theilnahme ehrenvoll bestattet. In Jahresfrist wird Neutlingen das Denkmal, das von Gustav Kiep' Weiterhand entworfen, enthüllen sehen.

Städtebilder.

I.

Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Auf dem Dam — so heißt der Platz, auf dem die Nieuwekerk, das königliche Palais und die Börse stehen — herrscht

nicht das rege Leben des Werktags. Die Kalverstraat ergießt nicht wie sonst ihren Menschenstrom, die Börse ist geschlossen. Wir wenden darum unsere Blicke dem „Palais“ zu, dem vormaligen Stadthaus, dem Prunkstück des Baumeisters von Kampen, das auf einem Mastenwalde ruht; denn nicht weniger als 13,659 schwarzäbder Stämme wurden in den Boden eingerammt, das Baumwerk zu tragen. Haben auch die Formen das Gepräge der Mächtigkeit, so imponirt es doch durch seine gewaltigen Massen. Im Jahre 1808 bot die Stadt Louis Napoleon ihr Rathhaus als Residenz an, und seit dieser Zeit blieb es auch dieser Bestimmung, obgleich der König nie in Amsterdam residirt.



Das Denkmal von G. Kiep.

für die lahlen Wände, von denen sich nur die Denkmäler des großen Admirals Ruyter, immensi tremoris oceani, Johannis von Galen und van Spens' abheben. Eine Tafel erinnert an den Dichter von Bondel. — Wir wenden unsere Schritte durch die Kalverstraat nach dem Mondel mit der städtischen Münze über die breite Binnenamstel und stehen auf dem Buttermarkte, den das Denkmal Rembrandt's, des Stolzes der Amsterdamer, von van Roper's Meißel schmückt. So still es heute, so wild braust der Lärm während der Septembertirneß, die hier ihren Tummelplatz aufgeschlagen. In der Nähe ragen die thurmhoßen Kamine der Diamantenschleifereien in die Luft. Nirgend in der Welt

ist diese Kunst so ausgebildet als hier zu Amsterdam, wo die aus Portugal eingewanderten Juden, in deren Händen noch heute das Geschäft ist, dasselbe zuerst betrieben. 700 Personen sind dabei thätig. Hier arbeitete einst auch Baruch Spinoza, der Schöpfer der neuern Philosophie, der mit seinen Eltern aus Portugal stammt, und dieser Name führt uns hinüber in das amsterdamer Ghetto. Die Juden bilden ein Zehntel der Bevölkerung und wohnen dicht gedrängt beisammen, abgeschlossen von der übrigen Welt, handelnd, schwärmend, den Schmutz und Abfall der ganzen Stadt in dem engen Quartier anhäufend: nur am Vorabend des Sabbath tritt Ruhe in diesem Drängen und Treiben ein, und aufgepumpt zieht das Volk nach den Synagogen, — acht an der Zahl — unter denen die der portugiesischen Juden, die reichste und schönste, in der Muiderstraat liegt, eine Nachbildung des salomonischen Tempels, ein mehr kolossales als edles Ge-

bäude, das im Innern jedoch durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, und durch die Staffage der Gebete murrenden Juden ein eigenthümliches Interesse gewinnt. Aus dem farblosen und darum peinlichen Gewirre des Ghetto drängt es uns bald wieder hinaus in die christliche Stadt, und der erfrischendste, anmutigste Gegensatz breitet sich durch die nahe Spaziergänge der Plantage — eines reizenden englischen Gartens, an dessen Eingang zwei Espinare stehen. Hier sind die öffentlichen Vergnügungsorte, der Grieken-garten, der französische Garten und wie sie alle heißen. Vergnügen und wissenschaftliche Unterhaltung — nützliche Ausspannung, wie das der Holländer so bezeichnend nennt, — bietet der zoologische Garten der königlichen Gesellschaft *Natura artis magistra*. In einem sehr geschmackvoll angelegten Park hat die reiche Gesellschaft, deren Mitglieder 50 Gulden jährlich bezahlen, im Freien und in geschlossenen Räumen



Das Palais, vormaliges Rathhaus zu Amsterdam.

eine herrliche Sammlung von lebenden Thieren vereinigt, die durch die überseischen Besitzungen der Holländer und ihren Verkehr mit allen Ländern mit jedem Jahre reicher wird und mit den zoologischen Gärten des Continents in jeder Hinsicht wetteifern kann. Die untern Räume des Gesellschaftshauses, dessen obere Stockwerke eine Sammlung ausgestopfter Thiere enthalten, dienen dem geselligen Vergnügen, wie der Garten.

(Schluß folgt.)

Die Stiefsochter oder Wer gewinnt?

(Aortsetzung.)

„Nein! Nein!“ entgegnete der Baron heftig, „nicht sein Leben! nicht sein Leben! Sagen Sie's dem Kapitän, sein eige-

nes haſte mir für das des Knaben.“ — Jetzt vernahmen auch die Bewohner des Jägerhauses das Geräusch des sich nahenden Wagens, und der Baron schnitt alle weitere Unterhaltung durch die Weisung, William aus seinem Zimmer zu holen, ab. — „Aber wenn er Widerstand leistet,“ suchte Skillet geltend zu machen, in der Hoffnung, etwas wie einen Aufruf zu Anwendung gewaltsamer Maßregeln zu erhalten. „Ein kleines Handgemenge,“ war dabei sein Hintergedanke, „und wer weiß, wie es gehen kann?“ — Sir Barnard schritt auf ihn zu und sah ihn mit durchbohrendem Blicke an. „Hund!“ rief er, „hast Du noch nicht genug Blut geleckt? Fort mit euch,“ fügte er dann hinzu, „ihr kennt meine Befehle, hütet euch, sie zu übertreten.“ — Mit diesen Worten wies er sühner nach der zu dem Thurne führenden Treppe. Bedford und der Armenhausmeister verschwanden augenblick-

lich und begaben sich auf das Zimmer des Gefangenen, den sie blieh und abgefallen traten. — „Sie müssen uns folgen,“ sprach sein Begleiter. — „Wohin?“ fragte der Gefangene mit schwacher Stimme. — „In das Zimmer hinunter.“ — „Ich kenne eure Absichten,“ jagte unser Held, „ich wollt mich ermorden, und mir selbst die Kraft Widerstand zu leisten. Gott steht mir bei!“ fügte er in Thränen ausbrechend hinzu, „was hab' ich gethan, um solch unarmherzigen Haß zu verdienen?“ — „Unfinn!“ versetzte Besford, „warum sollten wir Sie denn ermorden? und wenn das unsere Absicht wäre, könnten wir es denn hier nicht eben so gut thun?“ — Sein Gesicht sah aus, als ob das Letztere so ziemlich auch seine Meinung wäre. „Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ fuhr der Sprecher fort, „der da unten ist kein Freund vom Warten. Seien Sie klug und erzürnen Sie ihn nicht.“ — „Mein Großvater,“ dachte William, „als er aufstand ihnen zu folgen.“ — „Ihre voreilige That,“ begann der Baron, „sobald er seines Entlases ansichtig wurde, indem er auf Miles' Tod anspielte,“ „zwang mich, meine Absichten mit Ihnen zu ändern. Ihre Sicherheit erfordert, daß Sie diese Gegend verlassen, ehe die Sache rückbar wird.“ — „Ist er wirklich todt?“ stammelte William. — „Die Leiche liegt im Nebenzimmer,“ war die Antwort, „gehen Sie und überzeugen Sie sich.“ — „Nein, nein!“ versetzte der arme Knabe schauernd. „Ich kann ihn nicht sehen, und doch galt es Leben um Leben, als ich ihn verurtheilte.“ — „Es ist ein Wagen vor der Thüre,“ fuhr der Frevler fort, „und dieser Herr,“ fügte er auf Besford deutend hinzu, „wird Sie begleiten.“ — „Wohin?“ — „An einen sichern Ort.“ — „Jurid zu meinen Freunden... zu denen, die mich lieben... jurid zu denen, denen Sie mich entrißen!“ bat unser Held in stehendem Tone. „Ich will ja schweigen über Alles was vorgefallen... kein Wort soll über meine Lippen kommen... stille sein, stille wie das Grab; aber schonen Sie meiner... schonen Sie...“ Collin Crow, der mit den beiden Polizeibeamten dicht unter dem neuesten Wache hielt, vernahm diese Worte und war nur mit Mühe davon abzuhalten, sich einen Eingang in das Jägerhaus zu erzwingen. Im nächsten Augenblick aber ging die Thüre auf, und Humphrey und Besford traten heraus, William in der Mitte, den sie zu dem Wagen hinschleppen wollten. Sobald sie sich zeigten, sprangen die Policemen vor und packten sie am Kragen. Während des kurzen Kampfes, der nun erfolgte, riß sich unser Held los und rannte, nach Hülfe rufend, auf's Gerathewohl davon. „Der Knabe ist entkommen!“ brüllte Humphrey Skillet Sir Bernard Gaston zu, der in dem Hause zurückgeblieben war. — „Sieher, William, hieher!“ schrie Hugo und stürzte von Mr. Beacham weg der Chaise zu, um seinem Freund als Führer zu dienen. In diesem Augenblicke brach der Mond durch die Wolken und erhellte eine Weile die Scene. Der wüthende Hausmeister, der seinen Angreifer abgeschüttelt hatte, sah die Gestalt eines Anabens quer über den Hofplatz eilen. Haß und das brennende Verlangen, des — wie er glaubte — einzigen Zeugen los zu werden, dessen Aussagen ihm Gefahr bringen konnten, trieben den Hölzerdich zu einem weiteren Verbrechen. Der Anall eines Riflols ließ sich hören, laut auf schrie der Anabe, und Alles war wieder in Dunkel eingehüllt. Gejagt von den Thüren seines bösen Gewissens verurtheilt der Mörder zu fliehen, aber ein paar Arme schlangten sich um seine Beine, und er fiel der Länge nach zu Boden. — „Stumpf! Unthier! laß mich los!“ rief er, nach dem Schloßer schlagend, den er an seinem Hüften ertauht hatte. Mit verweifelster Anstrengung entwand er sich dem Krüppel und stand auf, aber nur um der Polizei in die Hände zu fallen. Ebe er an Widerstand denken konnte, waren ihm die Handgelenke angelegt. Als der Mörder das Schloß einschloß, hörte, überließ es ihm eckstalt: er fühlte, daß sein Loos gefallen war.

Als Sir Bernard die Worte Skillet's vernahm, eilte er hinzu, um seinen schrecklichen Helferehelferen Zustand zu leiten. „Ungeheuer!“ rief Collin Crow und packte ihn am

Kragen. „Wenn noch Gerechtigkeit in England zu haben ist, so wirst Du für Deine Unthat am Galgen hängen.“ — „Wahnsünniger!“ rief der Baron hervor. — Aber mit Riesenkraft hob ihn William's Vormund trotz seines Sträubens in die Höhe und trug ihn in das Haus, wo er ihn halb betäubt in einer Ecke der Halle niederstürzte. — „Was soll diese rechtswidrige Beschimpfung,“ fragte der Herr zu Moultry, als Edward und der Squire in die Halle traten, gefolgt von den Polizeioffizianten, die Besford und Humphrey als Gefangene mit sich führten. — „Diese Herren hier handeln aus Grund eines Verfaßtsbefehls, Entfel, der in London ausgefertigt und von einem Friedensrichter der Grafschaft bestätigt worden ist.“ — „Peadam, vermuthete ich!“ sagte sein Verwandter in verächtlichem Tone. — „Ich bin vollkommen im Stande, mein Benehmen bei dieser Angelegenheit zu rechtfertigen. Sehet zu, daß Ihr es auch seid.“ — Der Streit endigte mit dem Eintritt Cranion's, der Hugo verwundet und blutend aus den Armen trug. Von dem grellen Mondlicht geblendet, hatte der Mörder einen Trüber für den andern gehalten und abgedrückt. William folgte. — „Mein Entfel!“ sprach der Baron mit einem tiefen Seufzer. — „Mein Anabe! mein lieber, theurer Anabe! unbeschädigt!“ rief Collin Crow, indem er seinen Pflegsling mit den Armen umschlang und an seine Brust zog, als wollte er ihn gegen die Möglichkeit einer ferneren Gefahr schützen. „Gott ist gerecht!“ — Edward legte seinen Arm um den Hals des sterbenden Anabens: Cranion, sehen Sie doch nach seiner Wunde. Es ist vielleicht nur ein Streifschuß. Blut auf, lieber Hugo, blid auf; Du bist bei Freunden, die Dich lieben. Erinner' Dich! Es ist Hoffnung da! Es muß Hoffnung da sein!“ — Der arme Anabe sah ihn mit matten Lächeln an und murmelte den Namen seines Freundes. „Wo ist er?“ fügte er mit Anstrengung rebend hinzu. „Lassen Sie mich ihn sehen.“ — William, der an dem Lehnstuhle kniete, in den sie den Lebenden niedergelegt hatten, ergriff seine Hand und küßte sie. — „Setzen Sie ihn!“ schlochte er. — Alle Wände waren auf den Doktor gerichtet, der traurig das Haupt schüttelte. — „Ist keine Rettung?“ fragte Squire Peadam. — „Nein, das Müdgart ist zerstümmert.“ — Bei dieser furchtbaren Eröffnung stürzte Sir Bernard Gaston auf Humphrey Skillet los und würde ihn seiner Wuth zum Opfer gebracht haben, wären nicht die Polizeibeamten dazwischen getreten. — „Wachen Sie die Sache nicht schlimmer, als sie schon ist,“ sagte der ältere von ihnen. „Sie haben an sich schon genug zu verantworten.“ — Der Baron warf ihm einen hochmüthigen Blick zu, ertauht über diese — wie es ihm scheinen mochte — beispiellose Unverschämtheit und schritt auf den Stuhl zu, um dem sein Entfel — dem Tode nahe — lag. — „Laßt ihn nicht her!“ schrie Hugo; „laßt ihn nicht her! Ich will ihn nicht sehen. Er ist mein Mörder. Laßt meinen Blick auf denen ruhen, die ich liebe.“ — Der Unglückliche wandte sich ab, und stand während des nun folgenden schauerlichen Austrittes mit verchlungenen Armen da und sah und hörte lautlos, was vor sich ging. — „Mutter!... theure Mutter!“ murmelte der arme Anabe. „Wie wird ihr Herz um mich trauern! William!“ fügte er hinzu, „ich weiß es, auch Du wirst mich vermissen. Ich fühle Deine heißen Thränen auf meiner Hand. Doch Du bist unverletzt. Tant sei's dem Himmel! Nicht wahr, Du vergißt mich nicht? Nein, ich weiß es, das thust Du nicht; denn ich habe Dich treuinnig geliebt!“ — Ueberwältigt von Schmerz; konnte ihm der Freund nur durch abgerissene Worte antworten. — Edward murmelte der Sterbende das Wort „Mutter.“ — Edward Gaston wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen. — „O daß wir wieder zu Woodhall wären!“ fuhr der Lebende fort; „nur dort habe ich mich glücklich gefühlt. Grüße mir meine Schulfameraden. Ich weiß, sie erinnern sich gerne meiner. Nicht mich in die Höhe!“ schrie er plötzlich, wie von einem strampfanfalle betroffen. — Sein Freund umschlang ihn mit einem Arme und hatte ihn schon halb auf-

gerichtet, als Hugo mit einem Male das Gesicht abwandte, den Kopf auf seine Schulter legte und — ein Köcheln auf den halbgeschlossenen Lippen — lautlos verschwand. Sein Wunsch war erfüllt. Sein letzter Blick ruhte auf Jügen, die er liebte. Sir Barnard betete zusammen. Es trieb ihn hinaus aus diesem Hause des Todes, und schon wollte er die Schwelle überschreiten, als die Polizeibeamten ihm in den Weg traten. — „Was soll das heißen?“ fragte er. — „Wir dürfen Sie nicht aus den Augen lassen,“ antwortete einer von ihnen mit fester Stimme; „es ist ein Mord verübt worden, wenn nicht von Ihrer Hand, so doch auf Ihr Anstiften.“ — „Ja, ein Gefangener! Väterlich!“ rief der Baron, indem er den Mann bei Seite schieben wollte; aber dieser griff nach seinen Armen und hatte ihm, ehe er sich's verfab, ein paar Handbellen angelegt.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Die Zeugen dieses peinlichen Auftritts sahen einander betrendet an: sie mußten nicht was sie denken sollten, und schienen sich mit stummen Blicken zu fragen, ob denn die Ueberraschung, das Entsetzen in dieser Nacht kein Ende nehmen wolle. Edward Gaston druckte zuerst das Schweigen. „Sicherlich!“ sagte er zu den Polizeibeamten gemeldet, „ist dieses Verfahren nicht nötig. Wir Alle können es ja bezeugen, daß nicht meines Entfesseln Hand den unfeligen Schuß getan hat. Ich muß Sie bitten, ihn diese schmerzlichen Fesseln abzunehmen.“ — „Unmöglich, Sir!“ — „Kann das Ihr Ernst sein? Beacham — Tranton! Bitte, treten Sie in's Mittel.“ — Edward gedachte Mariens, und was sie empfinden mußte, wenn sie Nachricht von der auf ihren Vater gestuften Schmach erhalte. — „Sie wissen nicht Alles,“ entgegnete der ältere Beamte in achtungsvollem Tone. „Es ist mehr als ein Mord an diesem einsamen Orte verübt worden. Mein Kollege hat in dem anstößigen Zimmer die Leiche eines Mannes gefunden, der erschossen worden.“ — Der Schlosser, der inzwischen auch in die Halle getreten war, stieß bei diesen Worten ein heiseres Lachen aus, aber seit lange daran gewöhnt, hielt es der Baron und Stilllet für weiter nichts als eine der vielen Ausrufungen des Blödsinns, die ihm entfielen. — „Dieser junge Vursche hat die That vollbracht,“ rief Sir Barnard, und deutete dabei auf seinen einzigen noch am Leben befindlichen Enkel. „Es war ohne Zweifel eine Schwachheit von mir, ihn retten zu wollen, doch sollten Sie, hoffe ich, wenigstens meinen Pegggrund verlassen können.“ — Diese Anklage unleres Helden ward mit Unglauben aufgenommen. — „Nimm Dir nicht die Mühe es zu leugnen, dieses Kind,“ sagte Collin Crow zu seinem Pflegesohn, der reden wollte. „Niemand hier glaubt es.“ — „Es ist wahr,“ hauchte William heraus. — „Nicht möglich!“ — „Wahr,“ fuhr der Anabe fort, „daß ich ihm in Notwehr zwei Stiche verlegt habe. Er hätte mich sonst erdroffelt. Sehen Sie her,“ sagte er, indem er seinen Hemdtragen aufriß und die Spuren von Miles' mörderischen Griffe an seiner Wunde zeigte. „Ich habe erst im äußersten Augenblick von der Waffe Gebrauch gemacht. Ich bin jung und liebe das Leben, und es zu retten brachte ich ihm die Stiche bei. Gott wird mir's verzeihen. Er weiß, wie sehr der Mann mir zugefiel hat.“ — Collin Crow umschlang seinen Pflegesohn mit den Armen und zog ihn zu sich heran, als wollte er ihn gegen eine unsichtbare Gefahr schützen. — „Nichts als Lügen hat er Ihnen gesagt,“ fiel Humphrey Stilllet ein; „Sir Barnard wird für seine Schwachheit, ihn entlassen zu lassen, zu büßen haben, und ich, daß ich meine Einwilligung dazu gab. Ich bin überzeugt, daß er auch den jungen Herrn erschossen hat.“ — Diese insame Beschuldigung rief einen Ausbruch allgemeiner Entrüstung unter William's Freunden hervor, er selbst antwortete nur durch ein verächtliches Lächeln. — Der Schlosser war schon eine Zeitlang eifriger als je vor dem Herde herumgellert und hatte Jüden des höchsten Entzündens von sich gegeben. Zuletzt wur-

den seine Poffen so lärmend, daß Alles auf ihn aufmerksam wurde. „Herrlich!“ brüllte er auf einmal, „herrlich! Wie natürlich der Schurke lägt! Jaß konnt' ich es selbst glauben. Mach' doch fort, Humphrey, bitte, mach' doch fort. Deine Erfindungs-gabe ist noch lange nicht erschöpft; sie hat keine Grenze, so wenig als Deine Unverschämtheit, und unterhält dich löstlich. Es ist nur schade,“ fügte er, ihm mit den Blicken des tiefsten Hasses ansehend, hinzu, „daß der Jender Deine Verschämtheit so bald abschneiden wird.“ — Es waren diese die ersten zusammenhängenden Worte, die der Baron und sein Genosse seit vielen Jahren von dem Opfer ihrer Grausamkeit vernahmen. Sein Wunder, daß sie darob zusammenbeaten. — „Ihr sprecht vernünftig,“ nahm Equire Beacham das Wort, tief ergriffen von der schmerzlichen Aufgabe, die seine Pflicht als Beamter ihm auferlegte. „Ich habe von Eurem Aufenthalt auf dem Jägerhause gehört, doch hat man Euch mir als blödsinnig geschildert. Wohnt Ihr schon lange hier?“ — „Ich werde seit Jähren hier gefangen gehalten,“ gab Andrews juräd. „Wie viel es sind, das kann ich selbst nicht sagen. Aber mein Haar ist weiß geworden, seit sie mich hidergebracht. Vielleicht geschah's zu meinem Vetter,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „die Vorlesung ich weiß, weißer als wir uns träumen lassen. Der Knabe ist unschuldig an Miles Goring's Tode,“ sagte er dann in stierlichem Tone hinzu. — „Wußt' ich's doch!“ murrte Collin. — „Natürlich!“ spöttelte Sir Barnard Gaston. „Beacham! Tranton! Sie sind Ehrenmänner. Ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß William Carl selbst die That eingestanden hat.“ — „Wir werden die Wahrheit sagen,“ versetzte die beiden Herren. — „Was diesen blödsinnigen Strüppel betrifft,“ setzte der Baron hinzu, „welcher so plötzlich seine Sprache wieder erlangt hat...“ — „Ungeheuer! Ich habe sie nie verloren. Dadurch, daß ich mich blödsinnig stellte, habe ich mich vor weiteren Martern bewahrt, und bin zum Spion der Verbrecher Ihrer Spießgesellen geworden. Humphrey und Stilllet versagen, daß mir noch der Gebrauch meiner Hände gelassen war. Meine Geschicklichkeit setzte mich in den Stand, das Schloß des jungen Herrn zu öffnen. Ich bin es, der ihm die Waffe zugefiel hat, um sein Leben damit zu verteidigen. Ich wußte, daß es in Gefahr stand.“ — „Das ist falsch,“ fiel Bedford ein, der bisher geschwiegen hatte. „Ich kann es durch die Briefe Sir Barnard Gaston's beweisen, daß seine Absicht einzig dahin ging, den Knaben auf die See zu schicken.“ — „Darüber wird seiner Zeit das Nötige erhoben werden,“ sagte Edward. „Für jetzt handelt es sich um etwas Anderes. Habt Ihr nicht behauptet,“ fügte er mit dem Strüppel gewendet hinzu, „daß Miles Goring nicht von den Händen dieses jungen Herrn seinen Tod gefunden hat?“ — „Wohl, das that ich!“ — „Aber er selbst gesteht es doch ein.“ — „Es ist wahr,“ bestätigte William, „ich habe ihm ein paar Stiche verlegt. Ich möchte meinem bittersten Feind nicht Unrecht thun, geschweige denn dem Großvater meines theuersten Freundes.“ — „Sie hören, Sir Barnard?“ rief sein Neffe. — Der Baron wandte sich ab. — „Sie haben ihn mit der Waffe verwundet, die ich Ihnen julegte?“ fragte Andrews. — „Ja!“ — „Wo ist sie?“ — Der Anabe zog sie aus der Tasche und hängte sie dem Friedensrichter ein. Es war ein rundes Stück Eisen, an einem Ende durch Schleifen auf einem Steine doldartig zugepißt. — „Hier haben Sie den Beweis von seiner Unschuld,“ fuhr der Strüppel fort. „Lassen Sie die Wunden an der Wunde untersuchen. Es sind ihrer zwei. Beides waren Hiebswunden. Die eine rührt von diesem Instrumente her.“ — „Und die andere?“ — „Wurde von Humphrey Stilllet's Messer verletzt, der — um seinen Plan zur Ausführung zu bringen — die Frau seines Spießgesellen nach Verandeugung aus dem Zimmer schickte.“ — „Clember Vagner!“ iebte der Hausmeister; „ich habe kein Messer. Frage nie etwas Verärgertes bei mir. Suchen Sie mich aus, Herr Doktor. Equire Beacham, lassen Sie mich ausjuchen.“ — „Hier ist das

Messer," sagte der Schlosser und übergab es dem Beamten. „Sein Name steht auf dem Heft. Sobald er das Verbrechen begangen hatte, warf er es dort, unter den Mann mit der Rüstung, hinter die losgegangene Preterfüllung, wo ich es wegnahm und aufhob. Ich sah ihn auch den Schuß abfeuern, der dem armen Anaben das Leben gelostet hat, und umschlang seine Beine mit meinen Armen, bis sie ihn gefangen nahmen.“ — „Das ist wahr!“ bestätigte einer der Policemen. „Ich kann es bezeugen.“ — „Sir Barnard Gaston," sprach Squire Beacham, „während der vielen Jahre meiner Amtsführung bin ich noch nie in einer solch peinlichen Lage gewesen. Als Nachbar, als Freund bedauere ich Sie, allein ich muß meine Pflicht thun. Sie werden bis morgen unter Aufsicht dieser Männer bleiben. Bis dahin will ich meine Kollegen zusammen berufen.“ — Der Baron wandte ihm mit einer hochmüthigen Geberde den Rücken zu.

Er — der Herr zu Moultry und selbst eine Gerichtsperion — ein Gefangener! Die Fesseln wurden ihm auf Verwenden seines Neffen abgenommen und er sofort mit Humphrey Skillet auf das früher von seinem Entel bewohnte Zimmer gebracht, um hier, von den Policemen bemacht, das erste Verhör abzuwarten. Bedford, dem außer der Weibhülfe zu William Carl's Entführung Nichts zur Last fiel, ward bis auf Weiteres in Freiheit gesetzt. — Mr. Beacham und die Andern — mit Ausnahme Tranian's — lebten mit unserem Helden nach Broothouse zurück, wo der Vektor in ängstlicher Spannung ihrer Rückkehr harrete. „Gott sei Dank, mein lieber Junge," rief er, sobald er seines Jögling's ansichtig wurde, „ich habe Dich wieder.“ — Ueberwältigt von seinen Gefühlen stammelte der arme Anabe den Namen Hugo und sant ihm laut weinend in die Arme.

Collin Crow's erste Sorge war, sich einen Hausjüngling:



William ergreift seine Hand und küste sie.

befehl von dem Friedensrichter zu verschaffen und sich damit in das Armenhaus zu begeben. Der junge Rechtsanwalt konnte sich kaum eines Lächelns erwehren, als er den unterwürfigen Anig Holt's, des Portiers, bemerkte, der ihn, wie er mit beiden Konstablern des Ortes eintrat, begrüßte. — „Das Privatzimmer des Hausmeisters?“ fragte Holt. „Ganz wohl, mein Herr! Mr. Skillet ist ausgegangen. Er macht seinen Morgenpagiergang. Er ist ohne Zweifel bald zurück.“ — Es war die gewöhnliche Aeußerung, wenn Vorgesetzte nach dem Hausmeister fragten und er nicht zu Hause war. Collin Crow hatte sie häufig selbst vorgebracht. — „Es hat nichts zu sagen; wir können unsere Pflicht auch ohne ihn thun.“ bemerkte dieser. — Da er nicht wußte, was er aus diesen kurz angebundenen Herren machen sollte, ging der Portier voran zu dem Zimmer, wo Doktor

Tranian seiner Zeit Collin als Anaben aus den Händen Humphrey's befreit hatte. — „Da ist das Pult," sagte der Advokat. Die Konstabler begannen alsbald das Schloß aufzubrechen. — „Was soll das heißen?“ rief Holt voll Erstaunen. — Während sie so beschäftigt waren, segelte die Meisterrin majestätisch in das Zimmer. — „Großer Gott!“ rief sie zu den Konstablern gerichtet: „wie, King! Hollis! was soll das heißen?“ — „Alles in Ordnung!“ — „Geschickt auf Squire Beacham's Weichl.“ — „Unser Verfahrnen ist durchaus gesetzlich, gute Frau," bemerkte Collin. „Humphrey Skillet ist des Mords angeklagt.“ — Mrs. Penguin stieß einen schwarzen Schrei aus.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der englischen Revolution.

Von Dr. Wilhelm Zimmermann.

II.

Karl I. und Buckingham.



Oliver Cromwell.

Das tragische Ende Buckingham's warnte König Karl I. nicht. Er fuhr fort mit Trug und mit Tyrannei abwechselnd zu regieren, ebenso mit furchtbarer Verschwendung; und selbst der Urkundenfälschung wurde er in's Angesicht überwiejen,

der Fälschung des von ihm selbst gegebenen, feierlichst bestätigten Freibriefs der Nation — ein Betrug, der dazu noch höchst unklug war, weil er entdeckt werden mußte, leicht und bald. Hatte er schon zuvor durch eine schmachvolle aus-

würdige Position, namentlich durch den von ihm verschuldeten Fall Varedelles, des stärksten Vorkämpfers der Reformierten in Frankreich, die Nationalassemblée vollends verloren, so machte die Entdeckung der Urkundenfälschung ihn verachtet und verhasst zugleich. Im Unterhaufe sprach man davon so, daß der König über seiner Schande zwar nicht schamroth aber voll Angst wurde. Er heuchelte vor dem Unterhaufe, beugte sich vor ihm in gleichem Maße, voll Anerkennung der Volksrechte und des Parlaments. Gleich darauf löste er es auf, verhäthete neun Führer der Volkspartei und schleppte sie in die Kerker des Towers als „Verräther“ und als „Verschwörer“. Jetzt machte sein Schatzkammerantler (Finanzminister) Weston ein Geld stiefen aus Luelen, welche das Gesetz verschloß, mit eburner Stirne, weil ohne Gewissen; er pochte auf die Günst seines Königs, und bot dem Haß der Nation Trost.

Ebenso schlimm und schädlich war Laub, körperlich ein winziges Mäunchen, fast zwergenhaft, ein höchst beschränkter Kopf, lächerlich abergläubisch, voll gepreizten geistlichen Hochmuths, unerschöpflich rachsüchtig gegen Widersacher, dabei herzlos kalt für jede Art von Leiden und Noth. In seiner Hoffart übertrug er jeden Einfall, jede Nartheit oder Bosheit, die ihn überkam, für eine göttliche Eingebung, für eine Anregung des heiligen Geistes und nannte es öffentlich so.

Dieser Höfling im Kirchenrod hatte sich's viele Jahre kosten lassen, von unten herauf die Leiter der königlichen Günst zu erklimmen, und hatte, um sich vorwärts zu bringen, nicht bloß lange, sondern recht laut die Lehre vom „leidenden Gehorsame des Christen“ gepredigt und in aufschallender Weise zur Schau getragen. Gerade dieser Laub war Ludingham's böser Geist lange gewesen, und dankbar dafür, daß ihn König Karl zum Erzbischof erhob, verfolgte Laub den „Despotismus“ als ein königliches „Recht“.

Das war die eine Seite seines Wirkens, durch welche er sich angenehm machte; Laub war für seinen Herrn und seine Herren, die gleich verschwenderisch waren, recht erfindsam, Gelder für ihren ewigen Bedarf bewirtschaftend.

Laub, der protestantische Erzbischof, wurde der Großprojektion des Königreichs. Die „Rechtgläubigkeit“ sollte zu einer Einnahmequelle für des Königs Kasse gemacht werden. Laub errichtete durch's ganze Königreich ein Heer von Angebern. Diese hatten den Auftrag, „andersgläubige Andachtsübungen“ auszuspiüren, diese vor die Gerichte zu siehen, und die Strafgebühren in die Kasse des Hofes stiefen zu machen. Durch diese feine Glaubensspione drang Laub bis in's Heiligthum der Familien.

Wurde durch Laub die Heuchelei großgezogen, so wurden dadurch auch die Kassen des Königs bereichert; das Letztere aber nicht lang; denn die Leute eilten, sich „rechtgläubig“ zu stellen, um nicht Strafgebühren zahlen zu müssen. Hand in Hand mit Weston und Laub arbeitete Lord Wentworth, der vollends schnell bis zum Earl von Strafford stieg. Dieses hochbegabte frühere Haupt der Volkspartei wollte für England werden, was Richelieu für Frankreich war, und seinen König noch unumschränkter machen, als der König von Frankreich war. Er gab dem König einen ausführlichen Plan zur Vernichtung der Volksherrschaften. Diesen Verfassungsreformplan bezeichnete Wentworth vertraulich immer nur mit dem kurzen Wort „Durch!“. Weil die Volkspartei gegen ihn als Abtrünnigen erdortet war, arbeitete er sie zu vernichten. Andere Könige hatten einzelne Verletzungen der Verfassung sich erlaubt. Karl unter Wentworth's Anleitung trat die ganze Verfassung mit Füßen.

Er behobloß, fortan ohne Parlament zu regieren. Vom März 1629 bis zum April 1640 herrschte er Ober- und Unterhaus nicht mehr ein, unerschört in Englands Geschichte. Diese ganze Zeit füllte er aus mit Verfassungsgebrühen, mit Tyrannen und mit Arbeiten, das System des Despotismus in England festzubegründen und auszuüben, durch Bestrafung und Verführung von Grundbesitzern, Juristen und Geistlichen, und durch Schrecken. Geistliche, welche verdäch-

tig waren, nicht beflissen zu sein, die Lehren vom göttlichen Recht des unumschränkten Königthums und vom leidenden Gehorsam des Christen in Kirche und Schule den Gemeinden einzupflanzen, wurden gemafregelt, abgelehrt, eingekerkert; ebenso Nichtgeistliche, wenn sie beflaglichen angeben oder verdächtig waren. Die Richter, damals noch nicht unentlassbar, fügten sich großentheils in der parlamentlosen Zeit, als sie sahen, daß, was nicht in Allem signales Werkzeug der Regierung sein wollte, abgelehrt, eingekerkert wurde, und die Regierung die erledigten Stellen mit signalen Wertungen besetzte. Zwei außerordentliche Gerichtshöfe, die „Sternkammer“ für Majestätsbeleidigungen und die „Hofe Kommission“ für Glaubenssachen, eine Art staatskirchlichen Inquisitionshofes, nahmen sich nicht sowohl Gelege für ihre Sprüche zur Richtschnur, als vielmehr den Wunsch des Hofes und Vorgehens früherer despotischer Regierungen.

So wurde die Unschuld zur Schuld gemacht, um — Strafgebühren für die Kasse des Königs einzuziehen. Aus der unschuldigen Neuerung wurde eine Majestätsbeleidigung oder ein Glaubensverbrechen, etwas Staatsgefährliches, Aufwärtliches herausgedeutet. Die Neuerungen suchten Laub's geheime Spione zusammen, welche sich bis in das stille Gebet im Kämmerlein einschlichen. Williams, Bischof von Lincoln, früher Vorstehergebahrer, hatte vertraulich gesagt, sein Rath, die Puritaner nicht durch Verfolgung zu erbittern, sei vom König günstig aufgenommen worden. Dafür wurde er von der Sternkammer verurtheilt, seines Amtes entbunden zu werden, im Tower, solange es dem Könige gefalle, gefangen zu bleiben und 10,000 Pfund Sterling, eine für den damaligen Geldwerth ungeheure Summe, als Buße dem König zu zahlen, „weil er seinem Eid als Geheimrath zuwider Staatsgeheimnisse enthülle“. Wilhelm Brynne, ein härterer Puritaner, hatte in einer Satyre drucken lassen, „Tanzten sie des Teufels Handwerter; Tanzten machte die englischen Frauen zu geträufelten Madamen und raube ihnen ihre Sittsamkeit; Tanzten habe Nero's Tod verursacht“. Das ziel auf Niemand anders, sprach Erzbischof Laub, „als auf den König und die Königin; denn der König und die Königin tanzen ja auf Hofbällen.“ König Karl befohl sofort die Anklage vor der Sternkammer, und Brynne wurde verurtheilt, daß er sein Verbrechen mit 500 Pfund Sterling und ewigem Kerker büße, an zwei Orten in London am Pranger stehe, und daß ihm an jedem dieser beiden Plätze durch den Henker ein Ohr abgeschritten werde.

Das sind nur zwei Beispiele aus vielen. Die grausamen Urtheile der sich zu Allem hergebenden Richter wurden immer vollzogen. Öffentliche Auspeitschungen, Prangerausstellungen, Ohrabschnitten, Nasenschnitzaufschnitten, Brandmarken auf Stirne und Wangen mit dem Zeichen des Galgens — das geschah an gemäßigten Freisinnigen des geistlichen wie des weltlichen Amtes unter Karl I., welchen die Schwelcher den „Mann der feinsten Bildung“, den „edeln“, ritterlichen König“ nannten, dessen „edeln Geistes“ sie priesen, und der so zierlich und schlant mit seinem langen wolkenden Hauptthaar einherzutanzeln wußte, der es zu einem tüchtigen Könige der englischen Nation von Haus aus nicht bringen konnte, und an dem ein ausgezeichneter Schauspieler für die Bretter verloren ging. So aber spielte er nur auf dem Throne seine eigene Tragödie ab bis zum blutigen Ende.

Wentworth's und des Königs Plan ging hauptsächlich auf ein lebendes Heer, um damit den Despotismus durchzuführen zu können; dazu brauchte es viel Geld, und es wurde die ganze Nation, vom Lord bis zum Seifenfeger herab, durch widerrechtlich aufgelegte Abgaben ausgepöndelt. An Unerträglichkeiten wurde Allen der „geistliche Gerichtshof“ mit seinen Selbsttrösten und Kirchenbussen; Alle sahen darin eine Uebertragung der spanischen Inquisition in's Englische. Gewaltig wollte Karl eine neue „Kirurgie“, ein Nachwerk Laub's, in Schottland einführen; da traten die Schotten in die Waffen und drohten in England einzurücken. Jetzt blieb

dem Könige kein Ausweg, als die Einberufung eines englischen Parlaments.

Nach zwölf Jahre lang ununterbrochen hatte der König die Gesetze der Nation mit Füßen getreten. Naum war das Parlament beisammen, so richtete sich, jezt auf dem Boden des Gesetzes stehend, der Zorn der Nation auf, und griff mit gewaltigen Armen nach den Werkzeugen der bösen Thaten des Königs. Unter den Ersten, nach welchen die Gerechtigkeit griff, war Wentworth, der Graf von Strafford. Am 11. November 1640, acht Tage nach der Eröffnung des Parlaments, wurde Wentworth, den das Unterhaus des Hochverrats angeklagt hatte, im Oberhause selbst durch Spruch der Peers verurtheilt. Am 18. Dezember wurde der Erzbischof Laud auf die gleiche Anklage hin vom Profanen abgeführt. Die andern Minister entwichen in's Ausland. In seiner Verweisung bildete der König ein Ministerium ganz aus der Opposition des Oberhauses. Das Unterhaus erklärte Wentworth des Bestrebens, die Landesfreiheiten umzuführen, „überführt“. Karl gab seinen Minister preis, aus Furcht für sich selbst und für die Königin; er unterzeichnete das Todesurtheil, und am 12. Mai 1641 fiel das Haupt des Ministers unter dem Beil des Richters. Später wurde auch Laud enthauptet.

Der König aber beging bald neue Mißgriffe, gröbste Verletzungen der Magna Charta. Das erregte einen solchen Sturm, daß der König zum Neufsersten sich verrieth: er wollte die Führer des Unterhauses mit seinen Edelmännern aus dem Parlament herausziehen. Der verbrederrliche Versuch mißlang, und der König floh aus London. Mit Hilfe der nördlichen und westlichen Provinzen führte er einen mehrjährigen Krieg gegen das Parlament, unterhandelte heute, machte Zugaben und brach sie nach wenigen Tagen auf das Treulosste. Im Felde war er meist im Nachtheil. In Folge einer letzten schwersten Niederlage floh er nach Schottland. Die Schotten aber lieierten ihn zu Anfang des Jahres 1647 an das englische Heer aus, dessen Oberbefehlshaber Fairfax, dessen wahrer Leiter Cromwell war.

Das Heer rückte mit dem gefangenen Könige gegen London heran und zuletzt in London ein. Der König blieb in Hamptoncourt unter starker Bewachung. Dennoch gelang es ihm am 11. November 1647 zu entfliehen. Er erreichte die Insel Wight, aber als er den Namen des Gouverneurs der Insel, Hammond, hörte, erlaskte er und sprach: „Hammond? Dann bin ich ein verlорter Mann.“ Cromwell wollte zuerst England mit dem König ausföhnen und sein durch Parteilungen zertrissenes Vaterland, mit Beibehaltung des Königthums, neu gestalten. Karl versetzte aber durch unerhörte Fallschheit die Theilnahme dieses Mannes, mit dem er in Unterhandlung getreten war. Er schrieb an die Königin: „Bin ich wieder auf den Thron zurückgeführt, so werde ich diesen Schurken (Cromwell und seinen Freunden) statt des seidnen Hosensandes einen hänsenen Strid darreichen.“ Dieser Brief wurde aufgefunden und Cromwell übergeben. Der König aber ging soweit, von Wight aus Cromwell abermals zu bitten für ihn wirksam zu sein. Der aber überließ ihn jezt seinem Schicksal.

Alle Anerbietungen des Königs an das Parlament wie an die Soldaten wurden mit Geringschätzung aufgenommen: er war aus seinen eigenen Papieren überwiesen, daß er gegen Parlament und Heer, wie gegen Irländer und Schotten ein falsches Spiel spielte und Anstände gegen das Parlament anstellte. Das Parlament war ganz in der Hand des Heers und von lauter Independenteu besetzt. Der Rath der Jnsiziere trug in einer Vorstellung an das Unterhaus darauf an, der König solle auf den Tod angesetzt werden. Die allgemeine Stimme des Heeres, das ganz aus religiösen Fanatikern, „Gottseligen“, „Heiligen“, „Gottesstreitern“ bestand, schrieb ihm Gerechtigkeit über den „Mann des Bluts“, wie sie den König Karl als Urheber des Bürgerkriegs nannten. Die Staatsmänner wußten wohl, daß die Hinrichtung des Königs aus dem alten Gesetz Englands nicht abzuleiten

war, aber sie sagten, den König freizugeben, heiße ebensoviel als die Freiheit aufgeben, und zwar die des Gewissens wie die bürgerliche. Karl's Spiel mit Eiden, seine grunbäßliche Fallschheit, sein lebenslanger Zug und Irng wurden ihm zum Todesneß, das sich jezt um sein Haupt zusammenzog.

Am 20. Januar 1649 wurde der König vor einen sogenannten hohen Gerichtshof geladen, der Nichts anderes als ein Revolutionstribunal war. Mit 26 Stimmen nur war zuvor der Antrag auf die peinliche Anklage gegen den König durchgegangen und fast mehreren Hunderten waren überhaupt nur 40 Abgeordnete im Unterhaus anwesend gewesen. Wären nur 10 Gemäßigte, nur 7 von den geheimen Freunden des Königthums weiter zugegen gewesen: so wäre es gar nicht zur Anklage gekommen. Diese kleine Zahl im Unterhause hatte 135 Männer ernannt, welche über den König richten sollten. Bei den Sitzungen aber in der Westminsterhalle fanden sich nur 66 von den 135 Richtern ein. Der König, vor dieses Revolutionstribunal geführt, verwarf dasselbe. Mit stolzer Berachtung sprach er, er sei König von England und erkenne auf Erden keinen Obern. Später weigerte er sich nur, vor einem solchen Gerichte sich zu vertheidigen, das im Gesetze nicht genannt sei. Der König verwarf dabei ganz, wie lange er durch nicht im Gesetze genannte Gerichtshöfe England tyrannisiert, die Patrioten mißhandelt hatte. Zuletzt berief er sich auf die Verfassung, die er umzuführen sein Leben lang gearbeitet hatte, denen gegenüber, die ihm das vorhielten. Drei Tage lang setzte er seinen Protest gegen das Verfassungswidrige des Gerichtes fort. Zwei weitere Tage hielt das Revolutionstribunal geheime Sitzungen. Am 27. Januar war der Urtheilstag. König Karl erbat sich jezt als eine Gnade eine geheime Konferenz zwischen ihm einerseits und einem Ausschuß der Lords und Gemeinen andererseits. Er hoffte, die Wenigen eher zu gewinnen und durch sie um den Preis der Kronenschatzung zu Gunsten seines Sohnes seine Rettung in der Verammlung durchzusetzen. Nach geheimer, lebhafter Berathung verweigerte das Gericht diese Bitte und sprach — das Todesurtheil über den König. Karl versuchte zwei, dreimal zum Worte zu kommen; aber die Sitzung hob sich auf und er wurde von den Wachen abgeführt.

Im Angesichte des Todes zeigte Karl Muth, Geduld und Demuth eines reuigen Christen. Sein Unglück war er größtentheils den Rathschlägen des hingerichteten Erzbischofs Laud zu. Unerküttert stand er am 30. Januar 1649 vor dem Bloß und dem Beil seinem eigenen Halsst von Whitehall gegenüber, im Ring der Heiligen zu Noß und zu Fuß; er stand so gefast, daß seine Jüge heiter schienen, seine Haltung würdevoll war bis an's Ende. Er gewann viele ihm vor abgewandte Herzen ebensosehr durch die Art, wie er sterben mußte, als durch die Art, wie er zu sterben wußte.

III.

Olivier Cromwell.

Für König Karl I. hatte sich zuletzt noch wohl nie und da ein weibliches Herz, aber kein männlicher Arm erhoben. Die Könige Europas, ja sogar seine Verbündeten darunter, hatten untätig seinem Schicksal zugegesehen. Ja daß erklärten Europa fürchten und ihre Minister ihre zärtliche Liebe und tiefte Bewunderung“ demjenigen Manne, der das Todesurtheil über König Karl mitunterzeichnet und so heiter es unterzeichnet hatte, daß er, ehe er seinen Namen darunter schrieb, scherzend seinem Nachbar Tinte in das Gesicht spritzte. Das war Olivier Cromwell.

Cromwell, 1599 zu Huntington geboren, stammte von väterlicher Seite aus dem Landadel in Wales, von mütterlicher Seite gehörte er einem Zweige der Stuart an. Nach seines Vaters Tode änderte er, ein achtzehnjähriger Jüngling, sein Leben gänzlich: an die Stelle jugendlicher Ausschweifungen trat bei ihm der Eifer und die Strenge des

Puritaners; religiös und politisch bekannte er sich zu den äußersten Grundtönen der Independents, und er unterstützte die verfolgten Geistlichen derselben freigeig. In seiner Vaterstadt lebte er von einem mäßigen Grundbesitz als Landwirth, einformig, religiös bis zur Schwärmerei. Bei seinem ersten Auftreten im Parlament blieb er verduñkelt durch die Redner vor ihm; seine Art zu sprechen hatte noch etwas Unbeholfenes.

Er selbst trug sich frühe mit dem Glauben, daß er eine größere Sendung in der Welt habe, und das gab ihm etwas Trümmersches, etwas über die Zukunft Brütendes. Nach seiner eigenen Aussage war ihm in seiner Kindheit ein Weib erschienen und hatte ihm die Krone prophezeit. Im Jahre 1637 hatte er mit andern Freunden der Freiheit nach Amerika auswandern wollen, als Karl vor der Einschiffung die Auswanderung verbot. Im Jahre 1640 zum zweiten Mal in's Unterhaus gewählt, wurde er von den Keulen des Hofes auch jetzt noch verdrückt wegen der Unzierlichkeit seiner Manieren, wie sie sagten, und wegen seiner „schneidenden, unfeinen“ Stimme. „Kommt's zum Vürgerkrieg“, sagte Hampden, „werdet ihr bald sehen, was er ist.“

Gleich beim Anfang des Krieges trat Cromwell als Hauptmann in das Parlamentsheer. Er war 43 Jahre alt geworden unter friedlichen Beschäftigungen, unter Feldarbeit und Gebetsversammlungen, Viehwirtschaften und Parlamentsreden. Kaum war er Soldat, so zeigte sich das militärische Genie in ihm, wie über Nacht erschloßen, in wunderbarer plötzlicher Hervortreibung. In wenigen Monaten war er der erste Offizier seines Landes, in wenigen Jahren ein Feldherr, von dem man in ganz Europa redete. Er war es, der das ganze Parlamentsheer nach seinen Grundtönen umgestaltete. Unter seiner Leitung erhielt das Parlamentsheer die großen Siege bei Marstonmoore im Jahre 1644 und bei Naseby im folgenden Jahre. Er zwang den König zur Flucht in's Lager der Schotten. Er beugte das presbyterianische Parlament unter die Militärgewalt; er säuberte dasselbe von allen Nichtindependenten. Unter seinem Einfluß wurde, als er den König als unverbesserlich erkannt hatte, vom Unterhaule „Karl Stuart für einen Verräther“ erklärt. Er schloß das Oberhaus, als dieses nicht bestimmen wollte. Er sprach es aus, „die im Parlament versammelten Gemeinen Englands, als die Gewählten der Nation, repräsentiren die Nation, sie besitzen die höchste Autorität.“

Cromwell's Macht ruhte darauf, daß er fest im Herzen des Heeres stand. Seine religiöse Begeisterung machte ihm alle begeisterten Prediger zu Bundesgenossen und elektrisirte gewaltig seine Kriegskräfte, mit denen er auf ganz vertraulichen Füßen lebte, und die ihm dennoch den strengsten Gehorsam bewahrten. Er betete an ihrer Spitze und sprach an ihrer Spitze; er predigte von den Pflichten gegen Gott und gegen das Vaterland im Lager. Diese seine „heiligen“ waren eine Bruderschaft, durch einen Geist, einen Zweck verbunden, durch Kriegszucht, Waffenübung, Entschlossenheit unüberwindlich. Das ganze Heer glaubte an die besondere göttliche Begnadigung und Erluchtung ihres Führers.

Nach des Königs Tode verwandelte sich England in eine Republik. An deren Spitze stand von selbst Cromwell, als Oberfeldherr, er übte die höchste Macht. Die Anhänger des gestürzten Königshauses nannten ihn „Königsmörder und Usurpator“, die Fürsten Europas nannten ihn bald im diplomatischen Verkehr „Bruder“. Cromwell zeigte sich jetzt so groß als Staatsmann, wie bisher schon als Feldherr. Er regierte England zehn Jahre, unterwarf das katholische Irland und das presbyterianische Schottland, welche sich für den Sohn Karls erhoben hatten. Aus Irland wanderten oder flohen viele Eingeborne nach Frankreich und Amerika, und Cromwell führte englische Anhiöler nach Irland. Er unterdrückte die Aufstände fanatischer Republikaner mit eiserner Faust, aber auch das republikanische Parlament; er löste diese Versammlung am 20. April 1653,

das „lange Parlament“, das fast 13 Jahre geoffen war, mit dem Wort auf: „Der Herr ist mit euch fertig! ich will euren Geschwatz ein Ende machen“. Sein religiös schwärmender Demokrat sah in dieser Gewaltthat Cromwell's etwas Anderes, als ein Verdienst um das Vaterland, eine Rettung der Republik. Sie wollen mit dem Lordgeneral leben und sterben, stehen und fallen, schießen das Landheer, die Flotte und viele Gemeinden an Cromwell. Am 4. Juli 1653 versammelte er ein neues Parlament, eine Aulische von „heiligen“. Er löste auch dieses am 12. Dezember 1653 auf, als „unflös“, veränderte eine neue Verfassung, und nach einigem Sträuben nahm er auf die Bitte „des Heeres und der drei Nationen“ den Titel „Protector der Republik“ an, d. h. die Würde und Gewalt eines Königs ohne den Namen König.

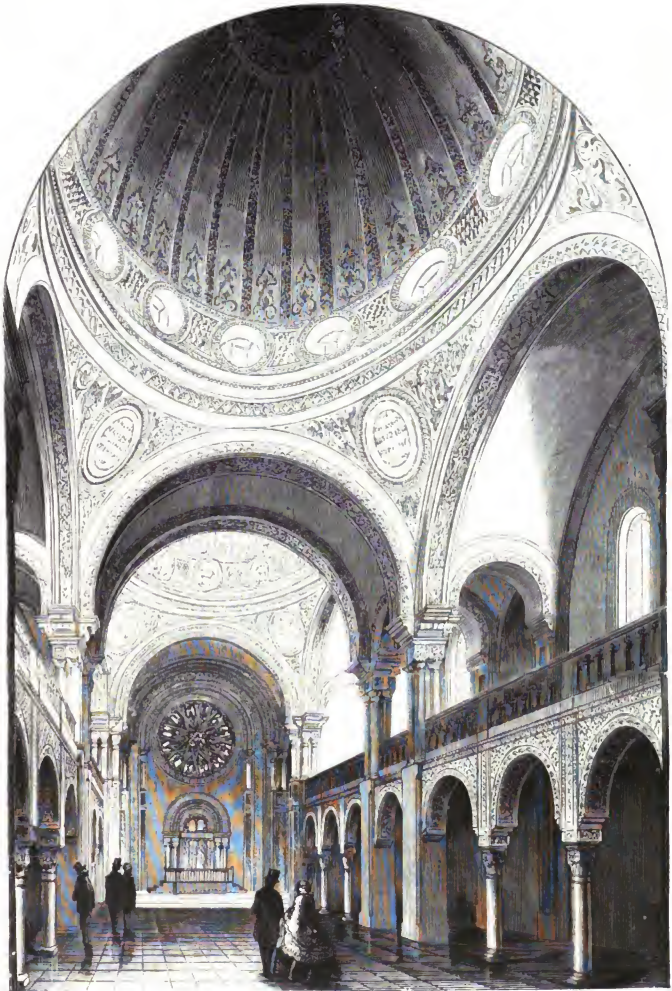
Seine neue Verfassung war freisinnig, auf die Grundzüge reifer Politik und der Vaterlandliebe gebaut. Aber die unbefangenen Republikaner unter seinen alten Waffenbrüdern, die „Brüder der Gleichheit“, waren von nun an seine Todfeinde. Das auf den 13. September 1654 von ihm euberriente Parlament erklärte seine Gewalt wie die neue Verfassung als etwas nicht auf gleichmäßigem Wege Entstandenes. Es verwarf namentlich auch die Erblichkeit der Protectorwürde in der Familie Cromwell's. Da löste aber Cromwell auch dieses Parlament auf am 22. Jan. 1655, und schlug rasch Beschwerden von Royalisten wie der demokratischen Republikaner nieder, und regierte unumschränkter als ein König Europas, einerseits durch das Uebergewicht des Schwerts und des Schreckens, andererseits durch sein Genie und seine Thaten, durch welche beide das Nationalwohl und die Nationalgröße rauh und wunderbar sich hoben.

Unter ihm wurde in wenigen Jahren England diejenige Weltmacht, welche den vereinigten Niederlanden den Frieden diktirte, die afrikanischen Handelsstaaten züchtigte, den heiligen Vater auf seinem Stuhl zu Rom sittern machte, den Spaniern Siege zu Land und zur See, zwei Silberflotten und das herrliche Jamaika abnahm. Unter ihm und durch ihn war England plötzlich zugleich die herrschende Macht auf allen Meeren geworden. Soweit in Europa Protestanten wohnten, sahen sie auf England als ihren Schutz und Schirm.

Aber seine alten Waffenfreunde, selbst zwei seiner eigenen Töchter, ertrugen trotz seines Genies in seiner Größe seine Allherrschafft nicht. Er fürchtete von da an blühliche Meuchelmord. Zerissen im Herzen über die Feindschaft seiner alten Freunde, von idiosyncrasischen Mächten langsam aufgegeben, erlag er am 3. September 1658 einem Fieberanfall. Sterbend betete er nicht für sich, sondern für das Volk des Herrn. Er war erst 59 Jahre alt, als er aus der Welt ging, und in der Nacht seines Todestages, vom 2. auf den 3. September, wühlte ein Sturm, als wollte er England aus seinen Grundfesten reißen und das Meer aus seinem Bette peitschen. „Gott wolle einen so großen Mann nicht aus der Welt nehmen, ohne der Nation den Verlust selbst anzukündigen“, sagten seine Freunde. „Die Teufel, die Fürzen der Luft, haben sich über Whitehall versammelt, um des Protectors Seele mit ihren Klauen zu erfassen“, jagten die Royalisten.

Die neue Synagoge in Stuttgart.

In einer politisch schwülen Zeit legte die Israelitengemeinde zu Stuttgart den Grundstein zu einem Friedenswerke, das jetzt nach einem Zeitraum von weniger denn zwei Jahren in seiner vollendeten Gestalt, als ein Schmuck der Stadt, den Zielpunkt allgemeiner Bewunderung bildet. — Da sich von den jerusalemischen Tempeln in unserer Zeit keine Notizen herübergerettet haben, welche irgenwie sichere



Die neue Synagoge zu Stuttgart.

Inhaltspunkte für die Nachbildung abgeben könnten, und da unter den Israeliten seit Ausbildung ihres staatlichen Verbandes kein nationaler Baustil sich entwickeln konnte, so ist es ein glücklicher Gedanke zu nennen, daß die israelitische Kultusgemeinde in Stuttgart für ihr neues Gotteshaus die maurischen Architekturformen wählte, einen Baustil, der sich nicht nur durch seine Schönheit und seine so in jeder kirchliche Neutralität empfehlen mußte, sondern auch darum einem jüdischen Tempel wohl anpaßt, weil er den Juden eine aus dem Orient in den Occident verlegte und hier veredelte Pflanze repräsentiert. Die neue Synagoge bildet ein Längsraum mit einer Länge von 118 Fuß und einer Breite von 60 Fuß, und es ist dieselbe um 30 Fuß von der Straßenlinie einwärts gerückt. — An dieser stehen die zwei, den Tempel flankierenden, durch reichverzehrte Galfkreisbögen überdeckten Portale, zwischen welchen ein, den Vorhof abschließender hoher Eisengitterzaun sich hinzieht. Die Vorderfassade, welche, wie das ganze äußere Gemäuer, mit Ausnahme der Fenstereinfassungen und der ornamentierten Zwickel, aus gewöhnlichen Mauersteinen besteht, theilt sich der Breite nach in drei Theile, wovon der mittlere vorpringende die Hälfte der ganzen Breite einnimmt. Im Innern theilt sich der Bau der Länge nach in zwei Haupttheile, wovon jeder von einer Kuppel, die vom Boden des Tempels bis zum Scheitel 65 Fuß Höhe mißt, überwölbt ist. Die beiden Hauptkuppeln, welche gleich den Tonnen der Seitenschiffe mit Plümenköpfen eingewölbt sind und nur in vier festen Punkten auf den Gurtbögen ruhen, haben einen Durchschnitt von 27 Fuß, und werden durch ein querüberlaufendes Längengewölbe von 5 $\frac{1}{2}$ Fuß Breite, welches sein Widerlager auf den vier mittleren Pfeilern hat, von einander getrennt. Das nach hinten gelegene, hinter welchem sich noch ein zweites mit kleinerer Spannweite wölbt, überdeckt einen Raum, der im Erdgeschoß der Synagoge als Vorhalle dient, und über den Emporen zur Aufnahme der von Weile in Stuttgart konstruirten Orgel mit 22 klingenden Registern und des Singordes bestimmt ist, während die nach vornen gelegene Nische, welche durch zwei auf freistehenden Säulen ruhende Gewölbe überdeckt wird, als Tabernakel dienen soll. Der Boden dieses Raumes liegt um ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Fuß höher als der des Schiffs, es führen zu beiden Seiten je drei Stufen hinauf, und von dieser Estrade aus, auf welcher Altar, Kanzel, sowie die Vestibüle des Mabitiers und Vorlängers angebracht sind, steigt wiederum eine doppelarmige Treppe von sechs Stufen zu der Thüre des heiligen Schreins auf, über welchen sich ein von Säulchen getragener Baldachin erhebt. — Was die innere Ausschmückung der Synagoge anbelangt, so ist man auch hierin dem Typus des maurischen Stils gerecht geworden, ohne damit den Anforderungen eines kirchlichen Gebäudes entgegenzutreten. Es ward viel Ornamentik in Stukko mit bunter Bemalung und reicher Vergoldung angewendet, und bei der Abwechslung in Formen und Farben der Freiheit und Phantasie gebühnd. Dem ganzen Tempel ist durch die zahlreichen betäubigen Jndriditen, die darinnen angebracht sind, das Geyraße eines jüdischen Gotteshauses deutlich aufgedrückt. Die Beleuchtung des Raumes, der wohl nahezu 1000 Personen faßt, wird zunächst durch zwei von den Kuppeln herabhängende Lustres und 22 Wandarme bewerkstelligt. Die Zahl der Lampen beläuft sich auf 200. Der Entwurf für den Bau hat den verstorbenen Bauarch Professor Wegmann zum Verfasser; Krantheit und Tod hatten Wegmann geboten, das Werk in seines tüchtigen Schülers, Wolff, Hände zu legen, der den Bau meisterhaft vollendete.

x. 2.

Die Stiefmutter oder Wer gewinnt?

(Auszug.)

„Und wir finden unter seinen Papieren nach Beneiden. Da fällt mir ein,“ fügte der Sprecher hinzu, „wenn ich nicht irre,

hat der Angekludigte noch ein Pult, mit Leder überzogen, das er in dem Sitzungszimmer aufbewahrt.“ — „Sie irren sich!“ stammelte die Meisterin. — „Sie und Skillet hatten im manches Jahr mit einander unter der Tede gespielt, daß sie sich verpflichtet sählt, ihm wo möglich zu helfen. Wer konnte überdies wissen, ob das Pult nicht auch Beweise für ihren eigenen Verkeh mit ihm enthielt. Die Dame wollte das Zimmer verlassen, aber auf einen Wink Collin's vertraten ihr die Konstabler den Weg. William's Vormund aber entfernte sich und lehrte bald darauf mit dem Pult unter dem Arme zurück. — „Es gibt noch schlimmere Charaktere als Diebe, Madame,“ bemerkte Collin ernt; „Mörder zum Beispiel. Es ist Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß, wer solchen Menschen zu helfen sucht, in den Augen des Gesetzes als Mithschuldiger gilt.“ — „Tief würlte. — „Wo ist der Schlüssel?“ fragte Collin. — „Mr. Skillet hat ihn, versteckt die Frau mit einem tiefen Kniz in ihrem unterwürfigsten Lenc. — „Ich nehme das Pult mit, und wenn einer der Vorsteher fragt, wer es weggebracht hat,“ fügte der Anwalt mit einem leisen Anflug von Humor hinzu, „so sagen Sie ihm, Collin Caw auf Grund eines Befehls von Mr. Peckham. Ich bin in Brookhouse zu treffen, wo ich einige Zeit auf Besuch bin.“ — Mit diesen Worten übergab er das Pult einem der Konstabler und verließ mit ihnen das Zimmer. In weniger als einer Stunde war es im ganzen Hause herum, daß der Hausmeister verhaftet und Collin Caw, der sich zum Gentleman aufgeschwungen, dagewesen und sein Pult mit Beschlag belegt habe. „Ah!“ murmelte Peggy Manders, die Krankenwärterin, wie sie von der Sache hörte, „ich hab's immer geglaubt, daß noch was aus ihm werde, ihr habi's aber nie glauben wollen. Wenn ich ihn nur sprechen könnte,“ fügte sie hinzu, „wenn ich ihn nur sprechen könnte.“

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Edward hatte sich früh Morgens aufgemacht, um die Nachricht von den Vorgängen auf dem Jägerbaule so schonend als möglich seinen Verwandten zu Moutry beizubringen, aber das Gerücht davon war ihm vorausgelaufen. — Von der Stunde an, wo Hugo's Mutter von seinem Verschwinden aus dem Pfarrhof zu Woodhall gehört, hatte ihre Gesundheit zusehends abgenommen. Vielleicht daß seine Weisheit den Schlag des graumägen Zertrüßers noch eine Weile aufgehalten hätte, aber die Saat des Todes lag seit lange in ihrem Wesen: ihre unglückliche Verath hatte sie gepflanzt, der Betrug ihres Mannes sie mit ihren Thränen bewässert. Nie war eine Frau so völlig um ihr Lebensglück betrogen worden. Als Gattin ward sie schändlich hintergangen, als Wittve blieben ihre Kinder ihr einziger Trost, und nun hatte man ihr eines entrißen, den hochberzigen Knaben, der der Vertheidiger seiner Mutter gegen die Traurigkeit Sir Barnard's, der Beschüher seiner Schwester zu werden versprochen. — Die arme hinfangelegte Frau saß mit ihrer Tochter in ihrem Pondor, als Lady Alicia ihren Morgenbesuch machte, um wie gewöhnlich sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. — „Schlecht, wie immer,“ gab ihre Schwiegertochter zurück. „Sind keine Briefe für mich da?“ — „Ich habe die Kapsel noch nicht geöffnet und wollte die Rückkehr meines Mannes abwarten. Doch da Ihnen so viel daran zu liegen scheint, so kannst Du die Squires rufen, Lydia.“ — Ihre Enkelin schellte und bald trat die Beschließerin ein. — „Ist die Briefkapsel schon da?“ fragte ihre Gebieterin. — „Nein! ja! das heißt... ich...“ stotterte die Frau in höchster Verwirrung. — „Nein? ja?“ wiederholte Lady Alicia streng. „Sind Sie bei Emma, Squires, daß Sie so unzulänglich antworten?“ — „Naum, Milady!“ — „Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?“ rief Mrs. Galtou, indem sie aufsprang und auf die Dienerin zuging. „Reden Sie! Sagen Sie mir das Schlimmste! Alles ist besser als diese peinliche Unwissenheit! Ihr Schweigen bricht mir das Herz.“ — „Hinaus!“ wiederholte Lady Alicia mit gebieterischem

„Muß ich es Ihnen zweimal befehlen?“ — „Der arme junge Herr ist erschossen,“ rief Mrs. Squires heraus, „und Sir Barnard deshalb verhaftet.“ — Einen Augenblick stand die Herrin von Moultry wie vom Donner gerührt da, aber ein kurzes Nachdenken genügte, um sie von der Ungereimtheit dieser Behauptung zu überzeugen, und eben wollte sie die Sprecherin mit scharfen Worten zurechtweisen, daß sie es wage, solche Lügen zu wiederholen, als ein tief geholtter Seufzer ihr zu Ohren drang. Mrs. Gaston sank zu Boden und ihre Tochter kam eben noch recht, um ihr einen Hautteufel zuzuschicken, daß sie darin niedergelassen konnte. Erdbeben sprang ihre Schwiegermutter herzu, allein menschliche Hüfte kam hier zu spät: die letzte Saite, die sie an's Leben band, war gerissen und die Witwe Kapitän Eggbert's — eine Leiche. Das stolze, herrschaftliche Weib war wie vernichtet, als sie sich dieser Verneinung alles irdischen Lebens gegenüber sah und sich sagen mußte, daß das früher oder später auch ihr Loos sei. Der Herzogreichende Jammer der jungen Lydia, die nun doppelt eine Waise war, brachte sie einigermaßen zu sich, sie nahm das Kind sanft bei der Hand und führte es aus dem Zimmer. — Eine Stunde später traf Edward Gaston ein. Die Begegnung mit seiner Tante war eine außerst peinliche. — „Wo ist aber mein Mann?“ rief ihm die Lady entgegen. — „Auf dem Jägerbause.“ — „Warum kommt er denn nicht?“ fragte Lady Alicia ungeduldig. — „Der Friedensrichter,“ versetzte Edward, „hat aus Mitleid für seine Familie angeordnet, daß er bis zum ersten Verhör dort inhaft bleiben solle.“ — „Wie? Sir Barnard Gaston ein Gefangener!“ rief die Herrin von Moultry außer sich vor Entrüstung; „ist Peacem verrückt, daß er eine solch unerhörte Verschimpfung zulassen konnte. Aber er soll es bereuen. Alle sollen es bereuen,“ fügte sie wütend hinzu, „die an diesem höllischen Komplott Theil genommen haben.“ — „Nein,“ bemerkte der Nefse, „kommt früher oder später fast allen Menschen. Unser Nachbar hat seine Pflicht so schonend als möglich getan, und glauben Sie mir, Niemand wird sich aufrichtiger freuen als er, wenn es meinem Entel gelingt, sich von der furchtbaren Anklage frei zu machen, die auf ihm lastet.“ — „Anklage?“ wiederholte seine Tante. — „Sie selbst geben ja zu, daß Hugo von Skillet's Händen seinen Tod gefunden hat. Wie soll es sich denn um eine Anklage handeln können?“ — „Sie vergessen, daß der Tod des armen Hugo nicht das einzige Verbrechen ist, das den Gerichten zur Untersuchung vorliegt. Auch Goring ist erwordet worden.“ — „Väterlich!“ — „Vergessen, daß ein furchtbar verstämmelter Mensch aufgefunden worden ist, der seit Jahren auf dem Jägerbause gefangen gehalten wurde.“ — „Sein Name? Haben Sie ihn nicht erfahren?“ — „Ist Andrews,“ versetzte Edward, indem er seine Verwandte mit vorwurfsvollem Blick anschaute, denn der Unglückliche hatte ihm seine Geschichte mit all ihren Einzelheiten erzählt. — „Lady Alicia fragte nicht weiter. Todesblässe überzog ihr Gesicht. Sie befaß ihren Magen. — „Kann ich Ihnen mit irgend Etwas dienen?“ sagte Edward, „bitte, gebieten Sie über mich.“ — „Ich danke!“ gab seine Tante kalt zurück. — „Lassen Sie Ihren unwürdigen Argwohn fahren,“ rief ihr Nefse, „und berauben Sie sich nicht des einzigen männlichen Verwandten, der Ihnen in dieser traurigen Lage bleibt. Bin ich doch Ihr nächster Verwandter!“ — „Wohl weiß ich, daß Sie der nächste Verwandte meines Vaters sind,“ bemerkte die Herrin von Moultry mit Bitterkeit, „sein Erbe find Sie aber darum doch nicht. Das Verhängnis geht nunmehr auf die weiblichen Nachkommen Sir Barnard's über.“ — „Ich weiß es, Tante!“ — „Der Titel,“ fügte das hochmüthige Weib hinzu, „nun ja, der bloße Titel, der kann Ihnen werden.“ — „Auch das nicht, so lange der Erstgeborene meines Vaters Eggbert am Leben ist,“ versetzte ihr Nefse mit Würde. — „Lady Alicia, lassen Sie sich erwidern und gehen Sie wenigstens einmal Ihren Entel. Er muß Ihr Herz geminnen, denn eine Königin

müßte stolz sein auf einen solchen Abstammung. Und dann bestimmen Sie Sir Barnard, ihn als Ihren Erben anzuerkennen. Bedenken Sie, daß, wenn auch die Vergangenheit nicht mehr gut gemacht werden kann, doch die Neue nie zu spät kommt.“ Mit diesen Worten schied er von seiner Verwandten und begab sich zurück nach Prothhouse, wo inzwischen bloß einer der Richter sich eingefunden hatte. Die andern waren im Augenblicke verhindert und es ward beschlossen, das erste Verhör bis nach der Abdultion zu verschieben. Sir Barnard Gaston sollte inzwischen unter Bewachung der beiden Policemen auf dem Jägerbause bleiben, Skillet aber sofort in das Grafschaftsgefängniß abgeführt werden. — Doktor Tranion war der Einzige unter den Anwesenden, den der plötzliche Tod von Mrs. Gaston nicht überraschte. Er hatte sie seit längerer Zeit als herzliebend behandelt und seit Hugo's Verschwinden alle Hoffnung aufgegeben. — Collin Craw erhielt im Laufe des Tags zwei Mittheilungen, die ihn gleich sehr überraschten. Das eine war eine kriegende Bitte Humphrey Skillet's, ihn im Arrest zu besuchen; das andere ein Villet von der Meisterin des Armenhauses, die ihn zu sprechen wünschte. „Keugier und Hoffnung!“ dachte er. „Mrs. Penguin möchte gerne die Einzelheiten der verübten Verbrechen erfahren, mein alter Enkelgast glaubt, ich könne ihn retten. — Es ist unmöglich,“ erwiederte er dem Gesandtenwärtter, der die Postkarte brachte, „ich kann nichts für ihn thun.“ — „Ich glaube nicht, daß es das ist, mein Herr,“ entgegnete der Mann in achtungsvollem Tone; „Mr. Skillet hat Etwas auf dem Herzen.“ — „Mag sein.“ — „Und wenn mich nicht Alles täuscht, go betrifft es Sie.“ — „Wich?“ fragte der Advokat erlaunt. — „Ja, mein Herr!“ — Collin sann eine Weile nach und entschloß sich dann, den Verbrecher zu besuchen.

Sechshundfünzigstes Kapitel.

Wenn Mrs. Squires auch keine starke Zuneigung für die Familie hegte, mit der sie so lange schon zusammen lebte, so war ihre Anhänglichkeit an das Haus dafür um so größer, und sie war sehr entschlossen, es auf's Meueste ankommen zu lassen, ehe sie sich daraus vertreiben ließ. „Ich habe Zeit meines Lebens hier genöthigt, und hoffe hier sterben zu können: meine Mutter war vor mir Feldscherin,“ sagte Mrs. Squires, als sie den Befehl, das Haus alsbald zu verlassen, erhalten hatte. — „Das geht mich nichts an,“ sagte Lady Alicia kalt. — „Ich kann jährliche Händigung anpreden, Milady.“ — „Der Haushofmeister wird das in's Meine bringen.“ — „Es ist mein Tod, wenn ich fort muß.“ — „Das hätten Sie vorher bedenken sollen.“ — „Haben Sie wenigstens Mitleid mit meinem Alter.“ — „Nein.“ — „Ich will nicht gehen!“ rief Mrs. Squires, indem sie plötzlich andere Saiten anstog. — „Ich bin Sir Barnard Gaston's Dienerin, und nicht die Ihrige: Sie haben nicht die Pflanzung, mich ohne seine Einwilligung zu entlassen.“ — So groß war das Erstaunen ihrer Herrin, daß sie nur das Wort „Unversämte“ herausstießen und nach der Thüre weisen konnte. — „Sie thäten wohl daran, vorher mit Ihrem Gemahl Rücksprache zu nehmen,“ sprach die Feldscherin in trübem Tone, „ehe Sie mich auf's Meueste treiben. Ich warne Sie davor. Es wäre nicht klug.“ — „Aus meinem Hause! Augenblicklich!“ schrie die Dame viel zu aufgeregt, um ihren Worten Acht zu schenken, „fort, oder ich rufe meine Dienerschaft herbei, um Sie hinauszutreiben.“ — „Wollen Sie? Wollen Sie?“ — „Augenblicklich!“ — Die Frau schritt entschlossen auf das Kamin zu und zog die Glocke, dann setzte sie sich ruhig in einen Stuhl. — „Wenn ich gehe,“ bemerkte sie mit herausfordernder Ruhe, „so sollen Sie nicht lange nach mir bleiben.“ — „Sind Sie verrückt... was soll das heißen?“ — „Das heißt,“ erwiederte die Feldscherin mit Nachdruck, „daß Sie ebenso wenig Lady Alicia Gaston sind, als ich es bin, und daß ich meine Worte beweisen kann. Und ebenso we-

nig ist mein Herr Sir Barnard... auch das kann ich beweisen, und vielleicht noch Schlimmeres. Und nun werfen Sie mich hinaus, wenn Sie es wagen. Ich habe Ihr vornehmthuendes Wesen satt, Sie sind kein Bißchen mehr als ich, vielleicht nicht halb so gut." — Staunen und Entrüstung raubten Lady Alicia die Sprache; aber noch ein drittes Gefühl gefellte sich rasch dazu — der Zweifel. — „Ist es möglich,“ fragte sie sich, „daß diese Glende die Wahrheit spricht?“ — „Fragen Sie Ihren Gemahl,“ sagte Mrs. Squires, die in ihrer Seele zu lesen schien. — Der Bediente, welcher dem Ruf der Glende gehorchte, sah hoch auf, als er die Beschließerin in Gegenwart ihrer Herrin scheid traf. — „Milady haben geläutet?“ — „Ja — keine Antwort. Der Mann wiederholte die Frage. — „Ich habe geläutet,“ erwiderte Mrs. Squires. — „Milady hat Befehle zu erteilen.

Doch rufen Sie lieber die ganze Dienerschaft herbei,“ fügte sie bedeutungsvoll hinzu. — „Mir kann es nur angenehm sein.“ — „Halt! nein, nein!“ rief ihre Herrin in höchster Bestürzung; „ich habe mich anders besonnen. Sie können gehen.“ — „Vielleicht ändert Milady nochmals ihren Entschluß?“ bemerkte Mrs. Squires höhnisch. — „Nein, sage ich Ihnen. Nein!“ — Eine Stunde später sehen wir Lady Alicia unterwegs nach Brookhouse, den Kopf voll neuer Pläne, rührig und thätig wie immer. Ihre Bitte, Sir Barnard sprechen zu dürfen, stieß Anfangs auf große Schwierigkeiten, und als Sir Beacom sich am Ende doch erweichen ließ, mußte er sich gestehen, daß er hier mehr den Eingebungen seines Herzens als seines Kopfes gehorche. — „Wie freundlich! wie gütig!“ rief er, sobald der Gegenstand seiner früheren Mißhandlungen in seine Zelle trat.



Die Wittve Kapitän Egbert's war eine Reiche.

„Gott wird Ihnen diese Herablassung lohnen!“ — „Sie reden nicht mit mir, Mr. Crow?“ fügte der Gefangene in liegendem Tone bei, „haben Sie mich denn vergessen?“ — „Sie vergessen,“ wiederholte sein Besuch. „Es ist nicht zu befürchten, Humphrey Skillet, daß ich Sie je in meinem Leben vergessen werde, denn Ihr Name steht mit den traurigsten Erfahrungen desselben in Verbindung. Warum haben Sie mich mir gesandt?“ — „Retten Sie mich,“ rief Humphrey, indem er sich ihm plötzlich zu Füßen warf; „retten Sie mich! es liegt kein genügendes Zeugniß gegen mich vor; Niemand sah mich das Pistol abfeuern; es kann auch durch Zufall losgegangen sein.“ — „Sie vergessen den Krüppel,“ versetzte der Advokat ernst; „und — auch zugegeben, daß eine Jury Sie von dem Tode des armen Knaben freisprechen würde — daß er Ihr Geständniß über die Ermordung

von Bella Harding mit angehört hat.“ — „Ich habe Geld... viel Geld!“ flüsterte Humphrey. „Wollen Sie meine Vertheidigung übernehmen? Ihnen veritaue ich!“ — „Unmöglich!“ — „Fordern Sie, was Sie wollen.“ — „Behalten Sie Ihr Geld. Ich kann die Vertheidigung eines Mannes nicht übernehmen, von dessen Schuld ich überzeugt bin.“ — „Vielleicht kann ich Ihnen etwas anbieten, was besser ist als Geld,“ sagte Humphrey Skillet, indem er sich bide Schweistropfen von der Stirne wischte. „Haben Sie ein Verlangen darnach gefühlt, Ihre Eltern ausfindig zu machen?“ — Es war nun an Collin, bewegt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baltimore.



Nest des Baltimore (Oriolus) auf einem Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera).

Der Baltimore ist ein amerikanischer Vogel. In der Größe zwischen Amsel und Sperling stehend, kann man ihn seiner Farbe nach mit der europäischen Goldammer vergleichen, wenngleich er in vieler Hinsicht auch Ähnlichkeit mit dem Hane hat. Im Winter sucht er den Süden, weil er die Kälte nicht verträgt, und kehrt mit beginnendem Frühjahr wieder nach den nördlichen Gegenden, die er verlassen,

zurück. Während des Wandzugs fliegt er den ganzen Tag in gerader Richtung, ohne zu ruhen. Im Sonnenniedergang fliegt er zur Erde, läßt sich auf einen Zweig nieder und bringt auf demselben die Nacht zu. Mit den ersten Strahlen des beginnenden Tags fängt er erst an eine Weile zu singen und setzt dann seinen Flug fort. Der Baltimore findet sich häufig in den Gebüschen am Ufer des Mississippi

und Ohio, wie ferner in Louisiana, wofelbst er im Frühjahr ankam, nachdem er den Winter in Mexiko und andern südlichen Gegenden verbracht. Er hält sich ohne Ehen in der Nähe von Wohnungen auf, wählt mit seinem Weibchen gewöhnlich einen am Abhang eines Hügels stehenden Baum, um in Gemeinschaft mit demselben sein Nest zu bauen. Er sucht auf dem Boden nach einer langen und trockenen Moosgerte, welche man dort zu Lande „spanischer Enos“ nennt. Hat er solche Moosstoden gefunden, so wuschert er zuvor freudig, ehe er dieselben mit dem Schnabel nach dem von ihm ausgeworenen Baumzweig trägt, und dort mit Schnabel und Krallen und einer Geschicklichkeit, welche einem Matrosen Ehre machen würde, befestigt, und zwar so, daß er durch den herbeigetragenen Halm zwei Nester verbindet und das Nest wie eine Hängematte in der Luft schwebt. Das Weibchen prüft dann aufmerksam jeden der vollendeten Aesten, ob er auch fest mit den Aesten verbunden sei, und beginnt dann die Ausfütterung des Nestes mit Baumwolle, Haaren und Federn. Ist das Nest vollständig fertig und von den Alten zur Aufnahme der Eier und spätem Brut ganz solid befunden, so kann man versichert sein, daß selbst der größte Sturm es nicht herunterreißen im Stande wäre. Das Weibchen legt vier bis sechs Eier und brütet dieselben in 14 Tagen aus. Ehe die Jungen das Nest verlassen, klettern sie am Rande desselben herum und verjüden ihre Kräfte. Sind sie ziemlich flügge, so begleiten sie die Eltern noch etwa 14 Tage bis 3 Wochen. — Vor den Menschen fürchtet sich der Baltimore nicht, wohl aber vor Hunden und Katzen, und wird er eines der letzteren Thiere ansichtig, so löst er einen klagenden Gesang aus. Gesungen gewohnt er sich leicht an einen Käfig und hegt darin auch Junge. Das Männchen des Baltimore erhält nach dem ersten Jahre sein Geschlecht. Der Schnabel hat eine schwärzliche Färbung, Hals und Kopf sind von einem schönen Schwarz, die untere Hälfte des Rückens ist von einem orangefarbenen Grün und das übrige Geschlecht orangefarben. Die Flügelviden sind schwarz mit etwas orange eingefärbt und die Schwanzfedern sind lebhaft gelb. Das Weibchen ist weniger schön gefärbt und hat keine orangefarbenen Flügel.

Die Stiefsochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Können Sie mir ihren Namen sagen?“ hauchte er kaum hörbar heraus. „Das nicht, aber Anhaltspunkte vermag ich Ihnen zu geben, an deren Hand es Ihrem Scharfsinn ein Leichtes ist sie aufzufinden. Wollen Sie mich verteidigen?“ — „Nein!“ erwiderte sein Besuch mit fester Stimme, „mein Gewissen verbietet es mir. Zudem“ fügte er in feierlichem Tone hinzu, „wäre es auch unsinnig. Das Zeugnis gegen Sie ist durch Thatreden unterstützt... kein Blick der Kette fehlt... Das arme, verkrüppelte Opfer Ihrer Grausamkeit...“ „Hol ihn der Hölle!“ rief Humpfrey zähneknirschend. „Aber es geschieht mir recht, warum habe ich ihn gekont!... Ich will nicht sterben!... Sie werden einwilligen, ich weiß es. Sie werden es.“ — „Unmöglich!“ — „Auch nicht, wenn ich Sie in den Stand setze Ihre Familie zu entdecken?“ — „Sie können nur meinen Vöthe für das Kind haben, das sie so gänzlich im Stiche gelassen,“ bemerkte sein Zuhörer, „nicht daß ich sie zu hart tadeln wollte. Ohne Zweifel sind sie arm, und die Armut führt nur zu leicht in Verführung.“ — „Wahr!“ stöhnte der Gesangene, „nur zu wahr! Aber die übrigen sind nicht arm.“ — „Es hat nicht viel zu bedeuten, was sie sind, da ich sie nie kennen lernen werde.“ — „Im Gegentheil,“ drängte der Verbrecher, „sie sind reich und, wenn mich nicht Alles täuscht, von Abel.“ — Collin lächelte ungläubig. — „Ich kann es beweisen,“ fuhr Humpfrey gierig fort. „Ich bin nicht der einzige Zeuge. Wollen Sie mich

unlommen sehen und — einem Thoren gleich — die Aussicht, ja die gewisse Aussicht — auf ein Vermögen, auf einen Namen verschätzen?“ — „Auf Peides!“ entgegnete der Anwalt, „auf Peides, wenn ich es um den Preis, den Sie verlangen, erkaufen muß. Warum suchen Sie gerade meinen Peiland? Es gibt noch viele weit bedeutendere und erfahrenere Advokaten. Warum wenden Sie sich nicht an diese?“ — „Nein, nein! Sie will ich haben. Nur zu Ihnen habe ich Vertrauen.“ — Seit er gehört, wie sein früherer Laufbursche eine so rasche Karriere gemacht und sich in seinem Berufe so sehr ausgezeichnet hatte, war es bei dem Mörder zur freien Idee geworden, daß er allein ihn retten könne, und er klammerte sich daran mit der Hoffnung eines Ertrinkenden fest, der noch nach dem Strohhalm greift, der neben ihm auf dem Strome dahintrit. — „Humpfrey Still!“ antwortete der Anwalt mit feierlicher Stimme; „wiewohl bis jetzt wenig Gutes in unserem Verkehr zu bemerken war, will ich doch als Freund, als wahrer, aufrichtiger Freund zu Ihnen reden.“ — „Endlich!“ murmelte der Gesangene, von Nahrung übermäßig, „endlich! Ich wußte es wohl, daß Sie mich nicht wie einen Hund würden hängen sehen.“ — „Nichten Sie Ihre Gedanken,“ sagte Collin, „zu der einzigen Gedankenquelle, die Ihnen noch bleibt, zu Gott. Die Nachsicht der Menschen ist erschöpft. Nach meiner innigsten Ueberzeugung gibt es kein Mittel Sie zu retten. Sie müssen für schuldig erkannt werden.“ — Als der Mörder von Wella und Hugo diese bestimmt und feierlich ausgesprochene Meinung vernahm, fiel er zu Boden und schrie und flehte in Todesangst um Erbarmen. Sein Besuch öffnete die Thüre und erludte den Gesangenen einzutreten. — „Ein schlimmer Herr,“ meinte der Mann; „es sieht häßlich aus, wenn ein Gesangener sich so geberdet, nachdem er seinen Anwalt gesehen.“ — „Ich bin nicht sein Anwalt,“ versetzte der Herr, „bitte, lassen Sie mich hinaus, ich muß frische Luft haben.“ — „Er saun eifrig über die Sache nach, wie er von dem Gesängnis nach Proothouse zurückkehrte.“ „Es muß etwas daran sein,“ murmelte er vor sich hin. „So stark Humpfrey auch in dem Stüd ist, eine solche Lüge hätte er doch nicht so ganz aus der Luft greifen können!“ — Mit diesen Worten steckte er die Hände in die Tasche, wie er immer that, wenn irgend etwas sein Nachdenken besonders in Anspruch nahm. In einer derselben fand er ein zerstücktes Stüd Papier und zog es heraus. Es war ein Billet von Mrs. Penguin. „Ich hab's!“ rief er aus, „das muß Licht schaffen,“ und seine Schritte beschleunigend, stand er bald vor der Thüre des Arbeitshauses.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Endlich kam der Ertrichte und ward von den in der Loge Versammelten mit einem lauten Hurrah! begrüßt. — „Nicht meine Schuld, Sir!“ sagte der Portier achtungsvoll, „sie ließen sich nicht abtreiben, sie wußten, daß Mr. Skillet abwesend ist.“ — „Meine lieben Freunde!“ rief Collin und trat mitten unter die Armen. „Ich habe euch nicht verlassen. Verlaßt euch darauf, daß ich nicht aus Witsch geh, ohne euch ein Andenten zurückzulassen.“ — Neues Hurrah! — „Heute bin ich in Geschäftssachen da,“ fügte der Sprecher lächelnd hinzu, „aber ich komme wieder, ehe ich abreise, das verspreche ich euch.“ Diese freundlichen Worte, unterläßt von dem Inhaber seiner Vöthe, bemogten die armen Geschöpfe, sich in ihre betreffenden Abteilungen zurückzuziehen, wo für den Rest des Tages von wenig Anderem mehr die Rede war, als von dem großen Glückswesfel, der den Anaben aus dem Armenhause betroffen. — Als Collin in das Zimmer der Hauswheilerin trat, unterhielt es ihn nicht wenig, zu bemerken, wie Herablassung und Respekt sich in ihrem Benehmen um die Herrschaft stritten. — „Ich habe Ihnen geschrieben,“ sagte die Dame; „und wenn ich daran denke, wie gut ich stets gegen Sie gewesen bin, so darf ich

wohl sagen, Sie hätten auch so kommen können, ohne mir die Mühe zu machen, wenn es im Grund auch nicht viel zu sagen hat. Aber seit Sie in der Welt emporkommen sind, haben Sie natürlich Ihre alten Freunde vergessen.“

— „Nein, das hat er nicht.“ Sprach Peg Wanders, ihn mit zärtlichen Blicken anschauend. — „Sie sehen's ja, wenn er auch ein vornehmer Herr ist, schämt er sich doch nicht an mir.“ — „An Dir schämen!“ wiederholte Collin, indem er nochmals die weiße Hand der Sprecherin ergriß und zwischen der feingliedrigten, „warum sollt' ich mich denn an Dir schämen?“ — „Es wird immer schlechter hier,“ fuhr die alte Person fort. „Die Suppe immer dünner, das Sonntagsfleisch immer härter. Aber deswegen hab' ich nicht nach Dir geschickt.“ — „So hast also Du nach mir geschickt?“ rief überrascht der Adjuvant. — „Ja, lieber Collin,“ verzeigte das Weib, „Du bist doch nicht böse?“ — „Nein, Amme, nein.“ — „Ich hab's wohl genost, und hab' die Meisterrin gebeten, für mich zu schreiben, da ich's selbst nicht kann.“ — „Peg hat etwas auf dem Herzen,“ sagte Mrs. Penguin, deren Aeugle die Oberhand über ihre Entrüstung wegen des Tadel's der Kost gewann. — „Ja? und was ist denn das?“ — „Wart', bis wir allein sind,“ flüsterte Peg. — „Wir wollen in das Sitzungszimmer hingeb'. Bitte,“ fügte er hinzu, „incommodiren Sie sich nicht. Ich weiß den Weg allein.“ — Und ohne eine Antwort abzuwarten, gab er seiner alten Amme den Arm und entfernte sich. — „Die Welt geht aus den Fugen,“ rief die Meisterrin. „Nach härteste sie Ihre Nerven mit einem Glas Krankenwein, dann eilte sie den Weiden nach, hand aber zu ihrem Entsetzen das Sitzungszimmer abgeschlossen.“

„So! hier hört uns Niemand!“ bemerkte Collin Cram, indem er Peg Wanders so weit als möglich von der Thüre wegsetzte, „und hören kann man uns auch nicht. Ich vermute zum Theil, was Du mir sagen willst,“ fügte er bei. „Schon Humphrey Skillet hat auf das Geheimniß meiner Geburt angefeilt und sich erboten, es mir zu ertheilen, wenn ich ihm helfen wolle, allein ich habe es abgelehnt.“ — „Der Schurke! Hast ihm recht gethan! Doch lassen wir das,“ fuhr Peg Wanders fort. „Aber Du darfst mich nicht unterbrechen, bis ich Dir Alles gesagt habe, was ich weiß. Wie alt bist Du, Collin?“ — „Dreißig Jahre, Amme!“ — „Ah! dann sind es jetzt gerade dreißig Jahre, daß Humphrey Skillet mich aus der weiblichen Abtheilung — ich war damals noch nicht Krankenwärterin — holen ließ. Wie ich in sein Zimmer kam, traf ich den Meister mit einem Fremden — wenigstens gehörte er nicht in's Haus — und auf dem Tische lag ein mit einem Schawl umwickeltes Bündel. Mrs. Wanders,“ sagte der Meister zu mir, „nehmen Sie einmal das Kind da und ziehen Sie ihm andere Kleider an.“ — „Was für ein Kind?“ sprach ich. „Dann deutete er auf das Bündel, und da, Collin, da lagst Du so sorgfältig eingewickelt, wie nur eine Weiberhand ein Kind einwickeln kann. Humphrey Skillet gab mir ein paar alte Hosen, ich zog Dir Deine schönen Sachen aus und diefe dafür an.“ — „Und die Kleider... was ist aus den Kleidern geworden?“ — „Die nahm der Hausmeister zu sich.“ — „Alle?“ — „Ein pflüßiges Bündel glitt über die weißen Züge der alten Frau, als ich die Frage vernahm, sie rückte näher und flüsterte: „Nicht alle, lieber Collin, nicht alle!“ — „Ihr Pflügeln athmete lechter.“ — „Es war Sünd' und Schand,“ murmelte Peg Wanders, mehr als rede sie mit sich selbst, denn mit einem Andern, „zu sehen, wie der Fremde das schöne Kindchen mit den herrlichen Spitzen nahm und in's Feuer warf. Was das für prächtige Hauben gegeben hätte, und ich hätte erst so nothwendig ein paar brauchen können. Aber ich ließ ihm nicht alle die feinen Kleider, sondern praktisirte ein Halsstud und das kleine Hemdchen, das Du anhattest, so lang die zwei mir den Rücken zulehreten und zusammen wiperten, in die Tasche.“ — „Und hast sie aufgehoben?“ fragte Collin begierig. — „Versteht sich hab' ich's,“ erwiderte die Amme triumphirend, „für so schlau sie sich hielten,

die alte Peg hat sie doch überlistet. Der Meister drohte mit Galgen und Rad, wenn ich ein Wort von dem, was ich hatte thun müssen, ausplauderte, und versprach weiß nicht was Alles, wenn ich sauberen Mund halte; gehalten hat er aber natürlich nichts. So hab' ich eben dann die Sachen im Futter von meinem Sonntagsrod versteckt, und da sind sie jetzt noch... Nicht wahr, Du vergißt mich nicht, wenn Du dadurch zu Vermögen kommst?“ — „Dich vergessen?“ wiederholte Collin. „Wie viel verdaute ich nicht schon ohnedem Deiner liebevollen Theilnahme. Bist Du doch das einzige Wesen in diesem Hause, das sich des hüßlichen Kindes angenommen hat!“ — „Dafür bin ich besahlet worden,“ bemerkte jene Amme beiseiden.

Müchtig betroffen von dem, was er eben vernommen, sah der junge Knave in tiefes Sinnen verloren. So war er also nicht — wie er vermuthete — von niedriger Herkunft, seine Eltern allem Anscheine nach reich, vielleicht von Stand. Und doch — was galten ihm Ansehen und Vermögen gegenüber von solchem ziellosen Verlassen? War es doch nur dieses, und nicht die Armut der Seinigen, was ihn bisher die schönsten Freuden seines Lebens vergällt hatte. — „Aber sag' mir, liebe Peg!“ rief er plötzlich, „bin ich denn nicht vor der Thüre des Arbeitshauses ausgelegt worden? Es hat doch immer so geheißen.“ — „Ja, ja, so ist es auch.“ — „Aber ich verstehe nicht, wie das mit Dem sich zusammenreimen läßt, was Du mir eben erzählt hast.“ — „Das kommt noch,“ verzeigte das Weib. „Wie Du die Arnenhausschlappen anhattest, nahm Dich der Fremde mit fort, und mich schickte sie in meine Abtheilung zurück. Ungefähr eine Stunde später wurde fast die Glocke abgerissen, und gleich darauf sprach Dich der alte Paul herein und behauptete, er habe Dich vor der Thüre draußen gefunden. „Ich hab' Dich gleich wieder erkannt,“ fügte sie hinzu, „und kein Wunder! ich hatte Dich ja eben erst angezogen.“

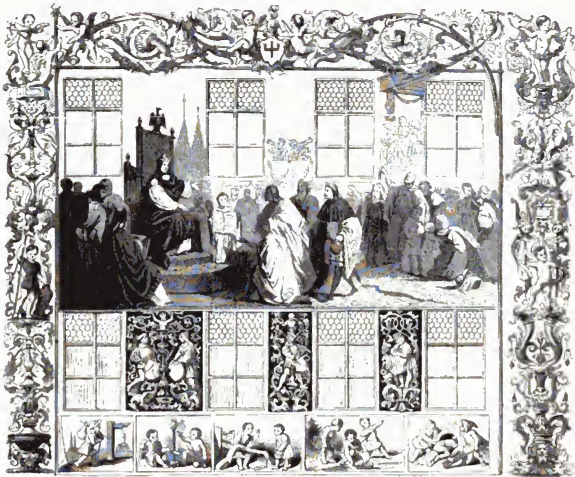
(Fortsetzung folgt.)

Das Fuggerhaus in Augsburg.

Im dreizehnten Jahrhundert lebte eine Familie Fugger als Weber in dem unweit Augsburg gelegenen Dorfe Orben, von wo sie 1370 in die Stadt gekommen und dort, wie die Chronik uns berichtet, „Kaufmannschaft getrieben und bei selbiger ungemaine Güter und Vermögen mit ganz besonderem Gluck erworben“. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir die Fugger schon in verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem Adel, und vermöge ihres Reichthums als Besitzer von Herrschaften. Immer mehr und mehr stiegen die Fugger in Ansehen, und immer mehr und mehr schenkte ihnen der Kaiser Vertrauen und Wohlwollen. Durch die Hand Jakob Fugger's gingen jene großen Geldsummen, welche der Kaiser sich genöthigt sah, 1509 vom Papst und von den Königen von Frankreich und Spanien aufzunehmen, und es ist als eine für die damalige Zeit nemenswerthe Gunstbezeugung aufzuführen, daß der Kaiser im darauffolgenden Jahr, 1510, es nicht verschmähte, im Hause des augsburger Kaufmanns Jakob Fugger zu speisen, eine Herablassung, die allerdings später sich öfter wiederholte. Es trifft in jene Zeit, die Chronik erzählt es vom Jahr 1519, daß die drei Brüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger mit jener liebevollen Vorsorge für Minderglückliche, wie wir sie im Mittelalter vielfältig ankaufen, und jetzt nur noch theilweise im geachteten Volke der Juden begründen, den Entschluß faßten, für arme Bürger und Einwohner Wohnungen zu bauen, damit der Aermereu Noth nicht noch durch die Sorge um ein gesundes, gefundes Unterkommen erschwert werde. Es tauchten zu diesem Ende einen großen Platz in der Vorstadt St. Jakob, ließen die alten dort stehenden Häuser niederreißen, und erbauten nach einem ordentlichen Plane mehr als hundert Häuser, in die sie gegen einen niederen Mietzins

(derselbe betragt noch heutigen Tages zwei Gulden für das Jahr) Bedürftige aufnehmen, die für den ihnen gewährten Schutz eine andere Pfllicht nicht auf sich zu nehmen hatten, als sich den Vorschriften zu fügen, die für dieses neuerbaute Städtchen — meist in Bezug auf Reinlichkeit und Sicherheit — gegeben worden. Dieses Vorhaben wurde nicht nur vollständig ausgeführt, sondern auch dessen Fortdauer für die Zukunft dergestalt gesichert, daß noch zur heutigen Stunde diese — nimmehr von allen Seiten durch Straßen und Häuser umschlossene — kleine Stadt unverändert besteht, laut und unvergänglich fugger'schen Eufelinn und Wohlthätigkeit preisend. Dieß ist ohne alle Frage das schönste Denkmal, das die Fugger sich setzen konnten, und was auch die Geschichte dieses Hauses noch für hochherzige Thaten aufzuweisen hat, sie werden überstrahlt durch diese eine — durch den Bau der „Fuggererei“.

Doch ist es unmöglich, der Geschichte des Hauses Schritt für Schritt zu folgen; sie bildet ein eigenes umfangreiches Werk; darum nur einige kurze Notizen aus dem überreichen Material, in so weit sie in Beziehung zu dem Hauptzweck dieser Mittheilung stehen. Im Jahr 1538 kaufte Anton Fugger Schloß und Jleden Babenhäusen, dessen Namen die fürstliche Linie heute führt. In demselben Jahre wurden auch die Fugger in den Geschlechterstand erhoben. Ein Augsburger war's, welcher die Stadt vom Untergang rettete, der ihr im schmalkaldischen Kriege drohte, indem er Karl's V. Jorn zu beschwichtigen wußte. Dieser Mann, dem dadurch Augsburg die Fortdauer seiner Existenz verdankt, war Anton Fugger. Die Folgen seiner edlen That sind so groß, daß eine nähere Betrachtung derselben überflüssig; die That fällt in's Jahr 1547. Die spätere Erhebung des Geschlechterhauses in den Freiherrn-, dann Grafen- und schließlich Fürsten-



Fresken am Fuggerhaus zu Augsburg.

stand gehört der Geschichte der folgenden Jahrhunderte an. Fürst Leopold von Fugger-Babenhäusen wollte dadurch, daß er Befehl ertheilte, sein Haus in Augsburg mit Fresken zu schmücken, Augsburg, der Wiege seiner Väter, seine Anerkennung, den für die Stadt und ihr Haus so ruhmvoll gewirkt habenden Ahnen aber ein ihrer Thaten würdiges Denkmal setzen. Das Fuggerhaus hat eine Fronte von sechs- undzwanzig Fenstern, wobei sich aber für den Künstler die noch besondere Schwierigkeit ergab, daß die Zwischenräume zwischen den einzelnen Stockwerken sowohl wie zwischen den Fenstern neben einander von sehr bedeutender Verschiedenheit sind. Diese in Wahrheit immensen Schwierigkeiten überwunden zu haben ist keines der kleinsten Verdienste des schaffenden Künstlers; auch er hat seiner Vaterstadt ein Monument gesetzt in seinem Werke, denn auch er ist ein Augsburger: Hermann Wagner, ein Künstler, dessen Fleiß und Thätigkeit, sowie Talent und Geschick hand

in Hand gehen mit seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit.

Die ganze Front wird mit fünf Fresken geschmückt werden; die erste behandelt die Vertiefung des ersten Rechtsbuches an Augsburg durch Kaiser Rudolph von Habsburg 1276, die zweite zeigt den Einzug Kaiser Ludwig's des Bayern in Augsburg nach dem Ueberjalle Herzog Leopold's von Oesterreich 1315, die dritte veranschaulicht den Bau der Fuggererei 1519, die vierte läßt uns einen Blick in die lustige Hofhaltung von Kaiser Maximilian zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts thun, und endlich die letzte zeigt die augsbürger Deputation, mit ihr Anton Fugger, vor Kaiser Karl V. in Ulm 1547. Die erste Freske ist vollendet und schmückt mit ihrer Farbenpracht die Maximiliansstraße in Augsburg; sie zeigt uns den Kaiser auf dem Trohnhof — sitzend auf dem Thron, geschmückt mit Krone und Mantel, den Szepter in der Rechten. Um eine Stufe niedriger zu

seiner Linken kniet der Page mit dem „Stadtbuch“. In ehrfurchtsvoller Stellung laufen die Häupter der Stadt der kaiserlichen Befehligung, indes Jubel ringsum über die kaiserliche Gnade herrscht, die Musiker blasen ihre schmetternden Weisen, die augsbürger Frauen und Jungfrauen winken mit den Tüchern, die Bürger im Kreis schenken die Mägen. Die Zwischenräume zwischen den Fenstern der ersten Etage schmücken die Wappen der zu den betreffenden Zeitabschnitten am meisten glänzenden Geschlechter. Das Ausflühen der Stadt ist lieblich in den Kindergestalten des Frieses ausgedrückt, gleichzeitig eine sinnige Beziehung zur Entwicklung des Fuggergeschlechtes. Zuerst erblicken wir eine leichtbepackte, wandernde Kindergestalt am Wegweiser vorüberstreichend — der Auszug nach Erwerb; hierauf zwei spinnende Kinder —

eine artige Erinnerung an den Stand der ersten Fugger: Weber; hernach folgt die Kaufmannschaft durch leinwandhandelnde Kinder dargestellt — das Fundament fugger'schen Reichthums. Die Ausbreitung des Handels macht Wasser und Erde dienstpflichtig, darum versinnlichen die beiden nachfolgenden Gruppen: Schiffsahrt und Bergbau. A. Jodner.

Flumet.

Savoeyen.

Am Ufer des kleinen Flüsschens Flon, der das Thal von Gietaz (S. 217) bewässert, liegt nicht fern von der Stelle,



Ansicht von Flumet (im Departement Savoeyen).

wo dieser Bach sich in den Arly ergießt, etwas gegen die Kapelle von Notre-Dame de Bellecombe hin Flumet. Dieß Dorf, mit ungefähr 800 Einwohnern, ist etwa 4000 Fuß über dem Meere auf halbem Wege zwischen Saint Jean de Sixt und Saint Maxime de Beaufort gelegen. In Folge dieser Lage hatte es im Mittelalter eine gewisse feudale Wichtigkeit.

Auf dem Scheitel eines die Gegend beherrschenden Felsens findet man noch die kreisförmigen Ruinen eines alten Schlosses, welches durch den ersten Baron des Pays du Faucigny gegründet wurde. Früher war Flumet selbst eine herrschaftliche Residenz. Bald nach der Anneerung Savoyens an Frankreich diente eine nahe bei Flumet ge-

legene Brücke als Kardinalpunkt bei den Vermessungsangnahmen.

Das Dorf lehnt sich an eine Seitenwand des Berges und seine Hütten sind fast alle auf den Fels selbst gebaut; im Grunde rollt der Flon über Kieselboden seine forrenreichen Wasser unter zwei roh aus Steinen errichteten Brücken fort. Von einem der nahen Bergabhänge gewährt man eine Kette des Montblanc, romantische Thäler, Ebenen, Wälder, reizendes und fruchtbares Gartenland, und mit Kelterhäusern und Villas geschmückte Weinberge.

Ernst Webe.

Die Stiefochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Und hast Du das Niemand erzählt?“ — „Nein! doch wahr“, ja der Stell wurd' ich's gesagt haben. Du hast sie ja gekannt, die Nella, sie ist vor mir Krankenwärterin gewesen. Aber an nächsten Martini sind's schon drei Jahre, daß sie gestorben ist.“ — „Und sonst Niemand?“ — Peg Wanders schüttelte schweigend den Kopf. — „Und das Tuch und das Gemöbel?“ — drängte der Advokat; „war es gezeichnet?“ — „Halt! ich muß mich beinnen ... ja, ja! es waren zwei Buchstaben darauf.“ — „Nun, was für?“ — „Kann nicht lesen, Collin, das weißt Du ja,“ erwiderte seine Amme. Nach kurzem Nachdenken war unser scharfsinniger junger Freund darüber im Klaren, wie er handeln müsse. Klugheit sowohl als Taktbarkeit verboten ihm, das arme, alte Geheiß in den Arbeitshaufe zu lassen. „Hilfst Du Dich hart genug einen Spaziergang zu machen, Amme?“ fragte er. — „Spaziergang?“ wiederholte Peg Wanders verwundert. — „Nicht weit, bloß bis Brookhouse. Du darfst nicht länger hier bleiben, und mußt mit ihm kommen. Es soll Dir noch gut gehen in Zeinen alten Tagen.“ — Bei dieser Ansicht wußte sich die besährte Frau, die höchstens auf eine Ounze zu Aufschaffung von Thee und Schnupftabak sich Rechnung gemacht hatte, vor Freude nicht zu fassen. Wie allen Inzassen des Armenhauses, war ihr der Gedanke, hier sterben zu müssen, unangenehm. „Es muß weit weg sein“, rief sie, „wenn ich nicht hinkommen kann, wenn es gilt, von hier los zu werden.“ — Das Erstaunen Volt's, des Portiers und der Mrs. Penguin kannte keine Grenzen, als Peg Wanders ihren Austritt aus der Anstalt anzeigte. In Brookhouse erreichte Collin's Bericht die größte Sensation. Waren die Umstände an sich schon merkwürdig genug, um Interesse und Theilnahme zu erwecken, so mußten sie es doppelt thun, da sie zu einem Manne in Beziehung standen, dessen Ansbauer und Rechtschaffenheit die höchste Achtung einflößte. — „Wer will es Angesichts solcher Thatfachen noch betreiten,“ sagte der Doktor, „daß das Leben romantischer ist als die Dichtung? Da leben wir ruhig und unbetümmert dahin auf diesem abgelegenen Fleck Erde, und haben nicht den leisesten Verdacht von dem Drama, das unter unsern Augen spielt, und in dem vielleicht jeder von uns eine Rolle übernehmen hat.“ — „Humphrey Skillet scheint es in's Große getrieben zu haben,“ bemerkte Squire Beadam. „Was halten Sie davon, Franion.“ — „Al' diese Fäden laufen in einem Mittelpunkt zusammen.“ — „Und das wäre?“ — „Moultry Hall.“ — Der würdige Friedensrichter nicht bedeutungsvoll mit dem Kopfe. Es war doch auch seine Meinung. „Sie schweigen, Edward?“ wandte er sich plötzlich an diesen, der wie aus einem Traume aufbrach. „An was denken Sie?“ — „Ich bringe meine Gedanken nicht zusammen,“ erwiderte Sir Barnard Gaston's Nefse; „eine dunkle Erinnerung schwebt mir vor, und wenn ich glaube, auf der Spur zu sein, so geht sie wieder verloren, und ein neuer Gezeuland drängt sich auf. Haben Sie die Kleidungsstücke bei der Hand?“ — Collin Gram, der sich dieselben hatte geben lassen, zog sie aus der Tasche. Sie waren vom Alter vergilbt und — namentlich das Tuch — von ferstem Gewebe. Die Weichlicherin der Squires ward gerissen und erklärte sie für französischen Patist. — „Können Sie kein Zeichen, keinen Buchstaben daran finden?“ fragte Edward Gaston. — Das Trauenszimmer verneinte. — „Davon bin ich nicht überzeugt,“ sprach Collin; „meine alte Amme versichert mich, daß sie gezeichnet waren, als sie in ihren Besitz kamen, mit was für Buchstaben kann sie, da sie des Lesens unfähig ist, nicht sagen. Sehen Sie,“ fügte er, das Halstuch gegen das Licht haltend, hinzu; „wenn mich nicht Alles täuscht, so ist da in der Ecke ein C angebracht. Vorn stand noch ein Buchstabe, aber der ist nicht mehr zu erkennen.“ — Das Tuch ging nun von Hand zu

Hand — jeder las Etwas heraus, aber einig konnten sie nicht darüber werden. — „Wollen Sie mir die Sachen ein paar Tage anvertrauen?“ fragte Franion. — Der Advokat gab sie ihm. — „Zu welchem Zweck, Doktor?“ forschte Squire Beadam. — „Um die verbliebene Tinte wieder aufzutreiben,“ gab der Mann der Wissenschaft zurüd; „das Experiment ist einfach; salpeterminerztes Silber thut's.“ — „O thun Sie das!“ rief Collin mit einem Anflug von Hoffnung; „vielleicht daß es mir das Räthsel lösen hilft.“ — „Vielleicht!“ murmelte Edward Gaston bei sich, „vielleicht!“

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Es lag etwas Dämonisches in der Miß Eir Barnard Gaston's, als er sich als Geklagener auf dem Zimmer des Jägerhauses wiederfand, das kaum noch von seinem Entel bebaut gewesen war. Sogar die Polizeibeamten, die ihn bewachten, standen, so gewohnt sie an Auebrüche wahnsinniger Verweigerung waren, betroffen ob den furchtbaren Vermuthungen, mit welchen er das Werkzeug seiner Verbrechen überhäufte, gegen das er ohne ihre Gegenwart mit persönlicher Gewalt vorgeschritten sein würde. Eine Zeit lang hielt Humphrey Skillet diesen Sturm der Entrüstung schweigend aus, aber selbst seine hübsche Natur empörte sich zuletzt, und er fragte seinen Gebieter höhnisch, ob wohl das Verbrechen weniger groß gewesen wäre, wenn der arme Anabe den Tod durch Einen seines eigenen Namens gefunden hätte — eine Frage, welche den Baron etwas aus der Fassung brachte. „Nun, wenn das nicht der Fall ist,“ fügte der Erbe bei, „so sehe ich keinen großen Unterschied zwischen uns zwei.“ — „Unverschämter Schurke!“ — „Nicht wahr ich der gute, treue Humphrey,“ bemerkte der Hausmeister. „Ich verliere durch Sie meine Stelle, vielleicht noch etwas ganz anderes, und das ist Ihr Dank.“ — Eben wollte er antworten, als er bemerkte, wie einer der Policemen Notizen in seine Schreibtafel machte; er that sich daher Gewalt an und verbarste in düsterem Schweigen. Bitterer Art waren die Betrachtungen, welche der tief Geultene anstellte, als er mit großen Schritten den Raum seiner Zelle durchmaß. Als endlich der Tag anbrach, stürmten neue Sorgen auf ihn ein. Er — der reiche, der stolze Sir Barnard Gaston — sollte vor seinen Kollegen erscheinen, um Rechenschaft abzulegen über seine Handlungsweise, mußte sich verhören lassen wie ein gemeiner Verbrecher, und dem kalt forschenden Blick ehemaliger Freunde oder — was noch schlimmer war — dem schamlosrothen Lächeln politischer Gegner gegenüberstehen! — Nachdem sein Mißgefangener nach Widral abgeführt war, was noch vor Mittag geschah, erlangte der Baron einigermaßen seine Selbstbeherrschung wieder. Eine Urklare der Erbitterung war wenigstens verschwunden, und er warf sich auf das Bett, von wo William so manche lange Stunde durch das vergitterte Fenster die Sterne betrachtet hatte, und wo bald eingeschlummert. Aber auch im Schlaf fand er keine Ruhe; denn nach dem trampfalten Zuden seiner Jüge zu schließen, und den schweren Zeugern, die ihm einfuhren, quälten ihn furchtbare Träume. Endlich wurde sein Stöhnen so beunruhigend, daß die Wärter ihn aus Mitleid wecken wollten, wobei sie fanden, daß er einen Schlaganfall bekommen hatte. An derartige Vorkommnisse gewöhnt, gelang es ihnen bald, ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Allein die Spuren waren noch nicht ganz vergangen, als Lady Alicia auf dem Jägerhaus eintraf, um die bewilligte Unterrebung mit ihrem Gatten zu pflegen.

Ebgleich durchaus nicht schwach, war die stolze Dame doch erschüttert von der Veränderung, die wenige kurze Stunden an ihr hatten bewerkstelligen können. — „Barnard! Barnard!“ rief sie. „Sieh mich nicht so kalt an. Das bricht mich das Herz. Ich komme zu trösten, zu trösten, zu heilen.“ — Der Baron lächelte ungläubig. — „Du weißt nicht, was ich gelitten habe!“ fuhr sie fort. — Der Geklagene sah schweigend nach den Polizeioffizianten, die sich

in die Fensternische zurückgezogen hatten, um die Unterredung nicht mit anzuhören. — „Lydia ist diesen Morgen gestorben,“ sagte Milady hinzu; „die Nachricht von Hugo's Tode hat sie das Leben gekostet.“ — Ein tonlosendes Juden fuhr über Sir Barnard's Gesicht, und trampfhaft zogen sich seine Mundwinkel betab. — „Sind Ihre Wesche so gemessen,“ fragte er seine Wächter, „daß Sie uns nicht auf ein paar Minuten eine Unterredung unter vier Augen gestatten können?“ — Die Männer sahen einander an und schienen zu zaudern. — „Was haben Sie denn zu befürchten? Sie glauben doch nicht, ich werde Hand an mich selbst legen. So weit ist es noch nicht mit mir gekommen.“ — Die Polizeibeamten hatten aus dem, was sie von der Sade wußten, die Ueberzeugung gewonnen, daß die Hauptanfrage gegen ihren Gefangenen nicht aufrecht erhalten werden konnte; der Andrews'sche Fall kam aber allem Anscheine nach gar nicht vor die Assisen. — „Es ist nicht gerade gegen unsere Instruktion,“ bemerkte der Ältere von ihnen, „und wenn Sie Ihr Ehrenwort geben wollen, nicht zu entfliehen...“ — Der Baron wies nach dem vergitterten Fenster. — „Und sonst keine unerlegte Handlung zu begehen?“ — „Sie haben mein Wort und sollen für Ihre Gefälligkeit belohnt werden,“ versetzte Sir Barnard. — „Ich werde nicht lange in Haft bleiben.“ — So dachten auch die Polizeibeamten und begaben sich in die Halle hinauf, wobei sie jedoch die Vorhöfe gebrauchten, die Thüre der Wendeltreppe hinter sich abzuschließen. — „So ist also Lydia gestorben,“ sprach der Baron, indem er seiner Gattin einen vorwurfsvollen Blick zuwarf; „zuerst Ebert, dann sein Sohn, und nun seine Wittwe! So weit hast Du's mit Deinen Klänen gebracht! Der Name, auf den ich so stolz war, muß erlöschen oder auf sie übergehen, die ich hasse.“ — „Ich bin bestrast genug durch den Verlust Deines Vertrauens, Deiner Liebe,“ murmelte seine Frau, „durch das Scheitern meiner liebsten Hoffnungen. Sogar Deine Dienstboten wagen es mich zu insultiren.“ — „Wie das?“ — Sie erzählte nun, was vor wenigen Stunden zwischen ihr und der Geschlehterin vorgegangen war. Der Baron verlor gar die Fassung: „Du hast mich zu Grunde gerichtet!“ rief er. — „Ich habe von dem Jorn dieser Frau weit mehr zu befürchten, als von der lächerlichen Anklage, die über meinem Haupte schwebt! Sie weiß Alles. Sie richtete die Leiche zum Begräbniß zu, war anwesend bei...“ Er hielt inne, fürchtend, er möchte schon zu weit gegangen sein, und wandte sich ab. — „Sage mir Alles, Bernard,“ drängte Lady Alicia und legte ihre Hand auf seinen Arm; „hättest Du mir früher ganz vertraut, so wäre uns diese schmerzliche Erfahrung erspart gewesen. Ich bin kein Schwaches, zimperliches Mädchen, sondern ein Weib, das, wenn ihm auch die Straß des Mannes fehlt, wenigstens seinen starken Willen besitzt. Traust Du mir nicht aus Liebe, so nimm mich wenigstens als das Werkzeug Deiner Rettung an!“ — Ihr Gatte sah unentschlossen drein. — „Ich habe keinen Sohn mehr,“ sagte sie hinzu, „meine Liebe gilt nur Dir. Das Geheimniß, auf das die Squires angespielt hat, betrifft Deinen älteren Bruder?“ — „Ja.“ — „Der natürlich zufällig ertrunken ist?“ — „Ja.“ — „Starb er unverheirathet?“ — „Frage mich nicht weiter über diesen Gegenstand,“ sprach Sir Barnard mit besserer Stimme. — „Sohn fühle ich, daß der Jorn des Himmels wider mich gewäffnet ist. Von zwei Seiten droht mir Gefahr: von Bedford's Verrätherie, doch der ist mit Geld zu gewinnen, Leib und Seele — und von der Auffindung des Kästchens. Wo dieses verborgen ist, weiß nur ein lebendes Wesen.“ — „Der Schloffer!“ rief seine Frau. — „Für den laß mich sorgen. Aber das Kästchen?“ legte sie hinzu, „was enthielt das?“ — „Peweise für die Vergangenheit, Pelege für die Zukunft,“ versetzte der Baron. — „Wahnsinn! Warum hast Du sie nicht vernichtet?“ — „Soll ich Dir sagen warum?“ flüsterte ihr Gemahl, indem er sie näher an sich zog. „Weil ich, wenn ich den Beweis gegen mich beistellen wollte, zu gleich auch den für mich hätte aufgeben müssen. Mein

Großvater nämlich, der aberwärtige Alte, der mich von Dir, meiner ersten Liebe, trennte und mich zwang eine Andere zu heirathen, schrieb auf die Rückseite der Urkunde, in welcher einer seiner Ahnen das bisherige Mannesthegen in Ermanglung von männlichen Nachkommen auch auf die weibliche Linie ausdehnt, eigenhändig eine Anmerkung über die Heirath seines ältesten Enkels und die Geburt eines Erben.“ — „Aber wozu denn?“ rief Lady Alicia im höchsten Grade überrascht. — „Um dem Erlöschen seines Namens vorzubeugen. Wäre mir ein Sohn nachgefolgt, so hätten wir seiner Urkunde nicht bedurft, und Alles hätte noch gut gehen können. So aber muß nach meinem Tode — wie man allgemein annimmt — der Titel auf Edward kommen.“ — „Eine magere Erbschaft!“ bemerkte abschließend seine Zuhörerin. — „Wie aber, wenn er nun auch auf den Grundbesitz Anspruch macht?“ flüsterte Sir Barnard. „Versteht Du denn so schwer? Es muß ihm zufallen, oder...“ — „Aber?“ — „Muß die Urkunde probirt werden, welche Erbschaft und Titel an einen Anders bringt. Die Squires was einer der Zeugen von des alten Mannes Unterschrift, Edward's Vater der andere. Ich glaube zwar nicht, daß dieser wußte, was er beglaubigt hat; allein gleichwohl siehst Du, in weld' fatale Lage mich der Verlust des Kästchens bringt.“ — „Aber, lieber Freund, das sehe ich eben nicht ein,“ entgegnete seine Frau, „denn was nützte Dich sein Inhabt, wenn Du seinen Gebrauch davon machen kannst? Worauf ist hane, ist — daß Edward, der ja die Bestimmungen des Fideikommisses kennen muß, nicht nach dem Beweisdokument dafür fragt. Und jetzt — wie früher — handelt es sich dann einzig darum, daß das Kästchen nicht mehr zum Vorschein kommt. Dafür aber will ich schon sorgen.“ — In ihrer Verblendung dachte das räthselhafte Weib nicht, daß, wenn auch die weibliche Linie zur Erbschaft gelangte, nicht ihre Entlein Lydia, sondern Sir Barnard's Tochter — Mary — die Vererbte war; daß sie also — was sie auch immer thun möchte, — und den rechtmäßigen Erben der Erbschaft zu berauben — jedenfalls nur fremde Interessen, und zwar die Interessen der ihr verhassten Stiefochter förderte. — „Es ist mir jetzt Alles klar,“ fuhr sie fort. „Bedford, sagst Du, kann Dich verrathen?“ — „Wenn er nicht bedorben wird.“ — „An Geld soll es nicht fehlen,“ meinte Milady; „allein ist ihm überhaupt zu trauen?“ — „So lange er Geld bekommt.“ — „Out, ich verstehe! Und nun, Barnard, was für Anhalten hast Du zu Deiner Vertheidigung getroffen?“ — „Keine!“ war die düstere Antwort. — „Dann bin ich umschiffert gewesen. Ehe ich Moultry verließ, habe ich einen Cyressen zu Deinem Anwalt nach Creter geschickt. Er wird mit Tagesanbruch hier sein.“ — „Noch lange unterhielten sich die Weiden in süßemdem Tone, wobei der Gefangene seiner Frau alle Einzelheiten über Hugo's und George's Tod, sowie über William's Entführung mittheilte. — „Daß Du mir nichts verschwiegen?“ fragte sie, als er genügend hatte. — „Nichts!“ — „Dann stehe ich für den Erfolg!“ rief Milady; „die Ermordung Hugo's, der plötzliche Tod seiner Mutter müssen Theilnahme für Dich erwecken. Peim Vichte betrachtest, hast Du Nichts, rein gar Nichts zu fürchten.“ — „Du versiehst den Schloffer,“ versetzte Sir Barnard düster. — „Im Oequenstheil, der kommt mir nicht einen Augenblick aus dem Sinn, bis er nicht mehr zu fürchten ist,“ antwortete seine Frau. — „Und nun, Barnard, muß ich Dich verlassen. Mein Kopf ist voll von Plänen, die rasch zur Ausführung kommen müssen. Lebe wohl! Wenn meine Abwesenheit Dir die Gattin nimmt,“ sagte sie hinzu, „so läßt sie Dir doch eine Freundin zurück — die Hoffnung.“ — Mit diesen Worten verschwand sie und bald darauf lebten die Polizeibeamten in die Zelle zurück. Obgleich ihr Gefangener den Tag über weit gelächert war und sich frühzeitig zu Bette legte, war sein Schlaf doch suchbar unruhig, und bald nach Mitternacht hatte er einen neuen, nicht minder heftigeren Anfall, als den ersten. Am folgenden Morgen lief der Befehl ein, den Gefangenen bis

gegen Mittag zum Verhör vorzuführen. Als man ihm sagte, es sei Zeit nach Widfal aufzubrechen, ergriff ihn ein nervöses Zittern, und er fragte, ob viele Menschen im Parte verammelt seien. — „Nur Wenige,“ erwiderte einer der Policemen. „Und die Konstabler halten sie in Ordnung,“ fügte sein Kollege hinzu. „Sie haben nichts zu befürchten.“ — „Ich bin bereit,“ sprach Sir Barnard mit fester Stimme. — Einer der Männer ging nun voran, der andere folgte dem Gefangenen, der mit einem eigenthümlichen Ausdruck umfas, wie sie durch die große Halle schritten. — „Nimm meinen Fluch mit Dir!“ rief die Wittwe Miles Goring's, die den ganzen Morgen auf ihn gewartet hatte, „den Fluch des Weibes, der Du den Mann geraubt — des Todten, den Du zu Sünde und Verbrechen verlockt hast.“ — „Stille!“ riefen gebieterisch die Policemen. — „Zort! Zort!“ murmelte

der Gefangene. — Seit einer Stunde wartete ein Wagen vor der Haupteinfahrt zum Jägerhause, wo die widfaler Konstabler Hollis und King bemüht waren, den Andrang der Neugierigen zurückzuhalten. Als Sir Barnard erschien, durchlief ein Murmeln der Befriedigung die Menge. Er sah sie entrüstet an und versuchte die Stirne zu runzeln. — „Braucht nicht so finster drein zu blicken!“ rief einer der Landleute, „uns macht Ihr keine Angst nicht.“ — „Nein! und den Geschwornen auch nicht,“ rief ein Zweiter. — „Hierher, Sir Barnard!“ rüferte der vordere Policemen. „Schenken Sie dem Geschwör keine Acht!“ — Kaum hatte der Gefangene ein paar Schritte gemacht, so entfuhr ihm ein tiefer Seufzer und er fiel rücklings in die Arme des ihm folgenden Mannes. Rasch sprang der Erste hinzu und trug ihn mit seinen Kameraden in das Haus zurück, wo sie ihn



Der Gefangene fiel rücklings in die Arme des ihm folgenden Mannes.

in eben dem Lehnstuhle niederlegten, in dem wenige Tage zuvor Hugo verchieden war. Sie riefen laut nach Wasser, aber ehe es beigeschafft werden konnte, war der Baron eine Leiche. — „Ich weiß nicht, was ich sagen soll,“ meinte der ältere der Beiden. „Hältst Du das für einen natürlichen Tod?“ — „Darüber laß die Jury entscheiden,“ versetzte sein Kamerad. „Unsere Pflicht ist klar. Du bleibst hier, und ich gehe nach Widfal, um das Gericht von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Im Ganzen ist's eine mißliche Geschichte,“ fügte er hinzu — eine Bemerkung, der sein Genosse vollkommen beipflichtete.

Groß war das Erstaunen der Richter, als statt des Gefangenen die Nachricht von seinem Tode eintraf, und alsbald wurde Cranion auf das Jägerhaus abgeordnet. Der Präsident erklärte, die Sitzung vor seiner Rückkehr nicht aufheben zu können. — „Nun,“ fragte Squire Peasam den Ein-

tretenden, „der Erfund?“ — „Ein Schlagfluß,“ erwiderte der Doktor. „Die Symptome sind unverkennbar.“ — „Gott sei Dank!“ murmelte der ehrwürdige Mann, „so ist ihm wenigstens ein Verbrechen erspart geblieben.“ — Mit dieser unerwarteten Entwicklung schlug auch die öffentliche Meinung plötzlich um, und überall gab sich ein tiefes Mitgefühl für die Familie kund, die auf so erschütternde Weise ihres Hauptes, des jungen Erben und seiner Mutter beraubt worden war. — „Das Alles hat der Hausmeister angerichtet,“ hieß es allgemein, und wäre Humphrey Skillet nicht in einem so festen Gebäude gefessen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Böbel dem langjamten aber sicheren Lauf der Gerechtigkeit vorgegriffen haben würde. Es ist unter Umständen ein Vortheil im Gefängniß zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an den Sommer.



Sommer lecht nach blum'ger Halbe,
 Auf die Wiesen, an den Rain,
 Ueber'm See und über'm Walde
 Glänzt sein gold'n'r Sonnenstein,
 Bunte Schmetterlinge fliegen
 Gaufeln durch den Himmelsraum;
 O, wie ist's da schön, zu liegen
 Träumend unter'm grünen Baum!

Sangesfreude Lachen steigen
 In den Rethen hoch empor,
 Und es schallt aus allen Zweigen
 Luksus munt'rer Wägelcher;
 Wälsch, Weißstatt, wilde Rosen,
 Noch vom Thau' junckelnd klar,
 Binden Mädchen sich kein Reizen
 Wilder Lüfte in das Haar.

Schön und heiter wie die Sonne,
 Jugendfrisch, wie erstes Grün
 Blühen sie in sel'ger Sonne,
 Blumen sind's, die lieblich blüh'n.
 Und so mögen ihre Jahre
 Wie ein Spiel verüber zieh'n,
 Und in ihrem Lodenhaare
 Wäge nie der Kranz verblüh'n.

Metz beytrag.

Deutscher Geist und deutsche Männer.

V.

Joseph der Zweite.

Von Dr. H. Buchner.

Einer der edelsten und zugleich der unglücklichsten deutschen Fürsten war Kaiser Joseph II. Denn ist nicht Derjenige vor Allen zu nennen, welcher mit ganzem Herzen das Beste will, ein mühevolles Leben hindurch es zu gestalten strebt, und am Ende seiner Tage den ganzen Bau seiner Lebensarbeit zusammensinken sieht?

Kaiser Joseph der Zweite war der Enkel des letzten habsburgischen Kaisers Karl VI., dessen Tochter Maria Theresia vermählt war mit Franz von Kohringen und Toskana, dem nachherigen Kaiser Franz I. Joseph's Geburt am 13. März 1741 fiel in eine Zeit der Verdrängung und Angst; denn Friedrich II., König von Preußen, war kurz vorher in Schlesien eingezogen; zu gleicher Zeit drangen die Bayern und Franzosen in Oesterreich ein. Maria Theresia flüchtete nach Presburg; dort vor der zahlreichen Versammlung der ungarischen Edeln zeigte sie sich in Trauergerändern, ihren zarten Sohn auf dem Arm. Erührt durch die Worte und die Thränen der schönen unglücklichen Frau rissen die Ungarn ihre Säbel aus der Scheide und riefen: Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia! Ein rasch gesammeltes Heer befreite Oesterreich wieder von den Feinden. — Joseph's Erziehung ward einem edeln Ungarn anvertraut, dem Feldmarschall Batthanyi, auch trug er als Kind ungarische Kleidung. Die edle Mutter suchte dem Knaben zu christlicher Frömmigkeit zu erziehen, und tabelte ihn einst bitter, daß er beim Beten den Knien ein Kissen unterlege. In Erdbeschreibung und Geschichte, besonders derjenigen der österreichischen Länder, in den alten und neueren Sprachen ward Joseph gründlich unterrichtet; er sprach und schrieb als Kaiser nicht allein vorzüglich deutsch, sondern auch fertig französisch, italienisch, lateinisch, böhmisch und ungarisch. In der Tonkunst ward er unterrichtet; Maria Theresia hoffte, ihm dadurch seinen Eigensinn abzugewöhnen; er spielte später fertig Violine und Violoncell, sang auch gut. Doch ähnete sich des Knaben lebhafter Geist nicht allein in trefflichem Gedächtniß und Verabgierde, sondern auch in Leidenschaft, Zor-

rigkeit und Unruhe. Er ward ein schöner, kräftiger, in allen Leibesübungen wohl gewandter Jüngling. — Als der siebenjährige Krieg 1756 ausbrach, wünschte Joseph in der Fülle jugendlicher Kraft denselben beizuwohnen; allein die besorgte Mutter gestattete es ihm nicht. Im Oktober 1760 vermählte er sich mit der liebenswürdigen und anmuthigen Prinzessin Isabella von Parma; die innigste Liebe verband das junge Paar; aber schon nach drei Jahren ward ihm die Gattin seiner Jugend entrisen durch die Mattern, welche damals so manches frische Leben hinwegrafften. Einige Jahre später vermählte sich Joseph zum zweiten Male, und zwar mit einer bairischen Prinzessin; aber diese Ehe war nicht glücklich; und als auch die zweite Gemahlin an den Mattern gestorben war, wandte Joseph fortan seine ganze Liebe seinem Lande und Volke zu.

Am 3. April 1764 ward Joseph feierlich in Frankfurt zum römischen König gekrönt; der junge Goethe wohnte den Festlichkeiten bei und hat sie gar anmuthig beschrieben. Als Franz I. am 18. August 1765 unerwartet vom Schlage gerührt starb, sah sich der vierundmanzigjährige Erzbischof auf den Kaiserthron erhoben. Da indeß die kaiserliche Gewalt zu jener Zeit bereits fast bedeutungslos geworden war und an der sehtbegründeten Macht der einzelnen Landesfürsten, besonders Preußens, einen starken Widerstand fand, so ist Joseph II. fast nur als Herrscher der österreichischen Erblande zu betrachten. In diesen aber war seine Stellung durchaus nicht nebenswerth. Als Kaiser das Oberhaupt aller deutschen Reichsfürsten, war er als Erzbischof von Oesterreich noch immer seiner Mutter Maria Theresia untergeordnet, welche eine viel zu selbstständige bedeutende Frau war, um Joseph's Einfluß allzulehr nachzugeben. Zwar ward er zum Mitregenten von Oesterreich ernannt und ihm die Oberleitung des gesammten Kriegswesens übertragen; und im Bunde mit dem Staatskanzler Fürsten Kaunig gelang es auch, bei mancher wichtigen Gelegenheit seiner Ansicht Geltung zu verschaffen; im Ganzen waren aber diese Jahre der Unselbstständigkeit dem kräftigen, lebhaften Manne eine gar unbedeutende Zeit. Er bemühte sich, seine Kenntnisse zu erweitern; besonders liebte er es, durch Reisen nach den verschiedenen Theilen des Landes Alles recht genau kennen zu lernen. Er reiste stets mit wenigen Begleitern, in einfachster Kleidung; ihm genügte einfache Nahrung und zum Nachtlager eine Schütte Strohh mit einer Hirschhaut bedekt; überall aber gewann er durch seine kaiserliche Freigebigkeit, durch die Güte und Herablassung, welche er dem Volke bewies, durch unermüdete Sorge für dessen Wohl, durch die Strenge gegen den hochgeheilten Tränger die warme Liebe der Untertanen. Mehrmals besuchte er Böhmen, Ungarn, Galizien, Italien; 1769 traf er zu Neisse in Schlesien mit dem Könige zusammen, welcher dem österreichischen Staate so schwere Wunden zugehauen hatte, mit Friedrich dem Großen. Joseph II. verehrte ihn längt und ward jetzt durch die Nothwendigkeit gemeinschaftlicher Abwehr gegen die Uebermacht Rußlands dem alten Feinde noch näher gebracht. Die mehrtägige Zusammenkunft war überaus freundschaftlich. Auf der Reise durch Böhmen war es, wo Joseph einen Bauern hinterm Pfluge sah, lebhaftes mißbegierigen Sinnes aus dem Wagen sprang und selbst einige Furchen mit dem Pfluge zog, um anzudeuten, daß der Ackerbau auch die Hand des Kaisers ehere. Das so von ihm gepflegte Feld ist noch mit einem Marmorcentmale besetzt. Im folgenden Jahre machte Friedrich II. seinem großen Schwür einen Gegenbesuch in Mährisch-Neudorf, bei welcher Gelegenheit die frühere Freundschaft noch mehr befestigt ward. — Die berühmteste seiner Reisen machte Joseph II. 1777 nach Frankreich, wo seine Schwelger Marie Antoinette die in Jugendfrische blühende Gemahlin König Ludwigs XIV. war, dem sie sechszehn Jahre später aus's Hutgerüste folgen sollte. Joseph II. reiste nach seiner Gewohnheit als Graf Salentinn mit fast bürgerlicher Einfachheit; aber überall empfing ihn die begeisterte Verehrung der Deutschen und Franzosen. Eine Wohl-

nung im stolzen Königsschloß von Versailles schlug er aus und bezog einen Gasthof zu Paris, um die Wertwürdigkeiten der gewaltigen Stadt desto ungeörtert kennen zu lernen. Die größte Aufmerksamkeit widmete er allen Einrichtungen, welche ihm gemeinnützig und erhabenswerth schienen; er sah die Krankenhäuser, die Taubstummenanstalt, das große Invalidenhaus, die königliche Tapetenweberei und Porzellanfabrik, besuchte die Kirchen, Bibliotheken, Zenghäuser, Gerichtshöfe und Akademien, überall sich belehrend, überall liebenswürdig. Auf der ferneren Reise, welche Joseph II. bis an die spanische Grenze fortsetzte, wandte er ebenso seine Aufmerksamkeit dem Handel, dem Fabrik- und Seewesen zu; allen Festspielen, Festessen und glänzenden Empfangsfeierlichkeiten ging er aus dem Wege; berühmte Gelehrte dagegen suchte er auf; so zu Vorn den Dichter Haller, zu Winterthur den frommen Prediger und Gelehrten Lavater.

Am nächsten Jahre gerieth Joseph II. in ersten Zwiespalt mit Friedrich II., wie denn diese zwei großen und mächtigen Geister fortan unbedequate Nebenbuhler blieben. Der Kaiser wünschte sehr Bayern zu erwerben; als Ende 1777 der letzte Kurfürst starb, veranlaßte jener den nächsten Erben, Karl Theodor von der Pfalz, gegen andere Entschädigung Bayern an Oesterreich abzutreten; ein österreichisches Heer rückte ein. Friedrich der Große konnte eine solche Machtvermehrung der Familie Habsburg nicht gleichgültig ansehen; er veranlaßte den zukünftigen Erben Karl Theodor's, den Herzog Karl von Zweibrücken, seine Ansprüche geltend zu machen, und erklärte, Preußen werde dieselben vertheidigen. So kam es im Jahre 1778 zu einem Arge. Inzwischen wurden taufend Streiter standen auf jeder Seite; aber Joseph II. wagte gegen Friedrich keine Feldschlacht; dieser dagegen wollte nicht sein Heer an den starken Bergschanzen der Oesterreicher opfern. Maria Theresia verabredete das Mutorgieigen und brach auch während des Krieges die Unterhandlungen nicht ab, so daß dieser friedliche Krieg gemeinslich der Zwischentrommel oder Kartoffelkrieg genaunt wird; Krankheiten und Mangel rafften mehr Leute hin als die Waffen. Am Herbst 1779 zog sich Friedrich wieder aus Böhmen zurück; im Frühling 1779 war der Frieden von Teschen abgeschlossen, durch welchen Joseph II. statt des geboffenen Bayerlandes nur einen kleinen Landstrich rechts vom Inn gewann. Er war darüber sehr verstimmt. Als er einige Jahre später seine Lauspläne erneuerte, widerlegte sich der „alte Frie“ abermals und stiftete den sogenannten Fürtienbund zur Erhaltung der bestehenden Reichsverfassung, so daß Joseph abermals auf die Vergrößerung Oesterreichs und die Zerstückelung Bayerns verzichten mußte. — Durch den Tod seiner Mutter am 29. November 1780 ward Joseph II. endlich aus einem Zudrucker ein Herrscher. Mit Verehrung, aber bisweilen mit Mißvergnügen hatte er sich der Mutter Willen gebeugt; nun in der Fülle männlicher Kraft, vierzig Jahre alt, rüstete er sich, seinen Vätern zahlreiche Verbesserungen zu gewähren, sie durch größere Anklärung, durch Freiheit des Geistes und allgemeine Gleichheit vor dem Gesetze zu beglücken. Er gebot, daß fortan alle Schriften gedruckt werden dürften, wenn sie nur gegen die christliche Religion und die gute Sitte nicht anstießen; Beurtheilungen dagegen sogar des Landesfürsten sollen nicht verboten werden. Er hob die geistlichen Orden auf, welche nicht als Krankenpfleger, Seelsorger oder Lehrer thätig waren; ihre Grundstücke wurden verpachtet, der Ertrag zur Einrichtung von Piarreien und Volksschulen benutz. Den Protestanten gestattete er, eigene Kirchen, Prediger und Lehrer zu haben, erlaube ihnen Güter zu erwerben, Aemter zu bekleiden, Handwerke, Künste und Landbau zu üben. — Auch in allen übrigen Gebieten der Staatsverwaltung war Joseph unermüdet, das Veraltete zu entfernen, das Neue aufzubauen. Die Verbesserung der Schulen durch Erweiterung der Lehrgegenstände und Einführung besserer Bücher, die Begründung zahlreicher Volksschulen lag ihm besonders am Herzen; an den Universitäten führte er den Gebrauch der deutschen Sprache ein. Die Leib-

eigenschaft der Bauern hob er auf, welche, bisher an den Grund und Boden gefesselt, nur mit Erlaubniß ihrer adeligen Erbberrn heirathen, wozuziehen, Handwerke oder Künste treiben durften. In seinem neuen Gesetzbuche schaffte er die alten barbarischen Strafgesetze ab, und verpanderte sie in die freilich sehr schmerzlichen Strafen des Schiffbruchs an der Donau und des Mordmordens im Kerker. Daß aber auch hochadelige Verbrecher solche Schmach erlitten, nahmen ihm die bisher Verurtheilten sehr übel. Noch mehr ergrimmten sie, als sie gleich den Bauern sollen bestraft werden, und besonders in Ungarn brach der bisher allmächtige Adel in laute Klagen und offene Empörung aus. So sah er sich auf seinem Todesbette genöthigt, einen großen Theil der heilsamen Verbesserungen, durch welche er Ungarn, Belgien und seine deutschen Länder zu beglücken gedacht hatte, betrübten Herzen wieder zurückzunehmen.

Joseph II. hatte mehrere Weiber nach Auslan gemacht, um mit der mächtigen Kaiserin Katharina II. sich näher zu verbünden; durch dieses Bündniß sah er sich aber 1788 in den Türkentrieg verwickelt. Er selbst begab sich an die andere Donau, theilte im ungelungen Sommerfeldzuge die Mühen und Entbehrungen seiner Krieger wie zehn Jahre zuvor; abermals aber bewies er, daß er kein Feldherr sei, und mußte dem alten Handgenen Laudon den Oberbefehl überlassen. Kranke kam er aus Ungarn zurück nach Wien, gemeinlich durch Prust- und Verzeiden und eine zunehmende Schwäche. Dazu kamen die bitteren Nachrichten vom Ausflusse der Belgier, das qualende Bewußtsein, daß das Werk von zehn Jahren, die Befreiung des Bodens und der Geister, an dem Widerstande seines Volkes scheitern werde. Im Jahre 1789 besserte sich scheinbar sein Befinden. Die Eroberung der türkischen Hauptstadt Belgrad am 9. Oktober war Joseph's letzte Freude; er ward immer fräntler und im Februar 1790 fühlte er seinen Tod nahen. Er fürchtete ihn nicht; den Leibzart, welcher ihn darauf vorbereitete, beidesinte er mit schmerzlichen Gulden und dem Freiserrnang. Bis zu seiner letzten Stunde behielt er das volle Bewußtsein; am Abend vor seinem Tode fertigte er noch achtzig Unterschriften aus. Oessentliche Gebete für seine Genesung verbat er sich; „Wer mich liebt,“ sprach er, „wird für mich beten; die ich nicht aber nicht lieben, will ich nicht zum Beten nöthigen!“ Auf den Tod vorbereitet, unter Gebeten und Worten des Glaubens, starb der edle Kaiser in der Frühe des 20. Februar 1790. Zwei Tage darauf ward sein Leichnam in der kaiserlichen Familiengruft in der Kapuzinerkirche beigelegt.

„Als Mendich und Fürtz glaube ich meine Pflicht gethan zu haben! Ich wollte, man schriebe auf mein Grab: hier ruht ein Fürtz, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen! Eins schmerzt mich vor Allem, das ich durch so viele Lebensmühen so wenig Gütliches und so viele Unbanfars gemacht habe.“ Mit diesen Worten des Schmerzes schied Joseph II. aus dem Leben. Unfähig, die gesunkene kaiserliche Macht wieder herzustellen, wollte er doch sein Oesterreich befreien und beglücken. Aber er thate seinen Samen in nicht vorbereitetes Erdreich; was in Deutschland anging, war gewagt in den übrigen Ländern des weiten Reiches; von Herzen wohlmeinend, einheitsvoll und durchgreifend, beleidigte Joseph II. seine Unterthanen doch durch die Hast und Gewaltsamkeit, womit er ihnen seine Wohlthaten andrängte; um das Volk zu beglücken, mußte er zahllose erbliche Vorrechte unthun; und so erntete er, mit dem besten Willen wirkend, überall Feindschaft, Schmählung, bitteren Haß. Virtute et exemplo vor sein Wahlspruch, und er durfte ihn ohne Sden aufweisen; aber leider kam er zu spät zur Herrschaft, ging zu rath voran, schied zu früh aus dem Leben. In vielen Guten gehört aber nicht allein edler Wille und Vorbild, sondern auch Geduld, und vor Allem Zeit. — Einfachheit liebte Joseph über Alles; er füllte sich hart und bedeutend genug, um leere Pracht zu verachten. Seine Kleidung war die weiße Uniform, auf Reiten ein schlächter, dunkelhaariger

Kod. Gegen seine Diener gebrauchte er nicht das sonst so allgemein übliche *Er*; seinen Rätben und Feldherren bewies er stets gleiche Herrlichkeit und Freundschaft. Früh stand er auf, um sofort an die Arbeit zu gehen; das einfache Mittagsmahl nahm er erst, wenn die Hauptgeschäfte abgethan waren, um drei, vier, fünf Uhr. Der Kaiser trank nur Wasser; seine Erholung von den schweren Pflichten der Regierung war ein Spazierritt am Mittag, nach Tisch eine Stunde lang Musik, Abends das Theater oder eine Gesellschaft vornehmer Damen, welche er mit seinen Freunden Lacu und Rosenbergl besuchte. Oft fand ihn dann noch die Mitternacht an der Arbeit. Seine Lieblingserholung war das Reiten, welches aber zum Hauptzweck nicht leere Lustbarkeit hatte, sondern Belehrung des Herrschers, Anknüpfung

staatsmännischer Unterhandlungen, Hebung der Bürger und Bauern. Denn Joseph war ein bürgerfreundlicher Mann. Den Festungsring um die innere Stadt Wien ließ er mit schönen Wegen und Baumreihen versehen; den Augarten übergab er dem Verkehr und ließ über den Eingang setzen: Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer! Den Prater, welcher bisher nur dem Adel geöffnet war, bot er allem Volk als Spaziergang dar; und als der gekränkte Adel um die Abstellung dieser Maßregel nachsuchte, gab Joseph die treffende Antwort: „Wenn ich immer unter meinesgleichen sein wollte, so müßte ich zu den Kapuzinern in die kaiserliche Gruft steigen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung; der hat einen Vorzug vor Anderen bei mir, der gut denkt und ehrlich handelt, und



Joseph der Zweite. Kaiser von Oesterreich

nicht der, welcher kein anderes Verdienst aufweisen kann, als daß er Fürsten seine Anherren nennt! — Er war in Geschichte und Staatswissenschaft, den französischen und italienischen Dichtern, in Mathematik und Kriegsbaukunst wohl unterrichtet, und rastlos bemüht seine Kenntnisse zu bereichern. Er liebte sehr die Tonkunst; den Ruhm, wie Friedrich der Große selbst zu dichten, verschmähte er; dagegen sind seine deutschen Briefe Muster des Geistes und förmigen Ausdruckes. Das Deutsche begünstigte er durchaus: in allen Kronländern wollte er die deutsche Sprache zur Sprache der Gerichte erheben; das wiener Theater galt damals für das beste in Deutschland. Durch diese Vorliebe für das Vaterländische, durch die Abneigung gegen alles Fremde unterzeichnet sich Joseph II. vortheilhaft von Friedrich dem Großen. — Großmüthig mit seinem eigenen Vermögen, war er hausväterlich

mit demjenigen des Staates; Beleidigungen und Schmähschriften, die gegen ihn selbst gerichtet waren, verzieh er mit kaiserlicher Guld; wo er aber einem Widerstande gegen Maßregeln begegnete, welche ihm heilsam und notwendig erschienen, da konnte der sonst so liebenswürdige, freundliche Mann nicht nur scharf und bitter, sondern sehr heftig werden. Er meinte es so herzlich gut, daß er sich selten Zeit nahm, die zahllosen Neuerungen völlig zu glibern; durch Aenderungen, Einschränkung und Erweiterung suchte er dann zu bessern, und gab so den Unterthanen den Vorwurf der Hast, der Unruhe, der Voreiligkeit, des steten Wechsels an die Hand. Er sah im Geiste das fürchtbare Ungewitter der französischen Revolution heraufziehen: er hoffte deren Wirksamkeit wenigstens für Oesterreich durch wohlgemeinte, kräftig gegen Geillichkeit, Adel und Volk durchgeführte Neue-

rungen zu vorzutommen; aber ach! der edle Herrscher mußte allzufrüh bekümmerten Herzens von dem Leben scheiden, und über seinem Sarge stürzte das Werk eines müherreichen Lebens zusammen.

Kaiser Joseph II. war ein schöner, stattlicher Mann; seine Farbe frisch, das Haar lichtbraun, die Augen von klarem Blau, welches als Kaiseraugenblau bei den Wienern damals Mode war. Heiterkeit und geminnende Milde sprach sich zumeist in seinen Zügen aus. Die Stimme war hell und durchdringend; die rasche Sprache verkündete den Herrscher, welcher an Gehorsam gewöhnt ist; alle Bewegungen waren rasch. Die Knechtlichen und Befangenen seiner Unterthanen fürchteten und haßten, die Aufgeklärten verehrten ihn. Sein Neffe Kaiser Franz II. setzte ihm vor der wiener Hofburg ein schönes Reiterstandbild in römischer Tracht; es trägt die bezeichnende Inschrift in lateinischen Worten: Dem

Kaiser Joseph dem Zweiten, welcher für das öffentliche Wohl lebte, nicht lange, aber ganz!

Das Kloster Mafra

in Portugal.

In der nächsten Umgebung der portugiesischen Hauptstadt Lissabon ist die Erde geeignet mit aller Fruchtbarkeit eines südlichen Landes. Die Mazie und Centifolie, letztere in baumähnlichen Sträuchern, behangen mit Tausenden rother Rosen, vermischen dort ihren Wohlgeruch mit den weißen Blüten der Orangen, die unter der Last der goldschimmernden Früchte saft zu brechen drohen. Citronengärten, von Kastanien umsäumt, Olivenwäldchen und Fruchtfelder, hohe Ulmen,



Das Kloster Mafra bei Cintra in Portugal.

um welche dreifache Nebenguirlanden bis in die Wipfel ranzen, geben ein glänzendes Zeugniß von der reichen Fülle des portugiesischen Bodens. — Je näher man aber an Mafra gelangt, desto öder, trodener, staubiger und steriler wird das Land, und selbst wenig Pinien spenden ihrer Fächerkrone schattiges Laubal dem von der Glut der Sonne erpikten Wanderer. — Mafra ist heute ein elendes Städtchen von 2500 Einwohnern, und Niemand im Auslande würde es kennen, rage nicht dort aus der Mitte zerfallener Hütten ein wahrer Feenpalast, Kloster und Schloß zugleich, dessen kupferne Dächer weithin glänzen wie Gold, wenn die flammende Sonne Portugals ihre Strahlen darauf fallen läßt. Durch Alfonso Henriques wurde Mafra im Jahr 1446 den Mauern entrißen, als ersterer Fürst den Emir Zsmar in der Ebene von Ourique in Alentejo, nicht fern von der algarvischen Grenze gelogen, besiegt hatte. Den für die Mauern unglücklichen Ausgang dieser Schlacht verfolgte

Alfonso, zubenannt der „Conquistador oder Eroberer“, eroberte Leyria, wohin sich die Trümmer von Zsmar's Heer geflüchtet, und unternahm sich auch Santarem, Cintra und Mafra. — Palast und Kloster Mafra erbaute König Johann V. in den Jahren 1717 bis 1731, und ein Deutscher, Johann Friedrich Ludovici, soll den Plan zu diesem kolossalen Prachtbau entworfen haben, der ein Viereck bildet, 700 Fuß lang und 670 Fuß breit, nicht weniger denn 870 Appartements enthält, darunter 300 Mönchszellen, nebst 5200 Fenstern. Im Westen befindet sich die Hauptfront, deren Fassade dreifach gegliedert ist; den mittleren Theil bildet die Kirche, mit zwei durchbrochenen Thürmen geschmückt; der südliche Anbau umfaßt die Gemächer der Königin, der nördliche die des Königs. Vom Boden der platten Terrasse erhebt sich das Gebäude zu einer Höhe von 130 Fuß; die beiden Thürme der Kirche aber, das darauf befindliche Kreuz mitgetradmet, überragen das Ganze um

mehr als das Doppelte. Die mit Kuppeln bedeckten Pavillons an den Flanken der Nord- und Südseite sind aus Backsteinen von ausgezeichneter Arbeit ausgeführt; ihr Fundament aber besteht aus Granit. Weht man die breite zur Kirche führende Freitreppe hinauf, so gelangt man zuerst in einen von sechs Säulen gebildeten Vorhaus, von denen zwei Heiden über einander stehen und durch einen Giebel abgeschlossen werden. Von dieser Art Restitui führen drei Thore in das Innere des Gotteshauses. Die Säulen über dem Vorhaus lassen Raum für einen Balcon, der „des Segens“ benannt, in dessen Nischen die Statuen des heiligen Dominikus und Franz stehen, während den Fronton die der heiligen Isabella und Klara zieren. Die gewaltige Doppeltreppe selbst wächst gleichsam riesengroß aus dem Mittelschiff der Kirche in den blauen Aether, und schließt das majestätische Wunderwerk mit einem goldenen Kreuz harmonisch ab. So kühn ist die Konstruktion der Kuppel und so gewaltig ihre Ausdehnung, daß sie den Vergleich mit der Peterskirche in Rom nicht zu scheuen braucht. Die in den Thürmen aufgehängten Glocken betragen die kolossale Anzahl von hundert und fünfzehn; eingerechnet sind hierbei jedoch die zu den Glodenspielen gehörigen, die am 22. Oktober 1730, dem Geburtstag des Gründers, zum ersten Male ihre metallenen Stimmen ertönen ließen. Das Innere der Kirche ist mit kaum glaublicher Pracht ausgestattet; das Auge irt ermüdet und gelendet von Säulen zu Vasenreliefs, von Statuen zu Marmoraltären, Gemälden, Widwerten von Gold, Eisenblech und Erz, Musikanstrichen, den kostbarsten Eitelsteinen besetzt; der Luxus der Ausstattung übertrifft jede Vorstellung. In der Vorhalle und den Seitenschiffen stehen 58 Kolossalstatuen von Aposteln und Heiligen aus karthagischem Marmor von ausgezeichneter Schönheit; alle Thürbefeidigungen bestehen aus schwarzem Marmor, der Eingang zum Chor ist von Bronze und mit Silber- schmuck überdeckt, die Altäre bestehen meist aus Jaspis; selbst die Bände und der Majord der Sakristei bestehen aus Marmor. Unter den königlichen Gemächern des Palastes heben wir den Saal Don Fernando's hervor, eigentlich eine Art Ansehn zu nennen. Zwar schließt dasselbe keine alten Meisterwerke ein, sondern nur Gemälde neuerer Künstler, unter denen jedoch Bilder von Remajes, Jonica und die Seefischerei am Kap Vincent erwähnt werden mögen, von Morel Jatio gemalt. Ferner ist die Bibliothek in einem Saale von seltener Schönheit mit Holzskulpturen, Gallerieen, Marmorbefeidigung angefüllt, und ist namentlich reich an alten portugiesischen und französischen Manuskripten aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der zum Bau verwendete Marmor ist bei Cintra und Pero-Vinheiro gebrochen worden. Nach der Vollendung dieses lotharen und großartigen Baues erhielt Johann V. vom Papst Benedikt XIV. den Titel eines allergerneften Königs.

Die Stieftochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Rechnungsähnliches Kapitel.

Das Verhör Humphrey Miller's enbte, wie nicht anders zu erwarten stand, damit, daß er sowohl in Beziehung auf Miles Coring, als auf Hugo Gaston wegen Worts in Anklagestand versetzt und vor die nächsten Assisen verwiesen ward. Die Untersuchung wegen der Ermordung von Bella Harding aber wurde wegen mangelnden Beweises eingestellt. Der erste Gegenstand des Verhörs war der Tod Coring's. Aufangs leugnete Humphrey frech, indem er sich auf das Zeugniß Sir Barnard Gaston's berief, der seine Unschuld bestätigen müsse. Als er aber vernahm, daß dieser vor wenigen Stunden gestorben sei, da vertlich ihn seine mühsam behauptete Zeugnis, und er setzte den weiteren Fragen des

Nichters ein härteres Schweigen entgegen. — Bedford, den — wie wir oben bemerkt — schon Squire Beacham bis auf Weiteres auf freien Fuß gesetzt hatte, wurde der strafbaren Theilnahme an William's Entführung entbunden, da er aus den Briefen Sir Barnard's nachweisen konnte, daß seine Thätigkeit sich einzig auf Anschaffung eines Schiffes zur Entfernung des Anab von England beschränkt hatte.

Doktor Tranion war es durch Anwendung chemischer Mittel gelungen, die verbliebenen Buchstaben auf dem Hemd und Halstuch wieder aufzutriften. Aus beiden waren es dieselben: R. G. Edward Gaston vernahm dieses Resultat ohne Bemerkung, ja ohne die mindeste Ueberrajung zu ver-rathen. Aus seinem Benehmen hätte man schließen mögen, er habe das nicht anders erwartet.

Doch kehren wir jetzt zu Lady Alicia zurück, die wir — den Kopf voll Plänen — auf ihrem Heimwege nach Moultry verlassen haben. Sie empfing die Nachricht von Sir Barnard's Tode mit einem jener leidenschaftlichen Schmerzesausbrüche, welche um ihrer Heftigkeit willen bald vorübergehen. Am ersten Tage ihres Wittwenstandes war sie der Verweilung zum Raube, aber schon der zweite traf sie gefaßt, kalt und ruhig, bereit zum Handeln. Ihre erste Sorge war, das Testament ihres Gatten anzufinden, das sie auch wirklich in dem Kabinete vorfand, mit der Aufschrift: „Nach meinem Begräbniß zu eröffnen.“ Ohne Hörgen erbrach sie den Umschlag und machte sich mit dem Inhalt des Testaments bekannt. Es war kurz. Ueber die Vererbung von Moultry bestimmte das Familienstatut. Für sein übriges — immerhin noch sehr bedeutendes Vermögen an Grundbesitz sowohl als an Kapitalien war Hugo, und im Falle seines Vorabsterbens seine Schwester Sophia zum Universalerben eingesetzt. Lady Alicia's und seiner beiden Töchter war mit keiner Seele darin gedacht. „Nachsüchtig bis an's Ende!“ grollte Milady und stieß das Testament entristet vor sich. „Laura wird sich nicht viel daraus machen, sie ist gut verheiratet und reich ohne sein Geld, aber ich — ich habe Nichts, als dieses erbärmliche Witthum.“ Wenn sie sich auch nach dem, was nach der Katastrophe, die Ebert's Tod herbeigeführt hatte, zwischen ihnen vorgefallen war, nicht eben viel Hoffnung auf Berücksichtigung von Seiten ihres Gatten machen konnte, so hatte sie doch eine solche leghwillige Verfügung nicht erwartet. Allein wenige Stunden Nachdenkens überzeugten sie, daß das Testament im Ganzen genommen ihrem Vortheil doch nicht so sehr widerspreche, als sie befürchtete. Immer in gefährlichen Unternehmungen verwickelt, für deren Durchführung Gold der wichtigste Hebel war, hatte der Baron beständig eine bedeutende Summe in baarem Gelde vorrätig. Ohne Bedenken nahm die Wittve hiervon Besitz, sie sah es als eine schwache Entschädigung für das Uebergehen im Testamente an. Dann schrieb sie an Laura und ihren Gatten, nunmehr Lord Hagmond, dessen schlauen und entschiedenen Charakter sie nach der Heirat ihrer Tochter Gelegenheit gehabt hatte kennen zu lernen. Sie fühlte das Bedürfnis, bei der bevorstehenden Zusammenkunft der Familie einen Bundesgenossen zur Seite zu haben und glaubte einen solchen in ihrem Neffen zu finden. Nicht als ob sie auf seine Dankbarkeit gerechnet hätte — diese Illusion war ihr vergangen — aber ihr Interesse konnte ein gemeinsames werden, und dadurch hoffte sie ihn gewinnen zu können. Die Veschlechterin hatte sie völlig mit sich ausgeöhnt, ja aus der erbosten Gegnerin eine ergebene Anhängerin gemacht, indem sie bei allen Vorkommnissen ihren Rath einholte. — Bedford war trotz seiner Freisprechung bis jetzt nicht nach Besswid zurückgekehrt. Der Wutische wollte ihn im Besitze eines Geheimnisses, das einen Geldwerth hatte, die Frage war nur die wie es zu Markte bringen. VIELICHT hatte ihn auch Sir Barnard ein Legat ausgeleht — und so beschloß er, wenigstens bis nach Eröffnung des Testaments in der Hube zu bleiben. Anzudehen nahmen die Jaristungen zu dem Begräbniß ihren Fortgang. Zwei Tage, ehe es stattfinden sollte, fanden sich Laura und ihr Gemahl ein. Lady Alicia

hatte sie seit ihrer Verheirathung nicht mehr gesehen und war hoch erkaunt über die Veränderung, die inzwischen mit ihrer Tochter vor sich gegangen: es war wirklich fast ein Wunder zu nennen. Sie war nicht mehr das eigensinnige, launische Wesen wie früher, sondern sanft, ruhig und folgiam. Es mußte kein Leichtes gewesen sein ihren Sinn zu beugen, und Sir Barnard's Wittve bemerkte dies gegen ihren Schwiegersohn. Der Lord lächelte. — „Aber wie hast Du das nur angegriffen?“ fragte seine Tante. — „Das ist ganz einfach,“ erwiderte er; „die Weiber sind leicht zu regieren, wenn man nur den rechten Weg einschlägt!“ — „Ich fürchte, Du hast den Tyrannen gespielt,“ rief Lady Lydia. — „Den Ehemann, wollen Sie sagen,“ verbesserte ihr Neffe. „Hätte es der arme Sir William so gemacht, so wäre sein Loos wohl ein anderes gewesen. Aber wie sieht es mit dem Testament?“ fügte er hinzu. — „Alles ist Lydia vermachet.“ — Der Lord sah finster drein, er hielt etwas auf Oehd, und nicht ohne Grund, da die Patrie seine Vermögensumstände nicht sehr verbessert hatte. „Für Sie wenigstens wird gesorgt sein,“ bemerkte er etwas spöttlich; denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß das Testament unter ihrem Einfluß entworfen wurde. — „Nicht einen Schilling über mein Wittthum,“ war die Antwort. — „Und das ist?“ — „Zwölfhundert Pfund jährlich.“ — „Erbärmlich!“ rief Lord Raymond. — „Wißab zudte die Adelen und versuchte resignirt drein zu blicken. — „Wer hat das Testament in Händen?“ — „Ich.“ — „Es entstand eine Pause, in der Jedes in den Gedanken des Andern lesen zu wollen schien, aber sich scheute die eigenen zu äußern. Wißab brach zuerst das Schweigen. „Es würde nichts nützen,“ bemerkte sie. „Wenn das besiegelt wird, so ist Mary die Erbin von Sir Barnard's Vermögen.“ — „Warum?“ — „Seine Tante erklärte ihm, wie sie ein Zufall mit dem Inhalt des ersten Testaments ihres Gatten bekannt gemacht habe.“ — „Tante!“ sprach Lord Raymond, „Sie sind nicht aufrichtig gegen mich. Auf meinem Herweg habe ich bei Lord Cheverly Besuch gemacht, und dieser sagte mir, daß Ebert aus einer ersten geheim gehaltenen Ehe einen Sohn hinterlassen hat.“ — „Väterlich!“ — „Edward Gaston, Mary und ihr Gemahl, Alle sind davon überzeugt.“ — „Dah sie es beweisen!“ — „Cheverly kommt morgen,“ fügte der Pair hinzu; „sind Sie gewappnet?“ — „Gegen ihn und Alle,“ antwortete die Dame mit fester Stimme, „welche sich beugen lassen, die Ansprüche meiner Enkeltochter in Frage zu ziehen.“ — „In Ihrem Briefe,“ fuhr Lord Raymond in seinem gewohnten ruhigen Tone fort, „spielen Sie darauf an, daß unsere Interessen mit einander Hand in Hand gehen könnten.“ — „So ist es auch.“ — „Bitte!“ erklärten Sie sich deutlicher, „ich bin nicht stark im Rathfelloßen.“ — „Wie alt ist Dein ältester Sohn?“ fragte jene Schwiegermutter. — „Nächstens zwölf.“ — „Und Lydia ist vierzehn. Die Alterungleichheit ist also nicht groß, besonders wenn er den frühesten Verstand seines Vaters erbt hat.“ — Die Sache ließ sich hören, denn wenn auch Moutley und die Erbschaft ihres Großvaters verloren ging, so war das Mädchen jedenfalls unzeitweiligst die Erbin von ihrer Mutter Vermögen. Kein Wunder, daß das würdige Paar sich bald verstand, und ehe eine Stunde verging seinen Operationsplan entworfen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Ambras

in Tyrol.

Nach Augsburg, der Geburtsstadt der schönen Welslerin, gibt es wohl kaum eine zweite Stadt, wo, wie in Tyrol, das Andenken an Philippine Welslerin, die edle Patriarchentochter, dort im Volke lebt. Täglich haben wir das stattliche Schloß Ambras vor Augen, majestätisch thront es auf

einem der südöstlich von der Landeshauptstadt emporstrebenden Hügel, dasselbe Ambras, wo Philippine so manches Jahr an der Seite des durch ihren Fleiß beglückten herzoglichen Gatten lebte und wirkte zum Segen für ihre Umgebung — für ganz Tyrol! Und in der silbernen Kapelle der berühmten Hofkirche zu Innsbruck ruhen ihre irdischen Ueberreste in würdigen Marmorordnenal nahe bei jenen des fürstlichen Gemahls Erzherzog Ferdinand, dessen Lieblingsfreudenz Schloß Ambras in neuester Zeit abermals zum Lieblingsitz eines kaiserlichen Prinzen, des Statthalters von Tyrol, Erzherzog Karl Ludwig's und seiner Leibel schon in voller Jugendfrische von unerbittlichen Tode ereilten, unvergesslichen Gemahlin Margaretha — der „Perle“ des sächsischen Königebaujes — auserwählt wurde, und diesem erlauchten Inhaber die in den letzten Jahren vorgenommenen Restaurationsarbeiten die gänzlich Umgestaltung der früher ziemlich geschmacklosen Westfronten zu danken hat. Die Zeitverhältnisse gestatteten nicht, die Restaurationsbauten auf Schloß Ambras nach den ursprünglichen Entwürfen des wiener Architekten Förster, welche eine sehr namhafte Vanumme in Anspruch genommen hätten, zur Ausführung zu bringen; aber auch die reduzierten Pläne desselben Architekten, ausgeführt durch den Baumeister Koror von Innsbruck, waren hinreichend, die für fürstliche Residenzen von Ambras lästigen Unbequemlichkeiten des alten Schloßes zu beseitigen und gleichzeitig den der Stadt Innsbruck zugewendeten nordwestlichen Partien das Gepräge eines alterthümlichen, imposanten Schloßes auszubilden. So steht es in unserer Illustration vor den Mäden. — Mehr begünstigt durch die Reize der Lage, der nächsten pittoresken Felsenpartien ic., ist die Ostseite des Schloßes mit der aus dem äusersten Hügel hervortretenden gotischen Kapelle, der imponirenden Balustrade, der Schloßbrücke, über welche man in den Park gelangt, der einen Flächenraum von 20,000 Wienerklatern einnimmt. Auch eine bequemere Zufahrtstraße zum Schloße ließ der erhabere Herr mit einem Kostenaufwande von 20,000 fl. anlegen. Der schuldliche Wunsch Innsbrucks und des Landes selbst, daß nämlich die von Erzherzog Ferdinand aus Landesmitteln gesandte, berühmte Maritimenammlung, welche bei Kriegsgefahr nach Wien geschleht und dort im sogenannten unter Belvedere aufgestellt wurde und sich noch dort befindet, wieder nach ihrem ursprünglichen Bestimmungsort, dem Schloße Ambras, zurückgebracht und in den hierzu vorhandenen Sälen auf immer ihre Aufstellung erhalten möge — dieser Wunsch harret noch der Erfüllung. Indeß ist die noch im Schloße vorhandene Sammlung von Rüstungen, Pretiosen, Gemälden, Seltenheiten zc. immerhin sehenswürdig und birgt manches Kleinod, um das uns größere und reicher dotirte Sammlungen beneiden könnten. Schließlich mögen hier noch einige Daten über die Geschichte von Schloß Ambras folgen. — Nach dem Darübhatten vieler Geschichtsforscher stand einst auf demselben Hügel ein römisches Kastell. Auch deutet selbst der Name auf das lateinische ad umbras hin; das Schloß liegt an der Schattenseite. — Im Mittelalter stand hier eine feste Burg der mächtigen Graugarden aus dem Hause Anbeds. Im Besitze derer von Anbeds-Bollershausen ward 1136 die Reste Ambras in der herrlichen Feste Otto's III. und seines Bruders Heinrich mit dem Bayernherzog, Heinrich dem Stolzen, berannt, nach hartnäckiger Wehr genommen und ausgebrannt, erbob sich aber bald wieder aus seiner Asche stattlicher als je zuvor. Schon damals waren große Festungen in den Gemeinden Ambras, Altranz und Ellbogen mit dem Schloße verbunden, wie solches aus den Urkunden aus dem ersten und zwölften Jahrhundert erhellt, daher auch die Benennungen: „Schloß und Herrschaft oder Propstei Ambras“. In späteren Zeiten wechselten diese Besitzungen meist dem Schloße östere ihre Herren, theils als Lehen, theils als — Pfand, bis endlich 1563 Kaiser Ferdinand Schloß und Propstei Ambras seinem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, den er den tyrolischen Etänden als ihren künftigen Landesherren vorstellte,

zum freien Eigenthum abtrat. Schon 1564 fertigte Erzherzog Ferdinand eine Urkunde aus, mittels welcher er Ambras mit allen Rechten und Einkünften seiner geliebten Gemahlin Philippine als ein Geschenk überließ. — Die eigentliche Glanzperiode für Ambras begann nach der Rückkehr des Erzherzogs Ferdinand aus dem Feldzuge gegen den gefürchteten Soliman im Jahre 1567. Das Schloß ward verschönert, neue Gebäude mit großen Sälen und Gemächern stiegen empor, und in denselben sammelte und bewahrte der erlauchte Fürst reiche Schätze aus den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Natur. Bibliothek, Kupferstich-, Gemälde- und Autographen-Sammlungen wetteiferten an reichhaltiger Merkwürdigkeit mit seinem „Kunst- und Wunderkabinett“, worin naturhistorische Seltenheiten aller drei Reiche neben auerlesenen, seltenen Kunstwerken ihren Platz gefunden. Die

werthvollste der Sammlungen aber war jene der Rüstungen: über 100 Leibharnische und Waffen der berühmtesten Fürsten und Helden seiner und der kurz vorhergegangenen Zeit enthielt. Aber nicht nur todtte Sammlungen sollten Ambras schmücken; Ferdinand wußte dessen Räume zu beleben. Mehrere der gelehrtesten Männer seiner Zeit lebten an Ferdinand's Hofe, so ein Konrad Decius von Weihenberg, ein Gerard de Roo, ein Jakob Schrenk von Ropingen, der Historiker Christoph Wilhelm Putsch, der gelehrte Buchbinder Johann Agritola. — Eine Beschreibung des damaligen Ambras (von Stephan Vinandus Vighius) spricht mit Bewunderung von den herrlichen Obst- und Weingärten, von den Thiergehägen, Fischteichen, Springbrunnen und Wasserläufen, Labyrinth, Grotten und vielen andern Herrlichkeiten. — Die herrlichste Zierath dieses beneidenswerthen



Das Schloß Ambras in Tyrol.

Verstehens, die edle Besitzerin selbst, starb am 13. April 1580, und nach Philipppinens Tode fiel Schloß und Propstei Ambras an deren Söhne, den Kardinal Andreas und den Markgrafen von Burgau. Der Erzherzog befiel aber mit ihrer Einwilligung Schloß Ambras und entsagte seine Söhne durch Abtretung einer andern Herrschaft. So hlüfte die schöne Fürstin fort unter der glückbringenden Regierung des Erzherzogs Maximilian, des Deutschmeisters, des Erzherzogs Leopold V. (dessen bronzenes Reiterstandbild jetzt den Hienplatz zu Innsbruck ziert), bis zum frühen Tode des Erzherzogs Sigmund Franz, des zweiten Sohnes Leopold's (1665), mit welchem die tyrolisch-österreichische Nebenlinie erlosch. Kaiser Leopold I. ward Landesherr und auch Besitzer des Schlosses und Schatzes von Ambras, und von diesem Zeitpunkt geriet das Schloß und seine Anlagen immer mehr

in Verfall. Nach und nach wurden im Interesse der wiener Kabinete dem ambraser Schatz mehrere seiner besten Zierden entzogen, viele Tausende vorzüglicher Väder, die schönsten Gemälde, die kostbare Sammlung geschnittener Steine, alle antiken Münzen und Medaillen. In spätern Kriegsjahren glaubte man den ambraser Schatz daselbst nicht mehr sicher genug, und im Jahre 1806 erhielt die ganze noch übrige Sammlung ihren festen Platz in Wien, von wo dieselbe nach dem Versprechen des dormaligen erhabenen Besitzers, Kaisers Franz Joseph I., bereinigt wieder an ihren alten Bestimmungsort nach Schloß Ambras in Tyrol gebracht werden soll, zur neuen Zierde für Schloß und Land!

Städtebilder.

I.

Amsterdam.

(Schluß)



Jünglinge des reformirten Waisenhauses in Amsterdam.

Der schöne Morgen lodte uns an das *J* hinaus, das in voller Pracht mit seinen Hunderten von Schiffen vor uns lag und einen Blick auf den Welthandel Amsterdams bot, der freilich in jüngster Zeit von dem rivalisirenden Rotterdam bedeutend alterirt worden. Hier ist Bewegung und Leben. Stellt man sich in die Mitte des hohen Dammes, der aus norwegischen Quadern gebaut ist, so hat man auf der einen Seite den Golf des *J* und die zahlreichen Mäulen, die seine Küste begrenzen, vor sich die schönen Kais der Stadt, die spitzen Glodentürme der Kirchen, die von den schwarzen

Einien der Brücken unterbrochenen Kanäle, überall ringsum zahllose Schiffe mit Wimpeln aller Farben, endlich die prachtvolle, herrlich ausgerüstete Flotte, das Arsenal, die Admiralität, das Hotel der ostindischen Compagnie, und dort das kleine Haus, aus dem der größte Admiral der holländischen Flotte, de Ruyter, hervorging. Ein Morgen an diesem Gestade zählt zu den schönsten Reiseerinnerungen: wir werden die Stunde nicht vergeßen, die wir bei einem Glase köstlichen Genevres an einem Fenster der Stadt Herberg zubrachten, über die blispähen Wasser des *J* und der Südersee hin-

schauten, und die ein- und auslaufenden Dampfer und Regelschiffe kommen und gehen sahen. Aber auch von diesem reizenden Bild mußte geblühen sein, und wir wandten unsere Schritte nach dem 1856 vollendeten Matrosenhuis, einem prächtigen Haus, in welchem augensichtlich unbefähigte Matrosen Kost, Wohnung und angemessene Zerstreuung finden. Die Einrichtung dieses interessanten Gebäudes verdient eine eigene Seite unseres Blattes. Unfern davon befindet sich 's Hof's Entrepot, die Docks von Amsterdam mit dem 22 Fuß tiefen Kanal, in welchem die großen Eeschiffe ihre Ladung löschen können. Die Ueberschriften der einzelnen Docks nennen die Länder, aus welchen die Schiffe kommen, die uns einen nicht geringen Respekt vor Hollands Handel einflößen. Aus diesem Entrepot des Materialismus führt uns ein kurzer Weg nach dem Entrepot der Phantasie — dem Reichsmuseum im Trippenhaus. Mit vollem Recht nennt sich diese herrliche Sammlung Hof's Museum, denn wenn es ein nationales Museum gibt, so ist es dieses. Hier sind die größten, die besten Bilder der holländischen Malerschulen vereinigt. Erst 1808 unter König Ludwig begonnen, hat sie bereits alle andern Sammlungen überflügelt. Ein Saal vereinigt die „das amsterdamer Schützenfest“ von Barth. Van der Helst, das Wunder der holländischen Schule, dem wir eine ganze Stunde gewidmet, „die Nachtwache“ Rembrandt's, zwei gegenüber liegende Wände füllend, während die dritte mit den besten Porträts von Helst, Rembrandt, Schallens, Lucas von Leyden und Holbein geschmückt ist; die übrigen Säle und Zimmer führen uns den ganzen Reichtum der holländischen Schule vor Augen, und das Museum von der Hoop bietet nur einen schwachen Nachklang dieses Genusses. Ueber dem Beschaun dieser Schätze, die uns so recht in das Leben des Holländers eingeführt und uns das Volk in seiner Größe und Schwäche gezeigt, sind mehrere Stunden vergangen und wir eilen nach der Börse, die gerade jetzt — drei Uhr — geöffnet wird. Eine ungeheure Menschenmenge eilt geschäftig und hastig nach dem großartigen Gebäude auf dem Dam. Die ganze Handelswelt des reichen Amsterdam ist hier versammelt und macht theils unter einander Geschäfte, theils werden Allokate mit den Schiffskapitänen abgeschlossen, die an der Seite lehnend oder vom hohen Stige herab die Füße nachlässig baumeln lassen, bis sich ein Handelsherr an sie wendet. Es ist ein tolles Gewirr und Geseumm, unverständlich für den Fremden. Ein kurzer Blick genügt, dieß Treiben zu überschauen. Wir verlassen die Börse und schlendern noch durch die Straßen, ehe wir zu Tische gehen. Die schwarz und rotbe Tracht einiger Kinder, die uns begegnen, erinnert uns an das Waisenhaus, dem wir einen Besuch abstatten wollen, um auch die Wohlthätigkeitsanstalten Amsterdams kennen zu lernen. In der Maerstrat führt uns ein kleines Thor mit dem städtischen Wappen zu dem ehemaligen St. Vincentloster, dem heutigen reformirten Bürgerwaisenhaus, auf dessen Vorplatz ein Monument für den tuben von Speel, den ehemaligen Jüngling des Hauses, errichtet ist. Fünfhundert Kinder, in die Farben der Stadt gekleidet, genießen hier eine vortreffliche Erziehung. Das gesunde Ansehen zeugt davon, daß sie auch selbst wohl beraten sind. Herren und Frauen der Stadt führen abwechselnd die Oberaufsicht über das Institut, das mit seinen Jünglingen noch lange nach ihrem Austritt in Verbindung bleibt, weshalb sie auch die Kleidung bis zum zwanzigsten Jahre behalten. Amsterdam hat täglich 20,000 Arme zu Tische — eine Wohlthätigkeit, wie sie sich kaum irgendwo finden dürfte.

Erwüdet von der reichen Anschauung des Tages, fegen wir uns an die wohlbestellte Tafel des Hotel des Pays-Vas und erquiden uns an den prächtigen Speisen, an dem Jbott, den wir nur dort so frisch und schön bekommen. Aber der Kaffee ist hier — wo doch die großen Massenaktionen alljährlich stattfinden, die den ganzen Kontinent verleben — herzlich schlecht. — Wir haben noch einen weiten Gang vor uns — in das Theater, das wunderlicher

Weise am Ende der Stadt am leyndner Thore liegt — die Stadt Schonburg, wo die nationale Tragödie in der dem Holländer eigenen pathetischen Weise gespielt wird. Leider entleht die holländische Bühne ihre Stücke neuerdings meist der französischen, und vor Allem ist es die Porte St. Martin mit ihren Orchestern, für welche der holländische Gesandte portirt. Der behagliche, behäbige Holländer läßt sich gerne von diesen Schauerpielen aufregen, und jubelt je pathetischer der Schauspieler spricht, je gewalttamer seine Aktionen. Nur das Ballet kann mit diesem Kothum im Veilall rivalisiren. Die Vorstellungen dauern bis gegen Mitternacht, und nur mühsam finden wir und nicht ohne unheimliche Gefühle — da wir „Amsterdams Geheimnisse“ gelesen — den weiten Weg zurück in's Herz der Stadt durch die schlecht erleuchteten Straßen.

Die Medizin des Volks.

V.

Die Anlage zur Strophel- oder Drüsenkrankheit.

Von Dr. H. Rosenkranz.

Wir gingen von dem Grundfatz aus, daß es für das große Volk von der größten Wichtigkeit sei, die Krankheitsanlagen kennen zu lernen, damit es in den Stand gesetzt werde, den Uebergang in die entsprechenden Krankheiten zu verhüten. Nirgends aber ist diese Kenntniß von größerer Bedeutung und von nachhaltigerer Wirksamkeit, als bei der Strophulose (Drüsenkrankheit). Weit verbreitet ist die Krankheit, in allen Schichten der Gesellschaft, in allen Welttheilen, bei allen Nationen kommt sie vor, und wenn sie auch allgemein als Kinderkrankheit bezeichnet wird, weil sie zumeist im kindlichen Alter ihre Verwustungen anrichtet, so darf doch vorweg die durch die Erfahrung bestätigte Beobachtung eine Stelle finden, daß das Uebel vielfach auch in die höheren Lebensalter hineinragt, und daß ein großer Theil der langwierigen und organischen Krankheiten in späterer Lebenszeit sich auf die Strophulose, als ihre Wurzel, zurückführen läßt. Hierher gehört vor Allem die Lungenschwindsucht, diese Mörderin der Jugend in ihrer vollsten Wuth, hierher gehören organische Leberkrankheiten, Menstruationsstörungen, hysterische Beschwerden, Weichsucht u. a. m. Es wird von vielen Seiten bestritten, daß es überhaupt eine Strophelkrankheit gebe. Man macht den Ärzten den Vorwurf, daß sie viele ihnen nicht klar werdende Leiden in den strophulösen Saft hineinvermengen, sowie sie andere unbekante Größen der „gar nicht existirenden“ Zahnkrankheit zuschreiben oder der Firma „Gämorrhöiden, Hysterie, Nervenschwäche und Scompagne“ auf Rechnung stellen. Kann ein solcher Mißbrauch auch nicht gelugnet werden, so siehe es doch das Kind mit dem Bade auszufristen und den Naturerscheinungen gegenüber die Augen verschließen, wollte man die Ursachen der genannten Krankheitszustände vollständig in Abrede stellen. Die Strophulose, mit der wir es hier zu thun haben, ist ein unweichelhaftes pathologisches Gewächs, das uns täglich in den blühendsten Exemplaren zu Gesicht kommt, das tief im Boden des kindlichen Organismus wurzelt und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, wofür nicht die kundige Hand es verstreut, die Wurzelnaden zu zerreißen und den Saft zu zerstören. Töler unsichtbare Keim gibt sich durch die Zeichen der Krankheitsanlage offen kund. Oft machen sich diese schon in den ersten Lebenswochen bemerklich bei Kindern, die das traurige Geschick noch vor der Geburt von den Eltern als Mitgift erhalten, oft nach dem ersten Lebensjahre in der Zahnperiode, bei solchen Kindern, die das Gift von der Muttermilch (oder Ammenmilch) eingenommen, oft erst später, je nachdem diese oder jene Schwäblichkeit, besonders von der mangelhaften Ernährung ausgehend, sich geltend macht oder sich zu der Erblichkeitsanlage hinzugesellt. Diese

Erblieksanlage darf man immer voraussetzen, wenn des Kindes Vater oder Mutter, oder beide Eltern an Stropheln leiden oder gelitten haben. Ueber kindern schwindliger Eltern schwört immer das Dammolleschwert der gleichen Gefahr. So lange sie klein sind, lagern sich die Tuberkelstoffe in den Drüsen, in der Haut, in den Knochen ab, im Stadium der heranabenden Reife nehmen diese den Weg zu den Lungen und gestalten die verderbliche Lungentuberkulose. Kinder, mit der Anlage zur Strophelkrankheit begabt, tragen in ihrem Aeußeren ein bestimmtes Gepräge, was man in der Kunstsprache den Habitus nennt. Dieser Habitus läßt zwei bestimmte Formen unterscheiden. Einmal tritt er bei zarten, blassen, schwächlichen, reizbaren Kindern hervor. Ihre Haut ist weich und weiß, sich leicht röthend, die Lippen hochroth, die Augen blau, leicht in Thränen, mit schmächtendem Aussehen, ihre Muskeln sind dünn und weich, die Zähne schön, bläulich, glänzend, die Haare weich, meist blond. Anders artet sich die Krankheit bei schwammigen Subjekten. Ein starker Kopf, grobe Gesichtszüge, gedunnene Nase, aufgeschwollene Lippen, schlaffes, schwammiges Muskelgewebe, aufgetriebener Bauch, durch den man nicht selten die geschwollenen Drüsen durchfühlt, sind die charakterisirenden Kennzeichen. Kinder der ersten Art sind leicht erregbar, geistig, beweglich, lebendig, klug, oft geistreich; Kinder der zweiten Art sind phlegmatisch, schwerfällig, schwer von Begriffen, sie fassen schwer, ja sie haben in ihrem Aeußeren ein gewisses thierisches Aussehen, das sich in keiner Vollendung im Krein darstellt, bei dem die Strophulose zur höchsten Höhe gekommen, das Gehirn in Beschlag genommen und daraus den Verstand und alle die edlen geistigen Fähigkeiten verdrängt hat.

Zi: Strophelanlage setzt bereits gewisse Bedingungen der Krankheit voraus und ist, genau genommen, schon das erste Stadium der Strophulose. Das Blut ist hier schon mehr oder weniger Strophelkrank. Worin diese Veränderung besteht, ist bis jetzt noch nicht genau ermittelt. Aber thatsächlich ist das Blut dünn, reich an Eiweiß, und steht nicht auf jener Stufe der gesunden, kräftigen Mischung, um allen Organen die nöthigen, kräftigen Portionen zuführen zu können. Wird nicht im Beginn schon die Umgestaltung und Verbesserung der Blutbeschaffenheit durch die entsprechenden Mittel herbeigeführt, dann entwickeln sich die höheren Grade der Strophulose, die Halsdrüsen werden dick und dicker und entstellen das Gesicht, die Haut bedeckt sich mit schuppigen, eckelhaften, freßenden Ausschlägen aller Art, die Augen werden triefend, von Entzündungen heimgelacht, die leicht Trübungen zurücklassen, die Nasenhöhle wird von Geschwüren zerfressen, das Gehör leidet, die Knochen bleiben weich und biegsam, die Wirbelsäule weicht nach verschiedenen Seiten aus, einzelne Knochen werden zerstört, die Unterleibsdrüsen schwellen auf, vereitern, der ganze Verdauungsprozeß und Ernährungsprozeß ist gestört, und unzählige Uebel treten mit ihren Qualen auf, die das Leben verbittern und oft ein frühes Ende herbeiführen.

Erwägt man, welche Einflüsse von außen einwirken müssen, um aus der Krankheitsanlage die Krankheit hervorgehen zu lassen, so wird man leicht diejenigen Einflüsse erkennen, die notwendig sind, um diesen Uebergang zu verhüten und wo möglich die Anlage selbst zu tilgen. Unreine, dumpe, lichtarme Luft, feuchte, enge Stellerwohnungen, enge, von hohen Häusern eingeschlossene Straßen, schlecht gelüftete, mit übel riechenden, faulen Dünsten gedüngrte Orte, Narben, Gefängnisse, Schulstuben, Kaiserhäuser sind die Brutstätten des Strophelkeims. Mangelnde Bewegung, schlechte Bekleidung, Mangel an Reinlichkeit, vernachlässigte Hautkultur und vor Allem schlechte, verdorbene Nahrungsmittel sind die Schädlichkeiten, bei deren Einwirkung sich die Strophulose bald schneller, bald langsamer, bald in mäßigen, bald in höherem Grade entwickelt. Soll diese Entwicklung gehemmt werden, so beachte man die Anlage möglichst früh, halte überall auf eine frische, sauerstoffreiche Luft, auf eine trockene, helle, ge-

lunde Wohnung, auf zweckmäßige, dem Alter entsprechende Muskelübungen, Spiele, gymnastische Bewegungen, auf Säuber, die die Haut reinigen, die Nerven erfrischen und beleben. Vorzugsweise beachte man die Nahrung und den Verdauungsprozeß. Ist der Stoffwechsel kein normaler, werden im Körper Stoffe zurückgehalten, die zur Ausscheidung bestimmt sind, ist die Nahrung so mangelhaft, daß auch das Blut ein mangelhaftes, schwaches bleibt und nicht im Stande ist, den Organen ihren natürlichen Bedarf zu liefern, nicht denjenigen Reiz auf sie auszuüben, der sie befähigt, mit Kraft und Energie und Leichtigkeit zu thun, was ihres Amtes ist, dann bleibt der Körper in seiner Entwicklung zurück und die Strophulose erhält den weitesten Spielraum. Ebenso schädlich wie die mangelhafte ist die zu kräftige, das Maß überdreitende Nahrung, die den Verdauungssträften zu viel zumuthet, sie überreizt und schließlich schwächt, und die dem Blute zu reizende Stoffe zuführt, aus denen die Organe nicht das rechte Nährmaterial schöpfen können. Und hierin wird gar oft gefehlt. Die Kinder müssen ja gestärkt werden, das ist die alltägliche Lebensart. Schon der Altvater Hippokrates hat den Satz aufgestellt: Corpus impurum, quo magis nutritur, eo magis laedes, je mehr Du einen unreinen Körper nährst, desto mehr verletzest Du ihn. Diese Wahrheit hat heute noch ihre Geltung. Gebet dem kinde diejenige Nahrung, die seinem Alter, seiner Konstitution, seinen Kräften entspricht. Schon eine gesunde Ammenmilch vermag die Strophel taum zu zerstören, wie die Kuhmilch großer Städte dieselben fördert oder neu bildet. Der so häufigen Säurebildung im Magen tretet früh entgegen, sie ist oft genug der Samen der Trübsal. Hüte euch aber im Allgemeinen vor Medicamenten eingreifender Art, sie verletzen leicht die Verdauungsorgane und stören die naturgemäße Entwicklung. Das Regeln der ganzen Lebensweise nach den Gesetzen und Vorschriften der Natur, das gilt hier als höchster Grund- und Lebensraz.

Sagt die Kinder singen, springen,
Sagt im Strom sie Werten schlagen,
Reicht Reht vor allen Dingen,
Die sie wollen und — verragen.

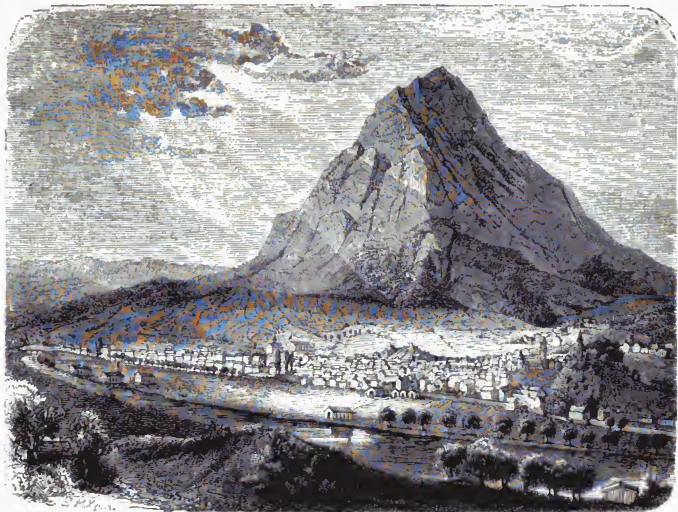
Die Nacht von Glarus.

Von August Zwerobend.

Der schauerhafte Schicksalsschlag, welcher wie ein Blitz vom heitern Himmel so urplötzlich über Nacht den flattlichen, geverbreiten und zu jeder Zeit stets so gemeinnütigen Nleden Glarus getroffen, hat die allgemeinste Theilnahme weit über die Grenzen unseres schweizerischen Vaterlandes hinaus wach gerufen. Ein so außerordentliches Ereignis verdient auch in diesen Wäldern eine Stelle. Der Nleden Glarus zählt nach den Listen der letzten eidgenössischen Volkszählung 706 Häuser, in denen 4826 Personen wohnten. Er ist unmittelbar an den Fuß des rauhen Glarnergebirges hingebaut, der in seiner zerklüfteten Pyramide läch zum Himmel hinauf ragt. Zwischen dem Berg der Einte und den malerischen Burghügel hineingedrängt, drückten sich die ältern Häuser des Nledens in engen und winfeligen Straßen knapp zusammen im sogenannten Oberdorf, während in Unterdorf stattliche, hohe, gemauerte Häuser den Wohlstand ihrer Bewohner, der reichen Fabrikanten und der seit Jahrhunderten angesehenen aristokratischen Familien verriethen. Auf einem runden Hügel, von Linden besattet, liegt die romantische Burg, die mit ihrem weißen Schimmer weißlich das Land hinauf und hinab leuchtet. Nahe bei dieser grandwürdlichen Burg, zu der bedeutende Güter gehörten, wurde nach alter Sage vom heiligen Fridolin, dem Landespatron, die Pfarrkirche hingebaut, lange Zeit die einzige im Lande, zu deren Unterhalt die Nachbargemeinden Ennenda, Mittelödi und Retital bis auf die neueste Zeit noch verpflichtet sind. Um Hof und Kirche hat sich frühe

schon ein zertrütes Dorf gebildet. Die alte gotische Kirche, welche im Jahr 1477 nach einem dritten Brande erbaut wurde, diente seit der Reformation beiden christlichen Religionsbekenntnissen zu ihrem Gottesdienste, und hatte neben andern Verbesserungen vor wenigen Jahren ein vortreffliches neues Geläute erhalten. Ein schönes, geräumiges Schulhaus diente seit 1835 dem altherwürdigen Landsgemeindeplatze des kleinen demokratischen Freihaates zur würdigen Zierde. Nicht weit davon wurde Anfang der dreißiger Jahre von einer Gesellschaft zur Beförderung des geselligen Lebens das hübsche Kasino gebaut; etwas später das neue Schützenhaus, sodann das sehr geschmackvolle Regierungsgebäude und das stattliche Gemeindehaus. In diesen öffentlichen Bauten kamen sodann in Folge der Segnungen des glarnerischen Gewerbetriebs, welcher sich über die ganze Erde ausbreitet, in neuer Zeit eine Menge schöner, in modernem Geschmacke er-

bauter Privathäuser und ganzer Gassen, wodurch sich in einem Zeitraum von zwanzig Jahren der Flecken ungemein vergrößert hatte. Im Jahre 1740 wurde in Glarus die erste Druckfabrik gegründet. Bald stieg ihre Zahl auf ein halbes Duzend und vermehrte sich in neuester Zeit um das Doppelte. Dem Laufe der Linth und ihrer künstlichen Kanäle entlang erhoben sich rasch nach einander mechanische Spinnereien und Webereien eine nach der andern. Daneben Rothfärbereien, mehrere Bleichen, Papiermühlen und Bierbrauereien. Seit das feuchende Dampftröf täglich fünf- bis sechsmal die schwarze Schlange der langen Wagenzüge bis an den Fuß des gewaltigen Glarnerjochs hinschleppi, erhebt sich auf dem Bahnhof von Glarus eine neue und großartige Vorstadt mit prachtvollen Gasthöfen und Magazinen. Während in andern Kantonen der Schweiz die alten Patrizierfamilien oder der sogenannte Adel in fremden Kriegsdiensten

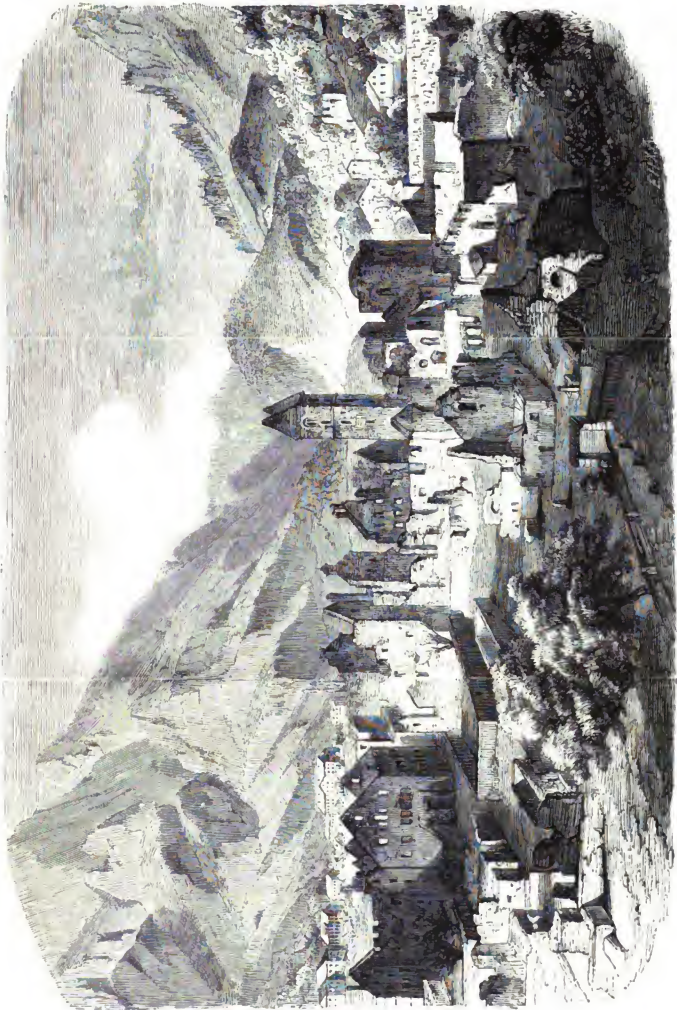


Glarus vor dem Brande.

bis auf die neueste Zeit Ansehen und Reichthum suchten, haben die ältesten und angesehensten Geschlechter der Glarner seit den ersten Anfängen ihrer Industrie und des nunmehrigen Welt Handels sich diesem Erwerbszweige zugewendet und in der Arbeit nichts für den Adel Entschendes gefunden, sondern vielmehr die verdienstliche Quelle eines stets wachsenden Wohlstandes. Der Geist des Reformators Zwingli, der zehn Jahre lang an der nun in Asche gesunkenen Kirche von Glarus als Pfarer wirkte und gegen das Verderben der fremden Kriegsdienste eiferte, ist ganz in Fleisch und Blut der Bevölkerung des Fleckens Glarus gebrungen, die zu neun Zehntel aus Reformirten und nur zu einem Zehntel aus Katholiken besteht. Dennoch ist für die ungemein mächtig herangewachsene Bevölkerung das enge, schmale Thal viel zu klein, und der Drang, seinen Unterhalt zu finden und sich Wohlstand und Unabhängigkeit zu erwerben, führt daher den

Glarner mit flugem, unternehmendem und sparsamem Sinne hinaus in die weite Welt; so weit nur immer ein Menschenfuß gebrungen ist, findet man überall Glarner. Aber auch in weiter Ferne hängt der Glarner mit treuer und warmer Liebe an seinem alten Vaterlande. Hat er so viel in der Fremde erworben, um unabhängig und ohne Sorgen leben zu können, so kehrt er wieder in die Heimat zurück, lebt hier einfach und bescheiden nach der väter guten und alten Sitten, aber ist in größter Opferwilligkeit zur Hülfleistung bei Unglücksfällen und drohenden Gefahren stets bereit. Durch klaren hellen Verstand, Handlichkeit, rasche Entschlossenheit und große Tent- und Redfertigkeit ist der Glarner zum Handels- und Geschäftsmann wie geboren, und mit zäher Ausdauer und ungebeugtem Muthe läßt er sich in seinem Reigen durch keine noch so große Schwierigkeiten abhalten.

Wie im Kanton Uri, so ist auch im Glarnerland der



Oligard nach dem Original.

Südwind oder Jöhn ein zwar notwendiger Frühlingsbote, aber mitunter ein schlimmer Gast. Man unterscheidet im Ländchen verschiedene Arten derselben: den Tigramerjöhn und den wilden Jöhn. Beim Tigramerjöhn zeigt sich nur eine mäßige südliche Luftströmung. Die Luft ist dabei klar und durchsichtig, die Berge scheinen näher zu rücken und zeigen sich mit scharf gezeichneten Umrissen; es herrscht eine starke, mitunter drückende Wärme. So ging vor dem Unglücks- tag des 10. Mai die Jöhnluft oder Tigramerjöhn schon mehrere Tage im Hauptthal bei Glarus, während im Hinter- land mit wildem Toesen in den hohen und gewaltigem Aus- fällen in den Hochwäldern der wilde Jöhn von den Gletschern des Tobi herniederbrauste. Im festlichen Schmucke prangte am Aufstiegsfeste der stattlichen Fleden Glarus. Es war Langsamgeindetag, an dem das souveräne Volk von allen Seiten zur Ausübung seiner höchsten Gewalt zusamen- strömte. Am Freitag darauf war dann Spritzenprobe und große Feuermutterung, ebenfalls ein Freudentag im Lande. Von den zweifachen Volksseiten wurde, hatten sich die Be- wohner des Fledens früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben, und lagen meistens schon im ersten Schlafe, als der schrek- liche Feuerruf ertönte. Schon mit einbrechender Nacht war der wilde Jöhn aus dem engen Einthal mit ungezügelter Wuth und Heftigkeit in's Hauptthal hervorgerochen, und lobte in gewaltigen Stößen mächtig daher. Schon alte Landesgesetze befehlen zur Zeit des Jöhns besondere Sorg- falt mit dem Feuer. Besondere Wächter versehen neben den gewöhnlichen während des Jöhns den Dienst. Die Feuer- arbeiter müssen ihre Arbeiten einstellen, es darf kein Brod gebacken und in dem großen Dorfe Mollis im Unterlande sogar nicht einmal getocht werden. Trotz dieser Gesetze blieb der währende Jöhn auf eine noch unermittelte Weise den unheilvollen Funken zur verzehrenden Flamme an. Als die Bewohner von Glarus, aus dem ersten Schlafe aufgewekt, die fürchterliche Lohbe vom wilden Jöhne gepeitscht weithin über entfernte Gassen den düstern Funkenregen hinstreuen sahen, da sahste panischer Schrecken manches sonst mutthige Herz, und klar stand es vor der bebenden Seele, daß die Schicksalsstunde des unermehlichen Unterganges für den Fleden Glarus gekommen und gegen die Macht des wilden Jöhns jeder Kampf fruitlos sei. Das Feuer war in einem Zuggebäude des Rathsherrn Ch. Tschudi in der Nähe des Langsamgeindetages ausgebrochen, und wie mit einem Schlage standen im riesenhalt heranzuwachsenden Jöhnstrume ganze Straßen in vollen Flammen. Nach Verlust einer kurzen Viertelstunde brannten schon zwanzig Hirslen in lichten Flammen. Wie zischende Schlangen schlüchen die gierigen Feuer- zungen über die Dächer hinweg, Alles entzündend, was ihr glühender Hauch berührte. Umsonst verübte die Mann- schaft mit den guten Spritzen, die vor wenigen Stunden noch ihre Kraft erprobt, den ungleichen Kampf mit den entsetzlichen Elementen aufzunehmen. Wald muß sie, das Muplose ihres Beginns einsehend, der fürchterlichen Hitze weichen und selbst drei Spritzen auf dem Platze lassen, die dann ebenfalls verbrannten. Innerhalb vier Stunden waren 500 Hirsle in Schutt und Asche gesunken und 500 Familien mit über 3000 Personen obdachlos geworden. Wie der Morgen nach der ent- setzlichen Unglücksnacht herangebrochen war, da bot die Brand- stätte einen ganz eigenbühnlichen und bisher nie gesehenen Anblick dar. Nirgends Spuren von geretteter Habe, von verkohltem Holz, von wechellagenden Menschen; nirgends ein Schaue- pränge mit dem fürchterlichen Glend des getroffenen Unglücks. Ganz weiß und leergebrannt standen die hohen Mauern da. Hunderte und Hunderte von gelben, grünen, purpurrothen Klämmchen leckten noch überall gierig aus der glühenden Asche und zickten von Zeit zu Zeit, vom stärkern Wind- hauche angehaft, hell auf. Trotzdem, daß das Verhängniß des Brandes mit Mieselnritten herankam und die Bewoh- ner im ersten Schlafe überraschte, so daß die meisten nur das nackte Leben retten konnten, und bei dem Wirrwarr der Nacht, bei der Ungunst der Verhältnisse in den engen Gassen

und bei der Gleichzeitigkeit des Brandes auf verschiedenen Punkten doch wenig Menschenleben zu beklagen. Die öffent- lichen Gebäude bis an's Zeughaus, die Gasthäuser, Metzger- reien, Bädereien, Apotheken, die reich gefüllten Magazine, Kaufsäden, Bierbrauereien, Truereien lagen am Morgen des 11. Mai in Schutt und Asche, und bildeten ein großes Grab des vor wenig Stunden noch so blühenden Wohlstan- des. Groß ist die Noth der armen Abgebrannten; aber groß, rasch und opferwillig ist auch die so oft erprobte eigenbüdige Hülfe und Truderie. An den Flammen des Fledens Glarus hat sie sich in den Herzen aller Eigenbüdigen ohne Unterschied der Sprache und des Glaubens entzündet, und tiefengetroß wie der Flamme Macht wird der Liebe Kraft sich auch bewähren. Auf's Neue ist das alte Wort zur Wahr- heit geworden: „Wo die Noth am größten, da ist der Eige- nbüdigen Hülfe am nächsten.“ Die eigenbüdige Truderie wird das neue Glarus wie ein Föhnriß aus seiner Asche auf- erstehen lassen, und glänzend die Thatfache sich bewähren, daß die Eigenbüdigen, wie der Hülferuf der Glarner es hofft, nicht nur in den Tagen der Freude sondern auch schweren Krides und großer Noth ein Volk von Brüdern sind, die sich alle Guten zu einander versehen dürfen. Das walte Gott!

Die Stierstochter oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Des andern Morgens kam Lord Cheverly in Begleitung seines Freundes Hector O'Moree an, um dem Leidenbeging- niß seines Schwiegervaters beizuwohnen. Edward, Collin Gray und die übrigen Freunde uneres Heben versprochen sich viel von einer persönlichen Erklärung mit Lady Gaston. Mit zornigem Schweigen nahm diese seinen Bericht entgegen. — „Ich kann mir Ihre Ueberzeugung erklären,“ bemerkte der Lord, „aber nicht das Gefühl der Nachjager, das ich in Ihren Augen lese.“ — „Guer Lordschaf leidiggläubigkeit,“ sagte sie spöttisch, „die kann ich nicht verstehen.“ — „So sehen Sie den Knaben doch weniger,“ rief ihr Schwieger- sohn. — „Ne!“ — „Das Verhältniß Ihres Sohnes.“ — „Ist gefährlich.“ — „Das Zeugniß Beacham's und Tra- nion's.“ — „Meineid!“ — „Dann muß das Gesetz ent- scheiden,“ erwiderte der Pair. „Um des Verstorbenen willen hätte ich den Estandal gerne vermieden, und ich hoffe, Sie ändern Ihren Entschluß noch,“ fügte er hinzu. „Ziehen Sie Ihre Freunde zu Rathe.“ — „Ich habe Alle zu Rathe ge- zogen, und ich traue,“ war die letzte Antwort. Nach einer solchen Erwiderung sah Lord Cheverly wohl ein, daß es umsonst wäre weiter in sie zu dringen. — „Das hab' ich nicht anders erwartet,“ sagte Hector O'Moree, als ihm sein Freund den Erfolg seines Besuchs mittheilte. „Du bedenkst nicht, daß das arme Wesen noch ganz von der Lust ihres Kummers niedergedrückt ist. Moultry ist etwas langweilig,“ fügte er hinzu, „und wenn Euer Lordschaf mit erlauben wollten, so möchte ich mich wohl ein Wischen beistügen.“ — „Beistügen!“ wiederholte der Pair. — „Ja! Ich möchte gerne Mondschneibetrachtungen anstellen,“ fügte spöttlich der Irlander bei. — „Thue, was Du willst,“ verließ Che- verly, überzeugt, daß seinem Sekretär irgend ein Plan in Beziehung auf Lady Alicia und den Erben von Moultry im Kopfe herumging.

Sechzigstes Kapitel.

Seit unfernblischen Zeiten war das Haupt der Gostons stets bei Fadelstein begraben worden — eine Auszeichnung, deren sich kein anderes Glied der Familie zu rühmen wußte, und Lady Alicia hatte beschloßen, auch bei der gegenwärtigen Veranlassung nicht von dem alten Brauche abzuweichen. Tief in Verbindung mit den außerordentlichen Umständen, unter denen der Tod des Barons erfolgt war, bewirkte, daß weit und breit von der Beerdigung gesprochen und die Neu-

gierde in mehr als gewöhnlichem Grade erregt wurde. Die Besetzung Hugo's und seiner Mutter fand den Tag vorher statt: William bestand darauf ihr anzuwohnen. „Was kümmerst mich die Abneigung meiner Großmutter!“ rief der hochberzige Knabe. „Hugo war der Neigung wie dem Mute nach mein Bruder. Wer hat so sehr ein Recht, um ihn zu trauern, als ich?“ — Trotz der Einrede Lord Rammond's, welcher William's Gegenwart geradezu für unendlich erkläre, führte Lord Geoerty selbst den Erben an der Hand und schloß sich dem Jung an, als er die Halle verließ. — „Impertinent!“ rief Lady Alicia, als sie diese eruhr. „Wenn ich kein Weib wäre, sollten sie mich nicht ungeehrt beleidigen. Wo ist eines Mannes Charakterstärke?“ sagte sie zu ihrer Tochter gewendet bei, „daß er das zugibt?“ — „Daran fehlt es August nicht,“ gab Laura zurück. — „Vielleicht gegenüber von unierem Geschlecht,“ verlegte ihre Mutter in bitterem Tone. „Wenigstens ist es ihm gelungen, Feinen Sinn zu beugen.“ — Lady Mammond schauerte nichtlich zusammen. — „Sag mir,“ fuhr die Sprecherin fort, „wie ist ihm das gelungen?“ — „Ich habe keinen Vertrauten,“ antwortete ihre Tochter, „wo es sich um meinen Mann handelt.“ — Verschiedene Male suchte Lady Alicia im Laufe des Tages an die Sache jurisdsummen, allein Laura wick ihren Fragen aus und brachte die meiste Zeit aus dem Zimmer ihrer Nichte zu. Ihre eigenen Leiden hatten sie an denen Anderer Theil nehmen gelehrt.

Des andern Morgens war die Leiche Sir Barnard's in der großen Halle zu Moultry auf dem Parabedette aufgestellt. Gegen Abend war die traurige Monodie vorüber, und nun begannen die Vorbereitungen zur Beisetzung. Kaum hatten sich die Arbeiter an's Werk gemacht, als eine dicht verummte weibliche Gestalt an ihnen vorbeischiebte, dem Sarge einen hastigen Blick zuwarf und dann im Parke verschwand. — „Ein Geist!“ rief lachend einer der Männer. — „Aber ein böser!“ verlegte ein ruhiger schlanker Mann von anziehender Erscheinung, der erst auf dem Gute von ihrem Meister angestellt worden, und — allem Anscheine nach — noch ein Neuling in ihrem Gewerbe war. Mit diesen Worten ging er zum Fenster und sah der Verummten nach. Es war die Wittve des Barons, welche seine Neugierde in so hohem Grade erregt hatte. Ueberzeugt, daß Niemand sie erkannt habe, setzte diese rasch und ohne sich umzuschauen ihren Weg fort, bis sie eines der vielen Parkhäuschen erreichte, wo sie Halt machte, einen Augenblick horchte und dann an's Fenster klopfte. Bedford öffnete die Thüre. „Milady können ungenirt eintreten,“ sagte er, „das Weib und ihr Sohn sind zu der Beisetzung. . .“ — „Still! Keinen Namen!“ unterbrach ihn sein Besuch, indem er eintrat und den dichten Schleier abnahm, der bisher seine Züge verbüllt hatte. „Ich bedarf Ihrer Dienste.“ — „Ich weiß Ihnen Dank für Ihre Güte, Milady!“ rief Bedford. „Sie kommen doch gleich zur Sache. Ueber die Art des Dienstes können wir nachher reden. Zunächst möchte ich gerne etwas von der Beisetzung hören.“ — „Sie bestimmen die Verwaltung von Moultry auf die Dauer der Minderjährigkeit meiner Enkeltochter, natürlich unter meiner Aufsicht.“ — Der Preis war lockend und der, dem er angeboten wurde, kannte seinen Werth zu gut, um ihn entschlippen zu lassen, allein er wollte sicher gehen. „Und wer bürgt mir dafür, Milady,“ fragte er, „daß Sie Ihr Wort halten, nachdem das, was Sie verlangen, geschehen sein wird?“ — „Die Bürgschaft liegt darin, daß Sie selbst es jeden Augenblick wieder ungeschehen machen können.“ — Bedford sah sie zweifelnd an. Lady Alicia setzte ihm nun so kurz als möglich den Verlust des Härtens und die Mittel auseinander, wodurch es entzweimet worden war, ferner die Einführung und Gefangenhaltung des Schlossers, und endlich die Gefahr, die sie und die übrigen bedrohte, wenn es in die Hände ihrer Feinde fiel. — „Sollte es je in die übrigen kommen, Lady Alicia,“ sagte ihr neuer Vertrauter auf einbringliche Weise, „so lassen Sie sich ja nicht einfallen, es ohne mich zu öffnen,

da seit Sir Barnard's Tode ich das einzige lebende Wesen bin, das es ungefährdet zu eröffnen vermag. Und nun,“ sagte Bedford hinzu, „der Dienst?“ — „Der Mann, dieser Andrews, der mein Vertrauen so schändlich mißbraucht hat, muß unschädlich gemacht werden.“ — „Nein, nein! Ich spiele nicht mit dem Leben meines Nebenmenschen. Sir Barnard hielt ihn seit Jahren von der Welt abgefondert. Mir scheint, damit könnte fortgefahren werden.“ — „Ich verstehe, Lady Alicia. Ich soll sein Kerkermeister werden, und seine Person die Bürgschaft für Ihr Verprechen.“ — „Ganz richtig!“ — „Ich nehme den Vorbehalt an. Wo gebeten Sie ihn einzusperrten?“ — „In Moultry.“ — „Aber da wird ausgeführt werden.“ — „Sie sollen nur kommen,“ erwiderte die Dame; „sie müssen scharfe Augen haben, wenn sie ihn ausfindig machen.“ — „In dem Kabinete?“ — „Nein!“ — „Es darf kein halbes Vertrauen zwischen uns bestehen.“ — „Das soll es auch nicht,“ antwortete das rätselhaftige Weib. „Sobald Sie mit Ihrem Gefangenen eintreffen, werde ich Ihnen Alles erklären; aber es muß bei Nacht geschehen.“ — „Noch heute Nacht,“ bemerkte Bedford. — Die weitere Unterredung drehte sich lediglich um die Einzelheiten ihres Vorhabens. Andrews sollte so geheim als möglich in ein abgelegenes Wirthschaftsgebäude gebracht werden, wo Lady Alicia selbst sie einlassen wollte. Nach diesem Uebereinkommen trennten sie sich.

Eine Leichenfeier um Mitternacht gehört in England auf sich schon zu den seltenen Erscheinungen, und die geschmackvolle Pracht, die hier entfaltete wurde, trug nicht wenig dazu bei, den Gesammteinbruck noch zu erhöhen. War es diese künstlerische Anstaltung, die den Schlosser veranlaßte, noch lange nachdem die Feier beendet und Alles die heiligen Räume verlassen hatte, durch die gemalten Schreibe in die Nische hinzuschauen, oder war es ein Gefühl materiellerer Natur — wir lassen es dahin gestellt. Doch möchten wir uns eher zu der letzteren Ansicht hinneigen, denn er gehörte zu denen, deren Hese nur die Folge ihrer Leiden ist und nicht aus dem Herzen kommt. Mit der wieder erlangten Freiheit war auch das Verlangen nach Unabhängigkeit, die Hoffnung, das so unerlich erlangte Genußmiss verlaufen zu können, zurückgekehrt, und er dachte nicht mehr daran, die Vergangenheit gut zu machen, sondern nur, sich für seine Leiden, seine lange Entzerrung schadlos zu halten. „Voranieren!“ sprach er vor sich hin. „Wäre er arm geboren, so hätte die Hand der Gerechtigkeit längst seinem Talein ein Ende gemacht; als reich entging er diesem Schicksal. . . Schwarz,“ fuhr er fort. „Ornel, Kausel und Gallerie schwarz behangen. Hunderte von Ellen guten Luchses verschwendet! Das Bahrtuch wolends gar von Sammt! Hut nichts, die Würmer finden ihn deshalb doch!“ Während er sich diesen und ähnlichen Betrachtungen hingab, schlichen sich Bedford und ein Mann, der seiner Kleidung nach ein Wildhüter sein mußte, bebutsam auf die Stelle zu, wo er stand. „Da ist er,“ flüsterte der Letztere, indem er auf ihn deutete. — „Sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?“ — „Da ist kein Irrthum möglich; es gibt nicht zwei solche.“ Mit diesen Worten reichte der Mann Bedford einen Mantel, den er bisher im Arme getragen, und mit einem Sarge stand dieser hinter dem Schlosser und wart ihm denselben über den Kopf hinein. Der Angriff kam so plötzlich und unerwartet, daß der Unglückliche nur halb erlidite Löne von sich geben konnte. „Schweig, oder. . .“ drohte Bedford. — Das Auen nach Hüfte dauerte fort, Schläge und Füße waren die einzige Antwort. — „Halt!“ drängte der Verwalter. „Wir haben keine Zeit zu verlieren.“ — „Es ist Alles parat,“ verlegte ein Helfersbeller. „Der Wagen wartet bei den Ulmen.“ — Nicht ohne Schwierigkeit gelang es den Weiden, Andrews aus das Gefährt zu bringen, dem ein kräftiges Pferd vorgespannt war. Endlich hatten sie ihn über, Bedford setzte sich neben ihn, der Wildhüter machte den Ausitzer und rasch ging es nun in der Richtung von Brookhouse, dem von Lady Alicia bezeichneten Orte der Zusammenkunft, zu.

Einundsechzigstes Kapitel.

Niemand kannte den Werth des Geldes besser als Humphrey Skillet. Es kostete ihn deshalb keine geringe Ueberwindung, bis er es über sich vermochte, den Verstand des Mr. Smooth — eines der heroorragendsten Kriminalisten Londons — anzurufen: war doch das Honorar für die erste Unterredung volle hundert Pfund, die vorausbezahlt werden mußten, ehe der Advokat London verließ. Der Gefangene stieß einen tiefen Seufzer aus, als er sich schließlich hiezu verstand: um die gleiche Summe hatte er einst einen Nebenmenschen das Leben genommen. Drei Tage später fand sich der Mann des Befehles in dem Gefängnisse ein. Es war eine kleine eingeschrumpfte Gestalt mit durchdringendem Blick, der in der Seele lesen zu wollen schien; sein Gesicht verricht

den tiefen Denker, die Farbe der eingefallenen Wangen den forschenden Gelehrten. Mr. Smooth erschien kalt und ruhig, sprach mit furchtbarer Bestimmtheit; Skillet dagegen war verlegen, tastend, mißtrauisch. — „Erlauben Sie mir,“ sagte der Advokat, indem er einen Sitz an's Fenster zog, „Ihnen zu bemerken, daß in einem Falle wie der gegenwärtige Wahrheit und Offenheit die erste Bedingung sind. Ich habe schon mehr als eine Verhandlung bloß deshalb unglücklich enden sehen, weil es dem Angeklagten an dem nöthigen Vertrauen zu seinem Rechtsbeistande gefehlt hat. Ich hoffe, daß das bei Ihnen nicht der Fall ist, Mr. Skillet. Doch nun zu unserem Geschäft!“ — „Geschäft!“ wiederholte der Gefangene. — „Ja, sogleich!“ — Es entstand eine Pause. Es ging dem Hausmeister wider die Natur, offen und rückhaltlos sich Jemand anzuvertrauen. „Ich bin bereit, Ihren Ver-



Hertford warf den Mantel dem Schloffer über den Kopf hinein.

richt entgegenzunehmen,“ setzte Mr. Smooth bei. — Humphrey fing nun eine lange weilschweifige Geschichte an, wie er Gilbert Harding und den Baron kennen gelernt und wie Bella aus dem See gezogen worden sei, sprach dann von William Carl's Gefangenhaltung und der Ermordung von Hugo Gaston und Miles Goring als von Dingen, die ihn kaum von ferne berührten. Sein Anwalt vernahm die Erzählung ohne eine Miene zu verziehen. „Der Fall ist verwickelt — äußerst verwickelt,“ begann er nach kurzem Nachdenken. „Wegen des Todes von Bella Harding haben Sie nichts zu befürchten, da sind Sie ja gar nicht in Anklagestand versetzt; den Fall des Knaben sollten wir, denke ich, als Todtschlag hinausbringen.“ — Das Gesicht Humphrey's begann aufzuluchten. — „Aber mit Miles Goring ist's eine schlimme Geschichte,“ fügte der Andere nachsinnend hinzu. „Es ist

jammerlich, daß Sir Barnard Gaston gestorben ist. Wären Sie zusammen angeklagt worden, so hätte sein Name und Einfluß Sie retten können.“ — „Das weiß ich selbst,“ sprach der Gefangene bei sich; „dafür hätte ich keine hundert Pfund auszugeben gebraucht!“ — „Doch wollen wir thun, was in unseren Kräften steht, vielleicht daß wir Sie doch retten können.“ — Bei diesen Worten hing das Herz des Gefangenen lauter an zu pochen. — „Ist auf der Seite der Gegenpartei ein Jackmann detheligt, oder bleibt die Unterjudung lediglich dem Gerichte überlassen?“ — Sein Klient murmelte den Namen Collin Crav. — „Der große Zivilist!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich,
auf Wabel-a.



Die jugendliche und schöne Gemahlin des Kaisers Franz Joseph I. von Oesterreich ist vor kurzer Zeit wieder in die Kaiserstaaten zurückgekehrt, nachdem sie einige Monate auf der im atlantischen Ozean gelegenen tropischen Insel Madeira der Wiederherstellung ihrer geschwächten Gesundheit geteilt. Elisabeth Amalie Eugenie, geboren am 24. December 1837, ist die Tochter Maximilian Joseph's, Herzogs in Bayern, und der Prinzessin Kubovita Wilhelmine, des verstorbenen Königs Maximilian Joseph von Bayern Tochter. Die junge Prinzessin verlebte mit ihren Geschwistern, namentlich aber mit ihrer jüngeren Schwester Marie, der jetzigen Königin von Neapel, ihre erste Jugend in Possenhofen, und vermählte sich am 24. April 1854 mit dem kaiserlichen Befehlshaber der österreichischen Staaten, aus welcher Ehe Prinzessin Gisela und Erzherzog Rudolph, der jetzige Kronprinz, stammen. Die ersten Eigenschaften des Herzens und Geistes schmüden diese wahrhafte Fürstin, die auch im Purpur der Niedergeborenen nicht vergeht und eine wahre Mutter ihres Volkes genannt werden darf. Seit ihrer Rückkehr aus Madeira lebt die Kaiserin in abgeklärter Einsamkeit, von ihren Kindern umgeben, in der reizenden Sommerresidenz Laxenburg.

Die Fieber als Arzt.

Erzählung von F. A. Schmidt.

(Zur Prämie dieses Jahrgangs.)

„Müllers auf der Post, an dem traulichen Plätzchen, welches schon Nebel in seinen Gedichten vor allen andern rühmt, saßen zwei junge Männer bei einander, indes der eine Wein, den man ihnen vorgelegt hatte, sand nicht die gewöhnliche Anerkennung; er verroth aus den vollen, unberührten Kelchen. Doch plötzlich schien der Jüngere, ein brauner, lebhafter Burste, sich aufzuraffen. „Wir müssen scheiden,“ rief er, „und Beide fühlen wir wohl den gleichen Schmerz dabei, aber so etwas Unhörtes und Entsetzliches ist es nicht, wenn wir es vernünftig betrachten. Unsere Eltern sind nahe Nachbarn, ein Hauslehrer brachte uns das Nothwendige mit großer Mühe bei, bis wir mit einander auf die Realschule kamen, wo wir uns schon als Studenten fühlten, und endlich mit einer tüchtigen Portion unverdauter Veen zu Haus gerufen wurden. Du müßtest auf eurem Eisenhammer formen und gar Manches noch lernen, von dem ich keinen Begriff habe, und ich dürfte in Spinnersci und Comptoir meine überschwänglichen Träumereien mit der klaren realen Wirklichkeit vergleichen.“ — Der Zweite, ein ernster, gemessener Blondkopf, schien, schon seinem Aeußern nach, kein Freund des Idealen. Die großen bleunen Augen blühten wie fragend zu dem Kameraden hinüber. „Und nun?“ begann er mit tiefem Tone. Der Erste schien durch den Accent der zwei Worte frappirt zu sein. — „Nun,“ entgegnete er, „nun willst Du den Rhein hinab, um Dich dort in den großen Gießereien noch zu vervollkommen; ich aber bin auf unserer Spinnersci nicht wohl zu entbehren und will deshalb erst später nach England hinüber, die dortigen Etablissemens mit unsern Maschinen zu vergleichen.“ — „Du möchtest einen so großen Unterschied finden wie ich, wenn ich an unsern Hammer denke. Dich aber mag sein wie es will, wenn wir nur etwas Nützliches dort lernen, und es zu Haus geschickt anzuwenden.“ — „Nun ja,“ rief Quirin, der Fabrikherr, „jeder nach seiner Weise, und nach Maßgabe seiner Mittel! Ich habe unsern Norman schütren lassen, um Dich bis hieher auf die Post zu bringen, Dir nochmals zu sagen, daß der Abschied von Dir mir recht schwer wird, und diese Karte zu übergeben. Verwahre sie gut, und wenn Du, wie es wohl gehen kann, in keine allzu große Uebervorgelienheit kommen solltest, so schreibe unter dieser Adresse dreißig an mich.“ — „Ich danke Dir,“ entgegnete Hubert, der Hammerchmid, „indess weiß ich ziemlich gewiß, daß ich in keine Verlegenheit

kommen werde, da ich gewohnt bin meine Ausgaben zu überlegen, ehe ich sie mache.“ — Eine finstere Wolke zog über Quirin's Stirne, doch ein klarer, freundlicher Sonnenblick rang sich dahinter hervor. „Wir sind hieher gefahren,“ begann er herzlich, „um als treue Jugenbrennde zu scheiden, und so denn in Gottes Namen! Der Postknecht bläst; leb' wohl!“ Die Gläser klangen hell aneinander, und eine Thräne glänzte in den Augen der beiden Scheidenden, als Hubert in den Wagen sprang und der klainer Quirin in den bequemen Tilburj saß. Vom raschen Quat schnell gefördert, hatte er in einer starken Stunde die Heimat erreicht, und hatte nun Ruhe auf seinem eleganten Zimmer seine Gedanken ruhig zu ordnen. Gewiß, er hatte Hubert von ganzem Herzen gern, und doch — es war ihm schier lieb, daß er auf längere Zeit geschieden war. Der erste gemessene Jüngling, von Stintheit an in beschränkten Verhältnissen erwachsen, gewohnt alles nicht durchaus Nothwendige mißbilligend anzusehen, genirte ihn, den Genußfüchtigen, mit überreichem Taschengelde versehenen, öfter durch ein leichtes Kopfschütteln oder eine kurze tadelnde Bemerkung, wenn er auch heimlich geteufelt hatte, daß er völlig Recht hatte. „Mein Vater,“ murmelte er leise, „gibt mir diese Kleinigkeit gern, damit ich das Leben lennen lerne, und nicht beschränkt und ohne jede Tournee in die Welt trete, wie es doch nun bald sein muß. Hubert muß sparen, und es wäre ehrlas, wenn er Tas verbräuden würde, was seine Eltern nicht entbehren können. Ich habe ihm Carte blanche für die Summe gegeben, die sein Vater unserer Fabrik schuldet, weil mein Alter die paar Hundert Gulden schon am Jahreschlusse gestriden hat, und mir doch auf diese Weise die Neugierde bleibt sie herein zu bringen, wenn er sie mir auf's Neue schuldig wird, und ihm eine Gefälligkeit damit gethan ist. Ein zweckloses Scheuten ist Etwas, das mir einmal zuwider ist; mindestens muß die Ehre uneres Hauses dadurch gewinnen!“

Mit ganz andern Reflexionen glitt Hubert auf dem Dampfboot den Spiegel des Rheins hinab. Von den merkwürdigen Punkten, an welchen er vorüber fuhr, hatte er wohl wenig bemerkt. Er wußte, daß in Frankfurt eine große Messe gehalten wird, daß Mainz eine Festung sei, und daß den Rhein entlang sehr guter Wein wachse. Wiesbaden, Ems und all' die prächtigen Launusbäder mit ihren Spielbänken zogen ihn so wenig an, wo er römische Uebrisung des alten Conflens und der löhner Dom; dann aber kamen auch für ihn merkwürdige Gegenden: Eresfeld, Ebersfeld, Warmen, Solingen u. s. w. Hier verließ er das Schiff, besuchte die Kohlenachtle längs der Ruhr und ging von einem Eisenwerke zum andern. Vor Ort ansehend, wollte er die Stöße der Kohlen selbst sehen und lennen lernen, und in jedem der zahlreichen Eisenwerke, welche die Düffel und andere Flüsse desselben Systems bewegen, suchte er selbst arbeitend seine praktischen Erfahrungen zu vermehren. Solingen, die alte, weit bekannte Klängenischeide, war es besonders, die ihn anzog. Hier suchte er sich länger aufzuhalten und fand Arbeit in der alten Werstatt, an der „Peter Mianch“ schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege seine, in den Kämpfen der eiseren Ritter bekannten Klängen in alle Welt schickte, die jeden Küras und Helm ohne Schwärte spalteten. Durch die Ausbebung für das preussische Heer fehlte es für den Augenblick an tüchtigen Arbeitern, welche gebührende Feststellungen rath zu fördern vermochten, sonst wäre in dieser Werstatt wohl keine Stelle offen gewesen, da beständig Meistersöhne aus lernenden Vatern darnach strebten in ihr placirt zu werden. So war auch jetzt ein junger Egyptian aus Saut hier, um auf Befehl Mehmed Ali's die Kunst, Klängen zu schmieden und zu härten, an Ort und Stelle sich eignen zu machen. Ahmed Abd-er-Rahman war ein schöner junger Mann aus dem Stamme der Mamlyten, dessen ruhiger Ernst bei seinem blühenden dunkeln Auge unsern Hubert schnell für ihn einnahm. An demselben Ambos schwebenden Weide die mächtigen Hämmer, und bot sich die dem Andern auch fremde Sprache nicht zu freundlichem Plaudern, so genügte ein Blick

der sprechenden Augen, sich über die Arbeit zu verständigen. Bald indes flogen einzelne aufgelaufte Worte hin und her, deren stets mehrere wurden. Der Reiter, schon ein älterer Mann, hatte seine Freude an den fleißigen, schweigsamen Gesellen, und traten auch andere Arbeiter ein, die beiden Lürken, wie man sie nannte, blieben bei der Arbeit ungetrennt und waren es auch in den Feierstunden. Die Flämänder und die Rheinpreußen verstanden den Schwaben fast zu wenig wie den Ägypter; diese Weiden aber brachten keinen Dolmetscher, und waren deshalb fast unzerrenliche Kameraden. Ein Gemisch aus Arabisch und Schwäbisch war ihr Andern freilich unverständliches Jargon, der ihnen indes völlig genügte. „Was können die Burde nur mit einander zu plandern haben?“ frag Meister Münd wohl zuweilen. „Unjereins“ dachte, ihre Begriffe lägen viel zu weit aus einander, als daß sich Verührungspunkte finden könnten.“ — „Wir können das vielleicht gar nicht beurtheilen,“ meinte ein Berliner, der als Buchhalter des Gedächtnis im Hause war. „Die Schwaben sollen eine eigene Rasse sein, und keine nennt ihre Sprache; ein Gelbvegelcin! hehräi!“ — „Uhlant und Andere wußten es meistersajt zu gebrauchen!“ meinte Rosette, die Tochter des Hauses, die in Stuttgart größtentheils errogen war. „Auch Schiller war ein Schwabe.“ — „Ja, ic mene man!“ entgegnete der Angreifer, der mit dem Fräulein nicht gern eine verschiedene Ansicht hatte. — Achmed aber und Hubert hatten indeß von ihrem beiderseitigen Vaterlande leise geplaudert. „Ein tiefer, blauer See,“ sprach Hubert, „begrenzt das deutsche Land im Süden, von Rheingebirgen und Alpen, die ewiger Schnee deckt, malerisch eingerahmt. Jener Rhein, der unsern von hier vorüberströmt, mähtig sein Ungestirn in seinem weiten Bette und stürzt, ein donnernder Katarakt, aus ihm in's ebene Land. Ueber Goldland rollt er seine Wellen, die den edelsten Wein an seinen Ufern tränken, und heilige Dome spiegeln sich in seiner Flut.“ — „Ein Land ist schön und auch sein kleiner Fluß, doch mit Ägypten und seinem ewigen Strom launst Du es nicht vergleichen,“ entgegnete Achmed. „Eure Klugheit ist es, die überall für euch ein angenehmes Leben schafft, zu dem aber das Stüchden Erbe wohl das Wenigste beiträgt.“ — „Der gewaltige Rhein ein kleiner Fluß?“ topfschüttelte Hubert; „Du hattest keine Gelegenheit, ihn mit andern Strömen zu vergleichen!“ — „Wir nennen den Nil El Bahr, — das Meer!“ behauptete der Kosler; „nicht weil wir seine Größe für unermessen halten, sondern weil seine Flut ewig und unermesslich quillt, und uns Alles in Allem ist; weil das, was ihr das Mittelmeer nennt, doch nur der Ausfluß des Nil ist, durch welchen er sich am Gipfel Tariks in's Weltmeer ergießt. Ihr seid stolz auf das, was ihr Kunst und Wissenschaft nennt, und vergeßt, daß ihr dieß Alles vom Uter des Nil geholt habt. Du sprichst von dem Donner Deines Flusses; doch Cines, der Haram Pharön (die Pyramiden) hat mehr Wunderthode in sich, als die ganze Stadt Paris, wie Sultan Bonaparte genau berechnen ließ. Und dennoch sehen die Chowabdi, die Krämer aus Lundum, die über die Flut fahren, sie anzustauen und ihre verächtlichen Namen an die Granitblöcke zu ripen, nur das von den Pyramiden, was aus dem Sande hervorragt, ohne zu ahnen, daß die größere Hälfte tief unter ihm begraben liegt. Sie sind beschränkt genug zu wohnen, daß Geister, wie Cheops, Cephrenes und Mycerinos, solche Nielenwerke errichteten, um über eine winzige Grabkammer, in der man ihre Sarcophage sand, einen zwecklosen Berg zu häufen. Nein! der Zweck dieser Massen liegt noch unerforscht, und nur von Einzelnen geahnt tief im Innern der unermessenen Wüsten, deren eine Ode ihr anstammt, weil ihr sie besterken könnt.“ — Hubert schwieg, weil er diesen Behauptungen nichts entgegen zu setzen wußte, aber sie trieben ihn an, sich über die Sachen, die Achmed's Eitelkeit so gewaltig erregten, genau zu unterrichten. Dester veranlaßte er den jungen Ägypter, über die Wunderbauten seiner Heimat zu ihm zu sprechen, und stets lebhafter ward der Wunsch in ihm rege, dieß selbst antau-

nen zu dürfen. „Und bloß um eine gute Klinge schmieden zu lernen, verlässest Du das Land der Palmen?“ frag er eines Abends den Genossen. — „Eidi Rohammet Ali, der Pacha der Klempna (Influßt der Welt), gedenkt, all' die großen und mächtigen Stämme, die weit hinter Dongola am weissen und blauen Nil wohnen, Mahom's Lehre zu unterwerfen; die starken Schwilts, die aus dem See Jaab trinken, und dort das riesige Nilpferd jagen und des Elephanten Zähne erbeuten, Gallas, die dort dem Löwen Kampf bieten und die Giraffen im Lauf jagen, die Ohingeroo will er vor seinem Teppich niederwerfen, und sie zu dem Paradies des Propheten führen. Ananonen kann er nicht dahin bringen, und die lange Hitze zu tragen sind wir nicht gewohnt. Die scharfe Kanze und die Schneide des Sabels sind unsere Waffen, und der Sand des Hochgebirges bietet uns hierzu kein treffliches Geln. Dieß soll ich bearbeiten lernen, daß die Männer, welche auf Dongolabergstätten reiten, nicht der guten Klänge entbehren. Diese zu schmieden in langgestreckten Feueröfen, sie Flug zu herten, sie auf dem Sandstein des El Modokat zu schleifen — das wissen die stünder meines Landes nicht, aber die Leute Deines Stammes sind geübt darin; darum hat Eidi Ibrahim drei junge Männer in die Frangbia gesandt und drei nach Damasc, daß sie die Kunst Klänge zu schmieden lernen, und geübte Leute mit sich bringen. Einer davon bin ich, und willst Du mich begleiten in's Land meiner Vater, so sollst Du es nicht zu bereuen haben.“ — Dieser öfter wiederholte Vorschlag neben dem eigenen brennenden Triebe, das ihm so wunderbar geschickte Land zu sehen, veranlaßte endlich Hubert, darüber an seine Eltern zu schreiben, von denen er länger ohne briefliche Nachricht war, obgleich er von Wandergesellen wußte, daß sein Vater rüstig arbeite. Dieß genügte dem Sohne vollkommen, da er an sich selbst wußte, daß schwer arbeitende Leute nicht leicht zum Briefschreiben sich hergeben; aber jetzt, wo er die Erlaubniß einer Reize nach Ägypten begehrte, hatte er sie nicht so gar salomisch gewünscht, als sie endlich eintrat. „Wenn Du es für gut hältst und kein Geld von mir dazu brauchst, so geh' mit Gott!“ — das war der ganze Brief. Die einzige Bedingung, keine Gelbverderung zu machen, war leicht erfüllt, da der lebhafteste Wunsch des Pachas, tüchtige Leute zu gewinnen, ihn keine Kosten sparen ließ; schneller, wie die Erlaubniß zur Reize aus der Heimat, kam die Anweisung zu einem sehr ansehnlichen Reisegeld an ein Haus zu Ebersfeld aus Kairo und die Ordre an Achmed, mit dem Sekretur in thunlicher Wäde sich in Alexandrien einzustellen, wo der Pacha sich gegenwärtig aufhalte. — So gingen denn die beiden jungen Leute mit Eifer an die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise und dem Reuten des Uebriken, welches ihnen bei längerem Aufenthalt in einem noch durchaus unjivilisirten Lande nöthig erschien. Auch dieß war mit dem klugen Rathe des alten, vielerfahrenen Peter Münd beendet, und Hubert setzte sich in seinem stillen Nachdenken, seinem Vater noch ein Lebenswort zu schreiben. Er that es mit bangem geprehten Herzen; der gar zu kurze Brief des Vaters hatte den Sohn schmerzlich verletzt, ja seinen Eitelkeit beleidigt. „Er ist mein ganzteter Vater,“ murrte er, „aber er scheint mich doch gar zu leicht zu misßen; meine Unterstützung, meine treue Hülfe ist für ihn ohne allen Werlang, und Vrede zum Sohne ist vielleicht gar nicht vorhanden. Er glaubt, wie es scheint, in dem Rückgebenden eine Last sich aufzubürden, in dem Erfahrenen einen lästigen Besterwässer zur Seite treten zu sehen. Sein Geld brauche ich zum Glück nicht, und nie will ich ihm lästig fallen; — das wird er sehen!“ — In solcher Stimmung schrieb er den letzten Brief in's Vaterhaus. Seine Mutter war längst gestorben und die Frau, die an ihrer Stelle waltete, mochte in jeder Beziehung achtungswerth sein; dem Herzen des Sohnes war sie stets fremd geblieben. Dem Hause des hiebrern Peter Münd's galten die Thranen, die er heimlich in stiller Nacht vor der Abreise weinte, mehr wie dem, in welchem er geboren war, Rosetten, der Tochter des Meisters, mehr wie der Schwere

hier, die die Stiefmutter dem Vater geboren. Als der Herbstmorgen graute, blickten die zwei Wanderer noch einmal nach Solingen zurück, doch ein dicker Nebel, der im Thale lag, verhüllte den Thurm, dem sie gern noch ein Abien! zugerufen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Allerheiligen.

Vollstcher Schwarzwald.

Durch tiefes Waldeb Dunkel in stiller Einsamkeit wandern wir über den hohen Gebirgskamm, der sich nach dem Rheinthale hinabstreckt: wir hören nur die Art des Holzfällers, den Schrei des Kufers und das Rauschen der alten Kiefernstämme über uns. Endlich sind wir auf der Höhe angelangt und treten einen Augenblick aus dem Walde auf ein Plateau, und ein unbefreiblich schönes Bild breitet sich unsern überraschten Blicken aus. In der Tiefe eines rings um waldbemerkten Berges und felsennauern eingeschlossenen Thales liegen die Trümmer eines alten Klosters. Welch' stille, wohl-

thuende Einsamkeit: wach' liebes Asyl für das Gebet. Ein wunderbares Gefühl für die Natur ließ die Mönche die schönsten Plätze der Erde für ihr Hüttenbauen wählen. Ueber die Wahl der Stelle, wo das Kloster Allerheiligen gegen Ende des zwölften Jahrhunderts gestiftet werden sollte, erzählt die Legende: Nachdem die Herzogin Itha, Gemahlin Welfs von Toscani, lange Zeit unschlüssig gewesen, an welchem Orte das Gotteshaus errichtet werden sollte, stellte sie diese Wahl endlich dem Himmel anheim. Sie ließ am Tage der heiligen Ursula mit dem Orde, welches für den Bau bestimmt war, einen Esel beladen, denselben hierauf frei davon gehen und nur von einigen Männern aus der Ferne beobachten, um die Stelle sich zu merken, wo er sich zuerst niederlegen werde. Dort müsse alsdann das Kloster sich erheben. Das schwer beladene Thier schritt nun zwei volle Stunden bergan, bis der Durst es nöthigte an einer Quelle Halt zu machen, welche noch heutzutage der Eselsbrunnen heißt. Von da setzte dasselbe neugestärkt seinen Weg durch das Dickicht des Waldes fort bis auf die Höhe des Söhlberges, wo es sich seiner Last entledigte. Dieser Ort aber war viel zu hoch, zu rauh und zu windig, um eine menschliche Wohnung zu



Die Ruinen der Bedmonstratenrabtei Allerheiligen.

dulden; man errichtete also bloß eine Kapelle zur Ehre der Tageshebin daselbst und wählte für das Kloster die im benachbarten Bergobel am Nordwasser gelegene Wisenau. Der Klosterbau wurde im Jahr 1192 begonnen und nach einem Jahr fünf insoweit vollendet, daß die Zellen von einigen Mönchen unter Obhut eines Priors besetzt werden konnten. Das ursprüngliche Stiftungsgut war hinreichend zu deren Unterhalt; vom benachbarten Adel aber ward es bald in solchem Maße bereichert, daß Allerheiligen freudig empor zu blühen begann und ein wahres Kleinod der Gegend wurde; denn es zeichnete sich nicht allein durch einen geordneten Haushalt aus, sondern auch durch den Geist einer strengen Regelmäßigkeit. — Eine andere Sage läßt das Kloster von Herzog Verthold von Zähringen 1196 gründen. 1802 wurde es säkularisiert, 1806 der Bau durch einen Blitz halb zerstört und 1811 auf den Abbruch vertheilt, glücklicherweise dieser Schmach des Thales noch erhalten.

Bei den zerstreuten Trümmern des Klosters, jenseits dessen die berühmten Wasserfälle in die Tiefe des Burgthales hinabstürzen, findet man ein offenes gastliches Haus, das der Förster dieser herrlichen Wälder bewirtschaftet. Ein weißes

Haus mit rothem Dache heißt uns willkommen und öffnet uns seinen großen Speisesaal, zu dem eine mit ausgestopften Vögeln, der Ornithologie des Schwarzwaldes, geschmückte Treppe führt. Hier ist gut weilen und wir schieben ungerne, wenn uns nicht die Kuesicht auf einen so herrlichen Naturgenuss — den Anblick der hübscheren Wasserfälle — geboten wäre, zu denen uns ein jäherer Pfad von der Umfassungsmauer des Klosterhofes hinaufführt. Siebenbüten heißen diese Wasserfälle: der Name übertrifft nicht, denn es sind neun oder zehn. Der Fußpfad geht an der rechten Seite der tiefen Schlucht hinab, in der der Gröndelbach oder Vierbach zwischen zwei hohen Wänden mit donnerndem Tosen hinunterrauscht, und, von Felsvorsprüngen in seinem Sturze aufgehalten, die herrlichsten Wasserstaden bildet, die das Wasser bald wie einen durchsichtigen Schleier, bald wie geschmolzenes Eis, bald wie Staubregen erscheinen lassen. Die sinnige Hand des alten Försters baute Brücken und Pfade bald rechts und bald links, so daß wir den prachtvollen Anblick von allen Seiten haben und des Genusses froh nach Oppenau hinabsteigen.

Die Präsidenten der nordamerikanischen Union.

Abraham Lincoln und Hannibal Hamlin.

Das große Drama des amerikanischen Bürgerkriegs, die Lösung des Südens (der Sklavenstaaten) vom Norden (der Freistaaten), hat begonnen und droht bei dem auf beiden Seiten entzündeten Haß ein furchtbarer, blutiger zu werden. Mit dem Abtreten des Präsidenten Buchanan war das Zeichen zur Auflösung der Union gegeben. Sehen wir uns darum vor Allem die Personen an, welche an der Spitze des Nordens stehen.

Abraham Lincoln wurde am 12. Februar 1809 in Hardin (jetzt Varue) County, Kentucky, geboren. Sein Vater Thomas und sein Großvater Abraham waren in Nottingham County, Virginien, geboren, wohin ihre Vorfahren aus Verbs County, Pennsylvania, gekommen waren. Thomas, dessen

jüngster Sohn, wuchs vollständig ohne Erziehung auf; und heirathete, achtundzwanzig Jahre alt, in Kentucky im Jahre 1806 Nancy Sants, aus welcher Ehe der jetzige Präsident stammt. Im Herbst 1818 starb diese Mutter, und sein Vater heirathete später eine Wittwe mit drei Kindern, die Abraham stets eine gute Mutter war. Unterricht auf einer Akademie hat der Sohn nie erhalten, und sein ganzes späteres Wissen erwarb er ohne äußere Anleitung. Am 1. März 1830 verließ er seine alte Heimat in Indiana und kam nach Illinois. — Als der sogenannte Mad-Gawd-Krieg gegen die Indianer im Jahr 1832 begann, schloß sich der junge Lincoln einer Kompagnie Freiwilliger an und wurde zum Kapitän derselben erwählt. Nach beendeterm Kriege übernahm er ein Kaufmannsgeschäft, wurde später Postmeister in New-Salem und machte sich während dieser Stellung mit dem Studium der Rechte ab. 1834 wurde Lin-



Die Präsidenten der nordamerikanischen Union.

coln in die Legislatur gewählt und 1836, 1838 und 1840 immer wieder in die Gesetzgebung gewählt. Im Herbst 1836 erhielt er die Advokateneizenz, und am 15. April 1837 siedelte er nach Springfield über, wo ihn ein alter Freund, Namens Stuart, in seine Advokateneizenz als Partner aufnahm. Als Advokat erlangte er bald bedeutende Praxis und Auszeichnung. Sein Talent, die verwickeltesten Dinge klar und deutlich zu machen, kam ihm in den Prozessen zu Gute, und nicht weniger sein gerader Sinn, sein Mitgefühl und seine liebenswürdige Humanität. Im Jahr 1846 wurde Lincoln vom Distrikt des mittleren Theils von Illinois in den Kongreß gewählt. Er war der einzige Whig unter den sieben Repräsentanten, zu denen Illinois damals berechtigt war, und seine Majorität war die höchste, die jemals einem anti-demokratischen Kandidaten in dem Distrikt gegeben wurde. Von 1849—54 beschäftigte sich Lincoln eifrig und ausschließlich mit seiner Rechtspraxis, bis ihn die vorerwähnte

That, von Stephen A. Douglas gegen das Missouri-Kompromiß vollführt, mit allen denkenden Männern im Norden wieder auf den Kampfplatz führte, auf dem er bald bestimmt war eine Rolle von nationaler Bedeutung zu spielen. Die republikanische Konvention zu Chicago erhob ihn zum Kandidaten für das Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten, und bei der letzten Wahl wurde Lincoln denn auch zu diesem Posten erwählt. — Der Vice-Präsident der Vereinigten Staaten ist Hannibal Hamlin, geboren am 27. August 1809 zu Paris in Maine. Sein Vater Cyrus und seine Mutter Anna Livermore siedelten von Massachusetts zuerst nach Livermore über und gingen dann nach Paris in Oxford County, wo der Vater zum Clerk des Countycourt erwählt wurde. Hannibal war der jüngste seiner sieben Söhne. Er besuchte früh die Schulen in Paris und die Akademie in dem nicht weit entfernten Hebron, studierte Jura, bis der Tod seines Vaters ihn auf die väterliche Farm zu-

rücktritt. Im Frühjahr 1830 kaufte Hannibal eine demokratische Zeitung, für welche er die Artikel nicht nur selbst schrieb, sondern auch setzte. Im Herbst desselben Jahres verkaufte er sie aber schon wieder und begann von Neuem das Rechtsstudium, und wurde 1833 als Advokat zugelassen. Er siedelte nach Hampden über, wo er bald eine bedeutende Praxis gemann und dieselbe ausübte, bis er 1851 in den Senat der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Am 7. Januar 1857 legte er seine Stelle als Vereinigter Staaten-Senator nieder, und wurde an demselben Tage als Gouverneur von Maine eingeführt. Hamlin's Ernennung für die Vice-Präsidentschaft durch die republikanische Partei am 18. Mai 1860 war für ihn ein durchaus unerwartetes Ereigniß. Seine Name, mit dem Lincoln's vereinigt, bildet eine Herde der republikanischen Tidets. Hamlin's athletische und kräftige Gestalt deutet auf große Energie und Ausdauer. Seine Stimme ist klar, stark und melodisch, sein Vortrag rasch, energisch und in hohem Grade fortreisend. Lincoln ist ein langer, hagerer Mann, unbeholfen und sich gleichsam misstrauend, und wenn er nicht spricht, hat er weder Festigkeit in seinem Gesicht, noch Feuer in seinem Auge.

Die Stiefkinder oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

„Ich glaube so,“ versetzte Humphrey. „Der Vursche haßt mich,“ fügte er hinzu. „Er wurde im Armenhaus erzogen und bildet sich ein, ich habe ihn mißhandelt, der unbankbare Eckrute! Er ist an Allen schuld!“ — „Fatal! Sehr fatal!“ sagte Mr. Smooth. „Er ist der Freund und vertraute Rathgeber des Grafen von Cheverly, des Ministers des Innern.“ — „Und was hat Seine Vorhöflichkeit mit der Sache zu thun?“ — „Seine Oblliegenheit ist es, der Krone über Gnadengesuche zu referiren.“ — „Dann lei Gott mir gnädig!“ rief der Gefangene, indem er aufsprang und mit wilden Schritten seine Zelle durchmaß. „Von Collin Caw habe ich keine Gnade zu hoffen. Ich machte ihm den Antrag, ihn auf die Spur seiner Eltern zu bringen — denn er ist als Kind vor der Thüre des Armenhauses ausgeüßt worden — wofern er meine Vertheidigung übernehmen wolle, und er schlug es aus.“ — „Sind Sie wirklich im Besitz eines Geheimnisses, das seine Interessen berührt?“ fragte Mr. Smooth begierig. — „Ja.“ — „Dann haben Sie Unrecht gehabt darauf gegen ihn anzuspielen. Leute in Ihrer Lage sollten nie ohne Rechtsbeistand handeln. Sehr unrecht! Doch vielleicht ist es mir gleichwohl möglich ihn umzustimmen. Ich will den Herrn aufsuchen und...“ — „Das ist umsonst: Sie kennen ihn nicht,“ fiel ihm Humphrey Eillet in die Rede, „er ist unerbittlich wie diese Mauern. Haben Sie einen andern Ausweg und nehmen Sie die Hälfte meines Vermögens, nehmen Sie Alles, Ich will ja gerne ein Bettler sein, gern arbeiten und müß' ich meine Klopfen; nur das Leben retten Sie mir!“ — „Ein Mann meines Standes nimmt nicht mehr als seine gesetzlichen Gebühren,“ erwiderte der Anwalt ruhig. „Doch was ist's mit dem Geheimniß, von dem Sie sprechen?“ — „Das gebe ich nur dann preis, wenn ich Sicherheit damit erlangen kann,“ rief der Mörder mit verzweifeltstem Troste. „Wenn ich hängen soll, will ich wenigstens die Genußthuung haben, daß er sich getäußt sieht.“ — „Ein theures Vergnügen,“ bemerkte Mr. Smooth.

Es ist nun Zeit, daß wir zu der einflussreichen Person zurückkehren, in deren Händen — wie der Hausmeister glaubte — sein Schicksal hand. Als Collin Caw nach der Beisetzung Sir Barnard's die Kirche verließ, legte sich eine Hand auf seinen Arm. Er wandte sich um und erkannte seine alte Amme. „Du hier?“ rief er, „zu so später Stunde?“ — „Ich habe ihn gesehen!“ — „Wen gesehen?“ — „Den Mann, der Dich als Kind zu Humphrey Eillet in's Armenhaus brachte und die prächtigen Epigen verbrannte, die so

schöne Hauben gegeben hätten. Und ich hätte erst so nothwendig ein paar Hauben brauchen können! Es ist das lange her, aber ich kannte ihn doch noch.“ — Bei dieser so überraschenden und unerwarteten Nachricht konnte Collin kaum seine Aufregung bemeistern. Hoffnung und Zweifel kämpften in seinem Innern: war es wahr, was er vernommen? oder hatte sich die alte Frau getäußt? „Du vergißt, Amme,“ bemerkte er, „daß das schon dreißig Jahre her ist; so lange launst Du Dir das Gesicht doch nicht denten!“ — „Jretlich kann ich's,“ rief Reg, „den würde ich nach hundert Jahren noch erlannt haben.“ — Der Ernst, mit dem sie diese Worte sprach, überzeigte ihren Zuhörer wenigstens in einem Punkte — von ihrer Aufrichtigkeit. „Wo hast Du ihn denn gesehen?“ fragte er. — „Das erste Mal in Widfal, nach dem Verhör von Humphrey Eillet,“ versetzte das Weib. „Damals glaubte ich ihn zu erkennen, und doch traute ich mir nicht ganz. Heute Morgen wollte ich Nan besuchen — Du kennst sie ja, die Nan vom Armenhause her? — und ihr ein wenig Thee bringen; denn ich bin nicht stolz geworden, wenn Du mir auch ein Händchen und zehn Schillinge die Woche zum Unterhalt gegeben hast, und da sah ich ihn wieder, wie er mit einem der londoner Bedienten sprach, die zu dem Begräbniß sich eingefunden hatten. Kaum hörte ich seine Stimme, so war ich überzeugt, daß es wirklich ist. Ich konnte darauf schwören,“ fügte sie mit Nachdruck bei. — „Es war zu spät, als daß Collin das treue Geschöpf allein hätte nach ihrer Wohnung zurückkehren lassen können; er bot ihr deshalb den Arm und führte sie nach Hause, dann aber lehrte er nach Brookhouse zurück, wo der Squire, Edward, Tranon und sein Vorgesellb schon lange auf ihn warteten.“ — „Ist Etwas vorgefallen?“ fragte der Letztere liebevoll. — „Ja, lieber Junge, ein Umhand, der meinem Leben eine ganz andere Richtung geben kann.“ — Seine Freunde sahen ihn tragend an. — „Ich habe den Mann endtend, der mich als Kind in das Armenhaus gebracht hat.“ — Die freudigste Ueberraschung strahlte aus jedem Gesicht, und gierig fragte Edward nach seinem Namen. — „Bedford.“ — „Der Vertraute Sir Barnard's,“ stieß der Doktor heraus. — „Sein Verwalter zu Penswid.“ — „Das Werkzeug seiner Verbrechen.“ — Diese waren die Bemerkungen, die rasch auf einander folgten. „Was ist doch das für eine Aehnlichkeit, ist es ein Schatten, ein Traum, eine Erinnerung?“ murmelte Edward Gaston, „ich kann darüber nicht in's Klare kommen. Seit drei Tagen verfolgst sie mich ohne Unterlaß, und wenn ich auf der Spur zu sein glaube, so zerfliehet Alles in Nebel.“ — „Vielleicht wird Ihnen Aufklärung, wenn Sie es am wenigsten erwarten,“ bemerkte Mr. Beadam nachdenklich; „der Name Bedford hat seltsame Gedanken in mir erweckt; ich stelle nicht gerne Vermuthungen auf, sonst würde ich sagen, die Gemaldegallerie zu Moultry könne Sie auf die Spur bringen.“ — Edward Gaston sprang auf; mit einem Male stand jener Kuftritt nach dem Tode seines Vaters wieder vor seiner Seele — das bestaubte Bild — die Beschlieferin — die Kiste von Cedernholz mit dem Bahrtuche. — „Weim Himmel! Sie haben Recht!“ rief er aus. „Die Aehnlichkeit ist unvertennbar. Mein Onkel Richard!“ — Der Squire und der Doktor lächelten. „Wir haben es schon eine Zeit lang bemerkt,“ sagte der Letztere, „hielten es aber ohne sonstige Anhaltspunkte für besser zu schweigen. Eine bloße Aehnlichkeit beweist ja noch nichts. Richard Gaston war noch sehr jung, noch nicht einmal volljährig, als er starb.“ — „Ich muß diesen Bedford gleich morgen früh sehen,“ bemerkte Collin; „diese Ungewißheit ist unerträglich. Denken Sie nur an die Buchstaben auf den beiden Kleidungsstücken... Vesteht wirklich eine Verwandtschaft zwischen Richard Gaston und mir, so liegen die Beweise dafür — das bin ich überzeugt — in dem eisernen Kästchen.“ — In diesem Augenblicke kam der Hausmeister atzenlos in das Zimmer gelaufen mit der Nachricht, das Schloß zu Moultry stehe in Flammen. Sein Herr rih den Loden auf; Blutröthe färbte den Himmel gerade über einem dunkeln Kiefernwalde, der die

beiden Besitzhümer von einander trennte. — „Nicht das Schloß ist's!“ rief Edward und stürzte auf den Porzellan hinaus, „sondern das Wittwenhaus.“ — Augenblicklich machte sich die Gesellschaft nach der Brandstätte auf den Weg, um wo möglich hülfreiche Hand zu leisten, der junge Erbe blieb allein zurück.

Der Wittwenhof war ein altes, schon zur Zeit der Königin Anna fast ganz von Holz aufgeführtes Gebäude, das früher dem verwitweten Ladies Gaston als Wohnsitz gebient hatte, aber seit mehr als einem Jahrhundert unbewohnt war, und nur noch zu Aufbewahrung zerbrochener Möbel und anderen Gerümpels diente, wie solches in einem großen Hauswesen sich immer in Masse ansammelt. An diesem völlig einsam gelegenen Orte hatte Lady Alicia beschloffen, ihren Gesangenen zu verwahren, und ein Zimmer des Hauses eignete sich ganz besonders zu diesem Zwecke. Es war hoch oben, die Fenster eng vergittert und die massiv eichene Thüre mit Schloß und Niegel versehen: ohne Zweifel hatte es früher als Eilberkammer gebient. Die Pläne der rätselhaften Dame waren sein angelegt und mußten, soweit menschliche Berechnung voraussehen konnte, zu einem sicheren Erfolge führen. Sie hatte keinen Vertrauten als Bedford und den Wildbüter, welche sich des Opfers versichern mußten. Im Uebrigen baute sie auf sich selbst, und sobald der Zeichenzug die Halle verlassen hatte, brach sie auf, um die Vorbereitungen allein, doch nicht unbemerkt, zu treffen. Ihr schlauer Neffe und Schwiegersohn, Lord Raymond, war — ein Luwehsein vorzüglich — von der Verbigung Sir Barnard's ausgeblieben. Er hatte aus dem nachdenklichen Wesen seiner Tochter und einigen halbhart gemurmelten Worten, die ihr entschlüpfen, Verdacht geschöpft, daß irgend ein Plan im Werke sein müsse, der sein Interesse berühre. Als sie daher Abends das Haus verließ, schlich er ihr behutend nach, sah sie in dem Zimmer Wein und Lebensmittel zureichten und verdeckte sich, als sie fortging, um die Antömmlinge einzulassen, in einem antostehenden Kabinett. „Hier kann ich Alles hören,“ dachte er und gratulirte sich in seiner Kurzsichtigkeit wegen seines Scharfsinns. — „Habt Ihr reisirirt?“ fragte Lady Alicia, als der Diener vor der Thüre des Wittwenhauses hielt. — Die Männer zeigten auf die leblos aussehende Kasse im Hintergrunde des Gehäuses. — „Gut!“ bemerkte sie, „seine Kasse ist zubereitet.“ — Der Schloffer hörte diese Worte und düstere Ahnungen stiegen in ihm auf. Rasch wurde das Pferd ausgeführt und in den Park gejagt, der Wagen aber in die Klemme geklohen. Dann hoben der Wildbüter und sein Genosse das Bündel auf und folgten dem granitnen Weibe, das — ihnen voraus — die große Treppe hinaufstieg. Unter gewöhnlichen Umständen hätte sie wohl die Menge alten Geräthes in Erlaunen setzen müssen, das in der Halle unten, namentlich um das Treppegebäude herum, aufgespeichert lag; da sie jedoch mußten, zu welchem Zwecke der Wittwenhof seit lange diente, fiel ihnen dieß nicht besonders auf. — „So!“ sagte Lady Alicia und maß den Strüppel, der inwischen von seiner Umhüllung befreit worden war, mit höhnlichen Widern; „Unbillig treffen wir uns wieder.“ — „Wir treffen uns noch einmal,“ versetzte der Unglückliche, dessen Neuenfall zurückgelehrt war, „da droben!“ — „Mein Gewissen klagt mich nicht an,“ sagte Lady Alicia, „ich traute Ihnen, bezahle Sie großmüthig für Ihre Mühe, und Sie mißbrauchten mein Vertrauen, indem Sie sich einen Tische gleich des Nachts in mein Haus stahlen und es plünderten. Clebner!“ fügte sie mit scharfbarer Ruhe hinzu, „Dir verdanke ich den Verlust meines Oatens und meines Eognes, Du bist schuld, daß ich jetzt hüßlos, verlassen in der einsig so glücklichen Heimat dastehe!“ — In dem Bewußtsein, daß wenigstens ein Theil dieses Vorwurfs nicht unberechtigt war, ließ der arme Strüppel den Kopf hängen und schwieg. — „Wo ist das Rästchen?“ fuhr die Dame fort. — „Sie verweigern die Antwort? Gut, ich hute — denke ich — Mittel, Ihr Schweigen ebenso nützlich zu machen als Ihr Bekenntniß. Sie werden bis morgen

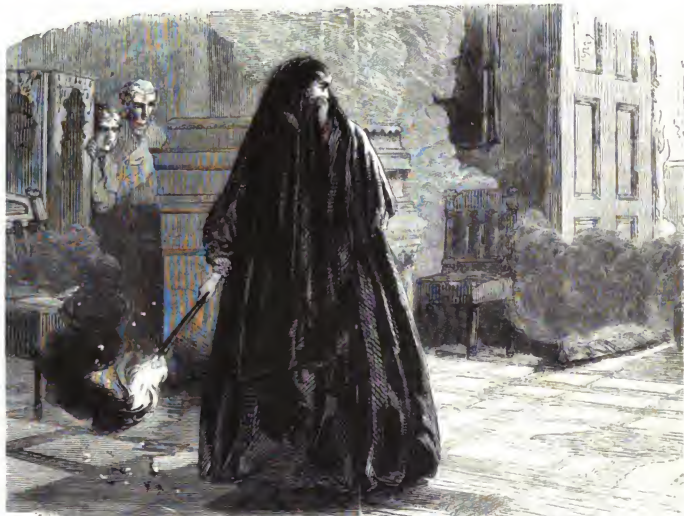
bei ihm bleiben,“ fügte sie zu Bedford und dem Wildbüter gemeldet hinzu. — „Ganz wohl, Lady!“ erwiderte der Letztere. — „Auf dem Tische sind einige Erfrischungen,“ fügte seine Gebieterin bei, „im Laufe des Tages komme ich wieder.“ — Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und innen hörte man den Niegel vorstöhnen. „Eine eichte Weibervorsicht!“ meinte Bedford lachend. — „Bei dem Wort Rästchen!“ fing Lord Raymond, dem sein Wort der Unterredung entgangen war, mit verpöppeltem Interesse zu hören an. „Ich würde Etwas darum geben,“ sprach er bei sich, „alle Bindungen dieses Geheimnisses zu kennen: bei meiner Welt- und Menschenkenntniß sollte es — denke ich — nicht ohne Nutzen sein.“ — Bedford und sein Begleiter setzten sich in bester Laune zu Tische, der Erstere wuß glänzender Musikanten in die Zukunft, der Letztere zufrieden mit dem Lohne, der ihm bereits geworden. In ihrer Heiterkeit gingen sie so weit, den Gesangenen zur Theilnahme an ihrem Mable einzuladen: er lehnte es mürrisch ab. — „Wie Ihr wollt!“ rief Bedford. — „Ein Stier, der verliert, darf wohl ein wenig wild sein, aber in dem Spiele des Lebens muß man sich immer auf einen Umschlag gefaßt machen. Das habe ich wenigstens stets gethan. Was hilft Euch denn dieser Eigennutz? Sagt lieber, wo Ihr das nächste habt, und macht dießem Zustand der Ungewissheit auf einmal ein Ende!“ — „Das möchte ich wohl gerne erfahren,“ sprach Eine Lordschäft vor sich hin. — „Ich kann Euch eine großmüthige Belohnung zusichern,“ fügte der Sprecher bei. „Paß! wie warm ist's hier!“ — „Ja, und eine dauernde,“ versetzte Andrews mit bitterem Nachdruck, — „das Grab! Ich kenne das Weib, mit dem ich zu thun habe.“ — „Lächerlich!“ rief der Bewalter. — „Was fällt Euch ein? Glaubt Ihr, Lady sei im Stande mit Eurem Leben zu spielen?“ — „Ja wohl!“ — „Oder ich werde meine Hand dazu hergeben?“ — „Ohne Frage.“ — „Dann seid Ihr im Irrthum,“ versetzte der gewissenlose Schurke. „Ihr seid lebend von größerem Werth für mich als todt. Das kann ich Euch sagen!“ Mit diesen Worten wühlte er die biden Schweißtropfen von der Stirne, die allmählig sich darauf angesammelt hatten, und bemerkte, die Hitze werde nachgerade unträglich. — „Was ist das?“ fragte der Wildbüter, indem er auf einen dünnen Rauch zeigte, der an verschiedenen Stellen aus dem Fußboden aufstieg. — Bedford stand einen Augenblick befüßt, entsetzt, dann rief er wie vom Wahnsinn gepackt: „Das Zimmer unter uns steht in Flammen!“ — „Und wir sind Gesangene!“ höhnte der Schloffer, „alle drei Gesangene!“ „Wißt Ihr nun, wessen Lady Alicia fähig ist?“ — Bei dieser furchtbaren Ankündigung stürzte Lord Raymond aus seinem Vestibel hervor. „Rettet mich! rettet mich!“ rief er in höchster Verzweiflung, und sank, überwältigt von Schreden, zu Boden.

Zweihundsechzigstes Kapitel.

Ein teuflisches Lächeln suchte um den Mund von Lady Alicia Gaston, als sie den Niegel vorstößte und die Treppe hinabsteigte. In der Halle angekommen, hielt sie die Fadel ohne zu zittern an die aufgeschloffenen Gerüstschrauben und sah ruhig zu, bis sie lichterloh brannten. Von da begab sie sich in das Speisezimmer und steckte auch dieses in Brand. Das Gebäude war alt und brinnig ganz von Holz, und mit rasender Schnelligkeit trah das Feuer um sich, so daß, als sie von da in das antostehende Bibliothekzimmer treten wollte, ihr schon die Flamme daraus entgegenströmte. „Es ist gegeben,“ murmelte sie, „das Geheimniß thirt mit ihnen.“ — „Was für ein Geheimniß?“ fragte eine Stimme neben ihr. „Erzählen Sie nicht, und vor Allem,“ fügte der Sprecher in kühnsterm Tone hinzu, „nehmen Sie in Acht, was Sie reden. Mein Begleiter ist ein Polizeibeamter.“ — „Mr. O'Moore,“ stieß die zum Lobe Erfröndene heraus. — „Du Besch, Lady,“ erwiderte artig der Irlander. „Aber was ist das?“ fuhr er um sich schauend fort. „Ich will ein Heide sein, wenn das Haus nicht brennt.“

— „So ist es,“ stammelte die Wittwe. — „Rasch! Sehen Sie was geschehen kann!“ rief Lord Cheverly's Freund seinem Begleiter zu. Dieser suchte in das Bibliothekzimmer zu dringen, aber die Flamme trieb ihn zurück. „Unmöglich!“ murmelte er. — „Eilen Sie zum Schlosse und holen Sie Hülfe herbei, ich will inzwischen bei Milady bleiben. Kein Wunder, daß sie kaum ihrer Sinne mächtig ist!“ — Der Beamte schien sich darüber nicht sehr zu wundern; war doch das Feuer allem Anscheine nach ihr Werk; doch befiel er aus Achtung vor dem Sekretär des Ministers seine Bemerkungen für sich. — „Niemand hat Verdacht,“ triumphirte die Glende. — „Bei meiner Ehre, Lady Alicia! Ich kann nicht umhin Sie zu bewundern.“ — „Bewundern!“ wiederholte sie. — „Wegen Ihrer Nerven. Und dazu noch in den ersten Tagen Ihres Wittwenhandes! Allein, wie ein

gewisser Schriftsteller irgendwo bemerkt, das Genie ist nicht an ein Geschick gebunden. Meiner Frau! jetzt wird mir das klar! Und der Muth — will mich's bedünken, — auch nicht!“ — „Sie werden doch keinen Verdacht haben,“ fuhr Milady heraus. — „Nein! Verdacht habe ich keinen; dagegen weiß ich gewiß, daß Sie den armen Teufel von Krüppel durch Bedford und einen andern gleich heillosen Schurken haben einfangen lassen und ohne Zweifel hier in Gemachsam halten. Beim Himmel! Ich höre Hülfesufe!“ fügte er hinzu, „Lady Alicia, Sie sind eine Mörderin.“ — „Nein, nein!“ stöhnte das schuldbeladene Geschöpf. — Der wadere Irländer stürzte auf die Bibliothek zu, aber die Flammen setzten ihm ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Das Jammergeschrei ließ sich von neuem hören. — „Denken Sie an die Ehre Ihrer Familie! Hören Sie Ihr Opfer?“



Sie hielt die Fackel an die aufgespaltenen Geschichtsbücher, bis sie lichtlos brannten.

Der Sprecher wußte nicht, daß vier Personen sich in dem brennenden Zimmer befanden. „Haben Sie ein Herz? ein Gewissen? Auf die Kniee nieder und Gott um Erbarmen angefleht! Das der Menschen hat sein Ende erreicht!“ — Mit einem Schrei der Verzweiflung eutrick sich die Unglückliche seinen Händen und floh, von den Jurien ihres bösen Gewissens gehetzt, in den Park. — „Mag sie entkommen,“ dachte Hector O'Moore; „um Lady Cheverly willen werde ich nicht gegen sie aufreten; diese Schande bräde ihr das Herz.“ — Die zwei Fenster der Silberkammer waren — wie wir schon oben bemerkt — schmer und fest vergittert. Als die Hitze zunahm, schlugen Bedford und der Wächter die Scheiben hinaus und standen, das Gesicht an die Eisenstäbe gedrückt, da, um frische Luft einzunehmen und kläglich nach Hülfe zu schreien. Der Schlosser war schon bewußtlos. „Laßt mich an euren Platz!“ schnarrte Lord

Raymond — es war an jedem Fenster nur für Eine Person Raum — „auf einen Augenblick nur . . . einen Augenblick . . . ich erlöse!“ — „Ich auch,“ versetzte Bedford trotzig. — Inzwischen hatten sich aus dem Herrenhause und der Umgegend Leute genug auf der Brandstätte eingefunden, aber alle Versuche, des Feuers Meister zu werden, erwiesen sich als fruchtlos. Während die Menge noch zauberte, erschien Collin Cram mit seinen Begleitern auf dem Platze. Mit einem Blick bemerkt er nicht nur die Gefahr, sondern auch das Hinderniß. „Ein Brechwerkzeug,“ rief er, „um das Gitter zu entfernen!“ und im nächsten Augenblicke stand er oben und begann einen wüthenden Angriff auf die Eisenstäbe.

(Fortsetzung 'eig')

Das Teufdenkmal in Altdorf.



Die Teufhaue von Begel auf dem Wehrke von Altdorf.

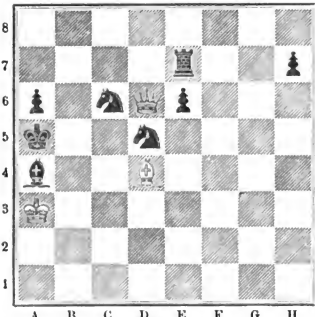
In dem schönen Bergdorf Bürglen, am Ausgange des Schächthales gelegen, wurde gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts Wilhelm Tell geboren. Mit dem Neuen dieses Namens verknüpft der Schwizer den Geanten der Freiheit, und zum An denken an diese das getriebene Vaterland rettende That baute man Kapellen und errichtete Denkmäler. Tell starb als bejahrter Greis 1354, als er ein Kind aus den Kluten des Schächensbads, die ihn selbst forttrifflin, retten wollte. Auf der Stelle, wo einst sein Wohnhaus stand, erhebt sich jetzt ein kleines Verhaus, mit Abbildungen seiner Thaten geschmückt, und in der Mitte des Fledens Aldorf, da wo früher eine Linde grünte, unter der Tell's Knabe Wilhelm, mit dem Äpfel auf dem Haupte, stand, war früher ein steinerne Brunnen errichtet. Im Juni dieses Jahres ist die für das eidgenössische Schützenfest in Zürich (1859) von Vogel mobilirte und später den Lernern geschenkte große Tellstatue auf einfachem Piedestal an der Stelle dieses Tellbrunnens errichtet worden, auf gute Vogenschußweite von dem Platze entfernt, wo Gessler's Hut aufgesteckt war. Tell, in der Schützentracht seiner Zeit, ein martiger, edler Sohn der Alpen, ist in dem Moment nach dem Äpfelschuß dargestellt; er stützt die Kute auf die Armbrust und zeigt in der erhobenen Rechten dem Tyrannen Gessler den Pfeil, der für diesen bestimmt war, falls er sein Kind treffen.

Schach.

Regel von Zukerka.

Aufgabe Nr. 23.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Die Diebstochter oder Wer gewinnt?

(Ausscheidung.)

Eine Zeit lang arbeitete Collin mit verzweifelter Anstrengung. Umsonst riefen ihn der Graf und seine Freunde zu herabzukommen: sein Entschluß stand fest. Endlich fiel ein Theil der Eckranke und es gelang ihm, Bedford mehr teils als lebendig durch die Oeffnung zu ziehen und auf seinen Schultern sicher herabzubringen. Ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung begrüßte ihn. Wieder wollte er hinauf, allein Edward und der Doktor ließen es nicht zu; eben war der Hüthürer von dem Fenster verschwunden und

zu beiden Oeffnungen schlugen die Flammen heraus. — Bedford ward alsbald auf das Schloß gebracht. Untermwegs erwachte er einen Augenblick aus seiner Betäubung und fragte die Diener, die ihn trugen, nach dem Namen seines Retters. — „Collin Cray,“ erwiderte Tranton, der ihn begleitete, um ihm alsbald Hilfe angeben zu lassen. — Der Leidende lächelte und murmelte: „Selbst! — Inzwischen fuhr Lord Cheverly fort, die Köstlichkeit seiner Thätigkeit anzuspornen; aber all ihre Anstrengungen waren vergeblich: die Flammen umzingelten ihren Haub von allen Seiten, und nicht ein Theil des Gebäudes konnte gerettet werden. Endlich stürzte das Dach zusammen, und ein Hausen rauchender Trümmer war Alles, was von dem alten Wittwenhause übrig blieb. — „Thu, was Du für gut findest,“ sagte der Pair zu seinem Freunde O'Moore, der ihn bei Seite genommen und seine Begegnung mit Lady Alicia erzählt hatte. „Im Marj's willen ist mir Alles recht. Hast Du je einen solchen Catast in Menschengehalt gesehen?“ fügte er hinzu. — Der Irländer zuckte die Achseln. — „Nur das vergiß nicht,“ fuhr der Lord fort, „Alicia muß hier bleiben. Ich lasse sie nicht in den Händen einer Mörderin!“ — „Aber sie hat ein Recht auf die Vormundschaft,“ — „Gleichwohl!“ — „Wenn sie sich nun weigern sollte?“ — „Dann muß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben,“ entgegnete der Lord mit fester Stimme. „Reim Himmel, Hector! Es empört mein Innerstes, daß ich diese Frau ihrer verdienten Strafe entkommen lassen soll.“ — „Denk' an Deine Frau!“ rüfferte sein Freund. „Es ist schon genug Schande auf den Namen Gaston gehäuft.“

Kaschen Schrittes begab sich O'Moore nach dem Herrenhause, wo er trotz der Behauptung der Schlichterin und des Stammermädchens, ihre Dame sei zu unwohl, um Jemand vorzulassen, in das Poudoir der Wittve trat. Sie schrak zusammen, als sie ihn erblickte. „Fürchten Sie nichts!“ sprach Hector in kühlem Tone. „Ich komme als Freund. Aber Sie wissen, Lady Alicia, daß man auch wider seinen Willen in die unangenehme Lage versetzt werden kann Zeugnis zu leisten.“ — „Ich verstehe.“ — „Sie müssen Moultrie folgen, und das für immer, verlassen.“ — „Müssen!“ wiederholte Lady Gaston. — „Wohern Sie nicht vorziehen, der Auflage wegen Nordbrennerei entgegenzutreten. Führen Sie: Alles ist bereit.“ — „Ja, ja!“ stammelte die Frau, deren Muth zu weichen begann, „wir wollen fort.“ — „Wohin?“ wiederholte Hector. „Darf ich fragen, wen Milady für würdig genug erachtet, Sie zu begleiten?“ — „Meine Enkelin,“ versetzte Lady Alicia. — „Die einzige Person,“ bemerkte der Irländer in mildem Tone, „die Sie nicht mitnehmen dürfen.“ — „Dann bleibe ich.“ — „Fern sei es von mir, Ihnen diesen Entschluß ausreden zu wollen,“ sagte der Gentleman. „Wollen Milady sich in das Bibliothekzimmer verfügen?“ — „In welchem Zwecke?“ — „Oder sich hier verhaften lassen?“ fuhr er, ohne die Frage zu beachten, fort. „Ich bin überzeugt, daß der Polizeibeamte jede Müchigkeit gegen Sie beobachtet, die er mit seiner Pflicht vereinbar findet, daß er Sie sogar in Ihrem eigenen Wagen nach dem Gefängnis bringen läßt; aber wenn Sie einmal dort sind, Lady Alicia!“ fügte er mit surdbarer Deutlichkeit hinzu, „so kann keine Macht der Erde Sie von dem Schaffot retten.“ — Bei dieser Drohung, die der Sprecher — wie sie nur zu wohl wußte — ausführen konnte, sobald er als Zeuge gegen sie auftrat, verließ das verrückte Weib ihre mühsam behauptete Fassung, ihr Wille war gebrochen, und sie willigte ein, Marj die Vormundschaft über Lydia abzutreten. — Von diesem Tage an war und blieb Lady Alicia von Moultrie verwirklicht. Nur ein Mensch wußte, wohin sie sich zurückgezogen hatte, und sich ihr das von Sir Barnard ausgesetzte Wirthum zufommen, mit dem sie — wir wollen hoffen in Reue und Gebet — den Rest ihrer Tage verlebte.

Unterdessen spielte eine Scene ganz anderer Art auf dem Zimmer, wohin Bedford gebracht worden war. Tranton

hatte ſeine Wunden unterſucht und hoffnungslos gefunden. „Wird es lange währen,“ forſchte der Patient, „bis ich weggebracht werden kann?“ — „Nicht lange,“ gab der Doktor in erſtem Tone zurüd. — „Ich fühle mich nicht ſicher, ſo lange ich im Bereich dieſes Satans bin.“ — „Sprechen Sie von Lady Alicia?“ — „Es gibt keine zwei ſolche Angehener,“ murmelte Veſford. — „Sie ſind ſo gütig und ſo geſchickt,“ bemerkte er. — „O, bitte, bringen Sie mich doch bald möglichſt wieder auf die Beine: ich habe gar Manches zu beſorgen . . . beſonders Etwas von höchſter Wichtigkeit.“ — „So fürchte ich!“ ſprach der Doktor. — „Sein Patient ſah ihm in's Geſicht. — „Eine Heiſe.“ — „Eine Heiſe?“ — „Die, welche uns Allen früher oder ſpäter beſucht,“ erwiderte Tranion. „Wappnen Sie ſich mit Muth, der Wahrheit in's Auge zu blicken. Es bleiben Ihnen nicht mehr als vierundzwanzig Stunden, um Ihre Rechnung mit dem Jenſeits abzuſchließen.“ — Veſford ließ einen Eckrei der Uebertragung aus; eben jezt noch hatte er in Gedanken berechnet, wie er ſein Geheimniß am Vortheilhaftesten an den Mann bringen könnte. „Sie ſprechen doch nicht im Ernſt?“ ſchluchzte er. — „In vollem Ernſt.“ — „Nann ſei mir Gott gnädig!“ — „Gnade folgt auf Reue,“ bemerkte der Arzt. „Bewinnen Sie ſich, gibt es kein Weſen auf der Welt, dem Sie ein bleibendes Unrecht zugefügt haben?“ — „Viele . . . Viele!“ murmelte der Unglückliche. — „Collin Crawl?“ — „Nein, der nicht! Das iſt meine einzige Hoffnung auf Vergebung!“ rief Veſford. „Dieſe eine gute Handlung ſpricht vielleicht vor den Schranken des Himmels zu meinen Gunſten.“ — „Was für eine Handlung?“ — „Ich habe ihn einſt getrett. Schicken Sie nach ihm und laſſen Sie meine Bekanntſchaft aufnehmen. Es muß ein Friedenſtrichter anweſend ſein und Zeugen. Ja, ja!“ wiederholte er bei ſich, „dieſe eine gute Handlung deutet vielleicht die Menge meiner Sünden zu. Sind Sie auch überzeugt,“ ſagte er, plötzlich von der Hoffnung, der Doktor könne ihn haben täuſchen wollen, betroffen bei, „daß ich dem Tode ſo nahe bin? Meine Schmerzen laſſen doch nach. Wie kommt das?“ — Tranion neigte ſich zu ihm herab und flüſterte ihm das Wort ‚Brud' in's Ohr. — „Ich will beten!“ kreuzte der zum Tode Betroffene. „Gott! wie hängen wir doch am Leben!“ — Der Arzt ſah, daß ſeine Zeit zu verlieren war. Naoh verſchrieb er ein Stärkungsmittel und ſandte es in die Apotheke; dann ſchickte er nach Lord Ebererly, Squire Beadam, Edward Gaſton und Collin Crawl. In weniger als einer Stunde waren Alle in dem Zimmer des Sterbenden verſammelt.

Dreihundſechzigſtes Kapitel.

„Mein Herr, Richard Gaſton,“ begann der Sterbende, ſobald die, welche ſeine Reichte entgegennehmen ſollten, um ſein Bett verſammelt waren, „ſtand — obgleich der älteſte von ſeinen Enkeln und daher ſein Erbe — bei Sir Edward nicht ſehr in Gunſten. Sein ziemlich unſchreibbares Aeußere moß ſchuld daran geweſen ſein, und wäre das in der Nacht des Familienhauptes geſtaunen, ſo hätte der alte Herr ohne Zweifel nicht nur ſein eigenes Vermögen, ſondern auch Moultry ſeinem Abgott Barnard hinterlaſſen, der das alte Sprichwort: ‚Sach'n wie ein Gaſton!‘ wieder zu Ehren brachte. Allein da dieß nicht anging und der Baron ſich in den Stoß gefeßt hatte, ſein ganzes ungeheures Verſtümmer wieder in Einer Perſon zu vereinigen, um den Glanz ſeines Namens von Geſchlecht zu Geſchlecht zu vererben: ſo ſah Barnard Gaſton die ziemlich beſcheidene Zukunft eines jüngeren Sohnes vor ſich. Kein Wunder,“ ſuhr Veſford nach einer kurzen Pauſe, in der er mit Raſt gefammelt hatte, ſort, „daß der arme junge Herr zu Moultry, wo Barnard Alles in Allem war, wenig frohe Tage verlebte. Wollte er nur ein Pferd aus dem Stalle nehmen, ſo mußte er vorher den jüngeren Bruder um Erlaubniß bitten, die dieſer häufig mit der Bemerkung verweigerte, er ſolle den Wildbüttern helfen

die Gunde führen. Sie können ſich denken, meine Herren, daß wenig Zuneigung zwiſchen ihnen beſtand.“ — „Und hat mein Vater dieß geübt?“ rief Edward Gaſton. — „Gebübet hat er's wohl, denn er war noch ein Anabe, zu jung um ſich einzumengen, aber nicht daran Theil genommen.“ — „Gott ſei Dank,“ murmelte Edward. — „Er liebte ſeinen älteſten Bruder ſärrlich, und ihre gegenseitige Zuneigung war der einzige Troſt für den unglücklichen Barnard, bis er Fräulein Stanley, die Schwefter des Bitters von Widdal, ſah.“ — „Ich erinnere mich ihrer,“ ſagte Squire Beadam, „als eines blaſſen, ſtillen, zarten Mädchens.“ Sie verließ die Nachbarſchaft einige Zeit vor dem Tode ihres Gebieters. Es giebt,“ fügte er hinzu, „ſie ſei nach Frankreich gegangen.“ — Doktor Tranion legte den Finger auf den Mund um Stillſchweigen zu erpreſſen, damit die Kraft ſeines Patienten nicht erſchöpft würde, ehe er ſein Geſandniß vollendet hätte. — „Sie wurden getraut,“ nahm der Patient den Faden ſeiner Erzählung wieder auf, „der Bruder der Dame vollzog die heilige Handlung im Geheimen in der widdaler Kirche.“ — Bei dem Worte ‚getraut‘ ſaltete Collin Crawl die Hände und ſandte ein ſüßes Dankgebet zum Himmel. Welches auch der Erfolg der gemachten Einbedung ſein mochte, jedenfalls brauchte er nicht für ſeine Mutter zu erſöhnen. — „Ob meines Herrn Großvater und Bruder hierüber Verdacht ſchöpften, habe ich nie in Erfahrung bringen können; aber ſoviel weiß ich, daß es heilige Händel zwiſchen ihnen abſpielte, und Edward plötzlich von Moultry entfernt wurde, weil er zu Richard kam. Sechs Wochen nach der Hochzeit,“ fügte Veſford hinzu, „ertrant mein junger Herr, als er in dem See badete.“ — Es ſtand ein peiniſches Schweigen: ahnten doch Alle, was nun kommen würde. Squire Beadam brach es zuerſt. „War Ihr Herr allein, als er ſeinen Tod in den Wellen fand?“ fragte er. — „Sein zweiter Bruder Barnard Gaſton war bei ihm,“ gab der Mann zurüd. „Ich kann darüber nichts Näheres ſagen, denn mein unglücklicher Gebieter hatte mich mit ſeiner Gattin nach Frankreich geſandt. Hier ſollte ſie warten bis zu ſeiner Volljährigkeit, mo er das Vermögen ſeiner Mutter in Empfang nehmen und ſich ſo der Abhängigkeit von ſeinem harten Großvater zu entziehen hoſſen durfte.“ — „Sie waren alſo in Frankreich, als Richard ſtarb?“ bemerkte Edward. — „Ja; in Tours, jenseits Paris. Mrs. Gaſton lebte da bei einer Tante. Die Nachricht vom Tode ihres Gatten war ſie auf's Krankenlager. Als ſie wieder ſo viel Kraft erlangt hatte, um an die Zukunft denken zu können, ſchickte ſie mich mit einem Brief an ihren Bruder nach England.“ — „Und Sie ſahen alſo Mr. Stanley?“ — Veſford ſtieh einen tiefen Seufzer aus. — Die Frage ward wiederholt. — „Des Barons Einfluß auf den Vetter,“ ſammelte er, „hatte den armen Herrn, der obudieſ ſiets von zarter Geſundheit geweſen war, ſeiner Stelle herabſt. Er war nach London gegangen, wo er als Zeitungſchreiber ſich nothdürftig durchgebracht haben muß. Er hatte nicht lange zu leben: einen Monat nach meiner Ankunft in England traf die Nachricht von ſeinem Tode zu Moultry ein.“ — „Aber Sie haben ihn geſehen?“ rief Collin in mächtiger Bewegung. — „Ich ſah Sir Barnard,“ ſprach der Unglückliche, von Gemüthsweiſen gequält, „und ſchaltete ſeinen Verſprechungen Gehör. Er bot mir eine unabhängige Criſten. Ich war arm, eitel, ehrgeizig, hatte das Tienen ſatt, und doch ſchmit mir's durch die Seele, als ich ihm die Briefe einhändigte, die Mrs. Gaſton mir für ihren Bruder anvertraut hatte.“ — Hier war der Sprecher ſo erſchöpft, daß Doktor Tranion Stärkungsmittel anwenden mußte, ehe er alſo fortfahren konnte: „Nie werde ich die Wuth des alten Sir Edward und den beſtürzten Bild ſeines nun älteſten Enkels vergeſſen, als ſie erſahen, daß die unglückliche Frau Ausſicht habe Mutter zu werden. Es ward nun ausgemacht, daß ich alſobald nach Frankreich zurüdkehren, ihr ihres Bruders Tod anzeigen und die Geburt des Kindes abwarten ſollte. Zuerſt aber wollten ſie darüber Geſchwiß

haben, ob und welche Beweise für die Heirath vorhanden seien.“ — „Und Sie haben das Vertrauen mißbraucht, das Ihr Gebieter und seine hüßlose Gattin in Sie setzten?“ fragte Collin in vorwurfsvollem Tone. — „Nein,“ entgegnete der Sterbende, „allein ich kann mir das nicht als Verdienst anrechnen. Klugheit bestimmte mich, das Geheimniß zu bewahren, um die Weiden bleibend in meiner Gewalt zu haben. Ich behauptete, nichts hieson zu wissen, und blieb dabei, besahor es sogar, bis sie's am Ende glaubten oder sich wenigstens so stellten.“ — „So sind die Beweise also vorhanden?“ — „Der Wirth stellte zwei Trauscheine aus: einen für den Bräutigam, der — wenn nicht Alles täuscht — nach seinem Tode in die Hände Sir Edward's gefallen ist, und einen für die Braut.“ — „Und kein Eintrag in die Kirchenbücher?“ fragte Squire Beadam. — „Ja.“ — „Dann ist er befeitigt worden,“ bemerkte Trauion, „wir haben sie erst gestern durchgesehen.“ — „Er stand auf dem ersten Blatt,“ ergänzte Bedford, „und wurde an die Dedo des Registrars angeklebt. Ich sah mit meinen Augen, wie der Wirth es that, nachdem der andere Zeuge der Heirath unterzeichnet und die Kirche verlassen hatte.“ — „Sie waren also nicht der einzige?“ — „Nein! Die Wechslerin Mrs. Squires, die Amme meines Herrn, war auch jungem und unterzeichnete den Eintrag.“ — Das Frauenzimmer ward alsbald herbeigeholt. Ein heftiges Zittern ergriff sie, als sie den Sterbenden erkannte: ihr Bewußtsein sagte ihr, daß Alles am Tage sei. „Ich weiß nichts! kann Ihnen nichts sagen!“ rief sie in Erwieberung auf die erste Frage, die Squire Beadam an sie richtete. „Wo ist Willads?“ Ich muß sie sprechen.“ — „Sie werden Ihre Gebieterin nie wieder sehen,“ entgegnete Edward Gaston in erstem Tone, „es sei denn vor den Schranken des Gerichts, um für Ihre Verbrechen Rede zu stehen.“ — „Mitady im Gefängniß!“ stieß die Wechslerin in höchster Bestürzung hervor. — „Um dem zu entgehen, ist sie aus England entwichen,“ sagte Trauion. „Nur wenn Sie uns offen und rückhaltlos die Wahrheit sagen, nur dann können Sie auf Nachsicht hoffen.“ — Mrs. Squires rang voller Verzweiflung die Hände und sah Edward Gaston schend in's Gesicht, als ermarnte sie von ihm, daß er ihre Partei ergreife. „Was konnte ich machen?“ schluchzte sie. „Ich hatte seit Jahren ihr Brod gegessen. Zudem, wer hätte sich so Etwas träumen lassen? Ich hatte die Hand nicht im Spiel. Ich habe bloß die Leiche zum Begräbniß angeliefert. Ich hatte ihn zu lieb, als daß ich ein Haar seines Hauptes hätte trimmen können.“ — „Wessen Hauptes?“ fragte Collin tief ergiffen. — „Etil!“ flüsterte ihm die Freundin zu. — „Des jungen Herrn,“ gab die Frau juräd. „Uebrigens konnten die Spuren an seinem Hals auch durch Zufall entstanden sein.“ — Bei dieser unabweisbaren Bestätigung ihres furchtbaren Verdachts stießen die Anwesenden einen Schrei des Entsetzens aus. „Und der Mörder, der Brudermörder,“ rief Collin Crawl, „ruht an der Seite des Gemordeten und spottet im Tode noch der menschlichen Gerechtigkeit! Weim Himmel! So soll es nicht bleiben. Bin ich nur erst in meine Rechte eingekleidet, so will ich der Leiche des Glenden eine Gesellschaft anweisen, die seiner würdig ist!“ — „Wer ist dieser Herr?“ fragte die Wechslerin im Tone des Schredens. — „Sir Richard Gaston,“ erwiderte Bedford mit feierlicher Stimme, „der Sohn des Anaben, den Sie an Ihrer Brust genährt, des Mannes, dessen Heirath Sie bezeugt, dessen Ermordung Sie verheimlicht haben.“ — Das Weib fuhr fort, Collin Crawl in sprachlosem Erstaunen anzustarren. — „Ich fühle, daß meine Kraft zu Ende geht,“ nahm der Sterbende wieder das Wort; „lassen Sie mich das Wert der Sühne wissend, enden, es es zu spät ist. Nach Tours zurückgekehrt, trat ich meine Herrin in bitterster Armut. Ihre Lante war plötzlich gehoben und hatte sie völlig mittellos zurücklassen. Ich konnte sie doch nicht Mangel leiden sehen, so gab ich vor für zu arbeiten, und unterstützte sie mit dem Gelde, das ihre Feinde mir gegeben hatten, bis ihre Stunde kam

und sie einen Sohn gebar. Der englische Kaplan taufte ihn, und drei Tage später folgte die Mutter ihrem Gatten und Bruder in das Grab.“ — „Und das Kind?“ fragte Edward, der die Aussage Wort für Wort zu Papier brachte. „Mein Aufruf lautete, es in einem der vielen Zinzelhäuser, die es in Frankreich gibt, aufzuziehen. Aber statt dessen nahm ich den Anaben mit nach England herüber und brachte ihn, indem ich Humphrey Stillet für mein Interesse zu gewinnen wußte, in dem Armenhause unter.“ — „Wußten Sie so nahe bei Moultry keine Entbedung besuchenden?“ fragte der Squire. — „Je näher, desto ficherer,“ murmelte der Sterbende. „Niemand in der Umgegend ahnte Etwas von der Heirath seines Vaters, und Sir Edward war mit seinem Kneffen in London, wohin ich mich eilends begab, um den Lohn für meine Schlichtigkeit in Empfang zu nehmen. Aber er hat mich nicht viel genützt,“ sagte er hinzu. „Nichts gelang, was ich auch unternemen mochte. Ich heirathete und meine Frau starb, ich fing ein Geschäft an und ward bankrott, Alles im Laufe eines Jahres.“ — „Gott ist gerecht!“ bemerkte der Doktor. — „Ich finde es,“ sprach der Lebende mit einer Stimme, die das rasche Abnehmen seiner Kräfte betundete; „aber Sir Barnard lebte und starb als ein reicher Mann. Ich suchte ihn auf, erstälte mein Mißgeschick, und er nahm mich mit auf Reisen. Wir besuchten Frankreich und Italien mit einander; als wir zurückkehrten heirathete er, und ernannte mich zum Verwalter des Vermögens seiner Frau mit dem Eit in Pensivoid.“ — Edward hatte seine Aufsehung beendigt und alle gefälligen Formeln wurden beobachtet, und ihr redliche Gültigkeit zu verschaffen. — „Es geht schnell mit mir... schnell!“ murmelte Bedford, das Auge auf Collin geheftet. — „Ich könnte leichter sterben, wenn der Sohn meines Herrn mich die Hand reichen und mich seiner Vergebung versichern wollte, und doch ist es fast zu viel verlangt.“ — Alles blidte auf Collin, dessen Züge einen heiligen Seelenkampf verriethen. — „Ich vergeb ich Ihnen,“ sprach er, „von ganzem Herzen, so weit ein sündiger Mensch dem andern vergeben kann. Im Uebrigen wenden Sie sich an Den, der neben unseren Sünden auch unsere Verletzungen in die Waagschale legt.“ — „O, haben Sie Tant,“ hauchte Bedford, indem er die ihm entgegengetredte Hand an seine Lippen zog. „Es ist mir, als hätten mir diese Worte die Hälfte meiner Schuld von der Seele gewälzt. Eines habe ich vergessen,“ sagte er hinzu. „Sir Edward wollte um Alles in der Welt verhandeln, daß sein Geschlecht aussterbe. So sehr er daher auch Ihren Vater haßte, schrieb er doch auf die Urkunde, worin das Fideikommiß von Moultry für gewisse Fälle auch auf die weibliche Linie ausgedehnt ist, eine Bemerkung über die Heirath Ihrer Eltern. Wenn Sir Barnard ohne männliche Nachkommen starb, so war es unnöthig sie vorzulegen. Die Urkunde liegt in... in...“ Hier jant der Lebende auf das Kissen juräd und verchied mit den Worten: „dem Kästchen... dem Kästchen!“ — Edward Gaston war der Erste, welcher seinem Vetter zu dem glänzenden Aussehen Glück wünschte, die sich so unerwartet vor ihm geöffnet hatten. — „Daß ich keine Ursache habe für die Mutter zu erörthen, die mich unter ihrem Herzen trug,“ erwiderte der neu entbedete Erbe von Moultry, „ist wirklich ein großes Glück zu nennen; an dem Uebrigen liegt mir nicht viel... hat es doch bitteren Stummer im Gefolge...“ — „Stummer?“ wiederholten seine Freunde. — „Sie vergessen den armen William,“ antwortete Collin, denn so wollen wir ihn für jetzt noch nennen. — „Glaubst Du denn, er werde unzufrieden darüber sein?“ rief Edward Gaston. — „Ich fürchte.“ — „Dann thust Du ihm Unrecht! bitter Unrecht! Ich hätte Dir mehr Kenntniß des menschlichen Herzens zugetraut. Sei überzeugt, William freut sich dieser Entbedung so sehr wie wir.“ — „Wenn ich davon überzeugt sein könnte,“ bemerkte sein Freund, „so fele mir ein großer Stein vonu Herzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwerge der Walfshöhle.

Babyl'sche Sage.

Vor Zeiten war die Walfshöhle, an der der Wanderer, wenn er sich von Treifürstenheim nach den Felsen der Heidenflue begibt, vorüberkommt, von Zwergen bewohnt. Kleine Kammern waren in den Felsströfen gemeißelt und alle Hausgeräthe waren von Silber. In jeder dieser Kammern wohnte ein Zwergenpaar, Mann und Frau. Wer sie gesehen, war von ihrer Schönheit ergriffen. Ihre Augen funkelten wie Sterne. Sie hatten keine Kinder und erreuten sich ewiger Jugend. Häufig machten sie sich das Bergnügen in das Thal hinabzusteigen, und in die da und dort am Bergabhang gelegenen Häuser zu treten: mit ihrer jausten und melodischen Stimme suchten sie dabei die Sprache der Hirten und Arbeiter nachzuahmen. Namentlich um die Zeit der Ernte sah

man sie in Masse aus ihren unterirdischen Wohnungen hervorkommen; mit Sichel bewaffnet stellten sie sich dann zwischen die Arbeiter, die ihre Gegenwart mit großer Freude erfüllte. Nur über eines wunderten sich die Leute, nämlich über die langen Kleider, welche die Zwerge trugen, wodurch die Neugierigen verhindert waren ihre Füße zu sehen. Einige junge Mädchen vom Thale, welche ihre Neugierde, sehen zu wollen was für Füße sie hätten, nicht länger unterdrücken konnten, beschloßen eines Tages, sie wollten das Geheimniß ergründen. Sie begaben sich deshalb, beim Sonnenaufgang, nach der Walfshöhle, und nachdem sie die Steinplatten vor dem Eingang der Höhle mit Sand bestreut, verbargen sie sich hinter dem Gebüsch in der Hoffnung, daß, wenn die Zwerge ihren Morgen Spaziergang machten, um den Thau des Grases zu trinken und den süßen Honig aus dem Nektar der Blumen zu kosten, sie die Spuren ihrer Füße würden sehen können. Sobald die Sonne ihre ersten Strahlen über



Die Zwerge der Walfshöhle.

die Felsen der Heidenflue ergoß, erschienen auch wirklich die Zwerge am Eingang der Grotte. Und da sie nicht entfernt an die Bosheit der Mädchen dachten, welche die Neugierde so undankbar gemacht, traten sie auf das Plateau heraus und schritten in das Thal hinab. Aber kaum hatten die Mädchen erkannt, daß die Zwerge Fußspuren von Fäden zurückließen, brachen sie in ein lautes Gelächter aus und entflohen. Die Zwerge aber wandten sich um, und sich ver-rathen lebend lehrten sie augenblicklich in die Höhle zurück, um nie wieder zu erscheinen.

Die Liebe als Arzt.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden gedachten in kürzester Frist Venedig und die Adria zu erreichen, wo sie gewiß waren, in Triest Schiffs-

gelegenheit nach Alexandria, wenn auch über Smyrna, zu finden. Hubert wünschte die südwestliche Ecke Deutschlands zu Fuß zu durchwandern; Ahmed aber, der, wie alle Reiter, ein schlechter Infanterist war, stimmte entschieden für die Post, da eine andere Fahrgelegenheit noch in der Zeit, von der ich erzählt, nicht existirte. Und langsam, wie es Brauch war, zogen die Freunde in der angebotenen Richtung dahin, oft frohen Hoffnungen, oft wechselnden Träumen sich hingebend. Ost hatte Hubert, in die Ecke des Wagens gedrückt, mit trübem Gefühle des Vaterhauses gedacht. Der Stiefmutter und ihren Töchtern konnte er keine Schuld an dem lieblosen gleichgültigen Brief des Vaters bemessen, zu desto herberer Klage glaubte er sich aber gegen den Schreiber dieser unnütern fallen Zeile berechtigt; ihn, den er bisher mit so inniger, achtender Liebe im kindlichen Herzen getragen. „Ich habe in keiner Weise gegen ihn gesündigt,“ murmelte er: „nur Ehre habe ich ihm durch das, was er mich gelehrt, in

fremden Werkstätten gemacht, und alles Neuen, was ich lernen gelernt, habe ich mich nur getreut, weil ich es ihm zu bringen gedachte. Seine Achtung, sein Anerkennen sollte mir bereits reicher Lohn werden; doch: „geh' hin, wohin Du magst, nur fordere kein Geld!“ das ist das letzte Vaterwort — vielleicht ein Ahdien für immer! — Nun, in Gottes Namen! Er möge sich den Töchtern der Stiefmutter zuwenden; — ich will ihnen ihr Erbtheil, welches meine verewigte Mutter großentheils erworben, nicht schmälern! — Freilich wird man in diesem Raisonnement wenig sinnliche Liebe finden, doch auch das Abschiedswort des Vaters zeigte keine Sentimentalität, ja nichts von dem, was man Vaterherz nennen dürfte; es ist deshalb wohl zu vernuthen, daß dem ersten, doch stets treuen Familienvater anderweitige Gefühle die kalten, abertägigen Worte in die Feder sagten.“ — Als Hubert geschieden war, sah man Cuirin zu täglichem Besuch auf dem Eisenhammer. Auf den Vater, dem des Sohnes kräftiger Arm jetzt fehlte, fiel der doppelte Theil der Arbeit, die sich zufällig gerade jetzt häuften; doch die liebenden Briefe Hubert's, der mit sluger Ausnahm das Gesehene beschrieb und Anwendungen vorschlug, schienen den Vater stets innig zu erquickten, ja sie ermutigten ihn einige seiner Veränderungen zu probiren, zu denen der freundliche Nachbar die Geldmittel beinahe aufbrachte. Einige für seine Kräfte nicht unerhebliche Verluste wurden mit leichtem Muthe ertragen, da die baaren Vorküsse des reichen Fabrikherrn jedem leisen Wunsch gleich zu Diensten standen. So kam es, daß das Hammerwerk, als am Ende des Jahres die Wilaug gezogen ward, eine sehr ernste Summe an die Firma Cuirin's schuldig war. Der Gläubiger wies jedes ernste Gespräch darüber mit Freundschäftsverschönerungen und heitern Scherzen zurück, doch der Schuldner nahm die Sache nicht so leicht, da er die Summe gegen seine Kräfte abmah, und das Verhältnis zwischen Soll und Haben ihm nicht passend erschien. Cuirin's Besuche wurden indeß nicht weniger auf dem Hammerwerk. Freilich in der ruhigen Hütte selbst, wo der Hammer polierte und der nach Hubert's Vorschlag angelegte Ventilator heulte, konnten sie weder abgesehen noch empfangen werden; der nachbarliche Grund ging also durch das nichtige Gärtchen in das reinliche Wohnhaus, in dem Hubert's Stiefmutter mit ihren Töchtern, Oretzen und Lottden, waltete. Bald hatte er den Mädchen ein neues Lieb, oder ein interessantes Buch mitgebracht, oder ihnen irgend eine Neuigkeit mitzutheilen, so daß bald ein traulicheres Verhältnis zwischen den jungen Leuten sich einschlich, als es bei Hubert's Anwesenheit stattgefunden hatte. — Gemüthlich sind härtliche Mütter die Lepten der Umgebung, welche bemerken, daß dergleichen Freundschaften ohne Bestand sind, und daß sie auf sehr schmalen und gefährlicher Bahn sich bewegen. Erst durch die Bemerkungen der Diensthoten ward der Vater auf das Unpassende des Umgangs Cuirin's mit seinen Töchtern aufmerksam gemacht, und er, dem ein unbedachtener Name als das Höchste galt, ward durch diese Klatschereien auf's Tiefste gekränkt. Er ergriß die nächste Gelegenheit, dem Nachbar die Sache auf die mildeste Weise darzustellen und ihn zu bitten, die Ehre seines Hauses zu schonen, da auch er nur bei Fräulein von O. und deren stolzen Eltern Verbruch davon haben könnte. Cuirin hatte mit steigendem Zorn die Rede des Nachbarn angehört; jetzt aber, bei Erwähnung der projektierten Braut, brach die mühsam zurückgehaltene Bewegung in helle Flammen aus. Er warf dem älteren Manne bitteren Unbank vor, dem er, der bisher so Nachsichtige, Grenzen zu setzen wissen werde, und schloß endlich mit der rohen Verdächtigung: er werde vielleicht den Plan geben haben, eines seiner Dorfgänschen als Herrin der Fabrik ihm anzuhängen. Der Hammerherr setzte dieser rohen Gemeinheit nur würdiges Schweigen entgegen, doch ein tiefer änderer Grimm füllte sein ganzes Herz. Was er von Vaarem nur flüchtig zu machen vermochte, bot er auf, um an dem Cuirin schuldigen Kapitalte eine wichtigere Abzahlung machen zu können; für den Rest bezwang' er sich um freundliche

Nachsicht zu bitten. Doch Cuirin's Erbitterung war mit dieser Demüthigung noch keineswegs befriedigt, das beseligmachende Gerücht, als sei ihm im Hammerwerke die Thüre gewiesen worden, war hiemit noch nicht gesühnt. Bald wurden wichtiger Bestellungen von Maschinen, die dem Eisenwerke für einen neuen Fabriktheil aufzugeben waren, zurückgezogen, während das schon bedeutende Einkäufe von Rohmaterial auf der Tracht waren. Der rechtliche und thätige Mann bemerkte deutlich, daß von gewichtigen Stimmen kein Ruf unterdragen, sein Kredit hämißlich in Frage gestellt ward, und in dieser Zeit war es, wo er seinem Sohne den fräntenden Brief landte, der ihm seines Kindes Herz entfremdete. Der Vater Cuirin's, der wohl nie zu solchen gefähigen Schritten seine Zustimmung gegeben haben würde, erlag in dieser Zeit einer langsam vergehenden Krankheit, und als der ältere Hubert sich mit der Bitte um Nachsicht persönlich an ihn zu wenden versuchte, mußte er von dem Arzte zurückgewiesen werden. Cuirin aber machte seine Forderung vor Gericht sehr dringend geltend, um in den Augen der künftigen Schwiegereltern jeden Verdacht einer einstigen Verbindung abzumägen — seine Härte ging so weit, das liegende Eigenthum der Familie öffentlich versteigern zu lassen.

Die beiden jungen Männer hatten indeß Triest schon verlassen und glitten im Dampfschiffe an den blauen Sporaden, Cos, Rhodus und Carpathos vorüber; nun durchschritten sie mit günstigen Winde die Breite des mittelländischen Meeres und endlich landete der Pharos Alexandriens vor Kameh's leuchtenden Kliden aus den lauen Wogen. Nur ein wirrer Wald von Masten war es, welcher das Land der Pharaonen den suchenden Kliden kund that, die flachen Ufer zeigten sich noch länger nicht, bald aber erhob sich die weiße Stadt aus der rings um sie tosenden Brandung. Blendend prallten die Strahlen der afrikanischen Sonne von dem weichen fernem geformten Gebäuden zurück, und stets deutlicher erkannte Hubert's Auge die Gegenstände in so scharfer Beleuchtung. Rechts dehnte sich auf schwarz maritimen Hügel der Name der „alten Stadt“ aus, die die jüngste des alten Egyptens ist. An sie sich reihend, erkannte er die drohenden Batterien, die jedes unvollkommene Einlaufen in die ohnehin schwierige Einfahrt des Hafens unmöglich machen. Flach, wie Hollands Dünen, dehnt das Sandufer darüber sich hin, und langweilige Windmühlen, die trägt die gespenstlichen Flügel drehen, vergrößern noch die Aecklichkeit des nordlichen Bildes. Dann folgten schon gemauerte Kas, Zollhäuser, Waarenlager, Kasernen, Werke, das Arsenal neben andern Zeichen der vorwährenden Zivilisation, zur äußersten Linken aber erhob sich, rings vom Meere umspült, völlig vom Lande getrennt und isolirt, der Palast Mehemed Ali's, der den Hafen schließt. Von ihm aus strecht sich, Verderben drohend, kaum vom Meer überpült, ein zudiges Riff, das von jedem Schiffe ohne kundigen Looslen den Untergang bringt. Schwarz und riefig ragt aus einigen Palmen die Säule empor, an deren Fuße Pompejus dem Nerde erlag! Gesunken sind ihre hundert Gefährtin; nur sie steht noch einsam, ein Bild der Trauer, am Has el Tin, Regenpalt. Der Loosle war schon an Bord gekommen und führte den Taupfer kundig durch das Klippengewirr bis zum Ufer, wo ein stürmender Haufen von Eisen sammt irem Jähren auf die Reisenden einbrang. Ein Kameel, um das Gepäck aufzunehmen und in den Galtso zu bringen, stand, wahrscheinlich an solche Szenen gewöhnt, ruhig und ernst blickend in der Mitte der lieben Kleinen, die, von Anaken gezähmt, mit den langen Ohren wedelten, indeß sie der Reiter harrten. Die Zollwärter drängten sich indeß an die Ausgestiegenen und küßten mit beglückenden Kliden: Nachsicht! — „Was will der Reiter?“ frag Hubert den Gefährtin. — „Du wirst dieß Wort hier in Egypten, und wo Du auch den Orient betreten magst, auf jeden Ort vernahmen.“ erwiderte Kameh: „es ist das deutliche „Freihold!“ und so wird es Dir auch bald nicht mehr fremd sein.“ — „Aber,“ frag der Deutsche wieder, „was sind dieß für maekliche Affen, die dort so trübelig

an dem Portale lauern?“ — „Es sind die Soldaten des Biselönig,“ flüsterte der Egyptianer, „meist zwölfs- bis vierzehnjährige Knaben, da alle älteren davon laufen und doch die Zahl voll gestellt werden muß. Die Waffen stehen innerhalb des Portals, damit sie nicht gefohlen werden.“ — Hubert schüttelte bedenklich den Kopf. „Eine solche Miliz,“ meinte er, „wird den neu zu errichtenden Ibram schwerlich widerstehen, wenn der Sultan in Istanbul anderer Meinung sein sollte.“ — „Die Truppen Abdul Mehsids“ werden ziemlich von gleichem Schrot und Korn sein,“ versicherte Achmed, „deshalb wären die Waffen nicht so sehr verschieden. Doch laß mich in die Stadt, ehe Dich die Betrachtung der Außenseite unruhigt. Ich muß eilen mich dem Herrn anzumelden, ehe er von meiner Ankunft auf andere Weise Kunde bekommt.“ — Gising war ein Gef. zur Hand, und das allgemeine Beförderungsmittel brachte die Fremden sinst in das Hôtel de l'Europe, welches ganz mit pariser Eleganz ausgestattet an dem schönen, neuen Platz, den der Biselönig aus den Trümmern der antiken Stadt gelassen, glänzt. Es war der zweite Tag des Bairamfes, und die ganze Stadt war im stolzen feiertägigen Schmuck. Die Luft wiederholte vom allgemeinen Jubel; das Militär hat einen Theil des rückständigen Soldes empfangen, und ist schon dadurch zu lauter Freuden begeistert. Es prangte heute in etwas abgeschliffener grüner Montur, statt in den ordinären kläglich braunen Lumpen. Ganze Kompagnien sprengten schreitend vor Entzücken auf kleinen kräftigen Eseln hin und her; sie haben das Misere ihres Lebens, die europäischen Trillmeister und die Fracht des Militärs, an dem sie geboren wurden, auf einige Stunden völlig vergessen. Jetzt aber droht von der Fregatte Csuma, die die Flotte des Capudan Pascha trägt, der Signalfisch, dem jedes Schiff mit voller Ehre antwortet, und eine türkische Musikbande, die eine arabische abläßt, spielt die neuesten pariser Opernpièces mit Präzision und Geschmack, welches allerdings nur ihren meist italienischen Kapellmeistern zuzurechnen ist. Das allgemeine Freudengetöse verstummt allmählig und ein tieferlauter Sternenhimmel umfängt die schlummernde Stadt, nur die Wächter säßlichen teife umher und fordern von den Begegnenden: *Wadijsch!*

Schon in der Frühe des andern Morgens war Achmed und der von ihm angeworbene Ingenieur Hubert zu Boghos Bey, der rechten Hand Mehemed Ali's, erschienen. In der Ede des prächtigen Marmorpavils, auf schönem Divan, war der Alte bequem gelagert, und der stehende Blick der rothgerandeten Augen traf die Eintretenden mit einer widrigen Freundlichkeit, die mehr Klug List als Wohlwollen aussprach. Er empfing ihre Papiere, und ließ sie sich durch einen Tragoman, der neben ihm lauert, von Wort zu Wort übersehen. Er schien völlig befricdigt und versprach sogleich die Vernehmung beider in entsprechenden Eisenwerken, die sie aber erst zu errichten hätten. Hubert ward sofort als Alberto Aga einigen anwesenden Offizieren vorgestellt, in dem der Eingeborne Achmed nur als Halim (Doktor) angeführt ward. „Nachstens werden nähere Bestimmungen Ihnen und gemacht werden,“ versicherte der Gewaltige, in dem sie gebotene Kaffe Kasse von ziemlich gewöhnlicher Güte genossen und eine vorzügliche Weise Tabak rauchten. So wurden sie mit halbdreien Salaam entlassen und fanden sich in der Kühle der erquickenden Morgenluft erleichtert wieder. „Das Beste für Leute wie wir wäre jetzt wohl ein Bad!“ schlug Achmed Halim vor, und gern stimmte Alberto Aga zu. — Sie traten in einen niedrigen, gewölbten Eingang, wo der Aga einem kläglich Stöhnenden mit Erstaunen horchte. „Ist dies ein Badener?“ frag er nicht ohne Sorge den Gefährten; doch lächelnd entgegnete der, daß dies Nachen von einem hölzernen Abde herrühre, welches ein einfarmer Wäffel drehe und dadurch das nötige Wasser aus einem ziemlich tiefen Brunnen fördere. Die Angestommenen wurden in einem weiten, kellerartigen Raum neben einem großen Bassin mit etwas schäumigem Wasser von dem Badewärter empfangen,

der sie in ein kleines Nebenzimmer geleitete, wo drei niedrige Divans mit Lederpolstern sie aufnahmen. Hier wurden sie entkleidet und von einem reinlich gekleideten Diener der Kopf mit einer Art Turban umwickelt; ein weites Leintuch erlegte alle übrigen Kleider, und schwere Holzschuhe lösten die Stiefel erlöseten. So vorbereitet nahm ein kleineres Gemach jeden einzeln auf, in dem der Geruch nach Seife einzig zu bemerken war, welches Hubert, der hier alle Düfte Arabiens zu finden gehofft hatte, sehr mißlich empfand. Nur aus der Decke herab gaben zwei runde Löcher, durch Scheiben von bidem Glas, einiges Licht; die Hitze aber, die der Dampf von heißem Wasser verbreitete, war anlangend, bis die Lunge sich daran gewöhnt hatte, wahrhaft erstickend. Tief aber geschäft nach einigen tiefen Athemzügen sehr bald, und eine allgemeine Transpiration erleichterte jede Spannung, wenn Hubert auch sehr liebhaft an die drei Männer im Feuerofen sich erinnerte fand. Nun lehrte der Badewärter, mit großen bärenen Handschuhen angethan, zu seinem Patienten zurück, nahm ihm den nassen Turban ab und ergriff ihn mit einer Energie, als sei er zum Schlachten bestimmt, bei der Schulter, brüdete ihn auf eine ziemlich heiße Steinbank nieder, und begann den ganzen Aga sehr nachdrücklich zu scheuern und abwechselnd dann mit lauem Eisenwasser abzuspülen, welches bei der Temperatur, in die er nach und nach gebracht ward, ein ganz angenehmes Gefühl erregte. Einige Säbel heißen Wassers, über den Kopf gegossen, bereiteten die Operation; dann ward er, in weiten Mousselin gewickelt, wieder zu seinem Gefährten gebracht, der indessen auch die gleiche Mißhandlung ausgestanden hatte, und ihm gegenüber auf den ersten Divan gebettet. Er mußte gestehen, daß dies Reiben und Aneten ein eigenes Gefühl von Behagen und Erquickung über ihn verbreitet hatte, welches ein Schwindel mit düsternm Fatalia und eine wieder sehr mittelmäßige Tasse Kaffee noch erhöhte. — „Ich glaube hier echten Mokka kosten zu dürfen,“ murkte der Neugierwache, „und würde Laum in Schwaben mit dieser Probe zufrieden sein.“ — „Das ist die Folge unseres Monopolweins,“ antwortete Achmed; „Egypten herrscht in jenen Gegenden Arabiens, aber das Produkt ist verpackt und geht nach den englischen Häfen der jonischen Inseln und Aken, so daß der Biselönig selbst keinen Kaffeebedarf von Triest oder Marseille beziehen muß.“ — „Konstige Wirtschaft!“ tadelte Hubert; „ich bin neugierig, wie es mit unlerem Fabrikat gehen wird.“ — — Die Kritiker bemerkten jetzt erst im Nebenzimmer, welches vom übrigen nur durch einen Mousselinvorhang geschieden war, mehrere Offiziere der Milizen Ibrahim Pascha's und eilten das verhängliche Gespräch abzubrechen. Sie verließen das Bad, um die wenigen meist umgekehrten Reste des alten Alexandrien zu betrachten. Noch zwei Obeliskien, an die man den Namen der schönen toletten Cleopatra knüpft, stehen aufrecht; fast überall kann man die drei Ruinenstümpfen, die griechische, römische und maurische, klar unterscheiden, und eigene Gefühle werden besonders an der Straße nach Abukir die wohlherhaltenen Mauern des Lagers, wo Gajar landete, welche seine Lager in fünfzehn Tagen errichteten, und die schon achtzehn Jahrhunderte überdauerten. Zu den Höhlen und Mauerpalästen dieser einstigen Prachtbauten nisten jetzt hungernde, tragt- und muthlose Jellahs in Hütten, die sie aus Mistkamm banen und von denen das Stid zu sieben bis acht Pfästern (42 bis 48 fr.) tarirt wird.

(Fortsetzung folgt.)

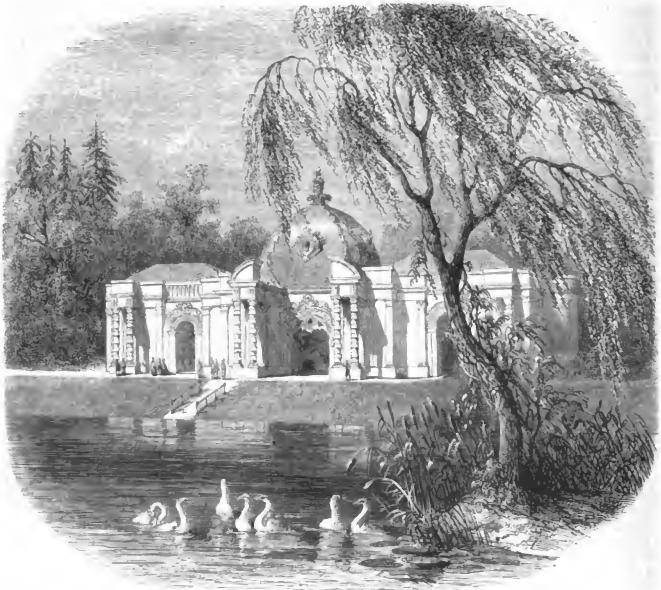
Ezarskor-Selo.

Rußland.

Die kaiserliche Residenz Ezarskor-Selo liegt ungefähr zwei- undzwanzig Werst von Petersburg auf einer geringen Anhöhe, die jedoch das durch die Newa gebildete Alluvialterrain ziemlich beherrscht; ein Schienenstrang verbindet den Ort mit

der Hauptstadt. Die Stadt selbst trägt den Charakter aller modernen russischen Städte; schöne Landhäuser, während des Sommers mit reizenden Blumengärten umgeben, stehen in Zwischenräumen neben einander, und dadurch ist die Breite der Straßen beengt, die wenig Städtisches kennzeichnet, wenn gleich die Hauptkirche mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln die Bedeutung des Ortes satzjam genug verkündigt. Katharina II. wählte unter ihren Schlössern das von Tzarstoe-Seto zum liebsten Aufenthalt. In der Architectur war damals jener Geschmack Mode, den wir Louis XV. und Madame de Pompadour verdanken, und dem eine gewisse Grazie, hauptsächlich aber der Reichthum und die liebevolle Aus-

führung der Details nicht abzuspreeken ist. Der Palast von Tzarstoe-Seto, von dem Baumeister Jorster entworfen, ist vielleicht der vollendetste Typus der bezeichneten Epoche, und die großartige Fassade imponirt durch ihre schönen harmonischen Proportionen. Das Innere des Palastes legt Zeugniß von der großen Prachtliebe und dem Reichthum der russischen Souveräne ab; alle Ornamente der zahlreichen Gemächer waren sonst vergollet, unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. wurden dieselben durch einen Bronzeüberzug renovirt; auch der Park, mit Kanälen und Seen, schönen Baumgruppen und Bosquets gehört mit zu den schönsten des Zarenreiches.



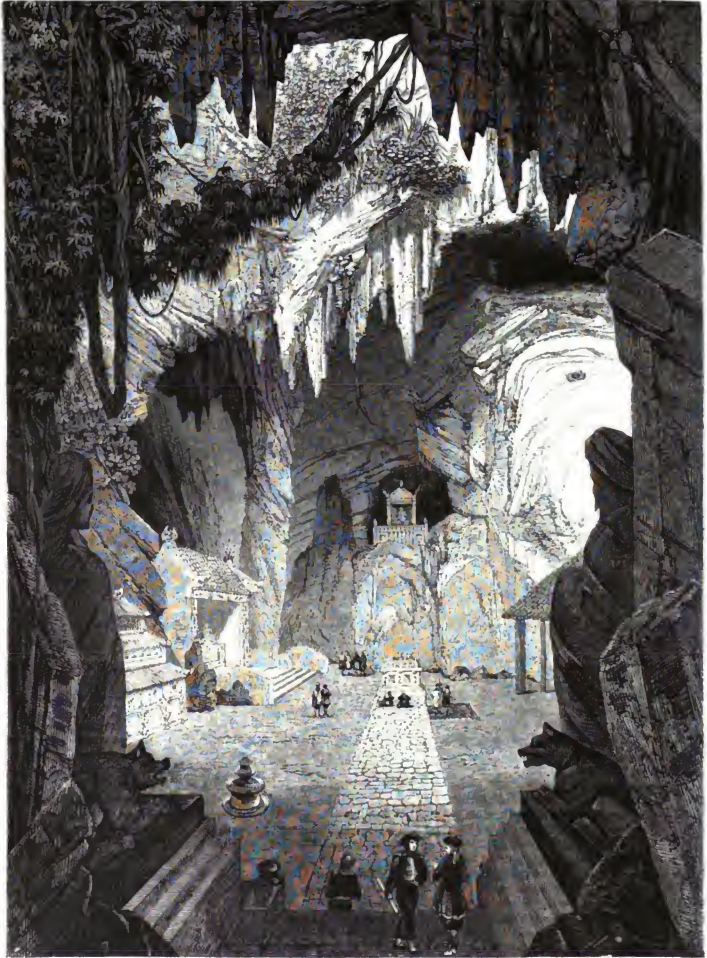
Das Klost Katharina II. in Tzarstoe-Seto.

In geringer Entfernung vom Palais hat man einen großen See ausgegraben, auf dessen stumpfigem und trübem Wasser eine kleine Flotille ankert, die dazu dient, den kaiserlichen Großfürsten die ersten Begriffe über Marinewesen beizubringen. — Außer den Ruinen einer kleinen gotischen Kirche, einem Theater, einem Waffenarsenal, einem Obelisken, an dessen Fuß die Semiramis des Nordens einige ihrer Lieblingshunde einscharren ließ, mag ein reizendes Klost derselben Kaiserin erwähnt werden, welches aus dem Dunkelgrün von Nichten und Spymoren seine leichte Kuppel streckt, und seine zierlichen weißen Mauern in der von Schwänen durchtruderten Flut zu Füßen spiegelt. Ohne irgend welchen bestimmten Zweck gewährt dieß Klost uit

feinen phantastischen Säulen und reizenden Detailaus schmüdungen einen freundlichen Anblick, und man glaubt sich eher an die heiteren Ufer des Bosporus versetzt, als unter so hohen Breitegraden zu wandeln. Die Gärten von Tzarstoe-Seto hängen mit denen von Pawlosk, der Residenz des Großfürsten Constantin, zusammen, und man kann beide kaiserlichen Besitzungen an einem schönen Sommertage von Petersburg ohne Ermüdung durchwandern und sich an den Wundern dieser nordischen Oasen erfreuen.

Die Marmorberge von Turon.

Gochinina.



Unterbircher buddhistischer Tempel in den Marmorbergen von Turon.

Die Hafenstadt Luxon liegt an der Ostküste des Kaiserthums Cochinchina oder Annam, und wurde von dem Vize-Admiral Rigault de Genouilly im September 1858, nach Beendigung des chinesischen Krieges, für Frankreich in Besitz genommen. Luxon ist nicht weit entfernt von der Haupt- und Residenzstadt Hue, und in seiner Nähe erheben sich zwischen dem Luxonfluß und der See die Marmorberge, in denen sich unterirdische Tempel befinden. Man erreicht dieselben in zwei Stunden von Luxon aus, und ihre Nähe wird dem Fremden angefangen durch kleine Hütten der Eingebornen und zierliche Pagoden, welche in Marmorgröten errichtet sind. Zu dem größten der buddhistischen Tempel führt eine steile Felsstufe, die auf beiden Seiten mit dichtlaubigen Bäumen besetzt ist. Möglich jedoch befindet man sich in einem langen dunklen Gang, und nachdem man denselben durchschritten, wird man durch einen ergreifenden und überwältigenden Anblick überrascht. Man sieht ganz unverhofft in eine große Höhle, die über 50 Fuß lang, 40 breit und 55 hoch ist, von deren Feste die wunderlichsten und seltsamsten Steinbildungen herabhängen, und um deren Fäden und Zinnen sich Ranken und alle Arten von Schlingpflanzen ranken. Zu beiden Seiten des Eingangsthores liegen auf Sockeln, zu denen eingebaute Stufen führen, fabelhafte Thiergestalten, und wenn man die in's Innere des Tempels führende Treppe hinabsteigt, genahrt man zwei kolossale menschliche Figuren, um deren Kopf eine Art von Turban gewunden ist. Die Felsen, welche durch eine Oeffnung inmitten der oberen Wölbung erleuchtet werden, schimmern in wechselvoller Beleuchtung und bringen einen magischen Effect hervor. Dem Eingang gegenüber erhebt sich auf marmorner Basis ein Altar, zu dem man auf einem aus Vacksteinen bestehenden Wege gelangt, und der mit rothen Sandelabern und Wachsternen geschmückt ist. Darüber sitzt in einer erhöhten Nische unter einem baldachinähnlichen Bau die drei Fuß hohe hölzerne Statue eines buddhistischen Götzenbildes. Kleinere Pagoden erheben sich in den linken Seitengängen des Tempels, zu welchem die Cochinchinesen wallfahrten, um knieend und das Haupt zur Erde geneigt ihre Idole anzubeten.

Die Sire als Arzt.

(Fortsetzung.)

Der Morgen graute eben, als ein Offizier Boghos Beg's den Freunden vor das Bett trat und ihnen den energischen Befehl brachte, unfehlbar am nächsten Tage abzureisen, da ihnen in Oberegypten die Station werden sollte, wo sie ihre Werkstätte anzulegen hätten. Vergebens entgegeneten die Werkmeister, daß es nicht möglich sein werde, in vierundzwanzig Stunden die notwendigen Werkzeuge anzutreiben, zu verpacken und einzuschiffen; der Mulchir erklärte ziemlich unfreundlich: was sie brauchen, werde ihnen nachgehakt werden, und jede Einrede sei hiermit abgeknippt. „Wir haben dort aber kein taugliches Eisen, um unsere Thätigkeit zu beginnen,“ rief Subert. — „Am Wahr el Abiat, am blauen Nil, gibt es Eisen sand genug,“ versicherte der Gewandte, „den dürft ihr nur schmelen und Etangencien heraus machen. Ihr sollt morgen bis Mittag abgehen; ich werde dafür sorgen!“ Subert blidete erstau zu Achmed hinüber, der aber mit aller Ruhe des Fatalismus sich gelassen in sein Schicksal gefunden hatte, und brach dann in ein lautes Lachen aus. Es blieb auch, wie unsere Freunde von einem Engländer sich belehren ließen, nichts übrig, als zu gehorchen, und demzufolge fanden sie sich denn mit ihrem Geräd am Kanal von Rahmudie ein, wo eine bequeme und reinliche Kanahja für sie bereit lag. Zu Subert's Entsetzen trat der Naiz Ibrahim, ihr Führer, ihnen mit der Meldung entgegen, wie er auf strengen Befehl zwar Alles, was er für ihr Bedürfnis nötig und angenehm erachtet, reichlich an Bord genommen habe; aber auch jedes, was er

vielleicht übersehen, sogleich nachzuholen bereit sei. Es fand sich indeß, daß die lange Erfahrung des Mannes Alles auf's Sorgfältigste berücksichtigt und keine Kleinigkeit übersehen hatte. Wein, Rum, Thee, Kaffee, Zucker, Gemüse, Orangen, Mandeln, Citronen, die als Arzneimittel betrachtet werden, alle Küchengeräthe bis zum Pfeffer und der Kaffeemühle fand sich gut, und auf zwei Monate berechnet, vor, sogar doppelte Strohhüte von Panama, und als Haupterforderniß ein weitaufger German des Westlandes, der das Boot und seinen Führer zur unbeschränkten Verfügung der Reisenden stellte. Außerdem fand sich noch ein Tischlere, eine Art Reglabiigung von Boghos Beg, vor, welche sich später als sehr nützlich erwies. Der Abend sank herab und färbte den Westen mit zauberhaften Tinten; zur Seite des Kanals schwankten düstige Mimosen und wiegten schlante Palmen sich im lauen Winde; über sammtgrünen Klüffeln thronten in ersten Schweigen die hehren Pyramiden und hüllte der monotone Sang der das Schiff stromaufwärts schiebenden Fellahs: Hañli sah! — Ya laalam! — Am liebsten Tage war die Chalfinstadt erreicht: Kairo, die Bekörante, stets die Hauptstadt des arabischen Lebens und Treibens im ganzen Westen. Gelbgrau, wie der Felsgrund, der sie trägt, erhebt sie sich auf den zudigen Ausläufern des Mokattamgebirges und blidt nach dem ewigen königlichen Wächtern des Niltalles, den Pyramiden, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, der ur Damastus sich würdig zur Seite stellen darf. Und wach' ein Leben, wach' sinneverwirrendes Treiben in diesen schluckstähnlichen, engen Gassen, durch die Achmed seinen Freund zu führen suchte, der sich überall gehemmt und gehindert fand. Frächtige Reiter auf edeln, vor Ungeduld schnaubenden Rossen, lange Züge schwerbedakter, ädender Kameele, Herden von ungeschlachten Büffeln, arabische Hochzeitszüge, oder durch irgend eine andere Feier veranlaßte Fantastias mit eintönigen Lauten und Hüten damit hundertsinnigem Jubel und Gelächel; dieß Alles überragt von schlanten Minarets und kolzen Palmen. Der gute Deutsche, dem dergleichen völlig neu und unerhört war, ward beständig geschoben und gezogen, und lam nach jedem derartigen Spaziergange mit bebäudendem Kopfschmerz zurück, so daß er sich schon am andern Tage nach der erquickenden Stille des Stromes und der behaglichen Ruhe des Schiffes sehnte. Eines nur sollte und wollte jeder noch sehen: Achmed den Bir Jusuf, den Josephsbrennen, und Subert die 1100 Jahre alte Moschee des Sultans Amru mit ihren 250, je aus einem Stück gebauenen Marmorsäulen. Vierzigtausend Christen sollen hier unter Salab-Eddin an einem Tage sich zum Islam bekehrt haben. — „Unsere basler Missionäre,“ meinte Subert ernsthaft, „machen keine so guten Geschäfte mehr;“ aber hiemit hatte er sich an zwei Mollahs, die zur Seite den Boden mit den Stirnen schlugen, als Ungläubigen verrathen. Ein gewaltiges Gesehul gab ihre Entrüstung kund und schwing erst, als ein Aufschrei von zwei Piskiren ihre Rechtsläubigkeit über eine solche Entweigung beruhigt hatte. „komm,“ flüsterte Achmed, „ehe die andern gaislichen Herren bemerken, daß hier etwas zu langan ist, wir haben sonst das ganze fromme Gezeifer auf dem Halle.“ Ungern verließ Subert die fühlten, erhabenen Hallen und folgte seinem Führer zu der Citadelle, wo der uralte Brunnen unter einem weiten Gewölbe sich öfnet. Er besteht aus zwei Etagen, deren erste etwa 150 Fuß tief mit antiker Festigkeit ausgemauert ist, und führt zu einem weiten Felsbohl, in welchem einige Mausekel wechselnd ein großes Rad drehen, welche aus dem untern, beinahe 300 Fuß tiefen Schachte, der glatt in den harten, lebendigen Fels gebauen ist, das Wasser heraufsöbern. Eine wendeltreppige Bahn ist in dem Oestern zur Seite ausgehenselt, so daß eine Brüstung die Hinabstieghenden schirmt und dem von oben schauenden Auge völlig verbirgt. Es ist ein uralt ägyptisches Werk, vielleicht vom gleichen Alter wie die Pyramiden, welches die Volkssage Nhamfes II. zuschreibt. Lange war der schöne Schacht mit Sand und Kiesel gefüllt,

his Salsch-Oddin ihn wieder ausgraben und reinigen ließ. Ahmed, der schon beim Hinabsteigen in den alten Schacht eine ungewohnte, lebhafteste Bewegung gezeigt hatte, trank hier mit fast anbdchtiger Stellung von der klaren, fahlen Flut, die der Fels herabsprudelt, und nur zögernd schien er die Quelle zu verlassen. Langsam aufsteigend bemerkte Hubert bald, von der Felswand vorspringend, einzelne schräge Eden, zu deren nächster hinantretend er staunend eine dahinter verborgene Oeffnung gewahrte. Die Freunde hatten sich zu dieser Fahrt mit Lintern versehen, da das Tageslicht nur wie ein schwacher Schein zu ihnen herabdrang. Ahmed hielt den Freund ängstlich zurück, als er sich anschiebt durch die Spalte zu schlüpfen. „Bleib zurück!“ bat er sitzend. „Du findest nichts als schrillende Fledermäuse, die Dir in's Gesicht fahren und das Licht anföscheln.“ — „Vielleicht auch eine leblich erhaltene Mumie!“ entgegnete der Deutsche, „deren ich noch keine gesehen habe.“ Er trat in den engen Gang, und bang folgte ihm Ahmed. Er umarmte von Nannien hemmten häufig den schreitenden Fuß und schienen das Entsetzen Ahmed's bei jedem Schritt zu steigern, während Hubert's Neugier lebhafter erwachte. Die Luft war hier keineswegs dumpf und beengend wie in andern Grabkammern, da die Quelle des Brunnens sie stets reinigte und erneuerte, wo er drang Hubert stets weiter vor, als er plötzlich stotzte und nach Ahmed umblidte. „Sieh!“ rief er leise, „dort sind Menschen, lebende Menschen! Dort, jene Mumie, in weißen Muffelien gewickelt, sie hob die braune Totenband und die Augen rollten in dem eingeborrten Gesichte, ich sah es deutlich.“ — „Komm zurück,“ bat der Freund, „hier findest Du nur Leiden und Graus; laß sie ruhen!“ — „Wahre das Licht,“ rief Hubert, eine Pistole ziehend, „ich muß sehen, was hier sich verbirgt.“ — „Ja,“ antwortete Ahmed leise, „Du hast recht, es ist Leben in jener Gestalt; komm zurück in den Brunnen und Du sollst Alles wissen.“ — Die Männer traten zurück bis zum Rande des Schachtes, wo Ahmed matt auf einen Holzstoß sich setzte. „Du weißt,“ sprach er flüsternd, „ich bin von jenem unglücklichen Stamm der Mamfisten, der dem Abhale Mehemed Ali's von dem Blute des Propheten entgegratet. Der ganze Stamm ward niedergemetzelt, und nur mein Vater, Emir Bey, rettete sich durch einen Satz seines Rosses über die Mauer in den tiefen Wallgraben; alle andern fielen der Wuth des blutigen Tyrannen, den Obliß verderbe. Er stoh zu den Bewohnern der Wüste und hat dort sein Grab gefunden. Ein treuer Diener verberg zwei kleine Kinder und ihre weinende Mutter in den Grabhöhlen des Bir Yusuf, die Waisen Emir Bey's, mich und meine jüngere Schwester, die von der Mutter meines Vaters gepflegt ward. Schon gestern war ich hier, sie zu sehen, und Du weißt, welche Mühe ich mir heute gab, Dich vom Besuche des Brunnens abzuhalten. Du befindest darauf, mich zu begleiten und hast nun mein Geheimniß entdeckt. Was Du für eine Mumie hieltst, ist die sinnlose Mutter meines verlorenen Vaters! — Abd-ullah er Ahamen, der Netter und Pfleger der Meinen, überwacht das Brunnenrad und besorgt die Thiere, die es drehen.“ — Hubert hatte mit stummer Theilnahme der Erzählung seines Freundes gelauscht. — „Und was gedenkst Du jetzt zu thun?“ fragte er nach langer Pause. — „Ich weiß es nicht!“ entgegnete der Erdhütter; „hül und rathe Du mir!“ — „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“ meinte sinnend der Deutsche; „hast Du hier unten noch Etwas zu befragen?“ — „Nein!“ — „Nun, so komm,“ dem treuen Abd-ullah für heute Abieu zu sagen.“ — Sie stiegen zur hallenden Wartung hinauf, wo die Maschine tarrte. Der Alte reichte dem Sohne seines Stammesfürsten stumm die Hand, und nur das blickende Auge des einzigen Mameluten verrieth, was er im Herzen empfiand. Nur zwei Tage waren ihnen zugemessen, die Menge von Unentbehrlichem, aus dem sie in Kortum oder Szut ein großes Gienwert bauen sollten, an Bord mehrerer Schiffe zu verladen. Es kam also vor Allem darauf an diese Aufgabe möglichst zu hindern, damit sie unter den Händen der

Felsaß, denen sie übertragen war, zur Unmöglichkeit werde. Das Andere, meinte der praktische Hubert, werde sich leicht finden. — Um ungestört plaudern zu können, ruderten die Freunde zur schönen Insel Rodba hinüber, wo jeder der Konsul Europas sich ein Landhaus gemietet hat, wo sie, umrauscht vom süßen Nil, im Ansehen der Pyramiden in den herrlichen Gartenanlagen wohnen. Der prachtvolle Muscheltempel, umrandt von den mannigfachen Duftpflanzen, bot ihnen ein liebliches Versteck, in dem sie ihre Zukunft ungestört besprechen durften. — „Wäre es nur Deine Schwester allein,“ lädelte Hubert, „so wäre eine solche Entführung ein wahrer Scherz; etwas anderes aber ist es mit den beiden alten Leuten, die sich nicht von Dir und Zulme trennen wollen; ja, ich weiß noch nicht einmal, wie sie selbst über die Reise nach Deutschland denkt.“ — „Deutschland!“ — murkte Ahmed — „davon hat sie vorderhand lediglich keinen Begriff. Die Frankeia ist ihr ein leterischer, kleiner Distrikt, in dem mit Erlaubniß des Sultans sich eine Handvoll verwegenen Gefindels umtreibt. Sie wird, wie ich auch, erst andere Ideen annehmen, wenn sie dort ist.“ — Ein Schuß auf einem Mahari hatte das Ufer erreicht und ward auf ein gegebenes Zeichen schleunig herübergeholt. Seine Vorkraft war nur mündlich an den englischen Konjul gerichtet, dessen Landhaus vom Eingeborenen aus übersehen werden konnte; eine ungewöhnliche Thätigkeit war jedoch dort bemerkbar und zeigte ihnen, daß jeberfalls etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse. Ahmed war trotz seines Fatalismus diesmal der Ungebundliche und Erregtere; Hubert meinte gelassen: „Es müsse ein böser Wind sein, mit dem Niemand segeln könne.“ — Am andern Morgen kam ein Mufschir von Abbas Pascha zu beiden Ingenieuren und setzte sich, lange schweigend, in die Ede des Divan. „Ihr habt,“ begann er endlich, „so Vieles und Sonderbares begehrt, daß der Pascha nicht im Stande ist Alles so schnell, wie ihr begehrt, aufzutreiben; ihr müßt also warten.“ — Die Freunde verneigten sich schweigend und wechselten einen bedeutenden Nid, den der Gelandete bemerkte, wenn auch nicht verstand. — „Cuer Gehalt,“ begann er wieder, „wird auch indeß pünktlich vom Konjul ausgezahlt, der auch eurer Meinung ist, das Hammerwerk werde nicht passend an den obern Nil errichtet werden können. Man wird deßhalb einen Befehl von Ibrahim Pascha, der in Syrien weilt, einholen.“ — „Und was sollen wir indeß beginnen?“ fragte Hubert ernsthaft. — „Schweigen und gehorchen!“ entgegnete fast drohend der Offizier; „Du wirst Dich besser dabei befinden, als wenn Du die Befehle Deines Herrn wie in Alexandrien betriffst!“ — Er rückte am Säbelgurt und polterte hinaus. Noch vor Mittag erfuhr sie, daß Ibrahim Pascha von Sir Charles Napier und Haiz Pascha in Syrien lebhaft beschäftigt werde; Mehemed Ali aber, wirklich oder verstellt, in seinem Palast am Meere sinuerwärt bemacht werde; Abbas Pascha, sein Enkel, aber mehr und mehr die Fägel der Regierung erlasse. Ibrahim Pascha beabsichtige eine Pilgerfahrt nach Mekka. — Diese Nachrichten alle schienen die Furcht der Freunde nur zu erleichtern. Der französische Konjul, ein junger Kavalleristler Provencale, war in den Plan eingeweiht und unterstützte kräftig die Abreise nach Marseille, welche Route nach westlicher Erwägung als die beste erdienen. Der Tod der alten kindischen Frau im Brunnenschacht mußte unter diesen Umständen als ein Wink des Schicksals angesehen werden, die Ausführung zu beschleunigen. Von der nothwendig jetzt herinbrechenden Unordnung begünstigt, von Abbas Pascha, der gern mandes unthunliche Projekt des alten Mehemed Ali fallen ließ, seinen Verpflichtungen gegen eine bedeutende Summe entlassen, erreichten die Ciligen bald Alexandrien, und kamen nach glücklicher Fahrt in Marseille an. Ahmed verließ mit der schönen Zulme, seiner Schwester, gern Egypten verlassen. Die schaurige Niedermetzelung seines ganzen Stammes durch den blutigen Ibrahim, die herrschende, gestiefte Willkür des Einzelnen hatte ihm, der am Rhein Ordnung

und Recht kennen gelernt, einen tiefen, widrigen Eindruck gemacht. Es wandte sich das Geschwisterpaar nach Solingen, wo das Haus des alten Meisters Peter Münch ihm freundliche Aufnahme bot; doch war es besonders die Erinnerung früherer Zeit, in der ein junger Geistlicher, der um die Tochter des Hauses warb, den Samen des Christglaubens ihm mild und fromm in's Herz zu streuen versuchte, welche Achmed Aga bewog, ihm nahe zu treten und auch Zulme seinem Einflusse zu nähern. Hubert, sein treuer Gefährte, hatte sich sogleich zum Vaterhause gewandt, ohne zu ahnen, welche traurige Veränderung ihn dort überfallen würde. — Der Vater war vom reicheren Nachbar von seiner Besitzung vertrieben, und lebte als Wertmeister auf einer nahen Hammer-schmiede. Die Stiefschwestern waren ihren Männern nach Belgien und England gefolgt; die Stiefmutter führte die kleine Wirtschaft. — Der Vater selbst war durch die herbe Zeit düster und verdrossen geworden, und kaum vermochte die unvermuthete Ankunft des schon als todt betraurten

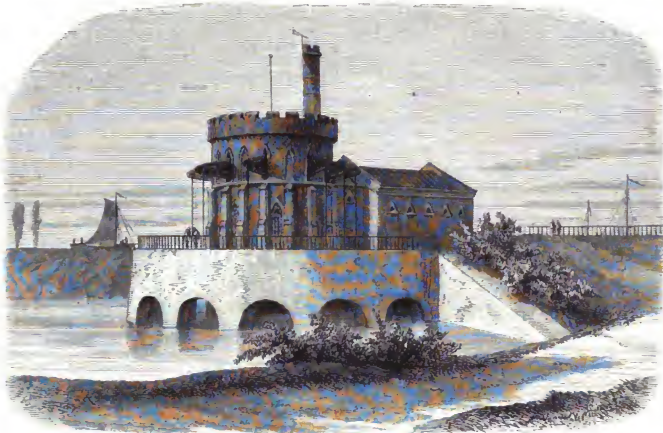
Sohnes ein trübes Lächeln auf seine Züge zu setzen. Nur als Hubert das alte Eigenthum, die Hammer-schmiede, welche Quirin feil bot, für eine niedrige baare Summe kaufte, schien ein milderes Gefühl in ihm sich zu regen.

(Schlus folgt.)

Das harlemer Meer

und seine Enttrokung.

Unabhängig von dem stets von Außen drohenden Feinde, dem großen Ozean, hatten die Holländer einen solchen im Binnenlande, der im Laufe der Jahre manche Eroberung gemacht — das harlemer Meer. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert hatte sich dieser Wasserkörper stets ausgedehnt und einen großen Theil des Rhein- und Amstelandes verschlungen. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wuchs



Der Deegwater. Maschine zur Entwässerung des harlemer Meers.

das Wasser, und in einer verheerenden Ueberschwemmung vereinigten sich vier kleine Seen, die früher durch Land getrennt waren, welches die Wassermasse zerriss und dann ver-lentte. Zu derselben Zeit wurden mehrere Dörfer, die früher eine Strecke vom Wasser entfernt gelegen hatten, plötzlich von demselben erreicht und umgeben, so daß die Bewohner sich gezwungen sahen, ein Amphibienleben halb in halb außer dem Wasser zu führen. Die Stürme des Jahres 1836 drohten sogar Amsterdam und Leyden. Das harlemer Meer war sechs Stunden lang und drei Stunden breit und hatte etwa 14 Fuß Tiefe, wovon jedoch 8 Fuß aus Schlamm bestanden, aus dem man jene kleinen Ziegelsteine, die Klinker, brannte, die zum Hausbau und Pfäster dienen. Ungeachtet dieser geringen Tiefe stieg das Wasser, durch Sturmwind getrieben, oft zu einer bedeutenden Höhe und wälzte sich gegen die Deiche, deren Stärke allein das Land umher schützte. Der Hauptabfluß des Wassers aus diesem Meere wurde durch die katunster Schleusen bewerkstelligt. Seit 1840 hatte man aber begonnen, das harlemer Meer durch ein eigenes

Pumpenwerk nach der Nordseite abzuleiten und trocken zu legen. Dieses Pumpenwerk heißt der Deegwater nach einem Ingenieur des siebenzehnten Jahrhunderts, der zuerst die Trockenlegung angeregt hatte. Die Maschine hat 500 Pferdetrakt; sie setzt elf Pumpen in Bewegung, welche mit ebenso vielen Pumpenschwengeln versehen sind. Die Enden dieser Pumpenschwengel stehen unter dem Gebäude mit ein-ander in Verbindung, unterhalb einer großen Cass oder Balancierstange, welche an den Pumpenköpfe anschließt. Zwei Zylinder, von denen der eine im andern befindlich, stehen im Mittelpunkt; der Dampf im innern Zylinder hebt die Balancierstange, während die Pumpenschwengel dieser folgen; und wenn der obere, der eine Länge von 3 Metres 24 Centimetres hat, zurückgelegt ist, vertheilt sich der Dampf, der den untern Zylinder füllt, in den Raum zwischen den beiden Zylindern, und der Trud, den der Dampf ausübt, verbindet sich mit dem Gewicht der Cass, worauf diese hinabsteigt, und der Kolbenhut jeder Pumpe sich bei diesem Hinabstürzen füllt. Der Pumpenkopf der Maschine macht sechs solcher

Hube in der Minute, und jede Pumpe liefert per Hub sechs Kubikmetres, somit elf Pumpen 66 Kubikmetres. Der Dampf wird durch sechs Kessel erzeugt. Die Maschine wurde theilweise in England, theilweise in Holland gebaut. Zwei andere Maschinen haben zu gleicher Zeit gearbeitet, der Cruquius bei Harlem und der Kijnden bei Amsterdam. Die Arbeit begann 1848 und war 1853 vollendet. Das gewonnene Land hat einen Umfang von 1,860,000 Quadratrußen. Die niederländische Regierung hat für das großartige Werk neun Millionen Gulden verwendet.

Katen Weisner.

Nikolaus Daniel Chodowicki.

Daniel Chodowicki, ein beim jetzigen Geschlecht fast vergebener Mann, zählte nichtsbekannter zu den eigentüm-

lichsten und begabtesten Künstlern seiner Zeit. Im Jahr 1726 zu Danzig geboren, wurde er zum Handelsstande bestimmt, gab indeß diese ihm wenig behagende Beschäftigung auf, um sich ganz der Kunst zu widmen. Dem Zeichnen und Kupferstechen wandte er sich erst später zu, nachdem er anfangs hauptsächlich Emailgemälde und Miniaturporträts vollendet hatte. Unter seinen Oelgemälden verdient eines, welches das berliner Museum besitzt, besonders hervorgehoben zu werden: der Abschied des unglücklichen Jean Calas. In diesem Bilde ist am besten die freie, geistreiche und charakteristische Art seiner Darstellung ausgeprägt, und darum erlangte dasselbe in Stichen, welche Chodowicki 1765 und 1768 fertigte, eine ungemeine Popularität. Aus der Reimer'schen Sammlung hat dasselbe Museum ferner zwei Oelgemälde dieses Künstlers erworben, ausgezeichnet durch Feinheit der Naturbeobachtung, korrekte Zeichnung und un-



Naturgeschichtlicher Unterricht im 18. Jahrhundert, nach einer Zeichnung von Chodowicki.

gemeine Lebendigkeit. Es sind Genrebilder, eines derselben stellt das „Hindelspiel“, das andere den „Hahnenkrieg“ dar. Kupferstiche, welche von ihm gefertigt wurden und die größte Verbreitung gefunden haben, sind ferner: „Das Malerkabinett“, in welchem der Künstler sich selbst darstellte, „General Zietzen im Armstuhl vor dem alten Fritz“, „das Porträt Friedrich's des Großen“, „eine Landschaft mit einer Viehherde“ in Heinrich Roos's Manier u. a. m. Hauptsächlich bekannt wurde jedoch sein Name durch die Illustrationen, mit welchen er die literarischen Produkte seiner Zeitgenossen schmückte, von denen viele dadurch allein vor der verdienten baldigen Vergessenheit gerettet wurden. Wenn gleich nicht gelehnet werden kann, daß Chodowicki in diesen Abirungen oft spielerisch und tändelnd ist und seine Arbeiten zur bloßen Zieratwaare herabsinken, so hat er uns andererseits durch

viele dieser Darstellungen den Geist der damaligen Zeit, Mode und Tracht auf das Anschaulichste vor Augen geführt, und viele seiner Vignetten und Illustrationen sind von der liebenswürdigsten Naivetät, dem feinsten Humor und einem geistreichen belebenden Hauch besetzt. Viele dieser Abirungen sind jetzt nur noch in den Händen einiger Privatleute, in deren Familien sie vererbt wurden, so z. B. die zwölf trefflichen Illustrationen zu Lessing's „Minna von Barnhelm“, ferner die Titelvignette zu „Werther's Leiden“, eine Anzahl Plätter zu „Moriz's empfindsamer Reise“, zum „Landprediger von Wadefeld“, zu Gellert's „Fabeln“, zum „Eigtrich von Lindenberg“, zu Schiller's „Räubern“, zum „Don Quirote“, zu Bürger's „Gedichten“, zum „Sebalus Rothacker“, zu Hippel's „Lebensläufen“, zu Höpky's „Clegie auf ein Landmädchen“, zu Meißner's „Skizzen“, zu verschiedenen

Dramen Schakpere's, als „Macbeth, Hamlet, lustige Weiber von Windsor“ u. — Hr. Lichtenberg, der geistvolle Erklärer Hogart's, lobte an Chobowicki sein geistreiches Talent, „selbst in den kleinsten Zügen Seelen darzustellen,“ und diese Eigenschaft tritt uns auch in der Illustration entgegen, welche wir unieren Lesern heute mittheilen; dieselbe stellt eine Lektion in der Naturgeschichte im achtzehnten Jahrhundert“ vor, und wirkt gerade um ihrer Treue wegen auf den heutigen Beschauer höchst tonisch. Diese kleinen, atwürterlichen Gestalten mit Ruder und Jopfi, welche der Weisheit ihres Lehrers lauschen und Zeichnungen aus allen Gebieten der Naturgeschichte anstauen, müssen noch jetzt durch ihre Wahrheit erfreuen, und zeigen das Talent feinsten Charakteristit des Meisters im schönsten Licht. Chobowicki starb als Direktor der königlichen Akademie der Künste in Berlin im Jahr 1801. Vor einigen Jahren erschien in Leipzig eine ausführliche eingehende Beschreibung aller seiner Abirungen.

Ernst Bach.

Die Stiefsohler oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Hierundschichtiges Kapitel.

Von dem Schlosse begaben sich Collin und seine Freunde alsbald nach Widdial, um von dem Kirchenregister Einsicht zu nehmen. Der Rektor erkannte nicht wenig, als sie ihm das an die Decke angelegte Blatt zeigten, und sein Aergers über die Treue seines Vitar's, ohne sein Vorwissen eine Ehe einzugehen, brach sich in Ausdrücken Bahn, die eher von eitlem Selbstüberschätzung als christlicher Demuth zeugten. „Mein Wunder, daß die Kirche wankt,“ bemerkte er, „wenn die, welche sie aufrecht erhalten sollten, ihr Ansehen zu untergraben suchen. Die Zeremonie muß bei Nacht vor sich gegangen sein. Einen solchen Mangel an Achtung vor seinem Vorgesetzten kann ich gar nicht verstehen.“ — „Euer Hochwürden sind im Irrthum,“ bemerkte jurdächtig die Beschließerin. — „Im Irrthum, Weib!“ wiederholte der Rektor enträthelt. — „Sie wurden mit Tagesanbruch getroffen. Ich war dabei und muß es bemerkt wissen. Dieß ist meine Unterschrift,“ fügte sie, auf das Blatt deutend, hinzu, wo in runder, hübscher Handschrift der Name Katharine Equires zu lesen war; „ich kann sie beschwören.“ — „Aufsfallend, sehr auffallend,“ brummte der immer noch geträumte Herr, „ganz unregelmäßig.“ — „Für einen Vitar,“ sagte Collin spöttlich; „was wäre es aber für einen Rektor gewesen?“ — „Mein Herr! Ich frage, wie Sie das Benehmen eines Rektors nennen würden, der, um Mitternacht und ohne Lizenz von Seiten seines Bischofs, eine Heirat in seiner Kirche einsetzt?“ — Bei dieser Frage wechselte der ehrwürdige Herr die Farbe und murmelte Etwas von sich den Umständen anbequemen. — „Und gilt das bloß für die Rektoren? Ich glaube nicht; und wenn Sie sich daran erinnern, wie Sie selbst außer der gewöhnlichen Zeit die Einsegnung der Ehe Kapitän Gaston's mit seiner verstorbenen Gattin wiederholt haben, so sollte, wenn nicht die christliche Liebe, wenigstens die Muthigheit Sie lehren, sich maßvoller über die Handlungsweise meines Oheims zu äußern.“ — „Ihres Oheims!“ rief der Geistliche. — „Dieser Herr,“ sagte Edward, „ist der Sohn des jetzigen Richard Gaston und der Schwesler von Mr. Stanley“ — folglich unabweislich der Erbe von Moultra. Und che der Rektor sich von seinem Erhalten erholen konnte, hatte die Gesellschaft die Sakristei verlassen, um sich nach Brookhouse zu begeben, wo William ängstlich auf ihre Rückkehr wartete.

„Ich werde nie den Muth haben es ihm zu sagen,“ sprach Collin leuzend. „Du mußt ihn von dem pöflichen Umschlag seiner glänzenden Aussichten in Kenntniß setzen.“ — Diese Worte galten Edward, der bereitwillig sich hierzu

verstand. Er beurtheilte den Heiden unserer Geschichte richtiger als sein Pflegevater, einfach deshalb, weil ihm dessen Verlust nicht so nahe ging wie diesem. So schonend als möglich brachte er ihm die Nachricht bei. William hörte ihm schweigend zu und brach dann in einen lebensfählichen Thränenstrom aus. Edward lag überrollt drein: war es möglich, daß er sich in ihm getäuscht hatte? — „Du darfst Dich,“ fügte er, um ihn weiter zu prüfen, hinzu, „auf die Freigebigkeit Sir Richard Gaston's verlassen.“ — Der Knabe schüttelte ungeduldig den Kopf. — „Jedenfalls wirst Du gehörig entschädigt... Diese Veränderung sollte Dich trösten.“ — „Und was kann mich für den Verlust seiner Liebe trösten?“ schluchzte der Knabe. „Er wird, er muß mich haßen; und doch ist es nicht meine Schuld, daß mein Großvater seinen Vater...“ Er konnte den Satz nicht vollenden; Thränen erstidten seine Stimme. Collin hatte sich, von Ungeduld getrieben, dem Bibliothekzimmer genähert und die letzten Worte vernommen; er sörgerte nun nicht mehr einzutreten. Sein Pflegevater sprach ihm entgegen und würde ihm zu Füßen gefallen sein, hätte ihn der kaum weniger bewegte Vormund nicht mit den Armen ausgefangen und warm an das Herz gedrückt. — „Sie wollen mich also nicht haßen?“ rief der Knabe; „wollen mir Ihre Liebe nicht entziehen?... Sie sind zu gerecht, zu gut, um mich für die Mißthaten meines Großvaters entsetzen zu lassen.“ — „Dich haßen!“ wiederholte Collin. „Wo denkst Du hin? Mein Kummer ist nur der, daß diese Entbedung Dich eines Ranges beraubt, zu dem Du besser gepaßt hättest, als der arme Kaufmann aus dem Arbeitshaue; eines Vermögens...“ — „Ich verabscheue Viehes; Rang und Vermögen hätten mich nie glücklich gemacht,“ unterbrach ihn sein hochberziger Pflegevater; „hätte mir doch das Andenken an Hugo Viebes vergällt. Jetzt ist mir's viel leichter wieder um's Herz.“ — „Und der Verlust trinkt Dich gar nicht?“ fragte sein Vormund ängstlich. — „Nicht im Geringsten!“ — „Moultrey ist eine hübsche Erbschaft.“ — „Ich siehe die Erbschaft Ihrer Liebe vor,“ bemerkte der Knabe; „zwischen der und meinem Herzen liegt kein Grab. Ich darf sie ohne Seufzer, ohne Kummer, ohne Schmerz hinnehmen; sei meiner Kündheit ist sie mein. Ich verlange nach keiner anderen.“ — „Viehe sollen Sie werden,“ rief Collin tief bewegt, „so lang ich lebe — meine Liebe, wenn ich dahin bin — mein Vermögen.“ — „Die erstere genügt,“ bemerkte sein Pflegevater, „die erstere.“

Von der Wittve des Kapitän's Gaston fand sich ein Testament vor, worin sie Mary zur Vormünderin ihrer Tochter ernannte — ein Auftrag, den der Graf alsbald im Namen seiner Gattin annahm; Lydia war von nun an eine Gemossin seines Hauses. — „Das letzte Geheimniß darf nun auch nicht länger unenthielt bleiben,“ bemerkte Edward gegen Collin. „Sobald wir nach London kommen, laß ich das Haus in der Driforder Straße niederreißen. So müssen wir das nächste doch finden!“

In London angekommen, erfuhr Collin Eraw von seinem Schreiber, daß Mr. Smooth in den letzten Tagen wiederholt dagewesen und sich besonders angelegentlich nach seiner Nüdtehr erkundigt habe, daß er es aber abgelehnt, den Grund seines Weindes zu nennen, mit dem Bemerken, daß es sich um eine Privatfache Mr. Eraw's handle. Mr. Smooth kam am selben Tage wieder. „Ich habe da eine interessante Bertheibigung übernommen, Mr. Eraw,“ bemerkte der Eintretende nach der ersten Begrüßung; „es handelt sich um einen Mann, der bisher in dem besten Ruße gestanden, nun aber des Nordes angefallen ist.“ — „Humphrey Süllet.“ — „So heißt er,“ verlesete Mr. Smooth. „Mein Klient nun ist mit Umständen bekannt, die mit Ihren künftigen Aussichten im Leben wesentlich zusammenhängen.“ — „Er hat Sie getäuscht,“ bemerkte Collin lächelnd. — „Sein Verlaß schüttelte den Stof, als wollte er sagen, daß er nicht so leicht zu täuschen sei. Die Sache ist etwas delikater Natur,“ sagte er, „darf ich offen reden?“ — „So offen, als es Ihnen

belicht," war die Antwort. — "Mein unglücklicher Klient," fuhr Humphrey's Vertheidiger fort, "lann Ihnen auf die Ebr Ihrer Eltern verweisen." — "Wirklich? Sehen wir nun aber den Fall, ich sei in diesem Punkte nicht neugierig," bemerkte Collin. — "Aber sie sind reich!" — "Hat er sie genannt?" — "Nein! das vermag er nicht; aber er lann Ihnen die Person namhaft machen, den Vertrauten eines vornehmen Herrn, der Sie als Kind in das Armenhaus gebracht hat." — "Bedford. Bitte, laßen Sie fort." —

Mr. Smooth sah etwas bestürzt aus, als er den Namen hörte, und sögerte. — "Oder besser," fügte der Andere hinzu, "laßen Sie mich fortfahren und Ihnen die Wäbe ersparen. Ich würde, wie Sie sagen, vom Vertrauten eines vornehmen Herrn in das wiskaler Arbeitshaus gebracht und dort gelassen. Aber dieser vornehme Herr hatte nicht den leisesten Verdacht hieoon, sonst würde ich allem Anscheine nach jetzt nicht mit Ihnen reden." — "Wirklich?" — "Er glaubte mich in einem Findeihause Trautrichs untergebracht. Na wohl, verlassen Sie sich darauf! Wieder mein Onkel, der sich Sir Barnard Gaston nannte, noch Humphrey Skillet ließen sich trümen, das der reidmähige Erbe von Wooltry der Kaufbrüde des Armenhauses sei." — "Ist es möglich?" rief Smooth. "So bezieht sich also der Artitel in der Morgen-Post auf Sie?" — "Zu dienen." — "Und dieser Bedford?" — "Hat Alles eingekanden," erwiderte Collin. "Sie sehen demnach, wie völlig wertlos das Anerbieten Ihres achtbaren Klienten ist." — "So fürchte ich." — "Voll Anmutz über den Erfolg seines Veränds, empfahl sich Mr. Smooth und nahm denselben Abend noch Postpferde nach Wiskal, um Humphrey, den er schließlich dazu gebracht hatte, ihm das Geheimniß anzuvertrauen, auf welchem seine letzte Hoffnung beruhte, die fatale Nachricht zu überbringen.

Des andern Morgens in aller Frühe umzog eine Schaar Paulette das Haus in der Oxford Straße mit einem Bretterverschlag, und das Werk der Zerstorung begann. Es und ihr Mann, die seit vielen Jahren die getreuen Hüter des Hauses gewesen, waren Tag und Nacht auf der Wache und legten sich nur nieder, wenn Edward Gaston oder Collin Cray sie ablösten. Ob und wie der Abbruch des Hauses zu dem erwünschtesten Ziel führe, werden wir bald sehen. Für jetzt führt uns der Faden unserer Erzählung in das Gefängniß des Armenhausmeisters, der während der Abwesenheit seines Anwalts auf der Foltler der Erwartung lag. "Endlich!" murmelte der Unglückliche, als er Mr. Smooth in seine Zelle treten sah. — "Mr. Cray weiß schon Alles."

— "Mumöglich!" — "Bedford hat Alles einbehalten, mehr sogar, als Sie vermutheten; daß er der Sohn von Sir Barnard's älterem Bruder ist, der beim Baden ertrank. Die Beweise sind Allen nach unläugbar. Er wird bald Sir Richard Gaston sein." — Bei dieser Nachricht war Humphrey Skillet wie vom Niße gerührt und sein Kopf sank schwer auf den Tisch vor ihm nieder. "Gäßen Sie sich mir anvertraut, ehe Bedford bedachte," sagte der Anwalt, "so hätte es anders gehen können." — "Was soll dann aber aus mir werden?" fragte sein Klient mit heiserer Stimme. — Mr. Smooth gab keine Antwort. Die Frage wurde wiederholt. — "Variüber lann ich mich nicht, wenigstens nicht mit Bestimmtheit aussprechen, bis die Schwurgerichtsverhandlung vorüber ist." — "Zaran zweifelt ich nicht," entgegnete Humphrey mit bitterer Betonung. — "Sie müssen sich lassen." — "Das fühle ich selbst," sagte der Unglückliche, "mehr als je. Ich werde vorbereitet sein." — "Ganz gut, mein alter Herr, ganz gut. In derartigen Fällen geht nichts über Altbüßigkeit. Es thut mir wirklich wohl, Sie so sprechen zu hören. Haben Sie mir sonst keinen Auftrag zu erteilen?" — "Nein." — "Ich sollte doch fast meinen..." bemerkte der Advokat gedeut. "Ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihr Vermögen, wenn Sie nicht vor einer etwaigen Verurteilung leghwillig darüber verfügen, dem Stesul zufällt." — "Nehmen Sie Alles!" treischte Humphrey,

"nur lassen Sie mir das Leben! Helfen Sie mir fliehen. Ich will meinen Kerkermeister bezahlen... reichlich bezahlen. Ich will... ich lann die Verhandlung nicht abwarten. Ich lenne das. Ta werde ich dann Tag und Nacht bewacht, bis... Dann ist es zu spät!" fügte er schauernd hinzu. — "Zu was zu spät?" — "Zu nichts... Ueber mein Geld zu verfügen... wie Sie mir geraten haben." — "Es soll mit mir zu Grunde gehen," unterbrach ihn der Gefangene heilig, "es soll mit mir zu Grunde gehen." — "Wie Sie wollen," sprach der Anwalt Abkisch nehmend. "Morgen früh komme ich wieder."

Humphrey Skillet sah ihm mit bitterem Lachen nach, und hing dann an, den engen Raum seiner Zelle mit wilden Schritten zu durchmessen. Mehr als eine Stunde ging er so auf und ab, jetzt während mit den Armen sechtend und sein böses Gesicht verflüchend, im nächsten Augenblicke zerstückt, vernichtet, völliger Muthlosigkeit zum Raube. Gegen Abend wurde er ruhiger und barnte ängstlich der Ankunft des Gefangenenwärters, der ihn zu besuchen versprochen hatte. Endlich erschien der Mann, ein langer, hagerer Burische von verstimtem Gesichtsausdruck. Zu jener Zeit nahm man es in den Gefängnissen mit Aufrethaltung der Hausordnung nicht so genau, wie heututage: für Geld war so ziemlich Alles zu haben. — "Haben Sie ein Licht gebracht?" fragte der Wärter. — "Der Kerkermeister stellte es auf den Tisch." — "Nun? Haben Sie über mein Anerbieten nachgedacht?" — "Welches meinen Sie?" — "Wegen der Flucht, Waples, der Flucht!" — Mr. Waples schüttelte den Kopf. "Am Wollen fehlt's nicht," erwiderte er; "aber sehen Sie, es ist unmöglich. Ich hab's wohl hundertmal überlegt, von allen Seiten betrachtet, allein es geht nicht. Jed und der Portier schlafen Beide in der Loge, wo die Schlüssel hängen, und vor dem Bettgehen machen sie zusammen die Hände, um nachzusehen, ob die Zellen alle geschlossen sind."

— Humphrey Skillet rang in stummer Verzweiflung die Hände. — "Warum wollen Sie denn die Verhandlung nicht abwarten?" fügte der Sprecher hinzu. — "Ich will nicht," stöhnte der Unglückliche; "ich lann nicht." — "Nun ja! Es ist, scheint es, allerdings nicht viel Aussicht vorhanden," bemerkte philosophisch der Schlichter; "doch würd' id's drauf antommen lassen." — "Ich sag' Ihnen aber, daß ich nicht will," rief der Gefangene ungestüm. "Und doch ist's nicht der Tod, was ich fürchte: es ist dieses Hinausführen, wenn die Sonne scheint und die Vögel singen, wie ich es als Knabe einst hörte... sonderbar, daß mir das eben jetzt einfällt, nicht wahr?... Die vielen tausend Gesichter sind's, die alle nur mich aufstaren... was ich fürchte. Könnte ich allein sterben, hier in meiner Zelle, würde ich mir nicht so viel daraus machen!" — Waples sah sich in dem kalten, nackten, von Granitmauern eingeschlossenen Raum um und schauerte zusammen. — "So muß es also doch dahin kommen," sagte Humphrey hinzu. "Haben Sie es mitgebracht?" — "Der Mann zog ein Fläschchen aus der Tasche und hielt es gegen das Licht." — "Sind Sie auch gewiß, daß es das rechte ist?" — "Ich hab' es selbst aus der Apotheke genommen," war die Antwort. "Opium — ich lenne es zu gut, um mich zu irren. Ich war als Knabe ein halb Jahr bei einem Chemiker in London." — "Geben Sie's her." — "Zuerst muß ich das Geld haben." — Humphrey Skillet riß seine Weste auf und zog aus einer im Futter angebrachten Tasche eine Note der englischen Bank. Es war das Letzte, was er besah. Der Austausch erfolgte augenblicklich, und der Gefangenenwärter verließ die Zelle, indem er die Thüre sorgfältig hinter sich abschloß. "So," murmelte der Unglückliche, der zu den vielen Verbrechen, die schon auf seiner Seele lasteten, auch das noch des Erbittmordes zu häufen im Begriffe stand, "dies also ist das Ende all' mein' schön ausgedachten Verrechnungen. Ich kostte meine Tage in besaglicher Ruhe zu beschließen, und nun ende ich hier. Tod ist's immer besser als am Strid und vor so vielen." Mit diesen Worten hob er das Fläschchen an die Lippen und

leerte es mit einem Zug. Kaum aber war die fürchterliche That vollbracht, so verließ Bella's Mörder der erlünstelte Muth, der ihn bisher aufrecht erhalten hatte, der König der Schreden starrte ihm in's Angesicht, und er heulte vor Angst und Entsetzen. „Wahnwitziger!“ brüllte er. „Warum hast Du die Verhandlung nicht abgewartet! Du hättest doch wenigstens ein paar Wochen — und wer weiß, vielleicht Monate länger leben können! Jetzt aber liegt nichts vor Dir als das Grab... das Grab, und keine Stunde bleibt Dir Zeit zur Reue. Doch noch ist's vielleicht nicht zu spät,“ fügte er, indem er nach der Thüre sprang und laut um Hülfe rief, hinzu. Das dumpfe Echo des gewölbten Durchgangs, auf den die Zelle stieß, war die einzige Antwort. In seiner Verzweiflung versuchte er den schweren Kiesel des

Schlosses zurückzuschieben, und zwangte die Finger zwischen Thüre und Mauer hinein, bis sie bluteten. Doch wir müssen einen Schleier über die letzten Augenblicke des Mörders werfen, der starb, wie er gelebt hatte — freudlos und ohne an Gott zu denken.

Als Mr. Smooth des andern Morgens eben den Gasthof verlassen wollte, um sich zu seinem Klienten zu begeben, ward ihm ein Brief von seinem ersten Gehülfen übergeben. Er hatte den Tod des Schlossers Andrews in Erfahrung gebracht; der Hauptzeuge gegen den Armenhausmeister war sonach beseitigt. „Ich bringe ihn doch noch durch,“ rief der Advokat, sich vergnügt die Hände reibend. „Das ist ein merkwürdiger Fall und soll, denke ich, meinen Ruf nicht wenig erhöhen.“ — In dem Gefängnisse angekommen, ward



Estilet hob das Rißschloß an die Lippen und leerte es mit einem Zug.

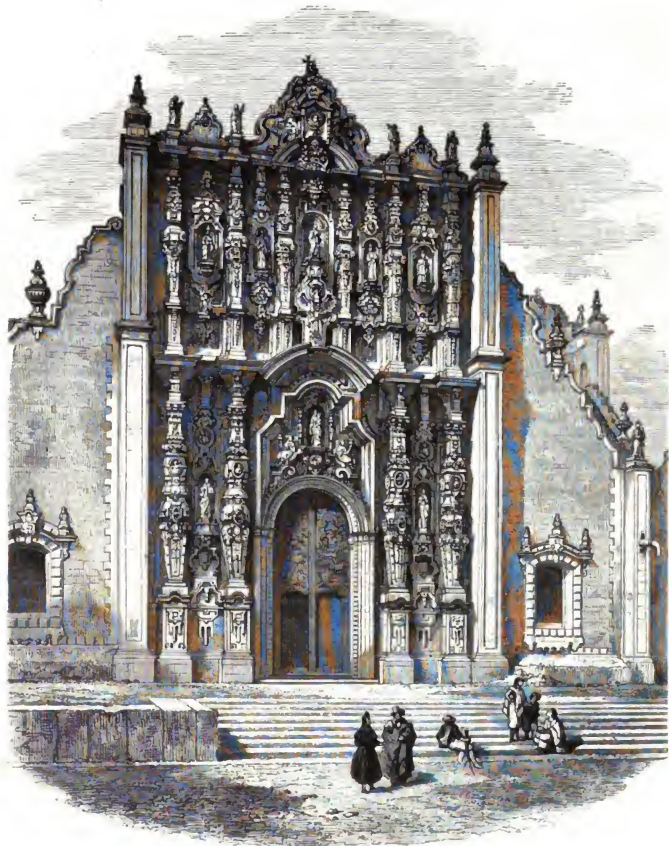
er statt auf die Zelle in das Zimmer des Gouverneurs geführt, wo eine Kommission des Friedensgerichts beisammen saß. Zu seinem großen Erstaunen vernahm er da, daß er im Verdacht stand, seinem Klienten Gift zugesteckt zu haben.

Lächerlich! Meine Herren! Ich mache im Recht und nicht in Gift. Den Beweis, daß ich überhaupt den Fall meines Klienten gar nicht als hoffnungslos ansehen konnte, finden Sie in diesem Briefe hier. Der Hauptbelastungszeuge ist gestorben. Das Gift muß ihm von Jemand im Gefängnisse zugeleitet worden sein.“ — Hier sah man einen der Schließer erblicken, und der Wundarzt, der gleichfalls zugegen war, verließ das Zimmer. In wenigen Minuten lehrte er zurück. — „Es ist wahr,“ sprach er. „Dieser Herr ist völlig unschuldig. Das Mittel, dessen der Gefangene sich zum

Selbstmord bedient hat, ist aus meiner Apotheke entwendet worden.“ — „Wer hat Dienst?“ fragte einer der Friedensrichter. — „Payles.“ — „Ich habe das Opium...“ Der Burtsche hielt inne; allein es war zu spät, das Wort war heraus, und da Niemand es zuvor gebraucht hatte, so lag seine Schuld klar am Tage. — „Einsätziger Kerl,“ sprach Mr. Smooth, als er in den Postwagen stieg, um nach London zurückzukehren. „Ich will aber gewiß jetzt an keinem Fall mehr verzweifeln, so verzweifelt er auch aussehen mag. Wäre er am Leben geblieben, sehn gegen eins wollt' ich wetten, ich hätte ihn durchgebracht!“

(Zerzierung folgt.)

Die Kathedrale von Meriko
und ihr Sagrario.



Sagrade des Sagrario der Kathedrale von Meriko.

Die prachtvolle Kirche, die man heutzutage in Meriko sieht, ist nicht mehr die, welche zu Cortez' Zeiten stand. Diese schien selbst Cortez des hohen Kultus nicht würdig, der darin zelebriert wurde. Im Jahr 1552 entschloß sich der Hof von Madrid, in Mexiko eine neue Kathedrale bauen zu lassen. Es

wurde zur Ausführung dieser Idee schon das Jahr darauf geschritten und der erste Stein zum Bau gelegt, in Wahrheit aber verzögerten sich die Anfangsarbeiten bis zum Jahr 1573 unter dem Gouvernement des Don Martin Henriquez, und als Don Pedro Roya Contreras Erzbischof von Meriko war.

Nicht weniger denn 42 Jahre gebrauchte man, in Anbetracht der Schwierigkeiten, welche der Boden verurachte, zu den Grundmauern des Gebäudes, welches mit einem Kostenaufwand von 1,752,000 Pesos endlich vollendet und dem Kultus am 22. December 1667 geöffnet wurde. Das Innere der Kathedrale besteht aus dem Hauptchör, zwei Nebenkirchen und einer Anzahl von Kapellen. Von der verschwenderischen Pracht der inneren Ausstattung wird man einen Begriff erhalten, wenn man erfährt, daß die Hauptfigur der Gruppe „Nuestra Señora de la Asuncion“ aus massivem Golde besteht, ebenso die vier Engel, welche sich um die heilige Jungfrau gruppieren. Der eigenthümliche Bau, von dem wir eine getreue Abbildung geben, ist indeß nicht die Fassade der Kathedrale, sondern die des Sagrario, das einen Theil des Hauptgebäudes ausmacht, und mit diesem durch eine Thüre verbunden aber in der architektonischen Anlage sehr von ihm verschieden ist, und auch aus einer viel späteren Zeit stammt. Jetzt ist der Sagrario die Pfarrkirche eines Quartiers der Stadt, und wie in allen merikanischen Kirchen wird auch dort der Gottesdienst mit ungewöhnlicher Pracht gefeiert. Ein kirchliches Orchester, aus den geschicktesten Musikern der Stadt gebildet, wirt an hohen Festen, und nicht selten werden dann Messen alter italienischer Meister zur Aufführung gebracht.

Die Siebe als Arzt.

(Schluß.)

Schon ein Jahr hatte Vater und Sohn hier fleißig und still gearbeitet, als die Nachricht vom Tode Admes's, der dem Toppos erlegen war, eintraf. Der Geistliche, der ihn und die Schwester dem Glauben Jesu zugewendet, machte ein erschütterndes Bild von der tiefen Trauer der nun ganz vereinten Maria, wie Zulme jetzt genannt wurde, die es sehr wünschte, das Hübert, ihr Vater, ihr persönlich seinen Trost und Rath bringe, da es ihm und seiner Frau noch nicht gelungen sei, ein inniges, volles Vertrauen bei ihr zu erwecken. Hubert entsprach dem Wunsche der Verwaisten um so mehr, als ein notwendiges Raufen an seinem Wasserwerke die Arbeit auf Wochen lang einstellte. — Maria wusch sich dem grüßten Freunde weinend an die Brust. Mit ihm allein konnte sie von dem geliebten Bruder, von den grünen Feltern, die der Nil wässert, von den ewigen Bauten der Pharaonen plaudern. Er war es, der sie aus dem dunkeln Brunnenschacht an's freundliche Licht geführt, der mehr wie der Bruder sie auf der Reise geschützt und beschützt, der am Altare ihr Vatertraue zugesagt und sein Wort jetzt bewährte. — Nach einigen in stiller Trauer verlebten Wochen führte Hubert Maria Emin Abd er Khaman als sein Weib in sein Haus, wo der Vater ihn betterer als seit Langem empfing. — „Du hast mich in Dein Haus geführt,“ sprach die junge Frau nach einigen Tagen, und Dein Vater hat mich mit Liebe und Vertrauen aufgenommen, ohne nach meinem Walfsdag zu fragen, den auch das Weib des ärmsten Jellah in die Hütte von Kilschlamm mitbringt. Doch komme ich nicht mit leerer Hand: Einir Weib, mein hoher Vater, hat seinen Kindern seit Langem eine Mitgift bewahrt, welche einer Fürstin der Ranglosen nicht unwerth ist. In die Hand meines Bruders legte die Großmutter sie, und Du, meinem Herrn und Gatten, überliedere ich das tren Schützte, welches die Nimmien am Nil verbergen.“ Sie hielt dem Staunenden ein Kissen von Esfomorenholz vor die gelendeten Augen, die schier einen Traum zu leben wählten; es war mit dem köstlichsten Gewürze bis zum Rande gefüllt und sicher von sehr hohem Werth. Seine erste Bewegung war, es zurückzuweisen; doch der klare, bittende Blick, mit dem die feinen, weißen Hände noch immer den Schatz ihm darboten, und die Ueberzeugung, daß er in keinem Weibe das einzige Anrecht daran habe,

ließen es ihn endlich annehmen. So war ihm nun das Vermögen gegeben, den Anforderungen der Zeit entsprechend, sein Geschäft zu vergrößern und verändern, und schon nach einem Jahre hatte er eine weitbekannte Maschinenwerkstätte, die täglich neue und größere Bestellungen übernahm und eckenvoll ausführte.

Seine Väter werden mich fragen, was indeß mit Cuirin geworden sei? — Er hatte sich mit der Dame vermaßt, die allerdings ein schönes Vermögen, aber begreiflich auch entsprechende Anforderungen an das Leben mit in die Ehe brachte. Das junge Paar glaubte mit dem starken Umfange, den die große Spinnerei gewährte, nobeln Passionen die Zügel lassen zu dürfen; doch mit Verdruck bemerkte Cuirin, wie kleine, junge Anländer ihm da und dort nicht bloß Konkurrenz machten, sondern ihn entschieden überflügeln. Den gewöhnten Glanz seines Hauses zu mindern, hielt er unter diesen Umständen nicht für ehrenhaft; nein, die hätte falsch gedeutet werden können, welches er durchaus vermeiden mußte. Es war nothwendig, den bisher entsfalteten Luxus eher noch zu vergrößern und diese ledigen, jungen Naturiers dadurch in ihre Schranken zu weisen. — Die junge Frau war keineswegs von liebeleeren, hochmüthigem Charakter; doch die von Kind auf erhaltene brillante Erziehung und die stetigen Anreizungen Cuirin's, sich nirgends überbieten zu lassen, verleitet das junge, eitle Weib zu Ausgaben, welche bei dem sich mehr und mehr mindern Erwerb wirklich als höchst unklug erscheinen mußten. Der alte Fabrikherr war längst gestorben, und Niemand war im Stande, der verderblichen Wirtschaft Einhalt zu thun. Cuirin, an dem Erbfeind seiner Familie erkrankt, ward, wie alle Schwindsüchtigen, stets reizbarer, launischer und eigensinniger. Der alte Freund und Nachbar war durch sein Benehmen gegen seinen Vater tief getränkt, und erwiderte sich auch nicht feindlich, so standen die beiden jungen Paare doch kalt und fremd einander gegenüber. Anders jedoch war es bei ihren Kindern. Beide in dem glücklichen Alter, welches nicht rechnet und ermußt, fanden in dem nachbarlich angränzenden Garten den bequemsten Zummelplatz ihrer täglichen, harmlosen Spiele. Wohl wußten sie, daß die Mutter auf der Fahrt und der Vater auf dem Hammer, wie die Maschinenwerkstätte immer noch genannt wurde, ihr unzerstrennliches Besammenein keineswegs gern haben; doch in jenem frühlichen Alter war dieß keine Ursache sich zu vermeiden, sondern eher ein Antrieß, sich mit einiger Klugheit zu suchen und zu finden. — Auf dem Lande gibt es eine Gattung Leute, die fast überall eine Kommunikation zwischen gebildeteren, durch den Raum getrennten Familien herstellen: ich meine die Aerzte. Durch ihren schweren Dienst überallhin gerufen, wo Leiden sind, die sie heben oder mindestens erleichtern sollen, oft Zeugen des mehr oder minder peinlichen Trennens des Körpers von der Seele, sind sie die Priester der Humanität und gegen ihre Mahnungen keineswegs unempfindlich. Es soll hier nicht behauptet werden, es gebe keine rauhen, selbstthätigen Doktoren, die so mechanisch ein Rezept hinsubeln wie eine Pflanze wehmen; reine Broddoktoren, die nur auf die Zahl der Ordinationen, aber nicht der Leiden achten; doch ist hoffentlich ihre Zahl sehr gering. Zu den Functionen des alten Doktor Alberti, von dem ich hier sprechen möchte, kann man sie freilich nicht gebrauchen; doch würden sie gewiß auf dem Lande weit herum weniger vermijst werden, wie der Alte mit der Stutzperücke und dem großen Mohlstode. — Täglich mußte er den binnwandelnden Cuirin besuchen, um das Opium zu verändern, ohne welches er den qualenden Husten nicht zu ertragen vermochte. Den Gedanken einer Heilung, einer möglichen Besserung hatte der Auszehrende zwar selbst aufgegeben, doch um hochmüthigen Trost des Reichthums verlangte er gebietend das Verursigen und Mildern des Hustens, der seine ganze Krankheit sei. Eine Andeutung der tiefer liegenden Ursache des Uebels, von dem der Husten nur ein Symptom sei, ward jeberzeit mit kindischem Zorn zurückgewiesen. „Wäre

dieß der Fall," lautete seine Logik, "so könnte der alte Alberti den Husten nicht jedesmal durch einen leblich-fatalen Saft zum Schweigen bringen. Lungenerweiterung! graduierter Unfinn! Eine Vereinerung läßt sich nicht in einer halben Stunde beschwören, wie mein heiliger Katakomb! Er kommt wieder, das weiß ich wohl; aber das kommt daher, weil ich den Herren nicht zulasse, ihre Nasen mir in Röhre und Kletter befehlend zu stecken. Ich esse und trinke was ich mag; jetzt kommt der Frühling und dann wird's schon anders. Auch Cms oder Starkebad will ich geben und dort genesen." In Schwabach ward er begraben; aber die arme, unermüdliche Krankenwärterin, sein treues, edles Weib, ward darum ihrer Last nicht los. In der Hitze des folgenden Sommers legte sich ihre einzige Hoffnung und Freude, ihr Reinold, und auch ein unfundiges Auge konnte die Krankheit des Vaters in den schwarzen, martrigen Zügen, in der durchscheinenden, schlaffen Haut mit den umschriebenen roten Wangenflecken nicht verlernen. Der Doktor Alberti genügte der bangen Mutter nicht mehr allein: sie rief noch andere Kräfte hinzu, doch einer nach dem Andern ermüdete am Netze des eigenfinnigen Kranken, an dem peinlichen Drängen der bangen Mutter; nur der kurz angebandene alte Hausarzt besuchte den Versicherten täglich, wie er es durchaus verlangte. „Wie geht es auch auf dem Hammer, Doktor?" flüsterte er, wenn die Mutter den Rücken drehte, und ein lächelndes Mädel genügte als Antwort. — „Lieber Doktor," bat die verblühte, abgemagerte Mutter, „sagen Sie mir aufrichtig, muß ich, wie den Mann, auch den Sohn verjammern und verkommen sehen?" — „Ich hoffe: Nein!" löffel-schüttelte der Alte. „Sie müssen ihn nur nicht mit Arzneien zu Tod füttern; ihn hier aus dem Zimmer seines Vaters mit den dicken Fußteppichen, mit den schwarzen Sammtumbhängen und den dreifach verschlossenen Fenstern herausbringen lassen; erheiternder Umgang, nicht lauter alte Altageweiber! Die Witwe drückte das Kattischindn vor die trübten Augen, und der alte Doktor ging langsam, schweres Schrittes durch ein kleines, versticktes Pförtchen in der Hede hinüber zum Hammer. Ein leichter, flüchtiger Fuß sah ihm entgegen, und Vertha, die Tochter des Pflisters, schien ihn hier erwartet zu haben. „Was macht Reinold, Herr Doktor?" fragte sie lebhaft. „Ist krank!" gab der Alte mürrisch zurüd, und schien es gar nicht zu bemerken, daß zwei helle, braune Augen sich umdüsterten. — „Wo ist Deine Mutter, Verthchen," fragte er dann herzlich, und ging, ihrem schweigenden Wink folgend, zu den Frühbetten an der Mauer. „Die Frau da drüben," begann er zu der Cusinger, „muß jedes süßelnden Herzens Webauern erregen." — „Sie hat mein volles Mitleiden, lieber Doktor!" — „Was thut' ich damit?" fragten die Juden; „die Frau braucht mehr!" — „Ich will nicht fürchten, daß es ihr an Mitteln fehlt, den Sohn zu pflegen," fragte mich die Frau Hubert's; „sonst, Doktor, sagten Sie es mir, wenn wir allein sind." — „Das nicht," murmelte der Alte; „aber an der nötigen Kraft; sie erliegt unter ihrer Bürde." — „Können Sie keine erprobte Wärterin anschaffen, Doktor?" — „Das liebe ich machen!" meinte der Arzt; „aber dort kann man keine Miethlinge brauchen, keine sogenannte barmherzige Schwestern, die bei jeder Dienstleistung die Augen verdrehend, aufblickt, ob es da droben auch pünktlich notirt wird." — „Ja, lieber Doktor, da weiß ich nicht zu helfen." — „Sie könnten wohl," murmelte der Doktor, „aber Sie wollen nicht!" — „Soll ich denn am Ende selbst hinübergehen und den Kranken besorgen?" — „Möchte wenig nähen. Er muß erheiternde, angemessene Unterhaltung haben, die das Nervensystem mild anregt, ohne es aufzureizen. Mit dem Wort: Ihre Vertha sollte ihn pflegen!" — Das Gesicht der so herzigen Frau verdüsterte sich sichtlich. „Sie fühlen selbst," sprach sie ernst, „Herr Doktor, daß Sie völlig Unthunliches begehren, ja fast — Unmögliches!" — „Dafür sei Gott!" entgegnete ernst der Doktor, „daß ich Ihrem Kinde Unmögliches zumuthen sollte! Die Kinder sind mit einander erwachsen und ge-

wohnt, keinen Tag ohne einander zu verbringen. Jetzt ist Lucretia's Tod und Reinold's Krankheit brennend zwischen die jungen Herzen getreten. Reinold hat allerdings viel Anlage zur Virtuosität, aber schwindfüchtig ist er noch keineswegs. Käst man ihn aber in seiner Sehnsucht nach der gewohnten Spielflamme, bei seinem gereizten Zustand, bei der drohenden Krankheit sich verzehren, so wird er sicher die Peute des schrecklichen Uebels, welches besonders junge, blühende Leben sich zum Opfer erwählt. Wird ihm aber erlaubt, seine geliebte Blachbarin täglich nur eine Stunde in Gegenwart der Mutter zu sehen, die gewohnten Spiele und Zeitvertreibe wieder mit ihr aufzunehmen zu dürfen, so wird das verderblich gespannte Nervensystem beruhigt, und die Heilmittel des Arztes werden ihre Wirkung nicht versagen. Dieß ist es, was ich von Ihnen erbitten möchte und gewiß als Mann von Ehre fordern darf, ohne daß die strenge Moral etwas daran tadeln darf! Nun wissen Sie, was ich thun möchte; legen Sie ein von Angst gequaltes Mutterherz mit in die Waagschale und überlegen Sie. Denken Sie aber auch, daß ich jetzt erwarte, daß Sie Hubert's Widerstreben beiegen und ihn meinem Plan geneigt machen. Sie zu gewinnen, habe ich nicht für zu schwer gehalten; aber Hubert's alte und begründete Abneigung können nur Sie bezwingen. Jetzt gehe ich und überlasse Sie Ihrem guten Engel! Adieu, Frau! — Morgen komm' ich wieder! Der Doktor ging und die Egypterin sah ihm lange nach, wie er stehend mit dem großen Kopfrtuch über die Wiesen dahinhing. „Ob er wohl das Mittel, welches er anzuwenden denkt, in einem der großen Bücher gefunden hat?" fragte sie still vor sich hinaldelnd. „Aber Recht könnte er doch haben!" — Der alte Prattiker hatte richtig prognostiziert. Hubert hatte rundweg erklärt, daß er derlei Experimente mit seinem Kinde nicht anstellen lasse; doch ging es ihm wie andern Männern aus, deren Frauen einen festgesetzten Plan im Kopf tragen: er mußte nachgeben. Und als nun Doktor Alberti zur gewohnten Zeit ihm ernst und überzeugt gegenüber trat, war es mit seinem Widerstande, so ernst er gemeint war, rein zu Ende. „Vertha ist vierzehn Jahre alt," rief der Doktor, „Reinold siebenzehn; sie ist ein Mädchen, er ein Lehnjunge und das laum; ein Vernünftiger wird nichts darüber einwenden, wenn die Kinder mit einander Wühle schieben und Gellert's Fabeln lesen, oder von Härdert die Geschichte vom Bäume, das andere Mutter gewollt hat. Ist der Purche gesund, welches ich bis zum September mit Sicherheit hoffe, so hat meine Mutter mir versprochen, daß er zu einem befreundeten Danbelschänke nach Livorno oder Nizza geschickt wird, seine laumännliche Bildung zu vollenden; dann nach weiteren acht bis zehn Jahren sieht man, was aus den Leuten geworden ist, und laum immer noch thun was man will. Jetzt heißt es, wie Janella sagt: Primum est vivere, secundum philosophari! Rettet jetzt ein junges, bedrohtes Leben der bestimmten Mutter und vielleicht auch selbst!" — „Nun denn, in Gottes Namen!" entschloß sich Hubert; „ich will das Mädchen hinüber geleiten und sehen, wie sich die Sade macht!" — „Du wirst auch mich mitnehmen!" rief Zulme-Maria. — „Ich begleite euch!" versicherte der strahlende Doktor; „aber kommt gleich, gleich auf der Stelle; wo ist das Päckchen? Ich habe heute noch viel zu thun und gar keine Zeit!" — Rasch entschlossen, hatte die Frau ein dunkles Tuch über den Kopf gemoren; sögernd nahm ihr Gatte den Hut, dann ergriff er die Hand der Tochter und stülpte ihr leises Leben. Jetzt war die Fabrik erreicht, und mit eiligen, leisen Schritten führte der Doktor sie in das Krankenzimmer. Matt und bleich lag der Kranke auf dem Lager, neben ihm sah die von Sorge und Kummer abgemagerte Mutter, als hinter dem Bettschirm hervor der vom Doktor verheißene Besuch eintrat, und bewegt vom Anblicke des früher so blühenden Jünglings die Mutter die Hand der Gespielin erhob, um sie in die seinige zu legen. Eine seltsame Freude flog über Reinold's neubelebte Züge, und auch das matte Auge seiner

Mutter belebte sich von froher Hoffnung, als Bertha schüchtern, doch erglühend von herzlich, reiner Liebe, ihre Hand in Reinold's ruhen ließ. Fast verzweifeln an dem Erlolge des gewagten Schrittes blühte Hubert ernst auf die schöne Gruppe vor ihm, und mit inniger Zufriedenheit überjah aus dunkler Uede der Arzt sein gelungenes Werk. Ja, es war gelungen! Fast wunderbar erholte sich Reinold von so milder, treuer Hand gepflegt, so daß er, wie der alte Alberti verheißt hatte, vor dem Herbst in eine mildere Zone abreißen konnte, wo kein nordischer Winter seine noch schwache Gesundheit bedrohte. Als nach elf Jahren die Hochzeit Bertha's mit einem hohen, braunen Manne gefeiert wurde, in dem kein Mensch den einst so gefährlich Kranken erlantt hätte, vermiffte man den alten Doktor im frohen Kreife der Gäste; er war geschieden, im Grabe von manchem Genesenen gefegnet, auszuruben. „Auch Sie, Herr

Bräutigam,“ rief einer der Gäste, „würden ohne den alten Mann schwerlich hier sitzen!“ — „Ich verlenne seine Verdienste keineswegs,“ entgegnete der Glücklich: „doch mein eigentlicher Arzt, theure Bertha, war wohl Deine Liebe!“

Städtebilder.

II.

Danzig.

Von Ernst Wulff.

Nicht am Meere und doch eine mächtige Seefahrt, ein großartiger Handelsplatz, ist Danzig mit Amsterdum und Venedig oft verglichen worden. Von zwei Flüssen durchströmt, die



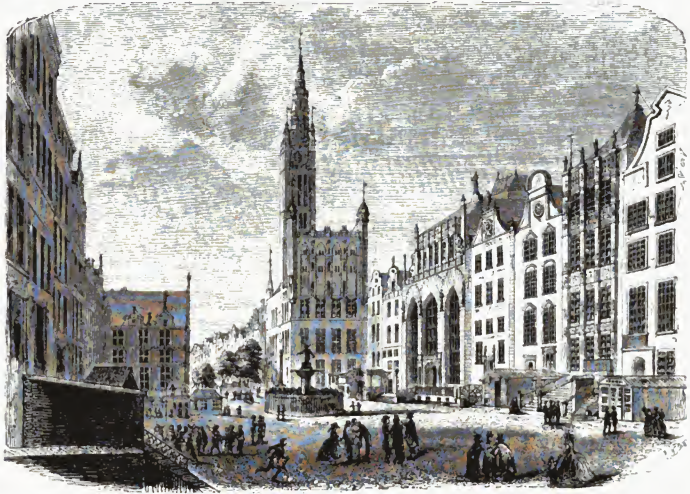
Ansicht von Danzig.

vereint in die Weichsel sich ergießen, sieht sie in ihrem Weichselbilde nicht unbedeutende Seeschiffe, die vom Meere herankommen, und auf ihren Kais die Waaren auszuladen und andere dafür einzunehmen. Ihr eigentlicher Hafen liegt eine halbe Meile von der Stadt: Neufahrwasser, das von den Forts Westerschanze und Neufahrwasser vertheidigt wird. Die beiden Flüsse Nabaune und Notlau theilen die Stadt in die Alt-, Recht-, Nieder- und Vorstadt, in den Langgarten und die Speicherinsel. Auf dieser sonst unbewohnten Insel befinden sich in hohen Gebäuden die großen Korntammern, welche den Fruchttrag Polens aufspeichern, um ihn nach allen Theilen der Welt zu versenden. Auch der Holzhandel, der seine Niederlagen im Langgarten hat, lennt kaum seinesgleichen, und der löstliche Bernstein, der an der Küste der Ostsee aus dem Seegrase gesicht wird, hat hier seinen Haupt-

markt, statt wie früher in Königsberg. So mächtig das alte Danzig als Seehandelsplatz, so bedeutend ist seine Festung. Die Stadt ist von einem Hauptwall mit nassen Gräben umgeben und theils nach altdentscher, theils nach altholländischer Art besetzt. Mittels der Steinschleuse, unfern des Bahnhofs, wo die Notlau in die Stadt fließt, kann die Umgegend nach drei Richtungen hin überschwemmt werden. Außer den eigentlichen Wällen wird die Stadt durch die Citadellen des Bischofs-, Hagels- und Sigantaberges beschützt. Die preussische Kriegsmarine konnte keinen bessern Platz für ihren Hauptstütz wählen, als Danzig: hier sind ihre Werften, ihre Marinepots, ihre Matrosenabtheilungen, hier wohnt der Contreadmiral. Aber als Festung hat Danzig auch seine besondere Geschichte: vom fünfzehnten Jahrhundert an hat es vielfach schwere Belagerungen erlitten. Im Jahre 1807

übergab der preussische Feldmarschall Kalkreuth nach hartnäckiger Vertheidigung die Festung an den Marschall LeFebvre, der den Namen „Herzog von Danzig“ dafür erhielt. Die Vertheidigung im Jahre 1813 leitete der französische General Rapp gegen das preussisch-russische Belagerungsheer unter dem Herzog von Württemberg, der am 2. Januar 1814 in Danzig einzog. Die Vorstädte waren während dieser Belagerung niedergebrannt. — Keine Stadt des Nordens hat so sehr wie Danzig, das alte Gdansk, ihr ursprüngliches Gepräge bewahrt: nur Nürnberg, im Süden Deutschlands, bietet einen ebenbürtigen Vergleich. Wie freudig überrascht waren wir, als wir von dem modernen Berlin nach einer langen Nachtfahrt am Morgen uns in das alterthümliche Danzig veretzt sahen. Eine andere Welt schien es uns zu sein, in die wir einfuhren. Ein Tarabes, wie dort die Mietzwagen heißen, brachte uns nach dem Englischen Hof,

einem alterthümlichen Hause mit modernem Comfort. Wir bestiegen, vom Kohlenstaub der Eisenbahnfahrt gereinigt, sogleich den Thurm des Hauses, Goethe's Wohnung eingedenk, und hatten hier den vollen Ueberblick über Land und Meer. Nur vom Markthurm Benedigs aus und von der Muepel des amsterdamer Stadthauses erinnern wir uns eines so originellen Anblicks. Das leuchtende Meer mit seinem zauberhaften Spiegel in der Ferne, dem die stolze Weichsel ihre gewaltige Wassermasse zuwälzt, der Hafen mit den buntenwimpelten Schiffen und dem geschäftigen Treiben, die Stadt mit den beiden in Schlangenlinien sie durchziehenden Flüssen, den Kanälen, der Gürtel der Festung mit seinen Citadellen, und die hochgegliederten Häuser mit den Thürmen der Kirchen und des Rathhauses, und mitten in dieses alterthümliche Bild eine Schöpfung der Neuzeit hereinragend, die Schienen der Eisenbahn, dieser Blick allein schon lohnte eine



Die Langgasse von Danzig.

Fahrt nach Danzig. Nach diesem Blick über die Stadt gelüftet uns doppelt die Stadt zu leben. Auf ihren Gassen tritt uns der Vergleich mit Nürnberg erst lebendig entgegen. Wir treten hinaus auf die Langgasse, den interessantesten Straßenprospekt Deutschlands, den Mittelpunkt Danzigs: eine herrliche, breite Straße mit alterthümlichen Häusern, die uns vielfach an Holland gemahnen, während das Ganze doch wieder ein echt deutsches Gepräge trägt. Die Straße durchschneidet die ganze Stadt und bildet mit der Langenbrücke, einem mit Rufen manderlei Art besetzten Weir, das sich vom grünen Thor bis zum Johanniethor hinzieht und der Sammelplatz der Schiffer, Matrosen und Lastträger ist, den Mittelpunkt des danziger Lebens. Hier findet man auf einem Punkte die verschiedensten Nationalitäten, vom in schmutzigen Fells gebüllten russischen Handelsjuden bis zum sonnenverbraunten Südtaliener. Langgasse und Langemarkt bestehen aus einer Reihenfolge der schönsten Häuser, meist

aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, zum Theil Bruchbauten, wie sie in diesem alterthümlichen Glanze keine deutsche Stadt wieder aufzuweisen hat. Jedes Haus hat einen breiten mit Platten belegten Vorplatz, die sogenannten „Beischläge“, deren Aufgang mit Löwen und anderen Zierviert geschmückt ist, das zum Theil aus Benedig stammt. Auch die Fassaden mancher Häuser kommen aus Portugal und Italien; diese Beischläge verbinden das häusliche Leben mit dem Straßenverkehr in ganz eigentümlicher Weise. Den Mittelpunkt der Straße bildet das Rathhaus, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammend, mit seinem 135 Ellen hohen herrlichen Thurm, dessen Spitze einen geharnischten Ritter trägt. Das Rathhaus selbst ist ein weitläufiges, zweistödiges Gebäude, dem seine schöne steinerne Doppeltreppe und sein Portal aus weißem Steine zu besonderer Fierde gereicht. Die mit rothem Sammt ausgelegene Sommerrathstube darin datirt aus dem Jahre 1593;

fie bietet einen geräumigen Saal, der im äppigen Renaissancestyl, Mack und Opulenz des nordischen Benedigs bezeichnend, ausgeführt ist; die Wände sind mit Holzwert und Malereien geschmückt; an der einen Wand steht ein bunter Kamin bis an die Decke empor, die mit vielen Gemälden und bunt skulptirten hängenden Zapfen geziert ist. Nicht neben dem schlanken Kathästhorum, welcher, im Grunde der Langgasse gelegen, an malerischem Effect manchen der beliebigen Stadthürme überbietet, gemäht der zur Verteidigung der Stadt dienende Stockthurm einen imposanten Anblick. Zwei Häuser vom Kathästhor entfernt überragt uns die Fassade, die hohe Fensterrückel und die vergoldete Hierath eines großen Paues. Es ist der weltberühmte Artushof oder Junkerhof (im Mittelalter hießen die danziger Kaufleute Junker), in den man auf breiter steinerne Treppe gelangt. Der Hof besteht aus einem großen Saale, dessen Gewölbe von vier schlanken Säulen aus polirtem Granit getragen werden. In der Mitte befindet sich August III. Standbild aus weißem Marmor, an den Wänden Statuen, Gemälde, Basreliefs, vorzüglich ein schmaler Streif fast rings um den Saal, lange Jüge buntgekleideter Mägde vorstellend. Der Hof war früher Gesellschaftssaal für die Trinkgeläste der Junker, die auf sechs verschiedene benannten Bänken (Reinholdsbank, Schifferbank u. s. w.) saßen. Die Gesellschaft dieser Bänke bestand aus 160 Mitgliedern. Aus jener Zeit stammt auch noch der zinnerne Schentisch. Fremde Gäste mußte der Danziger nicht besser zu ehren, als daß er sie hierher zu einem guten Trunk danziger Bieres führte. Heute dient der Saal als Börse. Vor dem Artushof erhebt sich ein schöner Springbrunnen mit bronzenem Neptun und Meerperlen, der 100,000 Mart geloset.

Unter den öffentlichen Gebäuden der in liebenswürdiger Unregelmäßigkeit gebauten Stadt ragt die Marienkirche hervor, eine der größten Kirchen Europas. Sie liegt fast im Mittelpunkte Danzigs, 1343 begonnen, 1503 vollendet. Der Thurm hat eine Höhe von 328 Fuß und 311 Stufen, während die Länge der Kirche 358 Fuß, die Breite 142 Fuß beträgt. Dieser mächtige Bau wird von 26 gemauerten Pfeilern getragen und hat sieben Eingänge. Trotz 37 großen Fenstern mit 3722 Zählern empfängt uns beim Eintritt ein magisches Halbdunkel. Außer dem prachtvollen Hochaltar zählt man an den Pfeilern 17, mit denen in den Kapellen 46 Altäre. Ueber dem Georgenaltare befindet sich das weltberühmte jüngste Gericht von Hemling, ursprünglich für Rom bestimmt, aber von danziger Schiffern als Preise genommen und der Marienkirche verehrt. 1807 nahmen es die Franzosen, mußten es jedoch später wieder zurückgeben. Es ist unmöglich, in kurzen Worten die überherrliche herrliche Bild zu schildern. In der Mitte thront der Weltkroner mit den Aposteln, unter ihm hält der jugendliche schöne Erzengel Michael Schwert und Waage, mit der die Gerechten und Ungerechten gemogen werden, welche auf den Flügelbildern in das Paradies eingehen oder zur Hölle geschleppt werden. Lebendigkeit der Charaktere, Kraft des Ausdrucks und Naturwahrheit der Zeichnung sind in diesem Bilde, dem Stolze Danzigs, gleich groß. Dieß Bild verlassend, haben wir kaum noch Sinn für den übrigen Schmuck der Kirche, wie die reichen Glasgemälde u. Die übrigen Kirchen verdienen die Kennung kaum. Unter den moderneren Gebäuden aber glänzt das Schauspielhaus mit seiner schönen Fassade und der hohen Kuppel, das auch im Innern zu den bestgebauten Theatern zählt. Es stammt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Damit sind wir nun freilich zu Ende mit den öffentlichen Bauten und Denkmälern der alten Stadt; aber wir werden nicht müde, Tage lang umherzuschlendern in den Straßen, auf den Kais, oder fahren wir mit dem Dampfboot nach dem Seehafen, in die Seebäder Joppot und Brölen oder nach der prachtvollen Gisterienkathedrale Maria mit ihrem reizenden Park. Ueber den Juwelen des Südens vergessen wir ganz der Perlen des

Nordens; eine der schönsten zu zeigen war der Zweed dieser Feilen.

Die Stiefkinder oder Wer gewinnt?

(Fortsetzung.)

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Es war keine leichte Aufgabe für Lord Cheverly, Mary in die furchtbare Geschichte von ihres Vaters Verbrechen einzuweihen. Er konnte die zart besaitete Seele und ästete für das Ergebnis. Am liebsten hätte er den dunkelsten Theil der Erzählung, den Tod Richard Gaston's, übergangen, aber durfte er dieß? War es rätlich? Er wollte hierüber nicht seiner eigenen Eingebung folgen, sondern beschloß, die Freunde zu Rathe zu ziehen. — „Sagen Sie ihr Alles!“ meinte Edward Gaston. „Sie ist hart genug es zu ertragen. Die Religion wird sie aufrecht erhalten.“ — Der Graf sah seinen Sekretär fragend an. „Meiner Treu, Mylord, das ist auch meine Meinung.“ rief der Irlander. „Besser wenig zu hoffen, als viel zu fürchten haben. Den! nur an all' die bössartigen und unüberlegten Jungen! Es ist das Beste, wenn der erste Schlag zugleich der letzte ist.“ — „Ihr habt recht“, versetzte der Pair nachsinnend, „und doch fürchte ich...“ — „Baby Cheverly ist Gattin und Mutter,“ bemerkte Hector mit machender Zuversicht, „mit solchen Worten hängt eine Frau am Leben.“ — Durch diese Worte vollends bestimmt fand der Lord eben im Begriffe, sich dem schmerzlichen Geschäft zu unterziehen, als Collin Cravo gemeldet wurde und athemlos vor Eile und Aufregung dem Diener auf dem Fuße folgte. „Hoffentlich komme ich nicht zu spät!“ rief er. — „Zu spät!“ wiederholte der Hausherr, nicht wissend, was er damit sagen sollte. — „Haben Sie die gnädige Frau schon von den Vorgängen zu Moultry in Kenntniß gesetzt?“ — „Noch nicht,“ antwortete der Graf. „Tadeln Sie mich nicht. Eben wollte ich mich dieser traurigen Pflicht entledigen. Sie müssen auch den Gefühlen des Gatten in etwas Rechnung tragen, der dazu verdammt ist, das Herz der Frau seiner Wahl zu verwunden.“ — „Niemaß, Mylord!“ — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Lord Cheverly,“ sprach Collin mit würdevoller Ruhe. „Barnard Gaston ist außer dem Bereich menschlicher Gerechtigkeit, und selbst wenn er noch lebte, steht es dahin, ob er des Mordes an meinem Vater zu überführen wäre. Lassen Sie den furchtbaren Verdacht mit ihm im Grabe ruhen. Es ist zu Durchsetzung meiner Ansprüche nicht gerade nöthig darauf anzuspielen; und wenn es dieß wäre,“ fügte er hinzu, „so würde ich lieber Rang und Vermögen im Stiche lassen, als dieses Glend auf meine Woihthäterin wälzen.“ — „Eder Mann!“ rief der Graf entzünd über diese unerwartete Wendung der Dinge. „Wie kann ich jemals Ihre rüchichtslose Güte vergelten?“ — „Ihre Grundabsicht hat schon mehr als vergolten,“ bemerkte der Erstere; „übrigens ist das Opfer so uneigennützig nicht, als es den Anschein hat. Indem ich einen unbedürftlichen Schleier über den Tod meines Vaters werfe, ziehe ich nicht bloß die Gemüthsruhe Ihrer Gemahlin, sondern auch das Glück meines Erben in Betracht.“ — „Deines Erben?“ wiederholte Edward lächelnd. „Ich verstehe Dich nicht. Dein Sohn kann doch keine Ursache haben oder Verbrechen zu erträgen, dessen Opfer sein Großvater war.“ — „Sag' lieber, der Häter!“ — „Was soll das heißen?“ — „Daß der Anabe, der bisher das Kind meines Herzens gewesen ist,“ antwortete Collin in bestimmtem Tone, „im Titel und Vermögen mein Nachfolger sein wird. Ich heirathe nicht mehr. Hätte er weniger Mühsicht für mich gezeigt, nur das geringste Bedauern verrathen bei der Entdeckung, die seine Glücksaussichten zu zerstreuen drohte, so möchte es vielleicht anders gegangen sein. So wie die Sachen aber stehen, werde ich eben für ein paar Jahre der Verwalter seines Vermögens, der Inhaber seines Titels sein.“

Doch sagen Sie ihm nichts davon; es möchte scheinen, als wollt' ich mir seine Liebe damit erkaufen." — "Sie haben recht!" rief Hector O'Moore; "derartige Entschlüsse ändern sich oft." — "Nicht bei mir," versetzte der Erbe von Moultrou; "einmal gefaßt, sind sie unumkehrlich." — Durch Collin's edles Benehmen von dem peinlichsten Theil seiner Aufgabe befreit, begab sich der Earl in das Vouloir seiner Frau und brachte ihr so schonend als möglich die Enthüllung bei, die jüngst zu Moultrou stattgefunden hatten. Die Haublungsweise ihrer Stiehmutter übertraf sie nicht sehr: sie gedachte des Bruders! Aber die Entdeckung von Collin's Ansprüchen erweckte einen furchtbaren Verdacht in ihrem Innern. "Hast Du mir Alles gesagt, Eberly?" fragte sie. — "Alles," versetzte ihr Gatte lächelnd. — Das Herz Mariens begann treter zu schlagen. — "Und der Tod meines Onkels Richard?" — "Keiner Zufall," versetzte der Vair. — Seine Frau sah ihn ernst an. — "Hast Du denn nicht gehört," fügte er den Erstaunten spielend hinzu, "daß er beim Baden ertrunken ist, und zwar, wie es sich jetzt herausgestellt hat, ein paar Wochen nach seiner heimlichen Heirath mit Louise Stanley?" — "Mary sank auf ihre Kniee und sandte ein Gebet innigsten Dankes zum Himmel, daß das Andenken ihres Vaters nicht mit einem Verbrechen besudelt war, das sie selbst zu nennen sich scheute. Es wäre graulich gewesen, ihr diese Täuschung zu rauben.

Mitterweile nahm der Abbruch des alten Hauses in der DorfstraÙe einen raschen Fortgang; schon war der Dachstuhl und die Mansarden verschwunden, und nun ging es an die geheime Werkstätte des Schlossers. Edward und Collin hatten sich nie des Gedankens ent schlagen können, daß hier der Gegenstand ihrer Nachforschungen versteckt sein müsse, und das Fortschreiten der Arbeit wurde daher mit verdoppelter Sorgfalt überwacht. "Nehmt euch in Acht," rief einer der Aufseher, als ein Theil der Verfertigung fiel und den kunstreichen Mechanismus bloßlegte, welcher den Bombenlasten verberg. Collin, Gill und sein Weib drängten sich herbei. "Mir scheint, wir sind auf der rechten Fährte," meinte der Mann. — Collin vermochte vor Aufregung nicht zu sprechen. Wieder stürzte ein Theil des Gefäßes zusammen und füllte das Zimmer mit einer Staubwolke. Als sie sich gelegt hatte, erschien endlich das längst verborgene Kästchen, wie es Andrews hingestellt hatte, und dabei eine Sammlung Diebstehrer, in deren Aufertigung der Schlosser eine so große Berühmtheit erlangt. — Ein fröhliches Gurrath der Arbeiter begrüßte den Fund: die versprochene Belohnung war gewonnen. — "Endlich haben wir's!" rief Gill Gewaltsam und übergab es Collin. "Sollen die Leute weiter machen?" — "Nein." Es ließen sich nun Winke wegen der Belohnung vernehmen. "Die soll euch werden!" versetzte Collin gut gelaunt. Rasch warf er einige Zeilen hin und übergab sie dem ersten Arbeiter, der seinen Kameraden anzeigte, wie der Herr die zugesagte Summe auf das Doppelte erhöht hatte. Dieser entzog sich ihren lärmenden Danaufregungen, indem er in ein untermes Zimmer lämbaring, wo er das Kästchen auf einen Tisch stellte und sich in einen Fauteuil davor niedersetzte. Eine Zeit lang betrachtete er den Behälter schwermüthig; seine Aufregung hatte sich gelegt; das Geheimnis war in seinem Besitz, und doch zögerte er es zu lösen. Die Schönheit der Arbeit erregte seine Bewunderung, wie einst ihre Solidität die des Schlossers. Es war ein Meisterwerk italienischer Kunst aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert. Auf dem Deckel war eine Gruppe Nymphen abgebildet, die aus einem See aufstiegen und über ihren Köpfen ein genaues Modell des Kästchens hielten. Auf der Vorderseite befand sich eine ähnliche Gruppe, nur daß sie das Kästchen hier unter das Wasser tauchten: beide Silber aber waren mit herrlichen Arabesken umgeben. Hätte Collin neben dem Studium der Rechtswissenschaften auch Zeit gefunden, sich mit der Kunst und ihren Schätzen bekannt zu machen, so hätte ihm die doppelte Stellung des Kästchens auf den beiden Bildern auffallen, ihn zu besonde-

rer Vorsicht auffordern müssen. Allein dem war nicht so, und er schritt rasch an's Werk. Schlüssel hatte er keinen, er mußte das Schloß daher mit Gewalt öffnen. Der Fall war vorgeesehen, mit kräftigen Schlägen trieb er einen Meißel zwischen den Deckel und den unteren Theil des Behälters hinein; aber längere Zeit spottete das Schloß seinen Anstrengungen. Endlich gab der Deckel nach, eine Staubwolke stieg auf und Löthe wie das Umkreisen eines Nades ließen sich vernehmen. Der Staub war so fein, daß er Collin nicht nur durch den Mund einbrang, um ihn zu befähigen Husten zu reizen, sondern auch durch Nase und Augen. — "Sonderbar!" rief er, als er sich so weit erholt hatte, um das geprenzte Schloß unteruchen zu können. "Was kann der Grund dieser Vorrichtung sein?" — Ein kleines Schmutzgrab stand mit der Feder des Schlosses so in Verbindung, daß es unmöglich war den Deckel zu öffnen, ohne den auf das Nädchen getretenen Staub aufzuwirbeln, außer wenn das Kästchen zuvor in Wasser getaucht wurde. Das also war der Sinn der Zeichnungen!

Unter einer Masse Familienpapiere, deren Aufzählung für unsere Leser nur ermüdend wäre, und die wir als für den Zusammenhang unserer Erzählung ohne Werth sichtlich unterlassen können, fand sich auch jene Urkunde über Ausbehnung des Jüdischmishnverbands auf die weibliche Linie vor, auf deren Kladsite Sir Parnard's Großvater die Bemerkung über Richard Gaston's Heirath mit Louise Stanley und die Geburt eines Sohnes gemacht hatte. Die Beweise hiesür, die er theils von Bedford, theils auf andere Weise erhalten hatte, waren nach einem weiteren Verlaß bei der englischen Bank deponirt mit dem Austrage, sie erst dann zu öffnen, wenn es dem Namen Gaston einst an einem männlichen Erben fehlen würde. Also nur unter dieser Bedingung sollte der Erbsproß seines ältesten Onkels die Erbschaft zurückerbthalten, deren er ihn beraubt hatte; nur dann, wenn sonst das Leben auf die weiblichen Glieder der Familie übergeben, der alt berühmte Stamm der Gastons also erlöschen müßte. — Das Letzte, was Collin entdeckte, war ein Brief, den Edward Gaston auf dem Todtenbette an seinen Sohn geschrieben hatte. "Für Dich," rief er seinem Freunde zu, der eben von Eis und ihrem Mann die Entdeckung des Kästchens vernommen hatte und in das Zimmer gerückt kam. Der Tempel erbrach das Siegel, las den Inhalt durch und brüdte die Unterschrift eherbetig an die Lippen. — "Gott sei Dank!" murmelte er. — "Für eine Erbschaft?" fragte Collin mit matter Stimme; "die schönste, welche Eltern ihren Kindern hinterlassen können: den Beweis, daß mein Vater ein Ehrenmann war ... da lies ... lies!" — "Ich zweifle nicht," war die Antwort. — "Rein ... lies ... um meines Vaters willen," drängte Edward. — Der Brief enthielt zunächst einen freudlichen Segen an das Kind, das er im Begriff stand als Waive zurückzulassen. Dann beschwor er dasselbe bei Allem, was ihm heilig war, unter seinen Umständen die Erbschaft von Moultrou anzutreten, bis er jedes in seiner Macht stehende Mittel erschöpft haben würde, um zu entdecken, ob sein Onkel Richard nicht einen männlichen Nachkommen hinterlassen habe. "Ich habe," fuhr der Schreiber fort, "seinen Anhaltspunkt hiesür außer einem Brief, den mir Parnard heimlichweise entwendet hat, und worin Richard mir seine Verheirathung eingestekt." — "Von Deinem Vater konnte man das nicht anders erwarten," bemerkte Collin. — "Ich verlese jetzt, warum mein falscher Onkel diesen Brief so lange Jahre verheimlicht hat." — "Die Weisheit des Thorns," murmelte sein Freund, "die Zeit offenbar mehr Weisheit, als sie in Schreier hält." — Die beiden Vetterten begaben sich nun in das Palais Lord Eberly's, wo Squire Beahan, Franion und William abgestiegen waren. — "Endlich!" rief der Vord, als Collin das Kästchen auf den Tisch im Bibliothekzimmer stellte; "darf ich Ihnen zu der Entdeckung gratulieren?" — "Die Urkunde und der Brief von Edward's Vater wurden ihm eingekündigt. So lange der Graf und der Friedensrichter

sie zusammen durchsafen, untersuchte der Doktor sorgfältig das viel besprochene Kästchen. „Sonderbar!“ rief er, auf die Mechanik deutend, „was kann der Grund dieser Vorrichtung sein?“ — Weder Collin noch Edward vermochten ihm hierüber Aufschluß zu geben. — „Es muß einer vorgelegen sein,“ fuhr der Sprecher fort, „man verschwendet doch in der Regel nicht so viel Arbeit und Nachdenken an einen bloßen Einfall. Wer hat das Kästchen geöffnet?“ — „Ich,“ versetzte Collin. — „Mit dem Schlüssel?“ — „Nein, gewaltsam.“ — „Und was geschah?“ fragte Tranton nachdenklich. — „Eine Staubwolke, die das Rad auszuwerfen schien, raubte mir fast den Athem,“ antwortete der Erstere. „Sie hatte einen bitteren, beißenden Geschmack, ich spüre es noch im Schlund.“ — Der Arzt erwiderte nichts, sondern begann sorgfältig die Ueberreste des Pulvers, die noch an dem Kästchen hingen, zu sammeln und verließ, nachdem er

dies gethan, das Zimmer. Da man wußte, wie sehr er bemüht war, Alles, was ihm aufstieg, wissenschaftlich zu durchdringen, so schenkte man seinem Zorgehen wenig Acht.
(Schluß folgt.)

Das Fischspießen bei Fadellicht.

Die Sitte, Fische mit dem Spieß zu fangen, ist an den Grenzen der Vereinigten Staaten und Canadas beinahe allgemein, und der Indianer übt diese Kunst besonders gerne bei Nacht und Fadellicht, welsch' letzteres er am Schuabel seines Bootes hoch über den Häupten aufsteht. Diese Art zu fischen hat ihr Romantisches, aber das Spießen der armen Thiere hat auf uns immer einen grausamen Eindruck gemacht. Wir



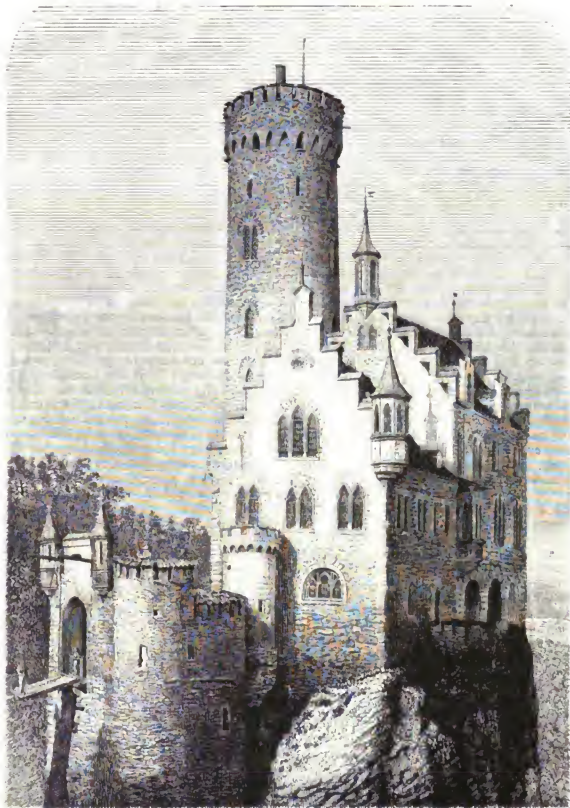
Das Fischspießen bei Nacht in Nord-Amerika.

lassen einen Reisenden reden, der ein solches Fischspießen bei Fadellicht auf dem Festlande in Neu-Braunschweig mitmachte. „Als wir auf den Gedanken gekommen waren, einige Fische bei Fadellicht zu spießen, nahmen wir einige erfahrene Fischer in Dienst und ruderten eine Stunde nach Sonnenuntergang auf den stillen See hinaus. Die Vasse (eine in Amerika eigenthümliche Fischart) waren sehr zahlreich und wir tödteten ein halbes Duzend seltner Exemplare. Wir fanden sie sehr zahm und bemerkten, daß, wenn wir uns näherten, sie beständig allein waren, indem sie die Mitte eines kreisförmigen und sanftigen Plazes unter den Felsen und Steinen einnahmen. Wir fragten nach der Ursache davon und erfuhren, daß der Vasse seinen Laich auswerfe und diese kreisförmigen Plaze das Bett seien, wo die Jungen ihren sichern Schlupfwinkel hätten. Als wir dies hörten, fühlten wir unser Gewissen etwas beunruhigt und beschloßen

von dem Fang abzustecken. Aber die Fischer suchten uns das auszureden, und als wir an ein weites Bett kamen, in dessen Mitte ein großer Vasse lag, während eine Masse kleiner Fischchen ringsumher schwammen, warfen wir unsern Spieß aus, verwundeten aber den armen Fisch nur. Unsere Begleiter riefen uns nun, nach einer Viertelstunde wieder zu kommen, der Fisch werde am selben Orte liegen. Dies traf zu, aber wir erreichten unsern Zweck doch nicht ganz, obgleich wir den Fisch beinahe in zwei Stücke stießen. Wir kamen nach einer Viertelstunde zum dritten Male: er wachte wieder, obgleich ganz verstümmelt, über seiner Brut. Diesmal tödteten wir ihn. Aber der Fang machte uns um solchen Preis keine Freude. Wir hatten der Mutterliebe schüchtern gelohnt, um unserer Fischlust zu frohnen.“

Schloß Lichtenstein.

Von Hans Feldmann.



Auf einem tiefen, grünen Thal
 Erhob auf ein Fels, als wie ein Strahl,
 Trank schon das Schloßchen Lichtenstein
 Bergmüßlich in die Welt hinein!

GUKAS SCHWAB.

Der Name Lichtenstein übte seit meiner Knabenzeit auf mich stets einen eigenthümlichen und romantischen Zauber, nicht etwa weil im poetischen Schwabenlande und in der Nähe des reizenden Schloßes meine Wiege gestanden, sondern weil Wilhelm Hauff's liebenswürdiges Talent die Burg

zum Schauplay eines Romanes gemacht, in deren Räumen Gestalten webten, mit denen die jugendliche Phantasie Jahre hindurch in geistigem Verkehr stand. Jene durch diese Dichtung geweihten Orte nun mit leidlichem Auge zu schauen war lange mein Sehnen gewesen, das endlich dem zum Manne Gereiften zu füllen vergönnt war. Die heiterste, goldige Frühlingssonne stand hoch am Himmel über dem alterthümlichen Neutlingen, als ich von dort hinauswanderte nach Pfullingen. Zur Linken erhob sich der scharfkantige

Regel der Achalm mit ihrem alten Gemäuer, an ihrem Fuße wogte im leichten Winde die junge Saat auf den Feldern von St. Leonhardt, derselben Städte, wo einst die wackeren Reichsfürstherren Ulrich's Ritter schlugen:

Die haben da die Werber so meistertlich geerbt,
Die haben da die Färber so blutigroth gefärbt.

Auf der schönen Landstraße, von blaßroth blühenden Apfelbäumen eingefaßt, erreicht man in etwas mehr als einer halben Stunde das reizliche Städtchen Pfullingen, und hinter demselben öffnet sich das von der rauschenden Schach durchströmte, an grünen Matten und herrlichen Obstkärgen reiche hausener Thal, eingefaßt von den maligen Felsabhängen der Alp. Bei dem kleinen Dörfchen Unterhausen angekommen, zweigt sich ein von der Chaussee scharf ansteigender Waldbweg ab, der hinauf nach dem Lichtenstein führt, dessen festen runden Thurm man hoch über sich auf steiler Alpwand aus den Kronen der Bäume ragen sieht. Nach mühsamem Steigen auf der Alpwiese angekommen, die sich auf der Rückseite der vorpringenden Klippe, welcher der Lichtenstein gleichsam entwachsen ist, ausbreitet, erhebt sich ein freundliches Förfcherhaus, dessen Thor das übliche Hirschgeweih schmückt. Der durstige Wanderer kann hier den trocknen Gaumen an Landwein erfrischen; wir halten uns jedoch nicht auf, sondern begeben uns nach dem zum äußeren Burghof führenden Thor, welches aus unser Klopfen geöffnet wird, und befinden uns in einem geräumigen, unregelmäßigen Viereck mit Gartenanlagen, die von Bastien, Nondelen und Mauern mit Schießarten umschlossen werden.

Karsthäuten, Felsblöcken und alte Stiele sind auf den Mondeln der verschiedenen Bastien verteilt. Ueber einen tiefen Spalt führt eine Zugbrücke hinüber nach dem steilen, jäh aus dem Thal aufsteigenden Fels, auf welchem sich nun das von Graf Wilhelm von Württemberg erbaute Schloß Lichtenstein mit seinem Wartturm, seinen Erlen, Altanen und Sinnen erhebt. Die Burg ist im edelsten Style des Mittelalters aufgeführt; die innere Einrichtung rührt vom Raumeister Hebelsohl in Nürnberg her, Bauintspector Rupp von Keutlingen leitete das Hochbaugeschehen, während die ursprünglichen Ideen zum Bau von dem erlauchten Grafen Wilhelm selbst herrühren. Auf dem alten Grundgemäuer wurden die neuen Stodwerte errichtet, und so thront denn wie ein Adlerhorst das romantische Schloß auf steiler Klippe, seine Fenster erglänzen im Licht der Morgen- und Abendsonne. Wolken und Wandervogel ziehen hoch über ihm dahin. Im Süden der Burg schließt sich an dieselbe ein Vorwerk und an dieses ein veredelter Gang mit einer steinernen Thür, an welche der vertriebene, flüchtige Herzog Ulrich mit den Worten zu klopfen pflegte: Der Mann ist da! worauf ihm dann geöffnet und in den oberen Räumen ein freundliches Asyl gemäht wurde. Wir begeben uns jetzt über die schwebelnde Brücke in den inneren Burghof und stehen vor der festen Burgtür, welche in den Stiegturm führt. An der rechten Wand des Stiegturms hat Graf Wilhelm eine von ihm selbst gedichtete Inschrift anbringen lassen. Die ganze Burg enthält eine Kapelle, eine Halle, drei Säle und sechzehn Zimmer von verschiedener Größe. Zunächst betreten wir die Wappenhalle, und in ihr finden wir uns aus der modernen industriellen Zeit plötzlich in das Mittelalter versetzt. Die Aus schmückung besteht in Rüstungen, Waffen, Schilden; in den Ecken stehen vollständig gepanzerte Ritter mit Lanzen, an den Wänden Helmbarden, Kartianen, Schwärter, Dolche, ein altes Nischenschild und ein großer Turnirsaftel. Eine kleine Thüre in der Nordseite führt von hier in die Hauskapelle, eine Art gotisches Gewölbe mit Rundbogenfenstern. Der Altar, etwas erhöht, steht in der Fensterhalle gegen Osten, auf ihm ist ein kleines Kreuzifix aufgerichtet. In einer wie ein Chor gewölbten Erkerhalle aber ist eine Madonnenstatue aufgestellt, welche durch ein rothes Glasfenster mild und verklärnd beleuchtet wird. Auf den Tragsteinen der Kapelle sieht man die Wälder der Apollon, an den Deckengewölben vergoldete Medaillons, schöne Kopien der Originale Peter

Bischer's in Nürnberg. Außerordentlich freundlich und heimlich ist die sogenannte „Hirschstube“, ein Trint- und Speisesaal mit einer langzähllichen Mednerbühne. Die Nischfenster und die Wölbungen der Bogenfenster sind mit alten Glasgemälden, Wappen, Sprüchen und Figuren gesiert; der Fußboden wie die Decke sind geteilt, an den Wänden sind eigene Bände angebracht, der Fries ist mit Arabesken gemalt, welche Jagdhjenen darstellen; Trint- und Wibelprüche, Hirschgeweihe und Hestlangen, das Wappen des Herzogs Ulrich von Württemberg, ein schöner alter Wandfries und eine Schwarzwalderuhr mit elfenbeinernen Nadeln vollenden den übrigen Schmuck. Aus den unteren Räumen steigen wir in das mittlere Stodwerk hinauf und betreten zunächst das „Königszimmer“, so benannt, weil sich hier das Zimmer befand, in welchem König Friedrich 1803 eintrah. Der von drei Seiten freie Saal besitzt sieben Fenster. Auf einem Tisch in der Mitte befinden sich prächtige Trintgeschirre von Glas, von den Wänden und der Decke bilden die Bilder früherer württembergischer Herrscher und ihrer Gemahlinnen. Der Raum dieser Wälder verbietet uns leider alle Zimmer dem Leser zu beschreiben; erwähnen müssen wir jedoch außer dem Wappenzimmer und dem kleinen Erkerzimmer den großen Ritteraal, welcher den ganzen linken Vurgflügel einnimmt. Die an dem eichenen Ofenfel vertheilten zehn Medaillons enthalten die Brustbilder ausgezeichneter Ritter, aus denen wir die auch zum Theil aus Hauff's Roman bekannten Namen hervorheben: Georg von Ironsberg, Marx Stumpf von Edmunsberg, Götz von Berlichingen, Sebastian Eberlin von Burtenbach, Wolf von Wunnenstein und Anderer. Um Fries zu beiden Seiten eines großen Erkers ist in vier Brustbildern die Geschichte des Hauses Württemberg dargestellt: auf einer Seite Graf Ulrich I. und Herzog Eberhard im Bart, auf der anderen der Kurfürst und spätere König Friedrich, und der jetzt regierende König Wilhelm. Verschlungene Wälder mit schönen Einsprüchen lesen wir auch hier an den Wänden und über den Fensterwölbungen. Um eine weitere feriere Fernsicht zu genießen, als dies von den vielen kleinen Erker und Altanen möglich ist, beiseigen wir schließlich auf 108 Stufen den hohen, runden Wartturm, 3024 württembergische Fuß über der Meeresfläche erhaben. Von diesem herrlichen Standpunkt schweift unter entzücktes Auge über ein prachtvolles Panorama. Unter uns in grüner Tiefe liegt das weiße Dorf Honau mit seinen freundlichen, rothen Ziegeldächern, weiter nach links strecken die Dörfer Ober- und Unterhausen ihre Giebel aus einem Kranze von Obstbäumen, und gerade gegenüber erhebt sich der honauer Sonnenstein. Von Unterhausen ab verfolgt das Auge das schöne pfälzinger Thal und die vulkanische Achalm. In der Höhe der linken Gebirgsseite erblickt man die jadtigen Felszinnen des Giesstein, weiterhin den Geispitzberg, den Waderstein und Hochberg. Auch die Gebirgszüge des Schwarzwaldes erkennt man bei heiterem Wetter. Aus den Felspalzen, welche der Vurg zunächst lassen, drängen sich überall Bäume und Sträucher, und der erlauchte Graf Wilhelm ließ eine Anzahl Alpenwädsche, wie Rhododendron, Alpenrosen hierher verpflanzen, um dem einheimischen Pflanzensamude auch noch denjenigen der höheren Alpenwelt zuzugewinnen. Auf einer freien Felskante endlich hat der edle Veißer des Lichtensteins dem Sänger der Burg, Wilhelm Hauff, ein Denkmäl in einer marmornen Nische gesetzt.

Der Diamantstern.

Erzählung.

In einer schönen Sommernacht, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts (Tag und Jahr sind un wesentlich), stand Clarence Landon, ein schöner, feuriger jun-

ger Engländer, der einige Zeit im Süden Spaniens jugendbracht hatte, an den Ufern des Cuabalquivir in der Nähe der alten Stadt Valencia, und sah mit besorgten Blicken den verschwindenden Segeln einer kleinen Felude nach, welche kaum noch von den silbernen Strahlen des aufgehenden Mondes beschienen, sichtbar waren, und geschwellt von einer frischen Brise das leichte Gabelzeug über die blauen Wellen des mittelländischen Meeres trugen. Obgleich die Szenerie von unübertrefflicher Schönheit, die Luft würzig und mit dem balsamischen Dufte von Orangen, Myrrhen und Rosen erfüllt war, trug doch des jungen Mannes Gesicht den Ausdruck der höchsten Melancholie. — „Zu spät!“ murmelte er vor sich hin; „zu spät! Es ist hart, daß mir, nachdem ich so viel für sie gewagt habe, meine Bemühung, mit ihnen zu entkommen, vereitelt wurde. Uebrigens sind sie sicher und glücklich. Wenn diese Brise anhält, so werden sie bald das Kap St. Martin passirt haben. Heure Stella, wie hoch schlage ich diesen Beweis ihrer Liebe und Dankbarkeit an.“ Zugleich hob der junge Mann einen kleinen Diamantstern an seine Lippen, der an einer goldenen Kette befestigt war, barg das Gesichtsbede in seinem Busen und lehrte hierauf mit einem Scheideblide nach dem fernem Schiffe in der Richtung nach dem Stadthorpe zurück.

Ganz in seine Gedanken vertieft, bemerkte er nicht, daß seine Schritte von einer hohen, in einen Mantel gehüllten Gestalt beobachtet wurden, welche ihm gleich seinem Schatten im Mondlichte nachfolgte und nicht eher von ihm abließ, bis er in seiner Posada verschwand. Lanbon brachte eine geraume Zeit in seinem Zimmer mit Lesen und Ordnen von Briefen und Papieren zu, und als die Glocke auf der benachbarten Kathedrale elf Uhr schlug, warf er sich, ohne sich zu entkleiden, auf sein Bett und schlief bald ein. Aus einem unruhigen und unerguidlichen Schlummer, in welchem ihn quälende Erscheinungen verfolgten, wurde er plötzlich und auf barische Weise durch eine harte Hand gewedt, die sich auf seine Schulter legte. Er richtete sich rasch im Bette auf und äulzte erstauht un sich. Sein Zimmer war mit einem halben Duzend finster aussehender, gänzlich in Schwarz gekleideter Männer angefüllt, in welchen er nicht ohne Schaudern die gefährlichen Diener des heiligen Amtes, die Offizialen des Inquisitionstribunals erkannte. Sein erster Impuls war nach seinen Waffen zu greifen, aber sein Degen und seine Pistolen waren besiegelt worden. Eine rauhe Stimme forderte ihn auf, aufzustehen und zu folgen, und er hatte keine andere Wahl als dem Befehle nachzukommen. Vorne und hinten von den Dienern umgeben, die alle bemannett waren, was er an dem Klirren des Stahls, von welchem jeder Schritt begleitet war, bemerken konnte, gelangte er auf die Straße, wo er durch eine Menge enger Gäßchen und Passagen zu einem niedrigen Portale geführt wurde, welches den Eingang in ein großes mit Zinnen versehenes Gebäude bildete, das einer Festung gleich vor ihm sich erhob. Der Führer der Abtheilung machte hier Halt und pochte dreimal an eine eichene, mit großen eisernen Nägeln beschlagene Thüre, welche sodann leise geöffnet wurde, worauf die Ankömmlinge in einen dunkeln unterirdischen Gang traten, der nur von einer rauchigen Lampe erhellt wurde, welche in einer Vertiefung hing. Nachdem Lanbon durch diesen Korridor geführt worden war, wurde er in eine hohe, trüb von den Armen eines eisernen Leuchters erhellte Halle gebracht, bei deren Licht er vor sich eine Art von Tribüne bemerkte, auf welcher drei in Schwarz gekleidete Männer saßen, während sich an einem Tische zwei andere auf dieselbe Weise gekleidete Gestalten mit Schreibmaterialien vor sich befanden. Vorne an der Tribüne stand ein großes Banner, auf welchem ein Wappen angebracht war, über welchem ein hölzernes Kreuz und darunter ein Olivenzweig und ein blankes Schwert gekreuzt, und daneben das Motto: „Exurge, Domine, et iudica causam tuam (erhebe dich, Herr, und richte deine Sache)“ angebracht waren. Es bedurfte weder dieser furchtbaren Fährte noch der umherliegenden Martermerkmale, um den jungen

Mann zu überzeugen, daß er sich in den Hallen der Inquisition befände.

Nachdem ihm gestattet worden war einige Zeit vor seinen Richtern zu stehen, um seinen Geist mit den Schrednissen des Ortes vertraut zu machen, redete ihm der Oberinquisitor an, indem er ihn um seinen Namen fragte. „Clarence Lanbon,“ lautete die Antwort. — „Ihr Geburtsort?“ — „London, England.“ — „Ihr Alter?“ — „Fünfundzwanzig Jahre.“ — „Ihre Beschäftigung?“ — „Ich lebe von meinem Vermögen und reise zur Erweiterung meiner Kenntnisse und zu meinem Vergnügen.“ — „Sie sind angeklagt,“ sagte der Richter, „einem Ihrer Landsleute Namens Walter Hamilton Weipßle und Vorkauf zur Entführung von Stella Martinez, einer Dame aus einem edlen Hause und Schwester von St. Ursula, geleistet zu haben. Erklären Sie sich für schuldig oder nicht schuldig?“ — „Ich bin nicht schuldig,“ ich bin unfähig das Verbrechen zu begehen, dessen Sie mich beschuldigen.“ — „Er weigert sich zu gestehen,“ sagte der Richter, an einen der Diener, den geschwornen Venler, sich wendend. Wir müssen ihn auf eine andere Weise befragen. Sanches ist der Post bereit?“ — Der Mann, an welchen diese Worte gerichtet wurden, war ein breitschulteriger, mustafäer Mensch mit bleichem unheimlichem Gesicht, dessen Augen vor Vergnügen funtelten, während er die Frage durch Nicken bejahte. — „Halten Sie ein!“ rief Lanbon. Die Wahrheit kann jetzt Niemand mehr verheben als mir; und wenn Sie auch den Tod über mich zu verhängen beabsichtigen, so sollen Sie wenigstens nicht die teuflische Unmuthung haben, meine Glieder durch Ihre gräßlichen Werkzeuge zu zerzerren. Ich leistete allerdings Hamilton Weipßland, aber wahrlich nicht, um ein entehrtes Mädchen in's Verderben zu stürzen, sondern um eine reizende junge Dame, welche die Vorsehung geschaffen hat, das Glück eines ehrenwerthen Mannes zu gründen, aus einer Sklaverei zu befreien, welche sie verabscheute. In diesem Augenblicke ist Stella eine glückliche junge Frau.“ — „Ihre Freude wird von kurzer Dauer sein,“ sagte der Inquisitor stirnrunzelnd. „Sie kann nicht lange der Macht Rodrigo d'Almonte's, der zugleich Richter des heiligen Amtes und Gouverneur von Valencia ist, entgehen.“ — „Nähigen Sie Ihre Freude, Herr Gouverneur,“ sagte der junge Mann lähn; „die Fröhdigkeit ist außer dem Bereich Ihrer Macht. In dieser Nacht noch bringe eine schnellsegelnde Felude sie weit weg von diesen blutgetränkten Ufern in ein Land der Freiheit und des Glücks.“ — Die Stirne Rodrigo's wurde finster wie die Nacht. „Unverschämter,“ versetzte er, „Sie haben die Autorität der Kirche und des Staates verlegt und beleidigt; Sie werden diese That mit dem Leben büßen.“ — „Mag es so sein,“ versetzte Lanbon, die Arme kreuzend; „ich aber versichere Sie, daß für jeden Tropfen vergossenen Blutes mein Heimaland ein Leben fordern wird. Das Kreuz des heiligen Georgs beschützt den geringsten Unterthanen der englischen Krone.“ — Rodrigo d'Almonte gab keine Antwort, sondern wies bloß mit der Hand, worauf Lanbon von dem Tribunale abgeführt und in ein auf bemselben Boden mit der Folterkammer befindliches Gefängniß gebracht wurde.

Gegen Ende eines heißen Sommertages boten die engen Straßen Valencias den Anblick einer ganz ungewöhnlichen Aufregung und Lebendigkeit, indem sie mit Leuten aus allen Klassen seiner Bewohner angefüllt waren. Der Menschenstrom schien sich nach einer und derselben Richtung hin, einem freien Platz im Mittelpunkte, zu bewegen. Die Alameda war heute von ihren mobischen Spaziergängern verlassen, und Jung und Alt — mit einem Wort Alle, welche keine Abhaltung hatten, sammelten sich nach und nach auf dem freien Plage. Der Ansehungspunkt fand sich bald heraus, denn mitten auf demselben sah man eine hohe Tribüne von Holz, darauf einen hohen Pfahl oder Pfeiler aufgerichtet, an welchem eine eiserne Kette und Ring befestigt waren. Rund herum, auf die Höhe von mehreren Fuß, waren große Büscheln von getrocknetem Holz zum Anhängen her- u auf-

gekauft. Eine bedeutende Anzahl Bewaffneter hielt die Menge in einer gewissen Entfernung von der Tribüne. Diese Vorbereitungen seien, wie das Gerücht wissen wollte, zur Befreiung eines jungen Engländers gemacht worden, der einer spanischen Nonne zum Bruche ihres Gelübdes Beistand geleistet habe.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Geist und deutsche Männer.

VI.

Freiherr von Stein.

Durch die Folgen der Schlacht von Jena im Jahre 1806, und namentlich durch den Frieden von Tilsit, war die Monarchie Preußen zusammengebrochen, und auf die Trümmer hatte der Sieger Napoleon I. seinen Fuß gesetzt. Viele verweifelten damals an der Möglichkeit eines Wiederaufkommens des preussischen Staates. Der Mann, der Preußen wieder aufrichten sollte, war der Freiherr von Stein. — Heinrich Friedrich Karl von und zum Stein war am 26. Oktober 1757 geboren, ein Sohn der Rheinlande. Das Städtchen Nassau an der Vahn war sein Geburtsort, oder vielmehr das Schloß Stein oberhalb dieses Städtchens. Sein Vater, welcher Geheimrath am Hofe des Kurfürsten von Mainz war, stammte aus einem uralten Freiherrngeschlecht des deutschen Reiches, einem der ältesten in Rheinlantens. Hier, in der schönen Heimat am Mittelrhein, auf dem alten Stammsschloß seines Hauses, in einem schönen häuslichen Kreise verlebte Stein seine Knabenjahre und seine erste Jugend. Er wuchs am Vorbild von Vater und Mutter hinauf. Der Vater war ein tieberer deutscher Mann von altem Schrot und Korn, voll Einfachheit, nächster Häßigkeit und freien Sinnes; seine Mutter war das Muster einer edeln deutschen Frau. Die, welche sie kannten, rühmten ihren hohen, klaren Geist, ihre Lebhaftigkeit, ihre Erregbarkeit, die bis zur Lebenskraftstärkte, ja bis zur Heftigkeit gehen konnte, welche aber stets innerhalb der Linie des schönen Mäßes blieb, da sie sehr gebildet war, ungewöhnlich gebildet für jene Zeit. Fröhlich, reif, gesund und stark an Leib und Seele, bezog Stein im siebzehnten Jahre die Universität Göttingen, welche damals die berühmteste in Deutschland war. Geschichte war seine Liebhaberei im Vaterhause gewesen neben Schakspere; Geschichte war es auch, was er jetzt auf der Hochschule vor Allem eifrig hörte und trieb neben den Rechts- und Staatswissenschaften. Welch' eine Zeit für ganz Europa war das, in welche die Jugend Stein's fiel, sein Leben als Student, sein Leben in den ersten Jahrzehnten seiner amtlichen Thätigkeit! Die ganze Welt ging einer Umwandlung entgegen. Von Kindheit auf hatte er nie etwas Andres gehört, als das Unglück des zerfallenen, stiftlich und geistig saulen deutschen Reiches. Zwei Wege für den Staatsstift blieben diesem von Natur ausgezeichneten und durch erworbene Kenntnisse mächtigen Geiste: der Weg in österreichische und der Weg in preussische Dienste; denn in den Dienst eines kleinen Staates wäre er nie getreten, ihn verdros in früher Jugend schon der Ton an diesen Höfen, diese Nachahfung des verfallenen Hofes, und das Faule in allen Zuständen derselben. Stein's ganzes Wesen fand sich nach Preußen hingezogen. Dort regierte der große Friedrich, der gelehrte Mann des Jahrhunderts; dort war ein reges, großartiges Staats- und Volksleben; dort herrschte der Geist des Neuen, welcher die Seele Stein's allein ansprach. Am 2. Februar 1780 wurde er Kämmerer Friedrich's II. durch den Minister v. Heinich, welcher an der Spitze des preussischen Berg- und Hüttenwesens stand, und trat als Referendar in das Berg- und Hüttendepartement ein. Im Laufe von zwei Jahren hatte Stein sich solche Kenntnisse und Verdienste im Bergwesen erworben, daß der König ihn schon am 8. März 1782 zum Oberberggrath ernannte. Zwei Jahre darauf hatte er das

Vertrauen des Königs in solchem Grade gewonnen, daß er ihm die Leitung der westphälischen Bergämter und der mindenschen Bergwerkscommission übertrag, ebenso das Fabriktwesen in der westphälischen Grafschaft Marl. Dabei wurde er als stimmungsführendes Mitglied in die cleve-münster'sche und in die märkische Kammer eingeführt. Damals wohnte er dreizehn Jahre lang zu Wetter an der Ruhr, in der Grafschaft Marl. Land und Leute sagten ihm zu. Das waren aus deutschem Kern geschnittene Menschen, Leute in der Marl, wohlgenüht und verständig, hell. Ebenso wohl that ihm sein Geschäftskreis. Dieser bezog sich unmittelbar auf die Natur und die Menschen, auf die Wirklichkeit. Siebenundzwanzig Jahre alt war Stein, als er die erste diplomatische Verwendung erhielt. Doch überwand weder das Glück dieser ersten Sendung, noch der Dank, den er dafür empfing, seine natürliche Abneigung gegen die Diplomatie. Im Herbst des Jahres 1786, wie er von seiner Sendung zurückkam, wurde er zum geheimen Oberbergrath ernannt. Friedrich war schon todt, und Friedrich Wilhelm II. regierte. Die Regierung schickte ihn auf eine längere Reise nach England, um im Interesse Preußens die dortigen Eisenfabriken, Bergwerke und Alles dahin Einschlagende kennen zu lernen. Der Aufenthalt in England war von entscheidendem Einfluß auf Stein's Anschauungen und seine Richtung für sein ganzes Leben. Bei seiner Rückkehr ward er Kammerdirektor zu Cleve und Hamm und übernahm die Leitung des Fabrikwesens, den Straßen- und Wasserbau am Rhein und an der Ruhr im Jahr 1788. Die französische Revolution brach aus. In dem preussischen Feldzuge von 1792 machte Stein sich um die Verpflegung der Truppen am Niederrhein verdient, ebenso in den folgenden Kriegsjahren. Im Jahre 1796 wurde er Oberpräsident aller westphälischen Kammern mit dem Wohnsitz in Minden. Ein Gebiet von 182 Quadratmeilen mit 500,000 Einwohnern hatte er jetzt unter seiner Verwaltung, und die edle Befähigung und Art, womit er verwaltete, und sein kräftiges Durchgreifen, seine Einsicht und seine Thätigkeit gewannen ihm alle Guten, so scharf und heftig er sich äußern konnte, wenn er Widerspruch fand in einer Sache, die er als das Rechte und Heilsame erkannt hatte.

Schon als Präsident in Cleve hatte er sich vermählt im Jahr 1793, aus Liebe, welche ihn während eines vierzehnjährigen Zusammenlebens mit der Familie des Feldmarschalls Grafen Wallmoden zu dessen Tochter Wilhelmine ergriffen hatte. Nach häuslichem Glück war längst sein Verlangen, dieses galt ihm als das einzige Glück des Lebens. Er liebte sie über den Tod hinaus und verehrte ihre Pflichttreue. Als sie im Jahr 1819 ihm starb, änderte sich sein ganzes Wesen.

Mit diesem Schmerze betrachtete Stein die Politik Preußens, das wie gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht den Siegen des Erzherzogs Karl zusah, die weil Preußen nicht mitwirkte, die Schmach des löwenvöller Friedens zum Schluß hatten, welcher Deutschlands politische Heilung vollbrachte, und damit seine Rühmung. Stein ging als Minister nach Berlin, im Dezember 1804, als Staatsminister für das Aeußere, Zoll-, Fabrik- und Commerzialdepartement. Der König hatte große Bedenken gegen ihn, und es gehörte sein Vertrauter, der Cabinetsrath Beyme, welcher mehr galt als alle Minister, dazu, diese Bedenken zu beseitigen. „Ich kenne mehrere Geschäftszweige dieses Staatsministeriums nicht,“ erklärte Stein vor der Annahme dieses Postens offen und bescheiden, doch nahm er es an, und sogleich fügte man auch noch die Vant und die Verhandlung als weitere Zweige zu seinem Departement. Schamroth, in tiefster Seele empört, war Stein über die durch den Grafen Haugwitz vertretene Politik Preußens im Jahr 1805. Stein hatte zum Kriege, zum Anschluß Preußens an Oesterreich und Rußland gegen Napoleon getarhen, und Haugwitz brachte den Abschluß eines Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses mit Frankreich aus Schönbrunn zurück. Stein sah ihn, schrieb, und übergab dem König eine Denkschrift, welche die Schäden des bisherigen Systems aufdeckte und die Nothwendigkeit darthat, eine

Ministerialkonferenz zu bilden, in welcher die Minister unter sich und unmittelbar mit dem König zu verhandeln hätten. Der König würdigte die Rathschläge Stein's nicht, ihnen zu folgen. Es blieb beim Alten. Die bisherigen Unfähigkeiten blieben in ihrer Stellung, die bisherigen Schäden eiterten fort. Schon rüdten französische Truppen in Franken und Westphalen ein. Der Krieg war unausweichlich. Der Abgrund klappte, in welchen der preussische Staat rettungslos hinabstürzen mußte, wenn nicht „eine große moralische und intellektuelle Kraft“ die Lenkung des Staates erhielt, wenn nicht rasch, energisch alle Kräfte Preußens für den großen Kampf in Anwendung gebracht wurden. Stein war in Münster mit Puffen und Scharnhorst bekannt geworden. Sie übergaben dem König eine von Stein verfaßte Denkschrift, um ihm die Augen zu öffnen über die Gefahr des Vaterlandes, die alsbaldige Aenderung des Kabinetts und

energische Kriegsrüstungen zu verlangen. Das reizte den Horn des Königs. Nichts geschah von Allem, was diese Vaterlandsfreunde gewollt hatten; und an drei Tagen, am 14., 15. und 16. Oktober 1806, an den Schlachttagen von Jena und Auerstädt, war der preussische Staat zusammengebrochen, weil nichts gethan worden war, was ihn hätte halten können. — Unter heftigen Schmerzen lag Stein zu Bett, als kam, was er gefürchtet hatte. Dennoch raffte er sich auf, rettete die Gelder des Staats, und am 20. Dezember war er in Danzig. Derjenige, welchem wenige Monate zuvor das Mißtrauen des Königs recht förmlich erklärt worden war, hatte jetzt plötzlich das Zutrauen des Königs. Es begann in den Vorstellungen des Königs zu dämmern. Stein — das war ein Mann, thatkräftig, geistesgegenwärtig — die gereiteten Gelder überzeugten den König davon; wo Alles den Kopf verloren hatte, da hatte Stein ihn nicht verloren.



Der Freiherr von Stein.

Stein — das war ein gescheidter Kopf; es war ja Alles so gekommen, wie er voraus gesagt hatte; daran erkannte der König, daß Stein gescheidt war; die Uebermacht von Stein's großer Persönlichkeit wirkte in diesen Unglückstagen so unwiderstehlich auf den König, daß er endlich, endlich seine Lieblinge entließ, seine Kabinettsräthe, seine bisherigen Vertrauten, den Kluch Deutschlands und Preußens, Graf Haugwitz wurde entlassen, und das von diesem so schwächlich und heillos geführte Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wurde an Stein gegeben, diesem vom Könige fast aufgebrängt. Es war eine Sache der Noth, nicht eine Handlung der Einsicht. Die französische Partei am Hof aber setzte Alles in Bewegung, Stein fern zu halten. Stein trat nicht ein, weil er sah, daß mit dem alten System nicht ernstlich gebrochen wurde. Das verdroß den König sehr. Er verhehlte Stein sein Mißtrauen nicht. So ein Mann, der ihm, dem Monarchen, Bedingungen vorschrieb, der sich nicht scheute,

die Entfernung der ihm bisher liebsten Vertrauten zu verlangen, war ihm noch nie vorgekommen. So ein schlichter, gerader Mensch, der nicht nur ohne Weiteres seine Meinung sagte, sondern diese sogar „schneidend bestimmt, sehr lebhaft, ja heftig äußerte“, wie sein vertrauter Freund Neuhberg von ihm sagt, war nicht nur dem Könige eine unbequeme, sondern für gar Viele am Hofe wahrhaft abschreckende Erscheinung. Selbst seine körperliche Gestalt war an dem damals ganz französischen Hofe etwas Fremdartiges. Die Figur Stein's, des letzten großen deutschen Reichsritters, hatte wunderbarer Weise viel an sich, was an Götz von Berlichingen, den Ritter mit der eisernen Hand, lebhaft erinnerte. Der König nahm die Ablehnung Stein's nicht an, als er ihm im Dezember 1806 das Ministerium wieder antrug. Napoleon näherte sich mit seinem Heere der Hauptstadt Königsberg, die königliche Familie verließ die Stadt und ging nach Memel, noch in der Nacht. Stein bereitete sich, in dieser Nacht ihr

zu folgen, obgleich er krank war, und eines seiner Kinder am Nervenfieber darnieder lag. Er wollte seine Familie in Königsberg lassen und dem König in Memel nahe sein. Da brachte ihm Abends 7 Uhr ein Feldjäger eine eigenhändige Kabinettsordre des Königs. „Ich hatte,“ hieß es darin, „ehemals Vorurtheile gegen Sie. Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Konzeptionen fähigen Mann. Ich hielt Sie aber auch zugleich für egotistisch und genialisch, das heißt mit Einem Worte für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Tische paßt, wo es immerfort Verührungspunkte gibt, die ihn bald verdrossen machen würden.“ Stein ward entlassen. Er ging in seine Heimat, in die Rheinlande, zurück. Tief bewegte ihn die Behandlung, die ihm geworden war; tiefer die Lage Preußens und des deutschen Vaterlandes. Preußen drach vollends zusammen. Der verbündete Monarch Preußens hatte es selbst so herbeigeführt. Als Preußen in Trümmern lag und der König schredlich enttäuscht war, rief er Stein zurück, und Stein richtete Preußen wieder auf. Sowie Stein am Ruder des Staates stand, wurde in Preußen Alles anders. Um ihn scharrten sich jetzt die wahren Geister und Herzen des Vaterlandes, die hochherzigen Männer und Frauen, die im Feld und in der Verwaltung, wie auf dem Gebiete der Wissenschaft größten Namen. Aber seine größte Stütze war die Königin Louise. Schön arbeitete nicht bloß Stein's Ideen aus, sondern gerade die fruchtbarsten Gedanken und Entwürfe kamen ursprünglich von Schön, und Stein eignete sie sich an. Beide gingen darauf, die deutsche Nation auf das Gemeinnützigste zu richten, und aus müßigem Hirnzirren auf die Stufe eines kräftigen Handelns zu erheben, dabei allen Kräften des Staats Raum zu freier Entfaltung und Thätigkeit zu geben. Der größte Stein des Anstoßes war Stein für Napoleon, der ihn um jeden Preis besiegelt wissen wollte. Als Stein dies erfuhr, bat er den König um seine Entlassung, weil jetzt seine Weisbehaltung dem König und dem Lande nur nachtheilig sein könne, aber der König entließ ihn nicht. Am Königsberger Hofe selbst wurde dem Könige immer wieder eingeträufelt, „Stein sei ein guter Minister für das Volk, nicht für den König.“ Der König blieb nicht unberührt davon. Stein's Person und Art war ihm immer bedrückend, wenn er gleich wußte, wie durchaus nöthig ihm bisher Stein war. Zaghaft und ängstlich geworden durch das Unglück, war die von Haus aus weder kräftige noch thätige Natur des Königs beklommen durch Stein's Drängen auf Anschluß Preußens an Oesterreich und auf ein Aufgebot aller „physischen und moralischen Mittel zur Zerbrechung der französischen Ketten“. Mit Preußen vereint, konnte Oesterreich Napoleon besiegen, und wenn man rechtzeitig Stein folgte und seinen Freunden, so hatte die nachherige Schlacht von Aspern die Befreiung Deutschlands zur Frucht. Aber das Geschwätz dieser Erhebung schredete sogar die Königin Louise. Stein süßte, Stein sah, auch die Königin war gegen ihn eingenommen worden: sie war nicht mehr so warm, nicht mehr so grad und offen gegen ihn. Die französische Partei wurde immer mächtiger. — Stein benötigte die letzten Tage und Stunden, die er noch herrschender Minister sein konnte, um für den preussischen Staat die wichtigsten politischen Einrichtungen theils durchzuführen, theils als Gehege zur Verbündung zu bringen. Endlich, am 24. November 1808, drückte ihm der König seinen Schmerz über die Nothwendigkeit aus, daß sie sich trennen müssen, und gab ihm seine Entlassung unter stiller Anerkennung seiner Verdienste; ohne einen für die Welt sichtbaren Beweis seiner persönlichen Zufriedenheit, ohne Handbillet, ohne irgend eine der sonst üblichen Auszeichnungen. Auf einen Vorhalt darüber von patriotischer Seite äußerte der König, „er unterlasse eine solche Reueyung des Wohlwollens gegen die Meinung seines Gemüthes im Drange der Umstände“. Stein ist gestürzt! jubelten die Französischgesinnten, die Ausländer am Hofe, alle Arten seiner Feinde. Jedem suchte ein Stück

Einfluß an sich zu reißen. „Es war ein widriges Schauspiel, dieses Getreibe der höhern Hof- und Regierungsbeamten,“ sagt ein Augenzeuge. Böswilligste Neben über Stein fielen von giftigen Zungen. Aber ganz Preußen trauerte von Königsberg bis zum Rheine, wo nur ein patriotisches Herz schlug, als die Gewisheit sich verbreitete, daß die Zeitung des Staates aus Stein's Hand genommen war. Stein ging nach Berlin. Dort traf am 16. Dezember 1808 ein Detret Napoleon's ein: „Der Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist als Feind Frankreichs und des Rheinbunds erklärt. Die Güter, welche besagter Stein besitzt, sei es in Frankreich, sei es in den Rheinbundstaaten, sollen eingezogen werden. Besagter Stein soll seihgenommen werden überall, wo man seiner wird habhaft werden, durch unsere Truppen, oder die unserer Verbündeten. Gezeichnet Napoleon.“ Am 5. Januar 1809 sah Stein seine Freunde in Berlin zum letzten Mal um sich. In derselben Nacht noch reiste er ab. Klüchtig, als Geächteter, konnte er sich keinen Schlaf gönnen, seine Raft, bis er den 10. Januar im Schiffen in Buchwald im schlesischen Riesengebirge bei seinem Freunde, dem Grafen Achen, ankam. Nach kurzem Verweilen, sobald er von seiner Frau aus Berlin einen österreichischen Paß erhalten hatte, überschritt er die preussische Grenze. Am 16. Januar traf er in Prag ein, nachdem er auf der ersten österreichischen Station an den Minister Stadion nach Wien geschrieben hatte mit der Bitte, ihm bei Kaiser Franz ein Asyl auszuwirken, wo er sich der Erziehung seiner Kinder widmen könne“. Stein lebte bis 1812 daselbst, begab sich dann zu Kaiser Alexander nach Rußland, lehrte mit ihm nach Deutschland zurück und wirkte als Präsident der Centralverwaltung der eroberten und herrenlosen Länder höchst thätig zur Reorganisation Deutschlands mit, zog sich aber später auf seine Güter in Westphalen zurück, wo er als Landtagsmarschall bedeutend in das Staatsleben eingriff, und starb 1831 auf Kappenberg.

Die Diebstahler oder Wer gewinnt?

(Schluß.)

Es handelte sich nun darum, wie Collin am Einfachsten zu seinem Eigenthum gelangen könne. Eben war man darüber in Berathung, als der Doktor bleich und in mächtiger Bewegung in das Zimmer zurückkehrte. Offenbar hatte sich ein neues Unglück ereignet. — „Was bringen Sie?“ rief Edward Gaston. „Nur nicht dieses Jögern!“ — Collin schaute sich nach William um, und da er ihn wohlbehalten an seiner Seite sah, so erwartete er ruhig die Antwort. Franion deutete auf das Kästchen. — „Um des Himmels willen, erklären Sie sich!“ sagte der Squire ängstlich. — „Sie sehen die höllische Vorrichtung, wodurch das Pulver, von dem unser Freund sprach, beim Öffnen des Schloßes ausgewirbelt wurde?“ — „Ja, ja!“ — „Ich hatte Verdacht und sammelte, was noch an dem Schloß und Rad herumhing, um es zu analysiren.“ — „Bei dem Worte „analysiren“ erstarrete das Blut in den Adern seiner Zuhörer, und keiner von ihnen hatte den Muth nach dem Erfolg zu fragen. — „Ich habe gefunden, daß es ein schleichtendes Gift ist.“ — „Gift?“ wiederholte William und ergriß die Hand seines Vormunds; „doch Sie haben's ja nicht gekostet!“ — Collin lächelte traurig; er hatte es eingeathmet. — „Sie sehen nun,“ bemerkte der Mann der Wissenschaft, „was für eine Warnung in dem Wunde auf Dedel und Vorderseite des Kästchens liegen sollte. Es kann nur unter Wasser gesetzt ohne Lebensgefahr geöffnet werden. Diese Vorsicht außer Acht lassen,“ fügte er im Tone tiefen Mitgeföhls hinzu, „bringt den Tod.“ — Der Schrei des Entsetzens, der bei diesen Worten sich William's Brust entrang, als er Collin in die Arme sank, that dem Herzen des

Lehrern weit weber, als die Ankündigung des Schicksals, das ihm bevorstand. — „Habe Dank, Gott! daß Du seiner geschenkt hast,“ murmelte er. — „Wie lange,“ fragte er dann Tranton, „wie lange habe ich noch zu leben?“ — „Vielleicht Wochen, vielleicht Monate,“ entgegnete dieser, „vielleicht nur wenige Tage. Das hängt von der Stärke Ihrer Konstitution und der Menge des eingeatmeten Giftes ab. Der Arzt kann viel thun, die Leiden zu lindern, die Wirkung hinauszuverdrängen — sie aufzuheben vermag er nicht.“ Trotz der Ueberzeugung von der großen wissenschaftlichen Bildung des Doktors konnten Collin's Freunde doch noch nicht alle Hoffnung aufgeben, und die berühmtesten Aerzte Londons wurden zu Rathe gezogen. Einige erklärten, sie könnten nichts als ein leichtes Fieber an ihm wahrnehmen, die Uebrigen aber pflichteten, nachdem sie das Pulver untersucht und den erweiterten Zustand der Pupillen des Patienten bemerkt hatten, der Ansicht ihres Kollegen Tranton bei und hielten eine Rettung für unmöglich. — Wochen, ja Monate vergingen, und William, der Tag und Nacht nicht von seinem Vormunde wich, fing an zu hoffen, daß die Geschicklichkeit des Arztes doch noch den Sieg davon tragen könne. Der Leidende lächelte, als er es wahrnahm: der Beweis von Jungung that ihm wohl. — Ungefähr zehn Tage vor der anberaumten öffentlichen Verhandlung bestand Collin darauf, das Zimmer zu verlassen und seinen Anwalt selbst schriftlich zu instruiren. Er that dies mit einer Klarheit, würdig seines Rufes als Advokat, wobei er sorgfältig jede Anspielung, die den Namen Gaston hätte beschimpfen können, vermied. — „Es geschieht nicht um meinwillen,“ bemerkte er, als Edward hiervon betroffen der Sache gegen ihn erwähnte, „sondern wegen meines Nachfolgers. William soll sich nicht seines Namens zu schämen haben.“

Sechshundsechzigstes Kapitel.

Die vornehme Welt Londons hatte sich in dem Gerichtssaale zu Westminster Kennebevous gegeben, um der interessantesten Verhandlung in Sachen Gaston gegen Gaston anzuzuwohnen. Pilante Enthüllungen wurden erwartet, von furchtbaren Verbrechen ging die Sage und fand ein offenes Ohr: fand doch die Menschen stets bereit, das Schlimmste von ihren Nächsten zu glauben. Allein die Neugier der Zuhörer fand keine große Nahrung. Während der drei Tage, die der Fall in Anspruch nahm, beschränkten sich die Rechtsanwältel auf beiden Seiten einzig auf die relevanten Thatfachen: die Heirath von Sir Barnard's älterem Bruder mit Miss Stauley, die Geburt eines Erben und seine Identität mit Collin Gram; und wenn sich die gelehrten Herren je einmal gefährlichem Boden naheten, so gerügte ein von dem Kläger geflüstertes Wort, ein paar rasch hingeworfene Zeilen, sie in die besetzten Schranken zurückzuführen. Das Publikum bemerkte dies, und von Mund zu Mund lief die Frage: „Wer ist das?“ Wohl mochten sie so fragen, denn die Erscheinung Collin's war äußerst auffallend. Das Gist hatte sein Werk der Zerstückung beinahe vollendet, und nur der unbedingteste Wille hielt das Biischen Leben aufrecht, das noch in der zerrütteten, kaum mehr menschliche Formen tragenden Hülle zurückblieb. Von Zeit zu Zeit bot William, der nicht von seiner Seite kam, seinem Vormunde Obhut an, um den brennenden Durst zu löschen, der ihn verzehrte. — Schon nach Umfließ des ersten Tages war der Ausgang der Verhandlung nicht mehr zweifelhaft, und als endlich das Verdict erfolgte, welches dem armen Laufburschen des Arbeitshauses den Rang und den Stamm seiner Ahnen zuerkannte, da ertönte ein herzlicher und lang anhaltender Beifallsruf von der Gallerie, daß die Konstabler ihn nicht zu unterdrücken vermochten. Und nun schritt, eine seltsame Erscheinung in einem Gerichtssaal, der Beklagte auf den Kläger zu und drückte ihm warm die Hand: „Laß mich den Ersten sein,“ rief Edward, „der Dich als Sir Richard Gaston anerkennt.“ — „Du mußt den Titel auf mein Grab

setzen lassen,“ entgegnete der Baron mit mattem Lächeln. „Wald, in wenigen Tagen, wird er eines Andern sein.“

Von Westminster begaben sich die Parteien in das Palais Lord Cheeverly's, wo Sir Richard, trotz der Einwendungen seiner Freunde, darauf bestand, die Nacht mit Schreiben zuzubringen. Selbst Mary's und William's Bitten vermochten ihn nicht von seinem Vorhaben abzubringen. „Du mußt'se Dir zu viel zu!“ bemerkte die Gräfin. — „Ihr Vetter antwortete ihr nur mit einem Wink. — „Hat es denn so große Güte?“ fragte der Earl, mehr an Tranton als dessen Patienten gewendet. — Der Erstere schwieg. — „Geantwortet, wie ein ächter Freund es soll,“ sagte der neu geschaffene Baron, „wahr und gütig.“ — „Aber es kann unter Umständen Ihre Schwächen kräfte vollends aufreizen,“ bemerkte der Arzt. — „Gleichviel!“ — „Und wenn die Sache nicht wichtig ist, so würde ich rathe. . .“ — „Sie ist wichtig,“ unterbrach ihn Sir Richard; „und ich werde ruhiger sterben, wenn sie bereinigt ist: das Unrecht ist gut gemacht: . . . es ist nun Zeit, an die Sache zu denken.“ — Bei dem Wort „Sache“ sahen sich die Anwesenden erstaunt an. — „Es soll eine dauernde sein,“ fügte der Sprecher mit fester Stimme hinzu, „der Tod meines Vaters . . . der Kummer meiner Mutter . . . die Leiden meiner Nindheit: das Alles schreit nach Rache.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten verließ er das Zimmer, indem er William winkte zurückzublicken. — Früh des andern Morgens berief der Baron die Freunde aus sein Zimmer und ersuchte sie, die Unterschrift seines letzten Willens zu beglaubigen. Es geschah schweigend. Mit fester Hand brachte der Sterbende das wichtige Dokument in einen Umschlag, den er sorgfältig versiegelte. — „Ich fürchte,“ bemerkte der Graf, „die Anstrengung hat Sie ermüdet.“ — „Rein!“ versetzte sein Gast. „Im Gegenheil fühle ich mich weit besser, so daß ich Ihnen einen Vorschlag machen möchte.“ — „Wirklich?“ — „Dah wir uns Alle nach Moultry begeben.“ — „In Deinem gegenwärtigen Zustand,“ sagte der Tempier, „wäre das Wahnsinn.“ — „Ich wünsche dort zu sterben,“ war die ruhige Antwort. — „Was sagen Sie dazu, Doktor?“ fügte er zu Tranton gewendet bei; „werde ich die Reise noch aushalten?“ — Der Arzt fühlte ihm den Puls. — „Verbiten Sie es nicht, wenn irgend Aussicht vorhanden ist.“ — „Bei großer Schonung,“ erwiderte der Doktor, „kann es gerade reichen.“ — „Dies bestimmt mich vollends,“ rief Sir Richard heiter; „ich weiß, daß Ihre Vorsicht nur von Ihrer Geschicklichkeit übertroffen wird. Sie begleiten mich doch?“ — „Gerne.“ — „Und William?“ — „Ein Pflegetochter stand an seiner Seite. — Vor dem Antritt dieser letzten Reise, welche der neue Herr zu Moultry machen sollte, wurde der Hauspfleger beauftragt, Alles zum Empfang der Herrschaften bereit zu halten, dabei aber alle Kundgebungen von Seiten der Gutsangehörigen zu verhüten. Nur Peg Manders sollte er auffinden und auf das Herrenhaus bringen. — Während der langen und anstrengenden Reise wurden die Freunde des Barons häufig durch Ohnmachten und Krampfanfälle in Unruhe versetzt, die immer bedenklicher sich wiederholten, je näher man dem Ziele kam, und mehr als einmal bat ihn Edward, nicht weiter zu gehen. — „Ich werde zu Moultry sterben,“ erwiderte der Leidende. — „Gott wird mich diesen letzten Trost nicht versagen.“ — Seine Wortberufung ging in Erfüllung, obgleich der Arme bei seiner Ankunft kaum reden konnte und so völlig erschöpft war, daß man ihn zu Bette tragen mußte. Seine alte Amme, deren Kummer alle Anwesenden zu Thränen rührte, richtete sich in dem Schlafzimmer ein, ihre Anwesenheit schien ihm wohl zu thun. Sie und William wachten die Nacht über an seinem Schmerzenslager. Gegen Morgen schied er Peg fort, die Freunde zu ruhen: er süßte, daß seine letzte Stunde gekommen sei. „Du wirst mich nicht vergessen, William?“ sagte er zu dem weinenden Knaben. — „Sie vergessen?“ wiederholte sein dankbarer Pfleger; „Sie reiten mir das Herz durch einen solchen Gedanken; meine

frühesten Erinnerungen weisen auf Ihre Güte hin. Und in der Schule vollends! Ach, das waren glückliche Zeiten! keine Woche verging, ohne daß ich mich Ihres Besuchs oder eines Beweises Ihrer Zuneigung zu erfreuen gehabt hätte. Vater! Freund! Wohltäter! Sie sind mir Alles gewesen: o, daß ich mit Ihnen sterben könnte.“ — „So wirst Du mich also wegen meines Testaments nicht tadeln? Moultry und der Titel gebührt Dir als dem Enkel Sir Barnard Gaston's; aber Sir Egbert Gaston — wie Du nach Deinem Vater Dich nennst — kann nicht der Erbe meines übrigen Vermögens sein.“ — „Ich bin reich in der Erbschaft Ihrer Liebe,“ rief der Jüngling, seine abgezehrte Hand küßend, „und bitte Sie nur um Ihren Segen. Geben Sie mir diesen und vermachen Sie wem Sie wollen ein Vermögen, nach dem mich nie verlangt hat. Geben Sie ihm auch dieses

Moultry mit seinen furchtbaren Erinnerungen: hat es doch meinen theuersten Freunden das Leben gekostet.“ — Mit dem Gesicht innigster Genugthuung vernahm der Sterbende diese Worte. Er legte seine Hand auf Egbert's Haupt und sprach einen Segen über ihn so herzlich und aufrichtig, daß er seine Seele in den Worten auszugießen schien. „Gott segne Dich, mein edler Anake!“ murmelte er; „mögen die verderbenden Leidenschaften unieres Geschlechts Dir fremd bleiben! Möge der Gott der Wahrheit Dich auf dem Pfade der Ehre und Religion begleiten und Dich bis an's Ende im Glauben erhalten! Mögen Deine Kinder und Kindeskinder Dir ähnlich sein! Mögest Du in Ehren leben, betrauert sterben!“ — Eben traten Lord Choverly, Edmund und seine Freunde in das Zimmer und hielten unwillkürlich inne, betroffen von der Szene, die sich ihnen darbot. —



„Hier ist mein Testament,“ sprach Sir Richard.

„Tretet näher, und laßt mich euch für all' eure Güte gegen mich danken,“ sprach Sir Richard mit mattem Lächeln. „Hier ist mein Testament. Seid gut gegen meinen armen Anaken, doch das seid ihr schon um seiner selbst willen; und ehe ihr zu hart über meine Noth urtheilt, bedenk, wie viel ich habe ausstehen müssen.“ — Ein heftiger Krampfanfall folgte diesen Worten. Der Graf wollte William aus dem Zimmer führen. — „Nein, nein! ich verlaße ihn nicht; meine Hand soll ihm die Augen zudrücken. Vater! ich bin an Ihrer Seite, um die Wüthten des Sohnes zu erfüllen. Allmächtiger Gott!“ fügte er, als der Todeskampf eintrat, bei, „nimm seine Seele in Gnaden auf! Vorbei! Vorbei!“ — Sir Richard's Leiche ward nach seinem Wunsch, abgefordert von seinen Ahnen, in einer Seitenkapelle der wickfaler Kirche beigesetzt. Als das Testament

eröffnet ward, fand sich zum Erstaunen Aller, daß der Dahingegangene auch sein durch eine ausgedehnte Praxis erworbenes Privatvermögen von nicht unbedeutendem Betrage dem Pflanzsohn hinterließ — unter der einzigen Bedingung, daß sein Erbe den Namen Egbert Gaston in den Collin Gaston umtausche.

Dies war die Noth von Collin Craw.

Nahre sind seit seinem Tode verfloßen. Wir hatten die Geschichte des armen Kaufburden aus dem Arbeitshaufe fast schon vergessen, als ein Artikel in der Morgen-Post sie uns vor kurzem wieder in Erinnerung brachte:

Verehlicht zu St. Georges, Hanover Square: Sir Collin Gaston, Baronet, mir: Lady Mary, älteste Tochter des Grafen und der Gräfin von Choverly.“

Der azorische Ochs.



Die azorischen Inseln, ungefähr auf gleichem Breitengrade mit Portugals Hauptstadt Lissabon gelegen, müssen zu den schönsten und fruchtbarsten Inseln des atlantischen Ozeans gerechnet werden, und sind reich an allen Erzeugnissen des südlichen Klimas. Die Hauptinseln dieser Gruppe sind: Flores, Terceira und San Miguel, wozu noch eine Menge kleiner Inselchen kommen; die Bevölkerungszahl des gesammten Archipels mag sich auf 242,000 Seelen belaufen, die ziemlich ungleich auf den verschiedenen Eilanden vertheilt sind, Wein- und Feldfrüchtenbau treiben und sich auch mit Fischefang und Viehzucht beschäftigen. Auf der Insel Terceira vornehmlich findet man eine schöne kräftige Ochsenrasse, welche zum Ackerbau verwendet wird. Der azorische Ochs ist in der Regel von schwarzer Farbe, seine kurzen starken Hörner sind nach Unten und etwas nach Innen gekrümmt, und

sein langhaariger Schwanz hat Aehnlichkeit mit dem des Pferdes. Das Exemplar, von welchem wir eine Abbildung geben, befindet sich im Jardin des Plantes zu Paris und wurde diejem durch den Baron von Papa zum Geschenk gemacht.

Der Diamantstern.

(Zerlegung.)

Die zahllosen Gloden der Stadt ertönten in schweren Schlägen, und endlich, nachdem die Gebuld des Volksbauens beinahe erschöpft war, sah man eine Kolonne von Verwaffneten im langsamen Schritte auf den Platz zu marschiren. Zuerst kam die Wache des Gouverneurs, deren stählerne

Helm, Kürasse und Hebearden blank wie Silber waren. Hinter ihr erschienen die Diener der Inquisition, und einige Dominikanermönche umgaben den unglücklichen Landon, der den corazo, oder die spitze Mütze auf seinem Kopfe, und das san benito, oder ein Gewand, das mit Flammen und Teufeln bemalt war und das gräßliche Schickal anbeutete, welches ihn erwarten sollte, trug. Er betrat festen Schrittes das Schafot, während seine Begleitung um dasselbe herum sich aufstellte und der Gouverneur von Valencia auf einem prächtigen Herberrosse, das Gewand der Inquisition über seiner militärischen Uniform tragend, unter den Vivas der Menge und dem Bassengrüse der Truppen in das Biered geritten kam, wo er sogleich das Zeichen gab, daß die Zeremonie ihren Anfang nehmen könne. Der zu diesem Zweck bestimmte Offizier war eben im Begriff die Sentenz abzulesen, als in dem Biered ein großer Tumult entstand, der die Aufmerksamkeit aller Zuhörer auf sich lenkte. — „Was soll dies bedeuten, Alvarez?“ fragte der Gouverneur, an einen seiner nächsten Untergebenen sich wendend. — „Das Volk hat sich, Euer Excellenz zu vernehmen, Jsaal's, des reichen Juden bemächtigt und will ihn zwingen, das erhabene Schauspiel des Auto da fe anzusehen.“ — „Der ungläubige Hund hat dergleichen großartige Schauspiele nicht mehr sehen wollen,“ antwortete der Gouverneur mit grimmigem Lächeln, „seit sein geliebter Bruder Masfcar seine Ketzerei auf dieser Stelle bei dem großen Auto büßte, als wir zwanzig seines Stammes vor den Augen des Königs verbrannten. Vermuthlich sei mein weiches Herz! Er mißbraucht meine Nachsicht, die ihm gestattete Haus und Gold hier in Valencia zu besitzen. Er soll die Exekution mit ansehen. Macht Platz hier und schleip' ihn mitten in das geheiligte Biered.“ — Dem grausamen Befehle wurde Folge geleistet, und der alte Jude, der ein mild und ehrwürdig aussehender Mann war, wurde in die Mitte des Platzes gejerrt, wo er den vollen Anblick der gräßlichen Szene hatte, die jetzt vor sich gehen sollte. Aber die unwürdige Behandlung, der er sich ausgesetzt sah, erweckte den schlummernden Funken des Feuers in der Seele des alten Hebräers. Er erhob seine Stimme und rief laut: „Spanier! Christen! Seid ihr Menschen oder unvernünftige Geschöpfe? Fürchtet ihr nicht die Rache des Himmels, indem ihr Thaten begeht, über die selbst ein Kannibale eröttern würde? Glaubt ihr denn, daß der Himmel noch länger mit seiner Rache zögern werde beim Anblick dieser Gewaltthaten, die laut bei Nacht und Tag zu ihm aufschreien; — daß das unschuldige Blut, das ihr vergossen habt, ungerührt auf der Erde verrotten wird? Fürchtet und zittert, denn die Stunde des Zornes und des Vess ist nahe!“ — Die Energie und Berechnung, mit welcher er sprach, erfüllte die Menge mit Entsetzen. Der Gouverneur, allein der Furcht unzugänglich, rief vom Sattel herab: „Jittere für Dich selbst, Jsaal! Denn, beim Rabe, wenn Du an der Eeredigtigkeit des heiligen Amtes zu zweifeln Dir erlaubst, so sollst Du das Schickal jenes Gefangenen theilen.“ — „Ich fürchte nicht den Zorn des Himmels,“ versetzte der Jude, „fürchte Sie den Zorn des Himmels.“

In diesem Augenblicke, gleichsam als Vergeltung seiner Worte, ertönte ein schwerer Donnerschlag, der die Stadt wie die Explosion eines Artillerieparcs erschütterte und einer jener plötzlichen Stürme, die in südlichen Ländern vorkommen, jagte dunkle Wolkenmassen vor sich her, so daß das Tageslicht plötzlich wie bei einer Sonnenfinsternis erlöschen schien. Unausgesehete Mütze beleuchtete die nach oben gerichteten ersten Gesichter der sich niederlauernden Menge. Zugleich heulte der Wind in grellen Tönen durch die Straßen, welche auf den Platz mündeten, und jersch die Fiebern, welche walden von den Helmen der Soldaten herabhangen. — „Fenster!“ rief der Gouverneur, dessen gebietlicher Strenger Ton militärischen Befehls durch das Geheul des plötzlichen Zornabens sich hörbar machte, „thut eure Pflicht! Zündet den Holzstoß an!“ — Der Befehl wurde vollzogen — die Fäden wurden angezündet und bereits leckte die jügelnde

gierige Flamme unter den Füßen des unglücklichen Landon, als der Sturm seine ganze Wuth entfaltete. Das Schaffot wurde umgeworfen und der plötzlich in Strömen herabstreichende Regen löschte Fäden und Reibstängel aus. In der ungeheuren Menge herrschte unbeschreibliche Verwirrung. Die erschrocknen Herde der Reiteri leiteten mahnsinnig mitten unter die Fußgänger, Hunderte fielen zu Boden und wurden von den Huftritten jermalt, und Gebete, Geschrei und Verwünschungen füllten die verfinsterte Luft.

Landon blieb mitten unter den Trümmern des geheiligten Scheiterhaufens unverletzt. Ein Hoffnungsstrahl sentete sich in sein Herz. Er kletterte unbemerkt über die Trümmer und entloß in eifrigster Hast in das nächste Gäßchen. Bemüht irgendwo Schutz zu finden, erstieg er, ohne zu wissen was er that, eine Gartenmauer, und als er sich glücklich innerhalb derselben befand, war er wenigstens für einen Augenblick vor Verfolgung gesichert. Durch eine schattige Allee des Gartens eilend gelangte er bald an die Thüre eines großen prächtigen Hauses. Fast ohne Hoffnung, daß dieselbe nachgeben werde, verlor er die Künfte und die Thüre öffnete sich. In aller Stille stieg er rasch eine breite Steintreppe hinauf, und suchte in dem ersten Gemach, das er vor sich sah, Zuflucht. Ein schönes junges Mädchen, die einzige Bewohnerin des Zimmers, sprang bei der furchterlichen Erscheinung eines Fremden, der seine Lebensrettung im Gewande eines Mönchs suchte, entsetzt auf, fiel auf die Knie und betrugte sich unaussprechlich, während ihre dunkeln Augen in Todesangst aus dem Eingringling holsteten. — „Señora,“ rief Landon, „um der Liebe des Himmels willen, das wir beide weniglich in verschiedener Weise verehren, erbarmen Sie sich eines unglücklichen Mitmenschen. Retten Sie mich! Retten Sie mich!“ — „Sie sind ja aber überführt und verurtheilt,“ antwortete sie aufsehend, indem sie einige Schritte zurücktrat. — „Das bin ich — das bin ich — aber Sie kennen mein Vergehen. Wenn Sie je selbst geliebt haben, so werden Sie es zu entschuldigen wissen. Denken Sie an das gräßliche Schickal, das mich erwartet, wenn Sie mitleidlos bleiben!“ — Die Dame überlegte schweigend, während Landon den Wechsel ihres Gesichtes in höchster Angst beobachtete. Endlich heiterte sich ihre Stirne auf; es lag ein Ausdruck von Sanftmuth auf ihren rosenigen Lippen, der die Hoffnung im Herzen des Flüchtlings neu belebte. „Ich will Sie retten, wenn ich kann,“ antwortete sie. — „Der Segen des Himmels begleite Sie auf dieser Welt,“ rief der junge Mann. — „Sie haben aber in einem gefährlichen Hause Sicherheit und Schutz gesucht,“ fuhr sie traurig fort. „Wissen Sie, wem dasselbe gehört? Es ist die Wohnung meines Vaters, Don Rodrigo's d'Almonte, des Gouverneurs von Valencia.“ — Landon prallte entsetzt zurück, doch bald gewann er seine Fassung wieder. — „Sie sind also Donna Florinda, deren Schönheit und Herzgenzigkeit in ganz Valencia allgemein gerpriesen wird. Ich bin überzeugt, daß ich in Ihren Händen sicher bin.“ — „Ich werde Sie nicht verrathen,“ sagte die Dame. „Sie sind hier sicher. Es ist dieß mein Schlafzimmer,“ fuhr sie erdößend fort; „ich überlasse es Ihnen, denn Ihr Gesicht überzeugt mich, daß Sie ein Kavalier von Ehre sind, der mir nie Ursache geben wird diesen Schritt zu bereuen.“ — „Wauen Sie fest darauf.“ — „Schwören Sie mir auf dieses Schwelmeid,“ sprach sie, „das Ihnen mein Vater in der Inquisitionshalle abgenommen hat.“ — Landon nahm aus Florinda's Hand den Diamantring, den Stella ihm gegeben hatte und ber jezt auf so merkwürdige Weise wieder in seinem Besitz gegeben und drückte ihn an die Lippen. „Bei diesem Talisman,“ sprach er, „bei diesem Pflande, das ich so hoch in Ehren halte, schwöre ich Ihnen, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, sondern Ihnen den unsichtbaren Dienst, den Sie mir leisten, durch ein Leben voll Dankbarkeit wieder vergelten werde.“ — „Sie können vorerh hier bleiben,“ sagte Florinda, „bis ich überlegt habe, was ich für Sie thun kann.“ — „Wenn ich nur in das Haus des englischen Ge-

finden gelangen könnte," versetzte Landon; "dort glaube ich auf meine Sicherheit zählen zu dürfen." — Donna Florinda zündete jetzt eine Lampe an, denn die Nacht war unterdessen eingetroden und stellte etwas Wein und Früchte auf den Tisch, worauf sie das Zimmer verließ, indem sie die Thüre hinter sich abschloß.

In dem Garten hingabgehend, begab sie sich geraden Wegs in eine abgelegene, dicht mit Gehäck umgebene Laube, die nicht allzufern vom Hause sich befand. „Cäsaro!“ flüsterte sie. — Ein junger Cavalier, der in der Laube verborgen war, kam augenblicklich zum Vorschein und umschlang sie mit seinen Armen. „Theure Florinda!“ rief er, „ich fürchtete schon, Sie würden sich nicht einfinden. Es bleibt uns aber wohl noch Zeit, um einige glückliche Augenblicke bei einander zuzubringen.“ — „Keine Minute, Cäsaro!“ versetzte die Dame. „Mein Vater wird bald zurückkehren. Ich kam nur, um Sie zu bitten, sich sogleich wieder zu entfernen und eine andere Gelegenheit, mit mir zusammenzutreffen, abzuwarten.“ — „Sie wollen gerne mich los werden.“ versetzte der Cavalier. — „Nicht doch — mein Vater wird bald zurückkehren und gewiß dann sogleich nach mir fragen.“ — „Wohlan denn,“ sagte der Liebhaber, „wenn es sein muß, so gehen Sie zurück und gestatten Sie mir das Vergnügen, in der Einsamkeit das Fenster des Zimmers zu bewachen, das Ihr Verweilen darin zum Paradiese macht.“ — „Nein, nein!“ rief Florinda entsetzt, „das darf nicht sein.“ Während sie dies sprach, waren ihre Augen infinitartig gegen das Fenster ihres Zimmers gerichtet und die Cäsaro's folgten in derselben Richtung. Der Schatten von Landon's Gestalt, als er zwischen der Lampe und dem Fenster sich hinbewegte, wurde in dreifachen Umrissen an dem Vorhang sichtbar. — „Wein Himmel!“ rief Cäsaro, „es ist ein Mann in Ihrem Zimmer!“ — „Mein Vater!“ sagte Florinda. — „Sie sagten mir ja so eben, daß dieser noch nicht zurückgekehrt sei. Ihre Behauptung ist falsch, Florinda. Sie haben einen Liebhaber und zwar einen begünstigten.“ — „Nein, nein!“ rief das Mädchen in Todesangst. „Es ist nichts, glauben Sie mir, — lassen Sie sich nicht durch den Schein täuschen, ich werde Ihnen alles erklären.“

In diesem Augenblicke aber ließ sich von Ferne der Ton von Trompeten und Kesselpaulen hören, wodurch sich die Rückkehr des Gouverneurs verkündigte. „Ich muß gehen!“ rief Florinda, „glauben Sie mir, ich bin Ihnen treu;“ und mit diesen Worten entfloß sie in's Haus. — „Der Traum ist vorüber,“ sagte Cäsaro. „Aber ich will an meinem Nebenbuhler mich rächen!“ Mit diesen Worten verließ er ungestüm den Garten, indem er Verwünschungen vor sich hinnurmelte und trampfhaft den Griff seines Regens faßte. — Florinda eilte in ihr Zimmer. „Fliehen Sie,“ rief sie Landon zu. „Ich habe Sie auf die Gefahr, meinen guten Ruf zu verlieren, beschützt; mein Vater kehrt zurück und Sie müssen dieses Haus verlassen. Ein eifersüchtiger Liebhaber könnte mich verrathen und uns beide für immer zu Grabe richten. Leben Sie wohl — klettern Sie über die Mauer hinten im Garten und suchen Sie im nächsten Hause Zuflucht. Ich werde auch dort über Ihnen wachen.“ — Landon gehorchte und entkam in dem Augenblicke aus des Gouverneurs Garten, als Don Rodrigo in den Hof eintritt. Er durchschritt einen andern kleinen Garten und trat in ein Häuschen an Ende desselben, dessen Thüre unverschlossen war, und abermals fand er Zuflucht in einem Zimmer von ebener Erde, wo er sich hinter einem Schrank verbarg. Er war noch nicht lange hier, als er Schritte, die in das Zimmer traten und die Stimmen von zwei Personen vernahm, die mit einander sprachen. Die eine davon war offenbar ein Frauenzimmer und die andere ein alter Mann. — „Theurer Vater!“ sagte die Dame, „es freut mich, Dich zurückgekehrt zu sehen. So oft Du in die Stadt gehst, bleibe ich zitternd für Deine Sicherheit hier zurück.“ — „Ich habe auch viele Gefahr überstanden, Miriam,“ versetzte der Mann, „Fallstricke und Gewaltthaten haben meinen Pfad

umgeben. Ich ging, um das Gold und Silber, wie ich es versprochen hatte, dem Goldschmid Jakob zu bringen, als ich mich plötzlich von einem abergläubischen Pöbel umgeben sah.“ — „Lieber Vater!“ — „Ja! Und dieser schleppte mich auf seinen Nichtplatz — nach seinem verwünschten Goltgast, wo das Blut meines einzigen Bruders aufgeleckt worden ist von den rasenden Flammen, und wo dreißig von unsern Brüdern ihr Leben lassen mußten, weil sie glaubten an den Gott Abraham's, Szaaf's und Jakob's.“ — „Und nöthigte man Dich, dem Auto da Je anzuwohnen?“ — „Man schleppte mich auf den Platz, Miriam — aber dort kam der Geist der Propheten über mich, und ich erhob meine Stimme und klagte ihre Greuel an, gerade wie der Prophet des Alterthums anklagte die Ungerechtigkeiten des ägyptischen Königs. Und siehe da, Miriam, es geschahen Zeichen und Wunder, die Stimme des Himmels sprach in Donnern und schalt diesen gottlosen Wüthurs aus. Die Schleißen des Himmels öffneten sich und der Regen stürzte in mächtigen Etrömen herab und löschte aus das Feuer des Moloch, das die Christen angezündet hatten. Es erhob sich ein heftiger Wind, und das Schaffot wurde zerstört und der anmutige Jüngling, der darauf stand, wurde vom Feuerode errettet, indem die Menge sich zerstreute.“ — „Und lebt er noch, Vater?“ — „In diesem Augenblicke trat Landon aus seinem Versteck hervor. „Ja, meine Freunde,“ sprach er, „ich lebe noch, Dank dem Himmel, der mich unter seinen gnädigen Schuß nahm. Ich habe sogar eine Freundin im Hause meines bittersten Feindes gefunden, denn Donna Florinda d'Almonte gewährte mir Schutz und wies mich nach Ihrem Hause.“

Landon hatte jetzt Zeit die Persönlichkeit seiner Gastfreunde zu prüfen. Der ältere darunter, der Jude Szaaf, war, wie wir ihn bei seinem Erscheinen auf dem Plage beschrieben, ein Mann von ehrwürdigem Keußern mit mildem und edlem Gesichtsausdrucke, der einen langen Bart und das wallende Gewand seines Stammes trug. Seine Tochter Miriam besaß die einnehmende Schönheit, die dunkeln Augen, das reiche Haar und die scharf geschnittenen Züge der Tochter Israels. Sie war in reiche seidene Gewänder gehüllt und viele Juwelen von Werth glänzten in den Locken ihres rabenschwarzen Haares. — „Du bist unter diesem Dache sicher,“ sagte der Hebräer, „denn Donna Florinda, obgleich die Tochter des Mannes mit dem Tigerblute, ist doch uns und den Unserigen wohl zugethan, und somit um dieser als Deiner selbst willen bist Du uns willkommen.“ — Landon dankte seinen neuen Freunden für ihre gastfreundlichen Versicherungen. — „Sehr gerne,“ sagte der alte Hebräer, „gäbe ich Dir passendere Kleider, als die verfluchten Mod, der Deine jugendliche Gestalt umschließt. Aber zu sagen die Wahrheit, ich besitze keinen nach spanischer Mode, und der grobe jüdische Mod ist für einen Träger fast ebenso gefährlich, als das Gewand des heiligen Benedict.“ — „Hier kommt Reuben,“ sagte Miriam. „Willkommen, lieber Bruder!“ — Ein hübscher junger Mensch von sechzehn Jahren trat in diesem Augenblicke ein und begrüßte seinen Vater, seine Schwester und den Fremden. Unter dem Arme trug er ein Bündel.

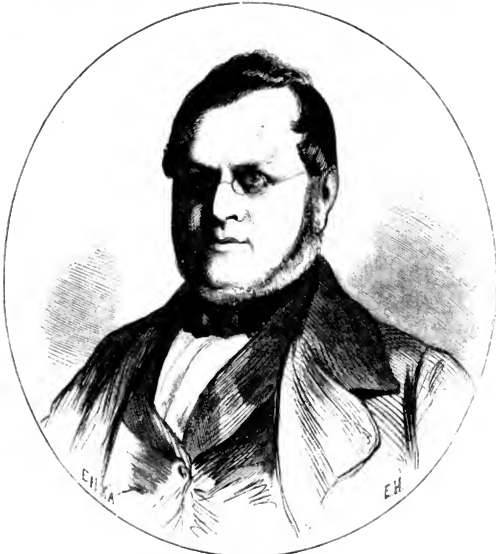
(Schluß folgt.)

Graf Casour.

Das italienische Volk hat ein unerseßlicher Verlust getroffen. Graf Camillo Casour, der begabteste ihrer Staatsmänner, der mit weißdauendem Blic, lähmem Geiste, eiserner Willenskonsequenz und bewunderungswürdiger Thätigkeit die Geschicke der apenninischen Halbinsel leitete und vielleicht der Einzige war, ein einiges Königreich Italien zu konstituiren, ist plötzlich seiner Nation durch den Tod entrispen worden. Im Jahre 1810 einer vornehmen piemontesischen Familie entsprossen, wandte sich sein Vater, positiver Geist schon früh den ersten Wissenschaften zu, studirte Mathematik, Finanzwirth-

schaft und Nationalökonomie, und bildete sich auf Reisen in Frankreich und England. Seine erste schriftstellerische Arbeit, welche bei englischen Staatsmännern Ansehen erregte, war ein Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand Italiens und dessen Zukunft; in Paris, wo er anscheinend den Zerstreutungen der großen Welt lebte, verlor er doch nie seine eigentlichen politischen Zwecke aus den Augen. In sein Vaterland zurückgekehrt, gründete er die *Associazione Agraria*, ferner das *Journal Risorgimento*, und verfasste eine Adresse an den König Karl Albert um Gewährung einer Verfassung, welche auch gegeben wurde. Bald darauf trat er in die Kammer als Abgeordneter, meldete sich im Jahr 1848 im Kriege gegen Oesterreich nach der verlorenen Schlacht von Custoza als Freiwilliger, war jedoch einer der Wenigen, die nach der Befrei-

gung Karl Albert's bei Novara durch Feldmarschall Radetzky zum Friedensschluß drängten. Er leistete hierauf im Finanzministerium ausgezeichnete Dienste, übernahm dann das Handelsministerium, führte eine Menge von Reformen ein, hob die Industrie, knüpfte Handelsverträge mit fremden Staaten, und legte den Grund zu dem Eisenbahnepe. Als ihm später auch das Ministerium der Finanzen übertragen wurde und er die durch den Krieg mit Oesterreich zerrütteten Finanzen wieder herzustellen suchte, wurde er das eigentliche Haupt der Regierung. Anfang des Jahres 1852 trat er wegen Differenzen mit seinen Kollegen ab, wurde jedoch noch im Herbst desselben Jahres Ministerpräsident. Von da ab suchte er seine Pläne, Italien von der Fremdherrschaft zu befreien, auszuführen und begann seine Annäherung an



Prof Camillo Cavour.

Frankreich, die eine solidere Basis 1855 gewann, als er den Anschluß des sardinischen Meeres an das der Weltmächte zum Krimkriege durchsetzte. Nach dessen Beendigung sprach er auf dem pariser Kongreß über die Zustände Mittel-Italiens, griff die Befestigung Piacenzas und die fortdauernde Besetzung der Legationen durch Oesterreich als Verletzung der wiener Verträge an, und verlangte administrative Trennung der Legationen, Salutarisierung und Reform der Verwaltung im Kirchenstaate. Dafür erhielt er aus allen Theilen Italiens Dankadressen. Während dieses Kongresses war Cavour mit Louis Napoleon in sehr intime Verhältnisse getreten und hatte ihm seine Pläne über die Reorganisation Italiens entwickelt, die nur durch eine Allianz mit Frankreich realisiert werden konnten. Um nun auch Rußland für sich zu gewinnen, oder wenigstens dessen Neutralität zu sichern, verkaufte Cavour

sogar im Jahr 1858 den Hasen von Villafranca an Rußland. Nach dem Attentat Truffi's traf Cavour abermals mit Louis Napoleon in Plombières zusammen, und hier wurde der Letztere zu einer Allianz mit Piemont bestimmt. Gleichzeitig wurde die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clotilde ausgemacht, und im Fall der Erwerbung der Lombardei und Venedigs die Abtretung Savoyens und Nizzas. Der unvorhergesehene Friede von Villafranca bewog Cavour seine Entlassung zu nehmen, er trat jedoch wieder in's Cabinet, als die Broschüre „Der Papst und der Kongreß“ erschienen war, und die fernere Nothwendigkeit, mit Frankreich verbunden zu sein, erkennend, opferte er die versprochenen Länder, obgleich sein Verbündeter das „Frei bis zur Adria“ nicht gehalten hatte. Garibaldi's Zug nach Sizilien und Neapel billigte er zwar nicht, ließ

ihn aber geschehen, und nach den überraschend glücklichen Erfolgen begannen nun die Annerionen und die Belagerung Gaetas durch Cialbini's Truppen. Cavour's jüngste Aufgabe war nun, das neugeschaffene Reich zu konsolidiren und ihm eine Hauptstadt zu geben. Wiederholte Schlaganfälle, gewiß mit durch seine enorme Thätigkeit, die sich nur vier Stunden Schlaf täglich gönnte, hervorgerufen, schwächten seine Gesundheit, bis der Tod am 6. Juni seinen kühnen und weitgreifenden Plänen ein Ende machte. Cavour war nicht der Abgott des Volkes, wie Garibaldi, aber es fühlte doch instintiv seine große geistige Ueberlegenheit und wird

seinen Verlust, durch welchen die Krone des einheitlichen Italiens auf dem Haupte des ré galantuomo wieder zu wanken beginnt, mit aufrichtigem Schmerz beklagen.

Die Folterkammer

auf der Burg zu Nürnberg.

Beim Eintritt in das vorderste Thor des äußern Theils der Burg überrascht, ja ich möchte sagen erschreckt den



Fig. Folterkammer von Nürnberg.

Fremden an dem seitwärts gelegenen Gebäude der alten Burgamtmannswohnung eine Tafel grauenvollen Inhalts. Sie enthält eine Aufzählung der Folterwerkzeuge und sonstigen Kriminalrechtalterthümer, die in einem Gewölbe dieses Gebäudes dem Fremden als ein unerfreuliches Denkmal des gräßlichsten Aberglaubens und Unsinns, der größten Ungerechtigkeit und Greuelthaten gezeigt, und in ihrer Anwendung in der „guten alten Zeit der freien Reichsstadt“ genau erklärt werden. Hieran antäpnend dürfte es nicht ohne Interesse sein, ein kurzes Bild von der schauerhaftesten und

willkürlichen Uebung dieses Mordinstruments zu entwerfen, wie sie in den letzten drei Jahrhunderten, in manchen Staaten selbst bis in's neunzehnte Jahrhundert hinein die Quelle unzähliger Justizmorde war. Aller Grund dieses unsittlichsten und widerrechtlichsten Instituts lag in dem Abwege, in dem das peinliche Beweisverfahren jener Zeiten gerathen war, um über Schuld und Unschuld zu entscheiden. Als Hauptziel eines jeden Prozesses galt es, auf alle mögliche Weise ein Geständniß herbeizuführen. Und wie dieß in früherer Zeit durch Gottesurtheile, Zweikämpfe, später im öffentlichen

und mündlichen Verfahren der Behmgerichte gesehen war, so brachte der im fünfzehnten Jahrhundert in Frankreich, Spanien und Italien bereits mächtige Absolutismus, im Bunde mit päpstlichem Aberglauben, die Folter als ein neues, einfaches und energisches Mittel, dem Klagenden ein Geständniß abzupressen, auch nach Deutschland, wo sie leider gar zu bald die Oberhand über die bisherigen schwierigeren Beweismittel gewann. Nur mit ihr in der Hand war es der Willkür möglich, Tausende von Schuldlösen als Zauberer und Hexen auf den Scheiterhaufen zu liefern. Ein wider sinniger Verdacht war hinreichend, die Unglücklichen, die in die Hände der Gerichte gefallen waren, wenn sie nicht sofort, um den unsäglichen Qualen der Tortur zu entgehen, lieber gleich im ersten Verhör Alles eingestanden hatten, auf die Folter zu werfen. So kam es in unzähligen Fällen vor, daß sie Handlungen gestanden, woran oft schon der bloße Gedanke ein Unsinns und eine Unmöglichkeit war. Allein bei den Martern, die größer als jede Strafe waren, betrachteten die Inquisiten den Tod als einen Trost. Die Folter selbst wurde mit einer ganz schamlosen und empfindlichen Prozedur vorbereitet. Ihr folgte die eigentliche peinliche Frage mit dem Daumenstod, einer Schraube, in die der Daumen gelegt und durch allmähliges Zusammenschrauben gequetscht wurde. Half das nicht, so legte man dem armen Sünder die spenischen Eifel oder Beinsschrauben an, welche die Waden und das Schienbein breit pressten. Um die Leiden zu erhöhen, schlugen die grausamen Henklersknechte noch mit einem Hammer auf die Schrauben, wodurch oft Knochen ersplitterten. Die Verbindung der Daumen- und Beinsschrauben hieß der Bod. Er bestand in kreuzweisem Zusammenschrauben je eines Daumens und einer großen Zehe, so daß der Gefesselte nur einen wimmernden Klumpen bildete. Ueberstand der Inquisiten noch, so kam es zur Streckleiter mit Halszeng. Man band dem Armen die Hände auf den Rücken, diese an ein Seil, welches mit einem Kloben an der Decke befestigt war, und so wurde er bald in der Luft frei schwebend, bald an einer Leiter, bei der oft in der Mitte eine mit spitzen Hälchen versehene Rolle, der gespitzte Halse genannt, angebracht war, auf- und abgezogen, bis die Arme umgedreht und verkehrt über dem Kopfe standen. Dabei ließ man ihn manchmal schnell herabschnellen und zog ihn wieder auf. Ueberstand der Unglückliche auch diese Leiden, so hing man ihm zur Erhöhung der Schmerzen Gewichte an die Füße, legte ihm auch noch die Beinsschrauben an und ließ ihn dabei oft Stunden lang leiden. Längnete er immer noch, so goß man ihm Schwefel und Blei brennend auf den nackten Leib oder hielt ihm Fadeln unter Arme, Füße oder andere Theile des Körpers. Auf diese Weise hatten die Gerichte neun Grade der Folter. Die Meisten starben während der Tortur oder gleich darnach. Hielt aber Einer unter standhaftem Beharren seiner Unschuld diese Qualen wirklich aus, so war ein sühnes, unglückseliges Leben und ein zerstückter, halbverbraunter Körper sein Lohn. Jedoch wurde in den meisten Fällen das Geständniß, wie erpresst, so auch gegeben; denn einer Weigerung folgte ebenso gewiß neue und schwerere Folter. Das Gleiche geschah bei einem spätern Mißbrauch, die häufig vorkamen. Erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts traten Männer wie Thomasius, Hommel, Peccania, Montesquieu und Voltaire offen und tröstig gegen diese Schande des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf. Aber nur ganz allmählig gelang es ihnen, den Despotismus von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit jenes traurigen Mittels zu überzeugen. In Deutschland ging Allen voran der süriliche Philosoph und Menschenfreund Friedrich der Große 1754. Ihm folgte 1767 Baden, dann Mecklenburg 1769, Sachsen 1770. In Bayern hob sie 1807 der wohlwollende König Max Joseph auf, in Württemberg bestand sie noch bis zum Jahr 1809 und in Hannover selbst noch im Jahr 1818. So viel über die Folter und ihre Werkzeuge. Noch einige Worte über die sonstigen Kriminalrechts-

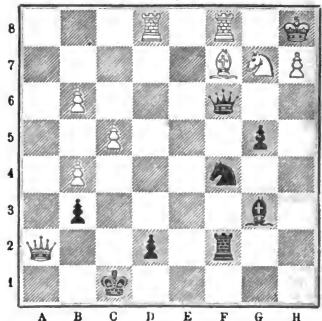
alterthümer in dem dargestellten Gewölbe zu Nürnberg. Dieselben dienten meistens als Exekutionsmittel der Todesstrafen oder peinlichen Leibesstrafen. Das die von der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. verhängten Todesstrafen betrifft, so gab es deren sieben Arten: 1) Das Viertheilen der Körpers. Die einzelnen Stücke wurden darauf öffentlich gewöhnlich in vier Straßen aufgehängt. 2) Das Lebendigbegraben und Pfählen. Der Verurtheilte wurde in ein Grab gelegt und ihm ein zugespitzter Pfahl durch den Leib getrieben und dann das Grab geschlossen. 3) Das Verbrennen auf einem Scheiterhaufen. 4) Das Rad. Dem Verurtheilten wurden Arme und Beine ausgestreckt und dann mit dem Rad zerbrochen. Darauf wurde er, gewöhnlich noch lebend, auf dieses Rad geschlossen und dasselbe auf einen Pfahl gesteckt. So mußte nun der Unglückliche verdammt und auf der Nichtstätte verweilen. 5) Eine weitere Todesart bestand darin, daß man den Verurtheilten in einen leinenen Sack steckte und dann zum Ertränken in das Wasser warf. 6) Das Erdrosseln und Aufhängen an einen Galgen mit Strang oder Kette. 7) Das Enthaupten mit dem Schwerte. Diese Todesstrafen konnten aber noch weiter geschäft werden, durch „Reißen mit glühenden Zangen“ vor der Hinrichtung, in der Regel durch sechs Griffe; ferner durch „Schleien“ zur Nichtstätte. Unter den peinlichen Leibesstrafen waren die gewöhnlichsten: 1) Die verstümmelten Strafen. Augenausstechen, Zungenabschneiden, Abhauen einer Hand oder einzelner Finger, Abschneiden der Ohren u. dergl. m. Diese Strafen wurden durch den Henker vollzogen und machten zugleich ehrlös. In der Regel war auch Ausstellung am Pranger damit verbunden. 2) Das Ausbauen mit Nuthen oder Weisthen, in deren Riemen bleierne Augen befestigt waren, welches ebenfalls durch den Henker am Pranger vollzogen wurde. Für alle geschriebenen Strafexekutionsmittel sind die Werkzeuge in dem dargestellten Gewölbe als Zeugniß einer schredlichen Vergangenheit aufbewahrt.

Schach.

Reizigt von Cufresne.

Aufgabe No. 24.

Schwarz.



Weiß. Weiß zieht an und legt mit dem fünften Zuge Matt.

Rothenburg an der Tauber.

Franken.

Von Karl Moser.

Wenn auch die Eisenbahnen immerhin bedeutenden Nutzen und nie geahnten Vortheil für Handel und Reisen gebracht, so ist auf der andern Seite doch nicht zu läugnen, daß sie nicht minder ihre großen Schattenseiten haben, und namentlich für Gegenden, welche durch sie vermöge ihrer besondern Lage und Beschaffenheit verdammt worden sind außer allen Verkehr und Wandel gesetzt zu werden. Manches unbedeutende Städtchen, das man vor Erfindung jenes Instituts kaum dem Namen nach kannte, ist durch günstige Lage dahin gekommen, daß Alles über seinen Aufschwung staunt, und manch' lebenswerther Punkt wieder durch das Gegentheil soweit, daß man in seiner Nähe vorüberfaust und ihn, gleich einem aus der Mode gekommenen Möbel, keines Blickes würdigt. Dieß traurige Schicksal theilt mit manchen andern Punkten Rothenburg, ein freundliches, kleines, malerisches Städtchen in Franken, hart an der württembergischen Grenze gelegen. Schon in den frühen Ungartagen, die so viel Veranlassung zur Gründung von Städten und Burgen gaben, hört man, daß die alte Burg dort der Sitz des rothenburger Grafengeschlechts gewesen sei, um deren Reste sich allmählig einzelne Häuser schüßelnd drängten, bis sie nach damaligen Begriffen zu einer bedeutenden Stadt heranwuchsen. Die Gegend schien ebendamals ganz dazu eingerichtet, den Raubritten ein günstiges Asyl zu bieten, die diese Gelegenheit auch wader benützten, und auf den günstig gelegenen Punkten ihre Raubnester anlegten. Noch erinnern die Reste verschiedener solcher Burgen an jene Zeit, z. B. in Gailnau, das Besitztum des Ritters Eppelen gewesen sein soll, der den Rürnbergern einst so viel Schreden einjagte, und in des dortigen Volkes Erzählungen in der abenteuerlichsten Weise geschildert wird. Ferner unter andern Seltsendem, daß sich am längsten hielt, zuletzt aber auch in einer Fehde mit Rothenburg gefehlet wurde.

Rothenburg war noch weit bis in dieses Jahrhundert herein ein Sitz des Ordens der Johanniter, deren Schloß nun als Staatsgebäude verwendet wird. — Zur Zeit der Reichstädte konnte sich Rothenburg, was Wohlstand, ja Reichthum betrifft, mit den größten damaligen Reichstädten messen. Jeder Schritt durch die alten, meist noch an graue Vorzeit erinnernden Straßen bietet interessante Erinnerungen an vergangene Tage, und gleichsam trauernd sehen die veränderten, mit Giebeln und Ertern gezierten Gebäude herab auf das heutige Treiben. Auf dem Plateau einer fruchtbaren Hochebene gelegen, bildet Rothenburg ein hübsches Bild, wenn man von fern die zahlreichen alten Thore, Mauern und Bastionen erblickt. Die Hochebene fällt nach Westen zu in ein reizendes Thal, das von der Tauber durchströmt wird, die sich in den stärksten Bindungen zu Füßen der Berge hinzieht, als ob es ihr gar schwer würde dieß schöne Kläppchen zu verlassen. Die grünen Berge, auf deren Abhang sich die Mauern der Stadt hinziehen, sind unmittelbar theilweise noch von alten Gräben durchschnitten, und senken sich dann, von der üppigen Vegetation, Obstwäldern und Auenplanungen geschmückt, zur Tauber hinab. Der Naturschönheit dieses Ortes geschieht keineswegs Eintrag durch die mannigfachen Mühlen, die, den zahlreichen Bindungen des Flusses folgend, die Gegend im Gegentheil noch weit malerischer machen, und fast alle dreihundert Schritte hinter dem Dicht der dunkeln Gebüße freundlich mit ihrem rothen Ziegeldächern hervorlugen. Der Anblick, den man von der sogenannten alten Burg aus genießt, wo sich dem Auge das Panorama des von hohen, in der Ferne in's Blaue verschwindenden Bergen umfäumten Thales darbietet, die stete Abwechslung der Escenerie ist wahrhaftig bezaubernd. Aber nicht nur durch Naturschönheiten ist das Thal interessant, es fehlt auch

nicht an Gegenständen, die ihren Ursprung weit zurück in der Vergangenheit suchen müssen, wie der Kaiserstuhl, ein thurmähnliches Gebäude, von Kaiser Wenzel erbaut, der auf seiner Flucht auch in diese Gegend kam und einige Zeit in jenem Gebäude wohnte, dem er seinen Namen gab. Oberhalb des Fließens, zu dem man über einen sich rings herumziehenden Graben mittelst einer Brücke gelangt, befinden sich alte Wappen, und das Innere ist, meist noch in seinen antiken Formen wohl erhalten, sehr sehenswerth. Weiter hinaus, neben einer mehrere hundert Jahre alten grossen Doppelbrücke, befindet sich ein im reinsten gotischen Stile aufgeführtes, ebenfalls uraltes Kirchlein, das, einst im Bauernkrieg theilweise zerstört, jetzt von der dortigen katholischen Kirche angekauft und zu gottesdienstlichen Zwecken wieder eingerichtet ist. Bei einem Gang um die Stadtmauer fällt uns ein hoher, massiver, runder Thurm in's Auge, einst ein Schreden Aller, welche das Unglück hatten, als Feinde den Rothenburgern in die Hände zu fallen. Es wurden in das Innere dieses Thurmes versenkt, wo sie unten der sogenannten eisernen Jungfrau in die saarf geschliffenen Arme fielen und jämmerlich zerstückelt wurden. Der Thurm heißt daher der Fallthurm. Ebenso bemerkenswerth ist ein zweiter Thurm, in dem das Brustbild eines Mannes die Stelle anzeigt, wo ein des Hocherraths überwiegender Bürgermeister, Namens Doppler, eingemauert sein soll, dieser heißt deshalb der Dopplersthurm. Endlich ist noch zu erwähnen ein dritter Thurm, in dessen oberste Abtheilung tief durch die Berge vom Thal herauf das Trinkwasser durch ein im Thal angebrachtes Trudwerk geleitet wird, von wo aus sich das Wasser wieder in die verschiedenen Brunnen der Stadt ergießt. Außer den alten Patrijzer- und Klosterbauten ist noch eines sehr alten Gebäudes zu gedenken, nämlich der Hofmühle, eine gute Wassmühle bei Wassermangel, der zu Zeiten in Rothenburg ausbauern eintritt. Ein imposanter, majestätischer Bau ist die große Hauptkirche zu St. Jakob, der St. Lorenzkirche in Nürnberg sehr ähnlich, mit zwei kolossalen Thürmen, deren alter durchbrochener Helm ein Meisterwerk ist. Unter dem vielen Interressanten in dieser Kirche verfolge man nicht, genau die wunderschönen Glasmalereien und einen sehr alten äußerst kunstreich geschnittenen Altar zu betrachten, sowie die Gemälde im Hochaltar. Vor Allem aber verdient das schwärzige Rathhaus unsern Besuch. Es ist ein großartiger, stolzer Bau mit einem Altan in der Fronte, der sich auf einen langen Säulengang stützt, zu welchem einige Stufen hinauführen. Wunderlich nimmt sich der alte Rathhausthurm aus, der auf den Dachstuhl des Hauses selbst aufgesetzt ist. Die Mäße, die man sich nimmt, die engen Stufen in denselben hinaufzusteigen, wird reichlich belohnt durch eine Aussicht, die in dieser Art selten dem entzückten Auge geboten wird. Das umherirrende Auge überfliehet hier von schwindeleber Höhe herab im Umkreis von vielen Stunden eine Unzahl Dörfer, Berge, Thäler und Wälder, und direkt unten Rothenburg selbst mit seinen alten Giebeln, Thürmen und Kläppen, ein Anblick, der noch keinen unbefriedigt herabsteigen ließ. Das Rathhaus selbst bietet manderlei Sehenswerthes, unter Anderem die Jollerlammer und das Archiv; von der größten Bedeutung aber ist der Beratungssaal, in dessen oberem Theil noch die alten steinernen Sitze der Senatoren und an dessen Wänden sich verschiedene Gemälde hinziehen. Dieser Saal war 1631 Zeuge einer für Rothenburg ebenso wichtigen als seltsamen Begebenheit. Lilly, bei Leipzig geschlagen, kam durch Franken und rühte vor Rothenburg. In der Stadt befanden sich damals 700 wehrfähige Bürger und 100 Schweden. Ueberall auf seinem Rückzug Gehorjam gemöhnt, fluchte Lilly nicht wenig, von einer solchen Handvoll auf seinem eiligen Zuge aufgehalten zu werden. Die Stadt wurde mit Sturm berannt. Aber umsonst, sie schlug alle Angriffe, die durch verschiedene Preßen gemacht wurden, tapfer und handhast zurück, — Lilly's bewährter Kriegsrath schien vor diesem Städtchen zu Schanden zu werden. Da, am dritten Tage

sie Rothenburg durch Verrath eines Rathschreibers, und der ergrimnte Feldherr zog vor das Rathhaus. Der Senat hatte sich längst im Saale versammelt und empfing Tilly, der ihn keines Blickes würdigte. Der erste Bürgermeister, Besold hieß er, wurde von ihm beauftragt, für sich und die Rathsherren den Scharfrichter zu holen. Die wackeren Bürger überboten sich in Opfern, die Stadt auszulösen — Alles umsonst, Tilly hörte nicht. Da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, und er begann: „Man hört so viel Wunder von eurer Kunst zu triefen, so sollt ihr euch denn, bevor euer letztes Stündlein kommt, noch recht gütlich thun; ich selbst werde das Tränklein bereiten.“ Darauf ließ er

einen Fokal herbeiholen, der seinem Umfang nach eher einem Faß als einem Fokal glich, und füllte ihn voll mit dem stärksten Wein, den man fand. Tilly begann wieder: „Zin- det sich Einer unter euch, der es wagt, diesen Becher auf Einmal auf die Nagelprobe auszutrinken, so soll euch das Leben und der Stadt Gnade geschenkt sein.“ Mancher tapferere Becher wollte vortreten, aber immer wieder stand der riesige Fokal entgegen und machte Jeden zurückschrecken. Da plötzlich trat ein alter, schlächter Mann hervor, der frühere Bürgermeister, der den Schnee von fast neunzig Jahren auf dem Scheitel trug, und sprach: „Wollt Ihr Euch, Feldherr, nicht erweichen lassen durch die Wehlagen der armen Kinder, die

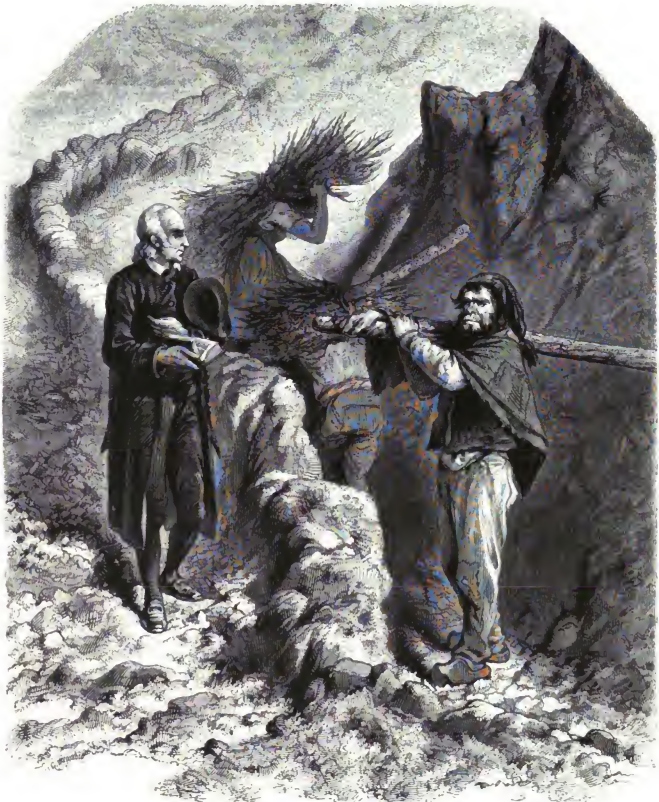


Der Marktplatz von Rothenburg mit dem Rathhaus.

Euch lebend umringten, gut, so helfe mir Gott, ich will, ich muß es wagen!“ Und von einem Fächeln Tilly's begleitet setzte er an. Und siehe, Tilly's Gesicht zog sich allmählig in Falten, er hatte kein Wort gegeben — doch der Alte zittert — vielleicht seht er ab — nein, der trant und trant, und wandte septe er den leeren Fokal vor Tilly hin, der eher einer Leiche denn einem Lebendigen glich. Ja, das Wort war gefallen, er mußte es lösen, und der Bürgermeister ging unter dem Glückwunsch und dem Jubelruf der Menge von dannen. Das Gäßchen, wo der Bote dieser Nachricht dem Bürgermeister Besold begegnete, der umsonst den Scharfrichter zu diesem Dienst zu bringen versucht hatte, heißt noch heute das Freudengäßchen, und noch heute ist der

berühmte Fokal zu sehen. Vertlungen aber ist Alles dieh, mande andere schöne Begebenheit hat die Zeit dem Schooß der Vergessenheit gemeißt, und das Einzige, was noch von der Hüteszeit und ehemaligen Größe der Stadt redet, sind seine alten Straßen. Der einzige Weg, der es von völliger Vergessenheit zu retten vermag, ist vielleicht das Wilddad, in dem in neuester Zeit sehr gute Quellen aufgefunden wurden, in einem romantischen Thaltessel unmittelbar unterhalb der Stadt gelegen. Möge es den Anstrengungen der Rothenburger gelingen, auf diesem Wege zur Anerkennung und rechten Würdigung zu gelangen, und so einer vortheilhafteren Stellung, als bisher, entgegenzusehen.

Johann Friedrich Oberlin.



Oberlin und der Bauer. Nach einem Bilde von Th. Schuler.

Zu den wenigen Menschen, welche ihre geistigen und materiellen Kräfte, ohne Aufheben davon zu machen, allein zum Nutzen und zur besseren sozialen Lage ihrer Mitmenschen anwenden, und denen allein das Gute, welches sie in freudiger, aufopfernder Thätigkeit schaffen, Freude macht, gehört auch Johann Friedrich Oberlin, der im Jahre 1740 zu Straßburg geboren wurde. Nachdem er Hofmeister der Kinder des berühmtesten damaligen Straßburger Chirurgen Ziegenhagen gewesen, bei welchem er sich ebenfalls in der

praktischen Chirurgie ausbildete, wurde er Pastor im Steinthal (Ban de la Roche) und Nachfolger Stüber's, welcher damit begonnen hatte, seine rohe Gemeinde zu kultiviren. Die schwierigste Hauptaufgabe blieb jedoch Johann Oberlin aufbewahrt, der dieselbe aber bewundernswürdig und des Tantes jedes Gebildeten würdig löste. Am meisten hatte er die Scheu und Abgeschlossenheit seiner Pfarrkinder zu bekämpfen, die mit keinen anderen Menschen verkehren wollten. Sie dazu zu nöthigen, ließ er einen Verbindungsweg her-

stellen, der nach der großen gen Straßburg führenden Landstraße ging, und obgleich die Schwierigkeiten dieses Baues überaus groß waren, es mußten j. B. Felsen gesprengt und über die Breusch ein, später „Pont de charité“ genannte Brücke geführt werden, gelang dem rastlosen Warrer dennoch die glückliche Ausführung, und er hatte die Freude, seinen Zweck einer näheren Verbindung mit umliegenden Distrikten zu erreichen. — Sein ferneres Hauptaugenmerk richtete Oberlin dann auf die Verbesserung der Wohnungen seiner Bauern, auch gab er diejenige Anleitung zur Verbesserung des Bodens, des Düngers, führte bessere Sorten von Kartoffeln ein, lehrte ihnen das Pfropfen der Bäume, gründete eine Wollspinnerei und schickte junge anstellige Bursche der Gemeinde nach Straßburg, dort ein Handwerk zu lernen und daselbe wiederum den Heimgeliebten zu lehren. Doch nicht allein die materielle Lage seiner Pfarrkinder zu verbessern war er bemüht, Oberlin sorgte auch für den Schulunterricht der Jugend und brachte ihr neben den Elementarkenntnissen auch praktische Wissen bei. Die Kosten für seine Unternehmungen bestritt er aus dem Erlös einer Unterrichtsanstalt, in welche er fremde Jüglinge aufnahm. — Die Wohlthaten, welche dieser echte Christ mit segnenden Händen überall spendete, fielen glücklicher Weise auf guten Boden, und Oberlin erntete den wärmsten Dank für seine Bemühungen von Allen, für die er gewirkt und die ihn wie einen Vater verehrten. — Auch die Regierung wurde aufmerksam auf ihn, wollte ihm einen größeren Wirkungskreis anweisen und ging damit um, ihn mit einer glänzenden Stellung zu honoriren; der bescheidene Mann lehnte aber solches Ansuchen ab, eingedenk, daß er noch unter seiner Gemeinde zu viel zu wirken habe. Oberlin starb 1826. Um einen Beweis zu geben, in weld' rohem, verwildertem Zustand sich manches Individuum der Einwohner von Ban de la Roche befand, da Oberlin seine Humanitäts- und Kulturversuche begann, mag noch folgende Anekdote angeführt werden.

Johann Oberlin ging eines Tages mit einem Buch in der Hand spazieren, als ihm ein rober Arbeiter, der einen Kasten trug, begegnete und ihn statt jedes Grußes mit den schmähslichen Worten: „Wohin, Hans Hornwühl?“ anredete. Ohne ihm einen Blick des Vorwurfs zuzuwenden oder ein Wort der Zurechtweisung zu sagen, erwiderte der würdige Pfarrherr mit seiner sanften rübrigen Stimme: „Du irrst Dich, mein Freund, ich heiße Hans Oberlin; eine Antwort, die den Bauer total verdußte und ihn später zu seinem eifrigsten Verehrer und Anhänger umstempelte.

Der Diamantstern.

(Schluß.)

„Das gnädige Fräulein Fiorinda gab mir den Auftrag,“ sprach er, „diesen Pad dem Fremden zu bringen, den ich hier finden soll. Er enthält ein spanisches Kleid. Sie befaßt mir zu sagen,“ fuhr er gegen Vandon gemeldet hinzu, „daß Sie, mit dieser Kleidung angethan, in meiner Begleitung um Mitternacht im Garten des Gouverneurs sich einfinden sollen. Die Kammerjungfer und Vertraute der Donna wird Sie durch das Haus auf die Straße bringen, und Sie nach dem des englischen Gesandten geleiten.“ — Nachdem Vandon dem jugendlichen Voten gedankt hatte, wurde er in ein Gemach gewiesen, wo man ihm zum Wechseln der Kleider allein ließ. Donna Fiorinda hatte für einen einfachen aber hübschen Anzug eines Edelmannes geforgt, weiß Mantel, Hut und Feder und dazu ein gutes Schwert. Vandon begrüßte das letzte Geschenk mit Freude und gürtete das Gehänge mit zitternder Hand um. Er zog die Waffe aus der Scheide und fand, daß es eine Todschiffing besser Qualität war. Voll Entzücken lästete er das Schwert. „Willkommen, alter Freund!“ rief er aus. „Mit Dir kann ich mir durch die Uebermacht Bahn brechen, oder wenigstens

mein Leben theuer verkaufen, wenn ich in die Hände der Philister fallen sollte.“ Zu seinen Freunden zurückgekehrt setzte er sich zu einem härtesten Mahle nieder, das für ihn zubereitet worden war und welchem er alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Um die zwölfte Stunde erklärte ihm sein Freund Reuben, daß er bereit sei, ihn bei seinem Abenteuer zu begleiten. — „Lebt wohl!“ rief er. „Ich bin so tief in eurer Schuld, daß ich sie nie vergessen kann. Aber glaubt mir, daß eure Güte stets in dem Herzen von Clarence Landon fortleben wird.“ — Reuben und der junge Mann befanden sich bald in des Gouverneurs Garten. Es war dunkel und sie schritten vorsichtig, indem sie tappend den Weg suchten, vor. Mit einem Male stieß Landon gegen eine Gestalt an. „Sind Sie es Reuben?“ sprach er mit gedämpfter Stimme. Aber augenblicklich fühlte er sich am Halse gepackt. Ein Schlag mit der geballten Faust machte ihn jedoch sogleich wieder frei, so daß er sein Schwert ziehen und eine verheißende Stellung einnehmen konnte. Sein Stahl wurde von einer andern Klinge gestreift und es entspann sich ein heftiger Kampf, bei dem jedoch die Streichen, die gewandte Fechter waren, der Dunkelheit wegen nur durch die Fühlung der Klängen sich leiten lassen mußten. Reuben war entflohen, um seinem Vater dieses neue Mißgeschick mitzutheilen. Der Kampf dauerte nur kurz, denn Vandon's Gegner, der, ohne sein Leben zu beachten, hart drängte und ein Mann von herkulischer Kraft war, entwand der Faust des jungen Mannes das Schwert und hatte ihn auf diese Weise ganz in seiner Gewalt. — „Nun, Hund,“ flüsterte der Sieger, „hast Du etwas vorzubringen, weshalb ich Dir, einem Günstling des Tyrannen Rodrigo, nicht das Leben nehmen sollte?“ — „Ich vermahne es, einen unbekanntem Mordelöbner um mein Leben zu bitten,“ versetzte Vandon, „aber ich bin so wenig ein Günstling Rodrigo's, daß ich vielmehr in diesem Augenblick seinen Klauen zu entkommen suche.“ — „Wenn Licht hier wäre,“ sagte der Unbekannte, „so könnte ich an Deinen Wunden sehen, ob Du lügst, Freund. Du kannst mir in der Dunkelheit weß machen was Du willst. Auf welche Art deabstichtigst Du Rodrigo zu entweichen?“ — „Indem ich geradezu meinen Weg durch dieses Haus nehme,“ antwortete Vandon. — „Eine sehr glaubwürdige Geschichte. Wie wollen Sie in dieses Haus gelangen?“ — „Eine Kammerjungfer wird mich einlassen.“ — „Wohin, ich will mich von Ihrer Wahrhaftigkeit überzeugen. Ihr Leben liegt in meiner Hand; Sie sind unbewaffnet — ich besitze Degen und Dolch. Das Experiment kostet nichts.“ — „Es wäre nutzlos, wenn ich meinerseits will Ihnen offen antworten,“ versetzte der Fremde. „Ich bin Sie austragen wollte,“ sagte Vandon. „Bergeben würde ich von Ihnen zu erfahren suchen, wer Sie sind.“ — „Ich einer jener Freibeuter, deren Vermögen in ihrem Schwert besteht. Wenn ich in Rodrigo's Gewalt mich befände, so wäre mein Leben keine fünf Minuten sicher. Und doch suche ich ihn heute Raub auf.“ — „Sie sprechen in Räthseln.“ — „Welleidit — aber Schweigen Sie jetzt, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist und folgen Sie mir.“

Der Fremde, der den Arm Landon's noch immer fest gepackt hielt, näherte sich jetzt der Thüre, welche in des Gouverneurs Haus führte, bei welcher Gelegenheit er eine vollkommene Bekanntschaft mit den labyrinthischen Gängen des Gartens an den Tag legte. Sie blieben an eine weibliche Stimme sprach in süßstem Tone: „Hier ist der Schlüssel.“ — Der Unbekannte griff rasch darnach und zog Vandon in das Haus, indem er augenblicklich die Thüre hinter sich abschloß. Eine trübe brennende Laterne stand auf dem Boden des Ganges. Der Unbekannte forderte Vandon auf, dieselbe zur Hand zu nehmen und ihm die Treppe hinauf zu leuchten. Vandon gehorchte; der Fremde folgte ihm auf dem Fuße und gab ihm süßeren Anleitung hinsichtlich der Richtung des Wegs. Als sie an eine gewisse Thüre gelangten, nahm der Fremde das Licht und trat in ein Zimmer, gefolgt von dem erstauten jungen Mann. Die

Wände des Zimmers waren mit einem schweren Stoffe drapiert und auf einem großen Bett lag der Gouverneur von Valencia im tiefsten Schlaf. — „Er schläft!“ küsterte der Fremde Landon in's Ohr, „er schläft, wie wenn er nie in seinem Leben Blut vergossen hätte; als wenn das Haupt meines Bruders nicht auf seinen Befehl durch die Hand des blutigen Henkers auf den Boden gelegt worden wäre. Bald wird er tiefer schlafen.“ — „Was meinen Sie damit,“ fragte Landon. — „Warten Sie und sehen Sie!“ lautete die Antwort. — Der Fremde erhob vorsichtig das Licht mit der linken Hand, beugte sich über den Schlafenden, während er mit der rechten Hand einen breiten scharfen Dolch aus seinem Gürtel zog, mit welchem er zum Stoße ausholte. Aber eben, als er die Spitze senkte, ergriff Landon des Neuchelmdörbers Arm und rief so laut es seine Stimme gestattete: „Don Rodrigo, erwachen Sie!“ — „Vetron!“ rief der Räuber mit einem Fluche. „Sie sollen mit Ihrem Leben Ihre Einmischung bezahlen.“ — Der Gouverneur sprang von seinem Bette gerade noch zeitig genug auf, um den Kampf auf Leben und Tod zwischen Landon und dem mitternächtigen Mörder mitanzusehen. Sein erster Impuls war nach seinem Tegen zu greifen, aber die beiden Kämpfenden besaßen sich zwischen ihm und seiner Waffe, die er vor Schlafengehen nach rechts gefesselt hatte. Die Lampe war zu Boden gefallen, das Licht erloschen, so daß Finsterniß im Zimmer herrschte und Don Rodrigo nicht wußte, welche von den zwei Gestalten der Räuber und welche sein Bettler war. Immer häufiger gestaltete sich der Kampf, und wenn auf der einen Seite große Körperkraft dem Banditen den Sieg zu sichern schien, so kam Landon dafür seine außerordentliche Gewandtheit im Nichten und seine Behendigkeit zu statten, mit der er die gewichtigen Streiche seines Gegners zu parieren verstand. Alles was der Gouverneur thun konnte war, an der über seinem Bette hängenden Schnur zu ziehen, um durch die daran befindliche Glode seine Leute zu alarmiren. Bis diese aber herbeizukommen im Stande waren, konnte der Kampf entschieden und sein Loos besiegelt sein; und sicher wäre dieß auch ohne die Ercheinung einer weiteren Person der Fall gewesen. — Diese dritte Person war keine andere als Don Cäsar, welchen Eifersucht was gehalten hatte, und der unbemerkt Augenzeuge des Zusammentreffens zwischen Landon und dem Freibeuter gewesen war. Die Worte, welche er gehört, hatten seine Eifersucht nur noch vermehrt; denn aus dem Umstande, daß Landon durch Florinda's Klammertrau Einlaß im Hause erhalte, besetzte sich seine vorgefaßte Muthmaßung, daß dieser ein begünstigter Liebhaber sein müsse, und daß er folglich an der Treulosigkeit seiner Geliebten nicht mehr zweifeln dürfe. In blinder Wuth war er daher den beiden Gestalten nachgefolgt und wäre nahezu mit diesen zugleich in's Haus eingedrungen, wenn nicht in dem Augenblicke, in welchem er vor der Hausthüre anlangte, diese ihm vor der Nase zurechlagen worden wäre. Halb wahninnig rannte er dem Hause entlang, in der Hoffnung irgendwo Eingang zu finden, und er hatte sich nicht getäußelt. Auf dem entgegengekehrten Flügel gewahrte er ein erleuchtetes Parterrefenster; es war das Zimmer der Jofe, die, so eben von ihrer nächstlichen Expedition zurückkehrend, wieder in dasselbe getreten war, in der festen Ueberzeugung, Landon und dessen Begleiter, den sie für Keuben gehalten hatte, würden vermittelst des Schlüssels durch das Haus den Weg auf die Straße genommen und sich von da in das Hotel des englischen Gesandten begeben haben. Das Fenster mit seinem Regenknopfe einrennen und mit einem Saße in das Zimmer springen war das Werk eines Augenblicks, und ehe das verblüffte Mädchen recht wußte, wie ihr geschah, hatte Cäsar das Licht vom Tische weggenommen und mit das obere Stadtwert geeilt, von welchem ihm Schwertgeräusch entgegen schallte. Eben als er auf der Schwelle des Schlafzimmers des Gouverneurs anlang, sah sich Landon von seinem Gegner hart gedrängt und es wäre vielleicht um den Ersteren gekommen gewesen, wenn nicht der ploßliche Lichtstrahl, der

jezt in das Gemach fiel, den Banditen stutzig gemacht und diesen veranlaßt hätte, einen raschen Blick rückwärts zu werfen. Dieses momentane Zögern in der Aktion benützte Landon, indem er unter dem Arm seines Feindes einen gewaltigen Stoß nach dessen Brust führte, mit welchem er ihm das Herz durchbohrte. Der Räuber stürzte zu Boden und hauchte, ohne einen Laut von sich zu geben, die Seele aus.

Unterdessen hatte das Klingeln des Gouverneurs sowie das Geräusch des Kampfes das ganze Haus erweckt, und die Dienerschaft kam mit Lichtern und Waffen in's Zimmer gestürzt, gefolgt von Donna Florinda, die vor Entsetzen halb todt war. Dießem Umstande sowie der allgemeinen Verwirrung verdankte es, Don Cäsar, daß seine Anwesenheit nicht bemerkt wurde, welche rechtzeitigen ihn einermassen in Verlegenheit gesetzt hätte. Er hielt es daher für das Gerathenste sich zurückzuziehen und in Geduld den Ausgang der Tragödie abzuwarten, deren Augenzeuge er geworden war, ohne begreifen zu können, um was es sich handelte. Sein heißes Blut war ohnehin durch den zu seinen Füßen niederfallenden Sterbenden bedeutend abgekühlt worden. — „Theurer Vater!“ rief Donna Florinda, in die Arme des Gouverneurs sich werfend, „was bedeutet dieß?“ — „Es bedeutet,“ versetzte Don Rodrigo, „daß dieser Räuber, der geschworen hat, mir das Leben zu nehmen, weil ich seinen Bruder wegen vielerlei Mißthaten zum Tode verurtheilt, durch diesen jungen Mann an seinem Vorhaben verhindert worden ist.“ — „Und erkennst Du keinen ebelmüthigen Retter?“ rief die Tochter. „Sieh' ihn genau an! Es ist der junge Mann, den Du zum Eiserthauen verurtheilt hast, o mein Vater!“ und sie erklärte die Umstände, durch welche Landon in Stand gesetzt worden sein konnte, des Gouverneurs Leben zu retten. — „Junger Mann,“ sagte dieser tief bewegt an Landon sich wendend, „eine höhere Macht als die Ihrige ist hier sichtbar. Für das Leben, das Sie hier gerettet haben, will ich Ihnen auf dieselbe Weise vergelten. Ich sichere Ihnen vollkommene Vergnügung zu und Sie sollen nicht sagen können, daß Don Rodrigo d'Almonte, wie schlimm er auch geschildert wird, ein Ungehauer von Unbanbarkeit sei.“

Er hielt Wort. Landon setzte bald darauf in sein Heimatland zurück in Begleitung der jüdischen Familie, die ihm Uebach gegeben hatte, und wo er auch nicht lange hernach mit der schönen Miriam sich vermählte, welche die Liebe zum Christentum geführt und die beim ersten Anblick einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. In England traf er auch Hamilton und dessen junge Frau, für deren Sicherheit er sein Leben gewagt hatte, und er bewachte fortwährend Estella's Diamantern zum Andenken an seine Abenteuer in Valencia. Bald nach seiner Ankunft empfing er einen Brief von Donna Florinda, worin sie ihm ihre Vermählung mit Cäsar meldete, dessen Eifersucht durch Landon's Schatten am Fensterhohlgang so lebhaft erregt worden war. Als Don Rodrigo starb, wurde er mit allen einem Krieger, einem Gouverneur und einem hervorragenden Mitglied jenes milden und wohlwollenen Instituts der spanischen Inquisition gebührenden Ehren begraben.

Städtebilder.

III.

Ulbingen.

Stadt und Universität.

Und wie soll' ich Dein beschön.
Du getreue Kutschacht,
Die mein ganz Herz besessen
Und auch wohl geschloß hat.

W. Schubert.

Sieben Hügel trennen Schwabens Hauptstadt von seiner Universität. Die Eisenbahn, welche über Reutlingen führt,

hat den alten Museusij näher gerückt. Die Stadt hat ihr altherwürdiges Aussehen aber auch ihr winkeliges, schmuhiges Innere bewahrt, und nur die Ausläufer nach Nord und Süd, die aus lauter Neubauten bestehen, geben ihr für den, der sie betritt, ein etwas modernes Aussehen: doch nur für den ersten Augenblick, der nächste läßt uns schon einen tiefen Blick in's Innere thun, denn Tübingen ist ein sehr kleines Städtchen. In fruchtbarer Gegend, auf einem Berggrüden zwischen Neckar und Ammer gelegen, an dem sich die Häuser terrassenförmig hinaufbauen, bietet Tübingen, namentlich von der Südseite, ein malerisches Bild. Vor uns taucht der Neckar, von Felsen belebt, vorüber: die Häuser, dicht an

den Fluß gebaut, bieten demselben ihre Achseite, während die Front mit dem Eingang, der häufig in den zweiten und dritten Stock führt, nach der Straße zugeteilt ist. Hoch zur Linken thront das alte Schloß auf einem die Stadt beherrschenden Berg, 1553 erbaut, mit einem hübschen Figuren- und wappengeschmückten Portale; in seinen hohen herrlichen Räumen, die über die beiden Flüßthäler die reichste Aussicht bieten, wird die kostbare Universitätsbibliothek bewahrt. Sonst Hohentübingen genannt, die alte Pfalz, und mit Festungswerken versehen, ward es mehrmals vergeblich belagert, 1647 und 1688 aber von den Franzosen genommen und geplündert. In dem Felseneller ruht ein 286 Eimer haltendes



Ausicht von Tübingen.

des Haf, dem Mörike ein reizendes Gedicht gewidmet. Vor den Thoren des Schloßes grünt noch eine stattliche Linde, welche der Sage nach aus einem Reis erproffen, den Herzog Ulrich zur Erde fallen ließ:

Vor den Thoren vom Barthe
Sitzt der Furch ein Lindens: —
Wach' und Müß' an dieser Stätte
Als ein Mäulein grün und weiß.

Keiner wagt es drauf zu treten,
Fremmer Boden hüllt es ein,
Auler Jubeln und Gebeten
Gibt der Zug zur Burg hinein.

In der Mitte des Bildes ragt aus der Häusermasse die

gotische Stifts- oder St. Georgenkirche hervor, die aus den Jahren 1469—1483 stammt und mit alten Glasbildern im Chor geschmückt ist, — die alte Fürstengruft der schwäbischen Herzoge. Zwölf prachtvolle Grabdenkmäler mit liegenden Bildnisfiguren in Stein erheben sich über dieser Fürstengruft im Chor der Kirche. Zur Rechten führt die hübsch gebaute Brücke über den Strom, und das erste Haus, auf das der Blick fällt, wenn wir sie überschreiten, ist das unseres Uhländ, der hier in stiller Zurückgezogenheit lebt. Sein Haus lehnt sich an den Lestenberg, auf dessen Höhe einst ein Häuschen stand, in welchem Wieland seinen Oberon dichtete. In der Mitte der an den Fluß gebauten Häuser schiebt sich ein großer hoher Erker vor: hier verträumte Hölderlin, als er

wahnsinnig in die Heimat zurückkehrte, seine letzten Lebensjahre „still und bewegt“. Mehr nach dem Schlosse zu, aber dicht am Wasserufer, liegt das alte Collegium illustre, in Schwaben nur als das „Stift“ bekannt, die Pflanzschule der württembergischen Theologen, die seit der Zeit der Reformation sich unbestritten den ersten Rang erhalten haben. 1537 von Herzog Ulrich gegründet, ist es in einem ehemaligen Augustinerkloster eingerichtet, und konnte den stolzen Vers auf sich machen: *Clastrum hoc cum patria statque caditque sua.* (Dieses Kloster steht und fällt mit seinem Vater-

lande.) In der Mitte der Stadt befindet sich in einer ehemaligen Ritterakademie das katholische Seminar oder Wilhelmshof. Beide zusammen erziehen 300 Theologen. Die Universität zählt 900 Studenten. Sie ist 1417 von Herzog Eberhard dem Värtigen gegründet und wird hauptsächlich von Inländern besucht, obgleich sie in allen Fakultäten der ersten Namen sich bis heute rühmen durfte. Sechs Fakultäten zählt die Universität, welche reich an wissenschaftlichen Sammlungen und Instituten ist. Die Universität, welche früher in altväterischen dunkeln Hörsälen vegetierte,



Grabdenkmal des Herzogs Ludwig (gest. 1593) in der St. Georgenkirche.

hat jetzt einen neuen Prachtbau an der Wilhelmstraße, der die schönsten Hörsäle birgt, die mit 125 gleichzeitigen Vorträgen der Professoren geschmückt sind. Das schöne Anatomiehaus, die Anatomie auf dem Vesterberge, zählen zu den bestgeführten Anstalten Deutschlands. Der botanische Garten ist von ebenso großem wissenschaftlichem Werte, als von pittoresker Schönheit. Das Museum mit reich ausgestatteten Journalistikum und Lesezimmer bildet einen Sammelplatz für Dozenten und Studenten. Zerstreuung und großartige gefellige Vergnügungen bietet Tübingen dem Studenten wenig. Darum wird um so mehr studiert und einige

Erweiterung findet man in den schönen Umgebungen (dem Steinlachthal nach Hechingen, dem Neckartal nach Rottenburg und dem Bade Niedernau, dem Schönbuch mit Weidenhäusens herrlichem Kirchlein), die nach allen Seiten hin dem reichen Schwaben eine Zierde sind. Die Eisenbahn wird in kurzem bis vor Tübingens Thore fahren, und die Univerität leicht dann die Ruhe stiller Einsamkeit mit dem Geräusch der Heidenzug vertauschen können.

Der Geächtete.

Erzählung
von
Kuno Zeitmann.

I. Paul.

Eines Montag Morgens — es war der 15. Mai des Jahres 1794 — verlief Paul, ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, den Pachthof La Saussaie, der in einem abgelegenen Kanton der Bretagne lag, und schritt ruhig an der Spitze seiner Hammel- und Ziegenherde zwischen zwei grünen Getreidefeldern hin, während sein Hund an den Seiten der Herde auf und ab galoppierte, um die Ordnung zu erhalten. Es war ein großer, schwarzer Hund mit langen, geträufelten Haaren, einer spitzigen — der eines Hundes ähnlichen — Schnauze, mit aufrechtstehenden Ohren, und eines langen, dichtbehaarten Schwefels, den er stets wie einen Federbusch in die Höhe hielt. Nach einem Marsch von drei Stunden mitten durch Felsen, Haiben und blühenden Stechginster ließ der junge Hirte seinen Trupp in einem tiefen Thale Halt machen.

Es war ein dem jungen Hirten wohlbekannter Ort. Er hatte alle benachbarten Anhöhen erstiegen; er kannte genau die geheimen Winkel, die abgelegenen Wälder, kurz alle Geheimnisse dieser Gegend; denn seit vier Jahren führte er seine Herde in diese Gegenden, welche seine Heimat geworden waren, auf die Wälder. Der Pachthof war für ihn gleichsam eine Stadt, wohn er nur Samstags kam. — Nachdem er ein großes Feuer von trodnen Zweigen angemacht und sich bequem dazu hingelegt hatte, hielt er Musterung über die Lebensmittel, die sein grober Leinwandack enthielt. Er zog zuerst einen Laib neugebackenen schwarzen Brodes daraus hervor, welcher sehr appetitlich nach Roggenmehl roch; hierauf Kartoffeln, wovon er einige in die heiße Asche legte; dann einen am Feuer gedörrten Käse, welcher, wenn er auf einen Felsblock fiel, den Ton eines Steines von sich gab; alsdann Nüsse, welche mit einem klappernden Geräusche aneinander stießen; ferner . . . hier stieß er einen Schrei freudiger Ueberraschung aus: er spürte ganz auf dem Boden seines Sackes zwei große Äpfel, runzelte, aber gut erhaltene Meinetze-Äpfel. Er hatte augenscheinlich diesen Zuwachs eines Nachtisches nicht erwartet. „Gut!“ sagte er, indem er die beiden schönen Früchte bewunderte, „diese hat ohne Zweifel Hannchen heimlich in meinen Sack gesteckt. Ach! das gute Mädchen; sie hat also an den armen Hirtenjungen gedacht. Das ist lieb, sehr lieb von ihr. Dafür soll aber auch sie bis Samstag Abend ein Geschenk erhalten.“ — Und er erhob sich und zog unter einem Strauch einen kleinen Spinnrocken hervor, an dem er mit seinem Messer schon seit Monaten schnitzelte. Doch die Zeit des Frühstücks war gekommen. Der junge Hirte nahm die heißen, rauchenden und süßlichen Kartoffeln von der Glutpfanne und breitete sie neben den gastronomischen Reichthümern aus, die ihm soeben sein Mänschen gespendet hatte. Meister Paul machte sich einen Augenblick das Vergnügen, das prächtige Gastmahl, das ihm auf dem grünen Teppich gedekt war, zu betrachten, und bei der Menge der Gerichte fragte er sich im Ernste, mit welchem er eigentlich den Anfang machen sollte. Nalyp sah gravitätisch auf seinen Hinterprotzen, warf auf Alles einen lüsternden Blick und legte sich die Lippen wie ein Feinschmecker. Auf einmal spitzte er die Ohren, drehte den Kopf gegen den Gipfel eines der Hügel dieses Thales und sprang hierauf belend nach dieser Richtung hin. Paul folgte ihm bestürzt mit den Augen und bemerkte bald einen Mann, welcher schnell aber taumelnd die steilen Seiten des Hügels herabstieg. Er schien einer drohenden Gefahr zu entfliehen. — Die Kartoffeln, die Nüsse, das ganze Frühstück war vergessen, und der edelmüthige Knabe besahte sich, diesem Unglücklichen entgegenzugehen.

II. Der Geächtete.

Es war dieß ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, dessen Kleidung, obgleich von den Brombeerbüschen und Dornen zerrissen, einen Mann von höherer gesellschaftlicher Stellung anläudigte. Seine hohe, schon taube Stirne, seine Augen, denen die Strapsagen ihren Glanz nicht hatten nehmen können, kurz alle seine Züge, in denen sich zu gleicher Zeit Milde und Stolz ausbrühten, röhren Achtung und Vertrauen ein. Sein Gang war majestätisch und hinkend, er stützte sich auf seinen Äxzen, dessen er sich wie eines Stodes bediente. Als Paul ihn bemerkte, rief er alsobald seinen Hund zurück, welcher auf diesen Fremdling losgestürzt war, um ihn zurückzutreiben, und schritt vorwärts, um ihn zu begrüßen. „Ihr seid verwundet?“ sagte er zu ihm. „Kann ich Euch einen Dienst leisten?“ — Der Fremde hielt an, ohne ein Wort zu sprechen, wandte seinen Kopf unruhig um, als fürchtete er verfolgt zu werden; hierauf bestete er einige Augenblicke seine Wunde fragend aus den Hirtenknaben, welcher beinahe in Verwirrung lam bei diesem Blicke, und sprach zu ihm: „Mein Kind, ich selbst kann Dir einen Dienst erweisen. Willst Du zweitausend Franken verdienen? In diesem Zwede darfst Du nur ein Wort sprechen.“ — Der Hirte machte eine Bewegung des Ertaunens und der Freude, und ohne zu antworten schien sein Muth fragend nähere Aufklärung zu erwarten. — „Ja, zweitausend Franken,“ versetzte der Fremde, „und dieß wird bald geschehen sein. Ich bin geädhtet; auf meinen Kopf ist ein Preis gesetzt, und wenn Du mich den Soldaten, die mich verfolgen, und welche bald hier vorbeikommen werden, überliefern willst, so wirst Du Deine Belohnung erhalten.“ — Der Knabe hatte diese Worte mit einer Befürzung vernommen, welche ihn starr und stumm machte, wie wenn er einen solchen Vorschlag nicht begriffe. Endlich sah der Fremde, daß seine Augen sich mit Thränen füllten. — „Ach! Du hast ein gutes Herz, und ich habe Dir Unrecht gethan.“ rief nun der Fremde, indem er sich dem Knaben näherte und ihn bei der Hand nahm. „Ja, Du wärest unfähig, einen solch' feigen und niederträchtigen Handel einzugehen. Aber Du kannst dieses Wuthgeld verdienen, ohne Dich selbst zu machen. Man verfolgt mich; meine Wunde macht mich leidend; ich kann meinen Hentern nicht entgehen. Nun wohl! ich lasse mich hier ergrösen, an Deiner Seite, und man wird glauben daß Du mich ausgeliefert habest, und so wird mein Tod wenigstens zu Etwas nütze sein. Ich höre den Tritt der Pferde der Soldaten; in wenigen Augenblicken werden sie hier sein, und ich fühle nicht mehr die Kraft in mir, weiter zu gehen.“ — „Ist es nur dieß?“ rief der Hirtenjunge mit freudestrahenden Augen. „Dandelt es sich nur darum, Euch den Blicken Eurer Verfolger zu verbergen? Nichts ist leichter als dieß, folget mir.“ — Mit diesen Worten ergriff er den Arm des Unbekannten, welcher vergeblich einige Einwendungen machte. Sie kamen in einigen Minuten an eine der stillsten Stellen des Hügels, wo zwischen anhängstem Felsgerölle eine ziemlich geräumige Höhle sich befand, deren Eingang, hinter Felsen verborgen, sehr eng und von Brombeerbüschen und Schlingpflanzen übermachten war. „Haltet,“ sagte der Hirtenjunge, indem er auf die enge Oeffnung wies, „hier müßt Ihr hineinstiegen. Der Eingang ist eng, aber wenn Ihr Euch platt auf den Bauch leget, so werdet Ihr, ohne Euch zu belästigen, auf den Boden der Höhle kommen. Ich werde für das Uebrige sorgen. Aber zuerst müßt Ihr mir diesen Strauch wegreißen helfen.“ Der Geächtete half ihm, ohne die Absicht des Knaben ganz zu begreifen, mit der Spitze seines Regens einen Dornbusch entwurzeln. „So, jetzt schlüpfet hinein,“ sagte der Hirtenjunge. Der Fremde bückte sich und es gelang ihm, nicht ohne schmerzhafteste Anstrengungen, in seine unterirdische Wohnung hineinzutreten. Sobald seine Füße verschwunden waren, setzte Paul den Dornbusch vor die Oeffnung, welche dadurch vollständig verdeckt war, überdieß häufte er rings um die Wurzeln Steine auf,

um sie zu verderben und festzuhalten. Nicht zufrieden mit diesen Vorsichtsmaßregeln erachte er eine List, welche auch die Berechnungen des feinsten Spürhundes der Polizei täuschen mußte. — Das Gefträuch in der Umgebung war voll von Nestern, und er kannte sie fast alle. Er nahm eines davon, in dem sich eben drei niedliche Eier befanden, und in einigen Minuten legte er es auf den Dornbusch mit einer Geschicklichkeit, daß man hätte glauben können, es sei von einem Vogel so gebaut worden. Hierauf neigte er sich über die zugedekte Oeffnung hin, hielt zu beiden Seiten des Rundes die Hände vor und rief: „Seid unbeforgt, hier wird man Euch nicht suchen.“ — Alsbald pfliff er seinem Mund und hing die Anhöhe hinab, indem er das Lied trillerte:

„Wartborough, der große Held
Wartshire in's Fest.“

III. Das unterbrochene Frühstück.

Kaum saß er wieder bei seinem Frühstück, als er etwa auf hundert Schritte Soldaten und Männer mit wilden Gesichtern bemerkte, welche geraden Wegs auf ihn zulamen. — „Du hast solchen einen Aristokraten hier vorbeikommen sehen,“ sagte Derjenige, welcher der Kommandant zu sein schien. „Wo ist er? Welchen Weg hat er eingeschlagen?“ — Der Anabe blühte den wild aussehenden Redner mit bestürzter Miene an, als ob er sagen wollte: „Ich verstehe Euch nicht.“ In der That wußte auch der arme Anabe wenig von der Bedeutung der Worte: „Aristokrat oder Demokrat.“ — „Nun, beileibe Dich zu antworten,“ verlegte der Soldat mit rauher, befehlender Stimme. „Du hast ihn gesehen, ich weiß es, denn er mußte hier vorbeikommen und kann noch nicht weit sein. Er ist vielleicht hier in der Umgegend versteckt.“ — Als der Hirtenjunge nichts antwortete, glaubte der Mann zu einer härteren Drohung seine Zuflucht nehmen zu müssen. — „Du weißt vielleicht nicht,“ sagte er zu ihm, „daß das Gesetz Denjenigen zum Tod verurtheilt — zum Tod, hörst Du, welcher einen Geächteten verbergt? Kameraden, durchsucht mir diesen Schlingel da!“ — „Das ist bald gethan,“ sagte ruhig der Anabe, indem er sich erhob und selbst seine Taschen umwendete. „Hier in dieser ist mein Messer, in der andern mein Schnupftuch, und in dieser hier, wie Ihr sehet, gar nichts.“ — „Und dieß hier?“ entgegnete der Polizeimann, indem er das Mänschen auf dem Kain erblickte. — „Ah! es ist wahr, meine Speisekammer, ich habe gar nicht daran gedacht; aber ich glaube nicht, daß viel herauskommen wird.“ — Und als der Beamte sich bückte, um diese eigenthümliche Speisekammer zu durchsuchen, rief der Anabe, indem er den Saal aufhob: „O gebt Euch nicht so viel Mühe.“ Und indem er ihn unten am Ende ergriß, schüttelte er ihn aus, um zu zeigen, daß er nichts enthielt. Der Anführer berieth sich mit seinen Leuten über die geeigneten Mittel, um von dem Anaben die gewünschte Auskunft zu erhalten. — „Durch Drohungen werden wir nichts erhalten,“ sagte er ihnen. — Nachdem sich der Anführer einige Augenblicke mit ihnen besprochen hatte, wendete er sich von Neuem an den Hirtenknaben: „Höre, lieber Junge,“ sagte er mit verstellter Güte, „Du hast ihn verbergen, ich weiß es, und Du hast wohl daran gethan. Du hast nichts gefahren wollen, als ich Dir drohte; nun wohl; Du hast Recht. Ich sehe, daß Du keine Furcht hast, und daß Du ein guter Republikaner werden wirst. Aber ich will Dir Etwas sagen, was Du wohl noch nicht weißt.“ — „Was denn?“ — „Man hat Denjenigen, der ihn ausliefert, fünftausend Franken ausgezahlt.“ — „Kügnel!“ dachte der Hirtenjunge. — „Ja, fünftausend Franken!“ verlegte der Andere, „weißst Du, daß das ein Vermögen ist? Wir wollten sie verdienen, aber ich sehe, daß die Sache in Deiner Hand liegt. Wohlan, Du sollst sie haben und zwar nur dadurch, daß Du uns ein Wort sagst. Und überdies werde ich Dich dem obersten Beamten des Bezirks empfehlen; man wird Dir eine Stelle geben, wo Du nichts

zu thun haben und viel Geld verdienen wirst. Ist dieß nicht besser, als in dieser abentheuerlichen Gegend Hämmer zu hüten? Was sagst Du dazu?“ — „Das ist wahr,“ sagte Paul; „o, wenn ich dieß gewußt hätte, wie würde ich das Thal besetzt haben, anstatt mich mit Feueranmachern und Frühstückern zu unterhalten! Aber, ich hätte eben Hunger, und wahrhaftig ich dachte nur an's Essen. . . . Doch, wartet. . . ich glaube Etwas nach dieser Richtung hin bemerkt zu haben, und das hatte das Aussehen eines Menschen. Hier in dieser Richtung.“ Paul wendete sich nach dem Orte zu, den er angegeben, und zwar in einer der Höhle ganz entgegengesetzten Richtung. Die Soldaten folgten ihm. Während einer halben Stunde klopfte man vergeblich auf die Büsche. Indeß, mittelst des Nachsuchens nach rechts und links zerstreuten sich die Polizeileute in dem Thal, und Paul bemerkte Einen davon, welcher an dem Eingang der Höhle sich herumtrieb. Er näherte sich ihm unter dem Schein des Nachsuchens. Der Soldat kam dem Dornbusch nahe. Paul näherte sich ihm immer mehr. Der Andere streckte die Hand aus, um einen Zweig zu erfassen, und dadurch an dem Abhang, der an diesem Ort sehr steil war, hinaufzuklettern. Der Augenblick war schrecklich. Der Strauch begann unter dem Körpergewicht dessen, der sich daran halten wollte, nachzugeben. Auf einmal stieß der Anabe einen lauten Schrei aus. Der Soldat hielt inne. Alle Andern wandten den Kopf nach dieser Seite. — „Hat man ihn?“ rief der Anführer mit freubestäubenden Augen. — „Ah! das niedliche Nest!“ sagte der Anabe, ohne zu antworten. „Drei kleine Eier, ganz blau! Seht einmal! O wie nett!“ Bei diesen Worten ließ der Anführer, außer sich und wüthend, einen schrecklichen Schrei aus, rief seine Leute zusammen und enterte sie, erbot auf den Hirtenjungen, der seine freudige Erwartung so unangenehm getäuscht hatte. Er gebrauchte nicht-destoweniger die Vorsicht, ehe der Thalgrund seinem Gesicht entwand, noch einen Blick darauf zu werfen. Und da bemerkte er, wie Paul vor seinem Feuer von Haidekraut saß und mit einem fröhlichen Appetit seine Kartoffeln speierte, ohne sich scheinbar um das was sonst vorging zu kümmern.

IV. Die Höhle.

Der Fremde war weit entfernt, in der Tiefe seines dunkeln Schlupfwinkels ruhig zu sein. Er hatte unendlich Schritte und Stimmen am Eingang der Höhle gehört. Seine Augenblicke hatte es ihm sogar geschienen, als ob der Dornstrauch sich bewege, und er war schon gefaßt auf sein Schicksal. Es dauerte lange, lange, bis die Zweige des Busches endlich trachten. Er blieb unbeweglich und horchte in gespannter Erwartung. Der Dornstrauch wurde entfernt und das Licht drang in das Schlupfloch. — „Gerettet!“ rief eine fremdige Stimme von außen. — Der Geächtete hatte den jungen Hirten erkannt. Er bewegte sich kriechend durch die enge Oeffnung, und befand sich bald von Angesicht zu Angesicht gegenüber von Paul, welcher sich anschaute, her-einzuschlüpfen. — „Gerettet!“ wiederholte dieser. „Ihr dürft ohne Furcht herauskommen; sie sind schon weit von hier weg. Geht mir Eure Hand; so, gut!“ — „Laß mich zuerst ins umarmen,“ rief der von Dankbarkeit durchdrungene Geächtete, „und sage mir nun, wie Du es angefangen hast, um den Schwarzfittich in den Anspüren eines Geächteten so geschickten Leute zu täuschen.“ — „Ich werde Euch dieß beim Frühstück erzählen,“ antwortete Paul; „Ihr müßt Hunger haben und der Lisch ist bedeckt.“ Der Lisch war der grüne Käse, auf welchem, ohne viel Symmetrie, alle seine Lebensmittel ansgetreitet lagen. Paul ließ den Fremden auf einem kleinen Halenbügel Platz nehmen, und schickte sich an ihn zu bedienen. — „Mit was wollt Ihr anfangen?“ sagte er, indem er auf die rauhen Speisen hinwies, welche für ihn ein kostbares Mahl zu sein schienen. — „Mein Junge, ich will anfangen. . . mit dem Essen;

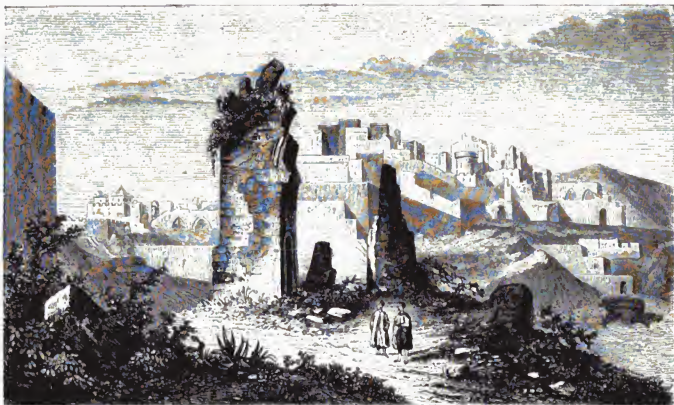
denn es ist schon zwei Tage, daß mir dieß nicht mehr be-
gegnet ist. Es gilt mir gleich, welches Stüd ich zuerst un-
ter meine Zähne bringe. Hier diese Kartoffel..." — „Wie
findet Ihr sie? Ich fürchte, sie möchte zu lange gebraten
haben: diese verdammten Soldaten haben uns so lange war-
ten lassen." — „Ausgezeichnet, mein Freund, ausgezeich-
net." — „Sie ist sehr mäßig, nicht wahr?" — „Ich glaube,
ich habe in meinem Leben nie eine bessere gegessen." —
„Statt des Weins habe ich Euch nichts anzubieten als
dieß hier," sagte Paul, indem er ihm eine hölzerne Tasse
darreichte, die er soeben in dem Rache gefüllt hatte. — Der
Fremde leerte in langen Zügen die Tasse und sprach feu-
zend, indem er sie dem Knaben zurückgab: „Ach! wenn mir
Jemand gesagt hätte, daß ich eines Tags das Nachwasser
den feinsten und gesüßtesten Weinen vorziehen würde?" —
„Ich bin wahrhaftig nicht Eurer Meinung. Ich trinke nur
einmal jährlich Wein; aber ich habe ihn immer besser ge-
funden als das Wasser, und sogar besser als den Obst-

most... Doch Jeder nach seinem Geschmack... Ei, mein
Herr, warum verfolgen Euch denn diese garstigen Leute so?"

(Fortsetzung folgt.)

Nazareth.

Es wird wohl kaum ein Mensch, welcher christlichen Kon-
fession er auch angehöre, den Hohen Palästina betreten
können, ohne daß ein heiliger Schauer durch seine Seele
geht bei der Erinnerung an den Heiland, der auf jenen
östlichen Gefilden geboren wurde, seine göttliche Lehre mit
begeisterter Rede verbreitete und durch sein Martyrium der
sündhaften Welt die Erlösung brachte. Haben wir nun
früher schon in diesen Blättern Bethlehems, der Geburts-
stadt, in Wort und Bild gebacht, so wenden wir uns heute
nach Nazareth, jenem kleinen Orte, an welchem das Jesus-



Ansicht von Nazareth.

sind nach seiner Eltern Rückkehr aus Egypten seine früheste
Kindheit verträumte, und zunahm an Alter, Weisheit und
Gnade vor Gott und Menschen. — Die Ebene Esdrelom,
welche bei den Arabern Merdsch Ibn Amir heißt, ist ein
weites Weideland, welches im Süden von dem jamaritani-
schen Gebirgsland, im Norden von den Verzweigungen des
Libanon begrenzt wird. Meist man von Nablus aus dem
Städtchen Nazareth zu, und hat man die reizend geformten
Berge des Hermon und den schroff aufsteigenden Libor hinter
sich, so beginnen die libanonischen Vorberge, und an einem
derselben liegt das weiße freundliche Nazareth, umkränzt von
dunklen Eichen- und Feigenbäumen. Hohe Cypressen über-
ragen die Moschee der Stadt, deren Muezzin und Minaret
dieselbe beherrscht, während das lateinische Kloster, im Zen-
trum Nazareth's gelegen, mit seinen hohen Mauern fast
einer mittelalterlichen Burg gleicht. Die vielleicht 3—4000
Seelen zählende Einwohnerzahl besteht fast nur aus Christen
und Türken; Juden leben dafelbst gar nicht. Die Casa
Nuova ist die Herberge für Pilger und Reisende und befin-
det sich im lateinischen Kloster, dessen Mönche die Fremden
mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen und mit den Pro-

dukten des Landes und gutem Wein bewirthet. — Mit dem
Kloster ist zugleich eine Schule verbunden, die von den Kin-
dern des Ortes besucht wird und in welcher Schreiben, Rech-
nen, Italienisch und Arabisch von den Mönchen gelehrt
wird. — Nahe bei demselben erhebt sich die schöne Kirche
der Verkündigung, unter deren Hochaltar sich eine kleine
Höhle befindet, in die sechzehn marmorne Treppentufen
führen. Ein kleiner Altar steht in derselben, und Säulen
bezeichnen jetzt die Orte, wo die Jungfrau Maria und der
Engel der Verkündigung stand. Ueber dieser Grotte be-
fand sich früher das Wohnhaus der Eltern Christi, welches sich,
wie bekannt, jetzt in Loreto befindet, wohin es, der Legende
nach, von Engeln getragen wurde. Andere Reliquien aus
der heiligen Geschichte sind in Nazareth: des Zimmermann
Joseph's Werkstätte, die Synagoge, in welcher Christus lehrte,
und die Kapelle, welche über der Stelle erbaut ist, an
welcher er nach der Auferstehung mit seinen Jüngern speiste.
— Die Gegend von Nazareth gehört zu den fruchtbareren
des heutigen Palästina und bringt Palmen, Wein, Granat-
bäume, Feigen und Orangen hervor.

Bilder aus der Geschichte.

IV.

Egmont.

Von L. H. v. Warneföning.



Lamoral, Graf von Egmont.

Welcher Deutsche blüht nicht mit Stolz und Freude auf Goethe's Egmont! Wer nicht auf Klätchen, dessen freudvolle, leidvolle und gedankenvolle Liebeslage in den Herzen der deutschen Frauen so oft klangvoll wiederklingt? Mit dem wirklichen, historischen Egmont näher bekannt zu werden, ist daher ein sich selbst rechtfertigender, Jedem erlaubter Wunsch — dessen Erfüllung aber zu einer Enttäuschung führt. Laufen bei Goethe überhaupt Wahrheit und Dichtung in bunter Mischung durcheinander — so gilt dies von seinem Egmont nicht einmal. Derselbe ist ganz Dichtung. Freilich hat dies Goethe selbst wohl gewußt, und sein Freund Schiller hat in seiner so geistreich und der Hauptfaden nach richtig erzählten Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der

spanischen Regierung schon im Jahr 1788 den wahren Egmont historisch-treu geschildert, wie dies seitdem in allen Geschichtswerken über diese furchtbare Episode, so neuestens von Prescot, Jaffe und Motley geschehen.

Lamoral, Graf von Egmont und Fürst von Gavre (flämisch Gavere), stammte aus einer der reichsten Dynastenfamilien, deren Ursprünge sich bis in's 11. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, einer holländischen väterlicher- und einer flämischen mütterlicherseits. Seine väterlichen Ahnen führten ihren Namen von dem ihnen erblich verliehenen Amte als Schirmvögte der im 10. Jahrhundert vom Grafen Theodor von Holland gestifteten, im Jahr 1568 zerstörten Abtei Egmond (Abbatia Egmondana) in Nordholland. Eine Stunde

davon lag das gleichfalls im Jahr 1568 zerstörte Stammesloß Egmont. Von ihrem in der Geschichte bekannten ersten Ahnherrn Verwoold, gestorben 1168, bis auf Graf Lamoral Herzog zählt man fünfzehn Generationen. Sie theilten sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts in zwei Linien, nämlich in die der den Namen fortführenden Ahnherrn Lamoral's und (seit 1423) in die der Herzoge von Geldern, welches Land durch die Mutter Wilhelm's und Arnold's von Egmont an den letzteren fiel und, obwohl mehrmals abgestritten durch die Herzoge von Burgund, Kaiser Maximilian u., bis zum 27. Januar 1528 der Familie blieb, aber an diesem Tage vom letzten bald darauf verstorbenen Herzog Karl mit Bewilligung der Stände der Länder seinem Verwandten Wilhelm dem Reichen, Herzog von Cleve, Berg und Jülich abgetreten wurde. Verschiedene tragische Ereignisse bilden romantische Epiloden in der Geschichte jener Wesiger des Herzogthums Geldern, u. a. die: daß Adolph, Sohn des Herzogs Arnold, seinen greisen Vater, weil er nicht sterben wollte, in der Nacht aus dem Bette reißt, ist unbeliebt fünf Stunden zu Fuß fortzuschleppen, in einen Thurm einsperren ließ und die Untat später vor dem Herzog, Karl dem Kühnen von Burgund, dadurch rechtfertigen wollte, daß er sagte, sein Vater habe lang genug regiert und es sei Zeit, daß er an die Regierung komme! Nach Arnold's Restauration durch Karl den Kühnen brachte er selbst vier Jahre im Gefängnisse zu, aus dem ihn 1477 des Herzogs Tod befreite. Von Arnold's Bruder, Graf Wilhelm, gingen wieder zwei Vorfahren der Herren von Egmont aus; die Johann's III. von Egmont, gestorben 1515, Großvater des Grafen Lamoral, und die mit Friedrich von Egmont, gestorben 1500, beginnende der Grafen von Büren, deren Erbtochter Anna mit Prinz Wilhelm von Oranien vermählt, die Besitzungen dieses Hauses an ihn und dann an seinen von Herzog Alba 1567 gefangenommen und in Spanien erzeugten Sohn brachte. Ein diesem errichtetes prachtvolles Grabmonument ist noch in der Kathedrale der Stadt Lüttich zu sehen. — Die Herren von Gavre, einer an der Schelde etwa vier Stunden von Gent aufwärts in dem zu Deutschland zählenden Theile von Flandern gelegenen Herrschaft, gehörten zu den vier ersten Dynasten und Vasallen, Bannerherren der Grafen von Flandern, welche den Namen der Pers. d. h. der eigentlichen Barone Flanderns führten, in der Schlacht die Fühne Flanderns trugen und missverständlich später die Bären von Flandern genannt wurden. Durch Heirathen und Erbschaften bereichert, stiegen die Herren von Gavre mehr und mehr empor, wurden in den höchsten Stand erhoben und die Töchter ihres Hauses Gemahlinnen von Herren des höchsten Adels. Nach dem Tode des letzten vom Mannsstamme, Fürst Jakob von Gavre, kamen die Herrschaften an dessen Schwester Franziska von Luxemburg, die an Graf Johann IV. von Egmont verheiratet, die Mutter Lamoral's und eines 1541 vom Jug Karl's V. nach Alger zurück finkellos verstorbenen Bruders vererbte, von dem sie mit ihrer Zustimmung noch vor ihren den 1. November 1557 erfolgten Tode auf Lamoral übergingen. Eine Schwester desselben war Gemahlin Nikolaus von Lothringen, Grafen von Raubemont und Mutter Louïsen von Lothringen, Gemahlin des Königs Heinrich III. von Frankreich. Lamoral von Egmont war somit aus einer der reichsten und schon durch ihren fürstlichen Rang hochstehenden adeligen Familien Flanderns. Den 8. Mai 1544 hatte er zu Espier, wo er mit Kaiser Karl V. sich zur Zeit des Reichstags befand, mit Sabine von Bayern, Tochter des Palgrafen Johann und Beatrix zu Baben, gestorben 1578, sich vermählt. Der Kaiser und sein Bruder Ferdinand waren Zeugen der Vermählung und Theilnehmer der Hochzeitsfeier. Fünfzehn Kinder entsprossen aus dieser Ehe, wovon zur Zeit seines Todes noch elf am Leben waren.

Die Bildung Lamoral's war mehr militärisch als gelehrt und politisch. Indessen verstand er Latein, sprach außerdem flämisch, französisch und spanisch, wohl auch deutsch. Sein Aeußeres war zugleich imponierend und einnehmend,

sein offener Blick kostete Vertrauen ein, seine Leutseligkeit erwarb ihm die ungetheilte Liebe des Volkes. Von Charakter war er wohlwollend, voll Mithesinn, jedoch schwankend in seinen Beschüssen und fremdem Einfluß leicht zugänglich. Sein politischer Charaktersicht hatte keine große Tragweite. Sein Ruhm als Sieger von Saint-Quentin und Gravelines und das Bewußtsein seiner Fürstenwürde nährten den ihm angeborenen Hang zur Eitelkeit. Er nahm daher eine einflußreiche Stellung neben den andern hohen Mitgliefern des Adels in Anspruch, die ihm auch sowohl vom König als von der Regentin der Niederlande bis zu einem gewissen Grade gewährt wurde. Von seinen Tugenden und Lebensereignissen, vor seiner Theilnehmung an den politischen Wirren der Niederlande unter Philipp, hat die Geschichte nur die wichtigsten ausgezeichnet. Er machte wie sein Bruder Karl's V. Zug gegen Alger als Freiwilliger mit; drei Jahre später commandirte er eine Abtheilung des von Karl in eigener Person angeführten Belagerungsheeres von St. Dizier in der Champagne, und erhielt nach dem Tode des Grafen René von Cassau, Prinzen von Oranien, den Oberbefehl über die Kavallerie. Im Jahr 1546 führte er Karl V. auf seinem Zuge gegen die protestantischen Fürsten eine aus 250 Bewaffneten bestehende Abtheilung der fünf unter dem Namen der Bandes d'Ordonnances bekannten schweren Kavalleriedivisionen zu, wovon zwei die Leibgarde des Kaisers bildeten; die vier andern waren befehligt vom Grafen Maximilian von Büren, dem Herrn von Brederode, dem Spanier Juan de Vira und Martin von Hofsem, einem kurz vorher dem Hause Oesterreich noch feindselig geginnten Kriegsmann. Als im October desselben Jahres in Utrecht das Ordensfest des goldenen Vlieses gefeiert wurde, erhielt Egmont dessen Halsband zugleich mit dem nachherigen Kaiser Maximilian II., Herzog Albert von Bayern, Cosmas von Medicis, Pöhlbert von Savonen, Casar Jarnese und dem Herzog von Alba, seinem späteren Mörder!

Im Jahr 1548 findet man ihn mit Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg, auf welchem Letzterer sein berühmtes Interim zur Regulirung der kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands erließ, abermals in Alba's Gesellschaft. Man darf annehmen, daß die verböthlichen Gesinnungen Kaiser Karl's V. und die bei dieser Gelegenheit (indessen nicht ganz freiwillig) gemachten toleranten Koncessionen auf Egmont's Gemüth und seine spätere Haltung in den Religionswirren seines Vaterlandes nicht ohne Einfluß waren. Im Jahr 1533 sandte ihn Karl V. nach Spanien, um seiner Tochter Donna Juanna ihr Patent als Regentin dieses Landes zu überbringen. Mehr und mehr geliefen in der Gnuß des Kaisers, ward er 1554 Mitglied der Gesandtschaft nach England, zum Zwecke der Vermählung des Prinzen Philipp mit der ihrem Charakter nach dem Letzten sehr verwandten Königin Marie Tudor. Nach deren Weigen entliefte er den künftigen Nominallönig nach England, und verbreitete den 25. Juli 1554 bei der Vermählungsfeier eine Stauung erzeugende durch seine persönliche Schönheit noch erhöhte Pracht. Karl befand sich mitten im Kriege mit Heinrich II. von Frankreich, der sich einiger Grenzdistrikte der Niederlande bemächtigt hatte. Durch den auf fünf Jahre zu Buelles abgeschlossenen Waffenstillstand sollte dem Kriege ein Ziel gesetzt werden. Allein Heinrich II. brach ihn schon nach zwei Jahren. Der Kampf begann wieder in Italien, wo der Herzog von Alba siegreich war. Von den Niederlanden aus drang eine durch achttausend Engländer vermehrte und von Pöhlbert von Savonen befehligte Armee vor St. Quentin, welches der berühmte Admiral von Coligny mit geringen Kräften zu verteidigen hatte. Um ihn zu unterstützen, führte ihm der Connetable von Montmorency eine Verstärkung zu, allein auf dem Rückmarsch ward das Hauptheer des Letzteren von neuntausend Mann Kavallerie unter Egmont's Führung angegriffen und erlitt den 10. August eine so totale Niederlage, daß man in Paris für die Eroberung dieser Stadt besorgt war. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß dieser große

Sieg die Frucht des Helmenmüthes und der geschickten Flankenmanöver des Grafen gewesen. Die Einnahme St. Quentin's war davon die Folge. Das Jahr darauf (den 13. Juli 1558) wurde die Schlacht von Gravelines bei Tüntricken geschlagen. Egmont verfolgte den besiegten Marfchall von Thernes; zehntausend Franzosen blieben auf dem Schlachtfeld oder gerietben in Gefangenschaft.

Den 24. August 1559 verließ Philipp II. die Niederlande, um sie nie wieder zu sehen, und bald zeigten sich die ersten Symptome der Unzufriedenheit. Ueber die wahren Ursachen derselben liegen zwei, ja drei Ansichten der Historiker sich einander entgegen, zwischen welchen unser Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung so schwanken scheint. Nach der einen war es der Haß der zur kirchlichen Reform sich hinneigenden, über die religiöse Verfolgung entrüsteten und die Einführung der spanischen Inquisition fürstenden Bevölkerung gegen Spanien, welchen der Adel auch in den höchsten Regionen theilte. Nach der andern war es der verlegte Ehrgeiz dieses Adels und dessen gekläute Hoffnung, durch den Besitz der einträglichsten Staatsämter seine zerrütteten Finanzen wiederherzustellen, welche seine Mitglieder bestimmte, die Volksstimmung aufzuheulen und zum eigenen Vortheil auszunutzen, um die Landesverwaltung in ihre Hände zu bringen. Philipp II. hatte eine jedoch nur geringe Zahl spanischer Truppen im Lande gelassen, die aber unter dem Kommando der Gouverneure oder anderer einheimischer Führer standen. Zugleich hatte er die schon von Karl V. in Rom verlangte und 1559 vom Papste zugestandene Bischofsverwaltung auszuführen angefangen, nach welcher das Land statt fünf nun elf Bischöfen, mit Granvella als Erzbischof von Mecheln an der Spitze, untergeben wurde. Auf strengsten Befehl Philipps' setzte die auch unter Karl V. eingesetzte päpstliche Inquisition der von diesem seit 1521 eingelassenen, unter dem Namen der Inquisition bekannten grausamen Censur das Wort der Ketzerverfolgung fort. Die schuldig Befundenen wurden dem weltlichen Arm überantwortet, in der Regel enthauptet, die Rücksichtigen verbrannt, Frauen lebendig begraben, die Kleinen gehängt. Allein die Zahl der Anhänger der sowohl von Genf und Frankreich als Deutschland aus verbreiteten neuen Lehren vermehrte sich später von Jahr zu Jahr namentlich in den wallonischen Provinzen (s. B. in Valenciennes und Tournai) und in Antwerpen, das, als damaliger Mittelpunkt des Welt Handels, von Laufenden auswärtiger Protestanten bewohnt oder besucht war. — Granvella galt als die Hauptstütze dieser grausamen Verwaltungspolitik, und da ihm die Großen des Adels darüber gram waren, daß in seine Hand in ihre Hand das Regiment des Landes gelegt worden, so war ihre Agitation gegen ihn gerichtet. Eine ihrer ersten Sorgen war auch die Entfernung der spanischen Truppen, welche ihren wiederholten Bemühungen im Jahr 1562 gelang. Die Adelsopposition gegen Granvella begann schon im Jahr 1560, und an ihrer Spitze finden wir vorerst den Grafen Egmont. Oranien stand mit Granvella längere Zeit auf gutem Fuße, ward aber sein entscheidender Gegner, als er die Mabinationen erfuhr, welche Vespeter gegen seine zweite Vermählung mit der protestantischen Prinzessin Anna von Sachsen obgleich erfolglos in's Werk gesetzt hatte. Von nun an bis zu dem endlich von Philipp II. befohlenen Mordtritt Granvella's fand ein von beiden Seiten mit größter Schlaubeit und Verbisheit geführter, durch Espione und Zwischenträger genährter Intrigenkampf Statt. Egmont und Oranien traten auf's Entschiedenste bei der Regentin wie bei Philipp auf. Die Häupter des Adels glaubten es sei das Beste, einen Geländten an Philipp abzuschicken, der ihm die bedeutlichen Zustände der Niederlande darlegen und durch seinen persönlichen Einfluß auf ihn die Reformen erlangen sollte. Dazu ward Egmont auserwählt, der, mit einer ausführlichen, von Viglius' redigirten Instruktion versehen, im Januar 1565 seine Reise nach Spanien antrat und dort

mit einer Auszeichnung empfangen wurde, die bisher noch keinem Manne seines Standes zu Theil geworden. Es war darauf angelegt, den für eitel gehaltenen Mann, wenn nicht für die Sache des Königs zu gewinnen, doch jedenfalls zu täuschen. Unter den vorzüglichsten Vetheuerungen, die Wünsche der Niederlande würden erfüllt werden, und mit einem Geschenke von fünfzigtausend Goldgulden, sowie der Zurückberufung der Verurtheilung seiner Tochter ward er entlassen, und kam freubestrahlt mit einem versiegelten Schreiben Philipps' den 30. April 1565 in Brüssel wieder an. Was Egmont zurückbrachte, an Versprechungen und Ausfichten, erklärte Philipp später als Trübsinn. Die Unzufriedenheit der Provinzen über den Religionsdruck wuchs mit jedem Tage und die Regentin sah sich gezwungen, selbst Philipps' Hüfe anzurufen. Die Regentin wurde durch die rasch hintereinander bei ihr einlaufenden Nachrichten der Verwüstungen in die peinlichste Angst versetzt und wandte sich an ihren Staatsrath. Oranien und Egmont riefen vom augenblicklichen Ergreifen gewaltsamer Maßregeln ab, weil 200,000 Sektierer unter den Waffen stünden. Vorerst sagte ihr Vespeter: „Lassen Sie uns für die Sicherheit des Staates sorgen, es wird dann immer noch Zeit sein an die Religion zu denken.“ Die Wiederherstellung der Ordnung erfolgte ungeplant, aber in den von den Freunden der Reform, s. B. Oranien's, Gogstraten's, lebenden Provinzen auf eine dieser allgünstigen Weise. Anders benahm sich der streng katholisch gesinnte Egmont in seinen Provinzen Flandern und Artois. Er stellte eine strenge Untersuchung an und verfuhr gegen die Urheber der Kramallei so exemplarisch, daß er unter den Protestanten eine allgemeine Klage hervorrief.

Das Wort der Meaktion begann und ging — zum Theil nach blutigen Kämpfen, selbst der Eroberung von belagerten Städten, wie Valenciennes, Tournai, Utrecht u. s. w., 1567 so glücklich von statten, daß Margarethe bald wieder in den Vollbesitz ihrer Regentengewalt gekommen zu sein schien. Die Häupter der Gegenpartei fielen bei ihr in Ungnade, namentlich Egmont, den sie nun bei ihrem Bruder als einen Freund der Geusen und der Keger schilderte, dessen älteste Tochter eine Hugonotkin sei u. s. w. Egmont nahm die Hintanziehung der Regentin mit Gram und Kummer auf. Als im Anfang des Jahres 1567 der neue Eid von Oranien und Egmont verlangt wurde, verweigerte der Erste ihn entschieden, legte seine Stellen nieder und beschloß, sich nach Deutschland zurückzuziehen. Oranien, den Egmont zum Weichen und zur Abweisung des neuen Eides zu bewegen suchte, sagte diesem unter Thränen sein tragisches Schicksal voraus. Er konnte ihn aber nicht von der ihm drohenden Gefahr überzeugen. Loyal, wie er selbst war, schrieb Egmont an Philipp Loyalität zu. „Ich vertraue,“ sagte er, „der Milde des Königs: er kann mit Männern, welche die Ordnung im Lande wiederhergestellt haben, nicht heftig verfahren.“ — Es fehlte Egmont der Muth, ein freiwilliges Exil dem beghlichen Leben vorzuziehen, wozu die Befürchtung kam, sein Vermögen möchte lossigir, seine Familie der Armut preisgegeben werden. Noch ehe also der inzwischen von Philipp II. mit einem spanischen Heere nach den Niederlanden abgeordnete Herzog von Alba in demselben ankam, war die Revolution besiegt. Viele Tausende der wohlhabendsten Bewohner hatten ihr Vaterland verlassen, um in England oder Deutschland ein Asyl zu finden. Die energichsten und nehmenden Maßregeln waren, wie man annehmen darf, zwischen Philipp und Alba mündlich verabredet worden. Philipp hatte diesem aber noch eine dritte, den 1. März 1567 ausgefertigte Vollmacht gegeben, in welcher ihm alle der Statthaltern zustehenden Rechte ertheilt und er dieser in allen Besiehungen gleichgestellt, ja diese ihm, wie dem Könige selbst, untergeordnet wurde. Egmont hatte inzwischen sich mit Philipp auf guten Fuß zu setzen gesucht und seine Verdienste um die Ruhe hervorzuheben. Aber Philipp hatte seinen Untergang beschlossen. Um sich der Grafen Egmont und Hornes zu bemächtigen, berief Alba auf den Abend des 9. eine Staatsrathssitzung

in den Culmburgischen Palast, angeblich um über die anzulegenden Citabellen sich mit den Herren zu beraten. Von Hornes hatte er unmittelbar vorher ein schönes Reitpferd zum Geschenke angenommen, Egmont den Tag über mit dem Prior Don Hernando, einem natürlichen Sohne Alba's, eine Umsfahrt in der Stadt gemacht und mit ihm das Mittagsmahl genommen. Nur auf Egmont's Jureben war der nichts Gutes ahnende Hornes zur Versammlung gekommen. Erst nach erhaltener Kunde der vollzogenen Verhaftung der drei Herren — sollte die der Grafen vor sich gehen. Die Postkutsch traf gegen 6 Uhr ein: kurz vorher war der Palast durch Hernando von fünfshundert spanischen Büchenschützen umstellt und alle Ausgänge besetzt worden. Der Herzog hob die Szipung auf und veranlaßte die beiden Grafen durch

verschiedene Thüren des Saales sich zu verabschieden; hinter denselben standen die spanischen Offiziere Sancho d'Avilla und Salinas.

(Schluß folgt.)

Die Kultur des Tabaks.

Die Heimat der meisten Tabaksarten ist Amerika, obgleich diese nartotische Pflanze auch in Ost-Asien und im nördlichen Afrika vorkommt. Aus diesen Ländern ist sie nach Europa gebracht worden, wo man sich fast in allen Staaten mit deren Kultur mehr oder weniger beschäftigt. Vornehmlich



Die Tabakanrie.

sind es Holland, Belgien, Schottland, Schweden, die Türkei, Ungarn und Deutschland, die freilich im Vergleich zu dem amerikanischen Probuut sehr geringe Waare hervorbringen. Der Tabak verlangt sehr lockeren, fetten und gut gedüngten Boden und wird schon Ende März in eine Art Mistbeet gesät. Auf Cuba und in Nordamerika zieht man den Tabak sehr gern auf frisch gebrodenem Wald- und Wiesenland von sandiger Beschaffenheit, das vorher gebrannt worden ist. Die Größe und Farbe sowie überhaupt die Beschaffenheit der Blätter hängen sehr vom Dünger ab. Der thierreiche Dünger z. B. liefert sehr dunkeln, heißen Tabak. Die Tabakraucher des Orients wissen das genau zu unterscheiden. Bei frostiger Witterung werden die zarten Keime Nachts mit Stroh gedeckt und stets sorgfältig von allem Unkraut ge-

reinigt. Im Mai oder Juni verjetzt man die Pflänzchen in schmale Beete und ist es gut, dieses Versehen während regnerischem Wetter vorzunehmen, damit die zarten Sprossen nicht von der Hitze leiden. Sie werden so gepflanzt, daß man bequem durch die verschiedenen Beete gehen kann, um die Stauden zu pflegen, namentlich die Muttererde stets zu lockern und vom Unkraut frei zu halten. Im Juni werden die untersten, dürr und gelb gewordenen Blätter abgebrochen und in einer Scheuer oder draußen auf dem Felde an Stangen der freien Luft zum Trocknen ausgelegt. In dem darauf folgenden Monat schneidet man die Spitzen der Stengel und die Nebenäste ab, damit die Hauptblätter um so mehr Nahrung erhalten und sich kräftig und voll entwickeln können. Im August endlich, wenn sich auf der Mehrtheil des Blattes

kleine braungelbliche Flecken zeigen, werden die Hauptblätter abgebrochen, welche den besten Tabak liefern. Das Trocknen geschieht, wie schon gesagt, in etagenförmigen hölzernen Schuppen aus freiem Felde. Hat das

Blatt seine Hauptfeuchtigkeit verloren, so schneidet man die größten Blattrippen aus und legt es in hohen Haufen übereinander, reißt später die einzelnen Blätter aneinander und überläßt sie der Gährung, in welchem Zustande sie dann an die Fabriken verkauft werden.

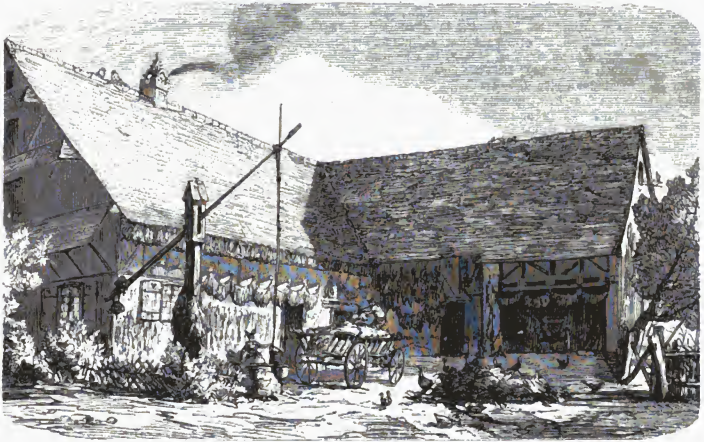
Die Samenpflanzen werden ebenfalls aller unnützen Triebe beraubt, um sie sich schon entwickeln zu lassen; im Winter wird der Same ausgebrochen und entweder zur Erzielung neuer Stauden oder zu Speise- und Brennöl benützt. Die ausgerissenen Stengel dienen wieder zum Düngen

der jungen Keime; man wirft sie zu diesem Zweck in eine Grube, tritt sie gehörig zusammen und gießt Sauche darüber, um sie in Gährung zu bringen. Die Kultur des Tabaks ist

eine äußerst mühsame und wird nicht immer durch eine gute Ernte belohnt, da die Pflanzen vielen Krankheiten, namentlich dem Koff, einem langsamem Absterben der Blätter, unterworfen sind, und auch sonst von Ungeziefer aller Art, als da sind Kröten, Schnecken, Maulwürfe etc. zu leiden haben. Wegen der großen Arbeit eignet sich der Tabakbau vorzüglich für die kleinen Leute, die mit vielen Hindernissen, als Arbeitskräften versehen sind. 45 Thaler Reingewinn rechnet man für den Morgen. In Deutschland baut man die besseren Sorten in der Gegend von Mannheim, Bruchsal,



Ein Tabakfeld.



Ein Tabakhof.

Hannau, Nürnberg, Erlangen, auch in Thüringen, der Mark und Schlesien. Indes haben viele dieser Sorten den bezeichnenden Namen „stroller“ erhalten, das heißt wie das alte Sprüchwort besagt: der Tabak kocht, sinkt und schmeckt

nicht gut. Nur aus importirtem Samen ist man im Stande ein leidliches Gewächs zu erzielen, und auch dieser entartet schon nach wenig Jahren.

Der Gräbtele.

(Fortsetzung.)

„Ich will es Dir sagen, lieber Freund, denn es ist billig, daß mein Netter, — wenn ich wirklich geteilt bin! — meine Geschichte kenne. Ich bin der Graf von Keratnel.“ — Bei dem Grafentitel zog Paul seine Wägen ab, welche er in der Hand behielt, und nahm unwillkürlich eine respektvolle Haltung an. — „Ich bin reich,“ jubte der Fremde fort, „oder vielmehr ich war es, denn alle meine Güter sind konfiskirt. Ich lebte glücklich auf meinem Schlosse, als die Revolution ausbrach.“ — „Verzeihung, mein Herr; was ist denn das, die Revolution?“ — „Glückliches Kind! Du kennst in Deiner ruhigen Armuth unsere politischen Bewegungen nicht! Du weißt doch, daß Frankreich einen König hatte?“ — „Ich glaube wohl, davon gehört zu haben.“ — „Dieser König wurde entthront, gefangen geleitet und zum Tode geführt. Ich, der ihn liebte, konnte meinen Schmerz und meine Entrüstung nicht verbergen, als ich sein Unglück erfuhr. Man hat mir ein Verbrechen daraus gemacht. Zerner war ich von Abel, dieß war das zweite Verbrechen. Endlich war ich reich, und mein Vermögen reichte die Hofstadt. Nachdem ich oft zuvor beunruhigt worden war, wurde ich nun förmlich verfolgt. Meine Feinde setzten meine Verlegung in Anklagestand vor dem Revolutionstribunal durch; wenn ich erische, so ist meine Beurtheilung sicher, ich trüge meinen Kopf auf das Schaffot. Und so beichte ich mich, vor meinen Feindern zu fliehen. Ich raste in der Eile meine Papiere und einiges Geld zusammen, warf mich auf ein Pferd, welches ich bereit halten ließ, und entfernte mich von meinem Schlosse, um das Meeresufer zu gewinnen. Aber die Polizeiamten, welche mit meiner Verfolgung beauftragt waren, setzten mir lebhaft nach, und dennoch hätte ich leicht ihnen entkommen und ihre Verfolgung vereiteln können, wenn mein im Galopp dahinjauendes Pferd nicht in einem Hohlweg gestürzt wäre, wo ich gezwungen war es zurück zu lassen. Verwundet durch den Fall schleppte ich mich mühsam fort, wie Du gesehen hast; die Ermattung, der Hunger und der Durst bräuteten mich zu Boden; meine Wunde, entzündet durch den Marich, verursachte mir lebhafteste Schmerzen; endlich drohte ich zu unterliegen und in die Gewalt meiner Verfolger zu fallen, als ich das Glüd hatte Dich zu treffen. Du hast mich mit Gefahr Deines Lebens gerettet, und nun nehme ich Dir auch noch, was Du zu Deinem Lebensunterhalt brauchst.“ — „O! wie würde sich Hannchen freuen, wenn sie das hörte, die arme Kleine! Soll ich es ihr sagen?“ — „Mein lieber Junge, sage immerhin, was Du willst. Aber wenn Du mein Geheimniß verräthst, sogar Deiner Freundin, zu welcher Du so großes Vertrauen hast, so wird es in kurzer Zeit im ganzen Dorf bekannt sein. Man sagt ein Wort einem Freunde und befehlt ihm Stillschweigen an; dieser Freund sagt es einem andern unter der gleichen Empfehlung, und bald sagt es sich alle Welt in die Ohren.“ — „Nun gut, ich werde dem Hannchen nichts sagen. Aber ich werde ihr sagen, sie möchte mehr Lebensmittel in den Sack hineinbun . . . Ich werde ihr sagen, daß ich von einem immerwährenden Heißhunger geplückt werde . . . Aber für den Augenblick ist es notwendig, an Cure Verwendung zu denken. Ich lenne sehr heilsame Kräuter, welche mich von dem Hufschlag eines Pferdes geheilt haben. Ich will gehen und eine Handvoll pflücken.“ In wenigen Augenblicken legte der junge Arzt seine Kräuter auf die Wunde des Grafen, verband sie mit einem Schnupstuch und wies seinen Patienten in die Höhe ein, welche ihm zur Wohnung dienen sollte.

V. Das Thal.

Gewiß, diese Wohnung slich wenig dem Schlosse, welches der Graf von Keratnel hatte verlassen müssen. Der Ein-

gang war, wie wir gesagt haben, niedrig und enge. Aber das Innere derselben war geräumig genug, um aufrecht einige Schritte darin gehen zu können. Der junge Hirte trug Sorge, sie mit Blumen zu schmücken, welche er auf den Bergen pflückte. Moose und trodene Jarrenkräuter gaben ein ziemlich weiches, festes Bett. Ein vierediger Stuhl diente zum Schemel. Paul, welcher fand, daß dieß ein etwas harter Sitz für einen Edelmann sei, hatte die Idee, von Weidenzweigen eine Art lässlichen Ledersessel zu verfertigen. Je mehr übrigens auf diese Weise Tage verlossen, desto mehr schwanden die Befürchtungen. Man fand für gut, auf die Nachforschungen nach dem Gräbtele zu verzichten; am wenigsten suchte man ihn an diesem Ort. Auch verbrachte der Graf den größten Theil der Tageszeit in dem Thälchen an der Seite seines jungen Beschüfers, dessen unbelangene Fröhllichkeit ihm die Langeweile vertrieb. Paul pflegte die schönsten Blumen zu pflücken, von denen er wußte, daß der Graf ein großer Liebhaber war. Er hatte ganz in der Freiheit einen Tischfinten aufgezogen, welcher herbeiram, um aus der Hand seiner zwei Herren Brobrümden zu picken, welche sie ihm darboten. Der Gräbtele fand ein Vergnügen an diesen unschuldigen Zerstreungen, zu welchen selbst Ralph durch seine Sprünge, seine Liebschungen und seine Talente beitrug. Der Graf, welcher ein unterrichteter Mann war, zahlte die Schuld seiner Dankbarkeit, indem er, soviel er konnte, das Wissen seines jungen Gesellschafters vermehrte. Mit Hilfe einigen Geldes, das er mit sich genommen, hatte er durch Paul Bücher, Papier und Mehlisse kaufen lassen. Auch unterrichtete ihn der Graf ein wenig im Rechnen; endlich lehrte er ihn die Anfangsgründe des Zeichnens, einer Kunst, an der Paul sehr viel Gefallen fand. Er gefiel sich darin, Landkästchen zu entwerfen, auch mußte ihm Ralph sitzen, um sein Porträt zu zeichnen.

Die Zeit verging auf diese Weise, ohne daß der Graf allzusehr von Langeweile geplagt wurde. Indessen war seine Lage immer dieselbe. Es war in den ersten Tagen des Septembers, d. h. im Monat Juli. Robespierre führte das Schredenregiment in Frankreich, und nichts verständigte das baldige Ende dieser schrecklichen Herrschaft. Der Graf konnte nicht ewig in dieser Lage bleiben. Seine Wunde war geheilt, und er dachte auf Mittel endlich der Gefahr zu entfliehen und unter dem Schutze einer Vertreibung das Meeresufer zu gewinnen, wo er auf einem Kaufschiffes sich einschiffen und so England erreichen konnte. Aber zu diesem Zwecke mußte er schnell reisen, und unglücklicher Weise hatte er kein Pferd mehr. Eines Tages theilte er sein Vorhaben sowie die demselben entgegenstehenden Hindernisse dem Hirtentungen mit. „Ich kann nicht ewig hier bleiben,“ sagte er zu ihm; „mir schweben alle Beide in Gefahr; es ist durchaus nöthig, daß ich aus dieser schlimmen Lage herauskomme. Aber es fehlt mir ein Pferd, und ich weiß nicht, wie ich es angehen soll, mir ein solches zu verschaffen. Wenn ich, um eines zu kaufen, nach Pontivy, oder sogar in irgend ein Dorf gehe, so bin ich sicher, erkannt und verhaftet zu werden.“ — „Wenn es weiter nichts ist,“ sagte Paul, „so werde ich Euch nächsten Sonntag eines kaufen, und Euch dasselbe am Montag bringen.“ — „In der That,“ versetzte der Graf, „Du bist mein Schutzengel. Ich vertraue auf Deine Geschicklichkeit.“ — Am Samstag handigte der Graf dem Hirtentungen fünfundsiebenzig Louis'dors zum Ankauf eines Pferdes ein. — „Aber wirst Du es mir auch ohne Gefahr bringen können?“ sagte er. „Bedenke, daß ich ein gutes Pferd brauche, welches eine ganze Nacht in gestrecktem Galopp laufen kann, und Du, der Du bis jetzt nur Hämml geführt hast, wirst Dich in Verlegenheit befinden, wenn es sich darum handelt, nebst Deiner Herde noch ein lebhaftes Pferd zu führen.“ — „O! seid ohne Sorge,“ sagte Paul, indem er sich in die Brust wari; „ich habe mehr als einmal das Mutterfüllen des Pächters geritten und zwar ungefaltet; und ich ließ es ordentlich galoppiren. Nächsten Montag früh werdet Ihr mich zu Pferd an der Spitze mei-

ner Herde ankommen sehen. Das wird hübsch sein; Ihr werdet sehen, was ich für eine gute Haltung habe.“ — „Nun, so geh', mein liebes Kind,“ sagte der Graf. „Hier sind fünfundsanzig Louis'd'ors; ich vertraue mich Dir an. Aber ich fühle es, daß ich mich von Dir nicht ohne Bedauern trennen kann. Wenn bereinst noch glücklichere Tage für mich anbrechen sollten, wenn ich einmal in mein Vaterland zurückkehren kann, so werde ich Dir zeigen, daß Du Dir keinen Unbanbaren verpflichtet hast.“

VI. Der Pferdemarkt.

Am folgenden Sonntag schritt Paul, in eine hübsche Blause von blauer Leinwand gekleidet, mit einer schwarz-tuchenen Mütze bedeckt und mit neuen Holzschuhen an den Füßen, auf der Straße nach Pontivy dahin, indem er mit hochgetragenem Kopfe vor sich hinpaffte und von Zeit zu Zeit seine fünfundsanzig Louis'd'ors klingeln ließ, theils um sich zu vergewissern, daß sie nicht seiner Tasche entfallen seien, theils auch, um das Vergnügen zu haben, von sich sagen zu können: „Ich habe Gold bei mir.“ In Pontivy schlenderte er eine gute halbe Stunde mit einer wichtigen Miene herum, prüfte die verschiedenen Pferde, welche mit Strohhäuten unter dem Schwanz stolz mit den Hufen scharren Käufer erwarteten. Er entschied sich endlich für einen Braunen mit schönem Hals, welcher ungeschuldiger als die andern die unaussprechlichen Stiche der Räder zu ertragen schien. Um sich noch als Pferdeweiher zu zeigen und in seiner Wahl nicht fehl zu geben, näherte er sich dem Biere, ging um dasselbe herum, streichelte es mit der Hand und prüfte alle seine Sinne. Der Händler, welcher zuerst ihm seine Aufmerksamkeit schenkte, sah seine wichtige Miene und seinen neugierigen Blick, und rief ihm von seinem Platz aus mit zuverlässlichem Tone zu: „Nun, mein Junge, gefällt er Dir?“ — „Das kommt auf den Preis an,“ antwortete der Hirtenjunge ruhig. — „Den Preis! O! o! Du bist wohl sehr reich?“ — „Reich genug, um ihn zu kaufen.“ — „Wirklich?“ versetzte der Händler mit spöttischer Miene. — „Nun, wir wollen sehen,“ sagte Paul in erstem Tone; „wie viel wollt Ihr?“ — „Auf Ehre!“ rief der Händler, indem er sich laut lachend zu seinen Kameraden wandte, „er macht eine ernsthafte Miene zu seinen Reden, so ernsthaft wie ein alter Heshändler!... Mein Junge,“ fügte er, sich an Paul wendend, hinzu, „wenn Du zehn Jahre älter sein und zwanzig Louis'd'ors mehr in Deiner Tasche haben wirst, dann kannst Du wieder kommen, und dann soll mein Pferd Dein sein.“ — „Zwanzig Louis'd'ors!“ entgegnete Paul ruhig, der das Geld seines Schlinglings schonen wollte; „das ist nicht Euer letzter Preis, nicht wahr?“ — „Er bleibt darauf!“ versetzte der Pferdeshändler noch heller auflachend. „Wahrhaftig, Du bist wie gemacht zu diesem Handwerk. Aber um es auszuüben, mußt Du noch warten, bis Du einen Hart am Hinn hast. Zur Zeit aber geh' und spiele Verdeck mit Deinen Kameraden.“ — „Ich gebe Euch achtzehn Louis'd'ors,“ antwortete Paul mit einer unverwundlichen Kaltblütigkeit. — „Ach, was! mein Freund,“ sprach mit etwas barocker Stimme der Händler, der anfang etwas ungeschuldig zu werden; „ich liebe solche lang dauernde Spässe nicht.“ — „Schlagt doch ein!“ rief lachend ein Anderer, und er soll sein Geld zeigen.“ — „Ja wohl!“ versetzte ein Dritter; „er soll sein Geld zeigen.“ — „Nun, gut! der Handel ist aus,“ sagte lustig der Händler, „bezahle nun, und mein Pferd gehört Dir.“ Die andern Händler, welche dem Gespräch zugehört hatten, ergötzen sich sehr über das wichtigthuende Auftreten des Hirtenjungen, der mit der Hand in die Tasche griff, um die geordnete Summe hervorzuholen. Er zog langsam sein Schnuphtuch aus Zifpel heraus, an den er einen großen Knopf gemacht hatte. Er löpste ihn vorsichtig auf, und die Goldstücke kamen zum Vorschein und glänzten in der Sonne. Bei diesem Anblick hörte man einen Ruf des Erstaunens aus jedem Munde, und dieses Erstaunen war um so größer, als

zu jener Zeit Silber und Gold etwas ganz Seltenes waren, und als man sich, um sie zu kriechen, papierenen Zettel bediente, welche man alsignaten nannte. Der Heshändler, an den sich Paul gewendet hatte, sperrte seine blöden Augen weit auf, als er sah, daß seine Ausforderung zu ohne Weiteres angenommen und so hübsch in Schanden gemacht worden war. Während dieser Zeit zählte Paul eines um das Andere der geforderten Goldstücke und bot sie dem Händler an. Aber dieser wagte, trotz seiner Habgucht, nicht, sie so vor aller Welt anzunehmen. Eine so große Summe in den Händen eines Kindes war eine zu auffallende Sache, um nicht den Resten dem schwersten Verdacht auszuliegen. — „Woher kommt dieses Gold?“ fragte der Händler. — „Was geht das Euch an?“ erwiderte Paul. „Ihr habt gesagt: Der Handel ist aus.“ — „Wohlan, nehmt das Geld, Euer Pferd gehört mir.“ — „Du schenkst mir kurz angebunden,“ sagte ein Anderer, „für einen Jungen von Deinem Alter.“ — „Wo bist Du her?“ sprach ein Dritter. — „Was treibt Dein Vater? Hat er Dich mit dem Ankauf eines Pferdes beauftragt? Und wie kommt es, daß er so viel Gold in seinem Besitz hat?“ — Es regnete Fragen auf den armen Knaben, und man ließ ihm kaum Zeit zu antworten. Schon hörte er das Wort „Dieb“ neben sich murmeln. Die Wölfe stieg ihm in's Gesicht. Der arme Junge, so ehrlich, so offen, hatte dieses Hinderniß nicht erwartet, und seine Verlegenheit war nur geeignet, den auf ihm ruhenden Verdacht zu verstärken. Bald klagte man ihn laut an, dieses Gold gestohlen zu haben. „Man durchsuche ihn!“ schrie eine Stimme; „er hat euch weiteres bei sich.“ Dieses Wort machte ihn beben und gab ihm seine Festigkeit wieder. Er nahm schnell seine Blause, seine Mütze, bis auf die Holzschuhe, welche er seinen Verfolgern überließ, und drehte vor Jedermann seine Taschen um. Indessen hatte diese Szene die Vorübergehenden herbeigezogen. Eine Gruppe von Männern und Weibern hatte sich auf dem Markte gebildet. Sie theilten einander ihre Vermuthungen mit über den Erwerb dieses Goldes, und beinahe Alle stimmten darin überein, daß es gestohlen sei. Der Hirtenknabe stand zitternd, sich schämen, aber lautlos dabei, während man auf diese Art über sein Schicksal Verathung hielt. — „Man überliefern ihn der Gerichtsbehörde!“ rief endlich eine Stimme. — „Ja, ja,“ wiederholten alle Umstehenden; „in's Gefängniß mit dem Dieb!...“

VII. Die Verhaftung.

Vor dem Richter blieb der Hirtenjunge darauf, es in Abrede zu ziehen, daß er das bei ihm gefundene Gold gestohlen habe; aber er beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen darüber, wie er zu dem Gelde gekommen sei. Dieser passive und unbefiegbare Widerstand reizte den Richter und bestärkte ihn in seinem Verdachte. Zu jener Zeit aber, wo eine solche schredliche Unordnung herrschte, wurden eine Menge Diebstahle und Räuberereien in der Umgebung begangen. Man dachte, daß Paul mit einer Diebsbande in Verbindung stehe; man zählte auf seine Geständnisse, um sie zu entdecken. Sein Widerstand erbitterte den Richter und die ganze Bevölkerung. Ueberall, nicht allein in der Stadt sondern auch in den benachbarten Dörfern, sprach man von nichts als der Arretierung eines Hirtenjungen, der mit Räubern in Verbindung gestanden. Der Richter fing nun damit an, den Pächter, bei dem Paul als Hirte diente, als Zeugen zu berufen, und alle Leute des Pachtbros zu vernehmen. Der Vater Thomas, der Pächter, war mit der ganzen Familie bei Tisch, als er diese Vorladung erhielt. Er gab sie der Johanne, der einzigen Person im Hause, welche lesen oder wenigstens beinahe lesen konnte. Als sie den Inhalt des Aktenstückes bekannt gemacht hatte, schlopfte Alles laut auf. „Er ein Dieb! das ist unmöglich!“ wiederholten alle diese braven Leute. — „Du hast falsch gelesen,“ sagte der Vater zu Johanne. — „Ach! es ist nur zu wahr,“ antwortete das Tochterchen

weinend und die letzten Worte wiederholend: „Angeschuldigt, fünfundzwanzig Louisd'ors gestohlen zu haben, welche in seinem Besitz gefunden wurden.“ — „In seinem Besitz! Das ist wirklich seltsam,“ sagte die Pächterin. — „Wir wollen sehen,“ jagte der Pächter, indem er sich erhob. „Dessnen wir die Schublade!“ Aber es fanden sich da bloß hundertundfünfzig Franken in Silber und Altsignaten, aber nicht Ein Louisd'or. — „Nun,“ sagte die Pächterin, während er sein Geld zählte. — „Es ist Alles da,“ antwortete er. — „Und wenn auch einiges gefehlt hätte,“ rief Johanne, „so wäre er sicher nicht Derjenige, den man dessen hätte anklagen können.“ — „Du hast recht, mein Kind,“ versetzte der Pächter. „Aber doch hat man fünfundzwanzig Louisd'ors bei ihm gefunden; wo hat er sie her? Das ist es, was mich stutzig macht. Nun, meine Tochter,“ fügte er hinzu, „müssen wir uns nach der Stadt begeben. Vielleicht wird es sich dort auflären. Aber wie



Er bemerzte Soldaten und Männer mit wilden Gesichtern. (S. 359.)

hat er sich nur dieses Gold verschaffen können?“ wiederholte er, während er die Zurüstungen zur Abreise traf. Unter allen diesen Ungewissheiten ging es nach der Stadt, ein Jedes verfuhrte es der Heise nach, dieses Räthsel zu lösen: „Wie hat er sich dieses Gold verschaffen können, und was wollte er mit einem Pferde machen?“ Johanne allein sprach nichts, aber sie schien tief nachzudenken, und verstohlene Thränen drangen ihr aus den Augen. Der Richter begann nun alle Leute des Pächthofs zu befragen, und Alle gaben dem Hirtenknaben einstimmig das Zeugniß der Rechtschaffenheit. Aber es ergab sich aus den Angaben des Pächters und seiner Frau, daß Paul, der da ganz ohne Geld zu ihnen kam, eine gleiche Summe, wie diejenige, welche man bei ihm fand, während seiner Dienzeit nicht erspart haben konnte. Aber woher hatte er sie? Seine

brave, geordnete Aufführung, seine Verschäftigung, welche ihm während sechs Wochentagen von aller menschlichen Gesell-



„Ich gebe Euch achtzehn Louisd'ors.“ antwortete Paul mit unvezwältigter Kaltblütigkeit. (S. 367.)

schalt entfernt hielt, endlich der unberührt gefundene kleine Geldvorrath des Pächters entfernten allen Verdacht, oder verwandelten ihn wenigstens in leere Vermuthungen, aus denen man nicht herauskommen konnte. Der Richter stellte endlich den jungen Angeklagten den Zeugen gegenüber, in der Hoff-

nung, daß sein Herr einen größeren Einfluß haben werde, um ihn zum Geständniß der Wahrheit zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Krakau und seine Universität.



Das Universitätsgebäude zu Krakau.

Krakau, die einstige Hauptstadt Polens, liegt in einer weiten und fruchtbaren Ebene, am Einfluß der Rudowa in die Weichsel, war später die Hauptstadt der gleichnamigen Republik, und ist seit dem Jahre 1846 mit dem österreichischen Kaiserthum verbunden. Durch fortifikatorische Werke befestigt, besitzt es ungefähr 41,000 Einwohner, von denen fast ein Drittel dem israelitischen Kultus angehört.

61.

Das feste Schloß auf dem Berge Wawel, von Casimir dem Großen im 14. Jahrhundert erbaut, die Domkirche, die im gotischen Stil erbaute Marienkirche, die früher (S. 113) von uns geschildert wurde, und zahlreiche Thürme geben der Stadt einen imposanten und hobelvollen Charakter, den man am vollständigsten von dem etwa eine Stunde von der Stadt entfernten Kocziusztberge, welcher von der Bevölke-

47

zung diesem Feld zu Ehren errichtet wurde, überschauen kann, wie man auch von diesem Punkt eine umfassende Fernsicht auf den Kratauerg und die Gipfel der Karpathen und Bestien genießt. — Die Universität von Kratau wurde im Jahre 1347 von dem letzten der Pfaffen, Casimir, gegründet, dreizehn Jahre vor der Gründung der prager, und achtzehn vor der der wiener Hochschule. — Anfangs wurde sie an einem, in damaliger Zeit „Banol“ genannten Orte, nahe bei der Sankt Laurentiuskirche, errichtet und erhielt den Namen «Studium generale». Beträchtlich erweitert im Jahre 1364 und von Papst Urban V. mit Privilegien beschenkt, die die Universität allen übrigen Europas gleich stellte, bezug die Anzahl der Professoren damals zehn, von denen drei kanonisches Recht, fünf das Civilrecht und zwei Medizin lehrten; der Lehrstuhl der Theologie blieb unbesetzt. — Unter der Regierung des Königs Ludwig, welcher bei seiner großen Vorliebe für Ungarn dorthin seine Residenz verlegte, verfiel der Entfernung des Souveräns und des Hofes wegen die Universität, und die meisten Studirenden gingen nach Frankreich oder Italien. Erst unter der Königin Hedwig, einer Frau von eminentem Geiste und großem Wissen, nahm sie wieder einen neuen Aufschwung. Nachdem sie durch ihre Gelehrten mit dem Jagellonen Wladislaw V. Litauen an Polen gebracht, dotierte sie die Universität auf's Reichste und erwarbte von Papst Bonifacius X. die Befreiung des theologischen Lehrstuhles. In ihrem Testament, sie starb 1399, empfahl sie die kratauer Hochschule ihrem Gemahl Wladislaw, und dieser ehrte den Willen seiner verstorbenen Gattin, indem er 1400, am Jahrestage ihres Todes, in großem Pomp, begleitet vom Senat und den Großwürdenträgern des Reiches, nach der St. Annenstraße zog und dort den Grundstein zur neuen Universität legte, derselben, welche noch heute existirt. Die neue Hochschule erhielt bald einen ausgebreiteten Ruf namentlich in den Fächern der Theologie, Mathematik und Physik, und nicht nur heimische Studenten ver sammelten sich in Kratau in Menge, sondern auch aus Deutschland und Ungarn ließen sich Viele immatriculiren. — Im 15. Jahrhundert wurde Kratau das Centrum der intellektuellen und politischen Entwicklung der Slaven. Rutilio entwickelte dort, der Erste in Europa, die Gesetze der Optik, und mit ihm im Verein lebten bedeutende Professoren.

Unter der Regierung Matyrs's bemächtigten sich im Jahre 1562 die Jesuiten der Lehramter, und nach ihrer Vertreibung 1773 nahm die kratauer Universität wieder einen neuen Aufschwung, unter der österreichischen Regierung aber verfiel sie wieder. Drei große Gebäude gehören zur Universität: das jagellonische Kollegium, das physikalische Kollegium und die Rechtsschule. Von architektonischer Schönheit an dem Universitätsgebäude ist nur das Vestibul, dessen mit Sculpturen versehene Arkadenpfeiler auf gerippten Gemäwbbogen einen in Quadrate getheilten Wallen tragen und dessen Mauern mit Basreliefs und Nüftungen von Zierstein geschmückt sind.

Der Geächtete.

(Fortsetzung.)

Als Paul vor den Vater Thomas und seine Familie geführt wurde, war seine erste Bewegung, die er machte, daß er auf ihn zulief und anscrie: „Ach! glaubst nichts davon, ich bin nicht schuldig!“ — „Ich glaube Dir, mein Sohn; Du bist bei mir immer rechtschaffen und fleißig gewesen. Aber auf dem Hofe hast Du dieses Geld nicht verdient. Sag' uns doch, wie Du es Dir verschafft hast, und was Du mit einem Pferd hast thun wollen?“ — „Ich kann es nicht,“ antwortete Paul, indem er traurig die Augen zu Boden sank. „Nein, ich kann es nicht sagen,“ wiederholte er auf's Bestimmteste; „aber ich schwöre es Euch, Meiner Thomas, ich habe es nicht gestohlen.“ — „Mein Gott! ich weiß es wohl; aber da es Dir so leicht ist, Dich

zu entschuldigen, so entbede die Wahrheit, und Alles ist ja vorbei.“ — „Nun, Paul, mein Kind,“ sagte hierauf die Wächterin, „sich doch, ich bitte Dich, ich, die Dich wie einen Sohn liebt.“ — Der Knabe schluchzte, aber beobachtete immer das gleiche Stillstehen. Medann näherte sich ihm Hauchden, nahm ihn bei der Hand, blinnte ihm mit einer bittenden Miene an und sprach zu ihm mit bewegter Stimme: „Paul, willst Du denn für einen Lieb gelten?“ — Bei diesen Worten sahste Paul sein Herz beben, seine Aniee zitterten, und, nicht mehr im Stande dieigen Andringen der Freundschaft länger zu widerstehen, öffnete er schon den Mund, Johann Alles zu gestehen, als der Richter, welcher diese besige Bewegung bemerkt hatte, sich näherte, um das Geständniß, welches schon auf dem Punkte war den Lippen des jungen Angetragten zu entschlüpfen, zu vernehmen. Sein plötzlicher Anblick machte jedoch auf den jungen Hirten den Eindruck eines auf sein glühendes Haupt gegossenen Eimers Wasser. Seine ganze Gesichtsgewannart gewann er in diesem Augenblick wieder. Er reichte seiner jungen Freundin die Hand und sagte zu ihr mit bittenderm Tone: „Ach! Hauchden, Du weißt nicht, wie wehe Du mir thust; wenn Du es wüßtest, so würdest Du mich nicht zum Sprechen nöthigen wollen... Aber auch Du,“ fügte er mit einer tiefen Traurigkeit hinzu, „wirst auch Du mich verachten?“ — Dann schwoig er, fest entschlossen den Mund nicht mehr zu öffnen. Der Richter, in seiner Erwartung getäuscht, gab folgende Befehl, den Angeklagten in's Gefängniß abzuführen, um dort sein Urtheil zu erwarten. Während er zu diesem Zweck Soldaten holen ließ, und während er selbst mit den Wächterleuten plauderte, löste Johanne, welche nahe bei ihrem Freunde geblieben war, ohne Etwas zu sprechen, von ihrem Hals ein kleines silbernes Medaillon, welches sie hatte weihen lassen, und welches sie immer bei sich trug. Sie reichte dasselbe Paul unter Thränen, und sprach zu ihm ganz leise: „Nein, Du hast nichts Böses gethan, ich bin davon überzeugt; nein, Du bist nicht mit Dieben im Bunde gewesen; man mag über Dich sagen was man will, ich werde immer an Deine Unschuld glauben. Hier, Paul, nimm dieses Medaillon; das ist Alles, was ich auf der Welt besitze. Nimm es, es wird Dir Glück bringen, und es wird Dich verdingern mich zu vergessen, ... denn Du wirst mich nicht vergessen, nicht wahr?“ — „D! nie, nie!“ versetzte Paul mit ersüchter Stimme. — In diesem Augenblick traten zwei Soldaten in das Kabinett des Richters, und den Knaben zu ergreifen. Er beeilte sich, das Medaillon unter seiner Kleidung zu verbergen, und ging in Begleitung seiner zwei Wächter hinaus, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

VIII. Das Richtiggefühl.

Der Graf von Keratnel, der allein in dem Thale zurückgeblieben war, war erstaunt, als er den folgenden Montag den Hirtenjungen nicht zurückkommen sah. Den ganzen Tag wartete er vergeblich. Jedoch dieser Eine Tag der Verjüngung brachte ihn auf keine andere Vermuthung als die eines gewöhnlichen Zufalls, der Paul begegnet sein könnte, z. B. ein vorübergehendes Umwohlfsein. Aber den folgenden Tag, als er einen ziemlich langen Weg in der Richtung gegen den Pachthof zurückgelegt hatte und nichts auf der StraÙe bemerkte, fing er an ernstlich unruhig zu werden. Was war ihm wohl begegnet? Welcher Zufall konnte Paul vom Kommen abhalten, ihn, der gewöhnlich so pünktlich war? Hatte er sich beim Reiten des Pferdes, das er ihm bringen wollte, beschädigt? War er in Verdadht gekommen, einem Geächteten einen Zufluchtsort gewährt zu haben? Alle diese Gedanken quälten den Grafen, und schon machte er sich Vorwürfe, die Ursache irgend eines traurigen Ereignisses zu sein. Inzwischen wartete er noch bis zum Mittwoch. Aber als er an diesem Tag bis zum Mittag Niemand in der Richtung von dem Pachthofe her kommen sah, konnte er seine Unruhe nicht länger bemeistern, und entschloß sich, sich selbst

von dem Stand der Sache zu unterrichten. Er verbarg sich die Gefahren nicht, die seine Gegenwart in einem Dorfe, das zu nahe bei seinen Besitzungen lag, um daselbst ganz unbekannt zu sein, für ihn mit sich brachte. Aber er zog alle Gefahren den Gewissensbissen vor, die er sich darüber verursacht zu haben. Ueberdies waren die wenigen Lebensmittel, welche Paul ihm bei seiner Abreise zurückgelassen hatte, aufgebraucht. Er machte sich daher auf den Weg, ohne eigentlich recht zu wissen, wo er hinkommen werde, denn er kannte diese Wege nicht. Nach einem Marsch von zwei Stunden bewehrte er die ersten Häuser eines Dorfes, von dem er sich erinnerte, schon ein- oder zweimal daselbst gewesen zu sein. Ein wenig müde, und überhieß hungriig, trat er in ein Wirthshaus ein, um daselbst einige Nahrung zu sich zu nehmen, und um sich dort den Weg nach dem Pachthofe La Saussate zeigen zu lassen. Als er einige Bauern dort traf, die sich in demselben Augenblick an einen Tisch gesetzt hatten, brühte er seinen Hut tief über die Augen und nahm nach einem leichten Gruss an einem in der Ecke der Stube stehenden Blase. Während man das Frühstück bereitete, horchte er auf das Gespräch der Jender. Er war sehr erstaunt, nicht von Komites, Verkäufungen und Hinrichtungen, was Alles damals die gewöhnliche Unterhaltung bildete, sprechen zu hören. — „Man weiß nicht mehr, wem man vertrauen soll,“ sprach der Eine, „sogar Kinder werden Diebe, und zwar Diebe im Großen.“ — „Ganz daselbe setzt auch mich in Erstaunen,“ antwortete ein Anderer; „er hatte das Aussehen eines so rechtschaffenen Jungen, und der Vater Thomas sagte mir laum gestern, daß er nie an ihm etwas auszusuchen gefunden habe.“ — „Bei diesen Worten bog der Graf den Kopf zurück und borchte mit aller Aufmerksamkeit. — „Alles dieß ist gut sagen,“ antwortete der Erste; „wie aber konnte er bei fünf Franken Lohn des Monats fünfundsanzig Louisd'ors ersparen? Denn gehabt hat er sie; ich habe sie gesehen, und er hatte erst nicht einmal das Aussehen, sich darüber zu jähmen.“ — „Nun!“ antwortete der Andere, „Du mirst dieß vor Gericht sagen, und man wird dann sehen, wie es weiter geht.“ — „Gewiß werde ich es sagen. Und es ist jetzt Zeit, daß ich mich bald auf den Weg mache; denn um zwei Uhr bin ich vorgeladen, und von hier bis dahin ist es eine gute Stunde Wegs. Auf! noch einen Schluß Most, und dann auf Wiedersehen!“ — Einen Augenblick nachher erhob sich der Trinker und ging hinaus. Diese Unterhaltung gab dem Grafen eine schreckliche Aufklärung. Er brauchte jetzt keine weiteren Erkundigungen einzuziehen. Darüber herrichte jetzt kein Zweifel, Paul wurde als Dieb verhaftet; er hatte sich geweigert, Zeugnissen zu verrathen, welcher ihm das Geld gegeben hatte; er sollte das Opfer seiner Hingebung sein, entgehen, in's Gefängniß geworden, und das Alles, um ihn zu retten! Der Graf machte sich mit Schmerz die Gedanken, und machte sich Vornahme über seine Unfluthigkeit. Wie konnte er auch ein Kind in einem solchen Auftrag betrauen? Wie war es möglich, daß er diese unvermeidliche Klippe nicht vorhergesehen hatte? Doch es handelte sich jetzt nicht davon, auf das Geschehene zurückzukommen, sondern es galt jetzt, das vorhandene Uebel zu heilen. Das einzige Mittel war, daß er, der Graf von Keratnet und ein Obedieter, den Richtern die Wahrheit offenbarte. Diese Wahrheit mußte seine Verhaftung, seine Verurtheilung vor dem Revolutionstribunal und seinen Tod zur Folge haben. Er mußte es; aber er janderte seinen Augenblick. — „Das ist meine Pflicht,“ sagte er, „und ich muß sie erfüllen, ohne die Folgen zu bedenken.“ — Er beeilte sich, von dem Wirthshause fortzukommen und machte sich auf den Weg nach Ventoux. Bei seinem Eintritt in die Stadt bemerkte er einen Auslauf.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Geschichte.

IV.

E g m o n t.

(Schluß.)

Der Erste, welcher Egmont zu arreiren hatte, folgte ihm bis in den Garten des Hotels und trat, als Egmont diesen gerade verlassen wollte, vor ihn, erklärend, er habe auf Befehl des Herzogs von Alba ihn festzunehmen und verlange ihm seinen Regen ab. Auf das Heftigste bestürzt fand Egmont im ersten Augenblicke keine Worte der Ermüdung, sagte aber darauf; als Ritter des goldenen Rießes habe er Niemand als dem Könige selbst seinen Regen zu übergeben — und jagte dieß öfter wiederholend bei, er habe mit diesem Regen mehrmals die Feinde der Krone Spaniens vernichtet, seine ihr geleisteten Dienste verdienten nicht so schlecht belohnt zu werden, übergab dann seine Waffe und wurde in ein Zimmer des Hauses zurückgeführt. Der wichtigste Akt Alba's war jetzt die Zurücklegung des — zuerst der Rath Seiner Excellenz, später Rath der Unruhen (Conseil des troubles, von Volte aber der Nuntzath genannten Gerichtes, das, in der Weltgeschichte auf ewige Zeiten brandmarkt, nur im Revolutionstribunal unter Robespierre seinesgleichen hat! Die peinliche Unternehmung gegen Egmont ward Vargas und Del Rio mit Beigabe von Stephan Brats als Orefreier übertragen, und in fünf Verhörend vom 13. bis 16. November 1567 vollendet. Hundert und achtundvierzig Fragen wurden dem Gefangenen vorgelegt und von ihm, dem entmuthigten Manne, wenn auch zuweilen nicht mit der nöthig gewesenen Genauigkeit, aber doch so beantwortet, daß er nachwies, er habe niemals den Gedanken der Empörung oder nur der Auflehnung gegen den König gehabt; der Zwed aller seiner Amtshandlungen von der Opposition gegen Granvella an bis zu seiner Vermittlung der Protestanten mit dem Hofe sei kein anderer gewesen als der, dem Könige wahrhaft zu dienen und die Niederlande seiner Herrschaft zu erhalten. Vom Februar 1568 an wurden von Egmont's nahen und fernem Freunden — ja den höchsten Verlonen alle Mittel angewandt, um Philipp II. zur Milde zu bewegen. Seine Gemahlin schrieb nodmals an Philipp, sich beschwerend, daß sie ihren Gatten nicht einmal habe besuchen dürfen, sie hat, denselben im eigenen Hause konfiniren zu lassen, und ihre Kinder als Geiseln zu nehmen; ja selbst srißliche Vult zu gemessen werde ihm verweigert! Sie schilderte die hüßliche Lage ihrer Familie (denn das aus 51,000 fl. bestehende Einkommen des Grafen war mit Sequester belegt worden), sie vertraue, sagt sie, der Gerechtigkeit des Königs, daß sie nicht gezwungen sein werde als Bettlerin nach Deutschland zurückzukehren, woher sie, des regierenden Herzogs von Vauern Schwelger, von des Königs Vater — Kaiser Karl von Spanien, gebracht worden sei! Durch ein Dekret vom 1. Juni wurden die Prozeßakten gegen Egmont und Hornes geschlossen und unter Abweisung weiterer Vertheidigungen dem Blutrath vorgelegt; den folgenden Morgen erklärte dieser, d. h. Vargas und Del Rio, beide Angeklagte des Hochverraths schuldig und verurtheilte sie zum Tode. Alba bestätigte die Urtheile und begab sich am 4. Mai in die Sitzung, wo dieselben verriegelt vorgelegt, dann eröffnet und vom Sekretär vorgelesen wurden. Sie lauteten dahin, daß sie des Hochverraths und Muthrubs überwiegen befunden worden, durch das Schwert hingerichtet, und ihre Köpfe, so lange es dem Herzog gefiele, auf Pähle gesteckt und ihre Güter konfiszirt werden sollten. Von Vient nach Brüssel übergebracht wurde er im Brothaus (1860 E. 244) festgesetzt und zum Tode vorbereitet. Ganz zum Sterben bereit — erzählt ein Augenzeuge — habe dann der Graf noch im Zimmer den Kragen seines Damastes und Hemdes bis zur Schulter abschneiden lassen, um den Akt auf dem Scaffot nicht aufzuhalten. Als den Morgen darauf, Samstag vor

Königten, nach elf Uhr die Spanier, um ihn auf das Schafot abzuholen, kamen und die Hände binden wollen, habe der Graf sein Hebertkleid geöffnet und ihnen gezeigt, daß er zum Sterben bereit sei und von ihnen verlangt, ohne Kesseln der Arme und Hände den Todesstreich zu empfangen. — Unverweilt habe er sich dann auf das Holzgerüst — das in der Nacht war aufgerichtet worden — begeben mit dem Bischof zur Seite, und habe im Hingehen den Psalm Miserere mei Deus rezitiert; auf dem Schafot angelangt, habe er sich auf die Kniee geworfen und mit ihm, wie überein-

gekommen, das Vater unser und zwar dreimal gebetet. Als hierauf der Bischof den Segen gegeben, habe der Graf das Kreuz gemacht, ein ihm dargelegtes Kreuzifix geküßt, auf ein dahin gelegtes Sammetkissen sich niedergelassen, die Hände gefaltet und mit lauter Stimme ausgerufen: In manus tuas Domine commendo spiritum meum! Darauf habe der Graf ihm ein Zeichen gegeben sich zurückzuziehen; eine weiße Mütze, die er im Ärmel seines Mantels gehabt, über die Augen gezogen, diesen selbst abgelegt und mit gefalteten Händen, als bete er voll Inbrunst zu Gott, den Schafrichter erwart-



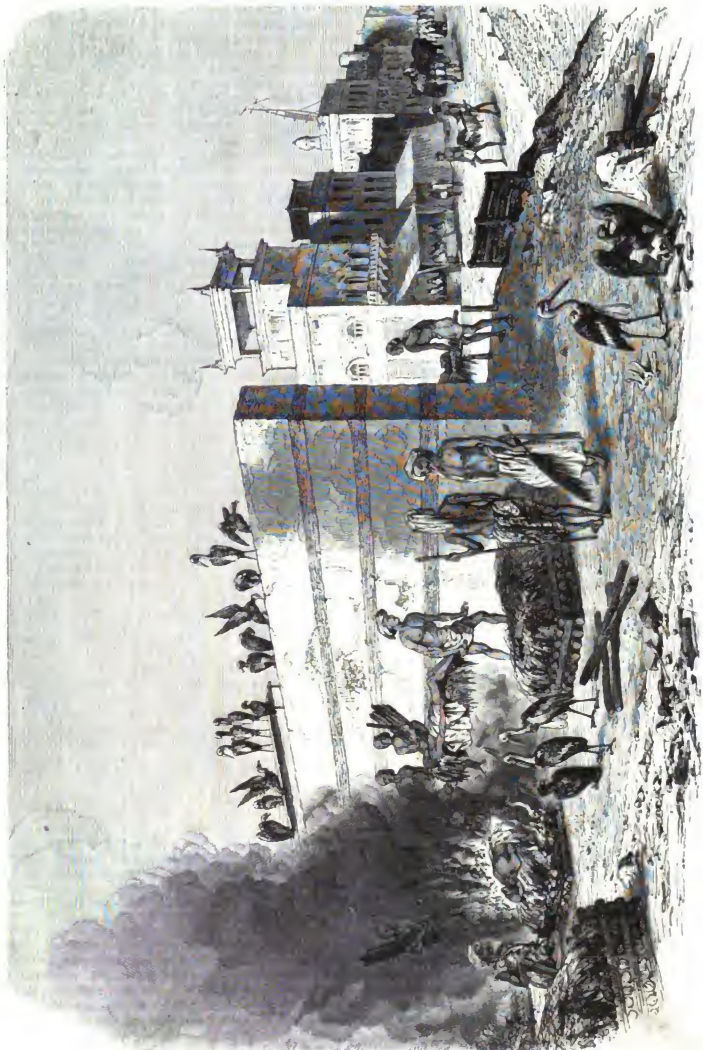
Herzog von Alba.

tet, der mit einem Hiebe ihm das Haupt abgeschlagen habe. — Der bis dahin unter dem Gerüste verdeckte Hentler soll ein früherer Bedienter Egmont's gewesen sein!

Der Leichenhof in Kalkutta.

Der Graf Andras, welcher den größten Theil des Orients besucht, erzählt über seinen Aufenthalt in Kalkutta Folgen-

des: Es war am dritten Tage meiner Ankunft in dieser indischen Stadt, als ich etwa um 6 Uhr Morgens mein Haus verließ, um einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen. Indem ich an den Ufern des Hught hinging, fand ich einen großen Theil der Bevölkerung schon auf den Beinen; überall wogte die emsige Geschäftigkeit: die Kaufleute hatten ihre Buden bereits geöffnet, die Handwerker arbeiteten Jeder in seinem Geschäft. Auch diejenigen, welche nicht durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen gezwungen sind, besaßen sich in frischer Luft, manche zu Pferde, andere zu



Der Kirchenhof in Santos

Wagen, um die Kühe des Morgens zu genießen. Selbst außerhalb der Stadt war der regste Verkehr; die Menschenmasse flutete wie Meereswogen hin und her, und nur mit Mühe konnte man sich durch das dicke Gewühl seinen Weg bahnen.

Ich mochte mich bereits eine halbe Stunde von der Stadt entfernt haben, als mir ein eigenthümlicher, durchdringender Geruch in die Nase fiel, den ich mit keinem sonstigen Odeur zu vergleichen wußte. Hinter einer rohen, schon zerbröckelnden Mauer stieg eine dicke Rauchwolke empor; die Luft der nächsten Umgebung vollkommen verpestete; was indeß noch sonderbarer war, war das, daß sich auf dem Rande dieser Umfassungsmauer eine Menge Raubvögel niedergelassen hatten: Geier mit feberlosem Hals, schwarze Adler, Falken von verschiedener Größe und Farbe, und kleine magere und schwächliche Habichte. Einige schienen sich so mit Knochen oder Fleisch vollgestossen zu haben, daß sie träge und zusammengebückt dahinschliefen, andere schlugen mit den Flügeln und wieder andere reinigten sich mit dem Schnabel das Gefieder. — Durch die Vorübergehenden ließen sie sich in ihren Berrichtungen nicht im mindesten stören. Um das Räthselhafte dieser Scene zu ergründen und zu erfahren, aus welchem Grunde hinter der Mauer Rauch hervorbräche, hielt ich an und fragte einen Vorübergehenden um Aufschluß. Ich erfuhr, dieß sei der Ort, wo man die Todten verbrenne, auf deren Asche das raubgierige Geier- und Adlergeschlecht warte. In der That befand ich mich auf dem Leichenhofe, wo die verstorbenen Eingebornen auf Holzstößen verbrannt oder besser halb gebraten zu werden pflegen; denn kaum ist der Leichnam verlohrt und geschwärzt, so sieht man denselben aus den Flammen und wirft ihn in die Wellen des Jugsly, worauf sich dann die Vögel mit gieriger Hast auf den todtten Körper werfen, um ihn stückweise zu verschlingen. Eine Art Storch, etwa vier Fuß hoch, mit einem steinharten fufslangen Schnabel, sonst aber dem europäischen Vogel dieser Gattung ähnlich, war der gefährlichste aller dieser Raubvögel. Erst halt dieser Storch ein großes Stück Fleisch vom Körper los und im Nu verschlingt es in einem häufigen Kropf, der am Halse baumelnd herabhängt und Kehnlichkeit mit dem des Pelikans besitzt. Niemand würde übrigens wagen, einen dieser Raubvögel zu tödten, denn sie sind, wie in Konstantinopel die Hunde, die besten Keiniger der mit Unrath, Knochen und Abfällen vollgepfropften Straßen.

Der Gerächtete.

(Fortsetzung.)

IX. Das Urtheil.

Der Gerichtssaal war mit Bauern und Hofsöldnern angefüllt. Die größte Zahl von ihnen waren Jünger. Der arme Paul, auf der Bank der Angeklagten sitzend, den Kopf niedergeschlagen, hörte Alles, was man für oder gegen ihn vorbrachte. Alle Leute des Richtstuhls gaben ihm das aufrichtigste Zeugniß der Rechtschaffenheit, des Eifers, kurz eines vorzüglichen Verhaltens. Der Präsident selbst, gerührt von seiner bescheidenen Haltung, seiner Sanftmuth und seiner von Traurigkeit und Erbregung, die sich in seinen Zügen ausdrückte, zeugenden Miene, fragte ihn mit Güte und ohne ihm Vorwürfe zu machen, und forderte ihn auf, sich über den Beschuldigung fünfundsiebzig Lombs'ors zu erklären. — Aber auf diese Fragen beschränkte sich Paul zu antworten: „Ich kann es nicht sagen, aber ich habe sie nicht gethan. Ebensovornig habe ich sie von Dieben erhalten, ich habe keine Verbindung mit Räubern, ich war immer ein ehrlicher Junge, ich schwöre es vor Gott.“ — „Nun gut! so sage uns, woher du dieses Geld hast?“ — Paul antwortete nichts. Dieses beharrliche Stillschweigen reizte den Staatsanwalt, welcher ihn mit aller Heftigkeit anklagte und die ganze Strenge der

Gerechtigkeit gegen den Angeklagten angewendet wissen wollte, der so jung und doch schon so verstorbt erschien. Sein von Amtswegen für ihn aufgestellter Anwalt gab sich nicht viel Mühe, ihn zu verteidigen. Ueberdies, bei dem Vorhandensein dieses Geldes und der wiederholten Weigerung des Angeklagten, auf die Hauptfrage zu antworten, wurde die Vertbeidigung schwierig. Auch beschränkte sich der Advokat, der von der Schuld seines Klienten überzeugt war, beinahe allein darauf, die Milde des Gerichts anzurufen. Auf diese Art mußte er unsehbar verurtheilt werden. Im Augenblick, wo die Richter zur Verurtheilung sich erhoben, machte der Präsident, durch eine Regung des Mitleidens bewogen, einen letzten Versuch, den Anaben zur Aufklärung der Sache, die er bisher verweigert hatte, oder zum Geständniß seines Diebstahls zu veranlassen. „Das Gericht wird dem Geständniß Rechnung tragen,“ sagte er zu ihm, „und sein Urtheil wird weniger streng ausfallen.“ — Bei dieser — mit Wohlwollen und sichtbarer Theilnahme an ihm gerichteten — Auforderung fühlte sich der Anabe erschüttert. Je mehr die Verhandlung sich ihrem Ende näherte, mit um so größerem Schreden sah er seiner Verurtheilung entgegen: Gesängniß, Entehrung, eine Zukunft voll Schande, das war es, was er zu erwarten hatte. Er erhob sich unter diesem Eindruck; sein mit einer lebhaften Röthe bedecktes Gesicht, sein tiefes Athemholen gaben Zeugniß von seiner Angst und von dem Kampf, den auf der einen Seite sein Pflichtgefühl, auf der andern die Furcht vor einer ungerechten und gewissen Schande in seiner Seele mit einander kämpften. Dieser Augenblick war sichtbar ein schredlicher und feierlicher für ihn. Als der Präsident ihm aufreht stehend und bereit sah zu sprechen, neigte er sich, um sein Geständniß entgegenzunehmen, und alle Anwesenden hörten mit tiefem Stillschweigen. Doch dieses Stillschweigen verlängerte sich, und der Anabe, stets aufrecht, den Blick umdüstert, blieb unbeweglich und stumm. Auf einmal legte er eine Hand auf sein Herz, wie wenn er die Schläge desselben zurüdpresien wollte, die andere legte er auf die Augen und sank, in Thränen ausbrechend, auf die Bank nieder. Jetzt war alle weitere Trist zu Ende, die Richter erhoben sich, und einen Augenblick nachher nahmen sie ihre Plätze wieder ein, um die Verurtheilung anzusprechen.

X. Die Befreiung.

In diesen Augenblick entstand ein ungewöhnlicher Tumult in der Versammlung. Der Präsident hielt einen Augenblick inne; aber das Geräusch dauerte fort, und bald konnte man einen Mann unterscheiden, welcher sich mit Gewalt einen Weg durch die Menge bahnte, ohne auf die Vorwürfe oder selbst auf die Beleidigungen zu achten, welche ihm diejenigen zufügten, die er im Vorübergehen gestochen hatte. Ein breiter Filzhut bedeckte sein Gesicht, und die Bewegungen, die er machte, um die Umstehenden auf die Seite zu schieben, hinderten es, die bestimmten Umrisse seiner Züge zu bemerken. Endlich war er mitten durch die Menge hindurchgedrungen und trat bis zum Eingange des Gerichts vor. Hier machte er Halt und entlockte sein Haupt. Ein Ausruf drang aus dem Munde Aller. „Der Graf von Seratnel.“ — Und er war es wirklich; sein erster Blick auf den Angeklagten, welcher, übertrübt und verwirrt bei seinem Anblick, sich zu erheben und zu sprechen verordnete; aber ein Wind des Grafen hielt ihn davon ab. Verschiedenes verworrenes Geräusch durchdrang die Menge. „Das ist ein Aristokrat!“ riefen einige Stimmen aus der Mitte des Saales. — „Nehmt ihn fest!“ riefen Andere. Der Gedächtnis, unbeweglich, das Haupt erhoben, den Blick ruhig und ernst, wartete mit tiefer Geringschätzung, bis der Lärm und die Schmähereien nachließen. Nachdem endlich der Präsident mit großer Mühe die Stille hergestellt hatte, erhob sich der öffentliche Anklager. „Bürger,“ sagte er zu dem Grafen, „es wurde ein Ectredict gegen Euch erlassen; ich muß ihn zur Vollziehung bringen.“ — „Mein Herr,“ erwiderte kalt

der Geschädigte, „ich werde meine Pflicht erfüllen; und Ihr werdet die Gütige thun, wenn es Euch beliebt.“ — Als dann wendete er sich gegen den Präsidenten: „Dieses Kind ist unschuldig,“ sagte er mit einer festen Stimme. Die Aufklärung, welches es Euch beharrlich verweigert hat, will ich Euch geben. . . . Ich bin es,“ versetzte er, indem er zu sprechen fortfuhr, „ich bin es, welcher ihm die fünfundzwanzig Louis'd'ors, die man bei ihm fand, gegeben hat. Er hat geschwiegen, weil er wußte, daß er durch die Nennung meines Namens meine Anreizung herbeiführen würde. Er hat sich für mich geopfert; aber ich kann dieses Opfer nicht annehmen. Jetzt, da ich die Wahrheit zu Tage gefördert, bin ich bereit, allen Folgen, welche meine Lage mit sich bringt, mich zu unterwerfen. Mein Herr,“ fügte er, sich an den öffentlichen Ankläger wendend, hinzu, „das war die Pflicht, welche ich zu erfüllen hatte, und die Erfüllung derselben war für mich weniger peinlich, als diejenige für Euch sein wird, die Euch in Beziehung auf meine Person obliegt.“ — Bei diesen Worten schritt er auf den Anklagen zu, welcher, ganz bewegt, sich von seiner Bank erhob, und sich, ohne daß ihn Jemand daran zu hindern suchte, in die Arme des Grafen warf. Dieser riß ihn an sein Herz und bedeckte ihn mit Küffen. „Du bist ein braves und edles Herz,“ sagte er zu ihm. „Ich bin verloren, aber Du bist gerettet.“ Und der vornehme Herr schloß mit einer wahrhaft väterlichen Zuneigung dieses arme Kind des Volkes in seine Arme, welches nichts konnte als weinen, um ihm darauf zu antworten. Die Menge, welche Zugin dieser Scene war, erblickte sie mit staunender Bewunderung, wie wenn sie nicht an eine solche Hingebung von beiden Seiten glauben könnte. Das Murren gegen den Geschädigten hatte aufgehört; das drohende Geschrei machte der Würdigen und einer stillen, achtungsvollen Bewunderung Platz. Selbst die Richter waren erstaunt, gerührt und verwirrt, und beriethen sich verlegen. Der Protokurator der Republik bedauerte es, einen so schrecklichen Verstoß vollziehen zu müssen. Aber er hatte die ernstliche Absicht dazu; denn Kobespierre selbst hatte den Verstoß unterzeichnet. Doch hatte er nicht den Muth, diese rührende Scene zu unterbrechen, und er wartete die Herzensergüsse des Grafen bis zu Ende ab, ehe er den Verstoß zu seiner Verhaftung gab. Die Gewidarmen traten vor und der Geschädigte überließerte sich selbst ihren Händen, während Paul sich an ihn anlegte und ihn um Verzeihung bat, indem er sich als den Urheber seines Unglücks anlegte und anrief, ihn nicht verlassen zu wollen. Indessen fing die Menge an unruhig zu werden, und man hörte allgemeines Murren der Unzufriedenheit, während die Gewidarmen sich anstrengten Paul von dem Grafen zu trennen, der mit einer bewundernswürdigen Festigkeit sich in sein Schicksal fügte. Höflich öffnete sich geräuschvoll die Thüren des Gerichtssaals, eine verhörrte Menge stürzte sich mit großem Geräusche herein und zu gleicher Zeit ertönte ein ungeheurer Arm, der von der Straße kam, die Stimme des Präsidenten und die Aufe des Gerichtsdieners, welche sich umsonst anstrengten die Thüre wieder herzustellen. In einem Augenblick war der Gerichtshof ganz von der Menge in Beschlag genommen, und die Richter hatten Mühe ihre Plätze zu bebaupten. Mitten aus dem lärmennden Geschrei der Menge hörte man die Aufe: „Es lebe die Verfassung! Nieder mit Kobespierre!“ Bald erschien ein Mann mit einer dreifarbenen Schärpe und drang durch die Menge, welche sich bei seinem Anblick einen Augenblick beruhigte.

(Schluß folgt.)

W e i h n a c h t e n .

Von August Zoller.

Wenn das Jahr alt und der Himmel milder geworden ist, das Feld mit seinen Regenschauern zu tränken, wenn die

Erde erkrankt und eine Eisrinde sich über den äppigen Boden herzieht, als sollte das vegetabilische Leben erdödet werden, dann fängt das jugendliche Gemüth an sich lebendiger zu bewegen; dann zerbricht der Knabe den pressenden Panzer des Schulzwangs, der ihn an jedem neuen Morgen beim Erwachen vor seinem Tische angrinst, weil er nicht tauglich genug sich in das schwere Rete eingirnten lassen, nicht lange genug darin verharren kann; höher schlagen die Pulse, und das strenge vermeidende Wort eines grämlichen Lehrers vermag nicht das Hochgefühl zu unterdrücken, mit dem das überschwellige Herz Tausende von Mühsüchtigen auf die Seite zu werfen wagt; welche sonst in tiefter Demuth wie Altarbilder verehrt wurden. Das ganze Reich der Hoffnungen eröffnet sich; die buntesten Träume umgelenk an lichten Tage die phantastische Jugend. Der böse Dube versinkt in Furcht und tiefes Nachdenken ob der Drohungen mit einer Strafe in den kommenden Tagen; er hält still, wenn ihm die Kameraden necken, und sollte ihm der Aegerer die Brust zerprengen; das zärtliche Mädchen fliehet besämdt nach einem Winkel, um den Thränen freien Lauf zu lassen, und äittert insgeheim, ob sie nicht ausgeschlossen werde, wie man ihr vorhergesagt. Die Weihnachten naßen heran, ein Fest, das nur als die milde Ausfaat der Mutterliebe betrachtet werden kann; denn nur ihr, der unvergänglichen, durch keine Last zu schwächenden, durch keine Unthat des Kindes zu erscheidenden, nur ihr, die ängstlich wacht, vom ersten Schrei in die Welt, bis das eigene Auge brüdt, die in den letzten Segnungen die letzte Wonne findet, kann ein solch' kindlich reines Fest entspringen. Der heilige Abend stimmt zur besten Ergebung, zur tiefsten Hebmuth, zum bittersten Stummer, zur schmerzlichsten Erinnerung und zur qualvollsten Reue, und kein Herz ist, wie sehr es sich gegen Außen durch raube Worte sträube, in welchem nicht ein ergreifendes Gefühl in der Dämmerstunde ermachet. — Wühende Kinder umranken ein seliges Paar, des Glases Güter haben den stieblichen Wandel gefegnet. Der Vater kann mit stoischem Muth die gefüllte Börse öffnen, um den Seinigen eine reiche Bekehrung am heiligen Abend zu vergönnen. Manchen Tag lehrt die Mutter mit gefüllten Taschen aus dem Marktfladen nach Hause, wo sie die Geschenke ausgesucht, und nur eine Frage drängt sich immer wieder in ihr auf, ob ihr nichts entgangen sei, was die Freude erhöhen, dem Wundliche eines lieben Kindes entsprechen könnte. Manche Nacht hat sie schon halb durchwacht, um das Geheimniß zu wahren; hat die Puppen mit geschmackvollen Gewändern gezieret, Näden und Spitzenzimmer angeordnet, dabei wohl auch ein Märchen erfonnen, das in Klippen spielen soll; hat für das Töchterchen einen neuen Stragen vollendet, hat dem Anaben einen prachtvollen Säbelgurt gestickt; hat Hunderte von duftenden Springerdchen in die näherberger Formen gebrüdt; den Tannenbaum von dem Manne, der mit einem Efel die Straßen durchschitt, gekauft und sich mit aller Anstrengung des bleiernen Schlafes erwehrt. Da erhebt endlich der schöne Tag. Die ungeschuldigen Kleinen müssen es sich noch einmal gefallen lassen in die Schule gebracht zu werden, und die Mutter öffnet die Klaffen und betrachtet wohlgefallig die gehäufte Schätze und führt den Vater dazu, daß er die gutmüthige Sorgfalt lobe, und lädelit verdammt, wie er nach dem Inhalte eines nicht geöffneten Schußbuches fragt. Das Mittagsmahl geht schnell vorüber, denn Keinem munden die Speisen, weil nur das Reich der Phantasie waltet, und was nicht dahin gehört ausgeschlossen ist. Die Kleinen werden verwiesen, und zählen im hintersten Gemache an den Puls; schlagen die langlam zerrinnenden Schanden und strecken ihre Hände aus nach dem Himmel, um die Dunkelheit herabzuziehen. Hord! jetzt schlägt es fünf Uhr und da und dort wird eine Herze angezündet und auf dem Flur hört man die Diener emsig umherrennen, um der ordnenden Gebieterin Schachteln und Kästchen, Platten und Teller zur Stelle zu schaffen. Endlich tritt Stille und Ruhe ein; jetzt muß der Augenblick erscheinen, der lang ersehnt, man vernimmt

das bekannte Knarren der Thüre und will eben hinausstürzen, da fliegt ein Diener vorüber und ruft in das Gefängniß herein: „es sei noch ein Stüchden vergessen worden, das man erst holen müsse.“ Die Ungebuld fängt an sich bis zum Aufbruch zu steigern. Welch' herrlicher Ton! Eine Trompete gibt das Signal; Alles stürzt in das Bruntgemach und nimmt den Platz ein, den die Mutter anweist; die Augen der Kleinen glänzen vor Wonne und unbefreiblichem Entzücken; unzählige Lichter werfen ihren Schimmer vom Christbaum herab, der reichlich mit Traganth-Arlequins, Schellentappen, Zuderhüten und glacirten Früchten überhängt ist. Die süßsten Wünsche sind erfüllt; laum vermag der kleine Sinn den unendlichen Reichtum zu übersehen. Da erwacht plötzlich das Gefühl des Dankes, die Kinder erheben

sich und fliegen an den Hals der Eltern und danken in langen Küßen für die reiche Freude. Da zieht die Gattin eine schöne Arbeit hervor, die sie insgeheim für den geliebten Mann geförbert, und der Mann bringt ein niedliches Päckchen herbei und entwidelt einen kostbaren Pelz daraus und Vater und Mutter schauen noch einmal an der Tafel hinab, deuten auf den Segen ihres Lebens und fallen sich, Thränen im Auge, in die Arme, stolz und selig im Bunde der Ehe. — Glücklich, wenn der heilige Abend mit dem Hüllhorn erscheint; aber eine Blume aus dem Bunde gerissen, macht ihn zur Stunde der schmerzlichsten Wehmuth; denn nie erwachen Erinnerungen mit mehr Stärke, als gerade da.

Bis in die tiefe Nacht sitzen Kerzen-, Lebzellen- und Schnitzbrod-Händlerinnen auf dem Markte und bieten bei mattem



Christbaumverkauf.

Lampenscheine ihre Waare aus. Hungernde Kinder, denen am heiligen Abende keine Freude zu Theil wird, schauen mit gierigen Blicken nach den ärmlichen Schätzen. Da erblickt man oft eine im höchsten Grade Mitleid erregende Gestalt — ein altes, in der kalten Wintertracht laum halb mit Lumpen bedecktes Weib, das in Gedanken versunken nach der Lampe stiert, und von Zeit zu Zeit mechanisch nach einer Seitentasche fährt, als sollte Geld darin stecken, und die Hand sachte in neuer Täuschung zurücksieht. Es springt ein Mann heran, Wonne verklärt seine Gesichtszüge, er läuft schnell ein und entfernt sich eben so rasch wieder, als er gekommen ist. — Das arme Weib wird trüber und trüber und zieht endlich mit wankenden Schritten ab; sie hat dem weinenden Kufel nichts mitzubringen, der ihr von der sterbenden Tochter zur Pflege übergeben worden ist. — Bei

Manchem wird das Fest der Freude zum Leidenstage. Dort wandelt Einer, die Blide zu Boden gesenkt, durch die Straße; denn er vermag das Auge nicht aufzuschlagen, weil jeder Lichtstrahl aus den beleuchteten Gemächern wie ein Storpionstich in seine Brust dringt; sein eigener Zweifel hat ihn aus dem elterlichen Hause verbannt, wo auch ihm die allgemeine Freude heute umfassen würde. Da steht ein Anderer und trauert, weil ihm das Mißgeschick versagt, eigene Kinder zu beglücken; dort ein Dritter, weil sein einziger unfruchtbarer Sohn in der Welt umherirrt und ihm die Vaterfreuden hämisch vergällt. — O daß das Bild der schönsten Freude auf dieser Welt doch immer wieder so grelle und bunfte Tinten in den Seitenflügeln haben muß!

Schönwald.

Schwarzwaldb.



Mäuerinnen von Schönwald.

In Tryberg, dem Mittelpunkt der badischen Uhren- und Strohhutfabrikation, sind wir mit unsern Lesern schon öfter gewesen. Wir steigen mit ihnen von dort auf die ausgedehnten Plateaus, aus welchen die zahlreichen Wasser entspringen, die auf der einen Seite nach Westen gehen, um die Donau zu vergrößern, auf der andern nach Osten in den Rhein strömen. Diese Hochebenen, mehr als dreitausend Fuß über dem Meere, sind sehr bewohnt und reich durch ihre Industrie. Die Natur dagegen ist so melancholisch, daß dem Wanderer das Herz zusammengeschnürt wird, und man muß dort geboren und aufgewachsen sein, um nicht am Spleen zu sterben. Das Terrain hat etwas Gedrücktes, Monotonies, und selbst im Sommer bietet es nichts für das Auge Wohlthunendes. Bedenkt man dabei, daß der Winter dort sieben bis acht Monate dauert, so wird man uns beipflichten. Schönwald und Rurtwangen sind die Hauptorte dieses Theils des Schwarzwaldes, dessen Einwohner durch die Natur ganz auf die Industrie angewiesen sind.

Was in diesem von der Natur stiefmütterlich behandelten

Lande charakteristisch ist, daß die Familien auf den Höfen, die sie bewohnen, förmliche Kolonien bilden, und sich gegen die Strenge des Winters und namentlich die Vereinsamung, die der tiefe Schnee herbeiführt, vorzorgen. Alles ist konzentriert auf den einzelnen Hof, der ganz für sich lebt. Jedes Haus hat einen Backofen, eine Mühle, einen kleinen Teich, die Mühle in Bewegung zu setzen und im Falle eines Brandes löschen zu können. Im Innern ist Alles für eine lange Ueberwinterung eingerichtet und überall herrscht die größte Keuschheit.

In der Umgebung von Schönwald ist der Schlag der Frauen sehr schön und rein. Und es bietet einen gar seltsamen Anblick, die Frauen und die kleinen hübschen Mädchen im Winter in hohen Stiefeln gehen zu sehen. Der Anblick der vereinzelt Häuser und des Städtchens Schönwald ist sehr seltsam. Mauern wie Dächer sind mit grauen Holzschildeln bedekt. Ihre Form ist höchst originell und erinnert an Rußland, was einen Beweis dafür geben möchte, wie das Klima ähnlich bauen lehrt. Die guten Leute, welche

diese hohen Gegenden bewohnen, suchen sich ihre Heimat so freundlich als möglich zu machen. Sie suchen sich Kostgänger und Freunde in der Natur. Die Staaten zählen zu diesen, und seit Jahrhunderten haben sie in diesen Gegenden eine Gastfreundschaft geübt, die wirklich selten ist. Die Staaten werden wie in Polen und Rußland Hausfreunde, nur mit dem Unterschied, daß man im Schwarzwald sich nicht begnügt, ihnen wie einfachen Überlingen einen umgestürzten Topf zu bieten. Man macht ihnen kleine niedliche hölzerne Häuschen, die zum Teil abgetheilt sind für mehrere Familien. Tiefe Wohnungen sind an den besten großen Bäume oder an einer Stange von zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe befestigt, und versehen dem Orte einen ganz eigenthümlichen Anblick.

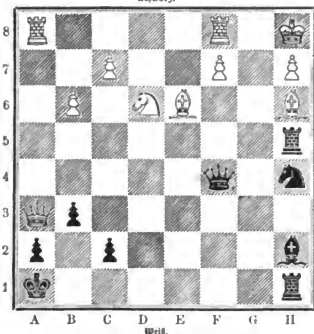
Karl Teufel.

Schach.

Reizigt von T. S. S. S. S.

Aufgabe Nr. 23.

Schwarz.



Welch zieht an und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Auflösungen.

Weiß.

Schwarz.

- Nr. 17. 1) E. B7 - B1 . . . 1) We.
- 2) C. B1 nimmt E4†. 2) T. F4 nimmt E4.
- 3) T. E2 - F2† . . . 3) E. E4 - F4.
- 4) T. F2 - F4 Schach und Matt.
- Nr. 18. 1) D. C1 - F1† . . . 1) R. K1 nimmt F1.
- 2) F. F3 - D3 . . . 2) R. F1 - E1.
- 3) T. F8 - F1 Schach und Matt.
- Nr. 19. 1) C. A6 - A3 . . . 1) C6 - C5.
- 2) R. E5 - E4 . . . 2) C5 nimmt B4.
- 3) D. A3 - E3 . . . 3) B4 - B3.
- 4) D. E3 - D4 Schach und Matt.
- Nr. 20. 1) E. E2 - E6 . . . 1) R. F7 - E6.
- 2) E. B7 - D8 . . . 2) R. E6 - E5.
- 3) E. A5 - C7 Schach und Matt.
- Nr. 21. 1) T. F8 nimmt F2. 1) E. E3 nimmt F2.
- 2) C. H3 - A3 . . .

Die Stellung ist einer Partie zwischen Morphy (Schwarz) und Bird ausgenommen, deren Schach folgender war:

- C2 - C3 D. A3 nimmt A2.
- B2 - B4 D. A2 - A1†.
- R. C1 - C2 C. A1 - A4†.
- R. C2 - B2 E. D6 nimmt B4.
- C3 nimmt B4 T. B8 nimmt B4.
- F. D2 nimmt B4 E. A4 nimmt B4†.
- R. H2 - C2 E4 - E3.
- E. F2 nimmt E3 E. C8 - F5†.
- T. D1 - D1 D. B4 - C4†.
- R. C3 - D2 D. C4 - D2†.
- R. D2 - D1 E. A2 - B1†. Schwarz gewinnt.

- Nr. 22. 1) T. A1 - A8† . . . 1) R. B5 nimmt A8.
- 2) E. D3 nimmt B7†. 2) R. A8 - D8.
- 3) E. C5 - A6 Schach und Matt.
- Nr. 23. 1) E. D4 - C5† . . . 1) E. A4 - B5.
- 2) D. C5 - B6† . . . 2) E. D5 nimmt D6.
- 3) E. D4 - C5† . . . 3) E. C6 - B4.
- 4) E. C3 - B4 Schach und Matt.
- Nr. 24. 1) E. F4 - G6† . . . 1) H7 nimmt G6.
- 2) E. F2 - H2† . . . 2) R. H8 - G8.
- 3) E. F6 nimmt G7†. 3) R. G8 nimmt G7.
- 4) E. G3 - E5† . . . 4) E. G7 - G8.
- 5) T. H2 - H8 Schach und Matt.
- Nr. 25. 1) E. F4 - F6† . . . 1) E. H6 - G7.
- 2) E. H4 - G6† . . . 2) F7 nimmt G6. Nm besten.
- 3) T. H2 - H8 . . . 3) R. H6 nimmt H7.
- 4) E. H2 - E5† . . . 4) E. H7 - G8.
- 5) T. F6 nimmt G7 Schach und Matt.

Der Gärtler.

(Schluß.)

„Robespierre ist gestürzt!“ schrie er. „Die Nationalversammlung ist Herrin, und die Schredenregierung hat ein Ende.“ — Als bald erscholl der tausendstimmige Ruf der Menge: „Nieder mit der Schredenregierung.“ — „Es gibt keine Verdächtigen mehr,“ versetzte der Mann mit der Schärpe; „die politischen Gefangenen sind frei, die Haftbefehle, die noch nicht vollzogen sind, sind ungültig.“ — Witten in dieser Unordnung konnte sich die Stimme des Präsidenten endlich Gehör verschaffen. „Bürger,“ sagte er zum Grafen von Keratnel, „Ihr seid frei!“ — „Doch traute der Graf, umgeben von der Menge, die seinen Ruf und seine edle Handlungsweise nicht genug bewundern konnte, kaum seinen Ohren. Die Menge, die kurz vorher noch rief: „Nieder mit den Aristokraten!“ wollte den vormalig „gnädigen Herrn“ im Triumph davontragen, ihn, der, um die Ehre und die Freiheit eines Kindes dem Volke zu retten, sein Leben zum Opfer bringen wollte. Es kostete ihn alle erdenkliche Mühe, sich dieser Huldigung zu entziehen, die ihm beinahe ebenso mißlich wie die Aule, die kurz zuvor gegen ihn angesetzt worden. Er errgriff den Hirtenjungen bei der Hand, und schiedte sich an den Saal zu verlassen. — „Stom!“ sagte er zu ihm, „ich will diese Gegend sobald als möglich verlassen; alle meine Güter wurden verkauft, aber ich habe jern von hier, in der Dauphiné, einen Onkel ohne Kinder, der mich zum Erben seines Vermögens bestimmt hat. Es können noch glückliche Tage für mich anbrechen und ich will für Deine Erbsenz sorgen.“ Paul vernahm diese Worte und war bereit ihm zu folgen, doch überkam ihn einige Traurigkeit. „Worüber trauerst Du,“ sprach der Graf zu ihm, „führst Du nicht ein klägliches Leben auf diesem Pachthof?“ — „Es ist nicht der Pachthof,“ sagte Paul, indem er die Augen niederblickte, „auch nicht mein Thal, ob ich gleich dort sehr glückliche Stunden zugebracht habe; aber...“ Er hielt kurzhaft inne, indem er mit trauriger Miene das kleine Medaillon betrachtete, welches Johanne ihm gegeben hatte, und das er in seinen Fingerring hielt. „Sie war in Wahrheit eine Schwester für mich, mein Herr, die kleine Johanne... Sie war so gut gegen mich. Ach! wenn Jhr gesehen hätten, wie sie weinte, als sie mich arretirt sah? Das arme Kind, als mich alle Welt anklagte, nahm sie allein mich gegen alle Welt in Schutz... Seht hier dieß Andenken, das sie mir gegeben hat, und zwar, als ich in den Augen Aller für einen Dieb galt, für einen Missethünder von Nürnberg, welche das Land unsicher machen. Ich kann sie nicht verlassen, ohne ihr zu danken.“ Und als er diese Worte gesprochen hatte, brach er in Thränen aus. — „Du hast recht,“ rief der Graf, „Du bist ihr ein Andenken und Dankesbezeugungen schuldig. Geh! nun und bring' den Rest des Tages auf dem Pachthof zu, und heute Abend kommst Du nach Fontion zurück, wo Du mich treffen wirst. Diese Nacht reisen wir zusammen ab.“ Und in der That reiste Herr von Keratnel in der folgenden Nacht nach der Dauphiné, indem

er seinen jungen Freund mit sich nahm. Herr von Keratuel verwendete die größte Sorgfalt auf die Erziehung des jungen Paul und ließ ihm einen gründlichen Unterricht geben. Nach Verlust von drei Jahren trat er die Erbschaft seines Onkels an und vertraute Paul die Verwaltung eines schönen Guts in der Nähe seines Schlosses, und da er selber ein gebildeter Landwirt war, so gefiel er sich, ihn bei seinen Arbeiten zu leiten und ihm seinen Rath zu erteilen. Als Paul, dessen ausgezeichnete Fähigkeiten von Tag zu Tag mehr hervortraten, ein durch und durch geachteter Ackerbauer geworden war, machte der Graf ihm das Gut, das er baute, zum Geschenk, was ungefähr einen Werth von hunderttausend Franken hatte. Paul war damals einundzwanzig Jahre alt. Was war unterdessen aus Paul's alter Herrschaft, der Pächterfamilie von La Saussaie geworden? Ihr Loos hatte sich, wie wir bald sehen werden, sehr geändert.

XI. Das Weibchen.

Einige Meilen von dem Pachtgut entfernt, das nicht mehr in den Händen des Vater Thomas war (denn eine Reihe von Unglücksfällen hatte ihn gänzlich ruiniert), am Ende eines kleinen Dorfes, sieht man ein kleines, armeliges Haus, dessen Strohdach einsinkend droht. Ein Zimmer und ein dunkles Kämmerchen bildeten das ganze Innere. Das Zimmer, der einzige bewohnbare Theil, hatte eine Länge von ungefähr zwölf Fuß, weiße Kalkwände, war kaum erleuchtet durch ein enges Fenster, wo vierdige Papierblätter mehrere Scheiben ersetzen mußten, hatte zum Stubenboden nichts als die nackte Erde, und als Hausgeräthe nichts als ein Bett, eine alte Truhe, einen wackeligen Tisch und zerbrochene Stühle. Auf hölzernen Rahmen an der Wand lagen Kudegeräthschalen, Zedentäuel, halbgelbte Strümpfe bunt durch einander; ein Kalender, zwei Weibbücher und ein neues Testament mit abgeriffenen Blättern, die auf das Ende von einer dieser Nahten mit einer gewissen Vorrichtung gestellt waren, bildeten die ganze Bibliothek dieses Hauses. Um den Herd herum, wo einige dürre Zweige von Stedpflurern brannten, saßen drei Personen bei einander, welche still arbeiteten. Ein Greis von siebenzig Jahren, mit rauhen Zügen, spärlichen grauen Haaren, mit starken und breiten Händen, war soeben mit dem Flechten eines Weidenkorbs fertig geworden, den er alsbald in die Stadt verkaufen wollte; im Vordergrund war eine arme Frau beinahe in gleichem Alter, bald und abgemagert. Die erlöschende Farbe ihres Gesichtes, ihr unbüsterter Blick, ihre Haltung selbst sagten Ergebung, aber eine schmerzliche Ergebung an. Sie spann, ohne daß sie das Aussehen hatte, als ob sie mit Aufmerksamkeithaltung bei der Arbeit wäre, und man glaubte, das Spinnradchen sei es, was ihren Fuß in Bewegung setze. Zwischen diesen zwei Alten, welche ihr Leben in Elend undummer zu beschließen im Begriff standen, begann eine dritte Person das ihrige in der Schule der Leiden. Die war ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, deren Schönheit zugleich mit Sanftmuth und Traurigkeit gepaart war. Ihre reinen und glänzenden Augen waren von einem dunkeln Ring eingefaßt, der von vielen Nachtwachen zeugte; ihre Züge trugen das Gepräge der Ermattung, aber trotz ihrer Blässe merkte man ihr die Lebenskraft und die Jugend an. Sie arbeitete mit Emsigkeit an einer Stiderei. Dieser Anblick war sehr traurig, und was ihn noch trauriger machte, das war das düstere und finstere Stillschweigen, welches in dem armligen Innern herrschte. Es schien, daß Niemand es zu stören wagte, aus Furcht, peinliche Gedanken nach zu rufen. Doch endlich richtete der Greis, der seit einiger Zeit den Blick auf das junge Mädchen geheftet hatte, das Wort an dieselbe. „Hannchen, Du arbeitest juwiel; Du verdirbst Deine Gesundheit.“ — „Habt keine Furcht,“ erwiderte das junge Mädchen, indem sie zu lächeln versuchte, „ich bin jung und kräftig, und wenn ich daran denke, daß ich für Euch arbeite, so gibt mir dieß

Muth.“ — „Du bist eine gute Seele, Du; aber ich will nicht, daß Du krank wirst, noch überhaupt, daß Du Mächte durchwachst, wie in den letzten Tagen . . . Sieh! ich wette, daß Du wieder heute Nacht gemacht hast . . . D! sage nicht Nein! ich sehe es Deinen Augen an.“ — „Und Du hast uns doch versprochen, es nicht wieder zu thun,“ sagte die Mutter. — „Ganz gewiß, aber diesmal ist es eine Ausnahme; ich muß heute diese Stiderei beenden, und diesen Abend werde ich Euch ein gutes Nachtessen aufstischen: Ihr werdet etwas bekommen, um ein Glas Most zu trinken und Euch zu stärken; denn Ihr wißt, daß Euch dieß schon lange nicht mehr begegnet ist.“ — „Armes Kind!“ entgegnete Vater Thomas mit einer tiefen Traurigkeit; „Du verdienst ein besseres Loos, da Du so gut und so fleißig bist!“ — „Ach, mein Vater!“ rief das junge Mädchen, „ich beklage mich ja nicht, ich hoffe, daß Gott es uns einst noch gut gehen lassen wird.“ — „Ja, er gebe uns Geduld,“ antwortete der Greis mit bitterem Tone, „es ist schon lange Zeit, daß Du das für mich erbittest. Ich habe sie, was mich angeht, ja, was uns zwei betrifft, nicht wahr, Frau? Wir haben nicht mehr lange zu leiden. Aber Du, die Du noch so jung bist und die Du glücklich sein solltest . . . Nein, siehst Du, ich kann mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir Dich im Elend zurücklassen sollen: ich kann mich nicht dabei beruhigen . . . Ach! Du hast gut sprechen, es übersteigt meine Kräfte.“ — „In diesem Augenblick klopfte man an die Thüre; sie öffnete sich und ein junger Mann, einfach aber mit einer ausgefuchten Saubereit gekleidet, trat in die Strohhütte ein. Er nahm ehrerbietig seinen Hut ab, grüßte höflich die beiden Frauen, und nachdem er einen schnellen Blick in das Zimmer geworfen hatte, schritt er auf Vater Thomas zu. „Seid Ihr nicht Herr Thomas,“ sagte der Fremde, „der Pächter von La Saussaie?“ — „Entschuldigt, mein Herr,“ antwortete der Greis; „ich bin wohl der Vater Thomas, aber ich bin schon seit vier Jahren nicht mehr Pächter von La Saussaie.“ — „Vier Jahre,“ entgegnete der Fremde; „ich wußte nicht, daß Ihr den Hof schon so lange verlassen habt.“ — „Ja, mein Herr, vier Jahre, die hart durchzumachen waren.“ — „Wahrhaftig, Ihr scheint nicht glücklich zu sein,“ versetzte der Fremde, indem seine Augen durch das ärmliche Gemach schweiften. Indessen nahm er vertraulich einen Stuhl: „Ich bin beauftragt,“ sagte er hinzu, „von einer Person, welche sich für Euch interessiert, mich nach Eurer Lage zu erkundigen. Ihr habt wohl große Verluste erlitten?“ — „Ach! mein Herr, drei schlechte Jahre nach einander; die Sencke kam unter unser Vieh und obendrein kam noch der Hagel dazu; nebst diesem immer den gleichen Jind zahlten, und dann die Steuern und auch noch den Kriegsgeldenten; was werde ich? Wir mochten noch so sehr arbeiten und uns Entbehrungen auslegen, alle unsere Ersparnisse gingen drauf bis auf den letzten Sous. Und jetzt, da wir kaum mehr arbeiten können, ist es dieses Kind, welches uns unsern Unterhalt verschafft.“ — „Ja, mein Herr, sie ganz allein, in einem Alter von zwanzig Jahren, während sie glücklich sein und eine ordentliche Mitgift bekommen sollte.“ — „Aber, mein Vater, ich beklage mich ja nicht,“ unterbrach ihn Johanne. „Warum . . .“ — „Es ist wahr,“ entgegnete der Greis, „sie beklagt sich nie, das liebe Kind; im Gegenheil ist sie bestrebt uns aufzuheitern; aber Tu leidest doch . . . Ach! läugne es nicht, ich sehe es wohl, und das ist es, was mich am meisten betrümmert.“ — Ein peinliches Stillschweigen folgte auf diese Worte. Der Fremde, die Augen auf Johanne geheftet, schien tief bewegt. Das junge Mädchen, welches seinem Blick begegnete, schlug die Augen nieder und erröthete, ohne zu wissen warum? Was die Mutter betrifft, so fuhr sie fort das Spinnradchen zu drehen oder vielmehr es sich drehen zu lassen, wie wenn sie schon an einen solchen Antritt und solche Klagen gewöhnt gewesen oder wenigstens gleichgültig dagegen geworden wäre. — „Run gut,“ erwiderte der Fremde; „ich kam hieher, wie ich Euch gesagt habe,

um Eure Lage kennen zu lernen; Ihr habt wohl gethan, mir dieselbe zu schildern, und die Person, die mich geschickt hat, wird sehr betrübt darüber sein.“ — „Aber wer kann sich denn für uns interessieren? Die Unglücklichen haben wenig Freunde.“ — „Welleicht habt Ihr doch noch solche. Erinnerung Ihr Euch vielleicht noch an Paul, den Hirtenjungen?“ — „Ob ich mich seiner erinnere? Ja wohl! Seit er uns verlassen hat, fing es an uns schlecht zu gehen. Zuerst ging meine Herde, welche in seinen Händen so wohl gehie, nach und nach zu Grunde, da sie der Aufsicht eines nichtsnutzigen Schlingels anvertraut wurde, den ich an Paul's Stelle angenommen hatte. Und dann sind die Miskernten gekommen.“ Aber was ist denn aus Paul geworden, seit ein vornehmer Herr ihn mit sich fort- und in seinen Dienst genommen hat? Habt Ihr Nachrichten von ihm?“

Da konnte der junge Fremde seine Rührung nicht mehr verbergen und rief: „Ich habe mich wohl sehr verändert in



Der Graf wurde Paul's Lehrer. (S. 366.)

dem einen Gedanken beseelt, einft Euch als Braut heimzuführen zu dürfen, wenn ich reich genug wäre, um Euch und

diesen sechs Jahren. Den Paul erkennt ihr nicht wieder; aber dieß hier, werdet Ihr dieß wohl wieder erkennen?“ Und ein Medaillon aus seinem Pufen ziehend, überreichte er dasselbe Johannes, die ganz bleich und zitternd war vor Rührung. „Hier ist das Medaillon, das Ihr mir gegeben habt, als ich ein armes — eines Diebstahls angeklagtes — Kind gewesen, und auf dem Punkte war, als Dieb verurtheilt zu werden. Ihr allein habt damals an meine Unschuld geglaubt; Ihr allein habt mich getröstet und mir das Verprechen abgenommen, Euch nie zu vergessen. Ich habe Euer Medaillon als kostbares Pfand auf meiner Brust und Euer Andenken in meinem Herzen getragen. Nun ist Paul Besitzer eines Guts, Paul ist reich, und Paul kommt, um bei Euren Eltern um Eure Hand anzubalten. Ihr werdet sie mir nicht abschlagen; ich habe Jahre lang gearbeitet, nur von



Er drückte seinen Hut tief in die Augen und nahm an einem Tische Platz. (S. 371.)

die Euren zu erhalten. Ich will Euch ihnen nicht entführen. Nein! Sie werden bei uns wohnen, und unsere liebste Sorge wird sein, ihnen ein glückliches Alter zu bereiten.“ — Mit Thränen der Freude wurde dieses Anerbieten angenommen.

Auf diese Art wurde das gute Herz der Johanne sowie die heldenmüthige Aufopferung Paul's belohnt.

H. HEINRICH
Buchbinderel
Rottenburg/L.

Digitized by

